

Page 117



"Hört zu!"

Die
blutende Nonne,

oder

Die Erscheinung um Mitternacht
in der Schauerhöhle.

Ritter- und Geistergeschichte

von

J. A. von Train.

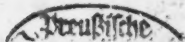
I. Band.

Mit lithographirter Abbildung.

Nordhausen

bei Ernst Friedrich Züsli.

1832.



1926.3642, 16

Die
blutende Nonne
oder
die Erscheinung um Mitternacht
in der Schauerhöhle.

Ritter- und Geistergeschichte
von
J. A. von Train.



Es war am 19. August 1173, als der Thürmwart der Veste Hohnstein vor Tages Anbruch, sein Horn weitschallend ertönen ließ. In den Zwingern heulten die Rüden, wiehernd sprangen die Streitrosse vom Lager auf und in den Gemächern und auf dem Hofe der stattlichen Burg wurde es laut und rührig. Und als der Thürmer mit dem ersten Sonnenstrahle nochmal in das schmetternde Horn stieß, da thaten sich die Stallungen auf, und fünfzig Wappner in festlichen Prunkwämfern, Waffen und das Metall der Reitzzeuge spiegelblank gepußt, trabten auf muthigen Rossen

heran, und reichten sich dem Eingange in die Pfalz gegenüber, wo Ullo, der Leibknappe, mit dem schnaubenden, wie schwarzer Sammt glänzenden Schaumhengste des Gebiethers harrte.

In leichter Rüstung, Helm und Kürass von feinem Silber, mit goldenen Buckeln und zierlichen Schnörkeln mannigfaltig geschmückt, eine reich und in lieblicher Farbenverwebung sinnig gestickte Schärpe um den schlanken Leib und ein leichtes Schwerdt mit künstlich gearbeitetem Knauf an der Seite, trat jetzt Kuno von Hohnstein aus der Pfalz, schwang sich, die jubelnden Reiter freundlich grüßend, auf das stolz bäumende Roß und sprengte durch den Burghof hin über die donnernde Zugbrücke der Feste Rauhenfels zu, um an diesem sehnlich erharrten Tage mit Mechtildis, des Grafen wunderschöner Tochter, das Fest der Vermählung zu feiern.

Ritter Kuno von Hohnstein, gefürchtet in der blutigen Schlacht und in den Schranken des Turnierplatzes, war ein schöner kraftvol-

ler Mann, der in der klirrenden Rüstung das Schlachtschwerdt und den gewichtigen Speer furchtbar schwingend eben so, wie im Prunkroamse, das reich besiedelte Varet auf dem schwarzen Fockenkopfe, die Herzen der Fräulein und der Dirnen mit voller Liebesmacht bewegte und den weiblichen Busen mit heißem Verlangen erfüllte. Schon lange war sein biederer Vater und seine sanfte Mutter in das bessere Leben hinübergegangen; ihm, dem einzigen Sohne, ward das große Erbe, denn um Hohnstein herum, so weit von der Rinne des Burgthurms aus, das Auge reichen konnte, gehörten die Waldungen, Dörfer und Raierhöfe mit ihren Aekern, Wiesen und Teichen zur Burg Hohnstein, auch mehrere Ritter waren den Burgherrn-Lehenpflichtig.

Schon hatte Kuno das Mannsalter erreicht, und noch war ihm die Liebe fremd geblieben. Wo es eine ehrliebe Fehde gab, wo die Unschuld verfolgt wurde und das Recht seinen Triumph feiern wollte, da war

Runo hoch zu Gaule, an der Spitze seiner tapfern Reifigen, muthig und rastlos kämpfend für die gute Sache.

Gab es keine Fehde und keinen Strauß gegen Raubgesindel in seinen Markungen, oder auf dem Gebiete bedrängter Nachbarn, so brachte er seine Zeit mit Jagen, mit Übung seiner Mannen in Führung des Schwerdtes und des Speeres, im Schießen mit der Armbrust, im Tummeln der Rosse zu, und hatte er in den Winterabenden keinen Zuspruch von befreundeten oder fremden Rittern, so ließ er sich von dem alten Harfner Givert, der schon viele Jahre auf Hohnstein zubachte, mancherlei, bald ernste, bald kurzweilige Weisen vorspielen, oder er saß mit Vater Anselm, dem Burgpfaffen, am Schachbrette.

Eines Tages sprengte Foll, des Grafen von Raubensels Leibnappe, auf schäumenden Klepper, bei Runo burgein, schnelle Hülfe für seinen Herrn heischend gegen Otto von Brandenburg, der unritterlichen Weise mit großer

Kriegsmacht in das Rauhenselser Gebiet eingefallen war. Kuno jauchzte laut ob der willkommenen Gelegenheit, dem bieder'n Rauhensfels freundschaftlichen Dienst leisten zu können.

Die Reiterböben mußten auffigen, um die Leibeigenen, die auf den Dörfern und Weisern des Ritters haupsten, zum Kampfe aufzubieten, Kuno selbst, an der Spitze der schnell aufgebothenen ritterlichen Vasallen, ritt mit fünfzig Wappnern und Reifigen der Fehde zu; ihm folgten in Eile hundert wohlgeübte Armbrust-Schützen, und zweihundert Lanzenknechte.

Mehrere Wochen währte die Fehde, viele Schlachten wurden geschlagen, und die Kampfstätten waren mit getödteten Mannen und Rossen bedeckt, denn Otto von Brandenburg und seine Gegner kämpften mit großer Tapferkeit und großer Erbitterung. Graf Ulrich von Rauhensels hatte die herrlichen Siege und den für ihn vortheilhaft geschlossenen Frieden größtentheils dem Muthe des Hohnstei-

ner und dessen Kämpfen zu danken, selbst die Rettung des eignen Lebens, da ihn Kuno ganz allein aus einem Haufen feindlicher Kriechte herauszieh.

Die Fehde war beendet. Ritter Kuno konnte den Bitten des Grafen, mit ihm auf seine Burg zu ziehen, und dort von Schlachten und Anstrengungen auszuruhen, nicht widerstehen. Er ließ seine Reiter und sein Fußvolk, die in dem Kampfe mit dem Brandenburger große Beute gemacht hatten, überdieß von dem dankbaren Grafen reichlich belohnt wurden, nach Hause ziehen, und, nur von Udo, dem treuen Knappen begleitet, ritt er an der Seite des Grafen auf der Beste Rauhenfels ein.

An der Hand der Mutter eilte Mechthildis, des Grafen Tochter, den Einreitenden entgegen. Wie ein Jüngling schwang sich Vater Rauhenfels vom Rosse, um in den Armen der Gattin und der Tochter die Wonne des Wiedersehens in vollen Maße zu genie-

ßen; wie mit Banden umschlungen saß Runo auf seinem Hengste, er vermochte nicht, sich aus dem Sattel zu heben, so sehr war er von den Reizen des Grafenkindes bezaubert. Zum Glück konnte Vater Rauhenfels sich nicht satt Herzen an seinen Lieben, dadurch war dem Ritter Zeit zur Fassung geworden, und als er jetzt vor Mutter und Tochter stand, und letztere, den Busen voll glühenden Dankes für den Retter ihres Vaters, ihn rasch umschlang, und ihren Rosenmund auf seine frischen Lippen drückte, da hatte er keine Worte, aber den Pfeil der Liebe mit tausend Wiederhaken in der tiefsten Tiefe des flammenden Herzens.

• Noch nicht volle drei Tage war Ritter Runo auf Rauhenfels, als er schon mit Mechthildis den Bund der Liebe und der Treue geschlossen hatte. Mit Thränen der Bönne segneten die Eltern diesen Bund, denn sie konnten für die geliebte Tochter keinen bessern Gatten sich wünschen, und es gab keinen Tag, wo sie nicht zur ungewohnten Stunde in die

Burgkapelle schlichen, um dort den lieben Gott für das Glück der guten Tochter zu danken, und ihn innig zu bitten, daß er die Tage der Liebenden mit seiner Vaterhand schirme.

Der Tag Sebaldi wurde zum Hochzeits- tag anberaumt. Mit der Morgenröthe dieses Tages, am 19. August 1173, ritt Runo von Hohnstein, von festlich geschmückten Wapp- nern geleitet, gen Rauhenfels. Bei zahlrei- cher Versammlung edler Ritter und edler Frauen und Fräuleins wurden die Liebenden von dem ehrwürdigen Gelosius, dem Abte von Leonhardstein, getraut, vierzehn Tage währ- ten die Feste, dann zogen die glücklichen Gat- ten nach Hohnstein.

Erst im dritten Jahre wurde diese Ehe voll Liebe, Traulichkeit und Frieden, mit einem Töchterlein gesegnet, das in der heiligen Tau- fe den Namen Emma empfing. Grenzenlos

war die Freude der Eltern, aber unbeschreiblich Rums Entzücken, als ihm elf Monden darauf die sittige Ehefrau hold erröthend, die Augen an der Brust des theuern Gatten verbergend, mit süßem Lispeln gestand, daß sie sich neuerdings Mutter fühlte. Jetzt gab sich der glückliche Vater der Hoffnung hin, einen Sohn, einen Erben seines Namens auf den Armen zu wiegen, und die Thaten der Hohnsteiner von den Urahnen bis zu diesem Sprößling rühmlich gethan, durch ihn, auf die künftigen Geschlechter fortgepflanzt zu sehen.

Wechthilbis hatte nach der Geburt ihrer Emma, das Gelübde gethan, zu dem wunderthätigen Gnadenbilde des Klosters Maria-Zell zu wallfahrten, um dort für die gespendete Mutterfreude dem Allmächtigen zu danken, und um neuen Segen Ihn anzusehen. Beinahe ein Jahr war hingegangen, bis sie, durch langwierige Krankheit an Kräften erschöpft, wieder so rüstig wurde, ihr Gelübde erfüllen zu können.

Sie wollte den Weg nach Maria-Zell zu Fuße machen, aber Kuno gestattete dieß nicht da die Straße dahin, welche größtentheils durch Waldungen und über Gebirge führte, unsicher war. Mechthildis bestieg ihren Zelter und der Gatte selbst begleitete sie an der Spitze von dreißig auserlesenen Reifigen. Schon war das Gelübde mit Gebet erfüllt, und mit Opfergaben an das Kloster und mit reichlichen Almosen für die Armen des Klostersprengels, und schon war man auf dem Heimwege, als in einem Forste, der noch zum Kloster gehörte, Rüdengebell und das Schmettern der Jagdhörner erscholl. Da stürzte ein wunder Hirsch aus dem Gebüsch mitten durch den Zug, dicht an Mechthildis Roslein vorüber. Dieses, sonst ein gar frommes und furchtloses Thier, erschrak so sehr über den schnaubenden Hirsch, daß es einen furchtbaren Seitensprung machte, und nicht achtend des scharfen Gebißes, brausend aus weit geöffneten Nüstern, in wüthender Hast dahin spreng-

te. Gewaltig stieß Runo dem Rappen die Sporn in die Seite, mit Windesschnelle eilte er der Hülserufenden nach, er war an Ihrer Seite, er streckte die Hand aus, den Zügel des pfeilschnellen Zelters zu fassen, da stürzte dieser über eine hoch emporragende Baumwurzel. Mit zerschmetterter Brust, schnell das Leben aushauchend, lag Mechthildis am blutgefärbten Fuße einer bemoosten Eiche.

Runo, sonst der gefällige, lebensfrohe Kämpfer, der sich nur wohl fühlte im Kreise froher Gesponsen, wo ihm die herzige Ehefrau dem Humpen kredenzte, und mit ihren Küssen würzte, im geräuschvollen Walten auf Jagden, Turnieren, überall begleitet von der lebenswürdigen Mechthildis; Runo, sonst so sanft zur Friedenszeit, als tapfer auf Strauß und Fehde, so wohlthätig gegen Arme, so freundlich und liebevoll gegen Gesinde, Land-

voll und Kriegsmänner, als streng gegen Bösewichte und Ehrlose, ward seit Meehlhildis Tod in allen seinen Werken und Worten sich so zum Gegenbilde, daß ihn bald seine vertrauesten Kampfgenossen nicht mehr erkannten, und nach vielen fruchtlosen Versuchen, ihm andere Gesinnungen einzulösen, sich mit Trauer und Schmerz von seinem Umgange zurück zogen.

Er war an der Seite seiner verbliebenen Gattin ohnmächtig niedergesunken, viele Tage rang er mit dem Tode, Monden verflossen, bis er vom Siechlager hinaus ins Freie konnte. Froh jubelte alles, als der Burgherr zum erstenmal aus der Pfalz hervor trat. Die Mannschaft und das Gesinde der Burg, an ihrer Spitze der greise Burgvoigt, sammelten sich um den Herrn, ihm ihre Freude ob der langersehnten Genesung zu bezeigen; aber erschrocken wichen sie zurück und erstarrten in Schmerz und Wehmuth, als der Ritter mit zornigem Gesichte die Glückwünschenden schweigen hieß, und ihnen entgegen donnerte: „Wer

wagt es, zu jubeln und sich des Lebens zu freuen in dieser trauervollen Burg. Ewige Gefangenschaft im tiefften Burgverließ werde demjenigen, der sich erköhnt, hier eine jauchzende Stimme hören zu lassen, und mit eigener Hand durchbohre ich jeden von Euch, dessen Schwerdt einen in meinem Gau wandelnden Pilger, einen durchziehenden Kaufmann, einen reisenden Bildner verschont. So weit sich Hohnsteins Markungen erstrecken, so weit muß sich auch Angst und Tod ausbreiten. Nur Thränen des Schmerzes, nur Blut soll in meinem Gebiete fließen. Um Euch zu beweisen, daß Kuno von Hohnstein aufgehört hat, ein tändelnder, weichherziger Fant zu seyn, so will ich mein Richteramt, wie es mir als Herr über Leben und Tod meiner Unterthanen zustehet, alsogleich getreulich verwalten. Ich habe vorhin von dem Erker meines Gemaches gesehen, daß ein Hirtenjunge mit einem Steine nach einem meiner Rüden warf, der einen Bullen auf dem Felde zu meiner

Ergözung umher jagte. Dir, Vogt, gebiete ich, den frechen Buben auf der Stelle niederzuhauen. Und jedem von Euch wird dasselbe Loos werden, der sich vermessen soll, meinen Ingrimme zu reizen.“ —

Was Ritter Kuno hier seinen Mannen aus menschenfeindlichem Herzen zugeherrscht hatte, das hielt er getreulich. Bald war auf Hohnsteinischem Gebiete der Schrecken und die Furcht einheimisch geworden. Man fand arglos dahinziehende Kaufleute, arme Pilger und friedfertige Bildner, die nach Welschland ziehen wollten, erwürgt oder niedergehauen.

Es wagten zwar nicht die Räuberhorden, in Kunos Markungen ihr Wesen zu treiben, aber zahlreich und übermüthig verheerten sie mit Raub, Mord und Brand die Gebiete der benachbarten Ritter, und diese, zur Selbsthülfe nicht mächtig genug, durften von Kuno keine Hülfe erwarten, da das Herz des Grausamen und die Thore seiner Feste jedem Flehenden verschlossen waren. Es versammelten

sich zwar die benachbarten Ritter zur Berathung, wie sie dem Drucke des Raubgesindels steuern, und auf Kunos Markungen dem Gottesfrieden für die Reisenden wieder herstellen können, aber es waren lauter arme Ritter, die kaum so viel Knechte besolden konnten, um ihre halbverfallne Burgen zu vertheidigen, und als zwei greise ehrenfeste Ritter an das Hoflager des Herzogs eilten und ihre gerechte Klage vorbrachten und flehten: Ritter Kuno von Hohnstein mit einer Kriegsmacht zu überziehen, und ihn zu zwingen, zu erfüllen die Pflichten eines freisamen Ritters, der Gott und seine Bestimmung vor Augen habe, da sagte ihnen der Landesherr mit trauernder Miene, daß er jetzt in eine große Fehde verwickelt, und nicht mächtig genug sey, das stolze und menschenfeindliche Haupt des mächtigen Kuno von Hohnstein zu beugen.

Immer ärger trieb es Kuno. Tage und Nächte weilte er in den Forsten. Je grausamer der wunde Hirsch von den blutgierigen

Rüden zerfleischt wurde, desto lauter lachte er. Hatte sonst einer seiner Knechte oder Untertanen wegen eines Versehens einen sanften Verweis erhalten, so wurde jetzt der Fehlende in das tiefste Burgverließ wochenlang bei schimmlichten Brod und faulen Wasser geworfen, oder an die blutbesprigte Marterssäule gebunden, und mit drathgeflochtner Peitsche gegeißelt, bis das Fleisch sich von den Gebeinen löste.

Nur solche Ritter, welche im ganzen Gau durch Grausamkeit und Laster sich gefürchtet und verabscheut gemacht hatten, waren auf Hohnstein willkommen. Durch diese wurde Kuno, der noch nie ein Weib, als seine Medithildis berührt, und seit ihrem Tode jedes weibliche Wesen gemieden hatte, zum Wollüstling gemacht. Es gab bald in der Feste Hohnstein genug feile freche Buhldirnen, die ihm seine Freunde, oft aus fremdem Lande, mit großem Kostenaufwande herbeiführten, und Tage und Nächte wurden beim Saufgelage und

unter den schaamlosesten Gespielen mit den Dirnen verschwelgt. Kein Knappe, kein Knecht, selbst kein Rüdenbube, der keusch und Gottesfürchtig war, blieb länger in der Pasterhaften Burg; an ihre Stelle kamen nur solche, die schon dem Rade entflohen, oder grausame, von der Menschheit ausgestoßene Bösewichte waren.

Man hätte glauben sollen, daß die wunderholde Emma, das liebliche Pfand der treuesten Liebe, dieses Gebilde der Sanftmuth, Barte und Schönheit, auf das Herz des Vaters wirken und durch ihren Anblick ihm die Erfüllung seiner Pflichten heilig machen würde. Aber auch Emma das schuldblose reizende Kind, war der Gegenstand seines Hasses. Als er zum erstenmal nach dem Tode seiner Ehefrau aus seinem Irzsinne erwachte und einen ruhigen lichtvollen Augenblick hatte, da glaubte

Abelinde, Emma's liebevolle Aufseherin, dem todkranken Vater durch den Anblick des geliebten Töchterleins Trost und Freude zu bereiten; aber kaum näherte sie sich mit dem Kinde dem Siechlager, als Kuno wüthend auffuhr, das Kind, als Veranlassung der Ballfahrtreise, die Mörderin der Mutter nannte, und unter gräßlichen Gesuche der zitternden Abelinde gebot, sich stracks zu entfernen. So bald er das Lager verlassen und wieder im Freien wandeln konnte, mußte Abelinde mit Emma den abgelegensten Theil der Burg beziehen. Auf der Stelle wurden alle Fenster, die in den Burghof gingen, und alle Thüren, bis auf eine, welche hinter der Ringmauer unter dunkeln Schwißbogen in die Wirthschaftsgeräume, auf wenig besetzten Wege führte, vermauert. Die Einsamen hatten keine Aussicht, als in ein, nur von ihnen besuchtes verwildertes Gärtlein, und auf den, jenseits eines Wiesenthales gelegenen, mit Tannen und dichtbelaubten Eichen bewachsenen Bergrücken;

eine alte grämliche Magd ward zu ihrer Bedienung, zur Vereitung der Speisen und Vorforgung sonstiger Bedürfnisse angewiesen. In dieser Einsamkeit sollte Emma bis in ihr achtzehntes Lebensjahr, von jedem männlichen Wesen abgeschieden, ihre Tage zubringen, dann denjenigen Ritter, welchen der Vater für die Tochter erwählen würde, aus ihrer klösterlichen Zelle an den Traualtar und in das Treiben der Welt folgen. —

Unter Adelinde's Aufsicht und Leitung, wurde Emma gewiß eine fromme, sittige und verständige Dirne geworden seyn, hätte sie bis zum Austritte aus ihrer Einsiedelei an der Seite dieser tugendhaften Pflegmutter wandeln können. Adelinde, die Tochter eines armen Ritters, hatte mehrere Jahre in dem Nonnen-Kloster zu Maria-Zell gelebt, und dort ihr Herz stark gemacht in allen Pflichten der Religion, und ihren Geist bereichert mit vielem Wissen. Im fortdauernden Umgange mit dieser edlen hochverständigen Führerin

würde Emma, wie gesagt, ein Muster weiblicher Vollkommenheit geworden seyn; aber sie sollte es nicht werden.

Emma hatte, als sie vierzehn Jahre alt war, eine Schärpe gestickt, so sinnig, so künstlich, daß dieses Meisterstück weiblicher Handarbeit verdient hätte, bei einem Turniere als erster Dank dem Sieger zu werden. Die Schärpe war von Emma zu einem Geschenk für ihren Vater bestimmt, den sie seit jenem Augenblicke der gefühllosen Verstoßung nicht wieder gesehen hatte. Adeline hoffte durch den Anblick der ausblühenden Schönheit und der bezaubernden Gestaltung der Tochter die Eiskrinde des Hasses und der Verläugnung von dem Herzen des Vaters abzulösen. An seinem Geburtstag trat Emma, die Schärpe und ein Glückwünschendes, zierlich geschriebenes Handbrieslein auf einem sammtnen Kissen tragend, von Adeline begleitet, in das Gemach des Vaters. Es war aber leider gerade ein sehr ungünstiger Augenblick. Der

Ritter hatte so eben Kunde erhalten, daß drei seiner Reifigen, die er gesendet hatte, einem Landmann wegen verfallner Steuer das Vieh aus dem Stalle zu treiben, von dem, ob viel und lange erlittener Bedrückung aufgeregtem Volke erschlagen worden seyn.

Sein böses Herz war voll Ingrimm. Dieser wurde zur ausbrechenden Wuth, als er seine Tochter und durch ihr eigenmächtiges Erscheinen sein strenges Geboth verlegt sah. Mit thierischer Grausamkeit schleuderte er die Erschrockene aus dem Gemache, ohnmächtig sank die zarte Dirne an der Schwelle nieder, ein Knecht trug die Bewußtlose in ihr Gemach zurück. Adeline mußte wegen verletzten Gehorsam vier Tage und Nächte, nur lärglich genähert, im Burgverließ schmachten, dann wurde sie, gleich einer schweren Verbrecherin, mit abgeschornem Haare und im Bußkleide von zwei der rohsten Knechte bis an den Gränzstein des Hohnsteinschen Gebietes geleitet.

Elfriede, eine von Kunos Buhldamen, hatte durch ihr lasterhaftes Leben, ihre Schönheit, und mit dieser allen Reiz für den lüsternden Kuno verloren. Diese ernannte der pflicht- und gewissenlose Vater nach Adelindens Entfernung zur Aufseherin der unschuldigen, unentweichten Emma. Das klösterliche Stillleben, worin sich Adelinde und Emma so wohl gefallen hatten, das Leben voll Fleiß, Keuschheit und Gottesfurcht, das in diesen tugendhaften Hallen gewaltet hatte, mußte jetzt dem Geräusche, der Arbeitslosigkeit, der Unzucht und der Völlerei weichen... Hatte Elfriede aufgehört, sinnliche Gelüste zu erregen, so fing sie nun an, das scheußliche Handwerk der Kupplerin zu treiben. Es waren der Buhldamen viele auf Hohnstein, auch mangelte es ihnen nicht an Befriedigung ihrer unkeuschen Begierden, denn Ritter Kuno und seine lasterhaften Gehülfen waren kräftig genug, angefachte Flammen zu löschen; aber unter den Knappen und Keisigen gab es so manche, die

den lüſternen Dirnen beſſer gefielen, als die Ritter, und nach deren Umarmungen ſie aber umſonſt ſich ſehnten; da der Burgherr wohl ſeinen Kumpanen das Schwelgen mit ſeinen Dirnen gönnte, aber in ſeinem Stolze und in ſeiner Herrſchſucht jeden Umgang mit einem der Dienſtleute, durch das Beil des Henters beſtraft haben würde. —

Elfriede war in die Geheimniſſe ihrer Buſchweſtern eingeweiht, ſie war gleich entſchloſſen, den Freundinnen zur Befriedigung ihrer Lüſte behülflich zu ſeyn. Döwald, ein alter Knecht, der ſchon ſeit vielen Jahren, die Gefangenen zu verpflegen hatte, und den Bau der ganzen Burg genau kannte, vertraute Elfrieden, für die ſein altes Herz in wilder Luſt entbrannte, daß in einem Gewölbe unter ihrem Gemache ein unterirrdiſcher Gang ſich befinde, der gerade in eine Kammer führe, welche früher von den zum Tode Verurtheilten in den drei letzten Tagen ihres Lebens bewohnt geweſen, aber jetzt ganz unbenutzt,

und wegen Unheimlichkeit vorzüglich gemieden sey. Elfriede und der Knecht stiegen in das Gewölbe hinab, sie erbrachen das verrostete Schloß der Gangthüre; durch diesen gelangten sie bis an jene Kammer, deren Eingang vermauert war. Kräftig handhabte der Knecht das Brecheisen, bald war eine Öffnung gemacht, die man leicht durchkriechen konnte.

Schon am andern Tag fand Elfriede Gelegenheit, den Dirnen diese Entdeckung kund zu thun. Noch in der nämlichen Nacht kam eine derselben unbemerkt an die Öffnung, und mit Elfriede, welche mit einer Leuchte voranschritt, in ihr Gemach. Dort wurde die Zusammenkunft für die Folge besprochen. Die Dirne bezeichnete dem anwesenden Dswald alle Burgbewohner, zu denen ihre Gefährtinnen Gelüste trugen. Diesen vertraute der kupplerische Knecht, was bereits geschehen sey, und nun verging beinahe kein Tag und keine Nacht, wann Ritter Kuno außerhalb der Weste sich befand, oder berauscht, und seiner Ein-

nen nicht mehr mächtig, auf das Lager getragen werden mußte, an denen die Buhldirnen sich nicht mit ihren Buhlen in Etsriedens Gemächern einfanden, und unter schaamlosen Scherzen, in Unzucht und Trunkenheit, die Stunden der geheimen Zusammenkünfte verschwelgten. Es fehlte nie an Imbiß, Wein und Meth, denn Osvald hatte sich eigne Schlüssel zu Keller und Speisegewölbe, worin es immer großen Vorrath gab, zu verschaffen gewußt. —

Den Tempel der Keuschheit, Arbeitsliebe und Gottesfurcht, welchen Adeline in Emmas Herzen mit frommer Hand erbauet hatte, zerstörte bald die lasterhafte Etsriede. Als Emma, nur an Worte der reinsten Sittlichkeit gewöhnt, jetzt die frevelhaften Reden ihrer neuen Aufseherin, die verführerisch ausgeschmückten Beschreibungen der Liebe und ih-

rer Freuden hörte, als sie von der frechen Dirne schaamlos in die Geheimnisse des Genusses eingeweiht wurde, da erbehte ihr engelreines, noch von keinem Hauche der Unsittlichkeit getrübtes Herz, und eine glühende Schaamröthe übergoss die mit den Lilien und Rosen der Unschuld gezierten Wangen. Als sogar plötzlich eine Dirne mit einem jungen Wappner an der Hand, in Elfriedens Gemach trat, als dort der Wappner die Dirne auf seinen Schooß zog, frech den Busen der Frechen entschleierte, und Mund und Busen mit Küssen bedeckte, da floh die empörte, von Schaam und Abscheu, durchdrungene Emma in das fernste Gemach, und weinte und betete, konnte sich nicht fassen und beruhigen, ob der gesehenen Frevelthat; wie aber Elfriede mit höllischen Künsten der Verführung, die Seele der, nur sich und dem Laster überlassenen immer mehr zu umstricken und für die Reize der Wollust immer empfänglicher zu machen wußte, wie die Buhlbirnen, von El-

frieden im Geheimen belehrt, das Gift der Sünde, süß wie Honig, in das Herz der Un- erfahrenen tropfenweise tränfelte, da begann das heiße Blut der Jugend immer heißer zu rollen, der Werth der Unschuld, und der Un- beslecktheit zerfloß immer mehr vor den Flam- menstrahlen der sinnlichen Begierden, und war auch Emma noch bis zu dieser Stunde un- besleckt geblieben, so beschäftigten doch schon sinnliche Gedanken und Wünsche ihr Wachen und ihre Träume. Ja, das Mädchen, das kaum in das fünfzehnte Lebensjahr getreten war, wäre gewiß schon jetzt in dem Blütenalter der jungfräulichen Würde, ein Opfer der ver- führerischen Unterweisung, ihrer Lehrerin, und ihres eigenen, rasch und mächtig für den schö- nen Edelknecht Raymund erglühenden Her- zens geworden, hätte Elfriede nicht jedes Al- leinseyn Emmas mit Raymund zu verhindern geruht, denn die habgütige Kupplerin, woll- te die jungfräuliche Knospe nicht von einem armen Edelknechte pflücken lassen, sondern von

einem Manne, der die Mühe der Kupplerin mit einem Säckel voll Goldgülden zu belohnen vermöge.

Emma feierte ihren sechszehnten Geburtstag. Elfriede bereitete ein Fest. Ritter Runo war auf längere Zeit abwesend, aber es ließ sich befürchten, daß Armen und Missethätigen in der Stille der Nacht zu weit erschallen, und einen Späher zur Entdeckung leiten würde. Elfriede erwählte das tiefgelegene raumvolle Gewölbe unter ihren Gemächern zum Zech- und Tanzgelage. Döwals wand mit einigen der vertrauten Knechte, Kränze von Epheu und zartem Lannig, worin Blumen und Bänder geflochten waren, schmückte damit die Bänke des Gewölbes und erleuchtete es mit vielen Fackeln.

Zwei Dirnen bereiteten in einer abgelegenen unbenützten Küche ein leckeres Mahl für die Gesellschaft, und Döwals hatte einen großen Kredenz Tisch mit köstlichen Getränken besetzt. Mit Anbruch der Nacht versammelten

sich die Vertrauten. Es wurde gegessen, getrunken, man tanzte zur Harfe, die eine der Dirnen meisterhaft spielte, man scherzte, küßte und überließ sich ungescheuet jedem unsittlichen Triebe.

Elfriede kredenzte ihrer Emma oft den Becher und zwang mit zärtlichen Liebkosungen das fröhliche Mädchen, recht viel, des süßen Weines zu trinken. Ubrigens schien sie gar nicht zu bemerken, daß Raymund, der zwar seine eigne Buhldirne hatte, die sich aber heute gar nicht um ihn bekümmerte, immer an Emmas Seite war. Hand in Hand saßen sie im fernsten Winkel des Gewölbes, wohin nicht das helle Licht der Fackeln drang. Ein Nebelschleier sanfter Dämmerung umschloß das liebende Paar. Immer heißer brannten die Küsse, immer fesselloser hob sich in stürmischer Bewegung Emmas üppiger Busen, immer kühner umschlang der glühende Jüngling, die vom Sturme der begehrenden Sinne Gewältigte, da stürzte Deswald, der sich manch-

mal zur Lauer in die Burg schlich, erschrocken herein, und meldete, daß der Burgherr heimgekehrt sey, daß er ungestüm die Gegenwart der Dirnen heische. In wenigen Augenblicken war Elfriede mit Emma allein.

Trunken von Wein und Sinnlichkeit wankte Emma ihrem Lager zu. Es war eine drückend heiße Sommernacht. Selbst die leichte seidene Decke war der Erglühten zu beängstigend. Ein unruhiger Schlummer besiel sie.

Da war ihr, als ob sich eine küssende Lippe auf ihren Mund drückte, und eine sanfte Hand leise die zarten Glieder berühre. Sie fühlte sich von weichen Armen umschlungen. Ein süßes Leben durchzuckte ihr ganzes Wesen. Es war etwas, daß immermehr sich über sie hinzuschmiegen schien, aber es war keine drückende, es war eine sehr süße Last. Noch nie, selbst nicht in den Augenblicken des höchsten Sehns nach Raymunds Umarmungen, hatte solch eine heiße Flamme ihren ganzen Körper durchglüht. Jetzt ein rascher, zuckens-

der Schmerz, dann eine Wonne, die der höchste Schwung ihrer entflammten Phantasie noch nie zu erreichen vermochte. Es löste sich ihr ganzes Seyn in ein leises Stöhnen auf. Das Reich der wonnigsten Träume zerfloß, wie ein Rebel vor diesem Gefühle, und wie ohnmächtig sank sie im Uebermaße des Entzückens in einen süßen Schlummer.

Und nochmal ward ihr dasselbe Gefühl, aber als das höchste Entzücken, mit dem süßesten Nachklange allmählig verschwand, da flog die Erstarrung ihres körperlichen Wesens, Emma wachte auf zur vollen Empfindung der Wirklichkeit, es war nicht mehr ein Traum, es war die That selbst, sie ruhte in den Armen eines Mannes, und heiße Küsse verschlangen die Lippen der Erwachenden.

„Raymund!“ stammelte Emma, und drückte den Geliebten mit heißer Liebe an den wogenden Busen. —

„Nicht Raymund, wunderholdes Fräulein, sondern ein Mann, der Euch unaussprechlich

liebt, und Euch alle Freuden der Liebe geben, der Euch aus diesem Kerker in die Genüsse der Welt führen, und mit Schätzen und Vergnügungen überströmen wird, ruht an Eurer Seite," — flüsterte ihr eine fremde Stimme zu. Erschrocken sprang Emma vom Ruhelager, an das hohe Bogenfenster hin, um die Vorhänge zu öffnen, und beim vollen Lichte des Mondes die unbekannte Gestalt zu beschauen, da wurde eine, von ihr noch nie bemerkte Tapetenthüre rasch geöffnet, und verschwunden war die unbekannte Gestalt. Emma konnte dieses Räthsel nicht lösen, sie fühlte wohl, daß sie in den Armen eines Mannes geruht, und es ahnte ihr, daß nun geschehen sey, was die ausschweifende Phantasie in den Augenblicken aufgeregter Sinne ihr so wonnenvoll dargestellt hatte, aber wer sie umschlungen habe, wie der Unbekannte an ihre Seite gekommen sey, diesen verworrenen Knoten vermochte sie nicht zu lösen. Sie warf sich auf ihr Lager, sie wollte sich im Nachsinnen

über dieses Geheimnißvolle erschöpfen, aber eine süße Mattigkeit goß sich über Geist und Körper aus, und ein süßer Schlaf und süße Träume umfaßten die Glückliche mit welchen Armen.

So sehr Emmas Unschuld schon früher durch Eufriedens verführerische Einweihungen in die Geheimnisse der Liebe besleckt war, so wenig sie mehr vor den schamlosen Vertaulichkeiten der Dirnen und Knechte bei den heimlichen Zusammenkünften in Eufriedens Gemächern zurückschauberte, und so sehr sie selbst oft von heißer Gierde nach den Uarmungen eines Mannes hingerissen, und in dieser Nacht ganz beglückt wurde, so erröthete sie doch bis an die Stirne, als sie am Morgen die Augen aufschlug, und Eufriede mit einem vielsagenden Lächeln vor ihr stand. Emma wollte sich unter der Decke bergen, da

streichelte die Verföhretin die Sammtwangen der Erröthenden und sprach:

„Herzenskind, ich weiß alles, und wenn die alberne Schaam, die kaum einer Landdirne ziemt, der Klugheit gewichen ist, dann wirst Du an die Gefühle dieser Nacht nur mit Entzücken und Sehnsucht denken. Es hängt nur von Dir ab, glücklich zu seyn; so oft Dein Herz nach süßer Wonne verlangt. Du hast in den Armen eines Mannes geruhet, dessen Schönheit und Kraft jedes Herz bezaubert, und nach dessen Umarmungen die Töchter der Herzöge und Fürsten mit heißer Gierde sich sehnen. Noch ist nicht der Augenblick da, Dir deines Buhlen Namen und Stand zu nennen, und seine bezaubernde Gestalt im vollen Lichte vor Deine Augen zu bringen. Begnüge Dich damit, in seinen Armen den Becher der Wonne bis auf die Reige zu leeren, und bereite Dich, die kommende Nacht ein länger dauerndes Fest der Liebe zu feiern.“

„Ach Raymund!“ — stammelte Emma und legte die Hand auf die Augen, um nur an ihn zu denken und im Gemälde solch einer Nacht an des heiß Geliebten Seite schwelgen zu können. — „Auch in Raymund's Armen sollst Du ruhen,“ — versicherte Elfriede, „wenn Du klug genug bist, Deine Leidenschaft für ihn von nun an zu verbergen, und jedes Gefühl für einem Andern Deinem vornehmen Buhlen zu verheimlichen.“ So schön und liebevoll dieser Mann ist, so eifersüchtig ist sein Herz, und seine Macht so groß und fürchtbar, daß Du, nur auf einen Wink des Ergrimnten, Dein ganzes Leben im tiefsten Kerker verschmachten müßtest. — Bewahre den Schein, nur für ihn Liebe zu fühlen. Dieses Geschenk sey Dir ein Beweis seines Reichthums und seiner Großmuth!“ — Mit diesen Worten reichte sie Emma ein Kästchen und entfernte sich. Ein prachtvoller Schmuck, strahlend in allen Farben, würdig eine Herzogin zu schmücken, bligte der Überraschten

aus dem Sammfutter des Kästchens im flimmernden Lichte entgegen.

Schon am ersten Tage, als die lasterhafte Elfriede, vom verbrecherischen Vater zur Aufseherin seiner engelreinen Tochter erkies't wurde, hatte sie mit Erstaunen, den Zauberreiz des Mädchens betrachtet und selbiges zum Opfer ihrer Habsucht bestimmt.

Die schlaue, mit höllischen Künsten begabte Verführerin machte aus dem Tempel der Unschuld, der Keuschheit und der Gottesliebe, einen Gistausströmenden Aufenthalt der Sinnlichkeit und des Lasters. Als nun Emma für die Umarmung eines Mannes reif genug war, da winkten einem Manne, den Elfriede als einen Wollüstling und als einen Verschwender genau kannte, die Erstlinge dieser wunderholden Pflanze. Es war Anselmus, der reiche Abt des Klosters Friedenbergs, ein schöner, kraftvoller Mann, für welchen Elfriede diese blühende Knospe bestimmte. Sie selbst hatte ein Jahr lang in der tiefsten, nur dem Abte

Anselmus bekannten, Verborgenheit gelebt und mit ihm gebuhlt. Als sie einer schönern Diene Raum machen mußte, da ward sie von dem verschwenderischen Buhlen so reichlich beschenkt, daß sie aus Dankbarkeit, das Gelübde that, die schönste, noch jungfräuliche Diene in die Arme des Abts zu führen. Bei Emma's Anblick dachte sie an ihr Gelübde, und erfüllte es. Döwald, in Elfriedens geheimste Wünsche eingeweiht, fand Gelegenheit, in Abwesenheit des Burgherrn nach Friedenberg zu gelangen. Dort machte er den Abt solch eine begeisternde Schilderung von Emma's Zauberreiz, daß der wollüstige Mönch vor Begierde zitterte, in diesen Reizen zu schwelgen. Durch Döwalds List schlich er sich unbemerkt, an Emma's Geburtstag, in die Burg und in Elfriedens Gemächer. Durch ein Gitterfenster des Gewölbes sah er Emma im Kreise der schwelgenden Gesellschaft, und ein lauter Ausruf des Erstaunens ob solcher Schönheit, hätte beinahe seine Nähe verrathen. Absichtlich

hatte: Esfriede den Mädchen süßen, erheitzenden Wein reichlich kredenzte, und ihr in dunkler Ecke mit Raymund ein, die Sinne entzündendes Liebespiel gestattete, um jede Begierde mächtig zu reizen, und sie den Lüsten des Mönchs widerstandslos zu machen. Die Kunde Oswalds von der Heimkunft des Burgherrn, war ein Märchen, ausgesonnen, um die Andern zu verschrecken, und ausgeführt, als Emma den höchsten Grad der Sinnenerregung erreicht hatte. Anselmus war in Esfriedens Gemach verborgen, eine durch Schildernen versteckte Thüre führte ihn an Emma's Lager. Der wollüstige Mönch schwelgte hier in den frischen Reizen, eines Mädchens, das eine Krone seines Geschlechtes geworden wäre, hätte man es nicht aus den Armen einer engelreinen Adelinde in die Klauen einer höllischen Esfriede gegeben. —

Nach Emma's raschem Aufspringen vom Lager eilte Anselmus in Esfriedens Gemach, wo Oswald seiner harrete und ihn auf abge-

legnem Wege in ein unbewohntes Gemach leitete. Dort von keinem Burgbewohner gewittert, vom schlauen Knechte mit Imbiß und Wein reichlich versehen, lebte er mehrere Tage; die Nächte hindurch genoß er die Süßigkeit der Liebe in Emma's Arme. Unbemerkt führte ihn Oswald aus der Feste. Hundert Goldgilden waren sein und Eلفriedens Lohn.

Emma sollte nicht mit Raymund die Freuden der Liebe theilen. Eلفriede befürchtete, daß der junge Knappe plaudern, und das schwelgerische, in ihren Gemächern geführte Leben verrathen werde. Auf ihren Rath klagte ihn Oswald, der alles über den Herrn vermochte, bei demselben des Einverständnisses mit Hugo von Thüresfels, Kuno's Todfeind, an, und wußte seine verläumderische Klage so wahrscheinlich und eingreifend zu machen, daß Kuno, vom Zehzorne hingerissen, den Unschuldigen niederstieß, und seine Leiche den Klüden vorzuwerfen gebot.

Es war an einem sturmischen Herbstmorgen, als rasche, klirrende Tritte die Wendeltreppe herauf erklangen. Emma, erschrocken ob eines, diese Treppe herauf noch nie gehörten, Geräusches, horchte hoch auf, und schmiegte sich an Eilfriede. Da that sich die Thüre des Gemaches auf, und herein trat die greise ehrwürdige Gestalt ihres Großvaters, des Grafen von Raubensfels. Schweigend, mit gärtlichen Blicken das reizende Mädchen betrachtend in wehmüthiger Erinnerung an seine Weichbildis, deren himmlische Züge ihr Antlitz der Tochter zum täuschenden Ebenbilde sich gestaltet hatten, stand der edle Ritter an der Schwelle des Gemaches. Zornig trat ihm Eilfriede entgegen und fragte mit barschem Tone: was sein Begehren sey, und warum er ungemeldet in das Frauengemach dringe. Raubensfels sah die Dirne mit schneidender Verachtung an und herrschte ihr zu: „Schweigende! Dein und Deines Gebiethers verbreiterisches Leben hat aufgehört. in diesen

Mauern, wo fernerhin nicht mehr Grausamkeit und Unzucht ihr freches Spiel treiben, sondern Rittersitte und Ritterehre gewaltig und zum Frommen der guten Sache herrschen werden.“ — Und nun wurde sein Auge wieder mild und freundlich, und er näherte sich Emma, und faßte ihre Hand und zog die Erschrockene an sein Herz. „Bittere nicht, Du süßes Kind,“ sprach er, und eine Thräne floss die benarbte Wange herab — es ist nicht ein Fremder, der Dich an seine Brust nimmt; es ist Dein Großvater, an dessen redlichen, liebevollen Herzen Du nun nach langer Trennung ruhst.“

„Viele, viele Jahre sind dahin gegangen, als ich Dich zum letzten Male auf meinen Armen trug. Da warst Du ein Kind, das kaum lallen konnte. Gott gebe, daß Du noch ein Kind bist, das nur das Lallen der Unschuld und Reinheit, und nicht das freche Gelächter der Sünde und die frechen Worte des Pasters kennt.“

Hier warf der biedere Greis einen vernichtenden Blick auf die in Angst erbleichende Elfriede, und Emma drückte rasch ihr Haupt an des Großvaters Brust, um die glühende Röthe zu verbergen, die das Bewußtsein ihrer Schuld über das ganze Antlitz ausgoß. —

„Dieser Flor, der sich über meine Schulter und über das Wehrgehänge dahinzieht, und dieses nasse Auge, mögen Dir sagen, daß ich ein Trauerbote bin. Ich verstehe nicht die Kunst, mit schönen, blumenreichen Sprüchen eine schmerzende Kunde zu versüßen und lange Vorbereitungen zu machen. Gerade aus, wie der Pfeil von der Sehne der Armbrust, geht mein Wandel und meine Rede. Daher fasse ein Herz voll Standhaftigkeit für das, was Du jetzt vernehmen wirst, und demüthige Dich voll Ergebung in den göttlichen Willen, denn ich sage Dir hiermit geradezu, daß Dein Vater, dem Gott eine fröhliche Urstätt verleihen wolle, in dieser Nacht des Todes, durch Muehelnmord verblieben ist.“

Emma hatte ihren Vater beinahe gekannt, sie war kaum ein Jahr alt, als ihre edle Mutter starb, und der gefühllose Vater die einzige Tochter aus seiner Nähe in die Einsamkeit verbannte. Hierzehn Jahre alt, trat sie, Geschenke darbringend, und von dem Wunsche befeelt, nur einen schönen glücklichen Augenblick am Vaterherzen zu ruhen, mit ihrer Pflegemutter, Adeline, in das väterliche Gemach, aber auch da sah sie sein Angesicht nicht; fürchtend und zagend, hatte sie die Augen niedergeschlagen, und als der unnatürliche Vater die Bekende mit Donnerworten empfing, und mit rauher Faust aus dem Gemache stieß, da wurden ihre Augen von dem Dunkel eines unbeschreiblichen Schmerzes und der Ohnmacht umhüllt, und erst nach Stunden waren ihre Sinne wiedergekehrt. Aber auch für den nie gesehenen Vater schlug der Tochter Herz in kindlicher Liebe, die ihr allein übrig blieb von den entflohenen Tugenden. Laut weinend, sank sie auf einen Stuhl hin, selbst der mann-

haste Ritter vergoß reichliche Thränen, nicht aus Schmerz über den Verlust des verwilderten, von jedem bessern Gefühle, verlassenen Eidam, sondern aus Rührung, ob der Trauer dieses kindlichen Gemüthes. Bitternd, leichenblaß wankte Esfiede aus dem Gemache; die Schuldbelastete sah wohl, daß mit Kuno's Ende, auch ihr Reich zu Ende sey, und das Gewissen rief ihr laut zu, daß nun die Stunde der Vergeltung gekommen sey.

Es währte lange, bis der liebevolle Greis die Trauernde trösten, und ihr mit seinen schlichten Worten Fassung und Ruhe einflößen konnte. Jetzt ermahnte er sie, ein Prunkgewand anzuthun, um die Erbin der Beste Hohnstein und aller dahin gehörigen Besizungen den, bereits auf seinen Befehl versammelten Burgbewohnern, wie auch Vasallen, Sassen und Leibeignen, als gebietende Herrin, vorzustellen. Er verließ sie, und gleich darauf trat eine, zur Bedienung des Fräuleins,

von der Burg Rauhenfels angekommene Jofe ein, und bot Emma ihre Dienste an.

Im großen Waffensaale waren die zu Hohnstein anhänglichen Ritter versammelt. An des Großvaters Hand trat Emma in den Saal. Mit dem Reichthum ihrer bezaubernden Reize, vereinte sie einen Reichthum von bligenden Edelsteinen, goldenem Geschmeide und kostbaren Stickereien auf dem purpurnen Sammtkleide. Sie war eitel genug, mit den Edelsteinen zu prunken, die, ein Geschenk des wollüstigen Anselmus, ihr die Erinnerung an die hingeopferte Unschuld und an das Fortschreiten auf der Bahn des Lasters zurückrufen mußten. Es beugten die Ritter sich tief vor der Macht der Herrin, aber noch tiefer vor der Anmuth und der Bunderschönheit der schlanken, süppig geformten Gestalt. Vater Rauhenfels empfahl in einer kurzen, kräftigen Rede den Versammelten die Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Gebieterin, und versprach in deren Namen, alles zu thun was,

das Wohl der Vasallen erheischt. Emma vermochte kein Wort zu sprechen, sie war ein Kind der Einsamkeit, und noch nie in solch stattlicher Versammlung. Mit Anstand verneigte sie sich vor den Rittern, und ihr feuriges Auge überschloß den im Glanze der spiegelblanken Harnische und Rassen, der reich befiederten Helme und der mit Gold und Silber durchschlungenen Schärpen stattlich prangenden Kreis, und ihr Busen wogte in stürmischer Bewegung beim Anblicke vieler Ritter, die durch Schönheit und Kraft über die Andern hoch emporragten. Geführt vom Großvater und von den Rittern geleitet, stieg nun Emma die breite Marmortreppe hinab, um die Huldigung und die Glückwünsche der im Burghofe versammelten Wappner und Knapen, Reifige und Knechte, Dienstleute und Unterthanen zu empfangen. Es wurde unter diese Wein und Brod im reichlichen Maße vertheilt, auch jeder Arme reichlich begabt.

Am Abende zog Alles in die Burglapelle

und betete für den Entschlafenen, auf das Gott dem in seinen Sünden Dahingerafften barmherzig sey, und ihm eine frohe Urstätt verleihen wolle.

Zu jener Zeit, als Ritter Kuno von Hohnstein aus einem biedern, tugendhaften, keuschen, gottesfürchtigen Ritter zum grausamen Wütherrich, zum zügellosen Wollüstling, zum Verächter der Religion wurde, und alle edle Ritter, nachdem sie jede Mühe, den Waffenbruder auf bessere Wege zu leiten, fruchtlos erschöpft hatten, aus Hohnstein verschreckt waren, hielt Graf von Raubensfels, der bald nach Mechthildis Tode auch seine edle Ehefrau zur Ruhestätte begleitet hatte, noch lange bei dem ausgearteten Eidam aus. Als er aber auch jede Mühe an dem Starrsinnigen verschwendet sah, als er mit Schmerz und Ingrimm Augenzeuge war, wie Kuno dem ehrwürdigen

Rathmeister, der für einen unschuldig zur Folter Verurtheilten ein bittendes frommes Wort sprach, den Dolch in die Brust stieß, da schwang sich der tief empörte Greis auf seinen Knien und sprengte über die Zugbrücke von Hohnstein seiner friedlichen, nur von edlen, pflichtgetreuen Menschen bewohnten Feste zu, mit dem feierlichen Schwur, vor Kuno's Tod nie mehr in diese, von Verbrechen geschändete, Burg einzureiten. Für Emma, die geliebte Enkelin, zitterte der ahnungsvolle Großvater, aber er hatte nicht die Macht, das verwaiste Kind diesem Unholde zu entreißen. Mit dem alten Grafen von Rauhenfels hatte auch Udo, Kuno's Leibknappe, der biedere Kämpfe, die Burg Hohnstein verlassen, denn er konnte nicht mehr ansehen alle diese Gräuel, und sein Herz war zu fromm, um den Laster zu dienen. Gleich außerhalb den Mauern von Hohnstein, nahe bei der stattlichen Feste Rauhenfels, stand eine halb verfallne Siedlerhütte. In der Wohnung des Friedens seine Tage

dem Gebete und der Unterstützung nothleidender Mitmenschen zu weihen, war Ullo's, fester Entschluß. Auf seine Bitte ließ Graf Rauhensfels die Klause in guten, bewohnbaren Stand setzen; bald hatte Ullo den Wappenrock mit der Kutte, den Flammberg mit dem Grabscheide vertauscht und bald sprachen die armen Pilger und die Dürstigen des Gaues von dem wohlthätigen Siedler, denn es kannten viele Ritter der Umgebung den wackern Ullo, alle wetteiferten, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu versehen, und ihre Spenden flossen aus seiner Hand in die Hände der Armen.

Auf einer seiner Wanderungen in die Hütten der Kranken und Nothleidenden fand er Adelinden unter einem Eichbaume. Die Leiden im Burgverließ, die Mißhandlung der rohen Geleitsmänner und die Trennung von ihrer geliebten Emma hatten die Arme ihrer Kräfte beraubt und erkranken gemacht. Ullo schrak zurück, als er das edle Fräulein in

diesem höchst traurigen Zustande fand, und ihre leidenvolle Geschichte hörte, die Adeline nur langsam hier vorzustöhnen vermochte. Selbst zu schwach, die Entkräftete auf seinen morschen Schultern in die ferne Klause zu tragen, versprach er ihr schnelle Hülfe und eilte in die nächste Köblerhütte. Willig folgte ihm der Köbler mit seinem Sohne, und bald befand sich Adeline auf dem weichen Mooslager des Siedlers. — Noch in der nämlichen Stunde sendete Ullo einen Boten auf Raubensfels und ließ den Grafen Kunde bringen von Adelines Zustande und ihren heißen Verlangen, ihn zu sprechen.

Hastig kam der Graf auf seinem flüchtigsten Rosse daher, denn es ahnte ihm, Trauriges zu hören von dem geliebten Kinde seiner unvergeßlichen Tochter. Als ihm Adeline erzählte, daß Ritter Kuno von Hohnstein noch immer von seinem grausamen Sinne, von Trunkenheit und Schwelgereien sich bemeistern lasse, daß er sie, die vertrauteste Freundin sei:

ner geliebten Gattin, die Pflegemutter seines einzigen Kindes, um einer That voll Liebe und voll Bemühung, das Felsenherz des Vaters durch den Anblick der Lieblichkeit und der Tugenden seiner Tochter zu erweichen unter gräßlichen Mißhandlungen verstoßen und die verlassene Emma in die Hände einer Dirne gegeben habe, welche sie früher nur manchmal aus der Ferne gesehen, aber wegen ihres wollüstigen Anzuges, der frechen Blicke, und des frechen Gelächters willen, für eine Verworfenen halte und mit großen Schmerzen fürchten mußte, daß der Same des Guten, der in Emmas tugendhaften Herzen so herrliche, hoffnungsvolle Pflanzen erzeugte, bald von ruchloser Hand ausgerottet werden würde; da versank Vater Rauhenfels in tiefe Trauer, denn er sah ein, daß Adelinens Furcht begründet, und er zu ohnmächtig sei, das unschuldige Kind den Klauen der Verführung zu entreißen. Bis zur Mitternachtstunde beratheten sie sich, die drei tugendhaften Men-

sehen, was in dieser gefährvollen Sache zu thun sey, aber alle ihre Pläne scheiterten an der Macht des Hohnsteiners und mit tief betrübtem Herzen ritt Rauhenfels im steten Sinnen langsam seiner Burg zu.

Gleich am andern Morgen sendete er seinen Burgpaffen, der in der Heilkunde wohl versehen war, zu Adeline, und als diese wieder so viel Kräfte erlangt hatte, ihr Lager verlassen zu können, wurde sie in einer Sänfte nach Rauhenfels getragen. Auf des Grafen Bitte übernahm sie dort die Führung des Hauswesens und keine Tochter konnte für den eigenen Vater so viel kindliche Liebe darthun, und zärtliche Sorge tragen, als Adeline für den edlen Greis.

Wlo saß bei seiner nächtlichen Lampe und schnitzte Blumenstäbchen, da klopfte es rasch und heftig an der Thüre seiner Hütte. Schnell

öffnete der fromme Menschenfreund, um, wie er in dem Anklopfenden vermuthete, einem Verirrten oder sonst Hülfe suchenden gleich dienen zu können; da wankte ihm ein blutender Knecht entgegen und sprach: „frommer Mann, eilt hinab ins Erlenthal. Dort, gleich neben der Steineiche am verwitterten Kreuze liegt mein Ritter schwer verwundet. Nehmt Salbe und Binde mit euch, er blutet aus vielen und tiefen Wunden. Ich vermag nicht, euch zu folgen, denn auch ich bin schwer verwundet und habe des Blutes schon zu viel verloren.“ — Mit Mühe griff sich der Knecht an der Wand hin, in Ullo's Kämmerlein, dort sank er nieder. Selbst schon mit dem Tode ringend, stöhnte er noch dem Siebler die Bittte zu, seinem Ritter schnell zu Hülfe zu eilen. Es hatte sich an diesen Abend ein reisender Harfner im Walde verirrt und glücklicher Weise Ullos Kause, in ihr liebeiche Aufnahme, Imbiß mit einem Becher Wein, und ein bequemes Lager gefunden. Diesen weckte Ullo, und

bat ihn, ihm zu folgen zu einem schwer verwundeten Ritter. Willig nahm der Harnner ein Kästchen mit Salbe und Linnenzeug unter die Armen und folgte dem Siedler, der mit einer brennenden Fackel eilig voranschritt.

Am bemoosten Fuße des verwitterten Kreuzes mit helmbedecktem Haupte ruhend, lag der Ritter im Todeskampfe. Nur ein leises Röcheln zeigte an, daß noch einiges Leben in ihm sei. Rasch öffnete Udo die Riemen der leichten, von geronnenem Blute überzogenen Rüstung, um die Wunden zu verbinden, und rasch zog er den Helm vom blutigem Haupte. Erschrocken bebte Udo zurück, denn in dem Verwundeten erkannte er beim Fackellichte Kuno von Hohnstein. Jetzt öffnete dieser das schon vom Todes Schleier umflorte Auge; auch er erkannte seinen ehemaligen Leibknapen, und kaum hörbar, jedes Wort langsam aus der Tiefe der wunden Brust hervorholend, stöhnte er: „Menschliche Hülfe vermag nichts mehr, das Schwert des Thurnfelsen

und seiner meuchelmörderischen Kumpane hat mich zu stark getroffen. Bete für meine Seele, auf daß sie Gott nicht verdamme, und der gerechte Richter, mich nicht nach meinen Werken richte.“ — Und nun krümmte er sich mit einem schneidendem Geächze und nach wenigen Augenblicken hatte er mit einem gräßlichen Tone des Schmerzens und der Angst sein Leben ausgehaucht. Da sanken Udo und der Harsner auf die Knie und beteten inbrünstig für die Seele des Verbliebenen und flehten zu Gott um Gnade und Barmherzigkeit für den großen Sünder. Der Harsner beleuchtete den Kampfsplatz. Fünf Knechte lagen umher, sie hatten schon vollendet, mit Blut war die ganze Wahlstätte bedeckt, jeder der Erschlagenen hatte viele und schwere Wunden und Alles zeugte die Wuth und Tapferkeit, womit hier gefochten wurde. Zwei der Knechte trugen gelbe, mit blauen Streifen durchwebte, Feldbinden; Udo erkannte sie dadurch als Mannen des Ritters Hugo von Thurnfels.

Noch spähte Udo unter den Daliegenden
 umher, ob nicht irgend einer noch zu retten
 sey, da hörte man, das Thal entlang, Pferde-
 gewieher und Hufschlag. Vier Wappner des
 Gottfried von Pleise, die seine Schwester nach
 Ronnenburg geleitet hatten, zogen daher. Ih-
 nen erzählte Udo, wie er von einem verwun-
 deten Knechte zur Hülfe eines mit dem Tode
 kämpfenden Ritters aufgefordert worden sei,
 und in diesem Ritter, den mächtigen und ge-
 fürchteten Kuno von Hohnstein gefunden habe.
 Die Wappner trugen nicht Scheue, ihre Freu-
 de ob den Tod des grausamen, im ganzen
 Gaue verhassten Wütherichs laut zu äußern,
 doch waren sie willig, die Leiche des Ritters
 und die der Knechte auf ihre Rosse zu laden,
 und nach der Klause zu bringen. Im ernst-
 lichen Schweigen ging der Zug dahin. Dort ange-
 langt, griffen die Männer rasch zu Spaten
 und Harke; unter feierlichem frommen Ge-
 sänge wurden die Knechte, nicht ferne von
 der Klause, dicht an einem Waldwege begrä-

ben. Fünf einfache, aus Baumwurzeln gestaltete Kreuze bezeichneten die Ruhestätte und ermahnten den Wanderer, für die Seelen der Verstorbenen ein andächtiges Vater-Unser zu beten.

Die Leiche des Ritters Kuno wurde in Ullos Hütte gebracht, und einer der Wappner sprengte nach Rauhenfels, um dem Grafen Kunde zu bringen von dem Tode seines Eidams.

Graf von Rauhenfels vernahm die Kunde des Wappners mit Erschrecken und einem Gemische von Empfindungen. So sehr sich Kuno durch sein beslecktes Leben dem Herzen des sanften, tugendhaften Greises entfremdet hatte, so vergaß dieser doch nicht über den Schuldigen den einst so wackern Gatten seiner heißgeliebten Tochter Mechthildis. Kunos Tod erfüllte seine edle Seele mit tiefem Schmerze,

zugleich aber auch mit der Hoffnung: sollte auch Emma nicht mehr die reine, tugendhafte Jungfrau seyn, die sie unter Adelines Aufsicht war, die Verirrte eben wieder durch diese mütterliche Freundin, und durch eigene väterliche Sorgfalt bald wieder auf den Pfad der Tugend zurück zu leiten. Adeline zu Emmas Führerin wieder zu ernennen, war sein fester Entschluß. Noch in dieser Stunde beschied er sie in sein Gemach und die Gute weinte Thränen der Freude, als sie ihre Bestimmung erfuhr.

Kaum hatte der Thurmwart den Anbruch des Tages mit weitschallenden Tönen seines Horns verkündigt, als Graf Raubensfels auch schon mit seinen Anstalten zu Ende war. Vater Beno der Burgpfaffe, mußte mit vier Mönchen, die noch in der Nacht vom nächsten Kloster herbei geholt wurden, in Ullos Klause ziehen, um dort die Leiche des Ritters Kuno von Hohnstein zu übernehmen. Sie wurde in einen kostbaren Sarg aus Zinn, mit Ei-

chenholz gefüttert, den Raubensfels schon seit Jahren für sich selbst hatte verfertigen lassen, gelegt. Dreißig Wappner, angeführt von dem Rüstmeister, in schwarze Mäntel gehüllt, Bischofshaube und Flammberg mit dem Trauerschleier umwunden, begleiteten auf schwarzen Rossen den Sarg, der von den Edelknechten des Grafen getragen wurde, und erst am Abend in Hohnstein anlangte. So wollte es der Graf aus weiser, liebevoller Absicht, damit Emma Zeit gewinne, sich für den Anblick des ermordeten Vaters mit Kraft und Fassung auszurüsten.

Am Abend des andern Tages war das feierliche Leichenbegängniß.

Graf Raubensfels übernahm als Großvater die Vormundschaft über seine Enklin, und die Verwaltung ihrer Habe. Gleich am ersten Tage traten große Veränderungen ein.

Kunos Buhldirnen wurden fortgejagt, mit der Drohung, jede, die noch einmal Hohnsteins Gebiet betrete, für immer in das Burgverließ werfen zu lassen. Nur jene unter den Wassenmännern und Dienstleuten, von denen der alte biedere Burgvoigt, den selbst der grausame Kuno ehrte, Hoffnung eines bessern Lebenswandels hatte, wurden für die neue Burgherrin in Eid und Pflicht genommen, an die Stelle der übrigen kamen Reifige und Knechte, die schon viele Jahre auf Rauhenfels gedient, und sich als wackere Kämpen und biedere Männer erprobt hatten. Adeline war Emmas Pflegemutter und übernahm die unbeschränkte Leitung des Hauswesens. Vater Rauhenfels, der einen tapfern Kampfgenossen, dem edlen Ritter von Lindenhorst zum Burg- und Schirmvogt von Hohnstein ernannt hatte, ritt ab und zu, um zur Sache zu sehen und sich zu weiden im Anblicke der holden, geliebten Enklin.

Emma war durch den Umgang mit El-

frieden schon zu sehr verdorben, und hatte aus dem süßen, schäumenden Becher der Wollust schon zu viel geschlürft, um sich in ihrer neuen Lage froh und glücklich zu fühlen. Sie geduldete mit geheimem Widerwillen die tugendhafte, weise Adeline, die mit Entsetzen einen tiefen Blick in das Innere der Verführten gethan hatte, und jetzt alles aufbot, durch Sanftmuth und Liebe ihre verirrte Pflgetochter wieder in den Schoos der Tugend und der Religion zurück zu leiten. Emma haßte die mütterliche Freundin, aber sie war der Verstellung mächtig genug, Liebe zu heucheln. Selbst diese Verstellung erlag oft der Sehnsucht, das Leben zu genießen, wie Elfriede sie gelehrt hatte und Vater Rauhenfels erhielt immer mehr aus Adelindens geheimen Mittheilungen, die schmerzende Überzeugung, daß in Emmas Herzen die Saat des Bösen einen zu empfänglichen und üppigen Boden erlangt habe. Die Kraft der Tugend, die Fülle der Gesundheit, das Feuer des wildrothenden Blutes.

tes, die stete Erinnerung an die in den Armen des rüstigen Anselmus genossenen Freuden, entzündete in Emmas entweiheten Gemüthe die Begierde nach sündhaften Genüssen immer mächtiger. Sie wäre, nun ganz von wilder Lust dahingerissen, zur niedrigsten Buhldirne herabgesunken, hätte nicht Vater Raufenfels, von Adelin den gewarnt, einen raschen Entschluß gefaßt. Von vier Rittern begleitet, sprengte er eines Morgens auf den Burghof von Hohnstein. Emma eilte ihm mit offenen Armen entgegen, aber erröthend und keines Wortes mächtig starrte sie zurück, als jetzt die Ritter, sich leicht von den schnaubenden Rossen schwingend, mit geöffneten Helmschalen nahten, und die in Majestät und hoher Schönheit strahlende Edelfrau ehrerbietig begrüßten. Es hatte schon oft ihr Auge auf manchen Ritter geruht, der ihr der Inbegriff männlicher Schönheit dünkte, aber alle jene wurden von diesen in das Dunkel der Unbedeutendheit zurück gewiesen. Raufenfels wei-

dete sich an dem Staunen und der Überraschung seiner Enklin."

"Wißt Du Deine Gäste hier anwurzeln lassen," sprach er mit freundlichem Lächeln, "statt sie in dem Gelaggaden zu führen und ihnen einen Humpen zu kredenzen?" —

Beschämt über ihre Verwirrung und das Vernachlässigen ihrer Gäste, eilte Emma, sich flüchtig verbeugend, in die Pfalz zurück, laut lachend führte Raubensfels die Ritter in den Gelaggaden. Bald erschien Emma, gefolgt von fürstlich gekleideten Edelknechten, die Humpen und große silberne Kannen voll des edelsten Nierensteiners trugen. Mit hoher Anmuth und bezauberndem Liebreiz kredenzte die wunderschöne Herrin den feurigen Rebensaft, und ihr großes flammendes Auge ruhte wohlgefällig auf den schönen Zügen und den stattlichen Gestalten der willkommenen Gäste. Bald entfernte sie sich, um, nach geziemender Stations- sitte, mit Adelinden für den Imbiß zu sorgen; aber den jungen Rittern wollte der Nieren-

steiner nicht mehr so munden, seitdem Emmas weiche blendendweiße Hand ihn nicht mehr kredenzte, und bei jedem Öffnen der Thüre sahen sie sehnuchtsvoll dem Eintritte des Burgfräuleins entgegen.

Emma wußte, daß Vater Raubensfels, so genügsam er im eignen Hause war, sehr gerne sah, wenn einem Gaste reichlich aufgetafelt wurde. Auf ihren Befehl wurde ein festliches leckeres Mahl bereitet. Zartes Geflügel von verschiedenen Arten, große, seltne Fische, herrliches Wildpret, die saftigsten Braten, die feinsten Gebäcke, und die süßesten Früchte, prangten in silbernen Schüsseln, die edelsten Weine von den Reben des Rheins, des spanischen und italischen Landes schäumten in kostbaren, krystallinen Gefäßen. Zwei Minnesänger, die so eben in der Burg eingekehrt waren, verherrlichten das Mahl durch liebliche Weisen, die sie sangen und auf der wohlklingenden Laute mit kunstgeübter Hand begleiteten.

Nach beendigtem Mahle ließ Raubensfels den Rüstmeister kommen, und befahl ihm, die fremden Ritter in den Waffensaal, in die Rüstkammer und in alle Gemächer, Gewölbe und Gefängnisse zu führen, die etwas Sehenswerthes enthalten, dann ihnen die Kasse und die Rüden zu zeigen. Er selbst entschuldigte sich, sie nicht begleiten zu können, weil er die Rechnungen des Burgvogts einzusehen, und einen Strauß gegen ein, in den nördlichen Waldungen des Hohnsteinischen Gebietes hausendes Raubgesindel anzuordnen habe. Bald waren die Geschäfte mit dem Burgvogt abgethan und nun bat er Emma, ihm in die einsamste Laube des Burggartens zur geheimen Unterredung zu folgen. Dort zog er sie traulich an seine Seite und sprach: „liebe Emma, Du bist nun in den Jahren, um einem edlen Mann Deine Hand am Altare reichen, und Dich und ihn beglücken zu können. Auch ist es nöthig, Dir einen Gatten zu wählen, der edel und tapfer ist, denn Deine aus-

gedehnten Besizungen fordern das wachsame Auge, die kräftige Hand eines rüstigen Gebieters, und mein ergrauter, wundenbedeckter Kopf wird immer schwächer und meine morschen Knochen vermögen nicht länger, die Last der Verwaltung und der Beschirmung Deiner Güter zu tragen. Ich habe manche Nacht schlaflos dahingebracht, um einen Gatten für Dich zu erkiesen. Ferne sei es von mir, Dir einen Lebensgefährten aufdringen zu wollen, aber es ist meine Pflicht, Dir edle Ritter, die Deiner Hand würdig sind, zuzuführen, auf daß Du sie kennen lernst, und Dir einen davon wählst nach der Stimme Deines Herzens und Deiner Vernunft. Vier Ritter sind heute mit mir eingeritten, traun, es giebt keine schönern und stattlichern im ganzen Herzogthum. Jeder ist Dir ebenbürtig, jeder tapfer, reich, von unbefleckter Ehre und von freien, noch keiner Minne sich weihenden Herzen. Zwei Wunden sollen sie, in meiner Gegenwart, auf Deiner Weste weilen. In dieser

Zeit wirst Du sie prüfen und kennen lernen. Daß jeder, den Du zu Deinem Gatten erwählst, sich durch Deine Hand beglückt fühlen wird, kann ich Dir mit meinem ritterlichen Worte verbürgen, denn jeder hat schon oft und wortreich, auch ohne Dich bisher gesehen zu haben, die Reize des Burgfräuleins von Hohnstein nach dem allgemeinen Rufe Deiner Schönheit gepriesen, und jeder war voll des Entzückens, als ich sie auf meine Beste lud, und sie bat, mit mir auf Hohnstein zu ziehen, um da große Jagden anzustellen zur Verminderung des zu zahlreichen die Felder der Landleute zerstörenden Wildes, auch mit Hohnsteins Mannen in die Fehde zu ziehen gegen Ritter Hugo von Thurnfels, den Mörder Deines Vaters. Keiner dieser Ritter weiß, was ich im Schilde führe, Keiner ahnet, daß er von Emma geprüft wird, besteht er in der Prüfung, Dein Gatte wird, aber jeder ist hier eingeritten mit der Liebesflamme für Dich im kräftigen Herzen.

„Nun wähle ganz nach Deinem Gefühle, aber laß auch das Wort der Vernunft nicht unbeachtet verhallen. Bitte Gott um seinen Beistand in dieser wichtigen Sache, und glaubst Du, daß der Rath Deines viel erfahrenen Großvaters Dir frommen kann, so baue ganz auf mich, meine gute liebe Emma.“ — Mit einem sanften Kuß auf ihre Stirne verließ er sie. Sinnend weilte Emma in der Laube. Die schönen jugendlichen Gestalten, voll anmuthiger Haltung, voll Kraft und ritterlichem Muth in den feurigen Augen, hatten auf Emmas Herz und Sinne einen tiefen Eindruck gemacht. Das Verlangen, an der Hand solch eines Mannes, glücklich durch das Leben zu gehen, ward immer mächtiger im verlangenden Busen geworden. Jetzt hörte sie aus des Großvaters Mund, daß die Erfüllung dieses Wunsches allein in ihrer Willkühr ruhe. Noch vor einigen Tagen hätte sie, hingerissen von sinnlichen Trieben, schon in dieser Stunde gewählt, aber jetzt hob sich in ihrer Seele

ein besseres Gefühl, und durch dieses der feste, eines edlen Weibes würdige Vorsatz: nicht den Ruf der Sinne, nicht die Anregung der Gelüste zu hören, sondern die sanfte Flamme einer innigen, reinen, tugendhaften Liebe in ihrem Herzen emporwallen zu lassen und, jeder Lockung des Lasters muthig trogend, auch dem Erwählten vor statt gehabter Trauung Nichts zu gewähren, was sie nicht vor dem Richterstuhl der Keuschheit zu verantworten vermöge. Rasch enteilte sie der Laube, mit ungeheuchelter, herzlichster Liebe sank sie in Adolindens Arme, und vertraute ihr des Großvaters Worte, und ihr feierlich gemachtes Gelübde. So gut, so weich, so kindlich liebend, wie in der Rosenzeit der frühesten Jugend, lag jetzt Emma am Busen der mütterlichen Freundin, die mit Thränen der Freude die Wiedergekehrte umfaßte, und leise und innig den himmlischen Vater ansah, daß er mit väterlichem Auge über den Wandel der sich dem Guten Weisenden wache. —

Robert von Gallerberg, Budo von Sterneck, Gottfried Graf von Hordensfels und Rudolph von Harrach, so hießen die jungen Ritter, die Vater Rauhenfels in Hohnstein eingeführt hatte. Er wollte sie nicht müßig lassen, damit Emma Gelegenheit habe, ihr Treiben und Walten unentmerkt beobachten zu können. Da Rauhenfels schon beim ersten Zechgelage mit ihnen die nahe Befehdung des Ritters Hugo von Thurnfels besprochen, und jeder ihm mit ritterlichem Handschlage gelobt hatte, die verwaiste Emma blutig zu rächen an dem Mörder ihres Vaters, so begannen immer mehr die Zurüstungen zum nahen Kampfe. Rauhenfels hatte die Wappner, Reifige und Knechte von Hohnstein, in vier Fähnlein getheilt, jeder der Ritter befehligte ein Fähnlein. Die Armbrust-Schützen und die Fußknechte wurden von den, zu Hohnstein lehenpflichtigen Rittern angeführt, deren Reiter sich an jene von Rauhenfels unter der Anführung des Ritters Eppo von Kronenstein anschließen muß-

ten, denen zugleich auch das Raubensfelder Fuße voll zugetheilt war. So eifrig man sich zur Fehde rüstete, so konnte man sie doch noch nicht eröffnen, da Raubensfeld zu diesem großen Strauße viele dienstlose Knechte geworben hatte, für welche noch Rüstungen und Waffen in Stand gesetzt, auch die sowohl zu Hohnstein als Raubensfeld vorhandenen Rosse größtentheils alt und unbrauchbar waren, statt deren erst Neue angekauft werden mußten. — Diese Zeit wurde zur Übung in den Waffen, zum Tummeln der Rosse und zum Jagen verwendet. Bei diesen Gelegenheiten suchte jeder der Ritter sich auszuzeichnen und in den Augen des Burgfräuleins sich bemerkbar und ihrem Herzen werth zu machen. Wer in Gegenwart des Burgfräuleins die Mannen am geschicktesten übte, am kraftvollsten, das unbändigste Ross bezwang und das meiste Wild erlegte, der sah mit stolzer Freude in Emmas freundlich-dankende Augen und dem schlug das liebende Herz froher in der gewölbten Brust. —

Noch konnte sich keiner einer Auszeichnung rühmen, obschon ihr Aufenthalt zu Hohnstein schon beinahe einen Monden gewährt hatte; Emma war gegen jeden gleich heiter und liebevoll, und den Schleier der ihre geheimsten Empfindungen umhüllte, konnte Niemand lüften.

Ludolph von Harrach saß eines Abends auf seinem Gemache, ausruhend von der Verfolgung eines Hirsches, den er schon am frühesten Morgen aus einem dichten Tannig aufgeschreit und erst in der dritten Nachmittagsstunde erlegt hatte. Da pochte es leise an seiner Thüre, eine alte Bote, die er noch nie gesehen hatte, schlich herein. Ludolph, unwillig, aus seiner Ruhe gestört zu werden, fragte die Alte mit barscher Stimme: was sie da wolle. Schüchtern umherblickend, trüppelte diese zum Ritter hin und flüsterte ihm zu: „ich weiß, daß Ihr ein edler Ritter seyd, der die Pflichten gegen verfolgte Frauen gerne übt, und vor dem die Jammerstimme der lei-

denden Unschuld williges Gehör findet. So rasch, wie der edle Ritter Ludolph von Harzrach zieht, keiner das Schwert für die gute Sache, darum seyd ihr erwählt, eine ritterliche, gottgefällige Handlung zu thun. Wann der Thurmwart mit zwölf Tönen seines Horns die Mitternachtsstunde verkündigt, dann komme ich wieder, und führe Euch dahin, wo eine eben so reizende als unglückliche Frau Euerm Herzen und Euerm Arme vertrauend entgegen hårt.“ — Ohne des Ritters Antwort zu erwarten, schlüpfte die Geheimnißvolle hastig zur Thüre hinaus. Gedankenvoll sah ihr der Ritter nach, er konnte zwar nicht fassen, daß in dieser Burg eine Unglückliche schmachte, doch sein warmes Gefühl für Recht, und die Hoffnung, vielleicht ein lang entbehrtes Abenteuer zu bestehen, bestimmten ihn, der Alten Folge zu leisten.

Es war schon nahe an Mitternacht, als Graf Raubensels, der mit Waffengeführten gerne lange tafelte, erst vom Mahle aufstand,

und die Ritter in den Belagerten zum Zeichen einlud. Ludolph entschuldigte sich mit unerträglichem Kopfschmerz und kehrte in sein Gemach zurück, wohin ihm Raubensfels, der des Ritters immer trockne Kehle kannte, einen vollen Humpen nachsendete. Schon beim ersten mitternächtigen Hornlaut des Thurmwarths trat die Jose in das Gemach des Harrenden und winkte schweigend, ihr zu folgen. Sie leitete ihn über eine versteckt gelegene Wendeltreppe in einen, nur von einer Lampe düster beleuchteten Gang. Eine Leuchte, die sie unter ihrem Gewande verborgen hatte, zündete sie an der Lampe an, und stieg noch eine schmale Treppe hinab. Beim Scheine der Leuchte, sah sich jetzt Ludolph in einem lange dahinflaufenden Gewölbe. Niedrige Thüren von Eichenholz, schwer mit Eisen beschlagen, mit Riegeln und Schlössern verwahrt, liefen an den Wänden hin, und verriethen, daß hier, in diesem Aufenthalte der Einsamkeit und der Nacht, Gefangene ihre trauervolle Wohnung

haben. An der letzten dieser Thüren blieb des Ritters Führerin stehen. Harfentöne erklangen leise in sanften Akkorden. Die Zose zog einen Schlüssel hervor und öffnete die Thüre. Es zeigte sich ein großes, von zwei, ein weit strahlendes Licht ausströmenden Lampen erleuchtetes Gemach mit hoher Wölbung und hohem Bogensfenster. Die Wände waren mit vortrefflichen Schildereien geziert, kostbare Geräthe schmückten das Gemach, alles war mit sinniger Ordnung angebracht, was zur Verschönerung und zur Bequemlichkeit eines Frauen-Gemachs angesprochen werden konnte. Doch die stark verriegelte Thüre und die dichten Eisengitter an dem Bogensfenster kündigten nur zu deutlich an, daß hier wohl Pracht und Bequemlichkeit herrsche, aber die süße Freiheit in diesen einsamen Mauern ihr Grab gefunden habe.

Vor einem Tischchen auf welchem ein kleiner silberner Leuchter mit brennender Wachskerze stand; saß eine Dame, den Rücken etc.

was gegen den Eingang gewendet. Ein schwarzes Kleid bedeckte den schlanken Leib, ein weißer Schleier, leicht zurückgeschlagen, floß vom Haupte bis zur Erde darnieder. Eine kunstreich gearbeitete und reich mit Gold verzierte Harfe ruhte in den bis zur Schulter nackten lilienweißen, lieblich gerundeten Armen. Die zarten, in Schnee und Rosengluth getauchten Finger, mit in allen Farben strahlenden Edelsteinen beringt, bewegten sich sanft auf den Saiten hin und her und entlockten ihnen liebliche Töne voll sanfter Wehmuth. Im stillen Sinnen, in weicher Trauer vor sich hinstarrend, hatte die Dame, ohne die Eingetretenen zu bemerken, ihr Harfenspiel nur im Entlocken einzelner Accorde, und in abgebrochenen Weisen, wie tändelnd, getrieben, jetzt begann sie, von Meisterhand die Saiten ertönen zu lassen, und sie öffnete die schönen Lippen und sang mit bezaubernder Stimme:

Wach Thronlein floß von Hadegundens Wangen
Dahin im stillen Kämmerlein,

Ihr blaues Auge bleichet ein,
Aus dem sonst Blitze sprangen.

So sitzt sie dort in düstern Abendstunden,
Bang' schauerlich ist's in dem Thal,
Sie drückt und träumt von dem Gemahl;
Er nicht von Adegunden.

Und von dem Arm', wie eine junge Rose,
Blickt Rudolph auf die Mutter mild,
So ganz des Vaters lebend Bild,
Und spielt ihr auf dem Schooße.

Er fragte gern: was seine Mutter weine,
Doch noch vermags der Knabe nicht;
Er sieht ihr traurig in's Gesicht,
Der arme, gute Kleine.

Und greift hinan zur silbernen Mondescheibe
Als ob sie zu erlangen wär,
Sie scheint so bleich von oben her,
Zum Schmerz dem bangen Weibe.

So schleicht ein Jahr in seinem schweren Gange
Und Rudolph hat aus fernem Land
Der Heimath sich nicht zugewandt.
Wo bleibst Du, ach! so lange. —

Fort ist das Jahr, schon will das zweit' entzinnen,
Es ist schon jetzt im Sommer spät,

Plut. Nonne. I.

Und wenn der Herbst vorüber geht,
So wird ein And'res sich entspinnen.

Und als sie einst im Vorhof auf den Stufen
So sehnend dacht' an ihren Mann,
Da pocht es an das Pförtchen an
Und holla! hört sie rufen.

Und bald eröffnet sich des Thores Pforte,
Da tritt Hans, Rudolphe's Diener, schnell
Ferein, sein Auge funkelt hell
Und sagt ihr diese Worte:

„Auf, gnädige Frau! laßt ab von euerem Weinen,
„Ich bring' Euch einen schönen Gruß
„Von Euerem Mann, mit Liebeskuß
„Wird er bald selbst erscheinen.“

O süßer Klang, der Gatt' auf nahen Wegen,
Noch faßt sie nicht des Knappen Wort;
Sie eilt mit ihrem Knaben fort,
Dem Gatten bang entgegen.

Weißt du, den Berg, von Freiburgs hohen Westen
Dehnt er sich nach der Anstrut hin.
Bedeckt mit Wald und Nebengrün,
Und biegt sich sanft nach Westen?

Dort hoch hinauf begann sie schnell zu steigen
Sie nahm den Knaben auf den Arm

Und drückt ihn an sich eng und warm,
Dem Vater ihn zu zeigen.

Und plötzlich sprengt nun eine Reihe Ritter
Auf schnellen Ross zu ihr heran,
An ihrer Spitze schaut ihr Mann
Auf sie so ernst und bitter.

An seinen Hals war sie mit Lust gestossen
Und küßt den Mann und schmeichelt ihn,
Da ruft er mit empörtem Sinn:
„Weib, Du hast mich betrogen!“

„Wem ist das Kind, das bang an Dich sich wendet?“ —
„Wie, Du erkennst den Knaben nicht?“
„Sieh' ihm doch freundlich in's Gesicht,
„Ob sich dich nicht verkündet.“ —

Der Knabe schmiegt sich an der Mutter Wangen,
Als fürcht' er diesen eisern Mann,
„Das ist der Vater, sieh' ihn an
„Zu dem wir ausgegangen.“

Aus Eifersucht entbrannten Rudolphs Backen,
Wild blickt' er rings die Ritter an:
„Seht her, dies Weib betrog den Mann!“
Und stößt sie durch den Hacken.

Da fällt sie rückwärts hin vor seinen Füßen
Der Knabe schmiegt sich an sie an;

Run sahn die Ritter auf den Mann,
Und ihr das Blut entfließen.

Noch zeigt ein Kreuz, erbaut aus festem Steine,
Die Stätte auf des Berges Höh',
Da sieht sie oft mit Ach und Weh,
Des Nachts im Mondenscheine.

So sang die Dame. Langsam gleiteten
die Arme an der Harfe nieder, und sie sprach
mit klagender Stimme: „Wohl dir Rabegun-
de, du hast ausgelitten, und jenseits ärndet
die Dulderin unvergänglichen Lohn!“ — „Seyd
frohen Muthes, edle Frau, der Ritter ist ge-
kommen,“ sprach die Zose und trug die Harfe
bei Seite.

Langsam erhob sich die Trauernde von
ihrem Sitze, warf Blicke voll freundlichem
Ernst und hoher Würde auf den schönen
Ritter, und begrüßte ihn schweigend mit
gewinnender Anmuth. Dieser erstaunte ob
der Reize und der Majestät der Dame.
„Wenn Ihr meiner bedürft, so pocht an die
Thüre,“ sprach die Zose und entfernte sich.

Die Dame ergriff des Ritters Hand, sie führte ihn zu einem aus weichen Pfülen gestalteten Ruhesitz, setzte sich an seine Seite und begann: „Ich heiße Adelheid von Schroffenburg. Keinem Ritter in Deutschland wird dieser Name unbekannt seyn, denn mein Gatte hatte sich durch seine Tapferkeit in den Schlachten gegen die Ungläubigen, in den Fehden des Landes den Ruf großer Tapferkeit erworben und kein Turnier verlassen, ohne den ersten oder zweiten Dank mit Lanze und Schwert erkämpft zu haben. Drei Jahre war unsere Ehe ein Muster der Liebe und des häuslichen Friedens, da erhob sich am reinen Himmel unsers glücklichen Lebens eine gräßlich dunkle Wolke der Schmach und des Elends. Einst kehrte mein Gatte von einer Fehde zurück, ihn begleitete ein welscher Ritter — Abscheu und Schmerz lassen mich seinen Namen nicht aussprechen — der an das Hoflager des Herzogs ziehen wollte, aber von dem gastfreundschaftlichen Schroffenburg, der

den ausländischen Mann in einer schlechten Herberge bei ärmlichem Imbisse und sauerem Weine fand, auf seine Beste eingeladen wurde. Der Welsche war ein frohsinniger, immer plaudernder Geselle, der viel gesehen, viel erfahren hatte und die schönsten Märchen zu erzählen wußte, dabei war er ein rastloser Läger, und verstand die Kunst, das flüchtigste Wild mit dem geschleuderten Speere zu erlegen, und den Adler mit dem Bolzen aus hoher Luft herabzuholen, so meisterhaft, daß ihm die geübtesten Ritter den Preis zuerkennen mußten.“ — „Noch nicht volle acht Tage hatte der Welsche auf der Beste gewelt, als ich mit Schrecken ersah, daß er mir nachstelle und meine Tugend und meine eheliche Treue zu verlegen strebe. Er war so kühn, mich eines Tages, da gerade mein Gatte zu den Kählern seines Forstes geritten war, im Burggarten mit seinen Liebesanträgen zu verfolgen und meinen Leib mit frechen Armen zu umfassen. Entrüstet

ließ ich den Wollüstling zurück, und drohte mit Entdeckung seines ehrlosen Beginns. Die Glut des Ingrimm's im verzerrten Gesichte flehte er mich nun um Vergebung an, heuchelte Reue und gelobte volle Besserung."

"Es war an einem schon dunkeln Sommerabend, als ich, der Rückkunft meines auf die Jagd gezogenen Gatten entgegenharrend, in einem Gemache auf dem Lotterbettlein ruhte, und entschlummerte. Plötzlich fühlte ich meinen Mund mit Küssen bedeckt und mich stürmisch umschlungen. Wähnend, von dem geliebten Gatten an das treue Herz gepreßt zu werden, erwiderte ich die heißen Küsse; da öffnete ich die Augen und sah mich mit Schauder in den Armen des Welschen. Ich wollte mich aufraffen und mich von ihm losreißen, aber der Schrecken hatte meine Kräfte gelähmt, ich wollte um Hülfe rufen, aber seine Küsse erstickten die Töne der Stimme. Da wurde die Thüre des Gemaches aufgerissen, mein Gatte trat ein. Der Welsche

sprang zurück, ich raffte mich auf, um in die Arme meines Vaters zu stürzen und ihm zum Schutz gegen den Bösewicht anzurufen. Mit gewaltiger Faust schleuderte er mich nieder und riß das Schwert aus der Scheide. Rasch entwand es ihm der Welsche und entfloß damit."

„Mit furchtbar rollenden Augen, feindlich schweigend, sah mein Vater auf mich nieder. Jetzt sprengte ein Roß über den Burghof. Es trug den Welschen im flüchtigsten Rennen aus der Burg, die seine wollüstige Begierde zur Trauerstätte gemacht hatte. Hastigen Schrittes eilte mein Gemahl dem Gemache. Bald erschien Wolf, der Burgvogt, und verkündigte mir, daß ich auf Befehl des Herrn ihm folgen sollte. Auf der Höhe des Thurmes, in dessen festverwahrten Gemächern die in den Fehden gefangenen Ritter ihrer Befreiung entgegen sehen mußten, war ein großes, helles Gemach. Dorthin wurde ich von zwei Knechten getragen, denn, wohl meine

Unschuld fühlend, doch ein schreckliches Loos ahnend, war ich am Fuße der Thurmterrasse niedergesunken. Bald erschienen mehrere Knechte und trugen alle Geräthe herbei, mit denen mein Gemach geziert war. — Nach einer Stunde trat mein Gemahl langsam, dumpf dröhnenden Schrittes ein. Sein Antlitz war blaß, seine Lippen bebten. Mit kalter Verachtung, das Antlitz abgewendet von mir, sprach er eintönig und schauerlich ernst:

„Ihr habt den Tod verdient, aber ihr sollt leben, im Gefühl eurer Schande und im Bewußtseyn, meine Tage vergiftet zu haben. Von diesem Gemache aus bietet sich euerem Auge ein großes Feld der Beschauung. Blicket hin auf die Wälder und Fluren, auf die Hügel und Thäler, auf die Flüsse und Seen, blickt hin auf die wandernden Menschen, und bei jedem Blick in Gottes schöne Schöpfung, sage euch euer Inneres, daß ihr nicht würdig seyd, im Reiche dieser Schöpfung zu wallen, denn die Erde trägt keine Ehebrecherin.“

„Ich vermochte nicht ein Wort zu sprechen, nicht eine Bewegung zu machen, ich war zu betäubt. Lange, zermalnend hastete des Ergrimten Auge auf mir, klirrenden Schrittes entfernte er sich. — Ich sah ihn nicht wieder.“

„Beinahe ein Jahr hatte ich in meinem Gefängniß zugebracht. Man versah mich mit ausgesuchten Speisen und den feinsten Weinen, man gab mir eine Harfe und ich durfte mir aus dem nahen Nonnenkloster heilige, erbauende Schriften voll Trost und Belehrung kommen lassen; ein Knecht und eine Dirne waren zu meiner Bedienung, und jeden meiner Winke zu beachten, streng angezwungen. Doch, bei Todesstrafe war ihnen verbothen, nur ein Wort mit mir zu sprechen. Es war eine Zeit voll des traurigsten Mißbehagens. Die herrliche Aussicht, die leckern Speisen und feurigen Weine, Harfe und Bücher, konnten mich nicht mit den Qualen der Einsam-

Zeit und des klösterlichen Stillschweigens aus-
söhnen. Mein Herz war gefoltert von Sehnsucht nach Freiheit, und Umgang mit Menschen; ich, ein Weib in der Blüthe des Lebens, bekannt mit den Freuden der Welt, und durch das Feuer des jugendlichen Blutes zu geheimen Wünschen und geheimen Sehnen entflammt, war von dem schmerzlichen Gefühle, für treue, engelreine Liebe solche Qualen erdulden zu müssen, so mächtig ergriffen, daß, wären meine Fenster nicht vergittert gewesen, ich mich auf das Steinpflaster des Burghofes hinabgestürzt und durch meinen zerschmetterten Körper die Rache des Himmels über den grausamen, noch immer heißgeliebten Gatten angerufen hätte. Mein Schicksal wurde noch leidenvoller.“

„Es war eines Tages zur neunten Morgenstunde, als plötzlich meine Thüre sich öffnete, und Ritter Graf von Raubensfels in mein Gemach trat. Mit finstern Blicken und

herrlicher Stimme verkündigte er mir, daß mein Gatte in eine langwierige Fehde ziehen und er aus Freundschaftspflicht bis zu dessen Wiederkehr die Sorge für meine Pflege und Verwahrung übernommen habe, daher ich ihm stracks nach der Feste Hohnstein zu folgen habe. Mein inniges Flehen, nur einen Augenblick noch den Gatten sehen und ihm meine Unschuld durch die Mittheilung von der lasterhaften Verfolgung des weischen Ritters erweisen und bei dem Heile meiner Seele und meiner irdischen und jenseitigen Wohlfahrt beschwören zu dürfen, wies der harte Mann barsch zurück. Auf einen Wink traten Diener und Knechte herein, die mein Gepäck ordneten. An des Ritters Seite stieg ich die Wendeltreppe hinab, dort stand ein für mich bereitetes Roß. Ohne meines Flehens, ohne meine Thränen zu achten, hob man mich auf selbiges, und von vier Wappnern umgeben, mußte ich dem Grafen Raubensfels folgen.“—

„Als ich hier ankam, geleitete mich der Graf in dieses Gemach. Vernehmt nun — sprach er mit gesenkten Augen — was Euch doch, früh oder spät kund werden muß. Bei Euerem Leben werdet ihr dieses Gemach nicht mehr verlassen, denn Euer Gatte starb gestern an einer Wunde, die ihm in der letzten Fehde geschlagen wurde, in meinen Armen, und ich mußte dem Sterbenden mit Schwur und Handschlag geloben, Euch für Euer ganzes Leben in strenger Gewahrsam zu halten.“

„Ich hörte nicht, was der Grausame noch mehreres sagte. Meine Sinnen schwankten ob der grauenvollen Rede, ohnmächtig sank ich nieder.“

„Und nun edler Ritter, habt Ihr meine jammervolle Bestimmung vernommen. Noch zu jener Zeit, als ich an meines Gatten Seite glücklich lebte, hörte ich oft von biedern Rittern die Tapferkeit, den gerechten Sinn

und das rege Gefühl für leidende Unschuld laut preisen, wodurch sich Ritter Ludolph von Harrach zur Blume der Mitterschaft erhoben hat. Meine Rose, mit der mir zu sprechen vergönnt ist, und deren gutes Herz meine diesseits endlosen Leiden mit inniger Theilnahme betrauert, hat mir Eure Anwesenheit auf dieser Wette angezeigt, und gerne das Werk der Warmherzigkeit übernommen, Euch zu mir zu geleiten. An Euer biederer Herz und in Euer kraftvolle, siegreiche Hand lege ich nun mein ganzes Schicksal."

Ludolph. Mit Schmerz und Empörung habe ich, edle Frau, Euer leidenvolle Geschichte angehört. Man müßte ein Barbar und ein Lotterbube seyn, wenn man zu Eurer Rettung nicht schnell das Schwert ergreifen würde. Ich brenne vor Begierde, für Euer Unschuld mein Leben zu wagen. Ein Blick des Dankes aus solchen himmlisch schönen

Augen lohnest reichlich jede That. Gebietet ganz über mich.

Adelheid. (Seine Hand ergreifend und sie an ihren vollen Busen drückend.) O fühlt, wie dieses Herz vor Wonne pocht, den Retter so nahe zu wissen. Ja, ich habe mich in Euch nicht getäuscht, Ihr seyd eben so fühlend als tapfer, und die Schönheit, die Euer blühendes Angesicht schmückt, verbürgt die Güte Eueres Herzens, — (sie lehnt schmachend ihr Haupt an seine Brust.) — O laßt mich an diesem Herzen voll Vertrauen ruhen, und an ihm den süßen Glauben einsaugen, daß die leidende Unschuld bald einen hohen Triumph feiern wird.

(Rudolph umschlingt Adelheid immer feuriger, er faßt ihre Hand und bedeckt sie mit Küssen, sein glühendes Auge ruht mit sehnlichem Ver-

langen auf der wunderholden Gestalt.)
 Bei allem, was dem Ritter heilig seyn muß
 schwöre ich, Euch, edle, reizende Frau, aus
 diesem Gefängnisse zu befreien und dann Eue-
 re Unschuld und Euere Ehre gegen Männiz-
 lich im Kampfe auf Leben und Tod darzu-
 thun. Morgen beginnt die Fehde gegen Rit-
 ter Hugo von Thurnfels. So bald sie been-
 digt ist, komme ich zu Euerer Befreiung auf
 den Flügeln der Sehnsucht zurück.

(er sinkt zu ihren Füßen.)

Hier, Knieend zu den Füßen der schönsten,
 der holbesten der Frauen, schwöre ich, von
 nun an nur für Euch zu leben und nur Eue-
 re Farbe zu tragen. Schwarz, wie dieses Ge-
 wand, das den reizendsten Busen und die rei-
 zendsten Glieder umschließt, sey meine Leib-
 binde, durchweht von zarten, weißen und ro-
 senrothen Bändern zur begeisternden Erinne-
 rung an die Lilien und Rosen, die sich auf
 Euerem bezaubernden Antlitze zum himmlisch

schönen Gebilde verschmelzen. Gott hat gehört, den Schwur, gethan für die Freiheit und Ehre Adelheids von Schroffenburg, aber höret nun auch Ihr die Bitte Eueres Ritters, diesen Schwur mit einem Kusse der Liebe und des unauslösllichen Vereins zu besiegeln.

Adelheid. Ja, kommt an dieses Herz, das — mißkennt mich nicht ob dem raschen, von der Macht der Gefühle erzeugten Gesändniß — in heißer Liebe für Euch schlägt. Dieser innige Kuß soll — (sie beugt sich mit zärtlichen Blicken zu ihm herab; plötzlich entreißt sie sich seinen Armen, springt auf und ringt die Hände.) O ich Schwache, was habe ich gesprochen? wie muß ich vor Euch, wie vor mir erröthen, meine Liebe einem Mann bekannt zu haben, in dessen Herz nur das Bild der Erwählten lebt und um deren Hand er mit heißem Verlangen strebet.

Ludolph. (erröthend, mit sichtbarer Verlegenheit, springt auf.) Ich kann den Sinn Euerer Worte nicht deuten.

Adelheid. Wie, Ihr habt Euerer Minne so schnell vergessen? oder wollt Ihr ein Weib bethören, das schwach genug war, schnelle Liebe für ihren künftigen Bestreiter zu fühlen? Ich weiß, daß ihr dem Fräulein Emma von Hohnstein Liebe gestanden und um ihre Hand Euch beworben habt. Emma ist schön, schöner als eine des Herzogthums. Daß ihr mich reizend nennt, ist nicht die reine Sprache eines reinen Gefühls, es ist die Aufwallung begehrllicher Sinne, und einer durch das Abentheuerliche dieser mitternächtlichen Zusammenkunft mit einem nicht ganz häßlichen Weibe erregter Lust. Nein, mir winkt keine Hoffnung aus diesem ewigen Grabe der Einsamkeit herauszusteißen zu den Genüssen des Lebens, denn wie schnell wird der veränderli-

che Ludolph von Harrach über die reizvolle Emma, die gewöhnliche Schönheit einer Adels- heid von Schroffenburg vergessen. Dich Thö- rin, die nur einen Augenblick dem schönen Traume mich hingeben konnte, von einem Manne Befreiung erwarten zu dürfen, der zu Emmas Füßen um Liebe gekniet hat. Dich Unglückliche! (sie bricht in Thränen aus, und wirft sich mit dem Ausbruche des höchsten Schmerzes auf das Ruhe- bett hin.)

Ludolph. (nimmt die Trauernde sanft in seine Arme, und drückt ihre Hand an sein Herz.) Hört mich heißge- liebte Adelsheid! Bei diesem Herzen, das un- ter Eurer Hand in wahrer, aufrichtiger Liebe für Euch schlägt, und bei meiner Ritter-Ehre, die noch nie besleckt wurde, schwöre ich den hohen Schwur, Euch zu befreien und dann um Eure Hand zu werden. Ja, Emma ist

meinem Herzen nicht gleichgültig, aber von nun an füllt es nur Euer bezauberndes Bild, und nur Euch gehöre ich an.

Adelheid (richtet sich langsam empor. Mit zärtlichen, seelenvollen Blicken schlingt sie ihren Arm um seinen Nacken.) Ja, ich glaube Deinen Worten, und vertraue Deinem Herzen. Du sollst ganz glücklich seyn. Höre, was die Liebe thut. Nie kann ich Deine Gattin werden, denn ich habe ein feierliches Gelübde gethan, mich nie wieder zu vermählen. Aber Dein will ich seyn in geheimer, jedem menschlichen Auge verborgener Liebe. Freue um Emmas Hand. Wird sie Dir, und hast Du die Flittertage der Minne in ihren Armen genossen, dann erinnere Dich an Deine einsame Freundin, die auf ihrer, jedem fremden Manne verschlossenen Burg, nur an Dich denkt, und Deiner Umarmung entgegen harret. Es wird

Dir ein leichtes seyn, von Zeit zu Zeit unter einem klugen Vorwande zu mir zu kommen. Ich werde Dir Freuden geben, wie sie keine Emma Dir giebt, denn keine Liebe gleicht der meinigen.

Ludolph. Wäre es möglich, so von Dir geliebt zu werden? O Adelheid, wie kann ich diese Stärke Deines Geistes und diese Macht Deiner Gefühle würdig lohnen?

Adelheid. Dadurch, trauter Buhle, daß Du meine Liebe mit gleicher Empfindung erwidertest, und Deine, mit Sehnsucht Dir entgegen sehende Adelheid nicht fruchtlos harren lassen wirst. Bekräftige nun auch diese Worte durch die That. Du bist des Schreibens kundig. Dort ist Schreibzeug, auch Wachs zum Siegeln. Gib mir schriftlich die Versicherung, daß Du mich liebst, daß Du mich aus diesem Kerker auf meine Burg führen, —

und dort in jeder Woche, wenn nicht Krankheit, eine Fehde, oder Geschäfte am Hoflager Dich verhindern, mir einen Tag süßer Minne weihen wirst.

Eudolph seilt an das Tischchen, schreibt und drückt auf das geschmolzene Wachs den Knopf seines Schwertes, worauf sein Wappen gestochen ist. Lächelnd reicht er das Blatt Adelheid hin, die es flüchtig überliest und in ihren Busen birgt. Er öffnet seine Arme, Adelheid sinkt an seine Brust. In diesem Augenblick hört man die Riegel und das Schloß der Thüre rasseln. Die Jose tritt ein.) „Spudet Euch, edler Ritter. Schon ist alles rege in der Burg, und viele Mannen, mit Rüstungen und Geschosse beladen, schreiten durch die Gänge, um sich auf den morgenden Fehdezug zu bereiten, auch hörte ich deutlich, wie der Burgherr nach Euch frug.“ —

Nur mit Gewalt konnte sich Ludolph aus Adelheids Armen reißen. Von Liebe und Hoffnungen künftiger Freuden berauscht, wankte er, gleich einem Trunkenen, hinter der Jase fort, die ihn durch die vielen, sich kreuzenden Gänge unbemerkt bis an die Thüre seines Gemaches leitete, und dort reichlich beschenkt wurde.

Die Besetzung des Ritters Hugo von Thurnfels erforderte eine bedeutende Anzahl von Kriegsmännern, denn Hugo war mächtig und hatte unter den Rittern des Gaues großen Anhang. Alles was in dem Gebiete von Hohnstein und in dem der Vasallen waffenfähig war, mußte in die Fehde ziehen. Nur aus wenigen Mannen, die aber erprobt und bewährt waren, bestand die Besetzung der Feste. Ritter von Lindenhorst, der Burgvogt,

Konnte schon seit Monden das Siechlager nicht verlassen. Graf Raubensfels erklärte, daß durch das Loos entschieden werden solle, welcher von den vier Rittern die Pflicht zu übernehmen habe, zum Schutze der Herrin und der Burg zurück zu bleiben. Budo von Sterned wurde durch das Loos zum Schirmvogt ernannt. So glücklich er sich fühlte, in der Nähe von Emma, welche er heiß liebte, weilen zu dürfen, und, von keinem Nebenbuhler gestört, für seine Liebe handeln zu können, so sah doch der tapfere, kampflustige Kämpfe schmerzlich und verdüstert den unter Trompetenschall und feierlichen Kriegsgesänge dahinziehenden Rittern und Reifigen nach.

Schon am vierten Tage des Auszuges kam ein Eilbote, vom Vater Raubensfels gesandt, mit der frohen Kunde an, daß die Hohnsteiner einen großen Sieg errungen, auch viele Gefangene und viele Beute gemacht haben. Bald folgten dem Boten so viele Ge-

sangene, daß sie in den zu ihrer Verwahrung bestimmten Gefängnissen beinahe nicht Raum genug hatten.

Eines Abends, gerade als Emma und Budo beim Imbiß waren, wurde ein feindlicher Ritter unter starker Bedeckung in die Burg gebracht. Hastig fuhr Budo mit wildrollenden Augen empor, als ihm der Name des Gefangenen genannt wurde. „Hans von Mengen?“ — fragte Emma, als der Reisige den Ritter genannt hatte — ist das nicht der tapfere Ritter, der sich im Klüssinger Forste ganz allein durch eine Rotte verwegener Räuber schlug und den Anführer aus ihrer Mitte heraus zum Gefangenen machte?“ „Ja, so etwas erzählt man sich — entgegnete Budo mit finstern Gesichte, „es ist aber keine so erhebliche Ritterthat, eine Handvoll Gauner, die beinahe immer nur mit einem Brodmesser und einem Zaunpfahle bewaffnet sind, in die

Pfanne zu hauen. Nun mag er ausruhen auf seinen Lorbeeren, sich laben an der Erinnerung ersochtener Siege. — (mit schneidendem Hohngelächter) — Daß seine Ruhe nicht durch zu vieles Sonnenlicht gestört, und sein Magen nicht durch Leckerenyen überladen werde, dafür will ich freundschaftliche Sorge tragen.

Emma. Euer Blick ist so feindlich, und Euere Rede so spitz, daß ich den Haß, welchen Ihr gegen den Ritter hegt, zu gut erkenne.

Budo. Ja, ich hasse diesen Hans von Mengen aus vollem Herzen. Wir waren zusammen Edelknaben am Hofe des Herzogs. Schon damals wollte der unbärtige Bube mich meistern. Durch sein einschmeichelndes Wesen wußte er unsern muthpfigen Zuchtmeister so zu gewinnen, daß er immer belobt

und gehätschelt wurde, während wir Übrige nie etwas recht thun konnten. Als Feinde verließen wir den Hof. Bei jedem Turniere entriß er mir den ersten Dank. Einen Meierhof, den ich an den alten Hornfelfer verpfändet hatte, aber zur Zeit der Frist nicht auslösen konnte, kaufte er, und ließ mir durch seinen Burgpfaffen recht höhnisch schreiben, daß, wenn ich eine Veste oder Ländereien zu verpfänden habe, ich nur an seiner vollen Truhe anklopfen dürfe. Der schönen Hulda von Dronheim war ich mit Liebe zugethan, auch Hans von Mengen. Der Vater bestimmte sie demjenigen von uns zur Ehegenossin, der die meisten Räuber, welche in Dronheims Forsten hausten, mit gleicher Anzahl von Knechten gefangen nehmen würde. Die Räuber hatten zwei Höhlen, eine in Norden, die andere in Westen des Forstes. An dem nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde zogen wir, jeder an der Spitze von zwanzig Reisi-

gen und vierzig Panzenknechten zum Angriff aus. Ich wählte die nördliche Höhle. Blutig und furchtbar war der Kampf der den ganzen Tag währte. Achtzehn Räuber und zwölf meiner besten Mannen waren erschlagen, mit dreißig Gefangenen zog ich von dannen. Froh des großen Sieges und voll Hoffnung auf Guldas Hand kehrte ich in die Weste zurück. Hohnlächelnd stand Hans auf dem Burghof, fünfzig gebundene Räuber lagen um ihn her. Während ich auf offene und ritterliche Weise die Räuber angriff, errang der schlaue Hans durch tückische und unedle Kunstgriffe den Sieg. Schon zwei Tage vor dem anberaumten Strauße hatte er einen seiner Knechte der eben so durchtrieben als verwegen war, zu den Räubern gesendet. Dieser gab vor, so eben dem Strange entflohen zu seyn und bat um Aufnahme. Zugleich vertraute er der Horde, daß reiche Kaufleute aus Mainz an den Hof des fränkischen Her-

zogß Otto, mit vielen schwer beladenen Wagen ziehen, um dort bei den Festen des herzoglichen Beilagers ihre Waaren, die größtentheils in Edelsteinen, und goldenen und silbernen Gefäßen bestehen, vortheilhaft zu verkaufen. Der Schalk mußte seine Mähre so auszustatten und glaubwürdig zu machen, daß der Anführer der Bande auf der Stelle beschloß, sich dieser Reichthümer zu bemästern. Es mußten alle Räuber ausziehen, da der Knecht versichert hatte, daß ein großes Gefolge von Mainzischen Wappnern die Kaufherrn geleite. Sorglos zogen die Räuber, deren größte Hälfte zu Rosse war, der sichern Beute entgegen. Die Straße führte durch einen tiefen und langen Hohlweg. Plötzlich erschienen auf beiden Höhen Lanzenknechte mit gespannter Armbrust, und geboten den Räubern, sich zu ergeben, widrigenfalls sie niedergeschossen würden. Schnell sprengten die Räuber dem Ausgange des Hohlweges zu, aber da starrten ihnen die,

Speere der dort in dichten Haufen haltenden Reifige entgegen, und die Bolzen der im Gebüſche lauernden Schützen tödteten zwei Räuber. Es war kein Raum zum Kampf und kein Weg zur Flucht da. Ein Theil von Mengens Reitern ſprengte nun vom Eingange des Hohlweges mit eingelegten Lanzen daher und verſperrte jede Flucht nach Rückwärts. Die am den Seiten des Hohlweges hinaufglimmenden Räuber wurden von den Knechten mit dem Lanzenſchaft in die Tiefe zurück geworfen. Die Räuber ſahen ſich übermannt und keine Rettung möglich. Knirſchend warfen die Fußmänner die Waffen weg, die Reiter ſprangen von den Gaulen und ſtießen ſie vor Wuth nieder. Nun drangen die Reifige und Lanzenknechte des Mengen von allen Seiten auf ſie ein, banden die Überwältigten und führten ſie im Triumphe nach Dronheim. Zwei Räuber und ein Knecht waren das einzige Opfer dieſes heimtückiſchen Angriffes, wäh-

rend ich in offenen rechtlichen Kampfe die Wahlstätte mit Leichen bedeckt verließ.

Noch am nämlichen Abend feierte Mengen seine Verlobung mit Hulda, und, das Herz voll Haß gegen den ränkvollen Sieger, nach Rache lechzend, sprengte ich aus der jubelirenden Burg meiner stillen Wüste zu.

Emma. Und nun soll der unglückliche Ritter, ohnehin von der Schmach und den Leiden der Gefangenschaft niedergebeugt, ein Opfer Eueres Hasses und Euerer Rache werden? Ich halte Euch, lieber Budo, für einen edelgesinnten Mann, der eher Leiden mildern, als mehren wird. Sollte aber Euer Herz zu sehr von Rachsucht beherrscht und der besfern Gefühle nicht mächtig seyn, so gebiete ich Euch, als Herrin dieser Burg, dem Ritter Hans von Mengen ein ritterliches Gast zu geben und seiner auf ritterliche Weise pflegen zu lassen.

Budo. (mit Stolz) Edles Fräulein, vergesset nicht, daß Graf von Raubensfels, der Oberherr dieser Feste und der Hohnsteiner Markungen, mich zum Schirmvogt mit aller Macht dieses Amts begabt, und die Besatzung und die Gefangenen nur meinen Befehlen unterordnet hat. Ich werde nach meinen Pflichten handeln, und, was ich thue, standhaft zu verantworten wissen.

Kalt verneigte sich der Ritter vor dem Fräulein und schritt mit klirrenden trohigen Tritten aus dem Gelaggaden. Kopfschüttelnd sah ihm Emma nach: „Schade, daß in dieser schönen Hülle solch ein rachesüchtiges Herz wohnt. Ich kenne dich nun, Budo, und fürchte das Äußerste für Mengen. Mein sey die Sorge, dir dieses Opfer deines Hasses zu entreißen.“ So sprach Emma für sich und eilte in ihr Gemach.

Budo schritt auf den Burghof, und labte

sich am Anblick seines Feindes, der ihn keines Blickes würdigte und in edler Ruhe sein Loos erwartete.

„Werst diesen hier,“ gebot Budo dem Gefangenwärter mit rauher Stimme — „in das Burgverließ. Das tieffte Gefängniß, wo Uaken und Rattern hausen, sey seine Wohnung, und Brod und Wasser sein leckeres Mahl.“ Schweigend und voll Würde schritt Mengen, von Knechten umgeben, seinem Gefängnisse zu.

Schlasslos warf sich Budo auf seinem Lager umher. Der furchtbare Haß gegen Mengen, und die Sucht, ihn zu verderben, verbannten von dem Rachesüchtigen Ruh und Schlaf. Es war der Tag noch nicht angebrochen, da wandelte er schon im Burghofe, in den Stallungen, im Wachtsaale und in den Zwingern umher. Mengens verhaftetes

Bild schwebte immer vor seinen Augen, und von Augenblick zu Augenblick ward seine Begierde nach des Feindes Blut heftiger. Ihm begegnete der alte Konrad, ein Leibknappe Emma's.

Konrad. „Fürcht nicht edler Ritter, daß ich Euch so querselt ein mit einer Frage entgegen komme. Seyd Ihr krank, denn Ihr seht ja bald glühend roth aus, bald bleich wie ein Leichentuch. Oder greift Euch gar die Liebe so heftig an, da ich ja auch weiß, daß Ihr unserm schönen Burgfräulein an der Leine lauft?“

Budo. „Nun beantworte Du mir eine Frage. Wenn Du einen Todfeind hast, der Dir von früher Jugend an Deine Tage vergiftet hat, und wenn das Geschick Dir diesen Feind in die Hände liefert, was wirst Du thun?“

Konrad (sich vertraulich zu ihm neigend, mit boshaftem Lächeln den Dolch zuckend.) Ein rascher Stoß, so zur Mitternachts-Stunde, wo alles schläft und —

Hastig zog Budo den willkommenen Rathgeber in ein abgelegenes Gebüsch des Burgen-gartens. Dort erzählte er ihm, warum, und und wie sehr er diesen Hans von Mengen hasse. Konrad hörte aufmerksam zu. „Da ist Euch ja leicht geholfen, edler Ritter;“ — sprach Konrad und strich schmunzelnd den grauen Knebelbart. „Ich befreie Euch von Euerm Feinde, und, seyd Ihr einmal Emmaß Eheherr, so werdet Ihr diesen Liebesdienst nicht unbelohnt lassen. Traget Sorge, daß ich diesen Abend eine tüchtige Kanne Rheingauer erhalte. Bis um Mitternacht soll der Gefangenwärter sich sinnlos gezecht haben. Dann stehle ich ihm die Schlüssel zu Men-

gens Gefängniß. Ihr tretet ein und stoßt ihm den Dolch in die Kehle. Der Dolch bleibt liegen, auf daß es heiße, der Gefangene habe sich selbst erdolcht. Der Wärter wird sich daß wundern, wenn er am Morgen seinen Gefangenen in den Armen des Knöchlers findet. Seyd nur um Mitternacht am Blutthurm und laßt mich für das Uebrige sorgen."

In wilder Freude riß Budo eine goldene Kette vom Halse, und gab sie Konrad zum Unterpfande noch größern Lohnes.

Zur bestimmten Zeit harrete Budo in der Nähe des Thurmes. Bald erschien Konrad, eine kleine Leuchte unter dem weiten Reitermantel bergend. Leise wurde die Pforte des Thurmes aufgeschlossen, leise schlichen sie die Treppe hinab, vorüber an den Gefängnißthüren. Jetzt standen sie an Mengens Kerker. Konrad öffnete. Nun zündete er eine Fackel

an, bei deren Scheine sie eine auf Stroh schlafende Gestalt erblickten.

„Stoß zu!“ flüsterte Konrad dem Ritter zu. Rasch stürzte dieser auf den Schlafenden zu und stieß ihm den Dolch bis an das Heft von hinten in die Brust. Der Meuchelmörder wollte sich an den verzerrten Todeszügen seines Feindes laben, und hieß Konraden mit der Fackel sich nähern. „Fort, geschwind fort!“ rief ihm dieser zu. Hastig sprang Budo aus dem Kerker, den Konrad sorgsam verschloß, die Fackel ausblies, und sich mit dem Ritter an den Wänden hingreifend, mit vieler Mühe, und oft von den scharfen schroff hervorragenden Gesteine verletzt, die Pforte des Thurmes erreichte. Der Dolch blieb in der Brust des Ermordeten.

Am folgenden Morgen meldete der Gefangenwärter mit lautem Wehklagen, daß

Ritter Hans von Mengen sich entleibt habe. Budo befahl, die Leiche ihm vor Augen zu bringen, und dann im Walde durch den Henker verscharren zu lassen, da einem Selbstmörder kein ehrliches Grab gebühre. „Die Leiche ist bereits an ihrer Stelle“ — entgegnete der Gefangenwärter. „Es herrscht auf dieser Burg ein, an sich von dem Uroorfahren stammendes Gesetz, daß die Leiche eines Selbstmörders nicht länger als bis man zwölf Vater-Unser beten kann, innerhalb der Mauern der Feste weilen darf. Der Henker hat sie bereits in aller Stille auf seinem Karren aus der Burg geschafft, und in eine Steinschlucht gestürzt, wo die Gebeine mehrerer solcher Missethäter modern.“ — Budo entfernte sich unwillig; es war ihm nicht genug, seinen Feind ermordet zu haben, der Rachsüchtige wollte sich noch mit blutgierigen Augen an dem Gemordeten weiden. —

Die Fehde war beendet. Ritter Hugo von Thurnfels hatte sein Leben unter den Schwerdstreichen des tapfern Gottfried Grafen von Hordensfels ausgehaucht. Hugos Stammburg mit einem kleinen Antheile von Ländereien blieb der Wittwe, seine übrigen Vesten, Maierhöfe, Waldungen und Fluren wurden für Emma von Hohnstein im Besiz genommen, als Sühnopfer für den meuchlings erschlagenen Vater. Siegreich lehrte Graf Raufensfels an der Spitze der Lorbeerbekränzten Ritter und Kriegsleute auf Hohnstein zurück. Am achten Tage nach dem ruhmvollen Heimzuge veranstaltete Graf Raufensfels ein glänzendes Banket zur Feier der erungenen Siege. Die große Burg Hohnstein hatte beinahe nicht Raum genug, alle geladene Gäste zu fassen. Es wimmelte in den Sälen und in den Gemächern von Frauen, Fräuleins und Rittern. Die Augen wurden geblendet von der Schönheit der Gäste und

dem Glanze der Edelgesteine und der Goldstickerei, womit die reichen Kleidungen geschmückt waren. Die fremden jungen Ritter waren bezaubert von Emma's Reizen, aber sie konnten der Gefeierten ihre Huldigungen und die Worte des Herzens nicht darbringen, denn Falkenberg, Sterned, Hartenfels und Harrach umschwebten Emma wie ihr Schatten, und verhinderten jede fremde Annäherung. Mehrere Tage währten die Festlichkeiten, abwechselnd mit Tanz, Jagd und Ringelspielen. Alles was die Freude der Gäste erhöhen konnte, hatte Graf Raufensels mit sinniger Wahl bereitet, und noch lange sprach man in angenehmer Erinnerung von den frohen Tagen auf Hohnstein.

Emma lustwandelte eines Abends, da die Gäste schon wieder auf ihre Betten zurückgekehrt waren, im Burggarten, da begegnete ihr Ritter Robert von Falkenberg.

Emma. „Ihr waret beim letzten Tanze mit einem Prunkwamse und mit Schnabelschuhen angethan, die solch eine zierliche, kunstvolle und reiche Stickerei trugen, wie ich noch nie, selbst nicht an den kostbarsten Prunkkleidern der vornehmsten und reichsten Edelfrauen gesehen habe. Darf ich Euch fragen, welche zarte, schöne und kunstgeübte Hand diese wundervolle Arbeit gefertigt hat.“

Robert. „Wohl eine kunstgeübte, aber keineswegs zarte noch schöne Hand, mein edles Fräulein. Es ist ein gemeines Bürgerweib aus einer französischen Stadt, die mit ihren zwei Töchtern, recht häßliche Dirnen, schon seit Monden auf meiner Weste sich befindet und diese künstliche Arbeit liefert. Gönnet mir das Glück, für Euch, innig geliebtes Fräulein, ein Kleid sticken lassen zu dürfen, dessen Schönheit Eure Erwartung übertreffen, aber auch nur würdig sein wird, solche Reize zu umhüllen.“

Emma. „Seyd herzlich bedankt dafür. Noch ist die Zeit nicht da, von Euch Geschenke annehmen zu dürfen. Aber wie kamen diese Leute auf Eure Burg?“

Robert. „Ich muß die Landstraße, die von meiner Feste durch das Nonnenthal führt, aus meinem Säckel erhalten, dafür hat mir der Herzog auf der Nonnen-Brücke einen Zoll bewilligt, welchen jeder, der die Straße zieht, zu Fuß und zu Rosß, mit Lastthieren oder Wägen mir ertheilen muß. Wer aber den Zoll umgeht, und von meinen Zollknechten innerhalb dieses Gebietes aufgefangen wird, der verfällt in den Verlust seiner mitgeführten Habe, und, besitzt er keine, so ist mir das Recht geworden, selben gefänglich bis zur Erlegung eines von mir zu bestimmenden Lösegeldes inne zu behalten. Diese Straße zog vor mehr als zwei Monden ein französischer Krämer, mit seinem Weibe und

seinen Töchtern. Er kam aus Welschland, war unterwegs von Räubern geplündert, und suchte auf einem versteckt liegenden Waldwege der Entrichtung des Bolles zu entrin-
nen. Meine Knechte ertappten die Flücht-
linge, und brachten sie auf meine Burg. Der Krämer erbot sich, in seine Heimath zu eilen und mit Lösegeld zurück zu kehren. So eben wollte ich eine geringe Summe bestim-
men, als das Weib, vielleicht nur mich zu großmüthiger Entschließung zu bringen, ein prachtvoll gesticktes Barett, das sie den Blicken der Räuber zu entziehen gewußt hatte, mir zum Geschenke darreichte. Kaum hatte ich gehört, daß Mutter und Töchter so kunst-
reich arbeiten, als mir der kluge Einfall kam, ihre Kenntnisse zu einem großen Vortheil für mich zu benützen. Dem Krämer gebot ich, auf der Stelle in sein Vaterland zur Herbei-
schaffung des Lösegeldes zu eilen und ließ ihn straks durch meine Knechte über die

Gränze bringen. Da ich von meinem Burgpaffen vernahm, daß in den Abteien und Klöstern die Gold- und Silberstickereien für die Messgewande der Priester und für den Schmuck der Altäre sehr theuer bezahlt werden, so ist nun die Mutter mit ihren Töchtern von Tagesanbruch bis zur nächtlichen Zeit für die nahen und fernen Klöster beschäftigt, und ich ziehe aus ihren Arbeiten einen größern Gewinn, als aus meinen Köhlerhütten."

Emma. „Da können sich die fleißigen Weiber viel erwerben, denn Ihr werdet sie wohl Theil nehmen lassen an dem Gewinne?"

Robert. „Wollte ich dieses thun, so wäre ich, traun, sehr unklug. Für den Gewinn haben sie die Kost meiner Knechte, auch am Sonntage ein Fleischgericht und einen Becher Wein. Mehr wäre vom Uebel, denn bei leckerer Nahrung könnten sie erkranken

und ich will noch Jahre lang mit ihrer Kunstfertigkeit meinen Säckel bereichern."

Emma. „Versprecht Euch nicht zu viel, denn bald wird der Hausvater mit dem Lösegelde kommen."

Robert (mit schlaudem Lächeln.) „Dafür ist gesorgt. Der Krämer hat kein Vermögen, muß erst vom Gewinne so viel sammeln, bis er das Lösegeld erreicht, und wird, um schöne blanke 100 Gold-Gulden für die Befreiung der Seinigen an mich entrichten zu können, noch manches Jahr in Schweiß seines Angesichts dahin bringen."

Emma. „Also 100 Gold-Gulden ist der Befreiungs-Preis der Gefangenen?"

Robert. „Wer diese an mich oder meinen Vogt bezahlt, der kann mit der Alten

und ihren Töchtern straks aus meiner Burg ziehen."

Emma wollte noch Mehreres über diese Fremdlinge erforschen, da kam Graf Raufenfels mit den andern Rittersn im fröhlichen Gespräche daher, und das über die Störung unwillige Burgfräulein mußte von dem Großvater manch weidliche Neckerei, und von den Rittersn manche vorwurfsvolle Worte hören über ihr trauliches einsames Wandeln mit dem liebeheischenden Robert.

Lange hatte die Stimme der Sinnlichkeit in Emma's begehrlchem Gemüthe geschwiegen. Das feierlich gemachte Gelübde, den Stürmen der sich aufregenden Leidenschaft zu trotzen, den Weg liebgewonnener Tugend und Keuschheit fortzuwandeln, und als ein bereuen-

des, gebessertes Wesen an den Traualtar zu treten, hatte sie bis zur Stunde getreulich bewahrt; aber, wie auf einen Zauberschlag zerbrachen alle Banden guter Vorsätze. Mit hinreißender Macht erhob sich in der heißen Brust die Erinnerung an jene süßen Freuden in den Armen des Unbekannten, und diese Erinnerung gebahr eine stürmische Sehnsucht, ein unbezwingliches, ein ruheloses Verlangen nach neuen Genüssen. Ihre Sehnsucht, die begehrliehen Wünsche nach den Rüstigkeiten der Minne verbannten jede Zucht, jedes Schaamgefühl, jede innere Stimme der Warnung und wurden so dahinreißend, daß Emma, ihrer nicht mehr mächtig, an einem dunkeln Abend, als Magd verkleidet, und tief ver mummt, sich an die Pforte des abgelegenen Rüstsaals schlich, um mit dem schönen Knappen Manhold, der, wie sie wußte, eben die Wache dort hatte, geheime Buhlschaft zu treiben. Adelinens Aufmerksamkeit rettete die Sinnliche vor dem Be-

gehen solch eines Trevels, und vor der Schmach solcher Selbsterniedrigung. Dem forschenden Auge der besorgten Aufseherin war Emmas plötzliche Sinnesänderung nicht entgangen. Schlau und unermüdet spähte sie jedem ihrer Tritte nach. Unbemerkt hatte sie beobachtet, wie Emma ihre Verkleidung ordnete, auch hörte sie, wie Emma, in voller Selbstvergessenheit und von ihren Lüsten hingerissen, laut ausrief: „O, Konrad, in deinen Armen werde ich glücklich, und der einsame Rüstsaal mir heute ein Bonnetempel seyn.“ — Auf seine Weise erfuhr Adeline, daß Konrad diesen Abend die Rüstwache habe, und, unter einem wohlersonnenen Vorwand, wußte sie den Burgvogt zu bewegen, daß Konrad in der Abenddämmerung nach einer neu eroberten Thurnfester Beste versandt und auf einige Zeit dort beschäftigt wurde.

Voll Sehnsucht und Sinnenlust schlich

Emma dem Rüstsaale zu, aber sie entfloß mit Schrecken und dem bittersten Gefühle zerstörter Hoffnungen, als ihr ein alter mürrischer Knappe sein donnerndes „Wer da?“ — entgegenrief.

Adelinde verschwieß Emmas zuchtloses Beginnen dem alten Raubensfels, denn sie kannte seinen Stolz auf den unbesleckten Ruf der Ahnen seiner Enklin und seinen furchtbaren Jähzorn, aber es gelang ihren weisen, eingreifenden Vorstellungen, ihn dahin zu vermögen, daß er sich noch in dieser Stunde mit Emma über die Nähe ihrer Vermählung besprach und den dritten Tag zur Erwählung des künftigen Ehegenossen bestimmte.

Der Tag war erschienen. Graf Raubensfels verkündigte den Rittern, daß das Burgfräulein noch heute Einen unter ihnen zum Gemahl erkiesen werde. Es ward Abend,

Raupenfels zechte mit den Rittern im Belag: gaben, und diese gelobten sich mit Ritterwort und Handschlag, dem Glücklichen von ihnen, welchem Emma ihre Hand reiche, nicht zu befeinden, sondern ihm zugethan zu bleiben mit brüderlicher Liebe und mit Schwert und Mannen. Jetzt erschien Emma's Joste und lud die Ritter ein, ihr zur Gebietherin zu folgen. In einem festlich geschmückten Gemache, dessen Hintergrund mit einem Vorhange verhüllt war, empfing sie Emma, anmuthévoll sich verneigend und also sprechend:

„Mein weiser und liebevoller Großvater hat Euch, edle Ritter, in diese Burg geführt, damit derjenige, der Wohlgefallen an mir fände, sich um meine Hand bewerbe. Eure Geständnisse haben mich überzeugt, daß Jeder von Euch Liebe für mich fühle, zugleich aber auch, wie nothwendig es für mein Wohl und für meine Ruhe sey, Jedem von Euch zu

prüfen, um dann den besten Theil zu erwählen. Die Prüfung geschah, und keiner ahnte sie."

„Edle Ritter, Euere Gestalt, Euere Tapferkeit, Euere Reichthum halten sich die Waage, aber nicht Eure Herzen. Dieses bewährte sich zu klar in der geschehenen Prüfung. Ich fühle, daß es Jedem von Euch schwer verlegen möchte, wenn ich die Übrigen mit den Beweggründen meiner Wahl oder Entsagung bekannt machen würde. Es folge mir jeder einzeln in jenes Gemach und ich gelobe feierlich, daß, was dort gesprochen und sich enthüllen wird, ewig in meiner Brust als Geheimniß ruhen werde. Ich lade Euch einzeln zur Folge ein.

Rauhenfels. Ich lobe Dich, meine kluge Emma, aber ich glaube nicht, daß einer dieser Ritter einer Handlung fähig sey, die

ihn Deiner Hand unwürdig mache. Alle Ritter des Gaues werden meinen Ausspruch bekräftigen.

Emma. Ihr habt diese edlen Kämpen gesehen in den Turnierschranken, in dem blutigen Schlachtgewühle, in dem gefährvollen Kampfe mit reißenden Thieren und sie bewahrt gefunden; ich aber habe, in dem Treiben des friedlichen Lebens, den prüfenden Blick in ihre geheime Denkungsweise geworfen, und ihr Inneres erforscht — (sich mit freundlicher Würde verneigend —) nochmal lade ich den Einzelnen zur Folge ein.

Die Ritter (durch einander.) „Sagt Jedem von uns ohne Scheu, und ohne Rückhalt, was Euch mißfallen. Unter uns sey nichts Geheimen. — Wir theilen brüderlich das Glück und das Unglück, die Freuden und den Schmerz. —“

Emma. Ihr wollt es, Euer Wille geschehe! (sie klatscht in die Hände, der Vorhang rollt rasch in die Höhe. Im Hintergrunde zeigen sich, eine verschleierte Dame, ein Ritter mit geschlossenem Visier, und eine alte Frau mit zwei Dirnen. Die Dame tritt zu Rudolph von Harrach, schlägt den Schleier zurück und überreicht ihm ein Blatt Papier: lächelnd spricht sie:) Diese Gesichtszüge sind Euch bekannt, aber nicht Adelheid von Schroffenburg, sondern Lindane von Hutten, Emmas vertraute Freundin, giebt dieses Liebespfand in Euer Hände zurück. Soll ich einst Wittwe werden, und Ihr traget noch ein Gelüste, mir die Stunden der Minne, die Ihr der Gattin entzieht, zu schenken, so vergesset nie, daß selbst die Puhlbinne ein getheiltes Herz und getheilte Umarmungen verschmäht." — (sie verneigt sich mit spöttischem Lächeln und

enteilt in das Seitengemach. Mit langsamen festen Tritten schreitet der Ritter des Hintergrundes auf Budo von Sterned zu. Klirrend schlägt er den Helmsturz zurück. Budo erbebt mit einem Angstaute. Des fremden Ritters Auge haftet mit wilder Gluth und furchtbarem Ingrimme auf dem Lebenden: „Nicht mir, sondern einem, an seinen Wunden gestorbenen Knechte, den der wackere Konrad, Euer vermeintlicher Mordgehilfe, auf mein Lager legte, habt Ihr, verruchter Meuchelmörder, den Dolch in die Brust gestossen. Hier nehmt ihn zurück, und bewaffnet Euch damit zu gleicher That, denn Euer Hand ist nicht werth, das ritterliche Schwert zu schwingen.“ — (Er schleudert den Dolch zu Budos Füßen und schreitet langsam aus dem Gemache.)

(Die alte Frau mit ihren Töchtern,

alle blaß und kränklich, wankt auf Robert von Hallenberg zu.) „Das wohlthätige, großmüthige Fräulein hat an Euern Vogt das Lösegeld für uns bezahlt, und ist an mir und meinen Töchtern zum Engel der Befreiung und der Lebensrettung geworden, denn Ihr habt uns schlechter genährt als Euere Rüden, noch bluten unsere Rüden von den Geißelhieben Eures Vogt's, für einen dem Ausruhen gewidmeten Augenblick, und die Leiden, die wir auf Eurer Burg erduldet haben, nagen mit scharfen Zähne an unserm Lebensfaden.“ — (Auf ihre Töchter gestürzt, schleicht die Alte, laut weinend, in das Seitengemach.)

Es herrschte eine tiefe Stille unter den Anwesenden. Mit Erstaunen und Verachtung blickten Graf Raubensfeld und Gottfried Graf von Hordensfeld auf die übrigen hin, deren Gesichter von Beschämung, Zorn und Rache

entstellt waren. Jetzt sprach Emma. „Wo Untreue, Rachsucht und Buhet ihre Saaten treiben, da gedeihet nicht der goldne Fruchthalm des ehelichen Glückes. Nur in den Armen des Mannes, der die Pflichten des Ritters, mit den Pflichten des Christen, streng vereint, findet das Weib ihren Himmel auf Erden; darum reiche ich meine Hand Euch, Gottfried von Hordensfels, denn Euer Herz, und Euerer Denkweise wurden, ohne daß Ihr es geahnt habt, im Laufe der Thurnfester Fehde, von meinem edlen Großvater vielfach geprüft, und im Glanze der hochbestandenen Prüfung seyd Ihr immer hervorgegangen aus dem Reiche der Versuchung und der Lockungen. Empfangt zum Lohne diese Hand und mit ihr das Geständniß meiner heißesten Liebe, und das Gelübde meiner reinsten Treue!“ — Die Brust voll Wonne, sank Graf von Hordensfels zu Emmas Füßen. Er hatte kein Wort für sein Glück, sein Auge sagte, was

in seinem Innern waltete. Budo von Sterned, Robert von Fallenberg und Ludolph von Harrach waren aus dem Gemache geschlichen. Noch lagen sich Emma und Gottfried im stillen Entzücken, vom Vater Rauhenfels umschlungen, in den Armen, da hörte man schon die Rösse der Ritter auf dem Burghofe wieder hern. Ohne Valet zu sagen, sprengten die Verschmähten aus der Feste, Emma, die Prüfung und sich selbst verwünschend. —

Gottfried Graf von Hordensfels feierte schon nach einigen Tagen seine Vermählung mit Emma von Hohnstein. Kordinian, der ehrwürdige Abt von Friedheim, segnete das edle Paar ein. Er hielt eine herzergreifende, salbungsvolle Rede, die er mit folgenden Worten schloß: „Und nochmal weise ich Euch hin auf die göttliche Stimme, die herab schallt von

der Himmelhöhe in Edens segensreiche Gefilde und sprach: es ist nicht gut, daß der Mensch allein bleibe, ich will ihn eine Gehülfin geben, die um ihn sey." — Auch rufe ich Euch zu, was Salomon der Weise zur Beherzigung dem Manne mit den Worten sprach: „O daß du es einsehen lernen mögst, welch ein glückliches Leben hienieden dir ein von dir geliebtes Weib bringt. Wahrlich die Dauer des irdischen Lebens ist vergänglich. Alles, was unter der Sonne dir angedröhet, ist nichtig, nur ein treues Weib ist das schönste Loos deines Daseyns, und aller Arbeit Zweck und Mühe.“

„Edles würdiges Paar, ich habe mit einfacher kunstloser Rede die heiligen Pflichten, die Ihr nun für Euch, für die künftigen Pfanden keuscher Liebe und für die Menschheit habt, an Euer empfängliche Herzen gelegt, und nun erhebet Eure frommen Blicke zu

Gott, den erhabenen Lenker aller unserer Schicksale; den Beherrscher der Ewigkeit, der im Himmel thronet."

„Vergesst nie, daß alle Lebensfreuden, alle Glücksgüter nur aus seiner Waterhand kommen, daß alle Widerwärtigkeiten, die er über den Menschen verhängt, den heiligen Zweck haben, uns zu bessern, uns tugendhafter zu machen, und daß ohne ihn, jedes Erdenglück nur Selbsttäuschung, nur ein trügerischer Traum ist. Der Mensch wird aufrecht gehalten in jedem Leiden durch das Bewußtseyn einer göttlichen Walthung. Der stete Gedanke an Gott, diesen ewigen Freund und mächtigen Schützer, erhöht die Wonne eines gespendeten Glückes und trocknet die Thränen des Jammers; gegen die fürchterlichen Stürme der Leidenschaften schützt das Vertrauen auf den Schöpfer, und zur Ausübung unserer Religionspflichten, die diesseits glücklich macht,

in der letzten Stunde des Hinscheidens tröstet, und dort oben ewige Kronen darreicht, führt nur ein reiner, fester Glaube, daher sey diesem Glauben an Gott und Vorsehung Euer Herz ein stets gedöffneter Tempel."

„Zu dir, Vater des Himmels und der Erde, flehe ich aus der Tiefe meiner anbetenden Seele, daß du dieses fromme Ehepaar auf den Wechselfaden des Lebens immer schirmend geleiten wollest. Nie erlösche die Flamme der Liebe, die Eure Herzen heute gegenseitig durchglüht, und immer mehr werde sie angefacht durch gegenseitige Achtung, Treue, Tugendverehrung und Gottesfurcht. Mäßigkeit im Genuße des Lebens, Nächstenliebe und ein wohlthätiger Sinn, seyen Eure holden, treuen Gefährten. Demuth in den Sonnentagen des Glückes, innige Ergebung in seinen Willen beim tobenden Sturme der Drangsalen, er sey Euch der stützende Stab auf dies-

ser Pilgerreise, und willige Erfüllung jeder Pflicht gegen den Nebenmenschen, liebevolle Nachsicht gegen Untergebene werde zur reichen Krone der Tugenden Eurer Herzen, auf daß dein himmlischer Segen, du Gott der Macht, der Weisheit, der Liebe und des Friedens, beglückend auf diesem edlen Paare ruhe und die Tugendhaften bis an die Gränze des irdischen Seyns umschwebe. Amen."

So hatte der fromme, ehrwürdige Priester gesprochen, und aller Augen flossen über in schöner Rührung, und jedes Herz erhob sich in heißer Anbetung, und Emma und Gottfried gelobten aus tiefbewegter Seele immer zu wandeln die Bahn der Tugend, der Treue und der Pflichterfüllung.

Zwei Jahre hatten Emma und Gottfried ein Leben voll Freude in Liebe und Treue ge-

nossen. Zu ihren vollkommenen Glück mangelte nur noch die Sonne, ein Pfand ihrer innigen Vereins an das zärtliche Herz drücken zu können. Wer ein schönes ungetrübtes Leben mit allen seinen reichen Freuden sehen wollte, der mußte nach Hohnstein ziehen. Im ganzen Gau erzählte man sich nur von dem glücklichen Ehepaar. Aber plötzlich verschwand die Sonne der höchsten Zufriedenheit von diesem ehelichen Himmel, und nächtlich schwarze Wolken zogen heran und breiteten sich verhüllend und Unglück gebährend aus. Bei einem frohen Gelage starb Vater Rauhenfels, vom Blutschlage getroffen, in Emmas Armen. Noch hatte sie das Trauergewand nicht abgelegt, als ihr Gatte zu siechen begann, und bald so erkrankte, daß er sein Lager nicht verlassen konnte.

Alle heilkundigen Männer im ganzen Gau, selbst aus Worms und Mainz, wurden nach

Hohnstein gerufen, um den Burgherrn zu heilen. Alle Versuche und alle Bemühungen blieben fruchtlos. Schon mehr als sieben Wochen schmachete Ritter Hordensfels auf dem Siechlager, und es winkte ihm nicht die Hoffnung baldiger Genesung.

Eines Tages kam ein Pilger nach Hohnstein und bat um Labung. Im Gewölbe des Burgturms, wo für Pilger und andere einsprechende Arme Sitze und Lager bereitet waren, wurde ihm Wein und Brod gereicht.

Mehrere Knechte, die da beisammen saßen, und Waffen pukten, sprachen von des Burgherrn langwieriger und leidenvoller Krankheit. Aufmerksam horchte der Pilger. Er fragte die Knechte: ob man schon Hülfe gesucht habe, bei der weisen Frau in der schreckenssteinen Waldschlucht. Als die Knechte es verneinten, erzählte er so viele und merkwürdige Wunderkuren, welche die weise Frau an preß-

haften und todesgefährlichen Menschen ausgeübt hatte, daß Meinhart, der älteste der Knechte, gleich fort eilte, der Burgfrau die frohe Kunde zu bringen. Alsogleich mußte der Pilger vor ihr erscheinen und über das heilkundige Weib und ihren Wohnort ausführlichen Bescheid geben. Er erbot sich, einen Burgbewohner, der dahin um Rath und Arznei gesendet würde, zu geleiten, da die weise Frau selbst nie ihre schauerlich gelegene Hütte verlasse, und der Weg dahin schwer zu finden sey. Stracks entschloß sich Emma, selbst bei der weisen Frau Hülfe zu suchen, und nachdem sie ihren Entschluß dem kranken Ehegatten kund gethan hatte, gebot sie dem Burgvogt, dem Pilger ein sicheres Roß und ihr ein Geleit von sechs erprobten Wappnern zu geben, um mit Tagesanbruch gen die schreckensteiner Waldschlucht sich aufzumachen.

Man zog nicht lange auf gebahnter Straße

fort, sondern bald durch dunkle Wälder, einsame Thäler und über schroffe Bergrücken. Die Edelfrau sah sich oft gezwungen, lange Strecken zu Fuße zu machen, da sie fürchtete, ihr Zelter möchte auf dem rauhen, ungleichen Steinwege niederstürzen. Endlich gelangte der Zug auf eine, mit bemoosten Eichen, dichtbelaubten Buchen und dunkeln, himmelwärts strebenden Tannen umgürtete Anhöhe, kreisförmig gestaltet und sich hinabsenkend in eine Schlucht, worin, nicht fern von einem rauschenden Sturzbache, der sich in Gesteine verlor, eine Hütte stand, geräumig, aus Balken gezimmert und mit dicht geflochtenen Stroh bedeckt. Hier konnten die Rosse nicht weiter, denn nur ein Fußweg, schmal, aber aus bequemen Steinstufen gebildet, und durch ein Geländer, aus starken Zweigen vor einem Sturz in die Tiefe schützend, führte zur Hütte. Auf das Gebot der Edelfrau zogen die Wappner ostwärts, den Berg hinab, um auf

einer kleinen grasreichen Wiese, die ein Bächlein durchschlängelte, die Rosse zu erquicken und dort die Rückkunft der Gebietherin zu erwarten, welche, nur vom Pilger geleitet, schnell den Steig hinabstieg, um Rath und Hülfe von der weisen Frau sich zu erbitten. „Nur bis hieher darf ich an Eurer Seite wandeln, edle Gräfin,“ — sprach der Pilger. „Denn die klösterlich lebende Frau duldet keinen Mann in ihrer heiligen Zelle. Durch eine fromme Dirne, die hier auch das Gelübde der Keuschheit abgelegt hat, läßt sie an uns Pilger, die wir alle viertel Jahre uns hier versammeln, um ihr die Wurzeln, Kräuter und Beeren zur Bereitung der Arzneien zu bringen, ihre Gebote ergehen. Dort auf der Höhe harre ich Eurer im Gebete, um Euch dann wieder zu Euerem Gefolge zu geleiten.“

Der Pilger stieg die Anhöhe hinauf. In

diesem Augenblick öffnete sich die Thüre der Hütte, eine Dirne, schön, schlank wie eine Pappel, mit üppig gerundeten Formen, beinahe klösterlich, aber doch sehr reizend gekleidet, trat heraus, neigte sich anmuthsvoll vor der Gräfin, und bat sie, ihr in das innerste Gemach zu folgen, wo sie die weise Frau in Bereitung der Kräuter und Arzneien finden werde. Schnell folgte Emma. Die Dirne führte sie durch ein Gemach, an dessen Wänden offene Schränke gereiht waren, worin reihliche, aus Thon-zierlich gemachte Tiegel mit Arzneien und Salben in anziehender Ordnung standen. Freundlich lächelnd zeigte die Dirne auf eine Pforte im Hintergrunde. Emma öffnete sie, und — Elfriede trat der Überraschten mit einem zärtlichen Gruße entgegen.

Als Graf Raupenfels geboten hatte, die

Buhldienerinnen aus der Weste Hohnstein stracks zu jagen, ließ er von dem Burgpfaffen ein Rundschreiben verfassen an die Ritter und Äbte des ganzen Gaues, worinn er sie besonders warnte vor Elfriedens Aufnahme, welche er als ein sehr lasterhaftes Weibsen und als eine höchst listige Verführerin schilderte. Elfriede, nichts ahnend, und im festen Wahne, schon auf der nächsten Weste, oder im nächsten Kloster freundlichen Empfang und baldige Gelegenheit zur Ausübung ihrer lasterhaften Künste zu finden, schritt rüstig auf die berühmte Abtei Bertrams-Zell zu. Kaum hatte sie dem Bruder Pförtner ihren Namen genannt, und um Labung und Herberge in der weiblichen Pilgerruhe gebeten, als dieser einen Anecht herbeirief, und ihm befahl, die Dirne fest zu nehmen und sie zu dem hochwürdigen Äbt zu führen. Zornigen Angesichts verkündigte dieser der zitternden Elfriede, daß sie als eine schamlose und gefährliche Buhl-

diene im ganzen Bau berichtigt sey, und nicht
 länger mit ihren heillosen Künsten die Welt-
 menschen vom guten Pfade ab, auf die Bahn
 des Fasiers und des zeitlichen und ewigen
 Verderbens führen, sondern in einem Non-
 nenkloster Zeit und Gelegenheit zur Reue
 und zur Buße haben werde. Noch in dieser
 Stunde wurde Eufriede auf ein altes Ross
 gesetzt, und von zwei Knechten in das, eine
 halbe Tagreise entfernte Kloster der blühenden
 Schwestern von Maria-Trost abgeführt. Als
 die Priorin das Schreiben des Abtes, welches
 einer der Knechte überbrachte, gelesen hatte,
 ließ sie alle Nonnen im Geißelgewölbe sich
 versammeln. Dahin wurde Eufriede, einen
 Strick um dem Leibe, wie eine verurtheilte
 Verbrecherin, von zwei dienenden Schwestern
 geleitet, und, nachdem sie als eine arge Sün-
 derin von der Priorin den Versammelten be-
 kannt gemacht war, bis an die Hüften em-
 kleidet und mit dichtgeflochtenen knötigen Gei-

sein von der kräftigsten der Laienschwestern gepeitscht, bis das Blut von ihrem Rücken strömte und sie ohnmächtig niedersank. Unter lautem Gebete entfernten sich die Nonnen, eine Heilkundige salbte und verband Etfriedens Wunden, stellte Brod und Wasser an ihr Strohlager hin und verließ die Wimmernde. —

In dichter Finsterniß, auf halbvermoderten Stroh, nur mit Wasser und Brod genährt, duldete Etfriede vier volle Wochen im schauerlichen Geißelgewölbe. Täglich pflegte eine Nonne der Geißelten, aber kein Wort kam über ihre Lippen; stumm wie das Grab, kam und ging die heilkundige Nonne. Jetzt raffelten die Schläßer der eisernen Pforte und die Nonnen, Jede eine schwarze, düster leuchtende Wachskerze in der Hand, traten ein, geführt von der Priorin. Nachdem Etfriede, auf den Knien liegend, die Arme über die

Brust gekreuzt und das Haupt zur Erde gesenkt, eine lange Strafrede über ihren sündhaften Lebenswandel angehört und einen feierlichen Schwur der Besserung gethan hatte, wurde ihr angekündigt, daß sie ihren weltlichen Namen ablegen, dafür den klösterlichen Namen-Teofabia annehmen müsse, unter die dienenden Schwestern aufgenommen und in der Kloster-Apotheke zur Handhabung der schweren Arbeiten bestimmt sey.

Zwei Jahre reichten hin, Elfriede, die sehr viele Talente und eine vorzügliche Auffassungsgabe besaß, in der Kenntniß der Kräuter und ihrer Benutzung, ja sogar in der Kenntniß der Krankheiten und deren Behandlung, so vollkommen zu machen, daß sie an die Stelle der Nonne trat, die bisher die Kloster-Apotheke versehen, auch die Heilkunde ausgeübt hatte, aber ihres hohen Alters wegen dem Geschäfte nicht länger vorstehen konnte. Bald

hätte sich Etfriede als Heilkundige einen großen Ruhm erworben, der bis in die fernsten Gegenden drang, und wohl viele Arme nach Maria-Trost zog, aber noch mehr Reiche und Vornehme, aus deren Säckeln dem Kloster reiche Spenden zufließen.

Einst wurde Etfriede um die Mitternachtsstunde zur Priorin berufen. Von dieser erhielt sie die Nachricht, daß so eben ein schwer erkrankter, vornehmer Abt angekommen sey, und zugleich den Befehl, schnell sich an sein Lager zu begeben, und alles zu seiner Genesung aufzubieten. Da kein Mann innerhalb des Klosters übernachten durfte, so war sowohl für die hohe Geistlichkeit, die von Zeit zu Zeit zur Untersuchung des Klosters eintraf, als auch für vornehme Gäste, wie für arme Waldbrüder ein eigenes Nebengebäude eingerichtet. Dort, in einem Prunkgemache, das die schönste Aussicht und alle mögliche Be-

quemlichkeit gewährte, lag der Abt auf dem Stechlager, und dorthin eilte Elfriede, die schon seit geraumer Zeit durch strengen geistnerischen Wandel sich die Erlaubniß erworben hatte, innerhalb des Weichbildes von Maria-Trost die Kranken zu besuchen.

Mit freudigem Erstaunen erkannte Elfriede in dem Kranken ihren Freund und Beschützer, Anselmus, den Abt des Klosters Friedenberg. Lächelnd reichte ihr dieser die Hand, zog sie auf einen Stuhl, an seinem Lager und sprach, unwillkommener Lauscher wegen, also mit leiser Stimme:

„Nicht Krankheit führt mich hieher, denn ich bin gesünder und rüstiger als je, sondern die unwiderstehliche Sehnsucht, Dich, meine theure Freundin, deren verborgener Aufenthalt mir ein Zufall entdeckte, — wieder zu sprechen und mit Dir wieder in Verbindung zu

treten. Euer Beichtvater war ohnlängst in meinem Kloster auf Besuch. Er erzählte mir daß in Maria-Trost ein großes Wunder geschehen sey, denn die ärgste Sünderin, das lasterhafteste Weltkind sey in kurzer Zeit zum tugendhaftesten Lamm, und durch Gottes besondere Gnade, in der Heilkunde solch eine Meisterin geworden, wie man selbst in den größten Städten nicht finden könne. Der Redselige erzählte noch gar vieles von den Wunderkuren der dienenden Schwester Leokadia. Ich mußte alle meine Verstellungsgabe aufbiethen, die Größe meiner Freude zu verbergen, als er den weltlichen Namen der Gerpriesenen nannte, und aus der hochkundigen, lammfrommen Leokadia, meine unvergeßliche lebensfrohe Freundin Elfriede hervortrat. Dich noch länger den Freuden der Welt zu entziehen, wäre eben so ungerecht, als mir unmöglich ist, länger Deine wichtigen Dienste zu vermissen. Verborgn vor der Welt, sollst

Du alle Annehmlichkeiten des Lebens genießest, und zugleich Deinem Freunde Anselmus lang entbehrte Freudentage verschaffen. Höre, wie ich schon vorgearbeitet habe. Bunnibald, ein junger Mönch meines Klosters und zugleich mein innig Vertrauter, entdeckte einige Tage nach der Abreise Cuere's Beichtvaters durch Zufall, daß in einem der tiefsten Kirchengewölbe ein unterirdischer Gang sich öffnete. Wir stiegen nächstlicher Weile in das Gewölbe hinab, zündeten Kienfackeln an und betreten den Gang, der noch so gut gewölbt und in so gutem Zustande war, als wäre er erst vor Kurzem vollendet geworden. Geraume Zeit waren wir fortgewandelt, als eine Mauer unsere Schritte hemmte. Beim Fackellichte sahen wir, daß die obere Hälfte der Mauer nur aus locker zusammengefüigten Steinen bestünde. Leicht war es, uns eine Öffnung zu bilden, durch welche wir in eine grauensvolle, tiefliegende, von Bäumen hoch umschlossene

Schlucht gelangten. Das ist die Schreckensteiner Waldschlucht," sagte Bunibald, „und erzählte mir, daß man von dieser Gegend viel Unheimliches erzähle und sie von den Reisenden, wie von dem Landvolke sehr gemieden sey."

„Ich jauchzte laut auf bei dieser Kunde, denn der Gedanke an Dich, und den großen Wirkungsreis, der sich hier für meine hochverständige Freundin gestaltete, durchzuckte, wie ein Strahl des Bliges, mein Inneres. Schnell entwarf ich mit Bunibald einen Plan, für eine Folge geheimfreudenvoller Stunden."

„Unter dem Vorwande, für eine schwer beängstigende Sünde Ablass zu ersuchen vom Statthalter Christli, zog Bunibald schon am andern Tage aus dem Kloster. Im nächsten Bald wurde die Mönchskutte mit dem Pilgerkleide vertauscht. Aus fernen Gegenden

kehrte er mit Arbeitseuten zurück, die er, von mir reichlich mit Gold versehen, zu hohen Preisen gedungen hatte, ihm in der Waldschlucht eine Einsiedelei zu bauen. Zwei Monaten arbeiteten die Männer daran, denn er ließ mehrere Gemächer erbauen, auch ein Unterirdisches bereiten, um, wie er bei den Arbeitern vorgab, in jenem kranke Pilger zu pflegen, und in diesem seine Arzneien zu bewahren. In jeder Nacht sprach ich ihn an der Öffnung des Erdenganges, und versah ihn reichlich mit Lebensmitteln für sich und seine Arbeiter."

"Die Einsiedelei ist nun vollendet und für Dich bestimmt. Du findest eine Wohnung, in welcher einige Gemächer mit möglichster Pracht und Bequemlichkeit ausgestattet sind. Täglich empfängst Du durch Bunibald die leckersten Speisen und die süßesten Weine. Gelüstet Dich, die Freuden der Minne zu ge-

nießen, so leitet Dich Bunibald in die Zellen begehrllicher, kraftvoller Mönche, die Dich aber nur im Dunkel der Nacht empfangen und nie den Schleier unsers Geheimnisses lüften dürfen. Alles was das Leben Schönes und Freudenreiches außerhalb dem ermüdenden Geräusche einer trügerischen Welt bietet, soll Dir werden. Dafür Sorge auch Du für Deinen Freund. Stets sey eine Dirne um Dich, die alles vereint, was die Sinnen heischen. Bald wird sich der Ruf Deiner Heilkunde verbreiten und Dir Gelegenheit werden, unter den Rittern wie unter Bürgern naher Städte und unter dem Landvolke Dir Vertrauen zu erwerben, und manche Dirne durch Worte und Geschenke zu kirren, daß sie Dich in Deiner einsamen Hütte besuche und hier eingeweiht werde in die Geheimnisse beglückender Liebe."

„Deine Priorin hat sehr viel Verbindlichkeiten für mich. Unter dem Vorwande, die

Tochter der Margräfin von Edelsee in der Kräuter- und Heilkunde unterrichten zu lassen, werde ich Dich von ihr auf ein Jahr verlangen. Bald wird sie dann erfahren, daß Du nicht mehr in die klösterlichen Mauern zurückkehrst, und sollte ihr auch durch schlimmen Zufall die Kunde von Deinem Aufenthalte in der Waldschlucht werden, so wird sie schweigen, denn sie fürchtet meine Macht, und die Entdeckung vieler Geheimnisse, die in meiner Brust ruhen. Aus Klugheit werde ich hier einige Tage das Siechlager hüten, und Du wirst für Verschönerung der Längeweile sorgen. Willst Du mir nun in Deine Einsiedelei folgen, und dieses knechtische, freudenslose Leben mit frohen, genussreichen Tagen vertauschen, so reiche mir Deine Rechte und ein Kuß besiegelt das geheimnißvolle Bündniß.“

Rasch sank Elfriede in Anselms Arme. Es war Beiden, als wäre dieses die erste

Umarmung. Der anbrechende Tag fand sie unter zärtlichen Rosen und traulichem Gespräche.

Abt Anselmus gesundete bald, und die dienende Schwester Leokadia erhielt von der Priorin den Befehl, dem Hochwürdigem, gnädigen Abt zu Gefallen, zur Raugräfin von Edelfsee zu ziehen und dort der weitem Befehle gewärtig zu seyn. Mit frommen Lehren und herzlichen Glückwünschen entließ die Priorin ihre demüthige, beim Abschied in Thränen zerfließende Schwester, Leokadia. Die gute, arglose Frau ahnte nicht, eine ihrer Liebe und ihres Segens Unwürdige zu entlassen, die selbst in den stillen, der Keuschheit und dem Gebete und der Selbstbetrachtung geweihten Mauern die jüngste und schönste der Nonnen, so vom Pfade der Tugend und der Herzensreinheit abzuleiten, und auf die lockende Bahn der Sinnlichkeit zu führen wußte, daß diese mit

Elfriedens Hülfe nächtlicher Weile dem Kloster entsprang, und noch vor ihrer Verführung in die wohlbezeichnete Hütte in der schreckensteiner Waldschlucht erreichte. Diese schöne Dirne war es, die der Gräfin von Hordensfels an der Pforte der Waldhütte entgegentrat.

Mit unbesleckter Treue hatte Emma an der Seite des geliebten Gatten ihre ehelichen Tage verlebt. Kein unreiner begehrllicher Trieb nach einem anderen Manne, hatte die Spiegelfläche ihres Herzens besleckt. Seit ihrer Vermählung waltete in ihrem Innern das Gefühl weiblicher Würde, und mit einer Empfindung von Abscheu und Verachtung bebte sie bei Elfriedens Anblick zurück. Aber die schlaue Dirne, der Emmas inneres Aufwallen nicht entging, wußte sich so angenehm

mit dem Kleide der Sittlichkeit, der Anmuth und inniger Theilnahme anzuthun, daß Emma bald jedes feindselige Gefühl aus ihrer Seele verbannte, und in voller Traulichkeit mit der alten Freundin plauderte.

Aufmerksam hörte Elfriede Emmas ausführliche Mittheilung der Krankheit ihres Vaters an; sie ließ sich den geringsten Umstand genau erklären und erschöpfte sich in Fragen. „Des Grafen Krankheit lasse sich wohl heilen — erklärte sie — doch werde er nie vollkommen gesunden und nie wieder zum rüstigen Manne werden, da das Übel schon zu weit um sich gegriffen und die besten Säfte ausgezehrt habe.“ — Dabei wußte die gleißnerische Schlange mit aller Unbefangenheit ihr Bedauern einzumengen, daß die junge, blühende Ehefrau ihre Tage immer unter der Pflege eines siechen, der zartesten Schonung bedürftigen Vaters vertrauern und auf die

Freuden des Ehebettes, welche der Schöpfer selbst in seinen heiligen Geboten dem Menschen bestimmt habe, verzichten müsse. Ein tiefer, langer Seufzer der sich aus Emmas vollem Busen hob, und ihr düster sich senkendes Auge sagten der feinen Menschenkennerin, daß Emmas schlummernde Leidenschaften bei kluger Behandlung bald zum regen Leben voll Wünsche und Begierden aufwachen werden.

Elfriede eröffnete der Gräfin, daß sie diese Nacht in ihrer stillen, einsamen Klause weilen müsse, da vor Tagesanbruch die gehörigen Arzneien nicht bereitet werden können. Zugleich ließ sie ihre Mitschwester, — jene aus Maria-Trost entflohene Nonne — eintreten und gebot ihr, durch den dienenden Pilger — dieser war der verkleidete, durch falschen Bart und Haare in einen Greis umgestaltete Wunibald — die Wappner der edlen

Gräfin mit Wein und Imbiß reichlich zu versorgen.

„Erlaubt, edle Gräfin — bat Elfriede lieblosend — daß ich Euch von diesen lästigen Reifelleidern befreie, und Euern schönen Leib mit einem leichten, angenehmen Gewande bekleide, das ich erst verfertigt habe, und Euch gewiß anpassen wird.“ — Bald war Emma mit dem leichten, aus der feinsten Leinwand gefertigten Kleide angethan, das die bezaubernden Reize der schlanken, üppig geformten Gestalt mehr verrieth als verbarg.

Nun führte Elfriede die Gräfin in ein anderes Gemach. Emma erstaunte ob der Pracht, die darin herrschte. Die hohen Bogenfenster waren mit Vorhängen von dem feinsten, mannigfaltig farbigen Stoffen verhüllt. Eine vergoldete Staffelei, mit den schönsten Blumen besetzt, strömte die herrlich-

sten Düfte aus. Die Wände, nur aus Holz gezimmert, waren mit den kostbarsten Teppichen überzogen, und mit vortrefflichen Schildereien geschmückt. Ein breiter, langer Ruhesitz von weichen, seidnen Pfulen nahm die Eintretenden auf, und ein davorstehendes, künstlich gearbeitetes Tischchen, mit perlenden Weine, süßen Backwerk und dem zartesten Obste bedeckt, bot die ausgesuchteste Erquickung dar.

Elfriede plauderte so angenehm, der Wein, die Leckereien, die Früchte mundeten der Gräfin so vortrefflich, daß sie das süßeste Wohlbehagen fühlte, und bald keine Gedanken für den fernen Gatten hatte. Die aufmerksame Wirthin kredenzte den krystallinen Becher so oft und mit so überredender Macht, daß ein Feuerstrom durch Emmas Adern rollte. Immer vertraulicher wurde das Gespräch, immer offener das Herz. Elfriede lenkte die Rede

auf die frohen Tage in ihrer abgeschiedenen Wohnung auf Hohnstein. Tropfen für Tropfen goß sie das süße, aufreizende Gift der Verführung durch die bezaubernden Schilderungen der dort genossenen Freuden in Emmas hochempfindliches, von Begierden durchzittertes Herz. Der vielgenossene Wein, Elfriedens entflammende Schlangenworte und ein öfteres Beschauen der kunstvollen, die geheimsten Freuden der Liebe in den sinnlichsten Gebilden darstellenden Schildereien entzündeten Emmas Sinnlichkeit so sehr, daß sie mit wildrollenden Augen, mit dunkelglühenden Wangen aufsprang, das Schleiertuch vom stürmischwogenden Busen riß, und gewaltig aufrief: „Ein Meer von Begierden braust in dieser Brust. Warum hast Du stürmische Wogen erregt, ohne sie wieder beruhigen zu können?“ —

Pächelnd ergriff Elfriede eine silberne Leuch-

te, faßte Emmas Hand, und leitete sie durch eine Seitenthüre eine Treppe hinab, in ein Gemach, welches tief unter der Erde lag, aber mit solcher Pracht, Bequemlichkeit und Kunst ausgeschmückt war, daß Emma in den Hallen einer mächtigen Fee zu wandeln glaubte.

Elfriede führte die Staunende vor ein verhülltes Bild, sie riß den Schleier davon ab. Das Konterfei eines schönen, stattlichen Mannes trat vor Emmas Auge, und in ihrem hochaufgeregten Gemüthe erhob sich mächtig der Wunsch, statt des todten Konterfeis das lebende Urbild vor sich zu sehen. „Betrachte genau dieses Bild — sprach Elfriede, „das sind die schönen, edlen Züge des Mannes, der Dir die ersten Freuden der Minne gab.“ — Eine flammende Röthe ergoß sich über Emmas Antlitz, ein wonniger Schauer durchzitterte ihr ganzes Wesen. „Grausame —

flüsterte sie, mit scharfen Blicke an dem Bilde hängend, — warum erinnerst Du mich an eine zu seelige Vergangenheit? — „Auch die Gegenwart ist schön und voll der höchsten Bonne,“ — entgegnete Elfriede. In diesem Augenblicke fühlte sich Emma sanft umschlungen. Dem rasch aufgeschlagenen Auge lächelte das Urbild des Konterfeis in voller, männlicher Schönheit entgegen. Überrascht, freudig staunend, ihrer nicht mächtig, sank die Erglühende in Anselmus Arme. Mit dem triumphirenden Lächeln des Satans beim Falle eines Menschen schlüpfte Elfriede aus dem Gemache.

Als eine treue Ehefrau war die Gräfin von Hordensfels aus der Burg gezogen; als eine ehebrecherische Buhlerin kehrte sie heim. Emma's Sinne waren von den Banden der

Sinnlichkeit so verstrickt, daß sie erst am vierten Morgen ihres Aufenthalts in der schreckensteiner Waldschlucht nach Hohnstein sich aufmachte. Der Vorwand, daß viele Kräuter für die Heilung des siechen Burgherrn erst aus fernen Gebirgen herbeigeschafft werden mußten, und daß die Edelfrau in dieser Zeit die Kunst erlerne, mit eigener Hand Arzneien für den geliebten Ehegatten zu bereiten, täuschte die geleitenden Wappner über das lange Weilen ihrer Gebietherin, auch waren sie mit dem verzögerten Aufenthalte sehr zufrieden, da Wunibald sie in ihrer Laubhütte mit den besten Speisen bewirthete, und den immer durstenden Kehlen edlen Rheingauer im reichlichen Maaße darbrachte. —

Emma trieb den schlanken Jelter nicht zur Eile, langsam, in tiefen Sinnen, ritt sie den Wappnern voran; eine Feuergluth überzog von Zeit zu Zeit ihre Wangen. Es war nicht

die Schaam, die sie röthete; die aufsteigende Gluth erneuerter Begierden; die entflammende Erinnerung an die, in lasterhafter Freude verschwelgten Stunden, goß ihre dunkle Farbe über das Antlitz der Verbrecherin. Mit einer widrigen Empfindung zog sie durch das hochgewölbte Thor ihrer Feste, denn die Sinnliche wäre lieber in die Arme des Buhlen, als an das Schmerzlager des harrenden Vatten geeilt.

Abt Anselmus hatte mit Emma Abrede genommen, daß er sie bald auf Hohnstein besuchen werde. Die Krankheit des Burgherrn gab ihm den schicklichsten Vorwand, und seine Würde und sein Ansehen ließen ihm eine freudige, ehrenvolle Aufnahme erwarten. Bald erschien er, von Bunibald und zwei Klosterknechten begleitet. Sein Betragen gegen den Burgherrn, war das eines innigen Freundes. Er kam den ganzen Tag nicht vom Lager

des Kranken und bewies ihm die herzlichste Theilnahme. Gegen Emma benahm er sich voll Hochachtung, aber ernst, wortarm und kalt, während er gegen Adeline die Freundlichkeit selbst war, und der Demüthigen über den allgemeinen Ruf ihrer Tugenden vieles Lob mit väterlicher Würde ertheilte. Graf Hordensfels fand an den erbauenden trostreichen Reden und den mannigfaltigen, anziehenden Erzählungen des Abts solch besonderes Wohlgefallen, daß er ihn sieben Tage nicht von sich ließ und ihm das feierliche Versprechen eines oft zu wiederholenden Besuches gab. Der Arglose ahnte nicht, daß sein Vassal, an seiner Liebe und an seinem Vertrauen zum schmähhichen Verräther geworden, jede Nacht mit seiner Ehefrau buhle. Mit wohlberechneter Klugheit hatte Emma ihren Buhlen die, früherhin von ihr mit Elfrieden bewohnten Gemächer angewiesen. Da sie schon seit langer Zeit weder Bett noch Gemach mit

dem Eheherrn theilte, so war es ihr ein leichtes, nächtlicher Weile durch den unterirdischen Gang zu Anselmus zu gelangen. Winibald, durch sie mit der Lage dieses Ganges bekannt gemacht, mußte jede Nacht in einem Verstecke vor ihrem gewöhnlichen Schlafgemache Wache halten, um, im Falle der Ehegemahl unvermuthet nach der Ehefrau zur Reichung der Arznei oder sonstiger Pflege verlange, ihr schnelle Kunde zu bringen.

So war eine Reihe von vier Jahren vorübergegangen, und Emma, die auf Anselmus Rath, Adelinden einen zwar bejahrten, aber sehr wackern Ritter als Ehegesponsen zugeführt, und dadurch eine lästige Beobachterin entfernt hatte, in ihren sinnlichen Begierden immer unersättlicher geworden. Anselmus, der seinen lasterhaften Umgang mit ihr theils auf der Wese selbst, theils in der Waldschlucht eifrig unterhielt, sank durch Ausschweifungen

von der Fülle der Kraft und Gesundheit zum entnervten Gerippe herab. Elfriede wußte Rath für ihre freigebige Freundin. An Anselmus Stelle traten rüstige Mönche, arme junge Ritter, die von Emma Minne und Gold erhielten; selbst herrnlose Knappen, von den Kundschaftern der Kupplerin aufgespürt, wurden auf geheimen Wegen in die Waldschlucht geleitet, wo sie lockern Imbiß, feurigen Wein, nächtliche Freuden und Goldgülden fanden.

Keiner hatte die mindeste Ahndung, mit der reichen, vornehmen Gräfin von Hordensfels Buhlschaft getrieben zu haben. Unter dem Vorwande, frische Arzneien zu holen, und sich in der Heilkunde zu vervollkommen, besuchte sie nach Willkühr Elfrieden, aber nicht mehr von Reisigen gefolgt, sondern nur in Begleitung Wunibalds, der, vom Abt Anselmus dem Grafen besonders empfohlen, schon

seit drei Jahren zu Hohnstein als Burgpfaffe lebte, und des Grafen volles Vertrauen genoß, während er sich um dessen Ehefrau Liebe bewarb, und auch bald die Früchte seiner Bewerbung in den Armen der Verbrecherin genoß. Erst in der Dunkelheit kamen sie jederzeit bei Elfrieden an. Keiner der harrenden Buhlen sah Emma. Das unterirdische Gemach war ihr Wohn-, Speise- und Schlafgemach, das keine Lampe erleuchtete, wenn der Buhle eingeführt wurde, und wo nur nächtliche Dunkelheit ihre verhüllenden Flügel über das lasterhafte Treiben ausbreitete.

Graf Hordenfels genas, aber seine Kräfte waren dahin. Ein Gang in den Burggarten, in den Rüstsaal oder in die Stallungen ermüdete ihn so sehr, daß die Ruhe eines Ta-

geß und einer Nacht nicht hinreichte, ihn zu einem neuen Gange wieder kräftig genug zu machen. Während der Zeit seiner Krankheit hatte sich viel Schlimmes in seinem Gebiete eingenistet. Einige Meierhöfe waren ganz verfallen, Wegelagerer machten die Straßen unsicher, Räuber weilten in den Forsten, fremde Köhler hatten ganze Strecken Waldungen verheeret, dienstlose Knechte und anderes Gesindel jagten ungescheut im gräßlichen Gehege. Der Burgvogt von Hohnstein, dem Graf Hordensfels nach dem Ableben des wackern Ritters von Linderhorst, einst vom Grafen von Raubensfels zum Schirm- und Burgvogt von Hohnstein ernannt, dieses Amt vertraute, hatte lieber den Humpen als das Schwert in der Faust, und Emma war zu sehr mit ihren sinnlichen Trieben beschäftigt, um für das Beste ihres Hauses, für die Wohlfahrt und Sicherheit ihrer Unterthanen ein wachsame Auge zu haben, und den kraftlosen

Gatten zu nöthigen Vorkehrungen und eingreifenden Maaßregeln zu bereden.

Auf Hohnstein lebte Siegbert, ein eisgrauer Kämpfe, der schon bei Adelbert von Hordensfels, Gottfrieds Vater, als Leibknappe gedient hatte, und nun geehrt und geliebt von dem dankbaren Sohn, hier seine Tage in Ruhe und Wohlleben hinbrachte. Siegbert war ein biederer, tapferer Kriegermann, dabei ernst und wortkarg, aber immer rührig und aufmerksam für den Nutzen seines Burgherrn. Schon lange hatte Siegbert das Unwesen auf dem Hohnsteinschen Gebiete mit Zorn und Besorgniß wahrgenommen, aber er wollte den kranken Herrn nicht durch schlimme Kunde betrüben, und ihm die nöthige Ruhe rauben; als es aber immer ärger wurde, und Graf Hordensfels wieder in der Burg herumwandeln konnte, da ging Siegbert zu ihm, und vertraute dem Gebieter, wie schlecht es seinen

Untertanen ergehe, wie zügellos die Räuber innerhalb der Hohnsteiner Markungen, die Schnapphähne in seinem Jagdgehege, das Röhlergesindel in seinen Forsten hause und welche große Nachtheile aus dem, sich täglich mehrenden Unwesen für die Sicherheit, für Rechte und Eigenthum dem Herrn von Hohnstein unausrottbar herangewachsen. Der gutherzige Greis, so wehe es ihm that, konnte nicht verheimlichen, daß der saumselige Burgvogt, der von der Lage der Sache hinlänglich und zur rechten Zeit verständigt worden war, allein an der Ausbreitung des Übels Schuld sey.

Graf von Hordensfels, überrascht von dieser schlimmen Kunde, und gleich entschlossen, ungesäumt rasche, kräftige Handhabung seiner Rechte eintreten zu lassen, machte auf der Stelle die nöthigen Anstalten. Er wußte, daß Ritter Tillo von Klarenbach, ein junger, rüstiger Kämpfe, voll Biedersinn, Muth und Blut. Renne. 1.

Klugheit, seine kleine Burg Schuldenhalber verkauft habe und auf Abenteuer ausziehen wolle.

Etrachs mußte ein zuverlässiger Knappe sich auf den flüchtigsten Klepper schwingen und den Ritter von Klarenbach nach Hohnstein entbieten.

Hochgeehrt fühlte sich der junge ruhmstüchtige Kämpfe, als ihm der mächtige Graf von Hordensfels, Herr auf Hohnstein, Rauhenfels, Gmündberg, Reicherhorst, Rüdenthal und Waldmünster zum Gewalt-Verweser und zum Oberanführer der eigenen und aller zu Hohnstein und Rauhenfels lehnspflichtigen Kriegsmannen feierlich ernannte.

An der Spitze von dreißig Rittern, zweihundert Wappnern und Reifigen, dreihundert Armbrustschützen und fünfhundert Panzenknecht-

ten zog Tillo aus, um die Räuberhorden, zu denen mächtige, schlechtgesinnte Ritter mit vieler kampfgeübter Mannschaft gestoßen waren, zu vertilgen, die Forsten von dem zahlreichen Gesindel zu reinigen, die verfallenen und zerstörten Maierhöfe und Wohnungen der Unterthanen wieder aufbauen zu lassen, zwei Raubritter die einige Hohnsteinsche und Rauhensfelder Dörfer niedergebrannt, das Vieh fortgetrieben und die Männer und Jünglinge als Leibeigene hinweggeschleppt hatten, zu befehlen, und auf dem ganzen Gebiete des Grafen von Hordensfels Ruhe und Sicherheit zu gründen. Nach drei Monden, die viel Blut gekostet hatten, zog Ritter Tillo von Klarenbach als Sieger, unter den Segnungen des befreiten Landvolks, stolz im vollen Bewußtseyn, als Held gekämpft, als Mensch gehandelt zu haben, in die Burg Hohnstein, an der Spitze der tapfern Kampfgenossen, gefolgt von gefangenen Rittern, Kriegsman-

nen und Räubern, unter dem Jubel der Burgbewohner und der herbeiströmenden Landleute ein. Graf Hordensfels belehnte ihn auf der Stelle mit der stattlichen Feste Waldmünster, und schenkte ihm viele Ländereien und Waldungen, doch mußte Tillo geloben, bis zu des Grafen gänzlicher Genesung und dessen voller Krasterlangung das Amt eines Schirmvogtes sämmtlicher Hordensfelder Burgen getreulich und standhaft zu verwalten.

Mächtig war Tillos Tugend und Herzensreinheit, aber noch mächtiger die Versuchungskunst eines tugendlosen, buhlsüchtigen Weibes. Emma hatte nie einen schönern, rüstiger gestalteten Mann gesehen, als Klarenbach war. Bei seinem Anblicke loberte die Flamme des Begehrens hoch auf, aber auch ihr Herz schlug in glühender Liebe, und that den heißen Schwur, nie wieder Einen, als Tillo, zu lieben. Vor seinem Auszuge mit

ihres Vatters Mannen fand sie keine Gelegenheit, den Gegenstand ihrer Wünsche auf sich aufmerksam zu machen, und ihn mit dem Nege ihrer buhlerischen, von Elfriedens getreulich erlernten Künste zu umgarnen, denn der thätige, kampflustige Tillo weilte wenig auf der Burg, war immer außen, um die Gegend auszuspähen und mit den befreundeten und lehnspflichtigen Rittern den nahen Strauß zu besprechen; aber als der Sieger jetzt zurückkehrte, um auszuruhen von den Ermüdungen der Kämpfe und der rastlosen Züge, als ihr Vater den bewährten Kämpen durch die Ernennung zum Schirmvogt sämmtlicher Besitz, fast ununterbrochen an Hohnstein fesselte, da begann Emma allmählig, die Schleusen ihrer Gefallsucht, der Macht ihrer Reize, der feinsten, besonnensten Verführung zu ziehen. Bald bemerkte Tillo, daß die Gräfin ihm mit Liebe zugethan sey, daß sie ihm heiße Minne auf zärtliche, geheimnißvolle Wei-

se, anbieth. Lange widerstand der keusche, tugendhafte Mann den reizendsten Lockungen der schlauen, unermüdeten, hinreißend ihn umgarnenden Verführerin; aber die unwiderstehlichen Reize des noch immer wie eine unentweihete Jungfrau blühenden Weibes, das feurige, in den Adern des jungen kraftvollen Tillo, wie ein Blutstrom wallende Blut, uad ein, von der Gräfin wohl vorbereitetes Zusammentreffen in der dichtesten, am fernsten Ende des großen Burggartens versteckt gelegenen Laube, wo Emma ganz Liebe, ganz ein Wesen der Bezauberung war, führten einen Augenblick herbei, der dem betäubten Tillo eine nie gefühlte Wonne im reichen Maasse gab, aber in der Stunde der Nüchternheit, der Selbsterkenntniß seiner Seele mit dem drückenden Bewußtseyn erfüllt, an dem edlen Grafen, der ihn aus einem armen, nur durch Abenteuer seine Lebensucht gewinnenden, heimatlosen Ritter zum Herrn einer Burg und

vielen Landes erhoben hatte, zum undankbaren, des Wohlthäters Ehebett besleckenden Lotterbuben geworden zu seyn.

Lillo trauerte tief und floh Emma, wie eine geifernde Schlange, aber das Sprüchwort: „Lasse dich vom Satan bei einem Haare fassen, und du bist sein,“ — bewährte auch bei Klarenbach seine Richtigkeit. Bald war das Verlangen nach Emmas Umarmung mächtiger, als Reue und Vorsatz. Mit Schmerz hatte Emma Lillos finsternes Schweigen, seine Zurückgezogenheit, seinen Eifer, mit welchem er sich den Angelegenheiten des Burgherrn hingab, und das scheue Zurückweichen aus ihrer Nähe beobachtet; Entzücken aber füllte ihre unkeusche Brust, als Lillo immer mehr ihre Gesellschaft suchte, die Blicke voll Feuer, voll Liebe, voll Verlangen auf sie heftete, und, oft selbst in des Gatten Gemache, heimlich ihre Hand drückte und ihr süße Worte zuflüsterte.

Emma überließ sich dem eigenen Verlangen und der Begierde des geliebten Buhlen. Manches einsame Plätzchen des Burggartens und der Feste war Zeuge der verbrecherischen Hingebung.

Seit Emmas Herz und Sinne nur allein an den schönen Klarenbach gefesselt waren, blieb Bunibald unbeachtet und ihm jede Gelegenheit einer vertrauten Annäherung verschlossen. Ja, er wurde mit schneidender Kälte, Stolz und Verachtung zurückgestoßen, als es ihm einst gelang, die Gräfin in der Abenddämmerung außerhalb der Burg allein in einem Buchenhaine zu finden, und er sie stürmisch umfassen wollte. Der verschmähte Mönch schwur der Treulosen furchtbare Rache. Durch eifriges Spähen, durch rastloses Lauern entdeckte er Emmas ehebrecherischen Umgang mit Klarenbach.

In gleißnerischer Entrüstung über die sündhaften Neigungen der Menschen, bewies er eines Tages dem Burgherrn mit meisterhaft ausgeführter Rede, daß der Mensch nichts als ein schwaches Schilfrohr sey, den das leiseste Lüstchen der Sinnlichkeit schwanke, und fallen mache, daß der biederste, standhafteste Mann leicht durch die Lockungen der Wollust zum Eheschänder, die reinste Dirne, die keuscheste Ehefrau zur Buhlerin werde.

Mit aller Feinheit machte der türkische Mönch den Grafen auf die Gefahr aufmerksam, welche der jungen, feurigen Emma, die schon Jahre lang die Freuden des Ehebettes entbehren mußte, trotz ihrer Unschuld und Tugend im immer wahren, ungestörten Umgange mit Ritter Klarenbach, den schönsten und stattlichsten Ritter des Gaues, drohe; er beschrieb diese Gefahr immer drohender, ja er ging stufenweise so weit, den hochaußhor-

henden, von der Flamme der Eifersucht entzündeten Burgherrn klar zu verstehen zu geben, daß alle Ursache da sey, einen verbrecherischen Umgang der Burgfrau mit dem Schirmvogt zu vermuthen.

Graf Hordensfels tobte in furchtbaren Ingrimm; er wollte auf der Stelle die Ehebrecherin in das Burgverließ werfen lassen, und Tillo als Schänder seines Ehebettes vor ein ritterliches Gericht stellen. Das war wider den Plan des raschfüchtigen Burgpfaffen. Er wollte Beide von dem Grafen auf der That ertappen lassen und so seinem Hasse und seiner Rache ein blutiges Opfer bringen. Er beschwichtigte den Ergriminten, versicherte, daß alles, was er hier geäußert, nur noch Vermuthung, er aber als Diener der Kirche verpflichtet sey, auch die Vermuthungen eines Verbrechens, wodurch das geheiligte Ehebett so gettlos entweiht werde, im Vertrauen aus-

zusprechen, und bewog den leicht zu leitenden Grafen, weder durch Miene, noch Worte den leisesten Verdacht zu verrathen; dagegen gelobte er, von nun an, jedem Schritte der Burgfrau und des Schirmvogts geheim und eifrig nachzuspähen, und jeder seiner Entdeckungen dem Herrn getreulich mitzutheilen.

Dieses Gespräch zwischen dem Burgherrn und Burgpfaffen fiel am Abende im Burggarten vor. Nicht fern von den Sprechenden war Kunigunde, der Gräfin vertraute Jose, im Gebüsche versteckt, des Knappen Edmund, ihres Buhlen, harrend. Kaum hatte Graf Hordensfels mit Wunibald den Burggarten verlassen, als Kunigunde schnell dem Verstecke entsprang, und in das Gemach der Gräfin eilte. Wort für Wort erfuhr Emma die Unterredung. Stracks mußte die Jose den Alster Klarenbach aufsuchen, ihm das gehörte Gespräch mittheilen, und im Namen der Herr

rin das Versprechen fordern, noch an diesem Abend ein plötzlich eingetretenes Uebelbefinden vorzugeben, und mehrere Tage das Gemach nicht zu verlassen.

Es herrschte von jeher die Sage, daß ein Geist, als Nonne gekleidet, mit einer stets blutenden Wunde in der linken Brust, von Zeit zu Zeit auf Hohnstein umherwandle. Einige alte Knechte des Hordensfelsen wollten sie gesehen haben. Die Geistes-Erscheinung kündige immer einen nahen Todesfall an. Die blutende Nonne — so nannte man den Geist, — durchwandle still die ganze Burg und beleidige Niemand, aber ihr ernster, langsame, kaum hörbarer Gang, das todtblasse Gesicht, die fließende, helles Blut ausströmende Wunde und der Leichengeruch, den sie aushauche, seien so schauderhaft, daß selbst die verzweifeltsten Wappner und Knechte bei ihrer

Erscheinung vor Schrecken erstarrt, und ihrer Sinne nicht mehr mächtig gewesen seien.

In der dritten Mitternachtsstunde nach jener Unterredung, erschien die blutende Nonne in Hohnstein, und wallte schauerlich langsam durch die Gänge der Burg. Bläß wie eine Leiche stürzte ein Reifiger von seinem Posten in die Wachtstube, mit schlotternden Zähnen die erschreckende Kunde hervorstöhnend, daß sich die blutende Nonne sehen lasse. Entsetzt bemächtigte sich der Mannen, und unbeschworen und unbelauscht verschwand der Geist im hohen Bogengange.

Mit anbrechendem Tage erfuhr Wunibald das Erscheinen der blutenden Nonne. Den andern Tag hörte er, daß der Geist auch die verflossene Nacht erschienen, aber nicht um die Mitternachtsstunde, sondern gleich nach eingebrochener Dunkelheit schon umhergewan-

delt, ja selbst noch bei Tagesanbruch auf dem Gange zu den Gemächern der Burgfrau gesehen worden sey. Der listige Mönch legte sinnend die Hand an die Stirne, mit triumphirendem Lächeln sah er sich auf der Spur der Entdeckung. Vor einbrechender Nacht verbarg er sich in einer Vertiefung des Ganges, durch welchen, nach Aussage der Burgleute, jederzeit der Geist wandle.

Die blutende Nonne erschien. In einiger Entfernung folgte ihr der Burgpfaffe, auf bloßen Füßen, kaum Athem holend. Die Erscheinung wallte durch mehrere Gänge, über den Burghof am Blutthurm vorüber, dann eine Wendeltreppe hinauf. Dicht an dieser war Tillos Gemach. Wunibald hörte, wie die Thüre sich öffnete, wie sie sich schloß. „Die Rache ist mein!“ — frohlockte der tückische Mönch. Um Mitternacht ließ er den Burgherrn wecken. „Edler Graf,“ — sprach

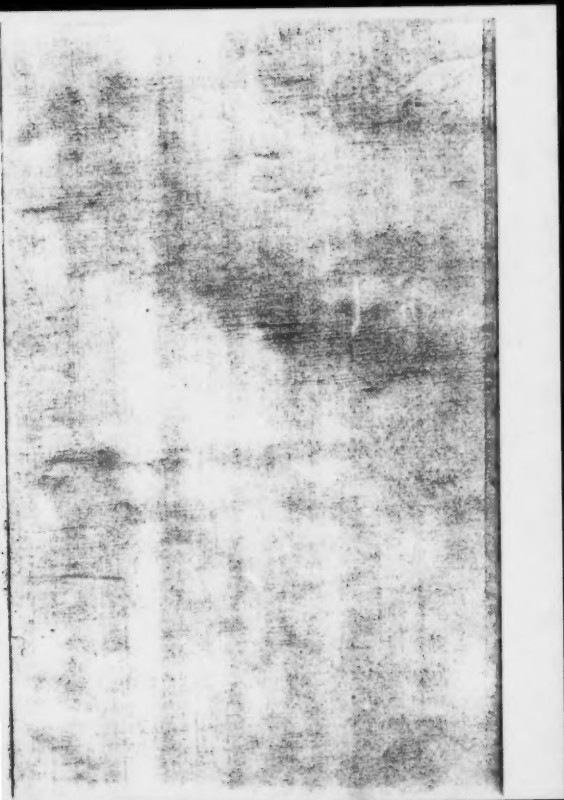
er zu diesem mit trauernder Mine — „ich befürchte, die Entdeckung gemacht zu haben, daß man in Euerer Burg das Wandeln der blutenden Nonne nachäfft, um ein großes Verbrechen zu begehen. Ist es Euch gefällig, mir zu folgen, so wird vielleicht ein lasterhaftes Geheimniß aus seiner tiefen Verborgenheit ans Licht kommen, welches ich schon lange mit betrübter Seele, aber voll Eifer für die Bestrafung der Sünde zu enthüllen strebe. Folgt mir, edler Graf, aber nicht ohne Wehre, denn die Nacht ist keines Menschen Freundin.“ — Schnell bekleidete sich der Graf mit dem Hauswamse, in dessen Gürtel er einen Dolch barg. Der Burgpaffe nahm die Nachtlampe aus dem Schlafgemache des Grafen, und schritt langsam und vorsichtig voran.

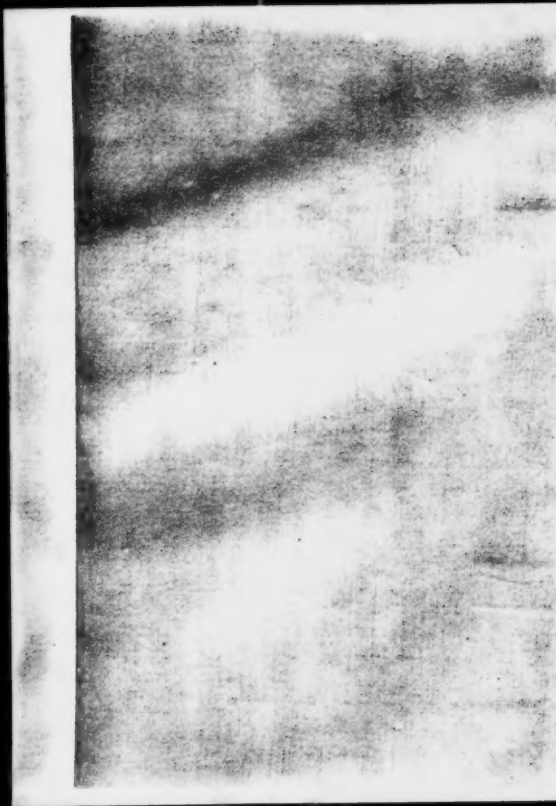
Leise stieg er die Wendeltreppe hinan, leise öffnete er Tillos Gemach, und trat mit der Lampe an das Lager.

Entsetzt bebte Graf Hordensfels zurück. Er sah seine Emma in Tillo's Armen, er sah, wie seine Gattin mit ihren Lilienarmen den Buhlen umschlang, wie ihr Lockenkopf an seiner blühenden Wange ruhte, wie ihr entfesselter Busen an seine kräftige Brust sich schmiegte. Emma und Tillo waren im tiefen Schlafe. Das Nonnenkleid und der Schleier lagen zu des Bettes Füßen.

Eine Hölle voll Schmerz, Eifersucht und Wuth that sich auf im Herzen des Großen. Sein Ingrimm durchbrach alle Schranken. „Hier dein Lohn, Ehebrecherin!“ brüllte er aus schaumbedecktem Munde, und stieß der Schlafenden den Dolch bis an das Heft in die Brust.

Ende des ersten Bandes.





Die
blutende Nonne,

oder

Die Erscheinung um Mitternacht
in der Schauerhöhle.

Ritter- und Geistergeschichte

von

J. R. von Train.



II. Band.

Mordhausen

bei Ernst Friedrich Zäuer.

1822.

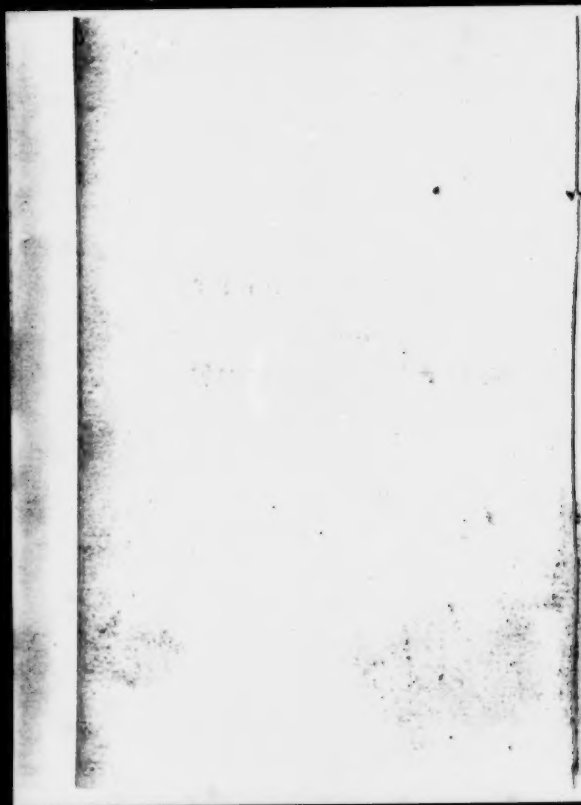
1356.3612, 16

1356.3612, 16

1356.3612, 16

Die
blutende Sonne,
oder
die Erscheinung um Mitternacht
in der Schauerhöhle.

II. Band.



Schauerliche Waldgegend mit Felsenschluchten. Ruinen einer Kapelle, an welcher ein Fahrweg vorüber sich in das Gebirge zieht. Von der Höhe eines mit dunkeln hohen Tannen bewachsenen Berges stürzt sich eine Quelle schäumend herab und verläuft unter dem Gesteine! Der Tag bricht an. Man hört das Geheul des Uhu. Zwei Adler ziehen in langsamen Fluge vom nächtlichen Raube ihrem Horste zu. Ein Eber braust durch die

Gebüſche. Von Zeit zu Zeit ferner, dumpf rollender Donner, Leuchten des Bliges.

Ritter Adalbert von Löwenſtein ruht unter einer verwitterten Eiche auf einem bemoosten Felsenſtück, den Kopf in die Hand geſtützt. Helm, Schild und Schwert liegen an ſeiner Seite. Die Lanze lehnt am Baume. Langſam erhebt er ſich aus tiefem Sinnen, und ſchreitet mit verſchränkten Armen auf und ab. Seine Miene iſt ſchwermüthig, aber feſt der klirrende Tritt, ~~und~~ des Jünglings Haltung edel und kraftvoll.

Wieder eine Nacht dahin und kein Schlaf ließ mich einige Stunden mein hartes Geſchick vergeſſen! — (auf die gepanzerte Bruſt ſchlagend) Wie es hier tobt und ſtürmt. Dieſe Bruſt zerſpringt vor Begierde,

mit dem Verläumber Kuno den Todeskampf zu kämpfen und dieses Herz bricht unter dem Schmerze der Verbannung.

(Er lehnt sich an die Eiche und blickt trauernd nach Osten hin). Dort ist es, wo ich im Prunkgemache und im Gelaggen der herzoglichen Burg, auf froher Jagd und in blutiger Fehde stets an der Seite des Landesherrn meine Stelle hatte, und mir, dem Jüngling, der steile Pfad zu künftiger Macht und Größe schon immer geebnet wurde. Dort war ich das Schooskind der Freude, des Überflusses, — hier stehe ich nun, arm, verbannt aus dem Herzogthume, hinausgestoßen in ein fremdes Land, preisgegeben einem hoffnungslosen Leben. Dort wurde ich beneidet um die Gunst des Herzogs, um den Silberschmuck meiner Rüstungen, um die Schönheit meiner Rosse, und hier schreitet langsam auf die Ruinen zu und betrachtet sie mit düstern Blick.

len) beneide ich den armen glücklichen Siedler, der sich aus diesem einsamen, verwitterten Gesteine eine Hütte baut, um die Einfachheit seiner Wünsche, um den Frieden und die Ruhe eines demüthigen Gemüthes.

Wolf, (des Ritters Knappe, ein schon bejahrter aber rüstiger Kämpfer, aus dessen klaren freundlichen Augen Muth, Herzensgüte und Liebe zu seinem Herrn blitzen, kommt durch die Gebüsche, einen gefüllten Weinschlauch auf der Schulter und einen Sack mit Lebensmitteln in der Hand. Als er sieht, daß Adalbert abgewendet und im tiefen Nachdenken vor den Ruinen steht, wälzt er einen Stein herbei, bedeckt ihn mit seiner Feldbinde, langt Fleisch und Brod aus dem Sack, ordnet alles zierlich und legt den Weinschlauch auf einen Baumstrunk.) Laßt es Euch belieben, ge-

strenger. Herr Ritter! Der Imbiß ist bereit.

Abalbert. (Wendet sich langsam gegen Wolf. Er blickt mit Staunen auf den gedeckten Stein und auf den Weinschlauch hin.) Wie kommst Du dazu, Wolf? — Weit und breit ist keine Herberge, und wenn auch, mit was hättest Du zahlen können?

Wolf. (Schlau lächelnd, langt einen vollen Beutel hervor und klimpert mit dem Gelde.) Jetzt möchte mir das Bezahlen wohl keine Sorge machen, aber die Hauptlust ist, Essen und Trinken vollauf, keinen Heller dafür gegeben und blanke Nothpfennige nebenbei noch in den wohlfeilen Kauf mit bekommen zu haben. (Reicht seinem Herrn den geöffneten Beutel hin.) Seht nur einmal, Gold, eitel Gold.

Adalbert. Der Räthfel immer mehr, die Du mir auf der Stelle lösen wirst. Du wirst doch nicht diese Dinge gestohlen, oder einem Reisenden mit dem Dolche in der Faust abgetrogt haben?

Wolf. (Beschäftigt sich mit dem Anzapfen des Weinschlauchs.) Mit Gunst, Herr Ritter, davon hernach, wenn Euch Speise und Trank recht gemundet haben. Betrachtet nur das zarte weiße Brod und das saftige Wildpret. Wird's Weinl auch nicht übel schmecken.

Adalbert (mit zürnender Stimme.) Salbadre nicht länger, alter Fant, und komm zur Sache.

Wolf (knaupelt am Schlauche herum, und kann ihn nicht öffnen, unwirsch). Daß dich — war doch schnell.

ler der lebendige Fegen angezapft, als so ein todter Schlauch.

Adalbert (zurückbeugend). Wolf, Du hast einen Menschen gemordet, um Deinen Magen zu füllen und Deine Kehle zu waschen?

Wolf (kalt). Mußten wohl zwei dem Knöchler ins Garn laufen, ehe ich zu Wein und Imbiß kam. (Läßt den Schlauch und tritt vor dem Ritter hin, der ihn mit wild rollenden Augen betrachtet, — recht treuherzig plaudernd). Mein guter, edler Herr, heute ist der fünfte Tag, daß wir das Hoflager des Herzogs verlassen, in keiner Burg, in keiner Herberge zugesprochen und jede Nacht nur einige Stunden in Wäldern verweilt haben. Quellwasser, Wurzeln und magere Beeren waren Eure Kost. Unsere Gauls fraßen sich dick auf den schönen fetten Weiden, wähe

und die Rosen Eurer Wangen immer mehr
verbleichen und die abgemagerten Glieder un-
ter dem Harnisch schlottern. (Aufsahrend
und die geballte Faust gen Himmel
streckend). Bei St. Georg, ehe ich Euch
noch Einen Tag hätte darben lassen, ich würde
dem Pfaffen den Wein vom Altare und dem
Kranken das Kraftsupplein vom Maule weg-
gerissen haben (mit ehrlichem Lächeln).
Habt keine Sorge, edler Ritter, daß ich sünd-
haft erworbenes Gut austische, dazu ist der
alte Wolf zu gottesfürchtig, aber dem Nach-
richter habe ich ein Bissel vorgearbeitet (in
erzählender Stellung). Ihr wißt, ge-
strenger Ritter, daß ich diese Nacht mich zu
den Rossen lagerte, weil sich Euer Brand-
fuchs schon zwei Nächte hindurch vom Kop-
festrücke los machte und ich am Morgen voll-
auf zu thun hatte, das tolle Thier von der Gra-
sungsweg zu bringen. Es mochte gleich nach Mit-
ternacht sein, als ich aufwachte. Ich glaubte, die
Sonne beleuchtete mein Lager, so herrlich schien

der Mond. Mein hungriger Magen knurrte, wie ein bissiger Rüde. Zwei Rehe zogen traulich am Abhange hin dem Thale zu, wo ich gestern die Kasse grasen ließ und durch welches sich der Fahrweg vom Kloster Winingen daherzieht. Der Anblick der wohlgenährten Rehe machte mich noch einmal so hungrig und die Begierde, Euch und mich mit einem saftigen Braten zu laben, ließ mich nicht länger ruhen. Schnell koppelte ich die Kasse noch fester, ergriff die Armbrust, schlich in das Thal hinab und stellte mich unter eine alte Buche auf die Lauer. Zu meinem großen Ärger sah ich die Rehe nicht wieder, wohl aber das Thal herauf, Jemand auf einer kleinen Währe mit entsetzlich langen Ohren daherreiten. Es war ein Mönch auf einem tüchtig bepacten Maulthiere. Er kam schon sehr nahe an mich her, da schlich ein zersumpter Kerl aus dem Gebüsch, warf sich mitten im Fahrwege auf die Knie und rief dem Mönch mit kläglichem Stimm entgegen:

Gott und die heilige Marie sei gelobt, daß Ihr, hochwürdiger Herr Vater, schon so frühe Euch auf den Weg gemacht habt. Ach, es laßt eine Sünde auf mir, die mich Tag und Nacht umhertreibt. Um meines Seelenheils willen bitte ich Euch, Hochwürdiger, mich Beicht zu hören. Doch sollt Ihr Euch meiner Sünden wegen die Füße im Thau nicht naß machen. Ich steige auf diesen Baumstrunk, Ihr be-
 liebet nur, Euer geweihtes Ohr ein wenig zu mir herüber zu neigen und so ein gottgefälliges Werk der christlichen Warmherzigkeit auszuüben.“ — Mühsam und unter vielem Ächzen schwang sich der Kerl auf den Strunk, der gutherzige Pfaffe schlug ^{ein} Kreuz und neigte sich zu dem Sünder herab. Schnell ergriff ihn dieser bei der Gurgel und noch schneller stieß er ihm ein Messer in die Brust, warf den Leichnam vom Reuthiere und wollte stracks damit, dicht an meinem Versteck vorüber, waldeinwärts ziehen. „Du hast die Rechnung ohne Wirth gemacht!“

donnerte ich dem Bluthund zu und mein
 Bolzen stak ihm so tief zwischen den Rippen
 daß er keinen Muth mehr that. Den Mönch,
 in dessen Rutte ich diesen Beutel mit Gold-
 gülden fand, grub ich mit meinem Flammberg
 ein ehrliches Grab und betete für seine Seele
 ein andächtiges Vater unser, den Buben hing
 ich an einen dürrn Ast, damit die Raub-
 vögel auch ein Gaudium haben, band die
 langohrige Mähre zu den Rossen hin, und
 eilte mit Brodsack und Weinschlauch zu Eurer
 Labung hierher. Noch muß ich Euch sagen,
 Herr Ritter, daß ich in dem Mönch einen
 alten Bekannten gefunden habe. Es war der
 freundliche Vater Anselmus vom Kloster
 Heiligenthal, der so noch vor Kurzem lange
 am Hoflager des Herzogs weilte und immer
 bei dem Herrn Kanzler zu thun hatte.

Adalbert wendet sich rasch auf
 die Seite in großer Erschütterung.
 O unerforschliche, himmlische Gerechtigkeit!

Dieser Anselmus, dieser feile, tückische Pfaffen-
 war es, der, von Runo bestochen, meine Handschrift
 so täuschend nachmachte, und das Bubenstück mich
 in den Kerker warf, mich immer aus den Augen des
 edlen betrogenen Herzogs verbannte, und mir bei allen
 Rittern des Gaues Treue, Glaube und Ehre raubte.
 Hier in der Nähe des durch ihn unglücklich
 Gewordenen hauchte der Bube unter
 Händen eines Mordmörders seine schwarze
 Seele aus. O Rächer im Himmel, deine
 Hand hat ihn rasch gefaßt (bleibt
 Nachdenken versunken.)

Wolf (macht sich wieder an den
 Schlauch). Gestrenger Ritter, verschone
 doch nicht länger den kräftigen Imbiß
 den edlen Wein.

Adalbert (auffahrend). Die Mauer
 läßt Du laufen und das Geld wird an
 erste Kloster, an dem wir vorüber ziehen,

gegeben. Esse und trinke, dieses Mahl eßst
mich an.

Wolf. Wie Ihr gebiethet. (Hat den
Schlauch angezapft und den Helm
des Ritters mit Wein gefüllt. Er
bringt ihm selben, mit gutmüthiger
Subringlichkeit). Und wenn Ihr mich
mit der Klinge über den grauen Schädel haut,
daß mir das Blut in den Bart trieft, so
weiche ich nicht von dannen, bis Ihr diesen
Humpen geleert habt. Ihr seid ja so abge-
hungert und kraftlos, daß Euch ein Pfaffen-
knecht das Schwert aus der Faust schlagen
könnte. Noch ein scharfer Ritt und ein Tag
ohne Imbiß und Wein, traun, Ihr könnt
Euch nicht mehr im Sattel halten. (Mit
nassen Augen). Lieber guter Herr, der
alte treue Wolf bittet Euch so herzlich, nicht
länger so starren Sinnes zu sein und auf Eure
Erhaltung zu denken.

Blut. Donne. II.

2

3

Adalbert (wirft sich ins Gras,
nimmt den Helm und leert ihn mit
langsamen Zügen.)

Wolf (setzt sich behaglich zum Im-
biß nieder). Gottlob, nun ist mir um
meinen Herrn nicht mehr bange. Wenn man
so einen Helm voll edlen Rebensaft im Leibe
hat, dann wird Einem ganz wohl zu Muth.
Jetzt will ich das Beste zu Seite legen, bis
Ihr nach Brod und kalter Küche verlangt,
aber auch auf Eure gnädige Erlaubniß mei-
nen alten Leichnam etwas zu Gute thun.
(Füllt seine Bikkelhäube mit Wein
und läßt sich Speise und Trank das
munden.)

(Es erhebt sich ein starker Wind.
Das Gewitter nähert sich rasch.
Immer feuriger leuchten die Blitze,
bestiger rollt der Donner.)

Adalbert (springt auf, drückt den Helm in den Kopf, gürtet das Schwert um und greift nach Schild und Lanze). Spute Dich, Wolf, wir haben einen tüchtigen Ritt vor uns. Vielleicht erreichen wir noch ein Obdach, ehe das Gewitter ausbricht und die tollen Kasse scheu macht.

Wolf (packt Brod und Fleisch in den Sack, nimmt den Weinschlauch auf die Schulter). Ich dünkte, wir ließen den Langohr so neben meinem Schwarzen herlaufen. Ist gar ein schmuckes, wohlgenährtes Thier, womit man einen armen Bauer oder einen müden Wanderer ganz glücklich machen könnte.

Adalbert. Thue, wie Du willst, nur spute Dich.

Wolf. In wenig Augenblicken seid Ihr zu Gaule. (Eilt durch die Gebüsch

fort. Rasches Wogen und heftiger Donner. Der Sturm braust durch die Wipfel der Bäume. Adalbert lehnt mit verschränkten Armen an einer Eiche und starrt vor sich hin.

(Eine schöne schlanke Dirne, hochgeschürzt und leicht gekleidet, kommt mit eilenden Schritten den Weg vom Gebirge herab. Sie bleibt stehen, sie ringt die Hände. Das bleiche Gesicht, die heftigen Gebärden verrathen eine unbeschreibliche Angst. Jetzt erblickt sie den Ritter, der diese freundliche Erscheinung in dieser schauerlich-wilden Umgebung mit Staunen betrachtet. Das Mädchen fliegt auf Adalbert hin, sinkt zu seinen Füßen, umfaßt seine Knie.) Um Gottes Barmherzigkeit willen, rettet eine Unglückliche!

Adalbert (hebt die Kniende auf und reicht ihr seine Hand). Was ich für Deine Rettung thun kann, das soll geschehen, so wahr ich Ritter bin.

Die Dirne (ergreift seine Hand und drückt sie an ihren vollen Busen). Dank, tausendfachen, innigen Dank, edler Ritter, aber nicht für mich heische ich Hülfe, ich ersehe von Euch die Rettung einer vornehmen, wunderschönen Frau. Hört die jammervolle Geschichte. Es ist —

(Flammende Gluth eines Blizes, der eine nahe Fichte zum prasseln-
den Feuer entzündet. Ein furcht-
barer Donnerschlag macht die Erde
erbeben. Mit einem Angsruf sinkt
die Dirne bewusstlos in Adalberts
Arme.

Ein Eremit eilt von der Seite

her, wo Wolf durch die Gebüſche abgegangen war). Fort von hier, Herr Ritter, unter dieſer Eiche zermalmt der Blitz Euch und die Dirne. Das Gewitter iſt fürchtbar und erſt im Ausbruche. Nicht zehn Schritte hinter jenen Steinen findet Ihr eine Felſenhöhle, wo Ihr geborgen ſeyd. Euer Knappe hätte die wilden Roſſe nicht bändigen können, wäre ich ihm nicht zu Hülfe geeilt. Knapp' und Roſſe ſind in Sicherheit. Iſt das Gewitter vorüber, ſo wird ein Stoß in Euer Hüſthorn Wolf zu Euch führen. Lebt wohl.

(Der Siedler verſchwindet im Gebüſche. Adalbert ſchwingt die Dirne auf ſeinen Arm und eilt mit ihr unter zuckenden Blitzen und erſchütterndem Donner der Höhle zu.)

Felsenhöhle.

Im Hintergrunde ein Lager von duftenden Moos, von sanfter Dämmerung umflossen. Adalbert tritt ein, auf dem Arme die zitternde Dirne. Das schöne aufgelöste Haar umwallt den blendend-weißen Hals und die lieblich gerundeten Hüften. Ein reißender Windstoß hat das Schleiertüchlein vom üppigen Busen geraubt. Mit geschlossenen Augen liegt sie im Arme Adalberts und die weichen, bis zur Schulter nackten Arme umschlingen seinen Nacken. Er läßt sie sanft auf das Mooslagen nieder, und, von ihr umklammert, sinkt er an ihre Seite nieder.

Die Dirne (erholt sich, faltet die Hände, sieht staunend um sich her):
Wo bin ich?

Adalbert. In Sicherheit vor dem tödtenden Blicke, an der Seite eines schützenden Freundes.

Die Dirne. Wer brachte mich in Sicherheit?

Adalbert. Auf meinen Armen trug ich Dich, holde Unbekannte, in diese sichere Ruhe und Erholung bietende Höhle.

Die Dirne. O guter, edler Ritter, wie kann ich arme, geringe Dirne Euch lohnen?

Adalbert. Mit einem Kuß von Deinen frischen rothen Lippen und mit der Erzählung von der Gefahr, womit die schöne Dame bedroht ist.

Die Dirne (schlägt die Augen mit sanftem Erröthen zur Erde; rasch umschlingt sie den Ritter und drückt

einen langen, heißen Kuß auf seinen Mund. Mit einem Blick voll Unschuld und Vertrauen sieht sie in die großen feurigen Augen des schönen Jünglings und ruht mit einer unnennbaren Empfindung an seiner Brust. Sein Blick fällt auf ihren entblößten reizenden Busen und die Gluth leiß=aufwallender Wünsche ergießt sich über seine Wangen, und ein süßes Gefühl durchzittert sein Inneres. Der Dirne Auge folgt dem seinigen. Mit einem Schrei des Schreckens drückt sie das wunderholde von der flammenden Röthe der Scham bedeckte Antlig in die verhüllenden Hände und beugt sich abgewendet in das Moos nieder.)

Adalbert (mit sanfter Stimme).
Beruhige Dich, herzige Dirne. Ohne Zweifel
hat der Sturmwind Dein Busentuch Dir ent-

rissen, als ich Dich hieher trug. Fürchte nichts, denn ich ehre die Keuschheit, und kein entweihender Blick und kein unreiner Gedanke soll Dein Zutrauen verschrecken. Verhülle Dich (er windet seine Schärpe von der Schulter) mit diesem ritterlichen Schmucke, und die Erinnerung, daß unter ihm ein Herz voll Unschuld und Tugend schlug, soll mich im Kampfe mit den Lockungen der Sinnlichkeit mächtig stärken.

Die Dirne (hüllt sich dicht in die Schärpe. Mit einem dankenden Blick wendet sie sich zu Adalbert, der freundlich lächelnd ihre Hand faßt).

Adalbert. Erzähle mir nun, was für die Dame geschehen soll. Meines Bleibens ist nicht in diesem Gaue und ich habe einen hohen Schwur gethan, noch heute über die Gränze des Herzogthums zu ziehen.

Die Dirne. Den Ihr auch nicht ver-
 legen werdet, edler Ritter. Es ist schon auf
 bischöflichem Gebiete, wo Euer Muth eine Un-
 glückliche vor grausamer Ermordung retten
 soll, und dahin habt Ihr nur zwei Stunden
 Weges. Vergönnt, daß ich Alles recht aus-
 führlich erzähle.

Es sind nun fünf Jahre, daß mein Va-
 ter, der Schirmmeister von einem bischöflichen
 Leibhege, auf einer Jagd von einem Eber
 tödtlich verwundet wurde. Er starb und
 meine Mutter, die schon viele Wochen siech
 darnieder lag, folgte ihm in wenigen Tagen.
 Kaum waren meine Eltern begraben, als ich
 die Wohnung im bischöflichen Jagdschlosse
 räumen mußte. Ich bezog ein Kämmerlein
 in der Hütte einer armen Wittve. Eine
 hilfeloſe Waife, lag ich Tag und Nacht auf
 meinen Knien und bat den lieben Gott, mich
 zu ſich zu nehmen. Ein alter Jagdknecht,
 der mich öfters beſuchte, und mit-manchem

Bissen, den er sich selbst abdarbte, erquickte, rieth mir, mich dem hochwürdigsten Herrn Bischof zu Füßen zu werfen und seine Gnade anzusuchen. Man müsse ja Etwas für mich thun, meinte Kilian, weil der Vater im herrschaftlichen Dienste sein Leben eingebüßt habe. Ich war damals vierzehn Jahre alt, daher könnt Ihr, Herr Ritter, Euch leicht vorstellen, wie sauer dieser Gang dem blöden, schüchternen Mädchen wurde. Aber er mußte gethan werden, wenn ich nicht des Hungers sterben wollte. Zu meinem Unglück war der hochwürdigste Herr Bischof schwer krank, ich wurde nicht vor sein Angesicht gelassen. Ein alter häßlicher Mann, in sammtner, prachtvoller Kleidung, kam gerade dazu, als ich dem Thürsteher meine Noth klagte, und dieser mich mit rauen Worten zurückwies. Führe das Dirnlein zu Deinem Weib — gebot er dem Thürsteher mit stolzer Miene. — Man erweise dem armen Kind die nämlichen Wohlthaten, wie ich jüngst der Tochter des ver-

storbener Leibtrabanten erweisen ließ. Du verstehst mich. Der Thürsteher bückte sich tief vor dem vornehmen Herrn, und führte mich freundlich über den Schloßplatz durch eine enge Gasse in ein kleines Haus zu seinem Weib, das mich mit Augen voll Unwillen ansah, aber gleich mit Liebkosungen überhäufte, als der Mann Etwas im Stillen zu ihr gesagt hatte. Es wurden mir leckere Speisen vorgesetzt, auch ein krystallner Becher voll süßen Weines. Das Weib konnte nicht aufhören, von der Güte und Großmuth des gnädigen Herrn zu sprechen und welches große Glück ich machen werde, wenn ich alles nach seinem Willen thue und mir sein Wohlgefallen und seine Huld erwerbe. Als der Abend hereinbrach, wurde ich in ein Bad gesetzt, dann mit einem schönen feinen, ganz neuen Kleide angethan und mein Haar mit wohlriechendem Öle gesalbt. Das Weib führte mich in ein kleines prachtvolles Gemach, hieß mich auf ein seidnes Ruhebett setzen, und

brachte Gebäcke, auch sehr süßen Wein, wovon ich viel trinken mußte. Auf einmal that sich die Thüre auf und der gnädige Herr trat in das Gemach. Schnell entwich das Weib. Ich zitterte und wagte es kaum, den vornehmen Mann anzusehen. Unter den freundlichsten Worten setzte er sich auf einen Stuhl und zog mich auf seinen Schoos. Er gab mir die zärtlichsten Namen und betheuerte, mich einst zur reichlich angesehenen Dame zu machen, wenn ich ihn ein wenig lieb haben wolle. Ich konnte vor Angst kein Wort sprechen und trotz meiner Jugend und Unerfahrenheit sah ich doch wohl ein, daß der alte Mann mir sündhafte Dinge zumuthe. Mit Gewalt raubte er mir Küsse, der Elende bemühte sich, meinen Busen zu entblößen. Mit Zorn und Abscheu riß ich mich von ihm los. Als er jetzt aufsprang, mich umfaßte und dem Ruhebetto zutrug, da verließ mir Gott die Kraft, mich aus seinen Armen zu ringen, und ihm einen heftigen Stoß zu

geben. Der gebrechliche Sünder taumelte an die Wand. Mit leisen Tritten flog ich aus dem Gemache die Treppe hinab, schlüpfte unaufgesehen aus dem Hause und rannte, wie ein gejagtes Reh, fort. Glückliche fand ich in der großen, von mir noch nie besuchten Stadt, das Thor, durch welches ich gekommen war. Odemlos langte ich um Mitternacht in meiner Hütte an. Ohne Hülfe und ohne Hoffnung dazu ergriff ich nun wieder meine Spindel, die mir seit dem Tode meiner Eltern das armselige Leben gefristet hatte und unter Arbeit und Gebet gingen mir vier Jahre voll Sorge und Mangel hin.

Eines Morgens, es mögen wohl drei Monden vorüber sein, trat unvermuthet mein Vetter, der Wirth von der Waldherberge am rothen Kreuz in mein Kämmerlein, und erbot sich, mich zu sich zu nehmen, mir Kost, Kleidung und liebevolle Pflege zu geben, wenn ich versprechen wolle, seinem Weibe in der

Wirthschaft treu und fleißig an die Hand zu
 gehen. Reichlich flossen meine Thränen der
 Freude und ich dankte Gott auf meinen
 Knien für diese wohlthätige, unerwartete Hülfe.
 Noch am nämlichen Tage zog ich mit meinen
 wenigen Habseligkeiten in die Waldherberge.
 Bald bemerkte ich, bald überzeugte ich mich
 immer mehr, daß der Wetter ein schrecklicher
 Bösewicht und die Bahn eben so lasterhaft
 sei. Diese Waldherberge ist der Versamm-
 lungsort der Räuber, und die Zuflucht des
 schändlichsten Gefindels. In tiefen, unterir-
 dischen Gewölben stehen viele Kisten, mit ge-
 raubtem Gute gefüllt, und Menschen werden
 dort gemordet. Ein Zufall führte mich einst
 in ein solches Blutgewölbe, mit Entsetzen sah
 ich dort zwei Leichen, die die Zeichen der
 allergrausamsten Ermordung trugen. Von
 dieser Stunde an bemächtigte sich meiner eine
 solche Angst und solch ein Abscheu vor dem
 Wetter und der Wase, daß ich täglich mit
 Thränen zur Ruhe ging und mit Thränen

erwachte. Schon oft hatte ich fest beschlossen, die Missethaten dieser Menschen dem nothpeinlichen Gerichte zu Worms anzuzeigen, auf daß diese Raub- und Mordherberge zerstört, das Raubgesindel eingefangen und auf der Heerstraße und in den nahen Forsten wieder Sicherheit werde für die Reisenden; da fiel immer mein mitleidiger Blick jeder Zeit auf die zarten, unschuldigen Kinder, und ich vermochte es nicht über mich, die Eltern auf das Blustgerüst zu liefern und die schuldblosen Waisen dem schrecklichsten Elende Preis zu geben; aber, (hier brach die Dirne in lautes Weinen aus und rang die Hände) wenn auch einst die hilflosen unglücklichen Kinder mich vor dem Richtersthule des Herrn anklagen und dort ihre Eltern von mir fordern, jetzt ist das Sündenmaaß voll, und ich armes, schwaches Geschöpf höre nur immer eine Stimme in meinem Innern, die mir streng gebietet, die schauderhaften Verbrechen an den Tag zu bringen und ich fühle

Muth und Kraft in mir, selbst zu sterben für die Rettung mehrerer Unglücklichen, die in dieser Nacht unter den Messern und Keulen der Mörder in sorgloser Ruhe ihr Leben aushauchen sollen. Hört nur das Schreckliche, was noch heute geschehen soll. Es sind nun fünf Tage, daß eine edle, vornehme Rittersfrau auf einem prächtigen Zelter vor unsere Herberge anlangte. Zwei Rosen, auf kleinen schönen Rossen und ein Ritter mit sechs Wappnern und zwei Knechten, die ein Maulthier in ihrer Mitte leiteten, machten das stattliche Gefolge aus. Die Dame, prachtvoll gekleidet, schwere goldne Ketten um den Nacken und die Arme geschlungen, das hochbesetzte Barett und den langen feinen Schleier mit kostbaren Perlen gestickt, sie schwang sich unter des Ritters ehrerbietigster Handreichung vom schlanken Zelter, und suchte Erholung von des Tages schwüler Hitze im Schatten der alten dicht belaubten Linde, die nahe an der Herberge steht. Sie ließ dem Gefolge

Wein reichen und ich mußte ihr frisches Wasser aus der Waldquelle holen, worunter sie Zucker und Zitronensaft mischte und sich einen kühlen Labetrunk bereitete. Der Ritter setzte sich mit seinem Humpen der Dame gegenüber, die recht freundlich und herablassend mit meiner Base redete, das Gefolge hatte sich im Schatten des Vorsprungdaches gelagert und mein Wetter war sehr geschäftig, die Weinkrüge zu füllen und mit den abseits ruhenden Knechten ein halblautes Gespräch zu unterhalten. Plötzlich entstand eine unruhige Bewegung unter dem Gefolge, man rief um Hilfe. Alles sprang hin. Eine Jofe war hinten über gesunken, todtensbleich, mit geschlossenen Augen und lag in heftigen Zuckungen. Auf der Dame Gebot wurde die Erkrankte schnell in ein Gemach der Herberge getragen. Gottes Wille war, daß der Eremit vom Steingrunde, ein sehr heilkundiger Mann, gerade die Straße daher kam. Meine Base führte ihn stracks zur Kranken, die sich

wieder etwas erholt hatte, aber vom Fieber mächtig gerüttelt wurde und schmerzlich stöhnte. Der Eremit faßte ihre Hand und nach langem Beobachten erklärte er, daß die Krankheit zwar nicht todt gefährlich, aber schnelle ärztliche Hülfe und Ruhe höchst nöthig sei. Die Dame drückte einige Goldstücke in seine Hand und beschwor ihn mit thränenden Augen, ja die größte Mühe und all' sein Wissen ihrer lieben, treuen Brigitte zu spenden, damit sie bald wieder gesunde. Auch meiner Base gab sie einige Goldstücke und trug ihr die sorgfältigste Pflege und die Bestellung einer eigenen Wärterin auf. Sie kündigte ihre Rückkunft auf den fünften Tag, als heute am Tage Bonaventure an, und als ihr mein Vetter sagte, daß er zwei schöne Gemächer für vornehme Reisende und Raum genug für das Gefolge habe, daß die gestrenge Dame auch ledern Inbiss und den edelsten Nierensteiner finden werde, da befahl sie, Alles zu ihrem Empfange zu bereiten, und zog trauernd

über die Leiden der geliebten Base langsam von dannen.

Die Base ließ mich keinen Augenblick zur Kranken. Ein Weib, das ich mit Schrecken als eine Raubgenossin des Vetter's erkannte, erschien als Wärterin. Selbst der Eremit konnte nie die Kranke besuchen, ohne daß meine Base ihm zur Seite war.

Es mochte gestern schon tief in der Nacht sein, als ich mich erinnerte, noch einen Pfuhl für das Lager der Dame mit Wändern besetzen zu müssen. Der Schrank, worin das Linnenzeug verwahrt ist, steht in in einem Gaden, den nur eine leichte Bretterwand von der Schlafkammer der Base scheidet. Leise, auf bloßen Füßen schlich ich mich in den Gaden, um nicht gehört und ob des Versäumnisses gescholten zu werden. Ich sah Licht durch ein Kstloch der Bretterwand, ich sah die Beiden traulich beisammen sitzen und

wader die Becher leeren, ich hörte — o schrecklicher Augenblick, noch sträuben sich meine Haare und mein Herz schlägt in furchtbarer Angst — wie sie von der Ankunft der Räuberbande, vom Morde der Dame und ihres Gefolges und von der Theilung der Beute sprachen, wie der Vetter mit Frohlocken erzählte, daß ihm die Knechte vertraut haben: die Dame ziehe nach der Burg ihrer Eltern, um den reichen Mahlschatz zu holen, den kaum das kräftige Maulthier zu tragen vermöge; dann erzählte die Base, von der Kranken Josee gehört zu haben, daß ihre Gebieterin ein Schmuckkästlein mit sich führe, gefüllt mit Edelsteinen, Perlen, Halsketten und Spangen vom feinsten Golde, wofür man viele Burgen erkaufen könne. Die Erzählung, die Beschreibung des Überfalls, der Ermordung, waren so gräßlich, daß ich einen gellenden Schrei des Entsetzens ausließ. Mein heiliger Schutzpatron muß die Lasterhaften taub gemacht haben, denn sie griffen fröhlich

nach den Bechern und leerten sie unter wilden grausamen Gelächter auf das Wohl der reichen Dame.

Auf zitternden Füßen wankte ich in mein Kämmerlein zurück, ich fiel auf meine Knie und schluchzend und wimmernd flehte ich zu dem lieben Gott um Rettung der Unglücklichen; da war es, als ob mich eine heilige Stimme auffordere, das Werkzeug der Rettung zu werden. Es ward in mir der feste Entschluß, alles zu thun, was meine schwachen Kräfte vermögen. Mein Herz füllte sich mit Hoffnung und Muth. Ich öffnete das Fenster, um zu entfliehen. Leicht und gefahrlos war der Sprung. Ich floh dem nahen Walde zu. Nur eine Stunde von unserer Herberge liegt das Dörflein Waldbruch, von armen, aber ehrlichen, muthvollen Köhlern bewohnt. Diese wollte ich zur Hülfe und Rettung ausbieten. Da überfiel mich das Gewitter. In der Angst verlor ich die rechte Straße. Ohne zu

wissen, wohin, eilte ich auf dem ersten Wege, der mir im Walde aufstieß, dahin, und weinte und betete. Der allgütige Vater aller Unglücklichen sah meine Thränen und hörte mein Gebet. Er ließ mich Euch, edler Ritter finden und (sie sinkt zu seinen Füßen und hebt Hände und Blicke flehend zu ihm empor). Ihr werdet mich gewiß nicht hülfelos, verzweifelnd umherirren und eine reizende edle Dame und ihr Gefolge dem sichern grausamen Tode durch Mörderhände Preis geben lassen.

Adelbert (hebt sie auf, zieht sie dicht an seine Seite und drückt ihre Hand an seine Brust). Bei meinem Ritterworte verspreche ich Dir, holde Dirne, den Beistand eines muthigen Herzens und eines kräftigen Arms. Nur sage mir, was Du noch Genaueres weißt von den Rüstungen und den blutigen Beschlüssen Deines Vatters.

Die Dirne. Zwölf Räuber, verwogene furchtbare Gefellen, haufen mit ihren Weibern und Lustdirnen in den Gewölben der Aarhorster Ruinen. Heute zu verschiedener Zeit bis zu einbrechender Nacht kommen sie in die Herberge, einzeln, als Wallbrüder, Minnesänger, Köhler, reisende Waffenschmiede und herrenlose Knechte verummmt. Aus dem Bechgaden führt eine verborgene Fallthür in das Gemach, welches dem Ritter bestimmt ist. Unbemerkt gelangt man dahin und leicht ist es, den Schlafenden zu ermorden. Die Wappner und Knechte erhalten ihr Lager, theils im Bechgaden, theils in der Scheune, wo die Pferde und das Maulthier stehen. Man trennt sie, um sie ohne Gefahr überwältigen und tödten zu können. Das Gemach der Dame mit den Zosen liegt abgesondert und die Ermordung dieser Unglücklichen soll die gräßlichen Thaten beschließen. Alles dieses hörte ich durch die Bretterwand aus dem Munde des Vetter's.

Adalbert. Nein, dieses Bubenstück soll nicht gelingen, so wahr ich Adalbert von Löwenstein heiße. Aber sage mir, herzige Dirne wie gelangst Du wieder in die Herberge, ohne daß man Deine Abwesenheit bemerkt und Argwohn geschöpft hat?

Die Dirne. Wie könnt Ihr glauben, edler Ritter, daß ich je wieder einen Fuß über die Schwelle eines Hauses setze, wo Raub und Mord herrschen? — Fremd ist mir diese Gegend, aber der allgütige Gott, der mich den edlen Adalbert von Löwenstein, den Retter der Unglücklichen, den Verderber des Lasters finden ließ, wird mich auch auf sichere Straße und zur Hütte der guten Wittwe führen, wo ich gern Tag und Nacht die Spindel drehen, mit dem bittersten Mangel kämpfen und Gott auf meinen Knien preisen will, daß er mich rein und schuldlos aus dem Hause der Laster und der Verbrechen gehen ließ.

Adalbert (umschlingt sie und drückt einen Kuß auf ihre Lippen). Ich werde Dich nie vergessen.

Die Dirne (hebt das nasse Auge zu ihm empor, knittert unter fallenden Thränen am Saum der Schärpe und beugt den Kopf auf den Busen nieder). Herr Ritter, Ihr seid ein vornehmer Herr, die schönsten, die reichsten Fräulein werden Euch mit stiller, süßer Freude anhören, wenn Ihr ihnen Liebe gelobt. Der armen unbedeutenden Hedwig werdet Ihr wohl nie mehr gedenken.

Adalbert (zieht Hedwig rasch auf seinen Schoos und umschlingt sie mit feuriger Bewegung). Holde, süße Dirne, Gott ist mein Zeuge, noch bis zu dieser Stunde habe ich nicht der Minne gehuldigt, noch nie hat ein weibliches Wesen mein Herz mit Liebe und Sehnsucht bewegt. Deine

reizende Gestalt, die Süßigkeit Deines Kusses haben in mir Empfindungen erwachen gemacht, die ich noch nicht kannte und die mir eine unbeschreibliche Bounne gewähren. Auch ich bin arm, Hedwig, keine Baste kann ich mein nennen, kein Unterthan huldigt mir als seinem Herrn. Meine Rüstung, meine Waffen, ein treuer Knappe und zwei tolle Rosse sind das Einzige, was ich besitze, ja ich bin noch ärmer als Du, denn der ungerechte Born des Herzogs hat mich aus den Markungen seines Landes verwiesen und ich hatte noch vor wenigen Stunden keine Hoffnung, als im Kampf gegen die Ungläubigen mein freudenloses Leben unter den Sichelshwertern blutgieriger Sarazenen auszuhauchen. Aber nun habe ich Dich gesehen, Dich, Du wunderholde Hedwig, und das Leben wird mir nun wieder lieb und theuer. Ich fasse nun das Leben mit aller Kraft, mit einer unbeschreiblichen Bounne. Noch in diesen Tagen ziehe ich hin zu dem edlen Herzog Konrad und kämpfe

unter seinen Fahnen gegen die meineidigen
Welschen. Dein Bild wird mich zu den
größten Heldenthaten begeistern, die Erinnerung
an Dich meinen Arm mit Riesenkraft stählen.
Mein Muth soll des Herzogs Staunen erzeu-
gen, seine Dankbarkeit wird mich mit einer
Beste belohnen. Dann eile ich zurück in das
ersehnte Land, wo Hedwig meiner in Liebe
gedenkt und sie wird mein treues wackeres
Weib und sie wird mir edle Söhne und
holbe Töchter geben und alle Ritter des
Gaues sollen von dem Glücke sprechen, das
auf Löwensteins Beste weilt.

Hedwig (Adalbert fest umklam-
mernnd). O höret auf, einer armen Dirne
Hoffnungen zu geben, die Ihr nie erfüllen
könnt und werdet. Höret auf, dieses Herz
das Euch so heiß — (rasch verbirgt sie
ihr Gesicht an seiner Brust.) —

Adalbert (umfaßt sie stürmisch und

überströmt ihren Mund mit brennenden Küssen). Liebt mich Dein Herz mit heißer Liebe? Willst Du mein werden als treue Gesponsin in Freud und Leid? —

Hedwig (sieht ihn mit schmachtenden Augen an, schlingt ihre Arme um seinen Nacken und drückt ihn mit Feuer an ihren wogenden Busen). Dein in Freud' und Leid, ewig Dein.

(Adalbert und Hedwig umfassen sich mit glühendem Gefühle unter heißen Wechsellüssen. Ihre Umarmungen werden immer inniger. Eine rasche Bewegung Adalberts und der locker gewordene Knoten der Schärpe löst sich und entfesselt hebt sich in hoher Wallung Hedwigs voller, blendend weißer Busen. Ein Gefühl voll hinreißenden Verlangens durchzittert Adalbert und eine wilde Flamme

brennt in seinen Augen. Hedwig, von den Zauberbanden der Liebe gefesselt, von unbekannten Empfindungen betäubt, von Adalberts Küssen entflammt, ruht in seinen Armen mit halbgeschlossenen Augen, mit stürmisch schlagendem Herzen, in süßer Betäubung. In enger Umschlingung sinken sie sanft in das weiche Moos.

Da stürzen prasselnde Flammen aus dem Gesteine, die Höhle erbebt von dem furchtbaren Rollen des Donners. Adalbert und Hedwig springen vom Mooslager auf. Hedwig stürzt auf die Knie und bedeckt sich die Augen. Mit männlicher Fassung starrt Adalbert in die prasselnden Flammen. Zischend verschwinden die Flammen, der Donner schweigt, es herrscht die dichteste Finsterniß.)

Eine Stimme. Adalbert von Löwenstein! Des Ritters erste Pflicht ist, zu schützen die Unschuld und zu ehren und zu achten der Dirne reine Keuschheit. Adalbert, wie stehst Du vor dem Auge des Richters und wie rechtfertigst Du Dich ob des frevelnden Beginnens? —

Adalbert (tief erschüttert, sinkt auf ein Knie und streckt die Arme der Stimme entgegen). Mein Blick sinkt vor dem Auge des Richters, meine Zunge hat keine Worte der Rechtfertigung. Ich bereue.

Die Stimme. Heil dem Bereuenden. Noch ein einziger, noch ein kurzer Augenblick, und — eine gemordete Unschuld würde Dein Wachen und Deine Träume mit den Schreckensgestalten der Verzweiflung endlos gequält haben. Der schwache, von den Sinnen und der Leidenschaft hingerissene Sterbliche leert des Augenblicks süßen betäubenden

Weher, ohne über dessen Rand hin auf die Zukunft zu sehen, die aus ihren dunkeln Windungen ihm rächend entgegentritt. Blicke auf, Adalbert, und Dein irdisches Auge sehe klar und tief in jene Zeit, deren Schleier sich den geistigen Wesen lüften.

(Eine Wand der Felsenhöhle wird von einem sanften Lichte erhellt. Adalberts und Hedwigs Gestalten werden sichtbar am Fuße eines Berges, von dessen Haupte eine stolze Burg in das liebliche Thal herabblüht. Adalbert will der Burg zu-eilen, die Dirne tritt ihm aus einem blühenden Gebüsch entgegen und umschlingt den Betroffenen, der sich sanft aus ihren Armen zu winden strebt und ängstlich nach den hohen Bogenfenstern der Burg von Zeit zu Zeit hinspäht. Die Dirne umfaßt Adalbert mit den Zeichen des höchsten Kummer, sie sinkt zu seinen

Füßen und umklammert seine Knie. Adalbert will sie empor heben, da erblickt er auf der Zugbrücke das Burgfräulein, welches ihm mit einem Tuche entgegenwinkt. Er reißt sich los und eilt der Brücke zu. Mit gerugenen Händen das thränenlose, brennende Auge zum Himmel erhoben, wankt Hedwig in die Gebüsche zurück.)

Die Stimme. Seit dem schmerzhaften Bewußtsein, die Unschuld, den Lebensfrieden einer engelguten, unerfahrenen, durch Deine Schmeichelworte bethörte, durch Deine Umarmung entflammte Dirne zerstört zu haben, mit dieser drückenden Last auf Deinem unverdorbenen Herzen ziehst Du aus dieser Höhle schwermüthig dem Sarazenenlande zu. Noch hast Du nicht das Ende dieses Forstes erreicht, da hörst Du Wassergellicke, Pferdewieher und eine hülfserufende weibliche

Stimme von naher Kreuzstraße Dir entgegen tönen. Auf dahin brausendem Rasse ereilst Du schnell ein edles Ritterfräulein, umgeben von Räubern, gegen welche die zwei Knechte der Edlen mit Tapferkeit kämpfen, aber, schon aus vielen Wunden blutend immer mehr unterliegen. Die Räuber stürzen nach hartnäckiger Gegenwehr unter den Streichen Deines gewaltigen Schwertes, bewußtlos liegt das Fräulein neben dem erstochenen Zelter. Einer der Knechte sammelt die letzte Kraft, das Fräulein auf das hohe Ross in die Arme des Ritters zu heben. Er nennt Dir den Namen der Geretteten und die engelschöne Jungfrau an der jungen, kraftvollen Brust, sprengst Du mit der süßen Last dahin auf die Burg ihres Vaters.

Dein Herz entbrennt für das wunderschöne Burgfräulein, die Dankbarkeit der Geretteten wird zur Liebe. In süßer Umarmung öffnen sich die glühenden Herzen und

mit Thränen inniger Freude segnet der Vater den Bund der Liebenden. In Gedanken an die Geliebte versunken, wandelst Du außerhalb der Burg, da tritt Dir Hedwig entgegen, auf dem bleichen Gesichte die tiefen, anklagenden Züge des Grams, der Verzweiflung. Schluchzend sinkt sie zu Deinen Füßen, sie vertraut Dir, daß die Folge jener schwachen Stunde unter ihrem Herzen ruhe, daß sie zu jeder Stunde ihrer Entbindung entgegen sehen dürfe, daß sie für sich, für Dein Kind keine Nahrung, kein Obdach und nur eine Zuflucht in den Wellen des reißenden Stromes habe. Erschüttert blickst Du auf die Unglückliche, Dein Gewissen ruft Dir zu, an Mutter und Kind die heiligen Pflichten zu üben, Dein gutes Herz wallt über von Mitleid und schlägt in hoher Rührung für das Opfer Deiner Sinnlichkeit, da leitet ein böser Geist Dein Auge hin zur Burg, das angebetete Fräulein schreitet so eben durch des Thores dunkle Wölbung auf die Zugbrücke. Der Liebe

scharfes Sehen erkennt in weiter Ferne den geliebten Buhlen, sie winkt und dieser Wink vernichtet jedes Gefühl für die Unglückliche und reißt Dich mit zauberischer Gewalt zurück. Ohne ein Wort des Trostes, ohne Hülfe, kalt und grausam enteilt der gefühllose Adalbert dahin, wo sein veränderliches Herz von neuen süßen Fesseln umschlungen ist und die gränzlos unglückliche Hedwig schleicht mit bebenden Gebeinen in die Gebüsche zurück und in wilder Verzweiflung schreit sie zum Himmel um Rache. —

(Erschüttert starrt Adalbert das Bild an, Hedwig schluchzt laut. Das Bild verschwindet. Nächtliche Dunkelheit herrscht in der Felsenhöhle).

Die Stimme. Noch ist nicht vollendet das grause, treue Gemälde künftiger Tage voll Schmerz. Vernichtung und Schmach, die der süßen Trunkenheit eines genußreichen

verbrecherischen Augenblicks gefolgt wären. Nochmal enthülle ich die Zukunft vor irdischen Blicken.

(Die Wand erhellte sich, und zeigt ein Felsenthal, von einem reißenden Flusse durchströmt. Hedwig, ein neugebornes Kind in den Armen; mit wild flatternden Haaren, in Lumpen gekleidet, erscheint auf der Spitze eines schroffen Felsen, an dessen Fuß der Strom dahin braust. Hedwig stürzt sich in den Strom. Nochmal taucht sie empor. Ein Eremit eilt mit einigen Pandleuten im Thale herauf, sie besteigen einen Rachen, sie rudern mit aller Kraft, die Rettung ist nahe. Jetzt stürzt eine furchtbare Welle daher und begräbt Hedwig.

Thal und Strom verschwinden,

es zeigt sich ein hoher, prachtvoll ge-
 schmückter Rittersaal, auf einer Sei-
 te Frauen, auf der andern Ritter,
 alle im festlichen Schmucke. In ihre
 Mitte tritt ein ehrwürdiger greiser
 Ritter, an seiner Rechten die reihen-
 de Tochter, an seiner Linken Ritter
 Adalbert von Edwenstein. Plötzliche
 Bewegung unter den Rittern. Ein
 Eremit drängt sich durch die Reihen
 und sinkt zu des Greisen Füßen.
 Seine heftigen Bewegungen zeigen,
 daß er schlimme Kunde bringet. Ohn-
 mächtig sinkt das Fräulein in des
 Vaters Arme, die Frauen bringen
 sie fort. Mit furchtbaren Blicken
 sieht der Greis auf Adalbert, wild
 drängen sich die Ritter um ihn. Er
 wirft seinen Handschuh hin, verächt-
 lich schleudern sie ihn mit dem Fuße
 weg, sie zerbrechen sein Schwert, zer-
 trümmern sein Schild und Hosen.

ihn aus dem Kreise. — Das Gemälde verschwindet in nächtlicher Dunkelheit).

Die Stimme. Arme Hedwig, ein frommer Eremit findet Dich, bewusstlos am Fuße einer Fichte. Er trägt Dich auf seinen Schultern in seine Hütte. Bald entwindet sich ein holdes Knäblein Deinem Schooße. Die Armuth des Siedlers, der nur von Waldbeeren und Quellwasser lebt, vermag nicht, Dir und Deinem Kinde die nöthige Nahrung zu reichen. Der höchste Mangel, die Mutter-sorgen entrißen Dir das Geheimniß der schwachen Stunde. Du nennst den Vater Deines Kindes, die Burg, wo er weilt. Auf den Knien beschwörst Du den frommen wohlthätigen Mann, das Geheimniß zu bewahren und nur mit großer Vorsicht und mit der sanftesten Güte Hülfe zu heischen für sie vom Ritter Adalbert von Löwenstein. Der Eremit geht auf die Burg, er geht wieder und noch

einmal, aber nie gelingt es ihm, den Ritter im Geheimen zu sprechen. Jetzt ist er auf der Jagd, jetzt wandelt er mit dem Fräulein im Burggarten, jetzt sitzt er mit dem Vater am Schachbrett. Hedwig ist dem Verschmachten nahe. Nun läßt sich der gutherzige Siedler nicht länger abweisen. Er bittet einen alten Knappen, so beweglich, daß dieser nicht mehr des Ritters Zorn scheut und ihn gerade in dessen Gemach leitet. Mit Thränen in den Augen, mit eingreifenden Worten erzählt der Greis von dem lieblichen Knäblein, von Hedwigs Leiden, von der Unglücklichen hoher Hoffnung auf ihn. Und Du, Adalbert — o schwaches, menschliches Herz, das oft so gern vergißt, was ihm das Theuerste war, und kein Gedächtniß hat für gemachte Schwüre und oft keine heilige Pflicht mehr kennt, — und Du Adalbert, ergrimmst ob der einfachen herzlichen Rede des biedern Greises. Du siehst in ihm den Zerstörer Deines nahen Glücks, den Feind Deiner na-

hen Verbindung mit dem reichen, in aller Schönheit prangenden Burgfräulein. Entschwunden ist Deinem innern Auge das Bild der demüthigen, sanften Hedwig, der zarten Lilie, die der Sturm Deiner wilden Sinne geknickt hat. Dein Ohr ist taub für das Lallen des Kindeleins, dem Du das Leben gegeben. Zum Vernichter Deines Glücks, aller Deiner Wünsche und Hoffnungen wird Dir der fromme Siedler, mit des Grimmes voller Wucht faßt ihn Deine Faust und schleudert den bebenden Greis einem Knechte zu, mit dem strengen Gebote, den Wahnsinnigen, wenn er noch einmal die Burg betrete, in das tieffste Gefängniß des Burgverließes zu werfen.

Bitternd tritt der Greis in seine Hütte. Im verzehrenden Kampfe zwischen Angst und Hoffnung blickt ihm Hedwig entgegen. Sein Schmerz ist größer als seine Fassung. Er erzählt. Hedwig hört zu mit gräßlichem

Schweigen. Sie drückt das wimmernde Kind an die vertrocknete Brust und schließt die Augen. Mit Sonnenaufgang schleicht sie, das Kind auf dem Arme, aus der Hütte. Der Eremit, schon im Gebete, sieht sie dahin eilen. Eine schreckliche Ahnung faßt seine Seele. Er fleht zu Gott für die Unglückliche und folgt der Entfliehenden. Sie ist schon seinen Blicken entschwunden, im bethauten Grafe ist es ihm jedoch leicht, ihre Spur zu verfolgen; aber der kraftlose Greis vermag nicht, die Unglückliche einzuholen, deren Schritte die Verzweiflung besflügelt. Er erreicht das Ende des Waldes, das Thal, sein forschender Blick zeigt ihm Hedwig, wie sie, flüchtig wie eine Gemse, den Felsen erklimmt. Die schreckliche That vermuthend, schreit der Greis furchtbar auf. Landleute, die auf der Wiese arbeiten, sammeln sich um ihn. Sprachlos zeigt der Siedler hin auf den Felsen. Jetzt stürzt sich Hedwig in die Wellen. Die Leute eilen dem Strome zu, sie finden einen

Nachen, unter des Siedler lautem, heißem Gebete rudern sie dahin, zu spät, die Fluthen begraben Hedwig und ihr Kind.

Man muß den Eremit aus dem Nachen an das Land tragen. Auf die Männer gestützt, schleppt er sich mühsam fort. Da ertönen im feierlichen Klange die Glocken der nahen Burgkapelle, Trompeten schmettern, Pauken wirbeln vom hohen Söller herab. Jetzt wird unser gnädiges Burgfräulein mit dem schönen Ritter Adalbert von Löwenstein verlobt — rufen sich die Landleute zu. Der Siedler horcht auf, der Name: Adalbert von Löwenstein macht ihn erbeben, bei diesem Namen treten Hedwigs Leiden, ihr und ihres Kindes Tod wie mahnende Rachegeister vor seine Seele. Der greise Siedler wird zum rüstigen Mann, die Jugendkraft belebt die morschen Knochen, wacker schreitet er dahin den steilen Berg hinauf, über die Zugbrücke, durch das hohe Thor, geradezu in die Pfalz.

Dort weisen ihn die Wache haltenden Wap-
 ner zurück. Nichts vermag ihn aufzuhalten.
 Mit Staunen betrachten die Versammelten
 den kühnen Greis. Er wirft sich nieder vor
 den Burgherrn. Mit laut schallender Stim-
 me klagt er Adalbert von Löwenstein der Ver-
 führung und des Mordes an. Er erzählt,
 wie Adalbert die Schrecken eines Gewitters,
 die trauliche Stille einer einsamen Felsenhöhle,
 schmeichelnde Worte und hohe Schwüre zur
 Kupplerin seiner wollüstigen Begierden ge-
 macht und eine unerfahrene, hilflose, reine
 Dirne um Unschuld und Ehre betrogen, und
 die Unglückliche, die, eine Frucht jener ver-
 führerischen Stunde unter dem gramersfüllten
 Herzen, sich zu den Füßen des einsam Wan-
 delnden warf und für sich und sein Kind um
 Hülfe flehte, grausam verstoßen habe. Da
 drängte ich mich in sein Gemach — schloß
 der Greis die ergreifende Rede — und flehte
 ihn an um Hülfe und Erbarmen für Mutter
 Kind, für die allerunglücklichsten Wesen dieser

Erde; aber der Grausame schleuderte mich von sich und drohte mit dem schrecklichsten Gefängnisse des Burgverlieses. Und die unschuldige Hedwig, das Opfer der höllischen Verführung, verschmachtend vor Elend, hin- gerissen von Verzweiflung stürzt sich in den Strom und begräbt das gebrochene Herz und den wimmernden Säugling und den grausam zerstörten Frieden eines blüthenreichen Lebens in den verschlingenden Wellen. Schauernd hört das Burgfräulein des Siedlers furchtbare Worte, mit einem Blicke der Verachtung auf den erbleichten Adalbert; von einem entsetzlichen Schmerze ergriffen, sinkt sie in ihres Vaters Arme. Da spricht der ergrimnte Burgherr die Sprache der Entehrung über Dich aus, und die empörten Ritter stoßen Dich, Unglücklicher, als einen Entehrten aus ihrem ritterlichen Verbande.

So stand geschrieben im Buche des Schicksals, solch ein furchtbares Loos wäre Dir,

Abalbert und Dir, Hedwig geworden; hätte der schreckliche Geist der Verführung noch einen Augenblick Macht gehabt, sein höllisches Werk zu vollenden. Ich habe Euch gerettet, ich habe die Bande zerrissen, die Euch zum diesseitigen und ewigen Verderben mit betäubender Kraft umschlangen. Der Ewige hat mich dazu auferkoren und ausgerüstet. Sinkt hin im Staub und dankt dem Ewigen.

(Abalbert und Hedwig beugen sich mit gefalteten Händen zur Erde nieder. Ein rosiges Licht gießt sich in sanfter Dämmerung über die Felsenhöhle aus. In ihrer Mitte steigt aus dem Boden ein einfacher Altar empor, mit der im grünen Feuer brennenden Inschrift: Der Reinheit des Herzens.) —

Die Stimme. Erhebe Dich, Abalbert, erhebe Dich, Hedwig, tretet hin zu dem der

Tugend geweihten Altar, und schwört immer zu wandeln die Bahn der Keuschheit und Gottesfurcht.

Adalbert und Hedwig. Wir schwören immer zu wandeln die Bahn der Keuschheit und Gottesfurcht.

Die Stimme. Bleibt treu Eurem Schwur, und Ihr werdet glücklich, sehr glücklich sein. Noch darf ich das Geheimniß nicht enthüllen, das auf Eurer Gegenwart und Zukunft ruht, aber ich darf Euch sagen, daß Euer ein Leben voll Bonne und Segnungen harret, wenn Ihr die Reinheit Eures Herzens mit hoher Sorge bewacht und die Pflichten gegen Gott, gegen Mitmenschen, gegen Euch selbst streng erfüllt. — Hedwig, bewahre Adalberts Schärpe, die Deinen jungfräulichen Busen bedeckt, als eine heilige Erinnerung an diese Stunde. In den Stunden, wo Kummer und Trübsal Dich umstürmen, in den

gefahrvollen Augenblicken, wo Schmeichelei Dich umlagert, Dein Herz in unreiner Wollust zu schlagen, die aufgeregte Sinnlichkeit Dich vom Pfade der Reinheit auf die giftigen süßen Irrwege der Wollust zu locken droht, da blicke hin auf diese Schärpe, da gedenke der rettenden Stimme in der gefährlichen Felsenhöhle, da denke Deines Schwurs und der irdischen und ewigen Güter, die der Lohn eines reinen Herzens und einer unbefleckten Tugend sein werden.

Der Augenblick der Trennung ist gekommen. Hedwig, Du kehrest nicht wieder zurück in die Waldherberge, auch nicht in das Häuschen, das Du einst mit jener armen guthertigen Wittwe bewohntest. Sobald Du aus dieser Höhle trittst, wird eine weiße Taube vor Dir her flattern. Gehe ein in die Hütte, auf deren Dach die Taube sich niederlassen wird, und dort wird Dich Liebe und Freude empfangen und dort harre Deiner Bestimmung. Blut. Rone. II. 5

mung entgegen. Und nun reiche Adalbert Deine Hand, gebe ihm den Kuß einer keuschen, tugendhaften Empfindung, bewahre sein, bewahre ihm Dein Herz und ziehe hin mit Gott.

(Hedwig reicht Adalbert mit sanftem Erröthen die Hand. Sie umfassen sich und Hedwig drückt einen innigen Kuß auf seinen Mund. Adalbert begleitet sie bis zum Ausgang der Höhle und blickt ihr im tiefen Sinnen nach. Als sie seinen Blicken entschwunden ist, kehrt er zum Altar zurück).

Die Stimme. Adalbert, Du bist zu großen Thaten bestimmt, und Muth und ein keusches frommes Herz werden Dich zur reichen Ernte leiten. Aber dieses Herz muß noch geprüft werden, ehe Dir vergönnt ist, die fest verschlungenen Blätter Deiner Be-

stimmung aufzurollen. Auch Du bewahre Hedwigs Bild in Deinem Herzen, auch Du bewahre ihr Dein Herz. Lebe wohl, Gott sei mit Dir.

(Sanfte Flöten- und Harfentöne, die allmählig in leisen Webungen verklingen. Wohlgerüche durchströmen die Felsenhöhle.)

Die Stimme (aus der Ferne). Adalbert! gedenke Deines Schwurs. Denke an Hedwig.

(Adalbert streckt seine Arme der verhallenden Stimme nach. Rasch tritt er jetzt aus der Höhle und stößt in sein Hufthorn. Wolf kommt durch die Gebüsch her mit den Rossen. Adalbert schwingt sich auf den schaukelnden Hengst und sprengt die Gebirgsstraße hinan.)

Wolf (schlägt seinen tollen Schwarzen, der nicht stehen will, zwischen die Ohren). Willst Du ruhig sein, Stürmer! War auch so ein immer Voran in meiner Jugend, bis ich mir die Hörner tüchtig abgelaufen habe. Eile mit Weile, ist jetzt mein Wahlspruch. (Koppelt das Maulthier an seinen Rappen, der darnach beißt und haut). Daß dich das Donnerwetter, du hoffärtige Bestie! Muß doch der Weise so manchen Esel das ganze Leben hindurch mit Geduld neben sich sehen, und du unvernünftiges Thier, willst nicht einmal deines Gleichen gedulden? — (Sitzt auf). Im Sattel wäre ich, gesund und ganzbeinig, ob ich aber mit heiler Haut wieder aus dem Sattel komme, das ist eine Frage. Nun wie Gott will! (läßt die Zügel locker und folgt seinem Ritter im scharfen Trabe).

Es war an einem schönen Sommerabend als Ritter Eberhart von Borken außerhalb seiner Feste unter einer weitschattenden Linde saß und mit dem Harsner Romuald, seinem alten bewährten Freunde, sich den edlen Nierensteiner baß munden ließ. Da leuchte ein Weib, gebeugt von der Last der Jahre, den steilen Fußpfad herauf, oft ausruhend und neue Kräfte sammelnd, denn der Korb, welchen sie auf dem gekrümmten Rücken trug, mochte wohl schwer sein. „Da kommt ja die Müllers Wittwe aus dem Eschenthale, was mag die noch heute auf der Burg zu handthieren haben,“ sprach Eberhard zu Romuald, und der Alte rief er scherzend entgegen: „Ei, ei, Mutter Irmengard, da möchte mein Burgpfaffe wohl zürnen, daß Ihr im Zwielichte mich und meinen Romuald auf so traulichem Plätzchen besucht. Wißt Ihr nicht, daß wir Beide schon viele Jahre die Freuden der Minne entbehren und der Besuch einer schmutzigen Frau leicht Gefahr bringen könnte?“

Irmengard (nimmt den Korb vom Rücken und trocknet sich den Schweiß von der Stirne). Gott grüße Euch, gestrenger Herr Ritter, und Euch, guter Romuald. Ja, Herr Ritter, vor dreißig Jahren möchte Euch wohl mein Besuch in der Abenddämmerung nicht unwirsch gemacht haben, aber jetzt bin ich eine alte Bettel und Ihr Beide — doch zürnet nicht ob meiner Freimüthigkeit — dürst auch immerhin der Minne Valet sagen.

Eberhart. Hast recht, Irmengard. Der Humpen, ein leckerer Imbiß, ein fröhliches Liedlein, und ein weicher Pfuhl, das sind die holden Dingen, denen ich und Romuald schon lange an der Leine laufen. Sehen wie dort und da einen jungen Fant, der jetzt um das Liebchen herumschwänzelt und mit der Erfohrnen in den Mond schaut, dann wie ein ritterlicher St. Georg sich auf den Gaul schwingt und für sie den Bart des türkischen

Kaisers, nebenbei noch die Sonne und ein Paar Sterne zu erkämpfen schwört, so gedenken wir fröhlich unserer Jugend, belachen die vielen tollen Streiche, sehen mit freundlicher Ruhe auf unsere morschen Knochen und mein Romuald greift in die Saiten und singt: *sic transit gloria mundi*. — Nun sage an, Irmengard, was Dich heute noch zu mir führt.

Irmengard. Das will ich Euch gleich sagen, gestrenger Herr Ritter. Als ich so eben vom Frauenkloster Maria Hülff, wohin ich von meinem Eidam mit Gerstengröße geschickt werde, auf dem Heimwege war, saß am Fuße dieses Berges ein Pilger und schaute herauf zu Eurer stattlichen Weste. Nachdem er mich mit einem andächtigen Ave begrüßt hatte, fragte er, ob diese Weste dem edlen Ritter Eberhard von Vorken eigenthümlich sei. Ich bejahte, worauf der Pilger sprach: Gutes Weib, Ihr könntet Euch wohl eine gute Spende und überdieß einen Gotteslohn ver-

dienen, wenn Ihr für mich einen Gang thun wollt. Ich trage da schon aus weiter Ferne diese Schachtel, die mir der hochwürdige Abt eines Klosters, das ich nicht mehr nennen kann, mit dem Auftrage gegeben hat, selbe auf meiner Heimreise dem edlen Ritter Eberhart von Borken zu übergeben. Was darin sich befinde, hat mir der Hochwürdige nicht anvertraut, doch muß der Inhalt von hohem Werthe sein, denn sie ist gar sorgsam verschnürt und mir deren sorgfältigste Beachtung eingeprägt worden. Gern würde ich sie dem Herrn Ritter selbst überreichen, da er mich gewiß nicht ohne Gabe und guter Pflege ziehen lassen würde, aber ich muß mich nach meiner Heimath sputen, denn ein Waffenschmidt aus meinem Orte, mit welchem ich gestern zufällig Herberge machte, hat mir die schlimme Kunde gebracht, daß mein Bruder schwer erkrankt und wenig Hoffnung des Gesundens ihm gegeben sei. — Nun reichte der Pilger mir die Schachtel hin, bat nochmal

recht beweglich, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen, und schritt eilig von dannen. Und nun, gestrenger Herr Ritter (hebt die Schachtel aus dem Korbe und setzt sie vor dem Ritter auf den Tisch hin), habe ich der Bitte des frommen Pilgers willfahren, und wünsche, daß Euch das Geschenk des hochwürdigen Herrn Abts recht viel Freude mache.

Der Ritter konnte sich nicht vorstellen, welch Geschenk ihm aus weiter Ferne beschieden sei, doch war seine Neugierde groß. Mit seinem Dolche zerschnitt er die Schnur und öffnete die Schachtel. Er schlug ein feines Linnentuch aus einander und — ein nacktes, bildschönes Kind kaum einige Wochen alt, lag süß schlafend vor seinen Augen. Vor Ueberraschung wortlos blickte der Ritter den Hartner und die Alte starr an, als wolle er fragen: wie er zu diesem sonderbaren Geschenke komme, auch Romuald und Irmengard hatten

keine Worte, ihr Erstaunen auszudrücken; als aber jetzt das Kindlein die schönen, blauen Augen öffnete, da hob es Irmengard mit sanfter Hand aus dem engen Behälter und drückte es unter zärtlichen Liebkosungen an das gute, liebevolle Herz, und Eberhart und Romuald hefteten Blicke voll Rührung und Zärtlichkeit auf das holde Geschöpf.

„Das ist wohl nicht armer Leute Kind“ — sprach Irmengard und befühlte prüfend die feinen Linien, in welche das Kindlein gewickelt war. Mit weiblicher Neugierde durchstöberte sie das kleine, aus bunten Luchern bestehende Lager, da rauschte es unter ihren Händen und sie zog ein Pergamentblättlein hervor und gab es dem Ritter. Des Lesens unkundig reichte dieser es Romuald hin, welcher laß: „Dieses Kind hat in der heiligen Taufe den Namen Adalbert erhalten.“ — Jetzt begann der durstende und hungernde Fremdling aus allen Kräften zu schreien.

Gleich eilte Irmengard mit ihm der Feste zu, um den Schreihals mit süßer Milch und süßem Brei zu beschwichtigen. Schnell folgten ihr Ritter und Harnier. Bald erfuhren alle Burghewohner die räthselhafte Begebenheit und Ritter Eberhart, der nicht Ehefrau, nicht Kind, aber vom ersten Augenblick ein Herz voll väterlicher Liebe für den armen, hilflosen Adalbert hatte, ließ den Burgherren rufen und von selbst eine Handfeste verfassen, kraft welcher Adalbert zum alleinigen Erben dieser Burg und aller dazu gehörenden Gerechtsame, Ländereien, Waldungen, Teiche und Kohlen-Ansiedlungen ernannt wurde. Der großmüthige Ritter Eberhart von Borken gab dem Pflegesohne alle seine Güter, aber nicht seinen Namen. Er soll sich selbst einen ehrenvollen Namen erwerben, sprach der Greis — nach der ersten That voll Muth und Kraft soll er genannt und der Stammvater eines neuen Geschlechts werden. —

Adalbert genoß eine vortreffliche Erziehung. Als er das sechste Lebensjahr erreicht hatte, ging er aus den Händen seiner Wärterin in die der Lehrmeister über. Peter Donatus, der Burgpfaffe, unterrichtet ihn im Lesen, Schreiben, in der Rechnenkunst, in der Religion und andern nützlichen Wissenschaften, Marmert, der Rüstmeister, lehrte ihn ein Ross besteigen und es tummeln, das Schwert und die Lanze führen, über einen Strom schwimmen, und die Fertigkeit, vom dahin sprengenden Rosse sich werfen, im schärfsten Laufe es ereilen und mit raschem Sprunge sich in den Sattel schwingen. Das Kennen der Fährten, das Fangen der Jagdthiere mit Netzen und Gezeuge, den Gebrauch der Armbrust und des Speres, die Behandlung der Rüden lernte Adalbert von den Jägern und der Burgherr selbst machte ihn bekannt mit den Pflichten eines freisamen Ritters, mit der Ansagung und Vollführung einer Fehde, mit den Gebräuchen in den Turnier-

schränken und den Regeln des Anstandes und der Ceremonien am herzoglichen Hoflager.

So war Adalbert sechszehn Jahre alt geworden unter der zärtlichsten Liebe des väterlichen Eberhart, unter den lieb gewordenen Beschäftigungen, und Adalbert blühte in der Fülle der Gesundheit und der Kraft, der Schönheit und der edelsten Haltung, und Alles hatte ein Herz voll Liebe für den muthvollen und frommen Jüngling. Da kamen eines Morgens viele Landleute, Unterthanen des Ritters von Borken, und sie jammerten und klagten dem Herrn, daß in verfloßener Nacht Ritter Eppo von Bildstein und seine Reifige und Knechte in ihr Dorflein eingefallen sein, wie das zügelloseste Raubgesindel, daß sie das Vieh hinweggetrieben, das Getreide aus den Scheuern fortgeführt und zwei Hütten niedergebrannt haben, weil ein Wappner, der eine Dirne nothzuchten wollte, von deren Vater erschlagen wurde.

Ritter Eberhart ergrimnte ob des schändlichen Frevels und des so bübisch gebrochenen Gaufriedens. Er wäre so gern schnell hingezogen mit seinen tapfern Mannen, blutig zu rächen die räuberische That, aber die morschen Knochen bestiegen nicht mehr den muthigen Streithengst und die zitternde Hand vermochte kaum mehr den vollen Humpen zu heben. Stracks ließ er Adalbert rufen. „Freue Dich mein Sohn,“ rief er ihm entgegen: „die Stunde ist gekommen, Deinen ersten Strauß zu bestehen und Dir Verdienste zu erwerben, auf daß bald die goldnen Sporen Dich schmücken.“ Und nun gebot ihm der Pflegevater, Eilboten zu senden an die Burg- und Lehnsmänner zu Borken, Ritter Conrad von Steinhorst und Balduin von Wülsingen, auf daß sie mit ihren Fähnlein stracks gegen Wildenstein aufbrechen, um den Räuber und Mordbrenner zu befehlen; zugleich soll Adalbert zwanzig Reifige aufsigen, funfzig Armbrustschützen und Lanzenknechte sich den Reitern anschließen

lassen, und mit diesen Mannen zu Conrad von Steinhorst zu stoßen, der an der Stelle des Ritters Eberhart von Borken die Fehde zu leiten habe.

Ritter Eppo von Wildenstein wurde besiegt und die Summe, welche er an Borken für den gebrochenen Gausfrieden, für die eingäscherten Hütten, für das geraubte Gut, und an Steinhorst und Wülfingen für die gegen ihn geleistete Fehdegesponschaft entrichten mußte, leerte mächtig den reich gefüllten Säckel.

Es war der erste Strauß, den Adalbert bestand, es war das erste Mal, daß er das Schwert im blutigen Kampfe schwang, aber der ritterliche Jüngling that sich so hervor durch Muth im gefahrvollsten Streite, durch Verachtung jeder Bequemlichkeit, durch ein edles Benehmen gegen besiegte Feinde, daß Steinhorst und Wülfingen durch jeden Boten,

den sie über den Gang der Fehde, an Ritter Eberhart sendeten, ihm auch das schönste Lob des wackern Pflegesohns verkünden ließen, und beim Heimzuge von der siegreich beendigten Fehde mit freundschaftlichen Ungestüm in Eberhart drangen, dem jungen Heldenblut den Ritterschlag zu geben. „Das soll geschehen — sprach Vater Eberhart, mit heißer Liebe den edlen, hochgepriesenen Pflegesohn betrachtend —, „aber nicht durch mich, sondern durch unsern Landesherrn. Ich will hinziehen an das Hoflager und um den Ritterschlag und Bestattung der Schenkungs-Handfeste für Adalbert Bitte stellen. Herzogliche Durchlaucht wird noch nicht der Dienste vergessen haben, die Eberhart von Borken seinem Fürsten geleistet hat, und meiner Bitte huldvoll und gnädiglich sein. —

Der Greis Eberhart, zu gebrechlich, die Reise zu Roffe zu machen, zog in einer Sänfte, von zwei Maulthieren getragen, die

er einem welschen Handelsmanne abgelaufen hatte, dem Hoflager des Herzogs Otto zu. Adalbert und sechs Wappner, alle in glänzender, mit ehernen Verzierungen künstlich geschmückter Rüstung, auf stattlichen, wild schnaubenden Rossen, umgaben die Sänfte. Nur sehr kurze Tagreisen wurden gemacht und jeder Burgherr, bei dem der edle Eberhart Nachtherberge nahm, fühlte sich von diesem Besuche hoch erfreut und hochgeehrt.

In Eisenach, wo Herzog Otto Hoflager hielt, bezog Ritter Eberhart die Herberge zum goldnen Stern. Es war gleich nach Mittag, als er ankam und da Adalbert noch nie eine Stadt gesehen hatte und die Gebäude und die Kleidung der Bürger und all das Treiben eines viel belebten Ortes ihm eine fremde anziehende Erscheinung waren, so hatte er kaum etwas Imbiß genossen und einen Becher Wein geleert, als er schon die Herberge verließ, um sich im Beschauen all dieser ihm
Blut. Ronne. II.

neuen Gegenstände zu vergnügen. In einer kleinen Gasse war an der Thüre eines Hauses das Bild eines Löwen befestigt und ein schwarzgelber Mann, in auffallend bunter Tracht, um den Kopf ein vielfarbiges Tuch gewunden, lud die Vorübergehenden in gebrochener deutscher Sprache ein, den König der Thiere, diesen majestätischen Löwen, der gerade daher komme aus dem heißen, heidnischen Lande der menschenfressenden Mohren, zu sehen gegen eine kleine Gabe. Adalbert ging durch das Haus in den Hofraum, wo in einem weiten, Manns hohen, mit starkem Eisengitter verwahrten Behälter der prächtige Löwe ruhig lag und auf die vielen beschauenden Menschen mit Stolz hinblickte. Jetzt trat der Wärter des Thiere, ein rabenschwarzer Afrikaner herbei und verkündigte den Versammelten, daß sie ein seltenes Schauspiel sehen würden, denn er gehe zu dem Löwen in das Behälter und werde ihn zur Wuth reizen und doch müsse der grimmige Löwe ihn lieblosen.

Im Eisengitter der hintern Seite des Behälters war die Thüre. Durch diese trat der Wärter in den Käfig, nachdem er sie sorgfältig verschlossen hatte. Der Afrikaner begann, den Löwen mit einer dichtgeslochten Peitsche zu hauen. Lange blickte ihn das edle Thier an mit Ruhe, großmüthig, die kleinliche Neckerei stolz verachtend. Immer heftiger wurden Hiebe und Stöße, jetzt erhob sich der gereizte Löwe und öffnete den schrecklichen Rachen zum donnernden Gebrülle und schlug sich die Lenden mit dem kräftigen Schweife. Schrecken ergriff die Zuseher, deren Bangigkeit den tollkühnen Quäler zu vermehrten Quälen reizte. Der Löwe zum allerhöchsten Grad der Wuth getrieben, machte jetzt solch eine heftige Bewegung, daß der Behälter in seinen Fugen borst und die angelloos gewordene Thüre aufsprang. Rasch entstürzte der Wärter, aber eben so rasch entsprang auch der Löwe seinem Gefängnisse und mit einem gewaltigen Satz stand er vor den Zuschauern.

die nur eine leichte hölzerne Schranke von dem reißenden Thiere schied. Mit gellendem Angstgeschrei, in der verworrenen Flucht suchten sich die Leute zu retten. Ein reizendes Fräulein, das purpurrothe Sammtgewand mit Gold und Perlen geslickt, lag ohnmächtig in den Armen eines stotischen Mannes, der, von Angst gefesselt, regungslos, todtensbleich auf den Löwen hinstarrte. Diesen und das Fräulein saßte das Thier mit entsetzlichem Blicke. Es drückte sich nieder zum tödtenden Sprung auf die sichere Beute. Da schwang sich Adalbert über die Schranke, saßte mit beiden Händen einen schweren Stein und warf ihn mit solcher Gewalt auf den Kopf des Löwen, daß dieser in Betäubung röchelte und auf den Rücken sich wälzte. Rasch warf sich der heldenmüthige Jüngling auf das wild zuckende Thier, und würgte es mit übermenschlicher Kraft, nicht achtend die vielen Wunden, die der ringende Löwe mit den scharfen Klauen in die Lenden und Schenkel

des Feindes schlug. Mit drei furchtbaren Rufen sprang der Wärter herbei. Laßt los! rief dieser und kaum hatte Adalbert mit einem raschen Sprunge sich los gemacht, da packten und hielten die riesigen Thiere den aufspringenden Löwen mit solcher Gewalt, daß der Wärter und sein Knecht gefahrlos ihn mit Stricken knebelten und den schäumenden Rasen mit schwerer Kette umwanden.

Alles war geflohen, aus den Fenstern, von den Mauern, von den Dächern herab sahen die bleichen Gesichter und es erscholl jetzt ein Jubelgeschrei und des muthvollen Jünglings Lob ertönte von allen Lippen. Adalbert warf noch einen Blick des erhebenden Bewußtseins, hier eine ritterliche, eine große That gethan zu haben, auf den gefesselten Löwen und schritt mit edlem Stolz durch die Reihe des herbeigeströmten Volkes, da eilte ein Leibdiener des Herzogs herbei, drängte sich ungestüm durch die Menge und

verkündigte Adalbert des Herzogs Gebot gleich auf der Hofburg zu erscheinen. Ehrerbietig gehorchend dem Gebote des Landesherrn folgte er rasch dem Leibdiener, da ward ihm nächtlich dunkel vor den erlöschenden Augen, er taumelte, er sank in die Arme der Nebensiehenden. Die Anstrengung des Kampfes, die heftige Aufregung des Gemüths, das aus mehreren Wunden verlorene Blut, eine rasche Erschlaffung der zu gereizten Kräfte führten eine schnelle Ohnmacht herbei.

Als Adalbert die Augen aufschlug und seiner Sinne wieder mächtig ward, fand er sich auf seinem Lager und den väterlichen Freund Eberhart und einen fremden, prachtvoll gekleideten Mann vor sich. Der Mann — es war der herzogliche Leibarzt — reichte Adalbert eine mit brauner Flüssigkeit gefüllte Schale und bat ihn, sie zu leeren. Dann untersuchte er des Jünglings Wunden, erklärte sie für gefahrlos, bereitete mit eigner

Hand heilende Umschläge und empfahl Ruhe, ein sehr mäßiges Leben und den öftern Gebrauch kühlender Getränke. Schon am achten Tage darauf verließ Adalbert das Siech-
 lager mit geheilten Wunden und mit Wund-
 des-Eile war ihm unter der zärtlichsten Pfl-
 ge Eberharts und den anmuthigen Historien,
 die der Arzt zu erzählen wußte, die Zeit der
 Heilung verfloßen. Im Laufe seiner Krank-
 heit erfuhr Adalbert, daß er durch seinen
 Heldenmuth die einzige Tochter des Ober-
 marschalls und Lieblings des Herzogs vom
 nahen, schrecklichen Tode gerettet habe, daß
 der Herzog ihm mit hoher Huld zugethan
 und festen Willens sei, die hochherzige That
 fürstlich zu lohnern. Vater Eberhart erzählte,
 daß der Herzog ihn habe rufen lassen, und,
 in der Meinung, daß der Jüngling Eberharts
 ehelieblicher Sohn sei, den glücklichen Erzeu-
 ger solch eines edlen, tapfern Sprossen mit
 huldvollem Glückwunsche und den Versiche-
 rungen herzoglicher Huld und Liebe überhäuft,

schlüsslich ihm erlaubt habe, für seinen Sohn eine Gnade zu erbitten. Als Ritter Eberhart dem Herzoge kund that, daß Adalbert nicht sein Sohn, sondern ein Findelkind und dessen eheliche Geburt und Abstammung von einem turnierfähigen Geschlechte ungewiß sei, daß der Arme keinen Namen habe, aber durch sein frommes, sittiges Betragen, durch strenge Redlichkeit und die Tapferkeit, welche er, beinahe noch ein Knabe, in der blutigen Fehde gegen den mächtigen Raubritter Eppo von Wildenstein so rühmlich dargethan habe, den Namen des edelsten Geschlechtes zu führen verdiene, da schwieg der Herzog im langen Sinnen und entließ dann Eberhart, mit dem Versprechen, für Adalberts Wohl zu sorgen.

Kaum war Adalbert von seinen Wunden genesen, da erschien bei Ritter Eberhart von Borken ein herzoglicher Höfling und lud ihn ein, des kommenden Tages zur neunten Morgenstunde mit seinem Pflegesohne in den her-

zoglichen Gemächern zu erscheinen. Festlich geschmückt gingen Eberhart und Adalbert dahin. Am Eingange der Burg empfingen sie zwei Edelknaben, gingen ihnen voran, die breite Marmorstiege hinan, durch die Reihen der benarbten Leibwächter und öffneten die Flügelthüren des Prunksaals. Auf sammtnen reich vergoldetem Stuhle saß Herzog Otto, zu beiden Seiten die vornehmsten des Hofes und der Ritterschaft, hinter ihnen die herzogliche Leibdienerschaft im silberstrohenden Wämfern, dann die Hellebardierer, Leibwappner und Edelknechte in voller glänzender Rüstung. Der Ceremonien-Übermeister trat den Eintretenden entgegen, wies Eberhart einen Platz unter den Rittern an und führte Adalbert vor den Herzog, der mit hohem Wohlgefallen auf den muthigen Jüngling hinschaute, dessen blühende Schönheit, schlanke, kräftige Gestalt und edelstolze, anstandsvolle Haltung die Herzen der Anwesenden mit Bewunderung und Liebe erfüllte.

Da sprach Herzog Otto: „Ihr Edlen meiner nächsten Umgebung und der Ritterschaft meines Landes, ich habe Euch um mich versammelt auf daß Ihr Zeuge seid, wie ich Tugend und Tapferkeit belohne. Dieser Jüngling zählt noch nicht volle siebenzehn Jahre, und er hat schon gefochten in der blutigen Fehde gegen den Raubritter Eppo von Wildenstein mit der Tapferkeit des wackersten, Fehde geübtesten Kämpen, und die Bezwingung des gewaltigen Löwen, die Hochherzigkeit, mit welcher er sich für die Rettung Anderer in die gewisse Todesgefahr stürzte, krönen das junge Haupt mit nie welkenden Lorbeern. Und nun, Ihr edlen Ritter, frage ich Euch, welchen Lohn verdient dieser heldenmüthige Jüngling?

Die Ritter (bis auf Eberhart von Borken, rufen zugleich). Den Ritterschlag.

Herzog. Ihr schweigt, Ritter von Borken?

Eberhart (sich tief verneigend und die Hand auf die Brust legend). Des Vaters Mund, gnädigster Herr, soll nicht preisen den Sohn, aber laut spricht dieses Herz sein Lob. Hätte Adalbert auch noch nicht Gelegenheit gehabt, in der Fehde, wie auch im Kampfe mit wildem Thiere seinen ritterlichen Muth zu erproben, so würde sich Adalbert schon durch die Tugenden des Gehorsams, der Lernbegierde, des Wohlthuns, der Biederkeit, der kindlichen Liebe, Dankbarkeit und Gottesfurcht, die er stets so umfassend ausübte und dadurch meine alten Tugde versüßte, eines hohen Lohnes würdig gemacht haben.

Herzog. Es sagen die Gesetze der deutschen Ritterschaft, daß nur demjenigen, der von turniersfähigem Geschlechte ist, und das ein und zwanzigste Lebensjahr vollendet hat,

der Ritterschlag ertheilt werden darf. Adalbert hat keinen Namen, denn seine Abstammung verhüllt ein dichter Schleier und sein Alter schließt ihn von der ritterlichen Würde aus. Aber sein reiner Wandel, seine heldenmüthigen Thaten machen ihn würdig, der Sprößling des edelsten Geschlechts zu sein und verleihen ihm die Jahre des Mannes. Ich will dem namenlosen Fremdling einen Namen, und mit eigener Hand den Ritterschlag geben. Die Gesetze werden nicht zürnen, daß ich, sie verlesend, der Stimme meines Herzens folge.

Die Ritter. Heil unserm edlen Herzog, Heil unserm Lande.

Herzog. Dein hochherziger Kampf mit dem gewaltigen Thiere hat Dir Deinen Namen geschöpft. Adalbert von Löwenstein sollst Du genannt sein für Dich und Deine Nachkommen. Und nun begehe ich an Dir

die feierliche Handlung des Ritterschlags mit
eigner Hand.

Der Herzog schlug Adalbert zum Ritter.
Die ehrwürdigsten Greise, die stolzesten Männer
drückten Adalbert an ihr Herz und aus
ihren Armen führte ihn Graf Herbert von
Rottland, des Herzogs Obermarschall zu sei-
ner Tochter, die ihren Lebensretter mit glü-
hendem Danke empfing und eine schwere gold-
dene Kette, an der ein meisterhaft gearbeiteter
Löwe, reich mit Edelsteinen besetzt, hing, zur
Erinnerung an die Stunde der Rettung um
des Jünglings Nacken schlang.

Schon am andern Tage erhielt Adalbert
aus der herzoglichen Hofkanzlei die Urkunde
über die Verleihung seines Namens, wie auch
die Bestätigung der Eberhart von Borkens-
schen Güterschenkung. Der Greis sehnte sich
aus dem Geräusche der Stadt und des Hof-
lebens nach seiner stillen Besse, und nach

einigen Tagen, die er fast ununterbrochen im Umgange mit dem geliebten Landesherrn zubrachte, zogen Eberhart und die Seinigen der heimathlichen Burg zu. Nicht lange waren sie dort, da ging Vater Eberhart zur ewigen Rüste und Adalbert hatte gegen den heiß beweihten Pflegevater kaum die letzte Pflicht erfüllt, als Herzog Otto durch einen Eilboten ihn mit vierzig Reifigen und siebenzig Fußknechten an das Hoflager beschied, um, von dort aus mit dem Fähnlein mehrerer Thronvasallen sich vereinend, unter des Herzogs eigener Anführung den mächtigen Raubgrafen Altmар von Dittenhorst wegen gebrochenen Landfriedens und verübten Grausamkeiten zu befehlen. In dieser Fehde zeichnete sich Adalbert durch Muth, Geistesgegenwart und unermüdbare Thätigkeit so vortheilhaft aus und vereinte mit der größten Tapferkeit solch ein Klugheit im Angriffe und im Überfalle, in Scheinflucht und in rascher Entwicklung verborgener, mächtiger Streitkräfte, daß dem

Raubgrafen Adalberts Fährlein größeres Verdorben bereitete, als alle Mannen des Herzogs und der Vasallen, und daß der Ruhm der gänzlichen Besiegung der Feinde und der äußerst vorthailhaft gewordene Friedensschluß größtentheils dem jungen Helden gebührte. Herzog Otto, der nicht nur Adalberts Muth, sondern auch seinen hohen Verstand, seinen hellen Geist, und seine Brauchbarkeit im Kampfgewühle wie in geheimen Regierungsgeschäften im Laufe dieser Fehde sehr wohl kennen gelernt hatte, drang ihm das Versprechen ab, gleich in das Hoflager zu ziehen und dort längere Zeit an seiner Seite zu weilen. Adalbert von Löwenstein ernannte am Tage des Heimzuges aus Dittenhorsts Markungen seinen Busenfreund Willibald von Thurn, einen armen, burglosen Ritter zum Schirmvogt seiner Vesten und zum Säckelmeister über alle Gefälle seines Besitzthums, ließ seine Reifige und Fußknechte unter Thurns Geleite nach Hause ziehen und ritt, nur von

seinem Knappen Wolf begleitet, an des Herzogs Seite dem Hoflager zu.

Im Gefolge des Herzogs befand sich ein junger Ritter, Kuno, Graf von Horden, schön, reich, mehr tollkühn als tapfer. Mit besonderer Gnade war ihm der Herzog ergeben, aber die Männer und die Jünglinge der herzoglichen Umgebung mieden diesen Grafen von Horden und standen ihm selten länger Rede, als es die gewöhnliche Höflichkeit erforderte. Kuno war gar nicht der Mann, zu dem man leicht ein Herz fassen konnte. Die Grausamkeit, mit welcher er seine Knappen und Reitersknechte behandelte, sein geschmeibiges Kriechen vor dem Herzog, dem Kanzler, Obermarschall und den Großwürdeträgern, sein Stolz gegen die übrigen Ritter, seine Sucht, täglich mehr des Herzogs Gnade zu erschleichen und sein lauerndes, tückisches Benehmen erfüllten die Herzen der Biedern mit Abscheu gegen ihn. Adalbert, immer gerade

aus, wie der Pfeil von der Sehne, sagte einmal dem Herzoge mit aller Offenheit, daß er diesen Grafen Runo von Horden für einen schlechtherzigen Buben halte; aber der Herzog ergrimnte mächtig ob dieser Schmähung seines Lieblings und der biedere, wahre Adalbert mußte seine Freimüthigkeit längere Zeit mit der herzoglichen Ungnade büßen.

Eines Tages ritt Adalbert von der Abtei Wildensee, wo er für den Herzog ein Geschäft zu schlichten hatte, an das Hoflager zurück. Es war im hohen Sommer und die Hitze so drückend, daß er in einer Herberge zusprechen und sich laben mußte. Wolf und ein Klosterknecht, der den Ritter begleitete, um die herzogliche Bestätigung der von Adalbert mit dem Abte errichteten Handelsfeste zurückzubringen, lagerten sich mit den Rossen im Schatten hoher Fichten, die in der Nähe der Herberge standen und Adalbert ruhte unter dem dichten kühlenden Dache der stattlichen

Hauslinde. Einige rasch geleerte Humpen und die schwüle Hitze führten über die Reisenden einen tiefen Schlaf herbei, aus welchem Adalbert erst mit einbrechender Dämmerung erwachte. Da schlich sich Wolf heran und vertraute dem Ritter, daß vor einer Stunde zwei Wallbrüder in die Herberge gekommen seien, in welchen er, trotz der Vermummung und der langen falschen Bärte den Grafen Kuno von Horden und seinen Knappen erkannt habe. Er sei in das Vorhaus geschlichen und habe deutlich gesehen, wie der Graf eifrig mit dem Wirth gesprochen, ihm Geld gegeben habe, dann mit dem Knappen, nachdem sie einige Krüge Wein geleert, querfeld in das Erlengebüsche gegangen sei. „Wo Kuno von Horden sein Spiel treibt, da ist ein Bubenstück nicht fern und seine Vermummung läßt auf ein recht arges schließen“ — sprach Adalbert und gebot Wolf, den Wirth herbeizurufen. Unter dem Vorwande seine viel gerühmte Bienenzucht sehen zu wollen, lockte

er diesen in den abgelegenen Garten. Plötzlich packte er ihn bei der Kehle, setzte dem Lebenden die Spitze seines Dolches auf die Brust und forderte offene Kunde ob des Grafen Runo Beginnen. In der Todesangst bekannte der Wirth, daß Graf Runo von Horden die Tochter des Gehewärters Stou eine wunderschöne, sittige Dirne, die mit ihrem Vater ganz allein in einer einsamen Waldhütte wohne, noch in dieser Nacht zu rauben entschlossen sei. Er habe ihm zehn Goldgulden gegeben, um die geraubte Dirne so lange in seinem tiefften Keller zu verwahren, bis der Graf Anstalt getroffen habe, sie auf seine Gebirgsveste Wolfstein nächstlicher Weise zu führen. Adalbert ließ sich die Entfernung und Lage der Waldhütte genau beschreiben, dann sprach er mit wild rollendem Auge: „Verzihen sei Dir die Hülfe, welche Du so willsfähig zum ruchlosen Dirnenraube geleistet hast, aber — hier drückte er die Spitze des Dolches fest dem Erbleichten an die Kehle —



Dich niederzustoßen und Dein Haus einzuschern, schwöre ich bei meiner ritterlichen Ehre, wosern Du dem Grafen von der Entdeckung seines schändlichen Beginuens die geringste Kunde verschaffen oder meinem Unternehmen irgend ein Hinderniß bereiten wirst.“ — Mit stammelnder Zunge that der Wirth die feierlichsten Gelübde.

Als die Nacht tief hereingebrochen war, eilte Adalbert, einen Mantel über den, im Mondlichte weit glänzenden Harnisch geworfen, mit Wolf und dem Klosterknechte dem Erlengebüsche zu. Die Rosse blieben in der Herberge zurück. — Hinter dem Riesenstamme einer weitschattenden Ulme den Grafen mit seinem Raube erwartend, sah Adalbert, als der Thurmwärter der nahen Feste Rüdenstein kaum die Mitternachtsstunde mit dem Horne verkündigt hatte, in Mond beleuchteten Stellen des Erlengebüsches drei Gestalten daher wandeln. Bald erkannte er

die beiden Wallbrüder und eine Dirne, die ein Tuch um den Mund und die Hände gebunden, gewaltsam fortgeschleppt wurde. Die Räuber kamen mit ihrer Beute an der Urne vorüber, da waren sie plötzlich ergriffen und zu Boden geworfen. „Wer sich bewegt und einen Laut von sich giebt, dem stoße ich die Klinge in die Brust“ — donnerte Adalbert den Niedergeworfenen zu. Schnell löste Wolf die Bande der Dirne und fesselte damit die Hände der Gefangenen. Sie wurden vom Boden aufgerissen und Adalbert gogot ihnen, ruhig und schweigend nach der Herberge zu vor ihm herzugehen. Wolf faßte die Dirne, die vor Schrecken heftig zitterte und kein Wort zu sprechen vermochte, unterm Arm. Adalbert und der Klosterknecht schritten hinter den Gefesselten. Als man auf freiem Felde war, wendete sich Graf Kuno plötzlich, sah Adalbert starr ins Gesicht und flüsterte ihm zu: „Ritter von Edwensstein, ich bin Graf Kuno von Horden, und

nicht schuldig, Euch Rechenschaft zu geben von dem, was da geschehen. Löset also stracks meine Bande und laßt mich mit der Dirne dahinziehen, wohin es mich gelüstet, außer dessen, fürchtet meine Rache und den Grimm des Herzogs.“ — „Wie, Du Lotterbube — herrschte ihn Adalbert zu — Du wagst es, den Namen des Grafen von Horden Dir anzumessen, und seine Ehre zu schänden. Ha, das verdient strenge Bücktigung, und die soll Dir werden.“ — Mit diesen Worten riß Adalbert das Schwert aus der Scheide, und wimmernd krümmte sich der vermunnte Graf unter den flachen Hieben der gewaltigen Klinge.

Seitwärts von der Herberge hielt Adalbert an und sendete den Klosterknecht dahin, die Kasse zu holen. — „Kehre zurück, sprach er zur Dirne, die er, um unbelauscht mit ihr sprechen zu können, abseits geführt hatte — aber begeben Dich auf einige Zeit in eine ferne

Gegend, denn diese Buben werden ihr schändliches Vorhaben gewiß erneuern und es findet sich nicht immer ein Retter. Eile von dannen!“ — Vor Freude laut schluchzend umfaßte die Dirne des Ritters Knie, der sie schnell emporzog und ihr schleunige Entfernung gebot. Dann schwang er sich mit Wolf und dem Knechte auf die Rosse und, die Gefangenen in der Mitte, zogen sie dahin.

Es begann der Morgen zu dämmern, da blieb er mit dem Grafen Kuno zurück und sprach zu diesem: „Ich kenne Euch, schäme mich aber, Euren Namen auszusprechen, denn Ihr habt Dirnenraub begangen in entehrender Vermummung und verdient, daß man Euer Schwert zerbreche und Euer Schild an den Schwanz einer Stute durch die Straßen der herzoglichen Stadt schleife. Eure Jugend dauert mich, daher gebe ich Euch loß und verspreche Euch mit einem Ritterworte, daß

Eure schmachvolle That verheimlicht bleibe vor Männiglich. Ziehet hin und bessert Euch.“ — Auf seinen Ruf löste Wolf die Bande des Grafen und des Knappen, und Adalbert sprengte mit den Seinigen dahin. Schweigend, mit wild rollenden Augen, das schwarze Herz von Wuth zerrissen, starrte Graf Runo den edlen Adalbert nach, in seinem Innern die furchtbarste Rache, das schrecklichste Verderben ihn schwörend. Und Graf Runo von Horden, der vollendete Bösewicht, war Mann genug, seinen Schwur getreulich zu erfüllen.

Ritter Adalbert von Löwenstein war seinem Herzog nicht nur als ein tapferer Kämpfe zur Befehdung feindlich gesinnter Ritter und im Strauße gegen die häufig einfallenden Räuber sehr nützlich, als auch durch seine Kenntniß im Schreiben und seinen gewandten tiefdringenden Geist in geheimen Geschäften des Herzogthums beinahe unentbehrlich. Während andere junge Ritter am Hofe

des Herzogs ihre Zeit mit den Tummeln der Rosse, mit der Jagd, mit Ringelstechen und in den Freuden der Minne dahin brachten, saß Adalbert oft Tage, ja Nächte lang im Gemache des herzoglichen Kanzlers, und versah in den wichtigsten Angelegenheiten die Stelle eines Geheimschreibers. Es war gerade um diese Zeit ein sehr verwickeltes Geschäft mit der mächtigen und reichen Abtei Bertoldsfried zu schlichten, von dessen glücklichem Ausgange äußerst viel abhing, da die Abtei Ansprüche machte auf eine große Pannerei, welche den fruchtbarsten Theil des Herzogthums in den südlich gelegenen Besitzungen enthielt. Adalbert hatte diese wichtigen Sache ganz allein zu bearbeiten, alle Urkunden fanden sich in seiner Hand und er mußte deshalb manchen Ritt nach der Abtei machen. Eines Tages kehrte er von dieser zurück, da fand er im Gemache des Kanzlers den Vater Anselmus, einen Mönch vom Kloster Heiligenthal. Die kriechende Schmeiche-

lei, mit welcher der Pfaffe den geradsinnigen Adalbert überhäufte, das grinzende Lächeln, die immerwährende Freundlichkeit und die lauernden Blicke des Mönchs ließen Adalbert in ihm einen gefährlichen Mann ahnen. Höflich aber kalt und ernst wußte der edle Ritter den glattzüngigen Schwächer von sich zurück zu halten, und es war ihm nie wohl zu Muth, wenn er, was so oft geschah, den Mönch in vertraulicher Unterredung mit dem Kanzler fand. Schon war Adalbert mit seinem Geschäfte so glücklich fortgeschritten, daß er die frohe Hoffnung hatte, seinen Herzog bald im unbeschränkten Besitze des bestrittenen Gaues zu sehen, als der Abt von Bertoldsfried seinen Schirmvogt zu dem Herzog sandte, mit der Bitte: den Ritter Adalbert von Löwenstein nach der Abtei zu senden, um dort ein gütliches Übereinkommen zu treffen. Adalbert zog dahin auf des Herzogs Gebot. Schon mehrere Tage hatte er innerhalb der Klostermauern geweilt, und es wurde für dieses

Geschäft so wenig gethan, daß er laut seinen Unwillen aussprach, und er ernstlich auf Vertreibung der Sache drang. Der Abt hatte immer eine feine Ausrede, und bemühte sich, seinen Gast durch die leckerste Bewirthung durch prachtvolle Jagden und alle mögliche Unterhaltung den Aufenthalt zu versüßen. So war eine geraume Zeit in voller Unthätigkeit verfloßen, da vermochte Adalbert nicht länger seine Ungeduld zu bemeistern. Stürmisch trat er in das Gemach des Abtes und heischte von ihm das unverweilte Beginnen der Unterhandlungen, außerdeßsen er alsogleich abreiten und jeden gütlichen Versuch beim Herzoge hintertreiben werde. Lächelnd blickte der Abt auf Pater Anselmus den Mönch von Heiligenthal, welchen Adalbert am herzoglichen Hoflager glaubte, und mit Erstaunen jezt an der Seite des Abtes fand, über welchen dieser grinsende, ewig lächelnde Mönch doch bei jeder Gelegenheit auch mit den süßesten Worten schlechte Nachrede geführt hatte. — „Ich

will Euch, Herr Ritter — sprach der Abt mit kalter, stolzer und höhnlischer Miene zu Adalbert — nicht länger die kostbare Zeit rauben, die ihr dem gnädigsten Herrn Herzog so ersprießlich zu widmen strebt. Auch ohne eine lästige Vermittlung und, ohne Blutvergießen wird unserer armen Abtei der heilige Bertoldus, ihr hochverehrter Schutzpatron Recht und Hülfe gewähren und jede frevelhafte Hand verdorren machen, die den frommen Dienern der Kirche ihr Eigenthum entreißen will. Zieheth hin mit Gott, und vermeldet dem gnädigsten Herrn Herzog, daß ich ihm kommenden Tages ein Handbrieslein senden werde, welches ihn die Wichtigkeit seiner Ansprüche einleuchtender Maassen darthun wird.“ — Hiermit verbeugte sich der Abt recht höhnisch und entzog sich mit dem Vater Anselmus durch eine Seitenpforte den Blicken des Ritters, der ergrimmt ob der schnöden Behandlung des Abts und überrascht von dessen so rasch geänderten Benehmen, durch die Klo-

stergänge dahinstürzte, sich auf sein Roß schwang und in wilder Schnelligkeit fortsprengte.

Noch stand Adalbert vor Herzog Otto und wiederholte dem Erstaunten des Abtes stolze, trohige Rede, da meldete ein Edelknappe den Schirmvogt der Abtei Bertoldsfried. Dieser übergab dem Herzog ein Schreiben des Abtes, worin derselbe mit wenigen Worten dem Herzog ankündigte: Daß die Abtei im Besitze aller Urkunden sich befinde, welche ihr den alleinigen Besitz der angestrittenen Ländereien vollkommen sichern, und daß augenblicklich gegen jede ungerechte Anmaßung kaiserlicher Schutz und kaiserliche Kriegsmacht angerufen werde.

Außer sich über diese freche Sprache und beleidigende Drohung des Abtes eilte der Herzog mit dem Kanzler und Adalbert in das wohlverwahrte Gewölbe, worin die geheimsten Papiere sich befanden, um nochmal die betref-

senden Urkunden zu lesen, Abschriften davon an kaiserliche Majestät zu senden und dann der Abtei blutige Fehde anzusagen; aber sie starrten zurück mit Angst und Schrecken, als sie beim Eintritt in das Gewölbe ein Gitterfenster durchseilt, den Schrank gewaltsam erschroben und alle, auf dem Streit bezügliche Urkunden geraubt fanden. Adalbert, der junge rüstige Kämpfer, dessen kraftvolle Faust schon oft die Eisenhaube eines feindlichen Knechts bis zur Halschiene gespalten hatte und unter dessen drückenden Schenkeln der wildeste Gaul den Athem verlor, sank vor Schrecken über dieses Ereigniß in sich zusammen, es trugen ihn nicht mehr die schlotternden Knie, und zwei Trabanten mußten ihn, wie den kraftlosesten Greis, auf ihren Armen zu seiner Lagersstätte bringen, wo er viele Tage in voller Sinneverwirrung darnieder lag, und nur durch die Heilkunde und unermüdete Sorge des herzoglichen Leibarztes gerettet wurde.

Es war am ersten Tage, als Adalbert sein Diebzlager verließ und sich zum Herzoge begeben wollte, da trat Konrad Graf von Waldenhorst, Hauptmann der herzoglichen Leibwache, in das Gemach und kündigte ihm an: daß er auf des Herzogs Befehl in Gefangenschaft und in enge Verwahrung zu bringen sei. Adalbert glaubte zu träumen, denn sein reines Bewußtsein sprach ihn von jeder Schuld frei, doch seine Liebe zu dem Herzog und der Gehorsam und die Achtung für dessen Befehle ließen ihn nicht einmal nach der Ursache seiner Verhaftung fragen. Schweigend reichte er dem Ritter Waldenhorst sein Schwert, und folgte ihm, von Leibwächtern umgeben in ein tiefes Gefängniß, das auch für die argsten Verbrecher schauerlich genug war.

Es war am dritten Tage nach seiner Verhaftung, als Schloß und Riegel der Gefängnißthüre rasselten und ein Ritter, mit mehreren Keisigen in Adalberts Kerker trat und ihn

zum Erscheinen vor den versammelten Richtern aufforderte. Adalbert wurde in ein abgelegenes Gemach geführt, dessen Wände und Fenster mit schwarzem Tuche behangen waren. Fackeln beleuchteten die granenvolle Stätte mit ihrem dunkelflammenden Lichte. An einem roth bekleideten Tische saßen der Herzog, der Kanzler und vier Blutrichter, alle in schwarze Mäntel gehüllt. Auf einen Wink des Kanzlers trat Adalbert an den Tisch.

Kanzler. Adalbert von Löwenstein, ihr seid des Hochverraths angeklagt.

Adalbert (zurückfahrend). Wer wagt mich dieses gräßlichen Verbrechens anzuklagen. Man stelle mir den Kläger vor Gesicht, auf daß ich ihn einen höllischen Verleumder nenne.

Kanzler (reicht ihm ein Brieflein hin). Ist das Eure Handschrift? Betrachtet wohl das Geschriebene.

Adalbert (sieht das Papier durch und giebt es dem Kanzler zurück.) Es ist meine Handschrift.

Kanzler. Dann werdet Ihr auch den Inhalt wissen; doch wäre möglich, daß Ihr denselben vergessen habt, daher will ich Euch das Brieflein vorlesen: Hochwürdiger Herr Abt! Der vertraute Bothe, der mir die 500 Goldgülden und die Handfeste über die Anwartschaft auf die Schirmvogtei von Bertoldsfried gebracht hat, überliefert Euch die bewußten Urkunden. Ich wünsche Euch Glück zum gesicherten Besitz dieser fetten Ländereien und lache mit dem ganzen Consent über den getauschten Herzog. Ich hoffe, Euch noch besondere Dienste zu leisten, da ich den kundsichtigen Otto und den kopflosen Kanzler am Narrenseile leite. Um Euren Segen bittet
Adalbert von Löwenstein.

Adalbert (in höchster Wuth). Hölle
Blut, Ranne. II.

und Teufel, welche unmenschliche Vberei! Ich soll die Urkunden an den Abt verkauft, ich soll diesen Schandbrief geschrieben haben! Herr Kanzler, wosern Ihr nicht auf der Stelle mir den schurkischen Verläumder vor Augen bringt, wosern Ihr nicht volle Beweise, daß ich diese That begangen habe, geltend macht, so fordere ich Euch und jeden, der mich dieser Verbrechen fähig hält, vor der versammelten Ritterschaft des Herzogthums zum Gottesgerichtskampf. Mit einer Kunstfertigkeit, die nur in der Hölle erlernt werden kann, sind meine Schriftzüge so nachgeäfft, daß ich selbst mich hoch vermessen hätte, sie für die Meinigen anzuerkennen. Bei meiner Ritterehre, die ich stets fleckenlos erhielt und bei meiner künftigen seligen Urstände schwöre ich vor Gott und Menschen, daß ich dieses Machwerk des Satans nicht geschrieben habe.

Kanzler (zieht dreimal an einer

Glocke. Durch eine Seitenthüre tritt Pater Anselmus, der Mönch von Heiligenthal ein). Pater Anselmus, Ihr habt geschworen auf das Evangelium und bei den Wunden Christi, daß Adalbert von Löwenstein dieses Handbrieflein an den Abt von Bertoldsfried geschrieben habe. Saget an, was Ihr vor Gott den versammelten Blutrichtern geschworen habt.

Anselmus. Es war am Tage Philippi, als mich ein Geschäft in das Gemach des Ritters Adalbert von Löwenstein führte. Die Thüre war offen und der Ritter ob der schwülen Mittagshize an seinem Schreibtische eingeschlafen. Sanft wollte ich ihn wecken, um mich mit ihm zu besprechen, da erblickte ich vor ihm ein Handbrieflein, welches er so eben gefertigt hatte. Meine Neugierde nach dem Inhalt dieses Briefleins muß durch göttliche Fügung erregt worden sein. Das Gelesene erfüllte mich so sehr mit Schrecken und Ent-

sehen, daß ich mich kaum in mein Kämmerlein zurückschleppen konnte und mein Geist war so verworren und mein Herz so zerfleischt, daß ich nicht Kraft und Fassung genug hatte, dem gnädigen Herrn Herzog diesen Hochverrath zu entdecken. Erst als die Urkunden vermist und die Gespräche darüber laut wurden, erhielt ich wieder so viel Besinnung, dem Herrn Kanzler mein Wissen um die Sache zu vertrauen. Die Wahrheit meiner Aussage besiegte ich meinem Blute und mit meiner Hoffnung auf die ewige Seligkeit.

Adalbert. Lügnerischer Pfaffe! entsetzlicher Bösewicht! Ist es möglich, daß aus einem Munde, der nur Wahrheit und Frieden sprechen soll, solche Worte der Verläumdung und des Verderbens hervorgehen? Elenzder, fürchtest Du nicht Gottes Zorn und seine ewige Strafe?

(Auf einen Wink des Kanzlers)

schleicht sich Pater Anselmus aus dem Gemache. Adalbert sieht ihm nach mit wildrollenden Augen und krampfhaft geballter Faust. Der Kanzler zieht an der Glocke und ein Knecht, der die Farbe der Abtei Bertoldsfried trägt, tritt ein.)

Kanzler. Wendelin, Ihr habt geschworen auf das heilige Evangelium und bei den Wunden Christi, daß Ihr dem Ritter Adalbert von Löwenstein 500 Goldgülden nebst einem versiegelten Schreiben überbracht von Eurem Abte und dagegen von dem Ritter einen wohl versiegelten Pack Schriften für den Abt aus des Ritters eigener Hand empfangen habt. Saget an, was Ihr vor Gott und den versammelten Richtern geschworen habt.

Wendelin. Mein Gnädiger und Hochwürdiger Herr Abt hat mir ein Säcklein mit

500 blanken Goldgulden und ein versiegeltes Schreiben gegeben, zugleich die Weisung Beides dem edlen Ritter Adalbert von Löwenstein heimlich und als Pilger verkleidet, zu überliefern und dafür einen Pack Schriften in Empfang zu nehmen. Es geschah, wie mir geboten. Als ich meinem gnädigen Herrn Abt das Empfangene übergab und er alles mit freudiger Miene gelesen hatte, belobte er mich hoch, schenkte mir ein neues Wams und erließ meinem Weibe die Frohndienste auf ein volles Jahr. Ich habe die Wahrheit gesprochen, als mir Gott ein ruhiges Ende und eine fröhliche Urständ verleihen wolle.

(Auf einen Wink des Kanzlers entfernt sich der Klosterknecht. Adalbert ist außer sich und seine Geberden verrathen die schreckliche Wuth, die in seinem Innern tobt.)

Herzog. Adalbert von Löwenstein! stets

habe ich Euch geliebt, wie einen Sohn, und noch spricht eine Stimme voll Liebe und Rücksicht von meinem Herzen für Euch, trotz des gräßlichen Verbrechens, dessen ihr angeklagt und bereits überführt seid. Bekennet die That, und, auf mein herzogliches Wort, man wird mit edler Schonung gegen Euch verfahren, und gelind wird die Strafe Eures Verbrechens sein.

Adalbert. Gnädigster Herzog, jene Bußen haben bei ihrer Seligkeit geschworen und dieses Handbriefflein zeigt furchtbar gegen mich, aber mein Bewußtsein ist so rein, und das Verbrechen so tief unter den Gesinnungen eines Wiedermanns, daß ich schon mein ritterliches Wort entehren würde, wollt' ich es in dieser Sache für meine Unschuld verpfänden. Haltet Ihr mich dieser That fähig, so brecht den Blutstab über mein Leben, ich fühle mich zu groß, um nur Ein Wort für meine Rettung zu sagen.

Herzog. Das Gericht ist aufgehoben.
 Adalbert von Löwenstein erwarte sein Urtheil.

(Der Herzog verläßt mit den Blutrichtern das Gemach. Der Kanzler läßt den Ritter mit den Reifigen eintreten und durch diese Adalbert in sein Gefängniß zurückführen.)

Es mochte um Mitternacht sein, als sich leise die Gefängnißthür öffnete und eine verschleierte Gestalt mit einer Leuchte vor Adalbert trat. Die Gestalt schlug den Schleier zurück, Alara, des Obermarschals Tochter, lächelte den Überraschten mit freundlich-wehmüthigen Blicken zu. — „Edler Ritter, flüsterte sie mit süßer Stimme — Ihr habt mich aus den Klauen des furchtbaren Löwen gerettet, es ist nun meine heiligste Pflicht, Euch dem blutgierigen Rachen des furchtbarsten Hasses zu entreißen. Graf Runo von Horden und der Pfaffe Anselmus haben den Plan zu Eu-

ren schmachvollen Verderben geschmiedet; je-
 ner erkann den Inhalt des Handbriefleins an
 den Abt und dieser ahmte die Züge Eurer
 Hand so täuschend nach. Auch der Abt war
 im höllischen Bunde, er wußte um die Sache
 und er bewog durch Drohungen und Ge-
 schenke den Klosterknecht zum falschen Schwur.
 Euch zu sagen, woher ich in diese Geheim-
 nisse eingeweiht wurde, verbittet mir noch jetzt
 ein hoher Schwur, den nur die Zukunft lösen
 kann. Im schrecklichen Ingrimme tobt der
 Herzog wider Euch, und Kuno wie auch der
 Kanzler, der Euch stets um die Gunst des
 Herzogs beneidete, und Euer Feind ist, unter-
 lassen nichts, um des Herzogs Zorn immer
 mehr zu entflammen. Euer Tod durch das
 Beil des Henkers ist ausgesprochen. Rasch
 müßt Ihr entfliehen. Es ist mir gelungen,
 Eure Flucht zu bewerkstelligen. Zaudert kei-
 nen Augenblick, mir zu folgen, und fasset das
 unerschütterliche Vertrauen auf meine Dank-
 barkeit und auf mein Pflichtgefühl, das durch

meine rege Sorge, durch meine innige Theilnahme an Eurem Schicksale und mein rastloses Ringen für den Sieg der guten Sache Eure Unschuld bald im blendenden Glanze aus den Trümmern zerstörter Bosheit triumphirend emporsteigen wird. Folget mir rasch! — Eilig schritt, Stille gebietend, Klara aus der Gefängnißpforte in ein nahes Gewölbe, dort zeigte sich eine ausgebrochene Mauerstelle durch welche man in einen langen, immer tiefer führenden Gang, der an mancher Stelle von losgerissenen Steinen halb verschüttet war, gelangte. Jetzt schritten sie durch eine hohe Halle, an deren Wänden halbvermoderte Särge standen, aus denen ihnen Todtenschädel entgegen grinzten. Ruhig wandelte Klara dahin, und Adalbert bewunderte den Muth der sonst so schüchternen Jungfrau. Nun standen sie vor einer niedrigen Pforte. Klara erschraf heftig und brach in Jammertöne aus, denn sie vermisse den Schlüssel dazu, da stemmte sich der kräftige Adalbert mit dem Rücken

gegen die gewaltige Pforte und mit großem Gefraße sprang sie aus ihren Angeln. Die freie Luft wehte ihnen entgegen und sie sahen den Sternenschimmer und im Lichte des Sternenmeers ein naheß Gebüsch glänzen. Schnell ergriff Klara des Ritters Hand und floh mit ihm über die schmale Wiese in das Gebüsch. Es rauschte ihnen etwas entgegen. „Gott sei gepriesen,“ sprach eine bekannte Stimme und der alte getreue Wolf sank, vor Freude laut schluchzend, zu des Ritters Füßen und umfaßte seine Knie. — „Sputet Euch,“ — bat Klara mit drängender Bewegung — ihr dürft keinen Augenblick verlieren. Nur des Nachts, in den abgelegensten Schluchten, in unwegsamer Gegend vergönnt Euch und Euern Rossen einige Ruhe, so lange Ihr nicht die Gränze des Herzogthums im Rücken habt. Lebt wohl, edler Adalbert und vertraut die Enthüllung Eurer Unschuld und die Rettung Eurer Ehre der dankbaren Klara.“ — Einen heißen Kuß drückte sie auf Adalberts Lippen

und war rasch entschleunend. Wolf leitete seinen Ritter tiefer in das Gebüsch. Dort fand der Erstaunte eine volle Rüstung, Helm, Schwert, Lanze und Schild. Dort standen zwei seiner besten Kasse. Adalbert und Wolf schwangen sich auf, im scharfen Trabe der Gränze des Herzothums zueilend, und ihren Muth und ihre Schwerter dem Kampfe gegen Ungläubige gleichend.

Da war es, wo Adalbert von der nach Hülfe umherirrenden Hedwig im Augenblicke seines Ausbruches nach dem gelobten Lande gefunden, wo er durch die Stimme des Geistes vom Falle in die Arme des Lasters zurückgerissen wurde, wo er feierliche Gelübde that, und dann rasch dahin sprengte, um eine edle Rittersfrau vom drohenden Tode zu retten. Adalberts Schweremuth, in die er seit seiner Flucht aus dem Kerker versunken war, löste sich nun wohlthuend in eine heitere, freundliche Stimmung auf. Der Gedanke:

unter dem Schutze eines mächtigen Geistes zu stehen, der hoffnungsvolle Hinblick auf Entdeckung seiner Unschuld, auf den Wiedererwerb der Liebe des Herzogs und den Sieg über seine Feinde, ein süßes Gefühl, das die wunderschöne Hedwig der Tiefe seines Herzens so bezaubernd eingeslößt hatte, und das bevorstehende Abenteuer und die erhabene Empfindung, durch Muth das Leben mehrerer Menschen zu retten, füllten sein Herz mit einer Wonne, für die er keine Worte hatte. Rächelnd rief er den treuen Wolf an seine Seite, um ihm kund zu thun, was er von der Dirne erfahren, und sich mit dem erfahrenen Kämpen über den nahen Strauß zu berathen. Und als Adalbert nun nicht mehr in tiefe Trauer versunken, sondern gesprächig und frohen Sinnes war, da zerdrückte der treue, biedere Knappe mit den grauen Wimpern manche Freudenthräne über die glückliche Sinnesänderung seines heißgeliebten Ritters.

Burg Ilmenhorst.

(Bodo von Ilmenhorst, Veit von Werneck und Ludwig von Birkenstein sitzen im Gelaggaden und zechen.)

Veit (hebt den Humpen hoch empor). Und nochmal, traute Kampsgenossen! laßt uns anstoßen auf das Wohl der herzigen Burgfrau.

(Die Ritter stoßen an und leeren die Humpen auf einen Zug. Rolf, des Ilmenhorsters Leibknappe, bringt frische Humpen.);

Ludwig. Auch auf ihres Ritters Wohl laßt uns die Humpen leeren, und jedes Tröpflein dieses edlen Nierensteiners werde ihm zu einem frohen Tag.

(Hoch lebe der tapfere Adalbert

von Löwenstein! rufen die Ritter
und trinken auf sein Wohl.)

Zeit. Wir wissen wohl, daß der wackere
Franke Deine Ehefrau vom Tode des Mör-
dershand glücklich gerettet hat, aber, alter Käm-
pe, Du bist uns noch die Erzählung schuldig,
wie das geschehen.

Bodo. Was mir meine Mathilde und
Kolf von der Sache erzählten, will ich Euch
getreulich kund thun. Ihr wißt, daß meine
Ehefrau, unter dem Geleite des Ritters Kon-
rad von Bassi nach der Burg ihrer Eltern
zog, um den ihr nach jezt erlangter Volljäh-
rigkeit ausgesprochen Mahlschatz zu holen.
Auf der Heimkehr mußte sie in einer abge-
legenen Waldherberge übernachten, weil sie da-
hine im Hinzuge erkrankte und der Pflege der
Birthin übergebene Jose Brigitta zurückge-
lassen hatte. Mathilde hätte sich nicht in der
stättlichsten Burg solch ein schönes Gemach

und solch ein köstliches Mahl erwartet, als sie in dieser einsamen, unscheinbaren Herberge fand. Es mochte beinahe um Mitternacht sein und die vom langen Ritte und der schwülen Hitze Ermattete wollte sich eben der Ruhe überlassen, als sie gewaltig an die Hausthür pochen hörte. In diesem Augenblick entstand im Innern der Herberge und von außen ein gewaltiges Getöse. Waffen klirrten, Flüche ertönten, und weibliches Angstgeschrei und das Wimmern der Verwundeten und das Röcheln der Sterbenden drang immer stärker zu Mathildens Ohren und machte sie fast vor Angst vergehen. Jetzt kamen klirrende Tritte die Steige herauf, leise wurde an die Thüre des Gemaches gepocht, und als die Zitternde die Thüre zu öffnen nicht wagte, da sprach eine sanfte, wohlklingende Stimme: „Zürnet nicht, edle Frau, daß Eure Ruhe so gewaltsam gestört wurde, aber es mußte so geschehen, wenn Ihr nicht unter den Messern der Mörder hätten verbluten sollen. Jetzt ist alles

gethan, die mord- und raubsüchtigen Buben sind theils erschlagen, theils gefangen, und Ihr könnt Euch ohne Sorge dem Schlase hingeben.“ Mathilde, welche sich in den Kleidern auf das Lager geworfen hatte, sprang schnell auf, und öffnete die Thür. Es trat ein fremder Ritter ein, dessen jugendliche Gestalt und freundliche sanfte Gesichtszüge, hell von der Nachtlampe, ihr Trost und Beruhigung gaben. — „Ich heiße Adalbert von Löwenstein — sprach der junge Rittermann, „und habe das Glück gehabt, eine Rotte schändliche Bösewichter zu züchtigen. Der Wirth dieser Herberge, schon lange ein heimlicher Räuber und Mörder, hat mit seinen Gefellen beschlossen, Euch, edle Dame, und Euer Gefolge in dieser Nacht zu ermorden, um sich Eurer Schätze bemächtigen zu können. Eine tugendhafte Dirne, die durch Zufall den Mordanschlag hörte und für Euch Hülfe suchen wollte, fand mich im Walde und vertraute mir die Raub- und Mordanschläge. Stracks

vitt ich nach dem Dörflein Waldbruch, sam-
 meite ein Duzend handfeste, beherzte Köhler
 und eilte mit ihnen hieher. Ich durfte die
 Buben nicht eher überfallen, ohngeachtet ich
 im nahen Gehölze schon seit der Vesperstunde
 lauerte, weil einer der Köhler, den ich als
 Kundschafter hieher sandte, und der die Rolle
 eines Taubstummen spielte, mir Nachricht
 brachte, daß erst gegen Mitternacht die Raub-
 und Mordgesellen aus dem Steinnacher Forste
 in der Herberge eintreffen. Mein Entschluß
 war gefaßt, die ganze Rotte zu vertilgen, da-
 her zauderte ich, bis das Gefindel sich
 hier eingeschlichen hatte. Schnell drang
 ich ihnen nach und es gelang mir mit Got-
 tes Hülfe, die Lotterbuben zu überwältigen.
 Übrigens, edle Frau, bitte ich Euch, nicht viel
 Wesens aus meiner That zu machen, die je-
 der andere Ritter nach der Pflicht des ritter-
 lichen Standes auch eben so gethan haben
 würde." Unter des Ritters Erzählung hatte
 meine Mathilde wieder ihre volle Fassung er-

halten. Sie öffnete ihr Schmuckkästlein und beschwor ihren Ketter, ein kostbares Kreuz mit Edelsteinen reich besetzt, als einen schwachen Beweis ihres innigsten Dankes anzunehmen, sie drückte ihm ein seidenes Netz, mit Goldstücken gefüllt in die Hand, aber unwillig wies der großherzige Kämpfe jedes Geschenk zurück, nur ihre dringende Bitte, sie nach meiner Burg zu geleiten und hier unter meiner und ihrer dankbaren Pflege der Heilung einiger leichten Wunden, welche ihm von den Mördern geschlagen wurden, entgegen zu harren, widerstand er nicht. Mathilde hatte nicht den Muth, das Gemath zu verlassen, denn es graute ihr vor dem Anblicke der Leichen, und selbst der gefesselten Mörder, aber als jetzt Ritter Konrad von Bassi eintrat und ihr meldete: er habe in der Vermuthung, daß seine Gebieterin nicht länger in dieser Mörderhöhle weilen wolle, alles zum Ausbruche bereiten lassen, eilte sie, ihren Zelter zu besteigen und sich von diesem gräßlichen Schau-

plage des Verbrechens zu entfernen. Adalbert von Löwenstein geleitete sie auf dem Zuge während Ritter Konrad von Bassi die Leichen einscharren ließ und die Gefangenen mit Stricken gebunden und von den Köhlern, welche Mathilde reichlich belohnt hatte, umgeben, auf die Burg des Grafen von Lichtensee führte, unter dessen Gerichte die Waldherberge steht.

Dieses erzählte mir meine Mathilde, wie auch, daß nach Löwensteins Aussage, mein alter Kampfgenosse Bassi mit außerordentlicher Tapferkeit gefochten und beinahe schon zu Boden gerissen, noch fünf der verwegesten Räuber niedergehauen habe.

„Hoch lebe der wackere Bassi!“ rufen die Ritter, stoßen die Humpen an und leeren sie auf das Wohl des tapfern Kampfgenossen.

Ludwig. Ich kenne nicht das Geschlecht der Löwensteiner, es sind, so viel ich weiß, ihrer nicht in Thüringen und in Sachsen. Der biedere Kämpfe mag wohl ein Meisner sein.

Bodo. Er ist, wie er mir vertraute, der Erste seines Stammes, und hat sich, da er von seinen Eltern als ein Kind ausgesetzt wurde, den Namen Löwenstein und den Ritterschlag, welche ihm Herzog Otto von Hessen selbst ertheilte, durch eine muthvolle That erworben.

Beit. Wo mag er wohl weilen? Er weiß, daß wir hier eingeritten sind, und da möchte es doch wohl schicklich sein mit uns zu zechen.

Bodo. Es will mir dünken, als lasse etwas Absonderliches auf seinem Herzen. Die drei Wochen, welche er auf meiner Burg weilte, hat er anfangs zur Heilung seiner

Wunden im Gemache, dann aber größtentheils im Forste, oder in den einsamsten Laubgängen des Burggartens zugebracht. Recht fröhlich sah ich ihn noch nie, und sieht er mit mir beim Humpen, so sehe ich wohl, daß es mehr geschieht, mir Gesellschaft zu leisten, als um des edlen Nierensteiners willen.

Zeit. Ha, wenn so ein junger, kräftiger Kämpfe immer verschlossen, und auf einsamen Stellen umherwandelt, dann läßt sich die beste Kühlung gegen einen Gänsekiel verwetten, daß er irgend einer Dirne an der Leine lauft, und ihm Feinlieblichen entweder die Minne aufgekündigt oder sich sonst ein Hinderniß seinen Bewerbungen entgegen gestellt hat.

Ludwig. Höret einmal, traute Freunde, mir kommt da ein schnalscher Einfall. Hat Löwenstein noch keinem Weibchen zu tief in die feurigen Augen geschaut, so möchte ich

wohl mir an ihm und einer wackern Dame einen Kuppelpelz verdienen. Ihr kennt Bunhilde, die Wittwe des Ritters von Meinungen und wißt auch, wie reizend und wie reich, dabei wie tugendhaft und liebenswürdig dieses junge Frauen-Gebilde ist. Noch nie habe ich einen schönern Jüngling gesehen, als diesen Löwenstein, der Strauß in der Waldherberge verbürgt seinen Muth und seinen ritterlichen Sinn. Bunhilde hat bisher jedem Freier den Eintritt in ihre Burg verweigert, aber dieser soll sie kirre machen.

Weit. Ein herrlicher Einfall. Du weißt, Birkenstein, daß ich alles über Bunhildens Mutter vermag und ich biete willig meine Hand, aus den Beiden das schönste Paar im ganzen Gau zu machen.

Wodo. Laßt uns Adalbert auffuchen. Es möchte uns gelingen, sein Inneres auszuforschen. Vielleicht kann auch ich mein Schärfelein

beitragen; es wäre mir sehr lieb, den freisamen Kämpfen, welchem ich so hoch verpflichtet bin, einen Liebesdienst zu thun, und ihn recht bald mit der schönen Wunhilde am Altare zu sehen. Ich will nun nach den jungen Hengsten sehen, die heute von der Weide sind heim gebracht worden. Im Burggarten treffen wir uns. (geht ab).

Zeit. (sieht ihm mit schlauem Lächeln nach). Wie fein der alte Wunderfrevler ist. Er will uns die Mähre aufbürden, als wünsche er des Löwensteiner baldige und glückliche Vermählung aus Dankbarkeit für seiner Ehefrau Rettung. Mir entgeht nicht, daß Eifersucht den Wunsch gebährt, bald außerhalb dieser Mauern seinen Gast zu wissen. Der alte Bodo weiß wohl, daß ihn Mathilde nicht aus Liebe, sondern aus Zwang geheirathet hat. Es ist wirklich unerklärbar, wie Mathildens Vater die schöne reiche Dirne mit Gewalt in die Arme eines Mannes schleppte,

der schon ein Greis, in der Schlacht zwar höchst tapfer, sonst aber rauh, jähzornig und starrköpfig ist; er fühlt, daß ihn Mathilde ob seiner grauen Haare, seiner schiefen Gestalt und seiner polternden Laune nicht lieben kann, aber er will ihre Liebe erzwingen, bewacht jeden ihrer Schritte, mit Mißtrauen und wird dadurch zum Tyrann. Den ganzen Tag darf Martha, eine alte grämliche Bofe, nicht von der Seite der Burgfrau weichen und sprechen junge Ritter hier ein, so muß Mathilde, unter dem Vorwande eines übeln Befindens, das Gemach hüten. Auch ist er scharffsehend genug, um in der Brust dieser blühenden Mathilde ein Herz zu erblicken, das sich nach der Liebe eines jungen zärtlichen Buhlen sehnt, und seine grauen Locken und die schlotternden Gebeine sagen ihm gar zu deutlich, daß er nicht mehr der Mann ist, die Triebe und Begehrungen eines, von Jugend und Gesundheit strogenden, mit heißem Blute begabten Weibes zu stillen.

Ludwig. Traun, alter Waffenbruder, Du hast mir aus der Seele gesprochen. Ist mir ein Gräuel gewesen — ich war ja auch unter den geladenen Gästen — wie Mathilde von ihrem herzlosen Vater, gleichsam mit Gewalt zur Trauung geschleppt wurde. Nun haben wir die Folge, von solch erzwungener Vermählung, wo man das junge glühende, von erwachten Wünschen und Begierden heftig durchstürmte Leben mit dem ohnmächtigen nur vom Gefühle eigner Widerwärtigkeit und Schwäche erbitterten Alter paart. Es sind nun erst drei Jahre vorüber und schon hört man dort und da, selbst unterm Landvolke, daß die schöne Ilmensteinerin keinen schönen, rüstigen Ritter am Herztode sterben lasse. Besonders weiß das feurige Weiblein — so erzählt man sich — die Zeit, wo der Alte an der Gicht leidet, und Niemand um sich duldet, trefflich zu benutzen. Es hat sich im vorigen Jahre ein heilkundiger Mönch aus Welschland, ein junger, riesenmäßiger Kerl viele

Monden hier aufgehalten, und den Burgherrn
 in seiner Krankheit gepflegt. Der Schall
 wußte es dahin zu bringen, daß Bodo län-
 ger wie sonst an das Siechlager geschmiedet
 blieb, während er mit Mathilde die Buhl-
 schaft so arg trieb, daß sich die Rüdenbuben
 davon erzählten. Der Alte erfährt nie Et-
 was, denn die Burgleute, ich glaube, auch die
 alte Martha, hat sie durch liebevolles Beneh-
 men und reiche Geschenke ganz für sich ge-
 wonnen und ein rechter Rittersmann hält es
 unter seiner Würde den Zuträger zu machen
 und dem armen verkuppelten Weiblein aus
 diesem Fegeseuer noch die Hölle zu bereiten.
 Dem sei, wie ihm wolle. Was kümmert es
 uns. Wir reiten hier ein, um mit dem alten
 Kämpfen beim edlen Mierenskeiner traulich zu
 plaudern, eine frohe Jagd zu machen und uns
 zu vergnügen. Wird ihm eine Fehde ange-
 sagt, so sind auch wir hoch zu Gauls; spon-
 sirt das lüsterne Weibchen mit Rittern oder
 Pfaffen, das bekümmert uns nicht. Hat Bo-

do wie ein unbärtiger Fant in den Tag hinein sich eine Ehegenossin erkauft, so mag er sich nun auch nach besten Kräften vor einem stattlichen Kopfschmucke wahren. Komm Bruder Zeit! Laß uns eine Weile in den Ställen und im Burggarten umherschlendern, daß uns der Nachtimbiß und der Weinbecher munde. (Sie stürzen die Humpen aus und gehen Arm im Arm ab.)

Burrgarten.

(Ritter Adalbert von Löwenstein kommt in tiefen Gedanken aus einer dunkeln Buchenhecke hervor. Er blickt auf und sieht eine schlanke, reizend gekleidete Dirne, den Rücken gegen ihn gewendet und mit dem Begießen eines Blumenbeets beschäftigt. Adalbert tritt vor. Das Klirren seiner

Sporne macht die Dirne rückwärts sehen. Sie läßt die Gießkanne fallen, breitet die Arme aus, eilt auf ihn zu und ruft mit dem vollen Ausdrucke wonnevoller Überraschung): Ist es möglich! — ich sehe Euch wieder!

Adalbert (umfaßt die Dirne und drückt sie mit inniger Liebe an seine Brust). Hedwig, meine traute schöne Hedwig, Du hier? — Dich habe ich in meinen Armen, an diesem Herzen, welches täglich in süßer Erinnerung in Liebe und Sehnsucht für Dich schlug? —

Hedwig (macht sich mit Erröthen aus seiner Umarmung sanft los, blickt schüchtern zur Erde, eine Thräne zittert in ihrem Auge). Verzeiht, edler Ritter, daß ich — so ungeziemend, so — verwegen — (sie drückt die Hände an ihr Herz und sieht ihn mit einem Blicke

voll herzlicher Liebe an). Nein, ich kann es nicht verschweigen, daß mich Euer Wiedersehen unaussprechlich glücklich macht.

Udalbert. Könntest Du glauben, meine gute, heiß geliebte Hedwig, daß ich mich bei Deinem Anblicke weniger glücklich fühle? — Aber sage mir geschwind, ehe wir gestört werden, wie Du hieher gekommen bist, ob Du noch länger in dieser Feste weilst, was hier Dein Loos ist? —

Hedwig. Als ich aus der Felsenhöhle trat, flatterte eine weiße Taube auf und immer mit sanftem Wirren vor mir her, aber nie auf der Landstraße, sondern durch dunkle kühle Wälder und über blumenreiche Wiesen. So ging es bis zur Abenddämmerung. Ich glaubte, nur einige Stunden gewandelt zu sein und fühlte nicht die geringste Ermüdung. Wo die saftigsten Erdbeeren standen, wo die frischeste Quelle rieselte, da ließ mich meine

sorgliche Führerin ausruhen und immer kräftiger und mit wachsendem Muth und Frohsinn verließ ich die Ruheplätze. — Man läutete die Abendglocke auf dem Kapellenthürmlein einer hoch gelegenen Burg, als ich aus einem Eichenwalde in ein kleines, von niedlich bebusheten Anhöhen umfanges Thal trat. Rasch hob sich die Taube und ließ sich am Dache eines Häuschens nieder, das unter hohen Ulmen einsam sich barg. Dem Gebote der Geisterstimme gehorchend, schritt ich über die friedliche Schwelle, da kam mir ein Greis entgegen, blickte mich scharf an und reichte mir dann mit freundlichem Lächeln die Hand. „Ja Du bist es, liebe Dirne, deren Bild ein angenehmer Traum mir zeigte und die Weissung gab, mit väterlicher Liebe Dich in meine stille Hütte aufzunehmen. Es war mir, als hörte ich aus weiter Ferne den Namen Hedwig nennen. Sei mir willkommen und meiner väterlichen Liebe versichert.“ — So sprach der Greis und als ich ihm sagte, daß ich

Hedwig heiße, und auch mir eine Geisterstimme dem Fluge einer leitenden Taube zu folgen geboten habe und die Taube auf dieses Dach geslattert sei, da entblößte der Greis sein Haupt, faltete die Hände und sprach mit feierlicher Andacht: „Hedwig, es ist ein guter Geist, der die heiligen Flügel seines Schutzes über Dich ausbreitet. Wandle so, daß des Geistes Auge mit Wohlgefallen auf Deinem Wandel ruhe.“ —

Mit kindlicher Liebe übernahm ich die Pflege des Greises und die Besorgung der kleinen Wirthschaft. Im Umgange mit dem wohlterfahren, immer heitern Werner, unter häuslichen Geschäften, bei der Sorge für ein liebliches Blumengärtchen, unter Arbeit und Gebet flossen die Tage sanft und ungetrübt dahin, da erwachte ich in einer der vorigen Nächte, ein heller Glanz durchfloß mein Kämmerlein und die Stimme aus der Felsenhöhle gebot mir, stracks nach Burg Ilmenstein zu

gehen, mich der Burgfrau als jene Dirne anzukündigen, durch welche Ritter Adalbert von Löwenstein zur Rettung einer hochbedrohten Dame aufgefordert wurde und um Aufnahme unter ihren Föfen zu bitten! — Es begann kaum zu tagen, als ich mein Kämmerlein verließ, um dem Befehle des höhern Wesens ohne Zögern Genüge zu thun. Schon auf der Haussflur kam mir Werner entgegen, erzählte, daß auch ihm der Geist meine Reise nach Ilmenstein kund gethan habe, und reichte mir ein Päckchen, welches er beim Erwachen plötzlich in seinen Händen gefunden habe. Schnell öffnete ich es und zwei prunkvolle Gewänder und vieles herrliches Linnenzeug befanden sich darin. Ich erkannte den Wink des guten Geistes und kleidete mich unter einem andächtigen Gebete in das wohlthätige Geschenk. Werner jammerte gar sehr, daß er des Weges nach der Weste Ilmenstein nicht kundig sei, auch seine Altersschwäche ihm nicht gestatte, mich bis zur nächsten Landstraße zu
 Blut. Romm. II.

geleiten; es rauschten Flügelschläge vor der Thüre, die weiße Taube flatterte ungeduldig umher und, begleitet von den Thränen und dem Segen des guten Werner, von dem ich mit dem herbsten Schmerze einer scheidenden Tochter mich losriß, gelangte ich unter Führung der Taube glücklich hier an.

Raum hatte ich der edlen Burgfrau mich nach des Geistes Gebot angekündigt, als sie mich feurig in ihre Arme schloß, und mir unter den zärtlichsten Liebkosungen erzählte, daß sie bereits durch Ritter Adalbert von Löwenstein die großen Verdienste kenne, die ich um ihre Rettung aus den Händen der Mörder habe. Auf meine Bitte, mich unter ihre Zosen aufzunehmen, entgegnete sie mit hoher Milde, daß sie die Pflichten der Dankbarkeit zu sehr kenne und zu erfüllen sich verpflichtet halte, um die Retterin ihres Lebens ihren Dienerinnen beizugesellen. Als treue Freundin, als geliebte Schwester soll ich stets in

ihrer Nähe weilen und eines frohen Lebens und einer lohnreichen Zukunft gewiß sein. Als sie hörte, daß ich die Blumen liebe und in ihrer Pflege etwas erfahren sei, übergab sie mir die Aufsicht über diese Anlage, die ich nun mit freudigem Eifer pflege und von dieser Stunde an noch lieber pflegen werde, da ich, gerade in der Sorge für meine Lieblinge Euch edler Ritter, wieder gesehen habe.

Adalbert (faßt Hedwigs Hand und sieht ihr scharf in die Augen). Hedwig, hast Du nicht die letzten Worte der Geisterstimme bei unserer Trennung vergessen? — Was gebot die Stimme? —

Hedwig. (Eine Feuergluth zieht über ihre Wangen, in süßer Schamblickt sie nieder, mit leisen zitternden Tönen). Daß ich — Euer Bild in meinem — Herzen, — daß ich — Euch mein — Herz bewahren soll.

Adalbert. Hast Du das gethan?

Hedwig (nach einigem Zögern sieht sie langsam zu ihm empor, dann rasch mit aller Innigkeit). Nur Euer Bild lebt in meinem Herzen — nur Euch werde ich dieses Herz bewahren, auf welchem stets (sie zieht seine seidne Schärpe aus ihrem Busen hervor) dieses süße, heilige Pfand jener verhängnißvollen Stunde ruhen wird. —

Adalbert (umschlingt sie mit heißer Liebe). Auch mir gebot noch im Augenblicke des Scheidens die Geisterstimme, Deiner zu gedenken. Nur an Dich habe ich gedacht und nur an Dich werde ich immer denken und Dir mein Herz bewahren.

Hedwig (schmiegt sich mit dem süßesten Gefühle an Adalbert, ihre Lippen begegnen sich, ein langer inniger

Auß krönt ihre Wünsche. Aus der Ferno wird Hedwigs Name gerufen.)

Hedwig (windet sich rasch aus Adalberts Armen, ängstlich). Die Burgfrau ruft mich. So darf ich nicht vor ihr erscheinen. Mein Zittern, die Blöße, die Gluth meiner Wangen würden ihr das Innerste meines Herzens enthüllen und — (sie blickt Adalbert mit schmachttendem Auge an und drückt seine Hand an ihren heftig wogenden Busen) daß ich Euch liebe, das ist ja mein heiligstes, mein süßestes Geheimniß. — (eilt durch die Buchenhecke und den abgelegensten bebuschten Theil des Gartens der Burg zu.)

Adalbert (sieht der schlanken, dahinschwebenden Dirne mit zärtlicher Empfindung nach). Wie reizend ist meine Hedwig, wie gut, wie engelrein ihr Gemüth! — Guter Geist, wenn nicht Zufall, sondern

Dein Wille mir dieses Wesen auf meinem Lebenswege begegnen ließ, so gieb mir auch das Glück, an ihrer Seite meinen Lebensweg dahin zu wandeln. — Welche wonnenvolle Tage werde ich nun auf Ilmenstein genießen! Täglich sehe ich meine Hedwig, täglich habe ich den süßen Genuß, mit ihr zu plaudern, zu kosen, von ihren Lippen Worte der Liebe zu hören und flammende Küsse zu empfangen. Monden werden schwinden wie Tage, und für ein Jahr solcher Bonne — wie, Monden, ein Jahr? — Was würden die Ritter sagen, wenn ich Monden, ein Jahr lang in schwachvoller Unthätigkeit am Gängelbunde der Liebe wie ein kraftloses Kind umher wanken würde, während Tausende in den Kampf gegen die Ungläubigen ziehen, während in Deutschland noch Räuberhorden zu bekämpfen sind, und während dem freisamen, rastlosen Kämpfen die ruhmvollste Abentheuer begegnen. — Nein, ich wäre unwerth, Ritter zu sein und Löwenstein zu heißen,

könnte ich die Pflichten meines Standes so
 schnöde verletzen und auch nur einen Tag,
 wo mein gutes Schwert einen Buben züchti-
 gen, oder eine leidende Unschuld retten oder
 eine beleidigte Tugend rächen kann, in weich-
 licher Ruhe vergeuden. — Ja, ich fühle, daß
 mein Herz durch die Trennung von Hedwig
 tief verwundet, daß die Stunde meines Schei-
 dens eine der bittersten meines Lebens sein
 wird, aber — mag auch dieses Herz bluten,
 Pflicht und Ehre fordern mich auf, und diese
 kräftigen Stimmen sind mächtiger, als das
 süße Flüstern der Liebe (geht sinnend auf
 und ab). Aber, wenn Jahre mich entfernen?
 — wenn ich erst nach Jahren heimkehren und zu
 Hedwig sagen kann: Jetzt habe ich eine Burg
 und einen eigenen Herd, dahin will ich Dich
 führen als meine traute Ehegenossin — wo
 finde ich sie wieder? — wo wacht im Laufe
 dieser Zeit ein treues Mutterauge über die
 Unerfahrene, mit der Macht und den feinen
 Künsten der Verführung so Unbekannte? —

(bleibt stehen und sieht in die Ferne).
 Ha, der allgütige Gott hat mir einen sehr
 weisen Einfall gespendet: Dort wandelt die
 Burgfrau, sie ist mir und Hedwig zur thätig-
 sten Dankbarkeit verpflichtet. Ihr Herz ist
 voll Güte und Gefühl; die edle Frau wird
 mein Flehen, Hedwig, bis ich einst, mit
 Schätzen versehen, oder mit einer Burg be-
 lehnt, wiederkehre, ihres Schutzes und ihrer
 Leitung zu würdigen, gewiß mit der wonni-
 gen Empfindung, vergelten zu können, erhö-
 ren (eilt der Burgfrau nach).

Fliederlaube

im abgelegensten, wild verwachsenen Theile
 des Burggartens. Sie ist mit dicht stehen-
 den Tannen umgeben und ganz nahe an den
 Ruinen eines Thurms.

(Mathilde von Ilmenstein sitzt in der

Blüthenknospe und entblättert im tiefen Sinnen, eine Rosenknospe. Adalbert kommt raschen Schrittes daher. Mathilde sieht auf und eine Feuergluth überfliegt ihr Antlitz, der düstere Blick wird zum heitern und ihre Züge verrathen freudige Überraschung.)

Adalbert. Zürnet nicht, edle Frau, daß ich so schnell, als ginge es zum Kampfe, auf Euch losschritt und Euch im tiefen, vielleicht recht süßen Denken störte.

Mathilde (reicht ihm mit einem schmach tenden Blicke die Hand und zieht ihn an ihre Seite nieder). Wie könnte ich dem Retter meines Lebens zürnen, Euch, dem tapfern hochherzigen, schönen Adalbert von Löwenstein, für den jeder Mann einen Händedruck der Freundschaft auf Tod und Leben hat und dem jedes weibliche Herz in süßer Unruhe entgegenschlägt? — (Adal-

bert will sprechen, sie bedeckt seinen Mund mit der kleinen lilienweißen Hand und drückt ihn sanft an sich).
 Stille, Adalbert, stille. Ihr wollt meine aus vollem Herzen gesprochene Worte als eine Schmeichelei mit zarter Bescheidenheit ablehnen, und dann müßte ich Euch in einer langen Rede beweisen, daß ich Niemanden schmeichle, am wenigsten Euch, da ich Euch zu innig — achte. Darüber würde viele Zeit verfließen, die wir angenehmer benutzen wollen. Eine süße Ahnung sagte mir, daß ich Euch im Burggarten finden und in Eurer Gesellschaft eine trauliche Stunde genießen werde. Unter den ewig belauernden Augen meines mißtrauischen Vaters sind mir die Augenblicke stiller ungetrübter Freuden höchst sorg zugemessen. Seine Tyrannei hat mir, gleich einer spanischen Frau, in der Person einer argwöhnischen, launenhaften Burgvogts-Wittwe eine Duegna aufgedrungen. Nach Jahre langem Leiden gelang es mir, weniger durch meine

Thränen als durch mein Gold die Alte zu gewinnen, und nun betrügt sie meinen herzlosen Quäler und ist mir mit ganzer Seele ergeben. Sie weiß in der Nähe dieser Laube und harret nur des Zeichens, daß ich allein und gegen jede Überraschung gesichert sein will. Dieses (Mathilde zieht ein silbernes Glöcklein aus dem Busen und schellt damit) hat nun der Wachsame das Zeichen gegeben und ein von ihr laut angestimmter Gesang verräth dagegen mir jede Störung. Damit diese nicht gefährlich werden kann, so (hier leitet Mathilde den Ritter aus der Laube an die Ruinen, und zeigt auf eine halb verfallne Treppe, die in ein Gewölbe führt) — darf ich nur diese Treppe hinab in das Gewölbe steigen, wo eine kleine Pforte, so verborgen, daß sie Niemand, der nicht mit dem Geheimnisse vertraut ist, entdecken kann, in einen lichten Gang leitet, der geradezu in Eines meiner Gemächer durch eine Thür führt, welche die Gestalt

eines Schrankeſ hat und keinen heimlichen Ausgang vermuthen läßt. Meine Martha ſoll Euch noch heute die verborgene Pforte finden und öffnen lehren, ſie ſoll Euch durch den Gang bis zur geheimen Thür leiten, damit Ihr des Begeſ kundig werdet. Ich vertraue Euch dieſes, denn ich habe Wichtiges mit Euch im Geheimen zu ſprechen. Meine Ruhe, mein ganzes Lebensglück gebe ich in Eure Hand. Nur in der tieſten Stille nächtlicher Einſamkeit kann ich Euch mein geheimſtes Geheimniß vertrauen. Darum ſeid hier, wenn der Thurmwart die Mitternacht verkündigt. Hier wird Martha Eurer harren und Euch in ein ſtilles, keinem Verräther, keinem Störer zugängliches Gemach leiten, wo ich Euch (mit einem langen Händedruck und einem flammenden Blicke) — mein Innerſtes enthülle, wo ich das geheimſte Anliegen meines Herzens dem edlen Adalbert von Löwenſtein mit dem innigſten Vertrauen eröffne.

Adalbert (hat sich mit Mathilde wieder in der Fliederlaube niedergelassen). Auch mich, edle Frau, leitet ein geheimes, dringendes Anliegen, das wichtigste meines Lebens, zu Euch. Gestattet, daß ich Worte des Herzens mit unendlichem Vertrauen zu Euch spreche, und Eure Huld, Euer schönes Gefühl voll Theilnahme und beglückender Milde für meine heißen Wünsche ansehe.

Mathilde (lehnt ihr Haupt mit reizender Traulichkeit an seine Schulter und blickt ihn zärtlich an). Nicht jetzt, guter Adalbert, nicht jetzt, wo noch störende Menschen hier wandeln könnten, und wo ich selbst den besiedelten Sängern dieser Gebüsche um den Antheil an Eurem Vertrauen beneide. In der heilig stillen Mitternachtsstunde, in dem einsamen Mond dämmernden Gemache, in jener wonnenvollen Traulichkeit, deren Zauber sich nur in fühlende Herzen ergießt, sollt Ihr jede Hülle von Eurem Innersten lüften

und mich in die Tiefe Eurer Wünsche und Empfindungen einweihen.

Adalbert. Mein, holde, engelgute Mathilde — es ist mir unmöglich, diese Wünsche, die das ganze gegenwärtige und künftige Glück meines Lebens umfassen, noch länger in der bewegten Brust zu bewahren. Laßt mich diese schönen Augenblicke des traulichen Vereins benutzen, um für meine Empfindungen zu sprechen.

Mathilde. Lieber Stürmer! Könnt Ihr Euch denn nicht beherrschen, bis die Stille der Mitternachtsstunde ihre beglückenden Schwingen über uns ausbreitet und wir im Wechselgeständnisse unserer geheimsten Empfindungen die Seligkeit des reinsten Vertrauens und der innigsten Hingebung genießen.

Adalbert. Mathilde, Ihr seid eine Frau noch in der Blüthe des Lebens; unter diesem

bezaubernden Busen schlägt ein Herz voll Wärme und Gefühl, und Euer Geist dringt tief in die Wallungen und in die Regungen eines jugendlichen Gemüths. Daher bekenne ich Euch offen, daß ich liebe, daß ich mit der höchsten Kraft der Seele, mit der innigsten Empfindung liebe.

Mathilde. Adalbert, ich hab' in Eurem Innern gelesen, dem Scharfblicke des Weibes entgehen nicht die Bewegungen eines Herzens, das man mit Theilnahme beobachtet. Ich bin vermessen genug, sogar den Gegenstand Eurer Liebe zu ahnen. Seid offen und vertrauend, was ich für Eure Wünsche thun kann, das geschieht mit dem regsten Eifer, mit dem heissesten Antheil. Euer Glück ist das Meinige.

Adalbert (sinkt zu ihren Füßen). Himmlische Mathilde, als den guten Engel meines Lebens will ich Euch verehren und für jeden Eurer Wünsche das beste Blut mei-

nes Herzens fließen lassen. O sagt nochmal, darf ich, ohne Euern Born zu reizen, den Namen der Geliebten nennen, darf ich auf ein Herz voll Theilnahme rechnen?

Mathilde (hebt Adalbert sanft empor und schmiegt sich mit Bärtlichkeit an ihn.) Rechnet mit Zuversicht auf die innigste Theilnahme, die selbst das feurigste Weib dem geliebtesten Buhlen weicht. Und damit Ihr volles Vertrauen zu Mathilden faßt, so gestehe ich offen, daß die heldenmüthige That der Rettung, an mir gethan, Eure Gestalt, die Klarheit des Geistes und die zarte Sittlichkeit, welche ich seit Euerm Dasein auf Almenstein mit scharfem Blicke an Euch wahrnahm, einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht haben. Werfet jede Furcht vor dem Stolze, der scheinbaren Härte, einer lächerlichen Ziererei, die nur dem geistlosen Weibe eigen sind, wie eine lästige Hülle von Euch, faßt die innige Versicherung, daß mir für

meinen Retter, kein Opfer zu schwer ist, wohl auf und (sie umschlingt ihn mit aller Kraft und heftet einen feurigen Blick auf ihn) nennt nun den Namen des glücklichen Wesens, für das Euer Herz in warmer Liebe schlägt.

Adalbert. Es ist Hedwig, die gute Hedwig, die Euch zum Schutzgeiste in der Mörderhütte ward.

Mathilde (reißt sich in heftiger Bewegung aus Adalberts Arme, starrt ihn wilden Blickes an. — Nach langem Schweigen mit bebender Stimme). Habe ich recht gehört, träume ich nicht? — Wie, Hedwig, die Dirne Hedwig liebt Ihr?

Adalbert. Ja, Hedwig liebe ich mit dem heißesten Gefühle. Ihr habe ich ewige Liebe, ewige Treue geschworen.

Mathilde (springt rasch auf und eilt stürmischen Ganges aus der Laube).

Adalbert (sieht ihr betroffen nach).
Was war das? — Ist diese in Zorn entbrannte, diese dahin stürmende Gestalt noch jene Mathilde, die vor wenig Augenblicken alles für meine Wünsche für meine Liebe zu thun gelobte? — Wie, wenn sie selbst von Liebe für mich beherrscht würde, wenn diese Sanftmuth, dieses Anschmiegen, die Wärme ihrer Verheißungen, eine Geburt des eignen, mir im heißen Gefühle zuströmenden Herzens wären? — Dann, arme, gute Mathilde, muß ich trauern über die Verirrung Deiner Leidenschaft. Ja, schön ist Mathilde und lebenswürdig, wie ich noch keine unter den reichendsten Frauen des Hofes gesehen habe, dieses Ebenmaaß der hohen üppigen Gestalt, die Lilienweiße des Nackens, der mahlerisch gerundeten Arme, des bezaubernden Busens, und die Niedlichkeit des Fußes sind Reize,

die selbst Greise entflammen und des Jünglings warmes Blut in strömendes Feuer umwandeln können. Aber mein Herz glüht nicht für die stolz-prangende Rose, genügsam und mit der zärtlichsten Empfindung huldigt es dem bescheidenen Veilchen.

Mathilde (kehrt an Adalberts Seite zurück. Sie ist blaß und ihre verstorbenen Züge, das Zittern des heftig wogenden Busens verrathen den innern Sturm. Mit mächtiger Selbstbeherrschung lächelt sie Adalbert zu und reicht ihm die Hand). Verzeiht, guter Adalbert, daß ich Euch so stürmisch verließ. Ein plötzliches Uebelbefinden machte mir schnellen Genuß der frischen Luft höchst nöthig.

Adalbert. Sollte ich durch das offene Geständniß meiner Liebe zu Hedwig Euch, edle Frau, erzürnt und dadurch das Uebelbefinden veranlaßt haben? —

Mathilde. Offen gestanden, Ihr habt allerdings einige Schuld daran. Ich liebe Irmengard, die Tochter des wackern Hubert von Stettenberg, wie eine unaussprechlich theure Schwester. Als sie ohnlängst mit ihrem Vater einige Tage hier weilte, habt Ihr — Euer Gedächtniß wird Euch doch nicht untreu sein — so auffallend der schönen Irmengard gekuldigt, daß ich Euer Herz in voller Liebe für meine Freundin entbrannt wählte. Auch Irmengard gestand mir in der Stunde des Scheidens, daß sie mit Eurem Bilde in dem gefesselten Herzen und mit einem süßen Schmerze und mit süßer Hoffnung in ihre Weste heimlehre. Es war mein einziges Sinnen, Abalbert von Löwenstein mit Irmengard von Stettenberg zu paaren, und dieser Entschluß bewog mich, Euch in dieser Nacht zu einem vertrauten Gespräche in mein Gemach zu bescheiden. Mit gewaltfamer Hand habt Ihr den zarten Faden meiner Wünsche zerrissen und die plötzliche Zerstörung

meines, Euer und meiner Freundin Glück begründenden Vorhabens hat mich so mächtig erschüttert und so nachtheilig auf meine Gesundheit eingewirkt.

Adalbert. O wie tief schmerzt es mich, Euch, edle, hochgeachtete Frau, auch nur durch ein Wort — (Martha beginnt mit helltönender Stimme ein Lied zu singen.)

Mathilde. Entfernt Euch schnell. Unter dem Schutze dieser dicht verwachsenen Lantane gelangt ihr zu einem Pfortchen und durch dieses in den Burghof.

(Beide eilen auf entgegengesetzten Seiten aus der Laube. Mathilde sieht in der Ferne ihren Egeherrn mit Beit von Werned und Ludwig von Birkenstein daher kommen. Eilig verliert sie sich mit Martha in den Gebüsch.)

Frauengemach.

Mathilde (tritt stürmisch ein und wirft sich auf das Ruhelager. In stürmischer Bewegung springt sie nach einiger Zeit auf und tritt an das Bogenfenster). Dort geht er, so ruhig, so heiter, und — ich stehe hier, mit einem gebrochenen Herzen, mit allen Furien unerwidelter Liebe in der brennenden Brust (sie blickt in den Garten, tritt dann rasch vom Fenster zurück). Nein, sie darf nicht länger mir Hohn sprechen, diese verhasste Laube, dieser stets mahnende Zeuge gräßlicher Selbsttäuschung. Mit anbrechendem Tage soll sie ausgerottet werden und an ihrer Stelle wird eine Trauerweide das melancholische Säuseln der zarten Blätter in meine wehmüthige Seufzer verweben. (Sie bricht in Thränen aus). O wie ich ihn liebe, diesen Gefühllosen! — Wie selig fühlte ich mich diese wenigen Augenblicke an seiner Seite von seinen

Armen umfaßt, vom Drucke seiner Hand wohnvoll durchzittert. Für den Besitz seines Herzens würde ich einen Thron willig geben, und jede Nacht in seinen Armen genossen, wollte ich so gern mit einem Jahr meines Lebens erkaufen. O Adalbert, Adalbert, Du ahnest nicht, was Du meinem Herzen bist (schreitet weinend im Gemache umher, bleibt stehen, faltet die Hände mit inniger Empfindung). O, nein, es ist nicht möglich, daß er dieses Herz, das nur für ihn schlägt, zurückstoßt, daß er es dahinsterven macht im Grame verschmähter Liebe. Ich will zu seinen Füßen sinken, und ein Gemälde meiner Leiden, meiner Verzweiflung ohne seine Gegenliebe mit glühenden Farben den Grausamen entwerfen. Er wird, er muß Mitleiden mit dem Weibe fühlen, das die Ruhe des Lebens, ihre Seligkeit hienieden nur in der Würze seines Kusses, in der Wonne seiner Umarmungen findet. Mit welchem bösen Geiste ist diese Hedwig in Bund getreten,

um das Herz eines Adalberts zu fesseln? — (immer heftiger). Und Mathilde von Ilmenstein, das Weib des mächtigsten Ritters im Gaue, eine Mathilde auf deren Wink die edelsten Jünglinge ihre Farbe tragen, für einen Blick der Liebe sich ins tiefste Schlachtgewühl stürzen und für eine Stunde süßer Minne ihre Seele dem Satan verpfänden würden, diese Mathilde soll verschmäht werden, um einer gemeinen Dirne willen — und diese Dirne soll da im Liebesgetändel sich wiegen, wo ich nach einem Worte der Liebe ringe, soll da in schwelgerischen Genüssen sich be-
rauschen, wo ich für die Wonne einer einzigen Nacht mit der süßesten Thräne der wol-
lüstigen Erinnerung mich dem Tode hingäbe? Nein, und ewig nein. Diese verhasste He-
wig soll nicht jauchzen, wenn ich traure, nicht genießen, wenn ich entbehre, nicht glück-
lich sein, wenn ich untergehe in den Bogen des Grams. Nie mehr soll sie ihn sehen. Ein schleichendes Gift — Dank Dir, Du

welscher Mönch, der Du mir die wonnevollsten Nächte gabst und im Rausche der Sinnenlust mich dieses tödtende Getränk bereiten lehrtest — wird ihre Gebeine verdorren, und dieses Herz, das zu meiner Verzweiflung mit Adalberts Herzen sich zum ewigen Vereine umschlingt, stille stehen machen. Sie muß sterben, die Glende, denn nur über ihrem Grabe kann noch mein Glück erblühen, und mir soll einst — einst? — erst einst? — Wie Mathilde, man nennt dich nicht nur die schöne, sondern auch die kluge Ilmensteinerin, hast du nicht Einen Gedanken, nicht Einen Einfall, um dieses Einst zur Gegenwart zu machen? (geht sinnend auf und ab. Ihre Miene erheitert sich immer mehr, eine wilde Freude leuchtet immer gräßlicher aus den rollenden Augen, mit jauchzender Stimme): Ja, so geschehe es. O welch ein großer, glücklicher Gedanke, und hätte mir ihn der Fürst der Hölle zugeflüstert, ich würde ihm

mit dem besten Theile meiner Seele dafür lohnen. Es ist beschlossen. Hedwig welke dahin unter dem nagenden Zahne des zerstörenden Giftes. Ich gebe sie auf und trete über ihre Leiche in den Zauberkreis meiner gekrönten Wünsche. O bald, bald soll Adalbert ganz mein sein, bald werde ich, mit ihm vereint, von ihm umschlungen, in ein Meer der Wonne und des Glücks versinken. (Man hört den Thürmer eine lustige Weise blasen). Ha, das Zeichen zum Nachtimbiß. Dank heute der Barbarei meines Haustyrannen, die mich aus der Gäste Gesellschaft verbannt. Wuth und Rachedurst, heiße Liebe und das Vorgefühl künftiger Wonne würden mich zu sehr beherrschen, um die stürmischen Bewegungen meines Innern dem Auge des Beobachters zu entziehen. Hier im einsamen Gemache will ich mich dem tiefften Sinnen weihen, wie ich alles mit Klugheit und List ordnen, um rasch die verhasste Dirne zu ver-

derben und rasch mich aus dem Honigbecher
des höchsten Entzüdens zu berauschen.

(Martha tritt mit Lichtern ein.
Ihr folgen zwei Knechte, den Tisch
mit Speisen und Wein besetzend.)

(Mathilde leert schnell einen Be-
cher Wein, überläßt das Mahl den
Knechten und geht mit Martha in
ihr Schlafgemach.)

Es war nach diesem Tage eine Woche
hingegangen, welche Adalbert unter die wi-
drigsten seines Lebens zählen konnte. Ma-
thilde sah er nur auf Augenblicke im Burg-
garten und fand nie Gelegenheit, mit ihr über
Hedwig zu sprechen und den Schutz der Ge-
liebten von ihr zu ersuchen. Hedwig blieb
ganz unsichtbar, und von Martha konnte er,

troß aller Schmeicheltreden und Geschenke nicht mehr auskundschaften, als daß Hedwig von einem Fieber befallen und noch einige Zeit das Krankenzimmer zu hüten gezwungen sei. Höchst verstimmt wurde Adalbert durch das Benehmen des Burgherrn. Nur im Rausche fröhlich, war Bodo sonst ein rauher, starrköpfiger, ausbrausender Mann, ein ewiger Sklave seiner gränzenlosen Eifersucht und ein entschiedener Feind aller jungen schönen Ritter. Ohngeachtet Adalbert auch nie in einem Gespräch mit Mathilden von dem lauernden Gatten bemerkt oder überrascht wurde, ohngeachtet Bodo für die Rettung der Ehefrau dem edlen Ritter mit hoher Freundschaft und Dankbarkeit hätte zugethan sein sollen, so hatte Adalbert doch Gelegenheit genug, zu bemerken, wie verhaßt seine Nähe dem herzlosen, mißtrauischen Burgherrn sei.

Adalbert beschloß, noch drei Tage auf Almenstein zu weilen, und, fände er im Laufe

dieser Zeit nicht Gelegenheit, mit seiner Hedwig zu sprechen oder sich für sie Mathildens Schutz zu versichern, stracks nach dem Morgenlande zu ziehen und sein freudenloses, durch Hedwigs Verlust ihm werthlos gewordenes Leben unter den Säbeln der Dsmannen zu enden. Schon war der zweite Tag fruchtlos und mit getäuschten Hoffnungen verfloßen, schon suchte Adalbert sein Lager, um im Graue über sein Geschick und in sehnsuchtsvollen Gedanken an Hedwig eine Nacht zu vertruern, da schlich Martha an sein Gemach, und flüsterte ihm der Herrin süßes Gebot zu, um Mitternacht im Gewölbe an der Fliederlaube zur Unterredung über Hedwig sich einzufinden.

Mit dem Glockenschlage der mitternächtlichen Stunde, hochklopfenden Herzens und unter Angst und Hoffnung der kommenden Dinge harrend, stand Adalbert in der dunkeln Halle. Leise öffnete sich in einer Ecke ein

Pfortlein, ein matter Schimmer trat hervor, ein leiser Ruf beschied ihn dahin. Martha, eine kleine, halb verhüllte Leuchte in der Hand, winkte ihm zur Folge. Durch einen langen niedrigen Gang und über eine morsche Treppe schleichend, standen sie jetzt an einer Thüre. Martha öffnete und schob den Ritter hinein. Sie stellte die Leuchte auf ein Tischchen, wies auf einen, das Innere des Gemachs verhüllenden Vorhang und schlüpfte durch eine Seitenthüre. Adalbert trat durch die Öffnung des Vorhangs. Wohlgerüche umwehten ihn und beim Dämmerlichte einer kleinen, hoch an des Gemaches Decke hangenden Krystallampe erblickte er auf einem, nach orientalischer Weise üppig bereiteten Ruhelager eine Frauengestalt in halb liegender Lage, die mit sanftem Laute seinen Namen nannte und ihn an ihre Seite lud. Von Mathildens Flaumenhand in die weichen Pfühle niedergezogen, saß er dicht an dem reizenden Weibe, und als er jetzt sah, daß alle diese Zauberformen nur ein leichtes

schleierartiges, mehr enthüllendes, als bergendes Gewand umfloß, da dachte er an sein Gelübde, gethan in der Felsenhöhle auf dem Altare der Tugend und er erneuerte es mit frommen feierlichen Entschlusse.

Mathilde. Adalbert, ich bin Euch so hoch verpflichtet und mein Herz spricht so dringend für Euch, daß ich Alles, selbst mein Leben Euerm Glücke zum Opfer bringen würde. Ihr liebt Hedwig und Ihr sollt mit ihr glücklich sein. Um recht viel für Euch thun zu können, müßt Ihr mir Euer volles Vertrauen gewähren. Daher erzählt mir, wie Ihr mit Hedwig bekannt geworden seid und wie weit Euer gegenseitiges Verständniß gediehen ist.

Adalbert erzählte, wie er Hedwig auf seinem Zuge nach Vallestina beim furchtbarsten Gewitter in einem Walde gefunden und von ihr den Mordanschlag des Wirthes zur Walds-

herberge am rothen Kreuz auf eine reisende Rittersfrau erfahren, wie sie beide in einer, zum Schutze gegen das Gewitter erreichten Felsenhöhle — hier erröthete er — von dem nahen Falle ihrer Unschuld durch eine Geisterstimme gerettet wurden, was ihnen die Geisterstimme geboten und er mit Hedwig gelobt, wie er sie hier im Burggarten unvermuthet angetroffen und ewige Liebe und unerschütterliche Treue ihr geschworen habe.

Nun bat Abalbert Mathilden, seine Hedwig so lange unter ihrem Schutze zu wahren, bis er, im Falle ihn der Allmächtige erhalte, aus dem Kampfe gegen die Ungläubigen zurückkehre und genug Schätze erbeutet habe, um sich eine kleine Burg zu kaufen.

Mathilde. Alles soll geschehen, was Euer Wunsche und Euer Wohl fordern, aber Hedwig hier unter meinem Schutze zu wahren, ist mir unmöglich. Mein Eheherr, stets

von Eifersucht und Argwohn gefolttert, betrachtet Hedwig seit ihrem Hiersein mit scheelen Blicken. Sein unbeschreibliches Mißtrauen ahnet in der Schuldlosen die Abgesandte irgend eines, in Liebe für mich entbrannten Ritters und er hat mir erst gestern noch mit wilder Hitze geboten, die Dirne stracks zu entfernen. Hört nun meinen reiflich bedachten Vorschlag. Am kommenden Tage zieht Ihr aus der Burg und auf der Heerstraße nach Worms dahin. Eine Meile von hier, einige Schritte von der Straße am Saume des Forstes, steht ein verwittertes Kreuz, wo ein schmaler Pfad in den Wald und Euch zur Hütte eines Einsiedlers führt, der mir sehr ergeben ist, und Euch, bei Nennung meines Namens, freudig aufnehmer wird. Für Euch und Wolf findet Ihr Raum genug in der Hütte, in einer Felsenhöhle daneben für die Rosse, und an Imbiß und Wein soll es nicht mangeln, das sei meine Sorge. Täglich muß

der Siedler auf Almenstein sich einfinden, auf daß Ihr Kunde von Hedwigs Befinden erhaltenet. Ist sie genesen und der Reise mächtig, so lasse ich Euch in das Tannig am nördlichen Abhange dieser Burg bescheiden und Hedwig durch Martha in Eure Arme führen.

Adalbert. Dank, innigen Dank für Alles, was Ihr beschlossen, aber, edle Frau, Ihr habt, was ich Euch auf dem Zuge von der Waldherberge so ausführlich erzählte, wohl ganz vergessen, daß ich durch unmenschliche Bosheit aus meinem Vaterlande verbannt geworden, daß ich keine Heimath, keinen Zufluchtsort für Hedwig habe. Soll ich die Unerfahrene, Schuhlose Preis geben wildfremden Menschen, oder dem Elende, oder den Verführungen der Welt? — oder soll ich, zum Gespötte der Ritter und Troßbuben mit der Dirne auf'm Sattelnopfe in den Kampf ziehen? —

Mathilde. Nichts von allem diesen. Ihr sollt hinziehen, weit von hier, eine Burg kaufen, Eure Hedwig zum Traualtare führen und mit ihr wackere Sproßlinge erzeugen.

Adalbert. Verdiene ich diesen Hohn, Mathilde? — Ihr kennt meine Armuth und weist mich auf den Ankauf einer Burg hin! —

Mathilde. Was Euch nicht geworden, ist mir zum Überflusse beschieden (springt auf, holt aus einem Schranke ein Kästchen und hält es offen Adalbert hin. Edelsteine und Gold blinken ihm entgegen). Dafür kann man wohl eine Burg sich erkaufen?

Adalbert. Traun eine stattliche mit Flur und Forst, aber was soll das mir?

Mathilde. Nehmt hin, Adalbert, und werdet glücklich im Besitze Eurer Hedwig. Was ich Euch hier aus liebevollem, dankbarem Herzen reiche, ist in Erwägung dessen, was Ihr an mir gethan, ein Brosame, dem Hungrigen von der Tafel des Reichen gespendet. Eure That kann ich Euch nie genügend vergelten, und dieses Kästlein, ein Tand gegen die Schätze dieser Burg, sei nur ein Bürge meines guten Willens.

Adalbert. Ich staune ob Eurer Großmuth und erkenne das Glück, welches mir Mathildens edler Sinn bereiten will, mit tiefem Gefühle, aber ich kann, ich darf dieses reiche Geschenk nicht annehmen, denn es würde mich entehren, so lange ich noch einen Arm und ein Schwert habe, um für mich und Hedwig ein Obdach zu erwerben. Gebt mir für meine Hedwig einen Zufluchtsort und willig verzichte ich auf alles Gold.

Mathilde. Das ist mehr als Stolz, die Gabe der innigsten Dankbarkeit zu verschmähen. (Schiebt das Kästlein bei Seite, läßt sich auf dem Ruhelager nieder und schmiegt sich immer traulicher an Adalbert.) Euer Stillsinn verdiente, daß ich Euch und Hedwig unbekümmert Euerem Geschicke überließe, aber ich fühle mich zu gut, um Kälte mit Kälte zu vergelten. Im Thüringer Lande haust meine Schwester, vermählt mit einem edlen und reichen Ritter. Ihr empfängt im Lan- nig die Geliebte aus Marthas Händen und dann mit einem Brieflein von mir ausgestattet, geleitet sie nach Thüringen auf die Burg Rottenstein, wo meine Schwester lebt. Hedwig wird in Veronika eine treue, liebende Schwester, in Hugo von Elsenberg einen rechtlichen Freund und auf der stattlichen, mächtlich gelegenen Feste einen lieblichen Aufenthalt finden. Seid Ihr nun das zufrieden?

Adalbert. O wie kann ich Euch ob solcher Güte reichlich genug lohnen?

Mathilde (beugt sich zurück und zieht ihn mit sanfter Gewalt an ihren Busen). Mit einem langen, heißen Kuß.

Adalbert umschlang Mathilden und drückte einen langen innigen Kuß auf ihre Lippen. Aber das entflammte Weib dürstete nach mehreren, nach heißen Küßten. Sie hing an Adalberts Mund, während seine Seele Hedwig umschwebte und er ihr ewige Treue schwur und die Gelübde am Altare der Tugend erneuerte. Aber als Mathilde, deren hochgereizte Sinnlichkeit alle Schranken der Sittlichkeit und Zucht zu sprengen drohte, immer begehrender wurde, als sie mit schamloser Frecheit das ganze Schleiergewand so zu ordnen

wußte, daß auch jeder ihrer Reize ohne Hülle war, da wallte des züchtigen Adalberts reine Seele so von Abscheu über, daß der empörte Jüngling sie, gleich der gemeinsten Buhlerin von sich gestoßen und in gewichtigen Worten seine Verachtung ausgesprochen haben würde, hätte nicht in diesem Augenblicke Martha an die Thüre geklopfelt und die Nähe des kommenden Tages angekündigt. Rasch sprang Adalbert auf und mit einem Erröthen, das nicht ihm, sondern der sinnlichen Versuchung Mathildens galt, eilte er aus dem Gemache.

Und als nun der Thurmwächter hoch von Almensteins Zinne herab den anbrechenden Morgen verkündigte und im Osten ein rosiges Meer seine schillernden Wellen ausgoß und aus ihnen die Sonne auftauchte und diesem strahlenden, Licht Wärme und Leben ausströmenden Gestirne, der fleißige Sämman

und die ausziehende Heerde und die Thiere des Waldes und die Blumen der Auen entgegenjauchzen, da sprang Mathilde mit dem Lachen des Ingrimms von den seidnen Pfählen auf, sie schwur, daß Hedwig den Giftbecher leeren und Adalbert noch ihr sein müsse, dann brach sie in heiße Thränen aus und fühlte sich als die Unglücklichste unter all den Millionen, über deren Haupt sich die Sonne erhebe.

Bodo von Almenstein konnte seine innige Freude nicht bergen, als Adalbert bald nach Sonnenaufgang in dessen Gemach trat und seine nahe Abreise ihm ankündigte. Im Zechgaden wurde noch Valet getrunken, wobei auch Ludwig von Birkenstein mit Beit von Berned erschien, und als jetzt die Kofse auf dem Burghofe wickerten und Adalbert den hoch besiederten Helm auf den lockenreichen Kopf stürzte, da ergoß sich Bodo in einen

Schwall nichtsagender Dank- und Lobreden für sich und Mathilden und der alte Griesgram ward zum süß-lächelnden, überhöflichen Schranzen. Mit einem sehnsuchtsvollen Blicke nach dem Theile der Burg, wo er das Gemach seiner Hedwig glaubte, schwang sich Adalbert auf den krausenden Schaumhengst, reichte den Rittern zum Lebewohl die Hand und sprengte im tiefen Ernste über die donnernde Zugbrücke. Er wurde wieder heiter und voll Hoffnung als er Wolf lustige Worte zum Maulthiere sprechen hörte, denn der Gedanke, bald die geliebte Hedwig an seiner Seite auf dem sanften Thiere dahin traben zu sehen, erfüllte sein Herz mit hoher Bonne. Adalbert fand das verwitterte Kreuz am Saume des Waldes, den schmalen Pfad in den Forst, die Siedlerhütte und darin eine freundliche Aufnahme. Gleich eilte der Eremit nach Burg Jünenstein und kehrte nach einigen Stunden mit einem Korbe voll Le-

bensmittel und einem Schlauche Nierensteiner zurück, die herzlichsten Grüße von der Burgfrau und die erfreuende Kunde bringend, daß Hedwig rasch der Genesung sich nähere. Adalbert verscheuchte die Langeweile durch Gedanken an Hedwig und die Jagd im wildreichen Forste und durch des Eremiten Erzählungen, die manche so schauervolle Mährer enthielten, daß Wolf oft unter Beben und Zagen sein Mooslager suchte.

Triefend vom Schweiß kam eines Tages erst mit einbrechender Nacht der Eremit von Ilmenstein zurück. „Die gestrenge Burgfrau — sprach der Greis, nach Athem ringend — entbietet Euch ihren Gruß und giebt Euch Kunde, daß der grausame Bodo kommenden Tages Hedwig durch seine Rüdenbuben über die Ilmensteiner Markung bringen zu lassen geschworen habe. Daher sollt Ihr noch in

dieser Stunde ausbrechen und auf dem, mit Euch schon besprochenen Plage der treuen Martha entgegen harren. Sie ermahnt Euch, Wolf die Straße nach Thüringen voranziehen zu lassen und Hedwig auf Euer Roß zu nehmen, da sie noch zu schwach ist, sich allein im Sattel zu erhalten, auch im Laufe dieser Nacht noch eine Strecke zurückgelegt werden soll, um nicht allenfalls einem mit Bodo befreundeten Ritter zu begegnen und sich mit dem Scheine des Dirnenraubes zu beflecken."

— Adalbert zögerte keinen Augenblick. Bald sprengte er dem Tannig bei Ilmenstein zu, während Wolf, mit dem Langohr an der Hand, auf seinem muthigen Rappen die Straße nach Thüringen dahin trabte.

Schon volle zwei Stunden hatte Adalbert mit sehnsuchtsvollem Herzen seiner Hedwig geharrt, jetzt hörte er das Einlaßpfört-

chen Enarren, jetzt sah er im Sternenlichte zwei Gestalten daher eilen. „Hier ist Hedwig“ — sprach Martha ich habe sie dicht verschleiert, damit der noch Kränkenden die kühle Nachtlust nicht schade. Gott geleite Euch.“ — „Dank, innigen Dank Deiner guten Herrin und Dir, treue Martha“ — entgegenete Adalbert, drückte der Jose einige Goldgülden in die Hand, hob mit sanfter Umschlingung die Verschleierte vor sich auf das Roß, preßte sie mit heißer Liebe an die freudig pochende Brust und spornete das schnaubende Roß zur Eile. Da überzogen im raschen Fluge rabenschwarze Wolken den sternbesäten Himmel, Blitze durchschlängelten im flammenden Gezacke die Luft, furchtbar rollte der Donner und ein gräßlicher Sturm beugte die Wipfel der Bäume und erschütterten ihre Wurzeln. Adalberts Roß bäumte sich zum Überschlagen, gewaltig drückte ihm der Ritter den scharfen Sporn in die Seite.

Mit einem fürchterlichen Sage sprengte der tollgewordene Hengst dahin, querseld über Gräben und Hecken, mit dem raschen Fluge des schwirrenden Pfeils brauste er über Steinklippen und vom Rande eines schroffen Felsens stürzten Reiter und Roß in eine grauensvolle Tiefe.

Ende des zweiten Bandes.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands
und der Schweiz sind folgende empfehlens-
werthe Romane zu bekommen:

Albrecht, W. G., die Wahrsagerin.

Eine Novelle des 19ten Jahrhunderts
höchst seltener Art und Ludwig der
treue Schwabe. Eine wahre Ge-
schichte. 8. 1830. 26¼ Sgr. 21
gGr. 1 Fl. 34 Kr.

Arno, der Resedastrauß.

Zwei Erzählungen. 1) Das Testament.
2) Die seltenen Brüder. 8. 1830.
27 Sgr. 6 Pf. 22 gGr. 1 Fl.
38 Kr.

Augustiner = Kloster,

das, oder: das Turnier zu Jerusalem. Eine
Kloster- und Rittergeschichte aus dem

13ten Jahrhundert. 8. Brosch. 1828.

1 Thlr. 1 Fl. 48 Kr.

Bartels, Friedr., die Kindesmörderin, oder: Mönch und Nonne. Eine Klostergeschichte. 8. 2 Bde. 1831. 1 Thlr. 15 Sgr. 1 Thlr. 12 gGr. 2 Fl. 54 Kr.

Bertrant, G., die schöne Advokaten-Tochter zu Bachholderleben. Ein Seitenstück zur „Pfarrerstochter zu Lauenhahn.“ 8. 1829. 1 Thlr. 1 Fl. 48 Kr.

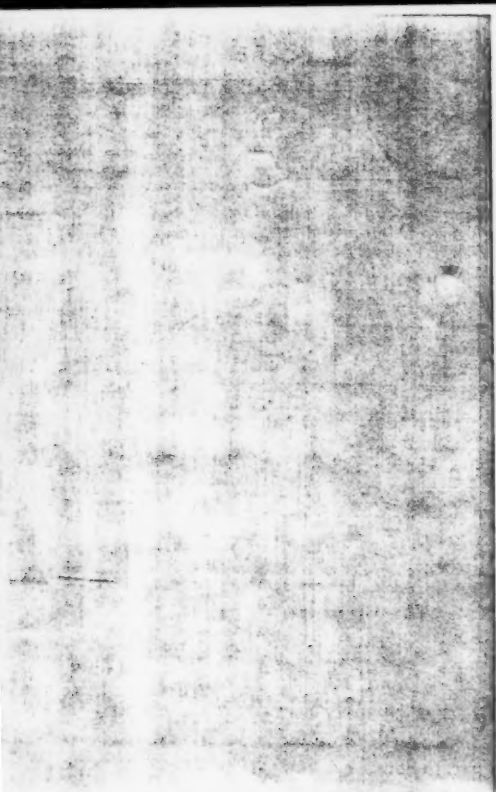
Delarosa, L., das Blumensträuschen.

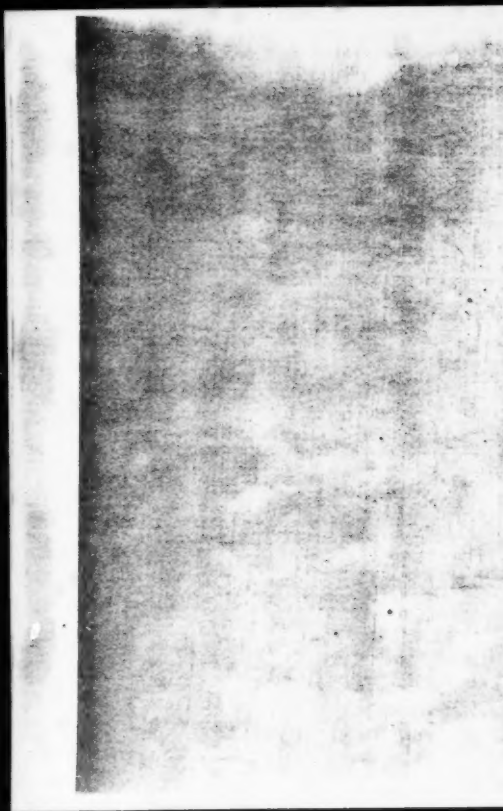
- 1) Ritter Hugo von Liebentreu und des wilden Almaruch Abentheuer. 2) Die Schlittensfahrt. 3) Treue Liebe. 8.

1829. 27 Egr. 6 Pf. 22 gGr.
1 Fl. 38 Kr.

Delarosa, P., Fiorentina,
die Sängerin aus den Ruinen von Por-
tici, oder: die räthselhafte Braut
8. 1830. 1 Thlr. 1 Fl. 48 Kr.

Vertrant, G., die Afsanienburger
und die Arnsteiner, oder: der Sieg der
gerechten Sache. Historisch-romanti-
sches Gemälde aus den Ritterzeiten.
8. 1831. 2 Bde. 2 Thlr. 3 Fl.
36 Kr.





~~34615~~

Die
blutende Nonne,

oder

Die Erscheinung um Mitternacht
in der Schauerhöhle.

Ritter- und Geistergeschichte

von

J. A. von Train.



III. Band.

Nordhausen
bei Ernst Friedrich Züß.

1832.

1976. 3642, 16

Die
blutende Sonne,

oder

die Erscheinung um Mitternacht
in der Schauerhöhle.

III. Band.



Herberge

in einem Dorfe an der böhmischen Grenze.

Bechstube.

(Joll und Perzky, Knappen des Grafen Wenzel von Lichtenstein, ziehen. An einem Seitentische sitzt ein eisgraues Männlein und hat einen Becher Wein vor sich, von dem er manchmal nippt. Auf einer Bank liegt Wolf, Adelberts Knappe, im tiefen Schläfe. Hans, der Wirth geht ab und zu.)

Toll. Heda, Hans, noch einen Krug Wein, und dann die Beche.

Perzky (dem abgehenden Wirth nachrufend). Der Stallbube soll unsere Klepper zäumen. — (zu seinem Gefährten halb laut). Höre Toll, dießmal haben wir uns für Kaisers Bart die Knochen mürb geritten. Hätte der Herr uns doch nicht von Prag bis hieher heßen sollen, ohne genaue Kunde zu haben, wohin die Dirne und ihr Buhle sich geflüchtet haben.

Toll (eben so halblaut zu Perzky) Wie Du daher plauderst. Warst doch selbst im Stalle, wie wir zwölff Knappen so schnell aufsitzen mußten, wie der Rüstmeister immer zwei an sich hinreiten ließ und ihnen Bescheid gab. Wird wohl ein Paar von den Andern die sechs Goldgülden verdient haben, die man uns versprochen hat, wenn wir die Flüchtlinge erhaschten.

Das Männlein (starrt vor sich hin, mit tückischem Gelächter und lauter

Stimme) Noch hat keiner die sechs Gulden verdient, noch lachen die Flüchtlinge im sichern Verstecke ihrer Verfolger und, — trügt mich mein Seherblick nicht — so pflückt der glückliche Buhle so eben die glühende Knospe, für welche der reiche und mächtige Graf Benzgel von Lichtenstein gerne einen Säckel voll Gold gegeben hätte.

(Ioll und Perzky springen von ihrem Sitze auf, treten dicht an das Männlein hin, und betrachten es mit wilden Blicken.)

Das Männlein (eine hagere, vom Alter gebeugte Gestalt, mit schwarzen funkelnden Augen. Die Gesichtszüge sind verzerrt und in diesen, so wie in seinen stehenden Blicken liegt etwas, dem Betrachtenden geheimen Schen Einflößendes. Den spitzigen, nur mit wenig eisgrauen Haaren versehenen Kopf bedeckt eine blutrothe Mütze mit drei Hahnenfedern. Ein

schwarzes, mit feuerfarbenen Pauschen besetztes Wams, feuerfarbene Pumphosen und ein dunkelbrauner, weit über die Füße hinablaufender Mantel geben der Gestalt ein Furcht erregendes Ansehen). Was beliebt?

Toll. Was weißt Du, alter, vorlauter Fant, von dem entlaufenen Paare und dessen sicherer Bestechung? — Stracks gehe uns Kunde davon, sonst soll mein Flammberg so lange Deinen krummen Rücken bearbeiten, bist Du gehörig beichtest.

Das Männlein (sieht Toll mit verächtlichem Lächeln an). Armseliger Prahler! Hättest Du auf der Roschauer Heide gegen den Buschflepper, der, Angesichts Deiner, einen ziehenden Kaufmann niederwarf, Deinen Flammberg gebraucht, so hätte es besser gelassen, als damit einem wehrlosen Greise zu drohen.

Perzky (sieht bestrebt auf den erblaffenden Toll, dann geschmeidig

und mit sanfter Stimme). Werdet nicht unwirsch über den Brausekopf, der immer mit dem Maule größer ist, als mit der That. Ich sehe, ehrwürdiger Greis, daß Euer Wissen viel und ausgebreitet ist, daher bitte ich um die Kunde von der, meinem Grafen entronnenen Dirne, und trete Euch willig meinen Antheil an dem Fangelde ab.

Das Männlein (winkt einem Bettler, der so eben an der Thüre erscheint, und läßt eine Handvoll Goldstücke langsam in den Hut des Armen gleiten. Die Knappen und der Wirth der mit Wein zurückkommt, sehen mit Erstaunen bald das blanke Gold, bald das Männlein an, auf dessen Wink der Bettler, laut dankend und vor Freude weinend, sich entfernt.) Sagt dem Lichtensteiner, daß Helene mit ihrem Buhlen seinen Nachsetzungen entgangen und bereits im väterlichen Hause, und in voller Sicherheit ist. Hätte Wenzel nicht Gewalt, son-

dern List, nicht Burgverließ, sondern Schmeicheleien und Gold angewendet, so wäre die schöne Helene sein gewesen. Doch soll er sich darob nicht zu sehr grämen, sondern am Tage Medardi auf Burg Ischorneck einreiten, da wird er des kränkenden Burgherrn junge Ehefrau, seiner in schon lange wählrender, geheimer Liebe harrend, und in ihren Armen viele wonnige Stunden finden.

(Der Stallbube zieht mit den Kleepern zum Thorwege hinaus. Die Knappen bezahlen ihre Beche, stürzen die Eisenhauben auf, und gehen, das Männlein mit scheuer Ehrerbietung grüßend, von dannen.)

Wirth (schaut in des Männleins Becher). Mein, das ist mir noch nicht vorgekommen, so lange ich Wein zapfe. Sitz da von Mittag bis zur Abendstunde und habst kaum so viel getrunken, als darin eine Mücke ersäufen könnte.

Das Männlein. Zu Essen, ohne zu

hungern, und zu trinken, ohne zu dursten, ist Sache des Narren oder des Schlemmers.

Wirth. Mag wohl wahr seyn, aber wenn Jeder so dächte, dann dürfte ich noch heute den Bettelstab ergreifen. Da lob ich mir die Ritter und die Pfaffen. Die haben immer durstige Kehlen, und wenn ihnen schon die Züge schwerer als ein Amboss wird, so muß Hans doch immer noch frische Humpen herbei schleppen.

Das Männlein. Jeder nach Belieben, doch zu etwas Anderm. Ihr habt vorhin zu den Lichtensteinern einige Worte über das sonderbare Benehmen eines fremden Ritters, der bei Euch Wohnung genommen hat, gesprochen. Welche Bewandniß hat es damit.

Wirth (füllt sich einen Becher mit Wein und setzt sich damit dem Männlein gegenüber). Das ist eine Geschichte so absonderlich und merkwürdig, wie nicht leicht erlebt wird. Vor vier Tagen kam Abends der Schaafhirt gelaufen und sagte, daß ein

stattliches Ross, prächtig gezaunt und gefattelt, sich auf meiner Mühlwiese tummle. Schnell ging ich dahin, und fand einen herrlichen Brandfuchs von hohem Wuchse, und nicht fern davon, unter einer Eiche einen jungen, bildschönen Ritter, den Rücken an den Stamm des Baumes gelehnt, die Augen geschlossen. Helm, Schild und Lanze lagen neben ihm. Es begann schon zu dunkeln und ich glaubte, daß es schicklicher sey, den Ritter in meine Herberge zu leiten, als ihn der kühlen Nachtlust und dem feuchten Graslager zu überlassen. Lange mußte ich an ihm rütteln, bis er aus dem tiefen Schläfe erwachte. Starr blickte er mich an, drückte den Kopf in beide Hände und sprang dann rasch auf. Langsam schaute er umher. „Wie, ich lebe noch — hier wieherte das Ross und trabte auf uns zu — und auch du mein treues Thier, auch du lebst noch? — Wir haben unser Grab nicht gefunden, im endlosen Sturze? — Unsere Gebeine sind nicht zerschmettert worden von dem

Gesteine der Schlucht." — So sprach er mit matter Stimme, dann aber schrie er, daß mir die Ohren gälten: „Wo ist Hedwig, um Gottes Willen, wo ist meine Hedwig?“ — Als ich ihm hoch und theuer schwur, daß ich von keiner Hedwig etwas wisse, auch schon sehr lange Zeit keine fremde Dirne hier gewesen sey, da faltete er die Hände, starrte mit erlöschenden Blicken vor sich hin und ein schwerer Kummer drückte sich auf seinem Gesichte aus. Ich bat ihn, bei mir Herberge zu nehmen und sich zu laben. Schweigend wandte er an meiner Seite fort, und wäre oft zusammen gesunken, hätte ich ihn nicht geführt. Ich leitete ihn auf ein gutes Gemach, ließ das Roß in den Stall und des Ritters Waffen von der Wiese in meine Kammer bringen, schnallte ihm die Rüstung ab, und besorgte Wein und Imbiß. Nur auf mein eifriges Zureden leerte er einen Humpen, verschmähte aber das Mahl, warf sich auf das Lager und war in wenig Augenblä-

den entschlafen. So eben wollte ich mein Ruhelager besteigen, als, das Dorf herauf, ich ein Ross scharf daher traben, und an mein Haus herankommen hörte. Ein Knappe — (auf den schlafenden Wolf weisend) dort ruht er. Heute ist es das erste Mal, daß er sich der Ruhe überläßt. Bis zur heutzigen Mittagstunde ist er noch keinen Augenblick von seines Gebiethers Seite gewichen — sprang vom Gaul und fragte hastig nach einem Ritter, der so und so aussähe, einen stattlichen brandrothen Schaumhengst reite und in der Herberge oder deren Nähe weilen müsse. Laut jubelte er, als ich ihn leise zum Ritter führte und er in ihm seinen Herrn erkannte, aber noch lauter war sein Jammer am andern Tage, als die treue Seele wahrnehmen mußte, daß ein stiller Wahnsinn des Ritters sich bemächtigt habe. Adelbert von Löwenstein, so heißt er nach des Knappen Aussage, verschmäh't Speise und Trank, liegt Stundenlang, vor sich hinstarrend, auf dem

Potterbettlein, springt dann auf und fordert
 Rüstung und Roß, um seine Hedwig zu su-
 chen. Gestern hatte er einige ruhevolle Au-
 genblicke, wo er sogar etwas heiter wurde
 und recht vernünftig sprach. Plötzlich heisch-
 te er Kunde, wie weit die Feste Almenstein
 von hier liege, und ob er binnen eines Tages
 in Erfurt einreiten könnte. Als ich ihm sag-
 te, daß man hier von keiner Burg Almenstein
 je etwas gehört habe, auch die Stadt Erfurt
 im Thüringer Lande, Zweifels ohne, gar viele
 Tagreisen von hier liege, da begann er zu
 rasen, und nur nach langer Zeit und mit vie-
 ler Mühe gelang es uns, ihn wieder zur Ru-
 he und Besinnung zu bringen. Gott gebe,
 daß es mit dem Ritter bald zum Guten ge-
 he. Lange treibt er es so nicht. Es muß
 überhaupt (er schaut sich sorgfältig nach
 Wolf um, rückt dem Männlein näher
 und spricht mit gedämpfter Stimme)
 etwas gar Auserordentliches, sowohl beim Ritter
 als auch beim Knappen im Spiele seyn. Ge-

stern, wie gesagt, war der junge Rittersmann schon auf gutem Wege zur Genesung. In der Meinung, Wolf pflege nun auch ein Mal der Ruhe und besorgt, ob dem Ritter Etwas gebrähe, wollte ich in dessen Gemach treten, da hörte ich ihn, und den Knappen nur halblaut mit einander sprechen. Dieses Heimlichthun reizte meine Neugierde, die Wand nach dem Gange zu, ist nur von Brettern, und ich legte nun mein Ohr an ein Astloch und hörte gar wunderliche Dinge, bei deren Erinnerung sich meine Haare sträuben. Der Ritter erzählte, daß im Augenblicke, wo er Hedwig vor sich auf das Roß genommen, ein furchtbares Gewitter ausgebrochen, der Hengst durchgegangen und mit ihm vor einer Felsenkuppe in eine gräßliche Tiefe gestürzt sey.“ Mir ist es auch gar übernatürlich ergangen, berichtete der Knappe. Ruhig trabte ich die Straße nach Thüringen dahin, und hielt meinem gutmüthigen Langohr gar belehrende Reden, wie er recht folgsam, sanften Trittes und

voller Aufmerksamkeit auf Weg und Steg seyn müsse, wenn nun bald eine zarte Dirne seinen dienstbaren Rücken besteige. Da rauschte es plötzlich um mich her, unter den Hufen meines Rosses stieg eine weiße Wolke empor, schloß sich über meinem Kopfe und hob mich und meinen Rappen, der — aufrichtig gestanden, nicht ärger zitterte als ich — mit Sturmwindseile durch die Luft. Was aus dem guten Langohr geworden, kann ich nicht sagen. Er war von meiner Seite wie verschwunden. Mit einer merklichen Erschütterung fühlte ich, daß mein Ross wieder auf dem Boden fußte. Die Stimme eines Unsichtbaren gebot mir, in der Herberge des nächsten Dorfes nach Euch, edler Ritter, zu forschen. Gott sey hoch gepriesen, daß ich wieder in Eurer Nähe bin, keinen Schritt weiche ich mehr von Eurer Seite, sonst könnte ich wieder einen Austritt machen müssen, und schon dieser hätte mich bald vor Angst dem Knöchler zugeführt. — Das sprachen die Beiden, zusammen. Mir

vergingen beinahe die Sinne, denn wo einer thurmhoch in eine Steinschlucht mit dem Kopfe unbeschädigt stürzt, und der andere auf einer Wolke durch die Lüfte reitet, da ist Meister Arian nicht ferne, und mit diesem will ich nicht gemeine Sache machen.

Das Männlein. Genug des Geplauders. Ich will mit dem kranken Ritter selbst sprechen und werde ihn — noch in dieser Nacht gesund machen. Geleitet mich zu ihm.

Wirth. Laßt mich die Lampe bringen. Der Abend ist mächtig eingebrochen und auf der dunkeln Treppe wird mir gar schauerlich zu Muth, der sonderbaren Gäste halber. (bringt eine Lampe und geht mit dem Männlein durch eine Seitenthür ab.)

Gemach in dieser Herberge.

(Adelbert von Löwenstein liegt auf einem Ruhelager und stirrt, wie in

dumpfer Betäubung vor sich hin. Das Männlein und der Wirth treten ein. Gebieterisch deutet das Männlein auf einen Wandleuchter, dann auf die Thüre. Der Wirth zündet gehorsam die Kerzen des Wandleuchters an, und schleicht sich, mit einem furchtsamen Blick auf den Ritter, zur Thüre hinaus. Das Männlein zieht eine Phiole hervor und gießt sie in den halbgeöffneten Mund Adelberts aus. Bald beginnt dieser sanfte Bewegungen zu machen, das starre glanzlose Auge wird mild und strahlend, eine rosige Farbe überfließt die fahlen Wangen. Mit der Fülle der wiederkehrten Gesundheit und Kraft des Geistes und des Körpers springt Adelbert vom Lager. Er will rasch der Thüre zuschreiten, da erblickt er das Männlein.)

Adelbert. Wer seyd Ihr? — Was wollt Ihr hier?

Das Männl. Ich bin Adostan, der Magier, und was ich wollte, habe ich schon erreicht, die Herstellung Euers, mit der Vernichtung ringenden geistigen und materiellen Vermögens; und die hohe Freude, einen schönen, edlen Jüngling wieder der Welt und ihren Freuden gegeben zu haben, ist der Lohn meiner Kunst geworden.

Adelbert. Wie, Euch verdanke ich, daß diese Last, die meine Seele und meinen Körper gewaltig niederdrückte, so plötzlich gewichen ist? — daß rascher meine Pulse schlagen, neue, wohlthuende Lebenswärme durch mein ganzes Wesen strömt und mein Herz wieder des Frohsinns fähig ist und die dunkle Nebelwolke der Gefühllosigkeit und der Erstarrung vor dem Sonnenblicke süßer Empfindungen und freundlicher Hoffnung zerfließt? — Und alle diese Bönne verdanke ich Euch?

Adostan (ihm die leere Phiole zei-

gend). Nur wenige Tropfen enthielt diese Phiole, die ich in Euern Mund goß, aber das Wenige genügte, diese rasch sich gestaltende Veränderung in Euch zu erzeugen.

Adelbert. O sagt an, weiser, wohlthätiger Greis, womit kann ich Euch lohnen? — Schätze habe ich nicht, aber ein dankbares Herz, einen kräftigen Arm und genug des Muthes, auch das Schwerste für Euch zu thun.

Adastan. Jüngling, gib mir Dein Vertrauen, und ich bin überreich belohnt. Du sollst mich kennen lernen. Mein Vaterland ist Medien, und dort wurde ich schon als ein zarter Knabe in den Dienst der Magie eingeweiht und in die Geheimnisse dieser ewigen Mutter der Dinge, dieser Göttin der geistigen sowohl, als der himmlischen Liebe. Die Geheimnisse der unendlichen Magie machten mich zum Herrscher guter und böser Dämonen und durch sie wurde ich bekannt mit jenen Naturwirkungen, welche gleich harmonischen Tönen, alle verwandte Saiten im In-

uern der umgebenden Natur aufregen, und ich wurde mächtig genug, auf und in die ganze, mich umgebende Natur einzuwirken. Ich bin Arzt, und als Seher durchschaue ich die verborgenste Vergangenheit und vor meinem scharfen Auge muß die Zukunft auch ihre dichtesten Schleier lüften. Meinem Winke gehorcht die Witterung, und meine Kunst bereitet Tränke, deren Genuß das Zerrbild der Häßlichkeit zur reizendsten Gestalt, die kälteste, jede Liebe und ihre Wonne zurückstoßende Dirne zur glühenden, nach der Umarmung des Mannes lechzenden Phryne und den kraftlosen, im Dienste der Minne entnervten Greis zum rüstigsten Buhlen umwandelt.

Worte, nur Worte hast Du jetzt gehört, nun, Jüngling, nun soll die That Dich zur Überzeugung führen von meiner Macht und von meinem Wissen. Auf einen Wink Adolfs erlöschen die Lichter. Im Hintergrunde des Gemaches verbreitet sich eine glänzende Helle. Adelbert

sieht in den Gestalten, die langsam aus der Tiefe emporbrachen und dann in Nebel zerfließen, zuerst sich, wie ihn, als Kind, die alte Irmengard, von Eberhart von Borken und dem Minnesänger Romuald gefolgt, in die Burg trägt; wie er zu Eisenach den Löwen besiegt, und den Ritterschlag vom Herzog Otto erhält; durch Alara, des herzoglichen Obermarschalls Tochter, aus dem Gefängnisse gerettet wird, in der Felsenhöhle Hedwig umschlingt, und Mathilde von Ilmenstein mit der Gluth der entzügelten Begierde ihn an den entfesselten Busen drückt. — Die Gestalten verschwanden.) Das waren die Bilder der Vergangenheit, nun zeige sich nur eines aus den Tagen der Zukunft. (Es erscheint das Innere des Geißelgewölbes eines Klosters. In einem Winkel ist ein Strohlager. Hedwig, als

Ronne gekleidet, sitzt an einem Tische, den Kopf in die Hand gestützt. Thränen fließen aus ihren Augen und tiefer Gram hat sich auf ihrem Antlitze gelagert. Leise öffnet sich die Pforte und zwei wohlgenährte Mönche, wilde Lust und tückische Freude in den kleinen, lüsternden Augen, schleichen herein. Hedwig blickt auf und mit der Geberde des Entsetzens flieht sie in eine Ecke. Die Mönche liebkosen sie mit dem sanftesten Schmeicheln. Hedwig sinkt auf die Knie und fleht um Erbarmen. Die Mönche heben sie auf, und versuchen, durch Zärtlichkeit und Ueberredung zum Ziele zu kommen. Hedwigs Sträuben wird immer heftiger, die Begierde der Mönche immer stürmischer. Mit der Wuth thierischer Sinnlichkeit reißen sie ihr das Gewand ab und tragen die Ohnmächtige auf

das Strohlager. — Das Bild verschwindet. Die Kerzen des Wand-
leuchters entzündet sich.)

Adelbert (außer sich, mit empor-
gestreckten Armen den verschwunde-
nen Gestalten nachstarrend,) Hedwig!
meine Hedwig!

Adostan. Sei ruhig, Adelbert! Noch
ist sie Deine Hedwig, noch die unberührte,
nur für Dich Liebe fühlende Hedwig. Aber
das, was Du gesehen, wird sie einst werden,
die trauernde Nonne, die Beute wollüstiger
Mönche und eine, durch Gram um Dich,
durch das Gefühl der Entehrung früh dem
Grabe zupflockende Blume. Nur Du kannst
sie retten und ihr und Dir ein Leben voll
Bonne bereiten.

Adelbert (hastig und mit Feuer
Adostans Hand fassend) O, sag an,
Du gutes, mächtiges Wesen, wie kann ich
das? Womit soll ich beginnen? —

Adostan. Damit, daß Du meiner Fein-

din, jener trugvollen Zauberin, die immer mein wohlthuetendes Handeln zu entkräftigen strebt, und, wie schon Unzählige, auch Dich um jede Freude des Lebens, um jede Hoffnung und jede Erfüllung heißer Wünsche betrügt, von diesem Augenblicke an jeden Einfluß auf Dein Herz entzieht und nur mir mit unbedingtem Vertrauen Dich hingiebst.

Adelbert (ihn mißtrauisch betrachtend). Womit willst Du dieses Vertrauen rechtfertigen?

Adostan. Höre mich an. Ich hatte eine Schwester, die, gleich mir, in die Geheimnisse der Göttin Maja eingeweiht wurde. Wir liebten uns unaussprechlich und strebten rastlos nach Vermehrung unserer Kenntnisse. Viel und mannigfaltig wurde unser Wissen und unsere Macht fast überirdisch, aber als wir, im frechen Stolze auf unsere geistige Kraft, uns so weit vergaßen, die Allmacht des Schöpfers zu verhöhnen und ihr Troß zu bieten, da faßte uns des Todes rasch zerstö-

rende Hand, und wir traten vor den Thron des ewigen Richters und eine Stimme, sanft wie der Ton der Flöte, sprach: „Ihr habt mich verhöhnt, und ewige Finsterniß und ewige Pein würde euer Loos seyn, wäre ich nicht der Gott der Erbarmung. Ihr sollt wieder unter den Menschen wandeln. Deine Bestimmung, Adostan, sey, zwölf Jünglinge und zwölf Mädchen im Raume eines Jahrhunderts durch Liebe und Treue glücklich zu machen, und die deinige, Risiona, den Jünglingen die Geliebten zu entreißen und selbige anfänglich durch den Schein, als beschüttest du ihre Liebe, allmählich für ein stilles Leben, für Entsagung aller irdischen Freuden zu gewinnen. So sollt Ihr ein Jahrhundert im gegenseitigen Kampfe dahin bringen und wer von euch den Sieg über die Mehrzahl in das Buch der Thaten eintragen kann, dem soll Ruhe und der Genuß überirdischer Wonne werden. Schwebet hin, wo Sterbliche haufen und beginnt euer Werk. Verliehen sey euch die

Macht, jede Gestalt anzunehmen." — Missionen und ich schwebten nieder von den Himmels-
höhen. Mit einem glühenden Hasse verließ
sie mich, und strebte, jedes mir Heil bringende Werk zu zerstören. Erst ein halbes Jahr-
hundert währt mein Wirken und schon wird
von eilf Jünglingen und Mädchen, die ich
Missionen heimtückischen Umtrieben zu entrei-
ßen und in den Hafen beglückender Liebe zu
geleiten vermochte, mein Name nur mit Dank
und Segen genannt. Nennt auch Dein Mund
Adosian den Beglückter Deiner Tage, schlägt
Dein Herz an Hedwigs Seite für mich in
süßer Erinnerung, dann ist meine irdische
Laufbahn vollendet und mir die rosenbekränzte
Pforte der ewigen Ruhe und des ewigen
Lohns geöffnet.

Adelbert. O, daß sie bald käme, die
Stunde voll Wonne, wo ich, unauslöschlich mit
Hedwig verbunden, Dir Dank und Segen
stammeln könnte.

Adosian. Bald, sehr bald schlägt für

Dich die Stunde der Borne, wenn Du nur meine Stimme mit unbedingter Hingebung hörst und Risionas tückevollen Ruf unbeachtet lässest. Schon viel habe ich für Dich gethan, um Dir ein genussreiches Leben zu bereiten. Ich war es, der Hedwig aus der Waldherberge in Deine Arme leitete, das furchtbare Gewitter erregte, und, als Eremit Dir die trauliche, für die Freuden der Minne so günstige Felsenhöhle verrieth. Ein Genuss, um den Dich die mächtigsten Herrscher hätten beneiden müssen, wäre Dir in der ersten, noch keinem Manne gewährten Umarmung der unerfahrenen, von mir zur heißesten Liebe für Dich entflammten Dirne geworden, hätte nicht Risiona mit boshafter Hand das schöne Gewebe meines sinnigen Strebens zerstört. Ich war es, der Mathilden von Ilmenstein bis zum Wahnsinn an Dich fesselte. Welch eine Nacht wäre Dir geworden, hätte nicht die Erinnerung an die trugvolle Geisterstimme und ein Gelübde, einer betrügenden Gauke-

rin am Altare erlogener Tugend gethan, Dir den schäumenden Kelch der süßesten Wonne entrisßen. Ich bin es, der jedes Weib und jede Dirne, nach deren Genuß Deine Brust im heißen Sehnen pocht, Dein Lager mit feuriger Begierde theilen macht.

Adelbert (sieht ihn durchbringend an, und schüttelt den Kopf). Deine Bestimmung, vom Allmächtigen ausgesprochen, führt den liebenden Jüngling an den Busen der liebenden Dirne, und gründet ihr Glück durch Liebe und Treue. Das schönste Glück des Lebens soll durch die, Dir verliehene Macht über die Menschen ausgegossen werden, und Du wirfst die vernichtende Flamme der Sinnlichkeit in das empfängliche Herz und reizest sie, zu huldigen entwürdigender Wollust, dieser gefährlichen, größten Feindin der häuslichen und menschlichen Gesellschaft, die durch ihre Ausschweifungen den Körper untüchtig macht, dem Geist als Werkzeug der Vernunft zu dienen, und die Achtung vor

der Menschenwürde Anderer zerstört. Wie vereint sich dieses heillose Gewerbe mit Deinen Ansprüchen auf jenseitige Ruhe? —

Adostan. Kurzsichtiger, glaubst Du, in die Tiefe meines Wesens blicken zu können? Kennst Du das sich bunt durchlaufende Gewebe des großen Meisters? Liebende Herzen zu vereinen ist mein Loos, aber ich bin auch (er verwandelt sich in einen wunderschönen Knaben. Goldne Locken fließen den Nacken hinab, ein himmelblaues, mit blinkenden Edelsteinen geschmücktes Gewand umschließt den zarten Körper, Lilien und Rosen sprießen zu seinen Füßen und hauchen ihre himmlischen Düfte aus) der Schutzgeist der Genüsse. Der Knabe spielt jachzend mit dem Federballe, und das Mädchen windet, im Kreise lieber Gespielinnen unter fröhlichem Gesange liebliche Blumenkränze und freuet sich des kommenden Tages und seiner Freuden. Der Jüngling und die

Jungfrau schleichen mit wonnigem Gefühle in die dunkle, nur von ihren Küssen und dem süßen Stöhnen der beglückten Liebe wiederhallende Laube; der Mann läßt sich leckeren Imbiß, den edlen Rebensaft mit süßem Bechagen munden, zieht fröhlich zur Jagd aus und strebt der schönen Nachbarin Begierde zu erregen, und weiß die schlanke, vollbusige Jofse durch Schmeicheltrede und Gold kirre zu machen; die Frau schwebt im wollüstigen Tanze vom Bewußtseyn ihrer schönen Bewegung und ihrer bezaubernden Gestalt durchdrungen, im stolzen Triumphe die Reihen hinab, und schwelgt im Vorgefühle der Wonne, die ihr mancher stattliche Ritter, von der Macht ihrer Reize hingerissen, zur Schadloshaltung für den stets betrunkenen, mürrischen Gatten, in geheimer Umarmung geben wird; und der Greis und die Matrone haben nur das Verlangen, noch ihre wenigen Tage mit so vieler Freude als möglich, zu würzen. Alles athmet um zu genießen, und es liegt mir,

dem Schutzgeist der Genüsse, ob, die Wünsche, das Streben nach Genuß mit freundlich-reger Theilnahme zu krönen. Mein ist die süße Bestimmung, ein liebendes Paar über die Klippen und Klüfte der Hindernisse hinweg, in den Tempel des unlöslichen Vereins zu leiten, aber, als Geniuss der Genüsse, muß ich auch Alles aufbiethen, in meinem großen Reiche die Quelle der Wonne immer reichlich fließen zu lassen.

Adelbert. Willig verzichte ich auf jede Freude, an deren Genuß sich eine bittere, die Tugend und das Schamgefühl verletzende Erinnerung kettet, aber innig flehe ich Dich an, meine Liebe zu Hedwig zu schützen und mich einst den süßesten Weg durch dieses Leben an ihrer Hand zu leiten.

Adostan. Und Du fragst nicht einmal, wo Hedwig ist? — Hast Du keinen Wunsch sie zu sehen?

Adelbert. Daß sie, gleich mir, nicht durch den gräßlichen Sturz in den Abgrund Blut. Ronne. III.

zerschmettert worden, sondern gerettet und in Sicherheit ist, das verkündigte mir die Geisterstimme der Felsenhöhle, die Stimme Risionas, in einem wonniglichen Traume, und als ich, vom Wunsche, Hedwig zu sehen, vom Lager aufspringen, mein Ross besteigen und rastlos sie suchen wollte; da gebot sie mir mit feierlichem Ernste, Hedwig so lange nicht zu sehen, bis eine höhere Macht es wolle. Risiona forderte das Gelübde des Gehorsams und als ich, beim Erwachen des Traumes nicht achtend, rasch zu Hedwigs Auffpürung hinziehen wollte, so versenkte sie mich in eine tobtendähnliche Erstarrung, aus deren Banden Du mich lösetest.

Adoskan. Wird es nun bald hell werden vor Deinem, durch dieses trugvolle Wesen umwölkttem Auge? Wirst Du bald meinen Worten Glauben, und meiner Freundschaft für Dich ein kräftiges Vertrauen gewähren? — Du müßtest Gehorsam geloben, damit die listige Betrügerin Zeit gewinne,

Hedwigs Herz von Dir abzulenken, der Dir ne warmes, rasch strömendes Blut in das erkaltete, träge dahin schleichende, der lebensmüden Greisin zu verwandeln und die Bethörte aus dem Lichte der Freude und der Genüsse in das Dunkel der Träume und der Entbeh- rungen zu schleppen. Die Erstarrung, in des- ren eiserne Fesseln die Verworfenne Dich schmie- dete, würde, ohne meiner Hülfe, Jahrelang gewährt und künftige Zeit gefunden haben, Hedwig zur Nonne zu machen, ~~was~~ sie, auf- gegeben von der Betrügerin, und dem Jam- mer und Elende überlassen, ihre Unschuld, wie Dir das Bild der Zukunft so treulich zeigte, in der überwältigenden Umarmung geiler Mön- che sich entreißen lassen müsse.

Adelbert. Haß und Fluch werde der Schändlichen, Dir aber weihe ich Vertrauen und Unterwerfung, wenn Du mir Hedwigs Aufenthalt nennst, wenn Du mir feierlich ge- lobst, sie für mich zu schützen und, sollten auch

Jahre bis dahin vorüber gehen, mich dann mit ihr zu vereinen.

Adostan. Sanft ruht Hedwig auf ihrem keuschen Lager. Einen süßen, von Deinem Bilde besetzten Traum lasse ich ihr inneres Auge umschweben, und — huldige meiner Macht — Du sollst die bezaubernde Gestalt im vollen Reize des unbelauchten Schlummers sehen. (er zieht einen schwarzen Stab unter dem Mantel hervor und macht damit dreimal eine kreisförmige Bewegung über sein Haupt. Der Boden des Gemachs spaltet sich zum weiten Schlund. Rasch hüllet Adostan seinen Mantel um Adelbert und stürzt sich mit ihm in den Schlund.)

Hedwigs Schlafgemach
von einer Lampe sanft erleuchtet. —
(Sie liegt im süßen Schlummer

auf ihrem Lager in leichter Hülle, die Decke wegen der schwülen Hitze der Nacht zurückgeschlagen. Auf den halbentblößten Busen wallen die reichen, braunen Locken in reizender Unordnung herab. Die leichte, anschmiegende Hülle zeigt die Rundung der üppigen Gestalt und die Schönheit und die Lage der Schlummern den gewähren einen zaubervollen Anblick.

Die Decke des Gemachs theilt sich und Adoskan schwebt mit Adelbert nieder. Adelbert kann sich vor Entzücken und Sehnsucht kaum fassen. Er will auf Hedwig hinstürzen, und als ihn Adoskan zurück hält, breitet er die Arme nach ihr aus und betrachtet die Geliebte mit heißem Verlangen).

Adoskan. Habe ich mein Wort erfüllt?
— Nun weide Dich mit voller Lust am An-

blicke der reizenden Dirne, beschau' sie mit Deinen schärfsten Blicken, denn — es blutet mir das Herz und doch darf ich es Dir nicht verbergen — es wäre leicht möglich, daß Du Hedwig heute zum letzten Mal siehst. —

Adelbert (erschrocken zurückfahrend und Adostan mit wildem Blicke anstarrend). Wie, heute zum letzten Mal? Glender Lügner, hast Du mir nicht Hedwigs einzigen Besitz feierlich zugesichert, wenn ich mein Ohr für Missionas Stimme verschliesse und nur Deinem Rathe und Deinen Winken Folge leiste? —

Adostan. Ja, ich gestehe mit tiefer Beschämung meine Ohnmacht über Hedwigs künftiges Geschick, ich bekenne sogar, im Buche der Zukunft zu lesen, daß Hedwig für Dich verloren ist, daß Dir Dein einziger, Dein heißester Wunsch, dieses beglückende, mit allen fesselnden Reizen des Geistes und Herzens so reich begabte Wesen Dein nennen zu dürfen, nie, nie erfüllt werden wird. Ich bin

kein irdisches Geschöpf, in meiner Brust sehnt sich kein Herz nach Liebe, und der heiße Drang, im Arme eines reizenden Weibes zu schwelgen, ist mir fremd; und doch durchströmt selbst meine erkaltete Brust ein Feuer begehrender Empfindung, wenn ich die Reize dieser Dirne beschau, und meine Phantasie das Reich der Bonne, in den Armen solch einer zaubervollen Huldin genossen, durchschwebt. O Risiona, Risiona, verflucht sey deine Tücke und deine Macht, die mich so gewaltig hindern, dieses Paar zu beglücken und durch ihr Glück mir die Pforte der ewigen, lohnreichen Ruhe zu öffnen.

Adelbert. Grausamer! Warum hast Du mich der Erstarrung entrissen, um in ein Leben voll Schmerz und Verzweiflung zurückzukehren? Warum hast Du mich hieher geleitet, hieher, an das Lager der Geliebten, wo mein Herz sich veräuscht im bezaubernden Anblick meiner Hedwig, und Du die eifrige, tödtende Hand auf dieses glühende Herz legst

und mit zermalmender Kälte sagst: brich, du Herz voll Liebe, Sehnsucht und Hoffnung, denn deine Wünsche werden nie erfüllt werden. Kann ich Hedwig nie mein nennen, so tödte mich, und mein letzter Hauch soll Dir danken.

Adoskan (versinkt in tiefes Sinnen. Der ernste Blick wird plötzlich zum fröhlichen, eine große Freude verklärt sein Antlitz, mit jauchzender Stimme). Welch ein beglückender Gedanke. Hedwig ist der verderbenden Macht Risionas entrisen und Nichts kann mehr Dein gegenwärtiges und künftiges Glück stören.

Adelbert (mit Hast und mit flehender Stimme). O sprich, Du, mein wohlthätiger Schutzgeist, lasse mich nicht länger in dieser furchtbaren Qual.

Adoskan. Risiona hat nur so lange Macht über eine Dirne, die sie der Welt und einem Leben voll Glück und Bonne entreißen will, als die Dirne noch nicht die wahren

süßen Freuden der Minne genossen, so lange sie nicht vom Baume des Lebens die glühende Frucht gepflückt hat. Ich wil Dich ganz glücklich machen; ich versenke die schöne Hedwig in einen Schlaf, den auch Deine kräftigste Umarmung nicht verscheuchen kann, und worinn sie doch alle die Bönne dieser Umarmung im höchsten Maaße empfindet. Und daß Missiona, deren stets späherndes Auge durch Felsen und bis in die Tiefe der Gewässer dringt, nicht auf dieses Lager blicken, wo die heißeste, treueste Liebe ihr schönstes Fest feiert, nicht das Glück eines zur Liebe und zum Genusse geschaffnen Wesens zerstören kann, das zu verhindern habe ich Macht und den besten Willen. Komm Glücklicher, und anpfange aus Freundes Hand die Geliebte, die Braut, die Gattin. (er leitet ihn näher zu Hedwigs Lager, die in diesem Augenblicke die Worte: „Adelbert — eile in die — Arme — Deiner — Hedwig“ — aus der Tiefe des hoch wogenden

Busens hervorhaucht. Adelbert betrachtet sie mit trunkenen Blicken. Sichtbar ist der Kampf seines Innern mit Genuß und Entsagung.)

Adostan. Wie, Du zauderst noch, in Hedwigs Aune zu eilen und nicht nur eine Stunde der höchsten Wonne, sondern durch sie auch den künftigen, ungestörten Besitz dieser wunderschönen Dirne Dir anzueignen? Riffonas Auge habe ich mit einem siebenfachen Schleier umhüllt, die köstliche Frucht winkt Dir; pflückst Du sie nicht in diesem Augenblicke, so schwindet meine Macht über Deine Feindin, und Hedwig ist auf ewig für Dich verlohren.

Adelbert (beugt sich auf Hedwig nieder und drückt einen Kuß auf ihren Mund. Die Erinnerung an seinen Schwur am Altare der Tugend durchbebt ihn und vernichtet die Gewalt der immer mächtiger drängenden Sinnlichkeit. Rasch blickt er auf

Adostan hin. Das blendend schöne Gesicht des Knaben hat sich durch ein grinsendes Lächeln voll tückischer Freude über die sichere Beute bis zum Zerrbilde verformt. Mit Entsetzen springt er zurück). Nein, höllischer Verführer, umsonst hast Du Deine vernichtenden Klauen nach mir ausgestreckt. Weiche von bannen, Geist der Finsterniß, im Namen des Herrn.

(Mit einem gellenden Schrei stürzt Adostan zu Boden. Die schlanke Gestalt des Knaben wird zum Igelstörnigen Ungeheuer, die goldnen Foden verwandeln sich in zischendes Geswürme und das glänzende Gewand in ein zottiges Fell. Mit einem furchtbaren Getöse spaltet sich der Boden, Rauch und Flammen steigen auf, Schwefeldampf erfüllt die Luft, Blitze durchzucken das Gemach, tief in der Erde rollt der Donner. Mit größ-

lichem Geheule stürzt sich das Ungeheuer in den, von Rauch und Flammen umwogten Abgrund. Die Lampe ist erloschen. Undurchdringliche Finsterniß herrscht im Gemache. Adelsbert, ergriffen vom Anblick dieser Schauer Scene und hochbeglückt durch das Gefühl seiner Rettung aus Satans fein und reizend gewobenen Netze, starrt in die nächtliche Dunkelheit hinein, ruhig der kommenden Dinge harrend.

Ein sanftes Säuseln, wie von den Blättern der zitternden Pappel erhebt sich, balsamische Düste durchströmen das Gemach, ein zarter Lichtschimmer dämmert im Hintergrunde auf, aus ihm hervor spricht mit melodischem Tone eine

S t i m m e.

Heil, hohes Heil Dir, Du reiner, tugendhafter Jüngling, Du hochherziger Streiter,

Du mächtiger Sieger im schweren Kampfe mit dem Sturme der Sinne und mit der Tücke und der Macht des Bösen. Fahre fort zu wandeln die Bahn der Tugend, und die strahlende Krone der reichsten Belohnung wird Deine Schläfe umfassen. Noch darf ich die Hülle, die Dein inneres Auge bedeckt, nicht lösen, noch nicht den dunkeln Pfad Deines Lebens erhellen zur Erkenntniß Deiner Bestimmung, noch nicht den Vorhang der Zukunft vor Dir aufrollen, aber der Allbarmherzige vergönnt mir, mit leisen Winken Deine Schritte zum lohnreichen Ziele zu leiten, und die Gewalt Deines Verderbers zu beschränken. Nur Weniges darf ich Dir sagen, und dieses Wenige auf einer Stelle, wohin Dein und mein Feind nicht dringen kann, aber wo auch Schrecken und Entsetzen ihr furchtbares Reich haben. Dort sollst Du vor mir erscheinen. Mit dem kommenden Tage ziehst Du aus der Herberge, zügellos schreite Dein Ross mit Dir fort, sobald Du den Eichenwald, der das

Thal umgürtet, erreicht hast. Mit einbrechender Dunkelheit kommst Du an einen Kreuzweg. Allein harrest Du dort der mitternächtlichen Stunde entgegen. Eine, aus der Erde austauchende Flamme wird Dich zur Schauhöhle leiten, und dort, wo Dich die furchtbaren Erscheinungen empfangen, wo der Tod und das Entsetzen in den grauenvollsten Gestalten Dir drohen, dort wird für Dich die nie welkende Blume des schönsten Glücks aufsprießen.

Adelbert, viel, sehr viel hast Du schon gethan für meine Ruhe und für Dein einstiges Wohl, aber noch rollt das Rad der Prüfung im furchtbaren Laufe und zerschmettert den Muthlosen, den Bethörten, den Sinnbefangenen, der nicht auf der Höhe des rollenden Rades kraftvoll dem Ziele entgegenrollt. Eine dunkle, grause Wolke voll Kampf und Duldung zieht heran auf Deinem Lebensweg, aber Muth und Tugend werden sie zerstäuben und die Sonne des herrlichsten Lohnes

tritt aus dem zerstäubten Gewölke in der
Fülle der Pracht hervor und macht die Bahn
des Siegers zu einem irdischen Himmelspfad.

Bald sollst Du meine Stimme allein
nicht mehr hören, sondern auch die Gestalt
Deiner schützenden Freundin sehen. Denke
an Dein Gelübde, an Hedwig, an die mit-
ternächtliche Erscheinung in der Schauerhöhle.
Segnend scheid ich von Dir.

Adelbert sinkt auf ein Knie und
streckt im Gefühle der Ehrfurcht und
des Dankes und des Gehorsams sei-
ne Arme der scheidenden Stimme nach.
Eine rosenfarbne Wolke umschließt
ihn. Von ihr berührt, fällt er in tie-
fen Schlaf.

Adelbert glaubte geträumt zu haben, als
er mit aufgehender Sonne erwachte und sich
in seinem Gemache und auf seinem Lager

fand. Das langentbehrte Gefühl der Kraft
 und der Gesundheit durchströmte sein ganzes
 Wesen, sein Herz schlug in froher Stimmung
 und das Rosenlicht der Hoffnung und einer
 unnennbaren, süßen Empfindung tauchte auf
 in der Tiefe seines Gemüthes, und verscheuch-
 te die dunkeln, schwer drückenden Wolken,
 welche so lange sein Inneres umzogen hat-
 ten. Schnell sprang er vom Lager empor,
 öffnete das Fenster, blickte hin in den rosigem
 Schimmer der aufsteigenden Sonne, und ein
 heißes Dankgebet für die Wohlthat der Ge-
 nesung floss über seine Lippen, und er that
 das feierliche Gelübde, muthig zu kämpfen
 gegen jeden Andrang des Lasters, und nur
 den segenvollen Pfad der Tugend und stren-
 ger Pflichterfüllung zu wandeln. Leise öffne-
 te sich die Thüre, und Wolf schauete in das
 Gemach, voll Furcht, seinen geliebten Ritter
 noch immer leidend zu finden. Aber als
 Adelbert jetzt rasch auf ihm zutrat und ihm
 mit jauchzender Stimme verkündigte, daß er

nun wieder ganz genesen und nun gesonnen
 sey, noch an diesem Tage sein Roß zu be-
 steigen, und auf Abentheuer auszuziehen, da
 floss eine Freudenthräne über des Greises ge-
 furchte Wange, und er jubelte so laut, daß
 der Wirth und dessen Hausgenossen herbei-
 eilten, um zu erfahren, was den ernsten, wort-
 kargen Kämpen plötzlich so fröhlich gemacht
 habe. Alle erstaunten über des Ritters rasch
 zurückgelehrte Gesundheit, über die blühende
 Farbe, die nun des Jünglings schönes Ant-
 litz übergoss, über die Kraft, welche jede Be-
 wegung des schlanken Körpers verrieth, und
 als Adelbert, schon nach einigen Stunden zur
 Abreise gerüstet, das feurige Roß bestieg und
 der tolle Brandfuchs zu lange der Ruhe er-
 geben, jetzt knirschend auf die Stange biß,
 und sich bäumte und in furchtbaren Sätzen
 seinen Reiter zu entsatteln strebte, aber von
 Adelbert mit Kunst, Muth und Ruhe gebän-
 digt wurde, da standen alle Bewohner der
 Herberge, die dem Dahinziehenden lange nach-

sahen, in stummen Erstaunen, und Alle vermaßen sich hoch und theuer, daß mit dem Ritter etwas gar Wunderbarliches vorgegangen seyn müsse.

Ritter Adelbert zog die Straße gen den Eichenwald dahin, ohne sich zu bekümmern, wohin sie führe. Er that, wie ihn die Geisterstimme geboten hatte. Als der Abend hereinbrach, da schaute Wolf nach allen Seiten, ob sich nicht bald eine Herberge zeige; denn aus Freude über des Gebieters so rasch gewordener Genesung hatte er den Morgenimbiß verschmäht; aber Hunger und Durst quälten ihn jezt mit jedem Augenblick mehr. Gar mächtig begann er zu jagen, da er nichts als schrofse Felsen und dunkle Tannen um sich her erblickte; doch etwas besser wurde ihm zu Muth, als er jezt zwei Köhler die Straße daher gehen sah. Wo Menschen sind, da wird auch nicht ferne eine Wohnung, und darin etwas für Kehle und Magen seyn — dachte Wolf, und er wollte so eben seinen Ritter an

die ermüdeten, nach Labung sich sehnenden
 Rosse erinnern, als dieser, der Erquickung
 selbst bedürftig, die Männer nach der nächsten
 Herberge fragte. Gestrenger Herr Ritter —
 sprach der Eine — Ihr habt nur noch eine
 kleine Strecke zu reiten, dann findet Ihr ei-
 nen Kreuzweg. Zieheth den zur Rechten, und
 bald werdet Ihr ein schönes Thal und eine
 gute Herberge finden, wo Euch, dem Knaps-
 pen und den Rossen die beste Pflege wird,
 aber um Gotteswillen bitte ich Euch, ja nicht
 den Weg zur linken einzuschlagen, denn die-
 ser gehet nahe an einer Höhle vorüber, wel-
 che als die furchtbare Schauerhöhle in der
 ganzen Gegend bekannt und vermieden ist.
 Dort drohet Jedem, wenn auch nicht gerade
 der Tod, wohl aber die große Gefahr, von
 dem bösen Geiste, der in dieser Höhle wohnt,
 bis zum Tod geängstigt und gemartert zu
 werden." — Und nun erzählte der gespräch-
 sige Köhler so viel schreckliches von diesem
 Teufelsfig, wie er die Höhle nannte, daß

Wolf am ganzen Leibe zitterte und die an-
 dächtigen Kreuze schlug. Adelbert dankte
 für die gegebene Kunde und trabte ruhig dem
 Kreuzwege zu. Dort angelangt, schwang er
 sich vom Gaul und befahl seinem Wolf, mit
 den Rossen nach der bezeichneten Herberge zu
 ziehen und ihm von dort aus Wein und
 Brod hieher zu senden, dann seiner dort zu
 harren. Wolf, der nicht begreifen konnte, wie
 man ein Mooslager unter einer alten Eiche
 den Bequemlichkeiten einer guten Herberge
 vorziehen könnte, begann, sich darüber wort-
 reich zu äußern, aber der Ritter donnerte ihm
 ein: Schweig und gehorche! so gebietherisch
 und mit solch einem ernststen Blicke zu, daß
 der Erschrockne schweigend davon trabte. Bald
 kam er selbst zurück und brachte, unter gro-
 ßen Anrühmen der herrlichen Bewirthung,
 Wein, Brod und kalten Hirschbraten. Mit
 Strenge mußte Adelbert nach genossener Er-
 quidung ihm Entfernung gebiethen. Denn
 der treue Knappe hatte, trotz seiner Furcht

vor Geistern und ihrem Walten, seinen Ritter so sehr lieb, daß er ihm selbst in die Schauerhöhle gefolgt wäre.

Tief und dunkel war die Nacht hereingebrochen, da zitterte, nicht fern vom Mooslager des Ritters, ein Flämmchen aus dem Boden auf und hüpfte in Kreise um ihn her. Schnell erhob sich Adelbert und folgte dem leitenden Flämmchen, das ihn nicht auf geebnetem Pfade, sondern über Klippen, durch dichte Gesträuche, schmale, aber reißende Wildbäche und durch die unwegsamsten Gegenden führte. Jetzt blieb das Flämmchen auf einer Stelle, es ward zur weit erhellenden, prasselnden, wild und hoch auslofernden Flamme. Adelbert sah sich am Eingange der Schauerhöhle. Mit einem furchtbaren Getraße verschwand die Flamme und es herrschte die tiefste Dunkelheit. Da erhob sich ein brausender Sturm, Blitze durchflamnten die Luft und fuhren, nahe bei Adelbert, zischend in den Boden. Im Innern der Höhle entstand mit

schwachen Tönen ein Winseln, bald wurde es zum gräßlichen Geheul, ein dämmerndes Licht verbreitete sich im Hintergrunde, aus dem Lichte gestaltete sich ein Feuerstrom, gewaltig glühend und zischend stürzte er sich gerade zu auf Adelbert los, und trug auf seinem Rücken schreckliche Ungeheuer, die mit weit geöffnetem Rachen und einem betäubenden Sekreisse den Ritter umgaben. Schlangen, die geizfernde Zunge hervorstreckend, krümmten sich zu seinen Füßen, riesenmäßige Eulen und entsetzliche Ungethüme, halb Mensch und halb Thier, flatterten, aus den Schlünden der Höhle mit sausenenden Flügelschläge sich erhebend, um ihn her. Der Feuerstrom und die Ungeheuer verschwanden, und sechs Gerippe, sprühende Fackeln in den fleischlosen Händen schwingend, klapperten heran und stellten sich dicht vor Adelbert hin. Plötzlich verwandelten sie sich in ein Drachenartiges Ungeheuer, das mit seinen bluttriefenden Klauen Adelbert packte und ihn mit dem schuppigen Schweife umschlang.

Was hier Adelbert so rasch und so großlich begegnete, würde manchen, auch noch so muthvollen Mann mit Entsetzen erfüllt, vielleicht bis zur Bewußtlosigkeit gebracht haben. Auch Adelbert, ein Mensch, der das menschliche fühlte, sah mit einem stillen Schauer alle diese furchtbaren Szenen sich um ihn gestalten, aber jene Ruhe und jener Muth, welche ein reines Bewußtsein und das Vertrauen auf Gott geben, waren ihm stets zur Seite. Als ihn der Drache umschlang, da glaubte er, es schlage ihm die Stunde des Todes, aber er zagte nicht, und seine Seele voll Ergebung sprach mit heißer Andacht: „Herr, Dein Wille geschehe.“ Und als er diese Worte aus der Tiefe des frommen Herzens hervor gehaucht hatte, da verschwand das Ungeheuer. Eine sanfte Dämmerung mit rosigem Schimmer ergoß sich über die Höhle, Düste, aus Millionen Blumenkelchen ausströmend, sanfte Töne bezaubernder Harmonie durchküsseten die Luft und jene Stimme, die Adelbert aus

der Felsenhöhle und aus Hedwigs Gemach, so wohl erkannte, sprach: „Adelbert, trete herein in das Innere der Schauerhöhle, die Dir zur Halle des Friedens und der Begründung Deines einstigen Glücks werden soll.“ Festen, klirrenden Trittes, die Brust voll Muth und hoher Erwartung, schritt Adelbert in das Innere der Höhle. Eine blendend weiße Wolke theilte sich, und vor des Ritters staunendem Blicke stand eine hohe, schlanke Gestalt mit einem Angesichte, dessen große Schönheit selbst die bleiche Farbe des Grabes nicht mindern konnte. Die Gestalt war mit einem Nonnenkleide angethan, ein Dolch, bis an das Hest, stak in der linken Brust, das frische Blut quoll am weißen Kleide nieder. Der ernste, freundlich-feierliche Blick der Erscheinung, ihr würdevoller Anstand und der Gedanke an die Macht und die Erhabenheit dieses geistigen Wesens, erfüllten des Ritters Herz mit so tiefer Ehrfurcht, daß er auf seine Knie sank, und mit huldigender Empfin-

dung, mit dem Gefühle der innigsten Dankbarkeit zur hohen Beschützerin aufschaute.

„Adelbert von Löwenstein — begann die blutende Nonne mit sanfter Stimme — das Glück Deines Lebens und meine Ruhe im Grabe stehen im innigsten Vereine. Nur ein tugendhafter, ein keuscher, gottesfürchtiger Lebenswandel können Dich zur Enthüllung des Geheimnisses, das noch auf Deiner Geburt ruht, zum Besitze Hedwigs, zur Entdeckung Deiner Unschuld am herzoglichen Hofe und zur Wiedererlangung Deiner Veste und Ländereien führen; und auch dieser Lebenswandel kann nur meine Leiden enden und mich in die himmlischen Hallen des ewigen Friedens und der ewigen Borne leiten. So ist der Wille des Herrn, den ich Dir nun verkünden werde.“

„Als ich in der Blüthe des Lebens am Traualtare stand, da war wohl Niemand unter den Anwesenden, der nicht Emma von Hordenfels — so war mein Name, da ich,

eine Sterbliche, noch unter Sterblichen wandelte — als überglücklich pries. Eine seltne Schönheit, der volle Reiz der Jugend und Gesundheit, ein gebildeter Geist und der reichste Wahlschatz im Herzogthume waren die Gaben, welche ich meinem Gatten brachte, der sie mit allen Vorzügen einer bezaubernden Gestalt, aller ritterlichen Tugenden und größter Schätze wiederlegte. Mein Gatte wählte eine unbefleckte Jungfrau in das eheliche Bett zu leiten, aber er brachte die ersten Opfer seiner Keuschheit einer Entweihten, die kaum in das jungfräuliche Alter getreten, schon durch die lasterhaften Umtriebe einer goldsüchtigen Verführerin um den Blüthenkranz der Unschuld betrogen, sich mit wilder Lust in die Arme der Sünde stürzte und gierig aus dem betäubenden Gistbecher der Wollust trank. Als eine vollendete Buhlerin sank ich in die Arme des arglosen Gatten, dessen Unerfahrenheit den gelöststen Gürtel übersah.“

„In seinen Armen lehrte ich zur Tugend

zurück und kein unreiner Gedanke besleckte das treue fromme Herz, du erkrankte der edle Gatte, alle Bemühungen der Heilkundigen blieben fruchtlos. Um seine Leiden zu mildern, ihm seine Gesundheit wieder zu geben, zog ich zur Siedlerhütte einer, im ganzen Gaue als ein wundervolles Wesen verehrten Frau. Mit Entsetzen erkannte ich in ihr die Verführerin meiner frühesten Jugend, mit Abscheu bebte ich zurück vor der Lasterhaften, die den Saamen der wollüstigen Begierde in mein empfängliches Herz gesäet, ihn mit teuflisch-sorgsamer Hand zur üppig wuchernden Pflanze erzogen hatte, aber die Schlaue wußte mich mit solchen Zauberbanden zu umschlingen, daß ich in ihr nicht mehr die verführerische Schlange, sondern die theuere, süße Freundin sah und mit hoch aufgeregten Sinnen des Wiedersiehens mich freute. Drei Jahre hatte ich an meines Gatten Seite gelebt, rein wie die Tugendhafteste, nur Liebe für ihn athmend, nur glücklich im Bewußtsein der

Treue und der Pflichterfüllung; und noch nicht drei volle Stunden hatte ich in Elfriedens verführerischer Hütte hingebraucht, als ich schon zur Ehebrecherin ward, als ich, alle meine Gelübde und die Pflichten meines Standes, und die Gebote der Religion verhöhrend, mit unersättlicher Begierde der Wollust fröhnte."

"Als ein treues, gutes Weib hatte ich in heißer Liebe zu dem edlen Gatten, im tiefsten Schmerze über seine Leiden meine Besten verlassen, als eine schamlose Buhlerin, mit Abscheu an den fiesen Gatten, mit Widerwillen an den Anblick des Leidenden denkend, lehrte ich zurück. Mein ganzes Wesen hatte sich in Sinnlichkeit aufgelöst, und wie der gejagte Hirsch nach einer erquickenden Quelle lechzt, so lechzte ich, rastlos von sinnlichen Begierden dahingerissen, nach den Umarmungen des Buhlen. Ich sank zur Verworfensten meines Geschlechtes herab. Meine eiserne Gesundheit trogte all' den Zerstörungen eines ausschwei-

senden Lebens. Die rüstigsten Männer schwanden in meinen Armen zu entnervten Gerippen, während ich in voller Kraft und mit der Rosengluth des keuschesten Wandels auf der gerundeten Wange reizvoll blühte. Da füllte sich das Maas meines lasterhaften Treibens. Einer meiner frühern Buhlen, nicht mehr rüstig genug für meine Wünsche, und von mir mit schnöder Verachtung zurückgewiesen, vertraute aus Rachsucht meinem Gatten, daß ich in jeder Nacht mit einem jungen Ritter buhle. Kaum dem Siechlager entsliegen, und noch immer am Stabe umherwandlend, raste mein Gatte alle Kraft zusammen, meine Untreue zu bestrafen, und die Schande des verbrecherisch entweiheten Ehebetts mit furchtbarer Strenge zu rächen. Er überfiel mich im tiefsten Schlafe an der Seite des umschlungenen Buhlen und stieß mir den Dolch bis an das Hest in die Brust.“ —

„Die Geister der Hölle jauchzten, als mein Leben mit dem strömenden Blute dahin

schwand. Als eine unersättliche Buhlerin, ohne Erkenntniß meines sündhaften Wandels, ohne Reue hatte ich geendigt. Meine Seele war dem Satan verfallen. Schon streckte dieser die gräßliche Klaue nach der willkommenen Beute, da rollte der Donner durch die Gewölbe des Himmels, sich krümmend, blickte der Satan mit scheuen, furchtsamen Augen nach oben, und aus den Höhen sprach eine Stimme: „Unglückliche, näher ist Dein Wandeln zu der gifthauchenden Wölbung der Hölle, als zur ewig blühenden Pforte des Himmels, aber meine Erbarmung ist unbegränzt und meine Gerechtigkeit erwägt, daß Du schon in der Blüthe des Lebens durch Verführung dem Laster übergeben und darin bestärkt wurdest, daß keine Blutschuld auf Dir ruht und Dein schneller Tod Dich der Erkennung Deiner Sünden und deren Bereuung entriß. Noch hat der Satan keine Macht über Dich, aber noch darfst Du auch nicht eingehen in das Land der ewigen Wonne und des ewigen

Friedens. Ein Jahrhundert sollst Du wandeln unter den Sterblichen, und einen Jüngling suchen, der allen Reizungen der Wollust muthig entgegenträpft, und mit unbefleckter Keuschheit im mannbaren Alter das eheliche Bett mit einer unentweihten Gattin besteigt. Es sey Dir vergönnt, unsichtbar ihn zwei Mal aus der Gefahr, den Reizen der Sünde zu unterliegen, mit überirdischer Macht zu retten. Unsichtbar darfst Du ihn umschweben und durch Traumbilder sein Herz für die Tugend zu stärken, aber nie darf eine dritte Rettung von Dir ausgeübt werden. Noch will ich aus unendlicher Erbarmung Dir vergönnen, ihm ein Mal zu erscheinen. In der Gestalt der blutenden Nonne von Hohnstein sollst Du seinem sterblichen Auge sichtbar werden. Wandle hin und beginne das Werk Deines ewigen Heils.“ —

„Winkend krümmte sich der Satan und flehte zum Allmächtigen, auch ihn zu hören. Und nun bewies er mit wirklich teuflischer

Berebtheit die großen Rechte die er auf mich, als eine ruchlose Sünderin habe. — „Auch gegen Dich, Du Geist der ewigen Finsterniß — sprach der Herr — übe ich stets Gerechtigkeit. Es sey Dir vergönnt, Emmas Streben durch Hindernisse zu erschweren, und Deine höllische List gegen sie auszuüben. Aber keine Macht ist Dir verliehen, mit Gewalt den Jüngling, welchen sie, die Unglückliche, zu ihrer Rettung aus den Qualen ewiger Verdammung erföhren hat, der Tugend zu entreißen. Nur listige Lockungen darfst Du anwenden. Und gleich wie Emma nur zwei Mal den Jüngling aus den Klauen Deiner Verführung retten und nur in Traumbildern ihr umschweben darf, so darfst auch Du nur zwei Mal in der Hülle eines Sterblichen ihn zur Sünde reizen und nur auf seine Phantasie einwirken in verführerischen Gebilden.“

„Und die Stimme des Herrn schwieg und Alles versank in Nacht und Finsterniß, und, nicht Geist und nicht Mensch schwebte ich in

das Land der Sterblichen, zu suchen das Wesen meiner Rettung. Und ich fand Dich, ausgerüstet mit allen Eigenschaften und genügend allen Bedingungen, die meine Erlösung fordert."

"Ich habe Dich bewahrt vor dem Falle, ich habe Hedwigs Unschuld geschirmt, als der böse Geist, in der Gestalt des Eremiten, bei jenem furchtbaren Gewitter, daß nicht er, der Ohnmächtige, sondern der Herr des Himmels schuf, euch Beide in die einsame Felsengrotte lockte, um durch die Traulichkeit des stillen ungestörten Alleinseyns, durch das Feuer des raschen jugendlichen Blutes, Euch fallen zu machen. Er entriß der reizenden Hedwig den Busenschleier, um Deine Begierden anzufachen und er entzündete immer heftiger die Flamme der sinnlichen Wallungen."

"Bis zur Raserei entbrannte er die verführte Burgfrau von Ilmenstein zu unzuchtiger Lust gegen Dich, aber herrlich und als ein mächtiger Sieger hast Du die Anklämpfe

der Verführung vernichtet und die Rege des Bösen zerrissen. Durch diese That hast Du, edler Jüngling, Großes für meine Erlösung gethan. Noch hoffte der Böse, durch einen neuen Sturm auf das Herz und die Sinne des unerfahrenen, leicht zu bethörenden Jünglings mein Wirken zu vernichten. Er hauchte in Mathildens Seele den gräßlichen Gedanken, Hedwig zu ermorden, und, unerkennlich durch nächtliche Dunkelheit und dichte Verschleierung, sich von Dir an Hedwigs Stelle entführen zu lassen. Leicht wäre es Mathilden geworden, Dich, während des raschen, das Blut aufregenden Feuers durch heiße Küsse so zu entflammen und, mit Satans Beihülfe Deine Sinne so zu reizen, daß Du, von der Macht der W. Lust überwältigt, in süßen Wahne, Hedwig an die wonnetrunke Brust zu drücken, gefäuscht durch die Dunkelheit der Nacht, ein weiches Ruheplätzchen gesucht, und, trunken von Liebe, betäubt durch der Begierde Macht, Dein künftiges Glück

und mein ewiges Heil durch eine buhlerische Umarmung zu Grabe getragen hättest. Ich durchschaute das höllische Gewebe, leitete Dein Roß auf die Kuppe eines hohen Felsen und stürzte es mit Dir und der Buhlerin in die Tiefe. Deine Sinne schwanden. Unversehrt trug ich Mathilden auf ihr Lager, Dich an die ferne Gränze Böhmens, goß tiefen Schlaf über Dich aus und leitete Wolf zu Deiner Herberge.“

„Nothwendig, unerläßlich war meine Rückkehr auf Ilmenstein. Hedwig, welche vor Freude, Dich wieder gesehen zu haben, wirklich in einen Fieberhaften Zustand versiel, empfing aus der, von Eifersucht und Sinnenlust beherrschten Mathilde ein Tränklein zur Stärkung. Es war Gift. Die Arglose trank den Giftbecher mit heißer Begierde, um rasch zu genesen und bald an der Seite ihres Adelsbarts im Burggarten lustwandeln zu können. Mein fernsehendes Auge sah die Armste am Rande des Grabes. Rasch mußte ich zur

Rettung an ihre Seite fliehen, mit Erstarrung lähmte ich Deine Sinne und Deine Glieder, um Dich unthätig zu machen, bis ich durch ein Traumbild Dir einige Winke über Deine Bestimmung geben konnte.“

„Da benutzte der Böse meine Entfernung. In zweifacher Gestalt erschien er Dir. Als Magier erfüllte er Dein Herz mit Abscheu und Haß gegen Risiona, die erlogene Schwester, als reizender Knabe, in der verführerischen Gestalt der Unschuld und des Frohsinns, öffnete er Deinem sehnsuchtsvollen Auge einen Himmel voll Bönne. Ohne meine Warnung, bloß in der Fülle der Tugend und der Reinheit des Herzens hast Du mit dem klaren Auge der von Gott gestärkten Unschuld durch das bezaubernde Geflecht duftender Rosen die geisernde Zunge der verführerischen Schlange erschaut. In dem gefahrvollen Momente, wo tausende eine Beute solcher Lockungen geworden wären, hast Du aufrecht gestanden, ein Held voll Kraft und Stärke, nur begei-

stert von Unschuld und Tugend, und Dein mächtiges Wort, nennend den Namen des Herrn, hat den Verführer in die Tiefe der Tiefen geschleudert. Heil Dir Du großer Sieger, die Zukunft wird Dir reichen Lohn spenden für das, was Du so erhaben in dieser gefährvollen Stunde für meine Erlösung gethan hast."

"Aber nun ist meine Macht über Dich und gegen Deinen und meinen Feind zu Ende. Zweimal Dich dem Verführer zu entreißen, einmal mich Dir in meiner wahren Gestalt zu zeigen, war mir vergöhnt; das ist geschehen. Nur im Traume darf ich noch Deine Seele ermuthigen und Dir warnend und Dich leise ermahnend, den rauhen Pfad zum Wege des Heils durch Winke Dich leiten, während der Böse die Macht hat, noch einmal in der Hülle eines Sterblichen Dich zur Sünde zu reizen und durch verführerische Gebilde auf Deine Sinne und auf Deine Thaten zu wirken."

„Abelbert, höre zum letzten Mal die Stimme Deines Schutzgeistes. Wirst Du jeder Lockung des Lasters widerstehen, wirst Du rein und unentweihet Deinen Lebensweg gehen, so wird Hedwig Dein werden, und mit ihr Bonne und Glück, und an dem Tage, wo der Priester am Traualtare den Segen des Himmels über Dich und Hedwig ausspricht, dann werde auch ich eingehen in das Land des ewigen Friedens, und dort werde ich stets über Dein Heil wachen und für Dein und Deiner Nachkommen Glück den Herrn der Welten ansehn. Das vergesse nie und ein Hinblick auf das süße Bewußtseyn, einer Leidenden die Pforte ewiger Glückseligkeit öffnen zu können, begleite jeden Deiner Schritte. Lebe wohl, sey muthig, sey stark im Guten, und die Hand des Herrn wird mit Vaterliebe auf Dir ruhen.“ —

Da hob die Nonnengestalt den Blick nach Oben und streckte die Hände himmelwärts, und unter Sphärenmusik zerfloß sie in eine

schimmernde Wolke und die Wolke verschwand und mächtige Dunkelheit bedeckte die Schauhöhle, und Grabesstille herrschte in ihrem Raume: —

„Ja, nur für die Tugend will ich kämpfen mit Muth und Stärke, und ich schwöre bei dem Heil meiner Seele und bei dem Glücke meiner Lebenstage, Dir, Du schützendes, wohlthätiges Wesen, durch Keuschheit und Pflüchterfüllung die Pforte des ewigen Friedens zu öffnen,“ — so schwur Abelbert und sein ganzes inneres Wesen war wie bekräftigt und er fühlte sich hoch erhoben, ermuntert und gestärkt.

Es war so dunkel in der Höhle, daß sich Abelbert bis zu deren Eingange, wo ihm ein mattes Licht entgegen dämmerte, an der zackigen Wand hintappen mußte, noch ruhte die Nacht auf der Erde, und die Finsterniß, war noch so groß, daß er kaum drei Schritte vor sich hin sah. Vergebens harrete er den Flämmchen entgegen, welches ihn aus dieser unbe-

kannten Gegend wieder an den Kreuzweg zurückführen sollte. Das Flämmchen erschien nicht, und da er mit Recht befürchtete, in einem der vielen Schlünde und Abgründe, an deren Rande er beim Scheine des Flämmchens mit Gefahr dahin geschritten war, sein Grab zu finden, so legte er sich am Ausgange der Höhle in das hohe Gras hin, um da den Anbruch des Tages zu erwarten.

Bald schlief er ein, und es träumte ihm: er ziehe auf der Heerstraße hin, da zeige sich ihm links auf eines steilen Berges Höhe eine verwitterte Burg, und vom Söller herab winke ihm mit flatterndem Tuche eine, in tiefe Trauer gekleidete, mit hoher Schönheit begabte Frauengestalt. In diesem Augenblicke machte Adelbert eine heftige Bewegung; er erwachte und sah sich von der Morgensonne beschienen. Welchen Weg sollte er nehmen, da ihm die Lage des Kreuzweges, von wo er sich leicht in die Herberge und zu Wolf finden würde, ganz unbekannt war? — da fiel sein

Blick auf sein Hifthorn, ein ähnliches trug auch Wolf, welches er ihm schon auf der Weste Werten gegeben hatte, um sich im Nothfalle gegenseitig zuzurufen. Er dachte die Möglichkeit, daß der treue Knappe, besorgt um den lange abwesenden Herrn, vielleicht am Kreuzwege seiner harre oder im Forste ihn suche; rasch stieß er in das Horn und rasch und nicht ferne wurde sein Ruf erwiedert. Mit dem Schwerte mußte er sich durch das, die Schauerhöhle umschließende Gestrüppe: jekt Raum machen, wo er doch vor wenigen Stunden ohne Hinderniß zu deren Eingang gelangt war; bald fand er sich im lichten Holze; noch ein rascher Stoß ins Horn, ein rascher, naher Gegenruf und auf einem stark verwilderten Fahrwege keuchte Wolf heran, vor Freude, den geliebten Ritter wohlbehalten wieder zu sehen, die rostige Bickelhaube schwingend. Wolf erzählte seinem Herrn: daß er gleich nach Mitternacht, aus großer Sorge um ihn nicht Ruhe, nicht Rast mehr gehabt habe, und mit

einer brennenden Fienfackel unter einem andächtigen Gebete dem Kreuzwege zugewandert sey. Lange habe er da geharrt, von manchem Uhu und manchem, durch die Gebüſche dahin brauſenden Eber mächtig erſchreckt; ſei ſchon der Morgen angebrochen, und ſeine Angst immer heftiger geworden, da — dem heil. Georg gar vielmal gedankt — habe er den Ton eines Horns gehört, und gleich den Ruf ſeines Herrn erkannt. Als ihm Adelbert erzählte, daß er gerade aus der Schauerhöhle komme, und zwar manch Unheimliches da gefunden habe, aber die Sage der Köhler doch gar zu übertrieben ſey, betrachtete Wolf ſeinen Ritter von allen Seiten, ob er nirgends die Spuren einer Teufelsklaue oder eines Wiſſes vom Wehrwolfe entdeckte, und er wäre beinahe daran gewefen; den jungen Rittersmann für einen Zauberer zu halten, denn nur dieſem hätte er den Muth und die Macht zugetraut, um die mittlernächtliche Stunde die Schauerhöhle zu beſuchen. Adelbert ließ ſich ſchnell nach der

Herberge führen, denn er sehnte sich nach Pabung und Ruhe.

Was Wolf seinem Herrn schon gestern von der guten Bewirthung und der Bequemlichkeit, die in dieser Herberge herrsche, redselig gerühmt hatte, fand Adelbert durch die That bestätigt. Er erhielt ein schönes Gemach, einen leckern Morgenimbiß, einen Humpern Wein, der dem Keller des reichsten Wirtes Ehre gemacht hätte, und als er nun die müden Glieder auf dem Lotterbettlein ausstreckte, fand er sich auf einem Lager, das selbst dem verweichlichsten Weichling sanft und bequem genug gewesen wäre. Erst nach der Mitternachtsstunde erwachte Adelbert, und er wäre noch am Abend fortgezogen, um Auentheuer zu suchen und vielleicht Gelegenheit zu Thaten zu finden, wodurch des guten Geistes Erlösung gefördert würde; hätte nicht Wolf mit dem Beschlage der Kasse und der Verbesserung des Riemzeugs bis zur Nacht in

der Schmiede und beim Sattler zu thun gehabt.

Schon war Adelbert die größte Hälfte des folgenden Tages dahin gezogen, unter mancherlei Betrachtungen über das Dunkel, das auf seiner Zukunft ruhe und unter manchem Vorwurfe, den er sich darüber machte, daß er die Geisternonne nicht um Kunde über Hedwigs gegenwärtigen Aufenthalt, und die Stunde des einstigen Wiedersehens angesiehet habe; schon lugte Wolf nach allen Seiten, ob nicht eine Herberge sich zeige, da die Mittagstunde lange vorüber, die Hitze drückend und Mann und Roß der Labung bedürftig waren, als Adelbert, der um eine Waldspitze bog, plötzlich den Brandfuchs anhielt und staunend vor sich hinstarrte. Wolf, der etwas zurückgeblieben war, ritt jetzt an seines Herrn Seite und sah mit Wohlgefallen nicht ferne von der Landstraße, links, auf der Platte eines steilen Berges, eine verwitterte Burg liegen, die, wie die aufgezugene Zugbrücke und die

wohlerhaltenen Bogensfenster, der Wahrtthurm und die Klingmauer zeigten, trotz ihres uralten Aussehens bewohnt seyn mußte. Den Kopf schüttelnd, mit starrem Auge an der bemoosten Feste hängend, ritt Adelbert langsam vorwärts und kam so nahe, daß er die Farbe des, am Burgthurme flatternden Fähnleins deutlich erkennen konnte. Und als jetzt auf dem Söller, der gerade oberhalb des Einlasses war, eine Frauengestalt, in ein Trauergewand gehüllt, erschien, und mit einem weißen Tuche heftig winkte, und ihr Winken mit flehenden Geberden begleitete, da sprach Adelbert zu Wolf: „Was ich, am Eingange der Schauerhöhle schlafend, geträumt, sehe ich nun in der Wirklichkeit schon zur Hälfte vor mir. Diese Gegend, den steilen Berg mit der verwitterten Feste, die wankende Trauergestalt hat mir ein Traum gezeigt. Hier darf ich nicht vorüberziehen, denn eine trauernde Dame fleht mich an, sey es nun um Hilfe, Schutz oder Rache und Herz und Arm einer

Unglücklichen ohne Säumniß zu gewähren, ist des freisamen Ritters heilige Pflicht." —

Sprach's und sprengte mit Wolf den steilen Burgweg hinan.

Beste Grauenstein.

(Burghof; in dessen Mitte, dem Eingange der Pfalz gegenüber, eine alte, majestätische Linde mit einer steinernen Ruhe. Knechte sitzen vor den Ställen; puhen Waffen, bessern das Sattelzeug aus; Buben balgen sich mit den Mäuden; Reifige liegen auf ihren Mänteln vor dem Wachsaale; Gefangene, mit schweren Ketten an Karren geschmiedet, fahren Steine im Hintergrunde des Burghofes auf. Trompetenkloß des Thurmwärters. Aufspringen der Reifigen und

Knechte, Pferdegewieher, Rüdengelbell. Stimme von außen, die Einlaß begehrt. Rudel, ein alter Knappe, kommt eilig die Burgtreppe herab und winkt dem Thurmwart Einlaß zu. Die Zugbrücke wird niedergelassen, das Thor geöffnet.

Ritter Adelbert von Löwenstein sprengt mit Wolf auf den Burghof und schwingt sich vom Hengste. Die Knechte führen Wolf mit den Rossen nach dem Stalle. Auf Rudels Wink koppeln die Buben ihre Rüden und ziehen mit ihnen den Zwingern zu. Die Reissigen stehen von Ferne und betrachten mit Wohlgefallen den jungen, stattlichen Ritter, dem sich Rudel zum Geleite in die Burg ehrerbietig naht.

Eine hohe, schlanke Frauengestalt, in tiefe Trauer gekleidet, schreitet raschen Ganges aus der Pfalz. Sie

schlägt den Schleier zurück und betrachtet forschenden Auges den Ritter, der von der Dame unbeschreiblicher Schönheit so überrascht ist, daß er, in Betrachtung versunken, sprachlos vor ihr steht.)

Die Dame. Ja, Ihr seyd es, der edle, tapfere Adelbert von Löwenstein. So nannte Euch die Stimme einer wohlthätigen Erscheinung, die im ersten, wohlthätigen Schlasse nach vielen, ach sehr vielen ruhelosen Nächten, tröstend und ermuthigend vor mich trat, mir die Nähe meines Retters verkündigte, ihn Adelbert von Löwenstein nannte, und mich ermahn- te, oft hinaus zu treten auf den Söller dieser Burg, nach Süden hinblickend, des Dahersziehenden zu harren, und Euch mein Flehen um Hülfe und Rettung durch das Flattern eines weißen Tuches zu bezeichnen. Diese schönen, edlen Züge voll Herzensgüte und ritterlichen Muthes, diesen hohen, kraftvollen Wuchs, diesen weithin bligenden Helm mit

dem feuerrothen, tief herabwallenden Gefieder und diese Silbergraue, schwarzgeflamnte, mit glänzenden Sternen besäete Rüstung sah ich im Traume. O laßt mich um das Mitleiden Eueres Herzens und die Kraft Eueres Arms zu Euern Füßen flehen.

Adelbert (hebt die Niedersinkende rasch empor, drückt ihre Hand an seinen Mund und tritt mit ehrfurchtsvoller Verbeugung zurück). Auch mir, edle Dame, zeigte ein Traumgebilde Euer zaubervolle Gestalt und das Wehen Eueres Luches, und Euer Verlangen nach meinem Eintritt in diese Burg. Gesegnet-sey von mir dieser inhaltreiche Traum und mit Wort und Hand, aus der Tiefe des redlichsten Herzens gelobe ich, alle meine Kräfte für das aufzubieten, was Euern Wünschen hold und die Förderung Eueres Wohls gedeihlich seyn kann.

Die Dame. Was Euer Mund gesprochen, verbürgt Euer Auge voll Muth und der hohe Bieder Sinn, der aus Euern Zügen spricht.

Laßt uns die Kühle dieses schönen Abends im Freien genießen; und hier, unter Gottes schönem Himmel, unter dem säuselnden Laubdache dieser uralten Linde, sollt Ihr meine Leiden hören. Begebt Euch nur in Euer Gemach, wohin mein Knappe Euch geleiten soll, damit Ihr diese schwere, lästige Rüstung gegen ein leichtes Hauskleid austauschen und der Ruhe pflegen könnt.

Abelbert. Ich schäme mich nicht, Euch, edle Dame, offen zu gestehen, daß ich keine Burg und keine Güter besitze, und als fahrender Ritter, der in den Kampf gegen die Ungläubigen zieht, und Abentheuer zum Frommen der guten Sache auffucht, nur wenig Gepäck habe. Daher kann ich nicht im zierlichen Prunkgewande, wie es sich gebühren würde, vor Euch erscheinen, sondern nur im schlichten, unansehnlichen Finnenwamse. Empfängt also hierüber im Voraus meine Entschuldigung.

Die Dame. Traut Ihr mir so viel Ei-

telkeit und Hochmuth zu, daß ich nur gepuzte Schranzen in meiner Nähe sehen will? — (sie winkt Rudel herbei) Geleite den edlen Ritter in das beste Gemach dieser Burg, und besorge Alles, was seine Bequemlichkeit heischt, dann schaffe Weiz hieher, vom Besten, den ich habe. — (zum Ritter) Während Ihr es Euch bequem machen werdet, will ich nach Frauenpflicht für einen kleinen Nachtmüß sorgen. Bald bin ich wieder hier, denn ich habe nicht Ruhe, bis ich Euch, edler Ritter, zum Vertrauten meiner höchst traurigen Lage gemacht habe. (sie neigt sich mit freundlich würdevoller Anmuth und geht in die Pfalz. Rudel führt den Ritter auf einer andern Seite in die Burg; ihnen folgt Wolf mit seines Herrn Gepäck.

Wachsaal.

(Florl, Berger und Strief, Reisige, gehen im Gespräche auf und ab.)

Strief. Bist Du taub, Florl, oder ist Dir das Maul zugewachsen? Ich frage Dich schon drei Mal, ob Deine Falbe noch lahmt?

Florl. Ei über das Geplapper ohne Ende! Ihr sprecht doch in einem fort über lahme Mähren, steife Rüden und solch läppisches Zeug, während Ihr für das, was uns gar bald und gar sonderbar die Knochen locker machen wird, nicht den mindesten Sinn habt.

Berger. Was unser Florl, der doch sonst nie über seine Nase hinausgesehen hat, auf einmal so klug und scharffsichtig wird. Theile uns doch auch einige Brosamen von Deiner Weisheit mit, Du hochgelahrter Patron.

Florl. Gauch, einfältiger! Du wirst freilich nie etwas sehen, was Du nicht mit Deinen tölpischen Händen greifen kannst. Wenn ich Dir auch alle meine klugen Gedanken über

dies und jenes, über Gegenwart und Zukunft recht ausführlich mittheilen wollte, so hieße das, meine Weisheit vor den Sauen austräumen (mit einem höhnischen Seitenblicke). Was einmal zur Ackermähre geboren ist, wird nie ein Turnierhengst werden.

Strief. Spaß bei Seite. Florl ist klüger als wir, und ich habe noch nie dummes Gewäsche von ihm gehört. Daher liegt mir daran, zu wissen, auf was Deine verschlossenen Reden hingingen.

Florl. Dahin, daß wir bald hoch zu Gaule sitzen, und losschlagen werden.

Berger. Da müßte ich Dir über solches Geschwätz geradezu ins Gesicht lachen, Trotz Deiner eingebildeten Weisheit. Die ganze Mannschaft der Feste Grauenstein besteht — (stellt sich mit ausgespreizten Beinen in die Mitte des Wachsals und zählt an den Fingern ab) in fünf und zwanzig Reisigen, wovon nur siebzehn aufsitzen können, da in kurzer Zeit acht Klepper an Wunden

und Altersschwäche gefallen sind; ferner in vierzig Lanzenknechten und Zwei und dreißig Armbrustschützen. Von diesen dürst ihr den dritten Theil abrechnen, da, wenn wir ausziehen sollen, die Beste doch besetzt bleiben muß, und noch viele seit dem letzten Strauße auf dem Siechlager liegen. Die Eppendorfer, unsere einzigen Bunds- und Fehdegenossen, aber arme Schlucker, können, zu Roß und zu Fuß, höchstens zwei Fähnlein zu fünfzig Mannen zusammenrotten, und sollte uns auch der Abt von Mindelsheim die versprochene Hülfe leisten, so zieht sein Schirmvogt nur mit dreißig Knechten zu Fehde und Ihr wißt ja selbst, welch armselige Wichte die Klosterknechte sind. Und mit dieser Handvoll Leute solle unsere gestrenge Burgfrau gegen Beith von Rotteneck losschlagen, der, ohne seine Vasallen aufzubieten, schon mit zwölf Fähnlein burgaus zieht. Nun, mein superkluger Flori, wie sieht es jetzt mit dem Losschlagen aus?

Flori. Deine Berechnung unserer und

Veiths Mannen ist richtig, aber hast Du wohl auch bedacht, daß ein kluger, tapferer Anführer oft für sich allein so viel gilt, als ein halb Duzend Fähnlein.

Strief. Aber woher soll dieser kommen? Unser Burgvogt, traun der tapferste Kämpfer im Lande, liegt an unheilbaren Wunden darnieder; der Wiedenselfer ist schon mit Sonnenaufgang nicht mehr nüchtern, der Eppenhörster ist ein süßlicher Milchbart und der Mindelsheimer Schirmvogt greift lieber nach dem Psalm Davids, als nach dem Schwerte. Da müßte der liebe Gott einen Anführer seiner himmlischen Heerscharen senden, wenn wir den Kottenecker bescheiden und ihm seinen Raub wieder entreißen wollten.

Florl. Den hat uns der liebe Gott bereits gesandt und zwar in dem prächtigen Ritter, der jetzt bei uns eingeritten ist. Als diese hohe, kräftige Wohlgestalt mit dem Gesichte voll Muth und Unerfrodenheit und den blühenden Feueraugen auf dem schneidenden

den Brandfuchs über den Burghof hinsprengte, daß die Steine unter dem Hufe seines gewaltigen Rosses ächzten, da glaubte ich, den ritterlichen St. Georg in seiner vollen Kraft zu sehen, und es war mir, als sollte ich meine Knie vor ihm beugen und laut ausrufen: ja, Du bist es, unter dem wir streiten und siegen werden.)

Berger. Höre, Flori! Ich demüthige mich vor Dir und bekenne, daß Du ein kluger Kunde bist. So ein tapferer Rittersmann, das gute Schwert hoch schwingend mit der vervigten Faust, voranstürmend auf dem brausenden Streithengst, macht auch die feigste Memme muthig und wird zum Schrecken der Feinde.

Strief. Und mancher Ritter, der gerne der bedrängten Wittwe Arm und Mannen zum Beistande geben möchte, aber bei der geringen Anzahl ihrer und seiner Knechte, es doch nicht wagt, sich den mächtigen Rottenecker zum Feinde zu machen und früh oder spät von ihm gezüchtigt zu werden befürchten müßte, wird

auch durch die Gestalt und die kräftigen Thaten solch eines kühnen Führers für die gute Sache gewonnen und bald werden sich von da und dort wackere Fähnlein an die Unsrigen anschließen.

Florl. Vertraut meinen Worten; diesen fremden Rittersmann hat Gott zur rechten Stunde hier einreiten lassen. Es ist mir, als hätte ich schon meinen alten Mohrenschimmel zwischen den Beinen und den Flammberg in der Faust, als hörte ich schon unsern Siegesjubel und sähe die Rottenecker Buben mit blutenden Köpfen ihrem Raubneste zujagen.

(Holm, der Rüstmeister, kommt eilig in den Wachsaal; ihm folgen zwei Knechte mit vollen Weinkrügen.) He-da, Kumpane, seyd munter und guter Dinge. Unsere gestrenge Burgfrau will heute uns allen einen frohen Abend machen. Wann sie mit dem fremden Ritter beim Nachtmahl ist, wird ein Faß Rheingauer auf dem Burghof geschrottet. Da soll alles trinken und alles

jubellieren, wer sich aber besauft, und tolle Streiche macht, der bekommt ein paar Tage Quartier im Burgverließ bei Wasser und Brod. Da habe ich Euch ein paar Krüge zur Vor- kost herbeischleppen lassen, und Euern Antheil sollt Ihr im Saale genießen, da ich nicht will, daß ihn die Mannen der Wache verlassen und sich unter die Andern mengen. Nun laßt es Euch munden, macht aber kein Getöse, damit unsere gute gestrenge Frau die sich mit dem fremden Ritter unter der Linde besprechen will, nicht gestört werde.

(Die Knechte haben unterdessen den Tisch mit gefüllten Bechern besetzt. Strief, Berger und Florl sehen sich zusammen und stoßen auf das Wohl der Burgfrau und des fremden Ritters an. Die übrigen Reisigen von der Wache lagern sich um den Tisch und zechen. Alle sind fröhlich und ihr Gespräch hat den fremden Ritter und die Streitsache mit dem Rotten-

ecker zum Gegenstand. Die Knechte gehen mit Weinkrügen ab und zu.)

Burghof.

(Der Knappe Rudel hat an die steinerne Ruhe ein Tischchen getragen und es mit zwei vollen Humpen besetzt. Ritter Adelbert kommt im leichten Hauswamse die Wendeltreppe herab, zu gleicher Zeit tritt die Burgfrau aus der Pfalz. Adelbert geht ihr entgegen, und führt sie zur Ruhe, wo sie sich niederlassen.)

Burgfrau (ergreift einen Humpen und reicht ihn dem Ritter, dann faßt sie den andern.) Seit Monden hat kein Tropfen Wein meine Zunge beneht, aber er wird mir munden, denn ich trinke ihn auf das Wohl meines edlen Gastes und zur Feier die:

ser, wie ich hoffe, für mich heilvollen Stunde. (Sie stoßt mit Adelbert an und nippt vom Becher. Adelbert leert seinen Humpen, als müßte er die Nagelprobe bestehen, zum Zeichen der Anerkennung der ihm wiederfahrenen Ehre. Rudel füllt des Ritters Humpen, setzt daneben ein volles Krüglein und geht in den Wachsaa.)

Burgfrau. Und nun, edler Ritter sollt Ihr die kurze, aber inhaltreiche Geschichte meiner Leiden hören.

Schon in meiner frühesten Jugend wurde ich mit dem Unglücke vertraut. Erst fünf Jahre alt, verlor ich meinen Vater, den wackern im ganzen Gaue von den Edlen geliebten, von den Bösen gefürchteten Bodo von Mannsfeld. In wenig Wochen folgte ihm meine gute Mutter, die den Gatten zu zärtlich liebte, um ihn überleben zu können. Noch am Toddbette hatte mein Vater, den Gott eine fröhliche Urslätt verleihe, dem Ritter Konrad von

Thurn, seinem Kampfgespan und Busenfreund zum Beschützer der Gattin und zum Vormund des Töchterleins ernannt. Als meine Mutter zu Grabe gegangen war, verließ Konrad seine Feste, übergab sie seinem Sohn und zog auf meine Burg, um mich zu schützen, da in jener Zeit mehrere Räuberhorden in den Wäldern des Gaues hausten, auch zwei mächtige Raubritter die Gegend unsicher machten. Aber kaum hatte Konrad die Burg durch Vermehrung der Knechte und Verbesserung der Wälle und Mauern in guten Stand der Vertheidigung gesetzt, kaum hatte er einige Ländereien, die ein feindlich und habgierig gesinnter Ritter sich auf frevelhafte Weise zugeeignet, mit dem Schwerte in der Faust wieder errungen, als ein Mönch aus dem Bernhardiner-Kloster Wittenberg erschien, und im Auftrag des Abtes, meinem Vormund, eine Urkunde zeigte, Kraft welcher mein Vater seine Burg dem Kloster gegen drei hundert doppelte Goldgulden verpfändet hatte. „Es sey zwar — außer-

te der Mönch mit falscher Freundschaft — die Pfandzeit schon seit Jahren verlossen, und daher dem Kloster das unbeschränkte Recht zuständig, die Burg ohne Herausgabe irgend eines Überschusses in Besitz zu nehmen, doch kenne der fromme Abt die Pflichten des Christenthums gar zu sehr, und sey ein viel zu gewissenhafter und gottesfürchtiger Diener des Herrn, um des Ritters Bodo von Mannfeld hinterlassenes Töchterlein, das ohnehin eine arme Waise sey, im geringsten verkürzen zu wollen. Es siche daher dem geachteten Vormund frei, die Burg binnen drei Monden um die vom Kloster erhaltene Summe einzulösen oder selbe als rechtmäßiges Eigenthum dem Kloster zu überliefern, wo dann der hochwürdige Abt aus reinchristlicher Liebe und besonderer Herzensmilde, der Waise eine großmüthige Schenkung machen wolle."

Konrad von Thurn, der mit meinem Vater aufgewachsen und all seinen Geheimnissen vertraut war, konnte sich zum Eide erbieuten,

daß mein Vater vom Kloster Wittenberg nie einen einzigen Goldgülden als Darlehen empfangen hatte, daß die Urkunde falsch, und das Werk der niederträchtigsten Betrügerei sey; er verweigerte standhaft die Übergabe der Beste, nannte das Kloster ein schändliches Raubnest und jagte den Pfaffen aus der Burg, aber bald machte er die bittere Erfahrung, daß oft das Laster über die Tugend siege. Die Mönche führten Klage vor dem päpstlichen Stuhle und vor dem Throne des Landesherrn. Die Urkunde wurde als ächt anerkannt und meinem Vormunde unter Androhung des Bannes und lebenslänglicher Einkerklerung das strenge Gebot ertheilt, entweder die Burg durch Erlage der drei hundert Goldgülden einzulösen oder dem Kloster unbedingt abzutreten. Konrad bot alles auf, diese Summe sich durch Verpfändung oder Verkauf mehrerer zur Burg gehörigen Ländereien aufzutreiben, aber alle Mühe war fruchtlos. Kaum war der letzte Tag der bedingten Frist verflossen, da erschien

der Abt von Wittenberg mit großem Gefolge, und unter dem Schutze herzoglicher Kriegsknechte. Knirschend und bebend vor Wuth, übergab Konrad dem geweihten Betrüger die Kiste und zog mit mir nach der seinigen. Dem Geheimschreiber des Abtes, der ihm dreißig Goldgülden, als eine Schenkung für mich übergab, und die Großmuth seines hochwürdigen Herrn mit tückischem Hohnlächeln pries, warf der Ergrimimte den Goldsäckel so gewaltig in das grinzende Gesicht, daß der feiste Pfaffe ohnmächtig niederstürzte und viele Wochen das Siechlager nicht verlassen konnte.

In jener Zeit noch zu sehr im Alter der Kindheit, um meine Armuth und den Einfluß, den selbe auf mein künftiges Loos haben mußte, in ganzem Umfange zu erkennen, lebte ich auf Konrads Burg unter der zärtlichsten Pflege des liebevollen Greises und unter süßen Spielen und dem freundlichen Gefose aller Burgbewohner harmlos und glücklich, bis die Stunde schlug, wo das Kind zur Jungfrau

geworden, und sich das Herz den ersten Gefühlen der Liebe öffnete. Albrecht, Konrads Sohn, nicht mehr ein blühender Jüngling, aber ein schöner, stattlicher Mann, voll Muth und Herzensgüte, ward allmählig der Gegenstand meines Wohlwollens, meiner Aufmerksamkeit, meiner innigen Liebe. Auch er begann die Bewegungen meines Herzens zu ahnen, auch sein Herz schlug allmählig in heißer Liebe für mich; und als wir einst, unserer Gefühle nicht mehr mächtig, in einer Laube des Burggartens einander in die Arme sanken und Vater Konrad, ein unbemerkter Zeuge der ersten Ergießung unserer heißliebenden Herzen, sich in unsere Umarmung beugte, und den Bund der Liebe durch seinen Segen heiligte, da sah mein trunkenes Auge den geöffneten Himmel, und meine Seele schwamm in einem Meere des Entzückens. — O wie kurz war die Dauer dieser Wonne — In einer Nacht, wo das Brausen des Windes, der heftig strömende Regen und die tiefste Blut. Ronne. III.

Dunkelheit jedes Spähen des Lugners fruchtlos machten, und ihn an der, von Stunde zu Stunde gewöhnlichen Umgehung der Brüstung des Wartthurms hinderten, überfiel, ohne angesagter Fehde, der Rauhgraf von Wildhorst, Konrads Todfeind, unsere Veste, erstürmte sie, nicht durch Tapferkeit, sondern durch Übermacht, erschlug Vater und Sohn, schickte die gefangenen Knechte, in Ketten geschmiedet, zur schweren Arbeit in seinen Steinbruch, und ließ in die ausgeplünderte Burg Feuer werfen. Konrads Ehefrau, meine zärtliche Pflegemutter, starb vor Entsetzen über die Ermordung des Gatten und Sohnes, ihre Zosen und Dirnen erlagen unter den viehischen Lüsten der trunkenen, zügellosen Knechte und ich wurde, auf ein Ross gebunden, unter dem Geleite vertrauter Knappen auf die Veste Wildhorst gebracht.

Bekannt durch meines Vormunds öftere Erwähnung des mächtigen, jeden Wiedermann bescheidenden Wüthrichs mit des Rauhgrafen

grausamen, menschenfeindlichen Sinne, sah ich einem künftigen Aufenthalte im Burgverließ bei verschimmelten Brodte und faulem Wasser entgegen, daher staunte ich mächtig, als ich auf Wildhorst angelangt, von dem Anführer des Geleites der Beschließerin, die, seit der Raubgräfin Tod, ein unbeschränktes Hausregiment führte, übergeben und selber im Namen des Burgherrn das strenge Gebot kundgethan wurde: mir das schönste Gemach einzuräumen, die Schreine des Gemaches mit den Prunkgewändern und dem feinsten Linnenzeug der verstorbenen Burgfrau für mich zu füllen, meine Tafel mit den ausgesuchtesten Speisen, dem süßesten Weine zu versehen, und jeden meiner Winke und Wünsche, wie die einer Herrin dieser Feste zu beachten.

Noch waren meine Thränen über den gräßlichen Tod meiner unvergeßlichen Pflegeeltern und meines heißgeliebten Albrechts, nicht getrocknet, da kehrte der Raubgraf, nach einem lange gewährten Raubzuge in die benachbar-



ten Gauen, mit großer Beute und großem Gefolge in seine, jeder Belagerung und jeder Bestürmung treuhende Burg Wildhorst zurück. Ich bebte vor Abscheu und Furcht, als ich, durch eine Spalte der herabgelassenen Vorhänge des hohen Bogensfensters spähend, den grauen Bösewicht auf seinem stattlichen Streitrosse majestätisch den Burghof daher reiten sah, und ihn seine Befehle an den Bogt und an den Rüstmeister mit donnernder Stimme ertheilen hörte; aber als er jetzt ehrerbietig in mein Gemach trat, und als dieser Mann, der mit kalter Lust mordete, und mit lächelnder Miene manchen Unglücklichen zu Tode geißeln ließ, mich zärtlich in seine Arme schloß, den Tod meines Pflegevaters und meines Bräutigams, der Wildheit seiner Knechte, thränenden Auges zuschrieb, wie ein liebender Vater, innige Worte voll Trost und Ermuthigung zu meinem leidenden Herzen sprach, und mir die theuersten Verheißungen seiner liebevollen Sorge für mein gegenwärtiges und künftiges Glück

gab, da glaubte ich, daß der Verläumdung zerstörender Zahn auch an seinem Rufe scharf nage, und ich gab mich dem süßen, stolzen Wahne hin, durch Sanftmuth und kindliche Liebe das verwilderte Herz des rauhen Mannes mild und fühlend zu machen.

Was ich in der Einfachheit meines Gemüthes für die Ergießungen väterlicher Liebe hielt, war heiße, aber unter der schlauesten Verstellung sich bergende Begierde, meine Unschuld zu rauben, und aus der unentrichteten Jungfrau sich eine buhlerische Hausgenossin beizugesellen. Des grauen Sünders immer sich mehrende Küsse, seine überraschenden Besuche zur frühesten Morgenstunde, das wilde Feuer, mit welchem er mich oft gewaltsam in seine Arme riß, seine, unter dem Scheine zärtlicher Tändelei zu wiederholten Versuche, meinen Busen mit frecher Hand zu entschleiern, und meinen Körper zu betasten, erregten in mir, Trotz meiner Unerfahrenheit, gereizten Argwohn gegen die Reinheit seiner väterlich-

geheuchelten Empfindungen, und als ich nun seinen Morgenbesuchen durch das Verriegeln meiner Thüre wehrte, stets Sorge trug, jedes Alleinsein mit ihm zu vermeiden, und, ward ich auch manchmal von ihm überrascht, seine Küsse nicht so oft duldete, und seine schamlosen Berührungen mit Ernst und Abscheu zurückwies, da warf der Wolf die Schaafshülle von sich und der graue Lüftling erklärte mir mit furchtbarer Kälte, daß, wollte ich nicht mit ihm geheime Buhlschaft treiben, mein Aufenthalt bis zu meiner Sinnesänderung das Burgverließ werde und, sollte auch dieses nichts über mich vermögen, er mich dann den Lüsten seiner wildesten Knechte Preis gebe. Beinahe leblos ob dieser gräßlichen Kunde sank ich nieder; der Bösewicht wollte meine Schwäche benutzen; rasch faßte er mich in seine Arme, und trug mich meinem Lager zu, da erbarmte sich Gott der Unschuld; der Allgütige gab mir die Kraft und Entschlossenheit des Mannes; rasch seinen Armen entwunden, riß ich

ihm den Dolsch aus dem Gürtel, und schwur, mich zu tödten, sobald er sich mir nahe. Knirschend stürzte er aus dem Gemach; nach wenig Augenblicken drangen Knechte herein und schleppten mich unter frechem Hohngelächter, in einen Kerker des Burgverlieses.

Brod und Wasser war meine Nahrung, faules Stroh mein Lager, und Kröten und Würmer meine Gesellschaft. Eine Woche des größten Elendes hatte ich in meinem dunkeln Gefängnisse geschmachtet, da wurde zu ungewöhnlicher Zeit — es war die Stunde der Mitternacht, mein Kerker geöffnet. Der Schein einer kleinen Lampe, die der Eintretende trug, ließ mich in ihm den Gefangenwärter Suntram erkennen. Er flüsterte mir zu, ihm zu folgen, aber ja das mindeste Geräusch zu vermeiden. Dicht neben meinem Kerker öffnete er eine eiserne Pforte und führte mich durch einen langen, niedrigen Bogengang an ein geöffnetes Fenster, an welchem eine Strickleiter befestigt war. „Muth gefaßt und auf-

Gott vertraut!“ — raunte er mir ins Ohr, blies die Leuchte aus, lehrte mich, wie ich seinen Hals mit beiden Armen umschlingen und fest mich an ihm anklammern sollte, schwang sich auf das Gesimse des Fensters, und kletterte, mich auf dem Rücken, die Strickleiter hinab. Webenden Herzens betete ich zu Gott um Schutz und Hülfe; der Allgütige erhörte mein Gebet; wie auf einen Zauberschlag öffneten sich die dichten, alles tief verdunkelnden Wolken, und des Mondes hell leuchtendes Licht ließ meinen edlen Retter sein hochherziges Werk schnell und sicher vollenden.

Von der letzten Sprosse der Leiter hinweg trug mich Guntram den Abhang des felsigen Berges hinab, über ein langes Feld in den Wald tief hinein, bis zu einer verfallnen Köhlerhütte, ließ mich zur Erde nieder und that einen gellenden Pfiff. Da kam hinter einer Felsenmasse hervor ein Mensch mit einem kleinen Rosse, flüsterte mit ihm, und verschwand im dunklen Tannig. Ohne ein Wort zu sa-

gen, hob mich Guntram aufs Ross, hinter dessen Sattel ein voller Sack befestigt war, und leitete es am Zügel. Er schritt so rasch, daß das kleine Thier immer traben mußte. Als es anfang zu tagen, bog er vom Fahrwege, der viel bereist zu werden schien, geradezu in den tiefen Wald hinein, so daß ich fast immer mein Gesicht in die Mähnen des Rößleins drücken mußte, um von den niederhangenden Baumästen nicht verletzt zu werden.

Der Wald wurde lichter, eine kleine Wiese und auf ihr eine armselige Hütte, war im Glanze der eben aufsteigenden Morgensonne sichtbar. Ein Mann stand unter der Thüre; er schien, unserer Ankunft entgegengeharrt zu haben. Rasch ging er uns entgegen, begrüßte Guntram als einen alten Bekannten und führte uns zur Hütte. Ich stieg vom Rosse und Guntram leitete mich in ein Kämmerlein, wo sich ein reinliches, hoch aufgeschlichtetes Mooslager befand. „Ruhet hier, edles Fräulein,“ ermahnte er, bis es zu dunkeln beginnt, denn

nur die finstere Nacht kann unsere Flucht schützen und begünstigen.“ Er ging fort, lehrte aber bald wieder. „Hier, sprach er, und setzte auf eine niedrige Bank eine Kürbisflasche voll Wein, kalten Wildbraten und Brod — labt Euch und sammelt Stärke zur Reise, die noch zwei Nächte währt, und Euern zarten, den Anstrengungen ungewohnten Körper mächtig angreifen wird. Ruhet ohne Kummer und Sorge, denn Guntram wacht für Euch!“ — Mit diesen Worten entfernte er sich und verschloß sorgfältig die Thüre des Kämmerleins. Ich bedurfte der Labung sehr, und als ich mich mit Speise und Trank erquickt hatte, versank ich unter einem andächtigen Dankgebete in einen tiefen Schlaf.

Schon glänzte am westlichen Himmel der weit strahlende Abendstern, als ich erwachte und zugleich Guntram an mein Lager treten sah. Nachdem ich noch einige Erquickung genossen hatte, traten wir die Reise wieder an. Es war mir unmöglich, meine Neugierde nach

der Veranlassung der mir so unerwartet gewordenen Rettung zu unterdrücken, und ich bat daher Guntram, mich darüber zu verständigen. Dieser erzählte: „Es sind bereits mehr als zwölf Jahre, daß ich dem Raugrafen von Wildhorst diene. Mehrere, in schweren Fehden erhaltene Wunden machen mich eines lange währenden Rittes unfähig, und da der Raugraf meine finstere Miene und mein verschlossenes, barsches Wesen für eine menschenfeindliche, grausame Denkart hielt, so ernannte er mich zum Gefangenwärter, und glaubte, mein Herz nach der Fühllosigkeit des seinigen beurtheilend, sonder Zweifel eine gute Wahl getroffen zu haben. So ruhig meine Stelle war, und so sehr ich in der Gunst des Herrn stand; so verhaßt wurde mir mein Stand von Tag zu Tag, da ich größtentheils Unschuldige leiden sah, und deren Qualen noch hätte vermehren sollen. Als man Euch, edles Fräulein, auf die Burg brachte, glaubte ich, daß Ihr auch eine von jenen seyd, die sich

der alte Wollüstling zu sündhaftem Umgange oft und selbst aus fernen Landen kommen läßt und hat er satt daran, entweder reichlich bezahlt, in aller Stille fortsendet, oder, falls eine solche seinen Grimm gereizt, selbe der zügellosen Willkühr seiner vertrautesten Knechte Preis giebt, und dann aus der Beste peitschen läßt. Als ich aber vernahm, daß Ihr das edle Fräulein von Mannfeld, die Pflgetochter des wackern, grausam erschlagenen Konrad von Thurn seyd, und als ich von Eurer Zuse, der alten Klara, hörte, welch ein schändliches Beginnen Euch der Raubgraf zumuthe, und daß Ihr, ob Eures tugendhaften Widerstandes im Burgverliese schmachten müßtet, da ward mein schon lange gefaßtes Vorhaben, diesen stinkenden Sündenpfuhl zu verlassen, gleich zum festen Entschlusse, um Euch dadurch aus den Klauen dieses Leib und Seele verderbenden Ungeheuers zu retten. Im Frauenkloster Maria Schnee, drei Tagreisen von der Burg Lüderst, lebt meine Schwester als

Pförtnerin. Dahin beschloß ich Euch geleiten und Euer und mein Schicksal in die Hände der Frau Äbtissin zu legen, welche ob ihres gottesfürchtigen, wohlthätigen Wandels weit und breit, wie eine Heilige verehrt wird. Um die Flucht bewerkstelligen zu können, brauchte ich die Hülfe eines Vertrauten, dazu erkiesste ich meinen Sohn, der ein Fischer und auf der Markung der herzoglichen Vogtei ansässig ist. Ich ließ ihn heimlich zu mir kommen, entdeckte ihm mein Vorhaben, und er war gleich bereit, mir zur Ausführung mächtig beizustehen. Nachdem er eine Strickleiter verfertigt, und sie mir durch seinen, als Bettler verkleideten Schwager zugeschiekt hatte, sendete ich ihm acht Goldgülden zum Ankaufe eines Abganges für Euch, und beschied ihn damit auf einen bestimmten Platz. Wie Ihr wißt, ist mein wackerer Dörsch zur rechten Stunde erschienen, hat auch, was ich vergaß, einen Sack mit Lebensmitteln besorgt, und den Wildhüter, in dessen Kämmerlein Ihr geruhet habt,

von der Ankunft eines Burgfräuleins, das eine Wallfahrt zu machen, und nur bei Nacht zu reisen gelobt habe, verständigt. Das sind die Umstände Eurer Befreiung aus dem Burgverliesse und Eurer Reise nach Maria Schnee, welche wir unter Gottes mächtigen Schutze glücklich vollenden werden.“ —

Seit dem Anbruche des dritten Morgens standen wir vor der Klosterpforte von Maria-Schnee. Voll Freude empfing Schwester Martha, die Pförtnerin, ihren Bruder, und führte uns gleich, da so eben der Frühchor geendet war, zur hochwürdigen Frau. Ich sank zu ihren Füßen, ich umfaßte ihre Knie und flehte um Schutz gegen die verderblichen Lüfte der Menschen. Mit mütterlicher Zärtlichkeit hob mich die engelgute Frau vom Boden auf, schloß mich tröstend in ihre Arme, und heischte Erklärung; wer ich sey, und was ich wünsche. Und als sie durch Guntram meiner Eltern Namen, die himmelschreiende Abdrückung des väterlichen Erbess, die Ermor-

dung meiner Pflegeeltern und meines Bräutigams, die sündhaften Angriffe des Raubgrafen, meinen muthigen Widerstand gegen Schmeichelei und Gewalt, und meine Leiden im Kerker vernahm, da gelobte die Äbtissin bei dem Namen des Erlösers, mir Schutz zu geben in den geweihten Mauern, und wie die gütlichste Mutter für mein Wohl Sorge zu tragen. Dem edlen Guntram verlieh die Hochwürdige zum Lohne, ob seiner tugendhaften Gesinnungen und der so hochherzig an mir begangenen That, die Oberaufsicht über eine weitläufige Meierei, und beschenkte ihn reichlich.

Ich mochte ohngefähr ein volles Jahr im Kloster zugebracht haben, wo ich, ohne mich für den Schleier zu bestimmen, den Unterricht und die Geschäfte der Novizen theilte, übrigens weltliche Kleider trug, auch nicht auf die Klausur des Klosters beschränkt war; als eines Tages der hochwürdigen Äbtissin gemeldet wurde, daß im nahen Forste ein alter Ritter un-

ter einem Haufen erschlagener Knechte, schwer verwundet liege. Gleich mußten einige mit einer Sänfte hin, um den Verwundeten in das Kloster zu bringen, und andere mit einem Wagen, die Todten abzuholen, und dem Beichtvater und Seelsorger des Klostersprengels zur Beerdigung zu übergeben. Mutter Euphemia, eine in der Heilkunde sehr unterrichtete und erfahrene Nonne, übernahm also gleich die Pfllege des Ritters, vertraute aber der Hochwürdigen, daß unter den vielen Wunden eine tödliche, und die Erhaltung des Unglücklichen nicht zu hoffen sey. Nur mit Mühe vermochte der Ritter das Wenige hervor zu hauchen; daß er Cuno von Grauenstein heiße, und seinen, auf der Weste Grauenstein weilenden Sohn noch zu sehen verlange. Auf der Stelle wurde ein reitender Eilbote nach der, eine gute Tagreise entfernten Burg gesendet, und schon am andern Tag sprengte Willibald von Grauenstein mit verhängten Zügeln daher. Tod stürzte sein Roß unter ihm an der

Klosterpforte nieder, und der liebende Sohn wollte vor Schmerz vergehen, als er hörte, daß er zu spät gekommen sey, da sein Vater schon vor mehreren Stunden das Zeitliche verlassen habe.

Ich sah Willibald am offenen Sarge des Vaters und — mein Auge konnte sich nicht losreißen von dem schönen, hochgewachsenen Jüngling und sein Bild füllte das Innerste meines Herzens. Als er Abschied nahm von der Äbtissin, und ihr mit einfacher, aber herzlicher Rede für erwiesene Güte und Theilnahme dankte, da stand ich an ihrer Seite und mein Herz schlug in süßer Freude, als ich seinen Feuerblick oft und lange auf mir weilen sah. Unter meinem Fenster hörte ich sein Roß wiehern. Ich blickte hinab, und beim Aufschwingen sah er mir gerade ins Auge. Hocherröthend beugte ich mich zurück, da rief er: „Lebt wohl, edles Fräulein und gedenket mein!“ — und sprengte über den Klosterhof hin, an der Pforte nochmal auf mich zurück.

schauend. Bange, ihn nie wieder zu sehen, legte ich die Hand auf das schmerzlich pochende Herz, und seiner gedachte ich in stiller, heißer Liebe.

Sechs Monden hierauf erschien ein Mönch in unserm Kloster, und ließ sich von der Frau Äbtissin die Gunst einer geheimen Unterredung erbitten. Ich war so eben in ihrem Gemache mit der Stickerie eines Altartuches beschäftigt, und mußte abtreten, als der Mönch bei der Hochwürdigsten eingeführt wurde.

Eine Stunde darauf lustwandelte ich im Garten, da kam der Mönch auf mich zu und begann ein Gespräch, dessen Inhalt mir im Anfange befremdend war, da selbiger meine Kenntnisse in unserer heiligen Religion und die tiefsten meiner Gesinnungen über die Pflichten einer künftigen Gattin und Hausfrau zu erforschen sich bemühte. —

Der ehrwürdige Greis mußte, wie es schien, mit meinen schlichten Antworten und der herzlichen Offenheit, womit ich zu ihm sprach, zu-

frieden gewesen seyn, denn seine ernste Miene erheiterte sich immer mehr und sein Auge ruhte mit immer höhern Wohlgefallen auf mir. — Aber wie erstaunte ich, als er nach einer langen Unterredung folgendes zu mir sprach: „Verzeihet, edles Fräulein, daß ich, gleich einem Weichtiger, das innerste Eures Gemüthes auszuforschen strebte. Es geschah nicht aus gemeiner Neugierde, sondern wichtige Gründe führen mich in diese heiligen Mauern, besonders aber zu Euch.“ — „Ich bin der Burgpfaffe von Grauenstein, und des Ritters Willibald Erzieher und Lehrer von dessen zartester Jugend an. Als sein heftiger Schmerz über den Tod seines geliebten Vaters, den Gott eine fröhliche Urstätt verleihe, in stille Wehmuth überzugehen begann, und er wieder sich hinlänglich gesammelt hatte, um auf sich selbst und die Leitung seiner Geschäfte als Herr über viele Besitzungen und Unterthanen zu denken, da bemerkte ich wohl, daß auf seinem Herzen eine Last ruhe, welche er von sich ab-

zuwälzen wünschte. — Von jeher im Besitze seines innigsten Vertrauens, und von dem edlen Jüngling wie ein Vater geliebt und geachtet, ward es mir leicht, das verschlossene Herz zu öffnen und dessen stilles Geheimniß zu enthüllen. —

Es war die heiße Liebe zu Euch, und die schwere Sorge, ob auch Ihr ein Gefühl der Liebe für ihn in Eurer keuschen Busen heget, welche ihm jede Ruhe raubten und mit Bangigkeit sein Gemüth erfüllten.“ Da griff ich nach meinem Stabe, um hieher zu wandern, und zu Euch zu sprechen: Edles Fräulein von Mannfeld, Willibald von Grauenstein, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, ein tugendhafter, gottesfürchtiger Jüngling, ist Euch mit inniger Liebe zugethan, und in voller Überzeugung, nur an Eurer Hand glücklich durch dieses Leben zu gehen. Für ihn werbe ich um Euch, und ist Euer Herz noch frei, und könnt Ihr Vertrauen fassen, zu einem Greis, dessen Mund noch nie von einer Lüge ent-

weiht wurde, so reicht auf mein Wort dem biedern Jüngling Eure beglückende Hand. — So wollte ich geradezu meine Werbung vollführen, da kam mir der Gedanke, zu ergründen, ob meinem Willibald, der noch nie geliebt hatte, nicht der Schein trüge, und die ersten, stets die heftigsten Wallungen des Herzens ihn bethören. —

Daher warf ich einen prüfenden Blick in die Tiefe Eures Gemüthes, und ich sah darin nur Reinheit und Unschuld glänzen. —

„Ich gehe jetzt von dannen, damit Ihr Zeit und Ruhe habt, Euer Herz zu durchschauen, und den Schritt zu überlegen, zu welchem ich Euch in voller Überzeugung, daß Ihr mit Ritter Willibald von Grauenstein gewiß glücklich werdet, so gerne überreden möchte, wäre es nicht meine Pflicht, die Entscheidung allein Eurem Verstande und Eurem Herzen zu überlassen.“ —

Der Mönch entfernte sich wortlos, dem Busen voll freudiger Überraschung starrte ich

ihm nach, und ich hebte vor süßer Ahnung, daß nun bald die Stunde schlagen werde, welche meine geheimsten Gefühle und mein geheimstes Sehnen so reichlich und so beglückend krönte.

Im tiefen Sinnen, mit klopfendem Herzen trat ich in das Gemach der Äbtissin, und eröffnete ihr, gesenkten Blickes und mit hochgerötheter Wange die Bewerbung des Mönchs. Die weise, mütterliche Freundin durchschaute schnell mein Inneres, und ihrem Scharfblicke entging nicht, wie hold und gewogen ich den Wünschen des Werbers sey.

Auch sie lobte den Ritter ob seiner Tapferkeit und seiner vielen Tugenden die ihr von dem Schirmvogte und dem Beichtiger des Klosters gepriesen wurden, und als ich jetzt in ihre Arme sank und mit Thränen der Wonne gestand, daß ich dem edlen Willibald schon seit dem Augenblicke des ersten Sehens mit geheimer, inniger Liebe zugethan sey, da sprach sie einen feierlichen Segen über mich aus und

begleitete ihn mit einem andächtigen Gebete und mit den heißesten Wünschen für mein gegenwärtiges und künftiges Wohl. Noch an diesem Tage lehrte der Mönch mit froher Botschaft auf Grauenstein zurück, und bald segnete er am Traualtare den Bund unserer liebenden Herzen.

Vier Jahre einer Ehe, wie sie nur in den schönsten Gebilden der sinnigsten Minnesänger gestaltet werden kann, lebte ich an der Seite meines Willibalds, da zogen nämlich dunkle, verderbende Wolken am Gesichtskreise meines wohnnevollsten Lebens heran, und aus ihnen brach die Zerstörung meines Glücks furchtbar hervor. Mein Söhnlein, das einzige holde Pfand unserer treuesten Liebe, starb nach einem dreitägigen Siechthume. Nur die Tröstungen der Religion, ergreifend ausgesprochen von unserem ehrwürdigen Burgmönch, und die zärtlichsten Ermahnungen meines, selbst vom Schmerze über den verlorenen Liebling schwer gebeugten Vatten, gaben mir so viele Kraft,

daß ich nicht dem Drange unterlag und als ein Opfer der Mutterliebe dem frühen Grabe zuwelkte. Kaum begann die tiefe Wunde zu harschen, da erscholl unsere stille, sonst nur von den Tönen häuslicher Freude und den segnenden Jubelworten reichlich begabter Armen wiederhallende Feste, plötzlich von Waffenge töse und den Zurüstungen zu blutiger Fehde. Ritter Veit von Rotteneck, ein grausamer, habgieriger Mann, hatte einem unserer Knechte, der einige schöne Kühe, welche mein Gatte der seltenen Art Willen, aus dem fernen Schweizerlande kommen ließ, mit einigen Treibern begleitet, niedergeworfen, die Treiber verjagt und das Vieh auf seine Burg führen lassen, unter dem lügenhaften Vorwande, daß der Knecht und seine Gehilfen die Kühe in ein ihm gehöriges, an unsere Markung gränzendes Weizenfeld getrieben, und die ganze künftige Ernte vernichtet hätten. —

Mein Gatte, trotz der Überzeugung von Rottenecks unwahrer Aussage ließ ihm reich:

lichen Ersatz anbiethen, als aber der habſüchtige Wütherich geradezu die Herausgabe der Kühe ein für allemal verweigerte und den zur Schlichtung der Sache an ihm abgeſendeten Burgvogt wie einen elenden Treßbuben mit Schimpfworten überhäufte, und ſogar drei Tage und Nächte im tieſſten Burgverließe ohne Labung ſchmachten ließ, da ergrimmete mein Gatte, ob dieſer unritterlichen Weiſe, ließ ihm Fehde anſagen, und bereitete ſich zum Kampfe. Wohl gerüſtet, muthig und zahlreich waren die Hähnelein, mit welchen er gen Rotteneck zog, auch drei mächtige Ritter, ſeine Freunde zu Schutz und Trutz, ließen bedeutende Scharen von Reiſigen und Fußknechten zu dem unſrigen ſtoßen. Weit von Rotteneck, eben ſo verwegen als mächtig, ließ ſich nicht in ſeine Feſte belagern, ſondern harrete des Kampfes auf freien Felde.

Die Schlacht begann, ſie war höchſt blutig, denn unfere und des Feindes Mannen kämpften mit gegenseitiger Tapferkeit und ge-

gegenseitiger Erbitterung. Der Kampf währte vom Anbruche des Tages bis zum dunkelnden Abend, und als jetzt den ermatteten Kriegern Ruhe und Labung höchst nöthig waren, da beschloß mein Gatte, den Kampf zu enden und ihn des folgenden Tages mit erneuerter Anstrengung fortzusetzen.

Auf seinen Wink ertönten Trompetenstöße zur Versammlung der vorwärts und auf den Seiten in einzelnen Haufen kämpfenden Knechte, auch Rotteneck ließ die Seinigen vom Kampfe abstecken, und bald hatten sich unsere und die feindlichen Schaaren, nur von einem kleinen Zwischenraume getrennt, um die hochlodernen Wachtfeuer gelagert und bereiteten sich ein stärkendes Mahl, und genossen den Wein, welcher ihnen reichlich ausgetheilt wurde.

Es mochte um die Mitternachtsstunde seyn, als die ausgestellten Wachten meinem Gatten meldeten, daß sie Geräusch hören im feindlichen Lager und deutlich das Ziehen des Fußvolkes und den Hufschlag der Rosse verneh-

men. Stracks mußten die Reisigen aufsitzen und die Fußknechte zu den Waffen greifen, denn es war ein Überfall zu befürchten, aber bald wurde auch kein Geräusch mehr gehört, und als der Tag anbrach, sah man mit Erstaunen die feindliche Lagerstätte von den Scharen verlassen.

So eben hatte sich mein Vatte mit den Rittern über die Bestürmung der Feste berathen, als man, den Felsenpfad von Rotteneck herab, drei Ritter daher kommen sah, wovon einer eine weiße Fahne zum Zeichen friedlicher Gesinnungen trug. Der Fahnenträger war Veits Sohn, und dieser eröffnete meinem Vatten und seine Lehdegespannen, daß sein Vater zum Frieden und zu einer angemessenen Entschädigung willig sey, doch darüber nicht durch Herolde, sondern mündlich mit Ritter Willibald von Grauenslein und dessen Freunden unterhandeln wolle. Sie seyen hiemit eingeladen, zu einem traulichen Mahle auf der Burg Rotteneck; damit sie aber keine Hin-

terlist und keine Gefahr zu befürchten haben, so bleibe er, Weits einziger Sohn, mit diesen beiden Rittern so lange als Geißel in Mitte der Grauenssteiner Mannen, bis deren Anführer mit seinem Waffenbrüdern wieder zu den Seinigen zurückgekehrt, und entweder Friede geschlossen, oder die Fehde fortzusetzen sey. Mein Willibald, eben so muthig als Friede liebend, eben so bieder, als arglos, ließ den jungen Kottenecker unter der Bewachung seiner erprobtesten Reifigen und sprengte mit den Rittern nach Kotteneck, wo sie Weits mit erheuchelter Freude empfing, und die werthen Gäste zum leckern Mahle und zum Genuß seines besten Weines in den Gelaggaden führte.

Es wurde wacker gezecht, aber von den Kottenecker die Schlichtung der gegenseitigen Angelegenheit noch immer nicht in Anregung gebracht, oder, so oft auch Willibald davon zu sprechen begann, mit freundlichem Geplauder beseitigt.

Jetzt erschien Weits Ehefrau im Gelaggaden,

bedrangte Willibald unter schmeichelhaften Geschenken einen Humpen, und bat ihn dann, ihn in das Blumengärtlein zu folgen, und den herrlichen Flor zu besehen, welchen sie mit eigener Hand pflege. Sie gingen dahin, auch Veit folgte mit den Rittern, führte diese aber tiefer in den Burggarten, wo er mit selbst, wie Willibald wahrnahm, ein eifriges Gespräch führte. Nun begann schon der Abend heranzubrechen, und Willibald des Zögerns müde, schritt auf Veit los und forderte unumwundene Erklärung: ob Friede oder Kampf zwischen ihnen bestehen soll. Veit äußerte, daß er zu viel gezecht habe, um zu einer ernstlichen Unterhandlung schreiten zu können. Morgen komme er selbst in das Lager, und alles werde im Guten abgethan seyn. Willibald kehrte mit seinen Freunden ins Lager zurück, schon von Ferne tönte ihm ein allgemeiner Jubel entgegen, und mit Unwillen sah er, daß die Kriegsmänner von dem vielen Weine, welchen ihnen Veit, ohne Willibalds Wissen zugesen-

det, zu reichlich genossen und sich berauscht hatten.

Selbst Willibald, welchem die Ritter bezwogen, als er Veits Sohn und dessen Gefährten wieder entlassen hatte, noch einige Humpen mit ihnen zu leeren, wurde von der Stärke des Rebenszies besiegt, und sank trunken auf sein Lager hin.

Er möchte wohl ein Paar Stunden geschlafen haben, als er heftig aufgerüttelt wurde. Bernhold, sein Leibknappe, stand vor ihm und meldete dem Erstaunten, daß die verbündeten Ritter mit ihren Leuten in aller Stille abgezogen seyen, und er bereits ein sich von der Feste Kotteneß herannahendes Geräusch höre, welches sondern Zweifel ein Überfall verrathe.

Schnell sprang mein Gatte vom Lager auf, ließ durch die Trompeter von allen Seiten zu den Wassen blasen, und es gelang ihm, seine Leute, welche der genossene Schlaf wieder nüchtern gemacht hatte, schnell zu ordnen. Kaum war dieß geschehen, da sprengten

des Kotteneckers Reifige zum stürmischen Angriffe vor. Im vollen Laufe folgten ihnen die Fußknechte, bald war der Kampf allgemein, heftig, mit gegenseitiger Tapferkeit, aber höchst ungleich, denn die Grauensteiner, von den Verbündeten verlassen, zählten nicht die Hälfte der Feinde. Bald war der Kampfplatz mit Leichen bedeckt, an Willibalds Seite sanken seine besten Kämpen, zu einem Häuflein waren seine Schaaren zusammen geschmolzen. Nicht den Tod, wohl aber die Schande der Flucht oder der Gefangenschaft scheuend, focht noch immer der tapfere Willibald hoch zu Gaule, und ermuthigte die Seinigen durch Worte und begeisterndes Vorbild, da hieb sich der Kottenecker durch den dichtesten Haufen an ihn heran. Furchtbar war der Zweikampf, schon blutete Weir aus vielen Wunden, schon riß er sein Roß herum, den tödlichen Schwertstreichen des Gegners zu entfliehen, in diesem Augenblicke stürzte Willibald vom Streithengste nieder; tückischer Weise hatte sich ein Rot-

tenecker Fußknecht durch die, die Kämpfer umgebenden Reiter gedrängt, und dem edlen Willibald mit meuchelmörderischer Faust die Lanze in den Rücken gestoßen.

(Ihre Thränen flossen schon längere Zeit, jetzt bricht sie in lautes Weinen aus. Erst nach einer langen Pause vermag sie, wieder sich zu sammeln und in ihrer Erzählung fortzufahren.)

Ihr könnt Euch, edler Ritter, meinen Schrecken und meine Verzweiflung vorstellen, als die wenigen Knechte, welche nur mühsam den feindlichen Schwertern entronnen waren, in wilder Flucht auf meiner Feste anlangten, und mir die entsetzliche Kunde von des Gatten Tode brachten. Ich versank in einen Gram, der zur gänzlichen Erschlaffung wurde, aber bald ward ich schrecklich aus selber aufgerüttelt.

Der grausame Zeit begnügte sich nicht, durch Gold und hohe Verheißungen Willibalds Fehdegenossen selbstem treulos gemacht, und mir durch dessen Tod das höchste Unglück des

Lebens bereitet zu haben; er wollte auch der Wittwe all ihr Habe entreißen. Mehrere Meierhöfe und einen bedeutenden Forst, die ich nahe an der Rottenecker Markung besitze, hat er bereits an sich gerissen, zum Ersatz für die Kosten dieser Fehde. Dem Habgierigen genügen nicht selbst diese schönen Besitzungen, vor wenig Tagen ließ er mir ansagen, daß, wenn ich nicht bis zum Tage Sebalbi zwei hundert Goldgülden an ihm entrichte, er meine Besitze belagern, sie mit Sturm einnehmen, als sein Eigenthum behaupten, und mich gleich einer Bettlerin über die Grauensteiner Grenze stoßen werde.

Es war vorgestern, als ich nach mehreren, durch Gram und Sorge schlaflosen Nächten mich ermattet auf das Lager warf. Bald hatte Elend und Schwäche meine Augen geschlossen, da erschien mir im Traume Euer Bild, und eine lieblich tönende Stimme gebot mir, Eurer zu harren auf meinem Söller und Euch durch das Wehen meines Tuches

auf die Burg zu laden. „Adelbert von Eß-
~~sen~~stein wird dein Retter werden.“

So sprach die Stimme mit süßem Wohl-
 laute, und wieder von hohem Muthes befeelt,
 habe ich Eurer geharrt, auf dem Söller mei-
 ner Burg, zwei Tage mit heißer Sehnsucht,
 und — (sie ergreift seine Hand, drückt
 sie an ihren Busen, und blickt Adel-
 bert mit einem Blicke voll Bärtlich-
 keit und Vertrauen an) der Verheißene
 ist erschienen und mein Herz verkündigt mir
 in Euch einen edlen Freund und meinen
 Retter.

Adelbert. Würde auch nicht ein Traum
 mich zur Hülfe hieher gewiesen haben, so wä-
 re mein Pflichtgefühl schon genügend, die
 Sache des Unterdrückten zu meiner eignen zu
 machen und zur Rettung einer Unglücklichen
 Arm und Schwert zu bieten. Seyd versi-
 chert, edle Frau, daß ich eher untergehen, als
 Euch hülflos verlassen werde. Aber nicht fern
 ist mehr der Tag Sebalbi, und Alles, was

Euch frommen kann, muß ohne Säumniß aufgeboten werden.

Daher wollt Ihr mir gefälligst ansagen, was Ihr an eigner Mannschaft dem Feinde entgegen stellen, und auf welche Hülfe redlicher Bundesgenossen Ihr mit Zuversicht rechnen könnt.

Die Burgfrau. Meine eignen Streitkräfte sind so geringe, daß ich mit der Besatzung dieser Feste kaum die Hälfte ihrer Thürme und Ringmauern vertheidigen kann. An einen Ausfall darf nicht gedacht werden, da nicht der dritte Theil meiner Reifigen Rosse hat, und ich muß Euch offen gestehen, daß ich nicht genug Mittel besitze, die nöthigen Knechte werden zu lassen, und die nöthigen Rosse anzukaufen. Die Ritter Hartwig von Widenfels und Leonhard von Eppenhorst sind noch die einzigen, die nicht dem Rottenecker zugefallen und mir treu geblieben sind, auch darf ich auf ein Fähnlein des Klosters Mündelsheim zählen, doch alle diese Hülfe wäre

für mich ohne günstigen Erfolg, da die beiden Ritter und der Schirmvogt der Abtey, nicht die Männer sind, um gegen den Tollkühnen, und sehdebewährten Veit von Rotteneck ritterlich und siegreich zu bestehen. Aber unter Eurer Anführung, tapferer Adelbert und durch Euer Beispiel hingerissen, werden sie sechsten wie die Löwen, doch muß ich zagen ob der feindlichen Übermacht, die mein tapfres Häuflein wohl zu erdrücken groß genug ist.

Adelbert. Ich will die Stunden dieser Nacht dem Nachdenken widmen, wie ich Eure Freunde mehren, und die Gemächer dieser Burg mit wackern Mannen und die entleerten Ställe mit kräftigen Rossen füllen kann. Gott, der höchst gütige Beschützer aller Unterdrückten wird mich erleuchten, und mir die Bahn vorzeichnen, welche ich zu Eurem Wohle wandeln soll.

Die Burgfrau. Bey Eurem Anblicke habe ich Gram und Sorge von mir geworfen, und ein erimuthigtes Herz schlägt nun in

der frei erwogenen Brust. Das ist schon die erste, ach so süße Wohlthat, welche wir durch Eure Nähe wird. Eine hohe Ruhe zieht wie eine erquickende Quelle durch mein Gemüth, und mein Vertrauen auf Euch, edler Adelbert, giebt mir eine Kraft und einen Muth wieder, die seit Monden von mir entwichen waren.

(Der Knappe Rudel kommt aus der Pfalz und flüstert der Burgfrau einige Worte zu, welche ihm Befehle giebt, sodann sich mit Adelbert erhebt, und dessen Hand faßt). Der Nachtmibis harret unserer. Laßt uns zu einem freundlichen Mahle gehen, dabey jede Sorge für Gegenwart und Zukunft vergessen, und durch trauliche Gespräche und trauliche Herzensergießung, mit dem Bande der Freundschaft, welches ein unbekanntes, wohlthätiges Wesen um uns geschlungen hat, unsere tugendhaften Herzen immer inniger vereinen. —

(Sie gehen Hand in Hand in das Innere der Burg. Rudel und der Burg-

vogt kommen aus dem Keller. Knechte schrotten ein Faß Wein in die Mitte des Hofes, andere bringen Krüge und Becher, von allen Seiten kommen die Burgmannen herbei, lagern sich um das Faß und zechen. Sie sind fröhlich, ohne Geschrei und Getöse zu machen. Der Burgvogt geht ab und zu, um Ordnung zu erhalten. Rudel trägt von Zeit zu Zeit volle Krüge in den Wachsaal. Man hört öfters die Zechenden der Burgfrau und dem fremden Ritter ein Lebehoch bringen.)

Den größten Theil der Nacht hatte Adelbert sich im Nachsinnen erschöpft, welche Mittel möglich wären, die nöthigen Kriegsknechte in Sold zu nehmen und brauchbare Rosse anzukaufen, aber fruchtlos strengte er seinen Geist an, da ihm die Burgfrau vertraut hat-

te, daß sie von den Bundesgenossen, Wibensfels und Eppenhorst, bei deren eignen Mittellosigkeit, auf kein Darlehen rechnen dürfe, der geizige Abt von Mindelsheim nur gegen Verpfändung von Ländereien eine Summe vorstrecken würde, und, außer der Weste, bereits alle ihre andern Besizungen sich in den räuberischen Händen des Rottenecker befinden. Adelbert sah nur zu gut ein, daß mit einer so kleinen Schaar und ohne hinlängliche Anzahl wohl gerittener Reifigen sich die Weste Grauensstein gegen einen heftigen Sturm des mächtigen Feindes sich nicht halten könne. —

Trauernd schritt er im Gemache umher, da meldete sein Knappe Wolf, daß ein alter Einsiedler ihn zu sprechen wünsche. Adelbert ließ den Siedler in das Gemach treten, und dieser, ein von Altersschwäche gebeugter Greis, sprach also: „Gestrenger Herr Ritter, ich habe Euch ein wichtiges Geheimniß zu entdecken, wodurch Ihr an das Ziel Eurer mir bekannten Wünsche gelangen, und Euch um die edle,

hoch bebrängte Burgfrau mächtige Verdienste sammeln werdet. Es sind jetzt schon zwei und fünfzig Jahre verflossen, als ich bei dem Großvater des letzten Grauenssteiner als Rundenbube diente. Eines Tages kam ein welscher Minnesänger und bat um Herberge auf dieser Feste. Daniel, des Burgherrn Leibknappe führte den Minnesänger in die Pilgerruhe und gebot mir, dahin Wein und Brod zu bringen. Als ich ein paar Stunden darauf wieder in die Ruhe kam, um des Sängers Krug nochmal zu füllen, sah ich, daß er ein Säcklein voll glänzender Steine vor sich liegen hatte, und mit, vor Trunkenheit stammelnder Zunge Daniel vertraute: er habe diese Schätze in den Ruinen eines Klosters gefunden, und wolle sich mit einem kleinen Theile dieser Steine, deren Werth vielleicht ein Herzog nicht bezahlen könnte, in seinem Vaterlande eine herrliche Burg und einen schönen Strich Landes ankaufen. Daniel hieß mich fortgehen und dem Thorwächter sagen, daß er

diese Nacht in der Pilgerruhe wegen guter Gesellschaft des lustigen Fiedlers bleiben werde. Sollte der Burgherr seiner bedürfen, so möchte der Wächter dreist sagen: daß er ihn mit Einbruch des Abends in den Forst zum Nachsehen auf den Eisenhammer habe hinein sehen. So jung ich war, so fiel mir dieses auf und erregte in mir ganz aparte Gedanken. Ich versteckte mich in der Nähe der Pilgerruhe, der Dinge harrend, welche da kommen werden. Kaum zeigte sich die Morgenröthe, als ich Daniel und den Minnesänger aus der Ruhe kommen und nicht auf der Landstraße, sondern auf einem wenig besuchten Pfad dem Walde zuschreiten sah. Voll Neugierde folgte ich in einiger Entfernung.“

„Plötzlich hörte ich einen krachenden Schlag, dann ein dumpfes Gestöhne. Ahnend die schreckliche That, kletterte ich schnell eine hohe Tanne hinan, und von da sah ich, wie Daniel den noch Kückelnden würgte, aus dessen Tasche das Säcklein mit Edelsteinen zu sich stieß:

te, ihm einen Strick um den Hals schlang und an den Rand einer nahen, sehr tiefen Schlucht schleppte. Daniel stieß die Leiche mit dem Fuße in den Abgrund aber — hier fand der Mörder seinen wohlverdienten Lohn. Durch den heftigen Stoß verlor er das Gleichgewicht, die schwachen Zweige eines kleinen Gesträuchs, woran er sich in der Todesangst halten wollte, brachen, und mit einem gräßlichen Geschrei stürzte der Mörder dem Ermordeten nach. Mich ergriff das Entsetzen so gewaltig, daß ich wie leblos in den Ästen hing und erst nach langer Zeit so viel Kräfte zu sammeln vermochte, zur Erde nieder zu steigen. Ich wagte nicht mehr auf Grauenstein zurück zu kehren, überall glaubte ich das drohende Gespenst des Erschlagenen zu sehen. Voll Angst lief ich davon, trat als Reiterbube in die Dienste eines fahrenden Ritters, zog mit ihm nach fernen Landen, focht dann als Wappner unter Kaiser Maximilian I. gegen die in sein Reich eingefallenen Türken, und

wurde durch Wunden und Alter zum Kriegsdienste untüchtig, von dem hochwürdigen Herrn Abt zu Tellenberg mit einer Siedlerhütte und dem Genuße einer Pfründe begabt.“

„Vor einigen Tagen kam ein verirrter Knecht des Ritters von Rotteneß nächtllicher Weile an meine Hütte, und ich gab ihm Pabung und ein Mooslager. Er erzählte mir, daß sein Gebieter die Burgfrau von Grauensstein am Tage Sebalbi mit Fehde überziehe, und einen leichten Strauß haben werde, weil es auf Grauensstein an Knechten, Rossen und Geld mangle. Da erinnerte ich mich an die Schätze des ermordeten Welschen, und fest überzeugt, daß selbe noch in der Tiefe dieser Schlucht liegen werden, schleppte ich mich hierher, und würde bei der Kraftlosigkeit meines alten, siechen Leibes schwerlich meine Reise vollendet haben, hätte mir nicht ein die Straße daher ziehender, mildthätiger Handelsmann aus Verona, zwei Tage lang sein Maulthier überlassen. Treffet nun Anstalt, gestrenger

Herr Ritter, den willkommenen Schatz aus der Tiefe der Schlucht herauf zu bringen, ich will Euch dahin geleiten."

Stracks ging Adelbert mit dem Greise, nachdem er dem Burgvogte geboten hatte, ihm einige Knechte beizugeben, und diese mit langen und starken Seilen, wie auch mit einer Kienfackel zu versehen. Bald waren sie an der Schlucht, mit Grausen blickten sie alle hinab in die nächtlich, dunkle Tiefe, als aber Adelbert den Knechten eröffnete, daß auf dem Boden des Abgrundes ein ansehnlicher Schatz an kostbaren Edelsteinen liege, und dessen Herausholen die bedrängte Burgfrau in die glücklichste Lage versetze, da erboten sich Alle, in die grauenvolle Tiefe hinab zu klettern, um der geliebten Herrin ersprießliche Dienste zu leisten. An der schmalsten Seite der Schlucht ließ Adelbert, quer darüber hin einen Balken einrammen, um diesen wurde das Seil geschlungen, und einer der Knechte daran, eine brennende Kienfackel in der Hand, in die Tiefe

hinabgelassen. Man sah nur noch die Flamme der Fackel wie einen kleinen Lichtpunkt glänzen, da rüttelte der Knecht an dem Seile und gab dadurch das Zeichen, daß er nun den Grund der Schlucht erreicht habe. Nach geraumer Zeit wiederholte er das Rütteln, und zeigte dadurch an, man möchte ihn in die Höhe ziehen. Tief aus dem schauervollen Schachte herauf ertönte des Knechtes Jubel, und als er wieder unter den Übrigen war, reichte er in seiner Bickelhaube die blinkenden Steine dem Ritter hin, und erzählte: daß er lang habe darnach suchen müssen, weil sie der Moder der Gebeine bedeckt habe. Als Adelbert dem Einsiedler nun seinen Dank bezeigen, und ihm bereden wollte, seine Lage auf der Feste Grauensstein und unter der liebevollsten Pflege der dankbaren Burgfrau hinzubringen, war dieser verschwunden. Adelbert wählte, daß er sich wegen der Erinnerung an die hier begangene, gräßliche That, von der Schlucht entfernt und in die Burg begeben habe, aber

niemand hatte den Greis mehr gesehen, und alle Knechte, welche Adelbert auf Spähe nach dem großen Wohltäter aussendete, kehrten, trotz der eifrigsten Bemühung fruchtlos zurück.

Noch am nemlichen Tage zog Adelbert, begleitet von den Freudenthränen der, einer glücklichen Folge zuversichtsvoll entgegensehenden Burgfrau, mit seinem Wolf und zwölf Reisigen nach Kloster Mindelsheim, verpfändete dort einige dieser Edelsteine, theilte viel Gold unter die Reisigen aus, und gebot ihnen, sich zu zerstreuen und überall Knechte zu werben; er selbst aber zog in die herumliegenden Burgen, wo es ihm gelang, theils viele Ritter zum Schutze und zur Hülfe für die bedrängte Wittwe zu verpflichten, theils von andern wackere Kasse um billige Preise zu kaufen. Nur noch drei Tage war der frühherhin so gefürchtete Tag Sebaldi entfernt, da kamen die Grauensteiner Reisigen von allen Seiten mit geworbenen Knechten, und eine hoch und lange sich auf der Landstraße

hinwälzende Staubwolke verkündigte die Ankunft Adelberts und die große Anzahl der erkaufenen Pferde. Ihn jubelten alle Burgbewohner mit dem Zeichen der innigsten Freude entgegen, und als er jetzt in der Burgfrau Gemach trat, und ihr Bericht erstattete über den glücklichen Erfolg seines Zuges, da wurde ihr Herz so sehr von Hoffnung und Dankbarkeit bewegt, daß sie mit einer Thräne unbeschreiblicher Wonne an Adelberts Brust sank, und ihren Retter mit inniger Empfindung umfaßte.

Eine angstvolle Stille hatte seit des Burghehrens Tod auf der Feste Grauenstein geherrscht, aber jetzt ertönte sie von Waffengeräusche, Pferdegewieher, Trompetenstößen und ernstern Kriegsliedern und lustigen Weisen, die die Knechte bei den Ausbessern ihrer Rüstungen, beim Füllen der Steinförbe und beim Winden der Pechfränge, aus rauhen Kehlen sangen. Es war ein Leben und Treiben auf der Feste wie in dem Lager eines großen

Heeres. Adelbert war vom Tagesanbruch bis in die tiefe Nacht unter den Mannen; hier ließ er junge Rosse tummeln, dort die Armbrustschützen sich üben, hier prüfte er die neugeworbenen Knechte über ihre Kenntnisse in Behandlung der Rosse und Führung der Waffen, dort leitete er eine Schaar auf die Ringmauern, und wies jedem seinen Posten bei Annäherung der Feinde an. Auch die Burgfrau war nicht müßig. Sie hatte die Töchter ihrer Knechte in ein Gemach versammelt, wo selbe unter Aufsicht einer Zofe Scharpie zupfen und Binden bereiten mußten, zum Gebrauche für die Verwundeten. Auch war sie viele Stunden des Tages bei der Beschäftigung der Kriegsleute anwesend, belobte die Fleißigen, ermunterte die Trägen und ließ von Zeit zu Zeit einen Schlauch Wein unter sie vertheilen. Mancher alte Kämpfer, der seine Herrin etwas schärfer beobachtete, machte im Stillen die Bemerkung, daß sie am liebsten in Adelberts Nähe weile, und ihn mit Blicken

betrachte, aus denen ein Herz voll Wohlgefallen und Zuneigung leuchte.

Da brach der Tag Sebaldi an. Schon die Morgenröthe goß ihren rosigen Schimmer auf die weithin glänzenden Waffen der zum Kampfe heranziehenden Rottenecker. Die raschen Trompetenstöße des Thurmwartes, verkündigten den Grauenssteinern ihre Annäherung, im Augenblicke war jeder auf der ihm angewiesenen Stelle, die Blutfahne wehte Verderben drohend, von der höchsten Zinne dem Feinde entgegen, Adelbert, auf sein gutes Schwert gestützt, stand auf dem Vorsprunge der äußersten Wehre, ruhig des Angriffes harrend, und die Burgfrau lag in der Kapelle auf ihren Knien, inbrünstig Gott um seinen Beistand ansehend.

Weit von Rotteneck ließ zum Sturme blasen, und seine Leute begannen zu stürmen.

Dreimal von dem Wütherich in den Tod gejagt, kletterten sie unter dem Schutze der Bögen- und Armbrustschützen, welche mit ihrem Geschoße die Vertheidiger der Ringmauern zu tödten oder zu vertreiben suchten, auf hohen Leitern heran, und brennende Pechfränze flogen in die Burg. Mancher Grauensteiner sank, von einem Pfeile oder Bolzen getödtet; dort und da zündeten die geworfenen Pechfränze, aber die Grauensteiner standen fest, wie ihre Mauern, die Verwundeten, die Todten waren schnell ersetzt, die Dirnen und alten Männer, welche nicht kräftig genug mehr für den Kampf waren, hatten immer schnell das aufsteigende Feuer gelöscht, und Veit von Rotteneß sah auch den dritten Sturm misslungen, sah den größten Theil der Stürmendten entseelt am Fuße der blutgedrängten Mauern, und die Meisten der übrigen schwer verwundet. Da beschloß er, die Beste so lange zu belagern, bis Hunger und Elend sie

in seine Hände liefere. Er vertheilte seine Fähnlein in starke Abtheilungen und umschloß damit Grauenstein, er selbst aber zog sich mit seinen tapfersten Reifigen und Fußknechten auf eine nahe Anhöhe, um von da den vertheilten Scharen, wenn sie von der Burg aus angegriffen werden sollten, mit starker Macht zu Hülfe zu eilen.

Sieben Tage ließ sich Adelbert belagern, und das Jauchzen der Grauensteiner Knechte, ihr Zechen auf den Ringmauern und die vollen Schüsseln, die sie dort leerten, welches alles weit von seinem Zelte aus, hören und sehen konnte, überzeugten ihn, daß die Übergabe der Feste nicht so nahe sey, als er dachte; näher war ihm das eigene Verderben. Schon in den ersten Tagen, als Adelbert die Anführung der Grauensteiner Mannen übernahm, hatte ihn der Burgvogt in einen unterirdischen Gang geführt, welcher in eine,

mehr denn eine Stunde von Grauensfels entlegene Felsenhöhle auslief. Niemand als der alte Vogt wußte von diesem unterirdischen Gange und dessen Länge, aber er selbst war noch nicht bis an dessen Ende gekommen, da an mancher Stelle das Gemäuer durch den Zahn der Zeit sehr locker geworden und ein, den Wandernden verschüttender Einsturz zu fürchten war.

Unter den Knechten waren viele des Bauens kundig, diese leitete Adelbert in diesen Gang, beim Fackelscheine begannen sie mit großem Eifer ihre Arbeit und bald konnte man selben ohne die mindeste Gefahr begehen. Als der siebente Tag vorüber, und die Nacht angebrochen war, zog Adelbert an der Spitze von hundert Lanzen = Knechten und sechzig Armbrustschützen durch den Gang und trat aus selben im Rücken der Rottenecker. Sein Vorhaben war, Weit in seinem Lager zu über-

fallen, und während er mit selben im Kampfe sey, von dem Burgvogt mit den Reifigen einen Ausfall auf die, Grauenstein umziehenden Schaaren machen zu lassen.

Ein glücklicher Erfolg krönte Adelberts Unternehmung. Unbemerkt hatte er sich mit den Seinigen an den Fuß des Hügels geschlichen, worauf Veit lagerte. In möglicher Stille kletterten sie die Anhöhe hinan, kaum mehr hundert Schritte vom Zelte des Rottenecker, wurden sie erst von den ausgestellten Wachen entdeckt. Schnell riefen diese zu den Waffen, aber wie ein Sturm brauseten die Grauensteiner unter furchtbarem Geschrei den Hügel hinauf, und ihre Lanzen und Schwerter wütheten unter den Feinden, die kaum so viele Zeit erlangten, sich den Angreifenden entgegen zu stellen. Mit großer Mühe entrann Veit, der sich auf ein ungesatteltes Roß schwang, der Gefangenschaft.

Er sprengte in die Ebene hinab, um dort die zerstreuten Fähnlein zu sammeln und sie gegen die Feinde zu führen, aber auch da tönte ihm Waffengetöse entgegen, und beim Lichte des Mondes, der so eben aus den Wolken hervortrat, sah er die Seinigen fliehen und die Grauensteiner nachhauen. Schnell warf er sein Roß herum, und spornte es weidlich zur Flucht. Mit Tagesanbruch erreichte er seine Beste und bald traf auch dort ein kleiner Theil seiner Reifigen, die den Schwertern der Grauensteiner entronnen waren, ein; die Fußknechte aber waren theils niedergehauen, theils gefangen, nur wenige, die sich gleich beim Beginnen des Kampfes in den Wald geworfen hatten, entkamen, kehrten aber nicht mehr nach Rotteneck zurück, wo sie die Grausamkeit des Burgherrn fürchteten, sondern zerstreuten sich und nahmen Dienste bei andern Rittern.

Am Tage nach diesem unglücklichen Ereigniß ließ Veit die Seinigen auf dem Burghofe sich sammeln. Knirschend vor Wuth über die erlittene Niederlage, überschaute er das Häuflein seiner Mannen, und sah mit bitterm Gefühle, daß der ärmste Ritter des Gaues ihn mit einer größern Schaar befehlen konnte. Er wollte so eben mit seinem Burgvogt in den Zechgaden gehen, um dort bei einem Humpern Wein mit dem alten, klugen und wohl- erfahrenen Kämpen sich zu berathen, da stieß der Thürmer mächtig ins Horn und rief die erschreckende Kunde herab, daß aus dem Walde hervor viele Schaaren zu Rosse und zu Fuße daher zichen.

„Das sind die Grauensteiner, die wir mit blutigen Köpfen heimfenden wollen. Auf zu den Waffen!“ — — donnerte Veit seinen Knechten zu, aber als er diese mit bleichen Gesichtern sich rüsten sah, und jetzt selbst die

Warthe bestieg, und die vielen Fähnlein unter lautem Kriegesgesange und fröhlichen Trompetengeschmetter daher ziehen sah, da konnte er nur mit Mühe sich fassen, und den Seinigen die nöthigen Befehle ertheilen. —

Es war Adelbert von Löwenstein, der vor Kottenecks Mauern stand, und den Burgherrn durch einen Herold zur Übergabe der Feste auffordern ließ.

Weit wies die Aufforderung zurück, Adelbert geboth den Sturm, und noch vor Einbruch des Abends zog er als Sieger durch Kottenecks hochgewölbte Thore.

Rüstsaal

in der Burg Rotteneck.

(Ritter Adelbert von Löwenstein steht, auf sein Schwert gestützt, in der Mitte des Saals. Zur Linken sind die gefangenen Knechte des Rotteneckers, von Grauensteiner Reifigen bewacht, aufgestellt; zur Rechten stehen der Burgvogt und der Rüstmeister von Rotteneck, beide ohne Schwert; im Hintergrunde haben sich Reifige und Wappner, an ihrer Spitze der Knappe Wolf, gereiht.)

Adelbert. Vogt und Rüstmeister von Rotteneck, ihr seyd frei.

(er winkt, und ein Knappe überreicht ihnen ihre Schwerter.)

Wollt ihr bei der edlen Burgfrau von

Grauenstein, in deren Namen ich die Feste und die Ländereien des Weits von Rotteneck im Besiz nehme, Dienst erlangen, und wieder für selbe Euer Amt verwalten, so werde ich Euch zu hoher Gunst empfehlen, denn Ihr seyd mir schon lange gerühmt worden ob Eurer Treue und Eures Biedersinns.

(Er wendet sich zu den gefangenen Knechten.)

Auch Ihr seyd hiemit los gegeben. Wer von Euch in die Dienste der neuen Burgherrin treten will, der melde sich noch heute beim Vogte, und dessen Zeugniß über Tapferkeit und einen gehorsamen, frommen Wandel soll die Aufnahme bestimmen. Die Abziehenden erhalten einen Zehrpfennig und verlassen noch vor Abend diese Burg.

(Auf seinen Wink entfernen sich al-

le bis auf Wolf und die im Hintergrunde stehenden Reifige und Wappner.)

(Adelbert zu Wolf.)

Ich übergebe Dir den gefangenen Rottenecker. Du geleitest ihn mit diesen Männern nach Grauenstein. Dort mag er im tiefsten Burgverliese und in Ketten seinem Urtheile entgegen harren, welches ob seiner Frevelthaten und der schweren Verletzung ritterlicher Pflichten, nur der Landesherr über ihn fällen kann. Erscheine vor mir in zwei Stunden, um ein Handbrieflein an die edle Frau von Grauenstein zu empfangen, dann ziehest Du dahin und kehrest binnen zwei Tagen wieder. Sorge dafür, daß es meinen Mannen und auch den gefangenen Rottenecker nicht an Imbiß und Wein mangle.

(Wolf und die Andern gehen ab.)

In diesem Augenblicke tritt der Burgvogt ein.)

Burgvogt. Gestrenger Herr Ritter, in einem Gefängnisse des Burgverließes schmachtet schon seit acht Tagen eine wunderschöne Dirne, es mag auch, nach dem Prunke ihres Gewandes und ihrer hohen Weise, ein edles Burgfräulein seyn. Ein unbekannter, schwarz geharnischter Ritter hat sie, eine Binde um den Mund geschlungen und die zarten Hände mit Stricken gefesselt, nächstlicher Weile hieher gebracht. Er hatte sie vor sich auf dem Gayle und schleppte die Sträubende in das Gemach des Burgherrn, mit welchem er geheime Unterredung hielt. Verqume Seit darauf mußte ich erscheinen, und die Gefangene im Burgverließe einkertern. Dort muß sie auf saulem Strohe ruhen, und erhielt bisher nur Brod und Wasser, und doch blüht die holde Jungfrau im vollen Reize der Ju:

gend und Schönheit, und ihr Gewand ist immer so zierlich, als lebte sie in voller Freiheit und im vollen Reichthum. Ich habe heute schon mit Tages Anbruch ihren Kerker gelüftet, der Armen auch eine warme Speise und einen Becher Wein gebracht, und sie mit einem Strauße schöner duftender Blumen erfreuet. Mit Thränen dankte sie, aber als ich ihr die Kunde gab, daß der hartherzige Rottecker nun in seiner eigenen Burg gefangen sey, und ihr die Hoffnung baldiger Befreiung winke, da war ihre Freude unbeschreiblich, und sie flehte mit aufgehobenen Händen dem neuen Burgherrn ihr unglückliches Loos zu verkündigen. Gebietet nun, gestrenger Herr Ritter, was mit der Gefangenen geschehen soll.

Adelbert. Es ist des Ritters erste Pflicht, den Leidenden Hülfe zu geben. Geleitet mich

strach zu der Gefangenen. (schreitet hastig mit dem Burgvogt ab).

Gefängniß im Burgverließ zu Rotteneck.

(Eine verschleierte Dirne sitzt auf einem Steinblocke und betrachtet in tiefen Sinnen einen Blumenstrauch, welche sie einzeln hervorzieht. Jetzt werden klirrende Tritte gehört, und das Rasseln der zurückgeschobenen Kiegel der Kerkerthüre. Sie springt auf, die Blumen entfallen ihrer Hand, mit ausgestreckten Armen harret sie dem Befreier entgegen. Die Thüre öffnet sich, rasch tritt Adelbert ein, ihm folgt der Burgvogt.)

Adelbert. Erst jetzt vernehme ich, daß hier eine Unglückliche schmachtet und eilenden Trettes —

(Die Gefangene bebt bei Adelberts Anblick im sprachlosen Entzücken zurück. Sie sinkt auf ein Knie, streckt ihm die Arme entgegen, sie ringt nach der Kraft, für ihre Wonne eine Sprache zu finden. Rasch wirft sie den Schleier zurück, und auf allen ihren Zügen ruht der Ausdruck eines unaussprechlich glücklichen Gefühls).

Adelbert (stürzt auf die Knieende hin, reißt sie an seine Brust).

Hedwig, meine Hedwig! ist es Traum oder Wirklichkeit?

Hedwig (ihn fest umschlingend).

Ich habe Dich wieder, mein Adelbert, o Glück, o Entzücken! Aber nun soll mich auch nur der Tod aus Deinen Armen lösen, ich würde sterben vor Angst und Sehnsucht, wäre unsre Trennung auch nur eine Stunde.

Adelbert. D erzähle, wie es Dir gegangen, seit ich Dich auf der Beste Ilmenstein verlassen habe? Wie bist Du hieher gekommen? D, erzähle, denn jeder Augenblick Deines Lebens, jeder Hauch Deines Athems ist meinem Herzen zu heilig, um noch länger mit Deinem, bis zu diesem Augenblicke erlebten Geschehnisse unbekannt zu bleiben.

Hedwig. Alles sollst Du hören mein Adelbert, doch —

(Sie schauet mit schüchternen Blicken umher, und drückt sich mit heftigem Zittern in Adelberts Arme.)

Hier, wo nur Unken und Würmer haufen,
und wo der Jammer und die Verzweiflung
herrschen, hier laß uns nicht länger weilen.

Adelbert. Fort aus dieser Hölle, hin-
aus in die freie Natur, in ein Leben voll
Glück und Wonne.

(Er schwingt Hedwig rasch auf
seinen Arm und trägt sie im eilenden
Gange aus dem Kerker. Mit tücki-
schem Lächeln folgt ihnen langsam
der Burgvogt, und verliert sich in
den Gewölben des Verließes.)

Prunkgemach

mit reicher Ausstattung.

(An einer Seite der Wand ein üp-
piges Ruhelager von seidenen Psüh-
Stut. Ronne. III.

ten. Pracht und Bequemlichkeit herrschen in diesem Gemache.)

Adelbert (tritt, Hedwig auf dem Arme, rasch ein, läßt sie auf das Kuschelager nieder, und setzt sich an ihre Seite. Sie sinken einander in die Arme. Nach einem langen, innigen Kusse drückt Hedwig ihr Gesicht an Adelberts Brust).

Adelbert. Erzähle nun, meine Hedwig, welche Schicksale Du erlebt, damit ich alles vernehme und Zeit gewinne, mich zu sammeln und Herr des Entzückens zu werden, das die Wölbung meiner Brust zu zerspringen droht.

Hedwig. Alles sollst Du erfahren, aber auch alles ist so schaudervoll, und meiner schweren Leiden waren seit unserer Trennung so

viele, daß deren Mittheilung Dein sanftes, liebendes Herz mit Entsetzen erfüllen würde. Lasse mich den ersten Augenblick des glücklichen Wiedersehens nicht durch die Erinnerung an meine qualvolle Vergangenheit entweihen, sondern uns nur der wonnigen Gegenwart leben, und die süßen Früchte, die sie uns darbietet, mit frohem Sinne und einem beglückten Herzen genießen.

Adelbert. Ja, es ist beschlossen, daß ich den Gedanken, der auf dem kurzen Wege vom Burgverliese bis in dieses Gemach, sich so herrlich in meiner Seele erzeugte, rasch zur Wirklichkeit bringe. Ich habe der Burgfrau von Grauenstein Siege erkämpft, die sie aus einer armen verlassenen Wittwe zur reichsten Herrin in diesem Gaue machen. Sie ist, wie jeder Mund spricht, mit einem Herzen voll Güte, Dankbarkeit und Großmuth geschmückt. Für das, was ich gethan, fordere ich keine

Schenkung, nur eine freundliche, ruhige Stätte, wo ich in Deinen Armen, meine gute Hedwig, das Glück der Liebe und der Treue ganz genießen kann.

Ich bin fest entschlossen, das unruhige Leben des fahrenden Ritters mit dem friedlichen Walten eines genügsamen Hausvaters zu vertauschen. Die Burgfrau von Grauensstein besitzt mehrere Meierhöfe. Denjenigen davon, der die freundlichste Lage in stiller Abgeschiedenheit von dem Geräusche der Welt hat, werde ich von ihr in Pacht nehmen, das Schwert für immer in die Scheide versenken, und als ein arbeitsamer, ruhiger Landmann an Deiner Seite und im Kreise unserer Kinder den Frieden und das Glück unserer Vorfahren an unsere Tage fesseln. Noch heute eile ich nach Grauensstein, und schlichte die Sache. In wenig Tagen führe ich Dich als meine Ehegenossin an den Traualtar.

Hedwig. O welch ein glücklicher Entschluß! Führe ihn rasch aus, aber lasse mich zuvor noch tausend und tausend Küsse auf Deinen Mund drücken, denn es treten wieder Tage zwischen uns, wo ich Dich nicht in meinen Armen habe, wo ich in heißer Sehnsucht die Stunden Deiner Rückkehr zähle, und jeder Tag, der nun ohne Deine Küsse, ohne Deine Umarmung dahin geht, ist für mich ein Tag der Trauer und eines unbeschreiblichen Schmerzes.

(Hedwig umschlingt Adelbert. Ihre Küsse werden immer feuriger, ihre Umarmung immer verschlungener. Das glühende Feuer des Verlangens durchzittert die Liebenden, und der Schutzgeist ihrer Unschuld droht zu entfliehen.)

(Rascher Trompetenstoß vom Wart-

thurm herab. Adelbert, nun sich selbst wieder gegeben, windet sich sanft aus Hedwigs Armen, die ihm mit schmachtenden Blicken nochmal rasch an ihren wogenden Busen drückt und dann die feuchten Augen in den Pfühlen des Ruhelagers birgt.)

Adelbert (ist hastig an das Fenster getreten, und kehrt schnell zurück.)

So eben sind zwei fremde Ritter eingekommen. Ich muß sie empfangen, und nach ihrem Begehren forschen. Es naht die Stunde des Imbisses, und die Schickslichkeit heischt von mir, die Fremden zum Mahle zu laden. Sey Du, meine geliebte Hedwig, schon heute die geschäftige, verständige Wirthin, und bereite mit eigener Hand, ein Gericht, das mir besser munden wird, als die leckerste Speise von kaiserlicher Tafel. Komm, meine Traute, und

ß uns an unsere Geschäfte gehen, und dann
die liebenden Herzen für die kurze Trennung
durch heiße Küsse und innige Umarmung ent-
schädigen.

(Sie gehen mit zärtlichen Rosen,
Arm in Arm, ab.)

(Nacht. Ein furchtbares Gewitter
ausgebrochen. Adelbert erwacht.
In dem Augenblicke, wo er sein La-
ger verlassen, und den Zug des Ge-
witters betrachten will, öffnet sich
schnell die Thüre. Eine weiße Gestalt
liegt auf ihn zu und umschlingt ihn
mit zitternden Armen. Beim Leuch-
ten der Blicke, erkennt er seine Hed-
wig, die sich, mit allen Zeichen der

höchsten Furcht an ihn anklammert. Sie ist im leichtesten Nachtkleide. Fessellos wallen die reichen, braunen Locken bis an die gerundeten, nur von feiner, leichter Hülle umflossenen Hüften nieder, sich mahlerisch an die, bis zur Schulter nackten, Armen schmiegend. Große Bangigkeit macht dem beinahe ganz entfesselten Busen sich hoch und rasch bewegen. Unzählige Reize, welche Hedwig in ihrer Angst zu verhüllen vergaß, werden durch das helle Leuchten der rasch sich folgenden Blicke sichtbar).

Hedwig. O verzeihe mein Adelbert, daß ich Deine Ruhe störe, und mißkenne mich nicht ob dieses nächtlichen Besuches. Schon von frühester Jugend an macht mich jedes Gewitter bis zum Tod eröfungen, ich muß immer unter Menschen seyn. Bereits floh ich

die Wendeltreppe hinab, um mich zu bergen im Gemache der Burgdamen, und bei ihnen mich von meiner Furcht zu erholen, aber die untere Pforte war verschlossen, niemand hörte mein Geschrei, ich wäre vor Angst umgekommen, hätte ich nicht die Thüre Deines Gemaches erreicht.

Adelbert. Gefegnet sey mir dieses Gewitter, denn es führt Dich in meine Arme und in der Nähe Deines Adelberts wird auch Deine Furcht schwinden. Laß uns nun traulich kosen von den wonnevollen Tagen, die wir uns durch Liebe, Treue und Eintracht bereiten wollen.

(Prasselnd fährt ein Blitz nieder, und das Gemach scheint in Flammen zu stehen. Hedwig schreit laut auf und sinkt am Lotterbettlein nieder. Adelbert springt auf, hebt Hedwig

auf das Lager, verschließt die Läden der Fenster, und setzt sich an Hedwigs Seite die ihn zitternd umschlingt.)

Adelbert. Sey nun ohne Furcht. Wohl das Rollen des Donners wirst Du noch hören, aber nicht mehr das Leuchten der Blitze sehen.

Hedwig (ergreift seine Hand und führt sie an ihren offenen Busen.)

Fühle, in welcher Angst dieses Herz pocht, und gestatte, daß ich Dich innig umfasse, denn nur an Deiner Brust habe ich Muth, und nur in Deinen Armen schwindet das schmerzliche Gefühl der Bangigkeit.

Adelbert. Verschreuche jede Furcht meine sanfte Hedwig, und denke nur, daß Dich mein Herz und mein Arm immer gegen jede

Gefahr schützen werden. Schon immer kraftloser rollt der Donner, bald wird das Gewitter vorüber seyn, und Du auf Deinem Lager wieder Ruhe und Schlaf finden.

Hedwig. Ist das Spott oder Kälte? Traust Du mir solch ein gefühlloses Herz zu, mich da dem Schlafe hinzugeben und einer trägen Ruhe zu überlassen, wo ich Dich in meiner Nähe weiß? Jetzt, nur durch einige Gemächer von Dir geschieden, soll ich schlafen; da ich es nicht vermochte, aus Sehnsucht nach Dir, wie noch Zeit und Raum uns trennten?

Adelbert. Glaubst Du, daß meine Sehnsucht nach Deinem Besitze mich weniger der Unruhe hingiebt? und daß ich schon seit dem Augenblicke, wo ich Dich aus dem Kerker trug, die Stunden bis zum wonnervollen Augenblicke zähle, und uns auf immer vereint?

Hedwig. Dank der dichten Finsterniß in diesem Gemache, sie verbirgt Dir mein Erröthen bei dem herzlichen, nur von heißer Liebe erzeugten Geständnisse, daß Dein Wiedersehen in meinem ganzen Wesen ein Feuer entzündet hat, welches mich zu verzehren oder dem Wahnsinne zu überliefern droht, wenn Du es nicht durch süße Küsse erstickst. Laß mich an Deinen Lippen schwelgen, umfasse auch Du mich mit aller Gluth der Liebe, sonst sterbe ich, als ein Opfer meines zu entbrannten Gefühles für Dich.

(Sie umschlingen sich. Die Einsamkeit des Gemaches, die Stille der Nacht, entflammen die Sinne der Liebenden immer mehr. Hedwigs Küsse werden immer feuriger, Adelbert, die nur leicht verhüllte Geliebte in den Armen, ihrem vollen, fessellosen Bessern an seiner stürmisch sich wendenden

Brust, ringt mit nur noch schwachen Kräften gegen den heißen Ankampf der Sinne; er wäre unterlegen, hätte ihn nicht die plötzliche Erinnerung an seinen Schwur in der Felsenhöhle und mit ihr die erneuerte Kraft der Tugend zur Unterjochung wilder Begierden muthig und stark gemacht. Mit dem festen Entschlusse, jeden, seiner Tugend drohenden Gefahr zu entfliehen, reißt er sich aus Hedwigs Armen, und springt vom Lager auf).

Nein Hedwig, solch ein Augenblick, der uns zum Falle bringen könnte, darf nicht wieder kommen. Schon diese Küsse und diese Umshlingung, waren ein Verbrechen gegen die Tugend, und nur dann, wenn des Priesters Hand unsern Bund gesegnet hat, dürfen wir uns der Erfüllung unserer heißesten Wünsche überlassen. Oder wäre die reine,

züchtige, tugendhafte Hedwig im Laufe unsrer Trennung zur sinnlichen, jede weibliche Scham und jedes Tugendgefühl ihrer wilden Begierde aufopfernde Buhldirne geworden? Bist Du noch jene Hedwig, das höchste Glück meines Lebens, oder hat der Satan Deine reizende Gestalt erborgt, um mich ins Verderben zu stürzen? Bist Du meine Hedwig, so ent-eile dem Lager, knie nieder mit mir, und flehe zu dem Allmächtigen Gott, auf daß er uns schütze gegen unsere Sinne, und uns vor dem Verderben bewahre; bist Du aber ein verführender Geist der Hölle, so fahre hin zur ewigen Finsterniß, und ich verfluche Dich im Namen des Allmächtigen Gottes.

(Eine Feuersäule prasselt aus Abelberts Lager empor, Hedwig wird zur Riesenschlange, windet sich unter gräßlichen Geziſche um die Feuersäule; und die Grundfesten der Burg er-

beben unter dem Gefraße der Donnerschläge; sprühende Flammen durchzußen das Gemach, es spaltet sich der Boden und mit einem gräßlichen Geheule versinkt die Schlange. Tiefe Finsterniß herrscht im Gemache. Adelbert starrt noch immer auf die Stelle hin, wo die gräßliche Erscheinung versank. Plötzlich wird die Decke des Gemaches von einem sanften Schimmer erhellt, sie öffnet sich, die lieblichsten Düfte durchfließen das Gemach, eine blendend weiße Wolke sinkt nieder, und aus ihr tritt die blutende Nonne hervor. Ein himmlisches Lächeln strahlt von ihrem Antlitze, und mit einer Stimme, sanfter und lieblicher, als der Ton der Aeolsharfe, spricht sie zu Adelbert, der auf ein Knie gesunken, die Arme über die Brust gekreuzt, mit tiefer Ehr-

furcht zu dem Schutzgeiste seiner Tugend und seines Glücks aufsieht).

Nochmal hat mir der himmlische Vater vergönnt, sichtbar Dir zu werden, und Dir zu verkündigen, daß Du, die Macht des Bösen über Dich, der, in der angenommenen Gestalt des Burgvogts, Dich zu einem höllischen Trugbilde, welchem er, nur Dich zu Falle zu bringen, Hedwigs-Gestalt gab, führte, nun ganz vernichtet, das große Werk meiner Erlösung vollendet und durch Tugend und Pflichterfüllung des Allmächtigen Wohlgefallen erworben hast. Was Du an mir gethan, dafür wirst Du reichlich Lohn ärndten. Nahe, sehr nahe ist Dir dieser Lohn. Ich scheide nun von dieser Erde, um einzugehen in das Reich des ewigen Friedens, dessen heilige Pforte mir die unendliche Erbarmung des Allmächtigen mit väterlicher Milde und Nachsicht geöffnet hat. Adelbert von Löwenstein

bleibe tugendhaft und Pflichtgetreu. Täglich werde ich für Dein irdisches und jenseitiges Wohl zu Gott flehen. Erhalte in Dir ein reines Herz und Menschenliebe und Gottesfurcht, auf daß Gottes Segen auf Dir ruhe, und auf Deinen spätesten Nachkommen.

(Langsam schwebt die geistige Gestalt, von der weißen Wolke umflossen, empor, und segnend ruht ihr Blick auf Adelbert, der ihr mit empor gestreckten Armen nachsieht, dann seine Hände faltet und betet).

Was die blutende Nonne ihrem Schützlinge vorher gesagt hatte, ging bald und rasch in Erfüllung. Schon nach einigen Tagen, als Adelbert nach Grauenstein geritten war,

zuvor aber die Weste Rotteneck dem Schutze eines alten, und eben so tapfern als biedern Ritters, übergeben hatte, der durch eine unglückliche Fehde seine Burg verloren, den Entschluß gefaßt hatte, seinen grauen Schädel den Säbeln der Sarazenen darzubringen, und auf seiner Reise nach dem gelobten Lande bei Adelbert einzukehren. Es ritt auch in Grauensstein ein Edelknecht des Herzogs Otto ein, und übergab Adelbert ein Schreiben, von dem Herzoge eigenhändig unterzeichnet, des Inhalts: daß Adelberts Unschuld an dem Hochverrathe und der Entwendung jener in die Hände des Abts von Bertoldsfried gelieferten Urkunden, Sonnenklar erwiesen, und er hiernit eingeladen sey, an dem Herzöglichen Hofe zu erscheinen, und dort neuerdings in den Besitz der von seinem Pflegevater, Eberhard von Borken ererbten Güter eingewiesen zu werden.

Mit der Entdeckung von Adelberts Unschuld an den ihm aufgebürdeten Verbrechen verhielt es sich so.

Als Mathilde von Ilmenstein, von Wuth wegen unbefriedigter Wollust, und von Eifersucht und Drang nach Rache gegen Hedwig hingerissen, den gräßlichen Entschluß faßte, die Unschuldige durch Gift zu ermorden, da eilte die blutende Nonne zur Rettung herbei. Sie entriß Hedwig den Giftbecher in dem Augenblicke, als selbe ihn leeren wollte, versenkte die Dirne in tiefen Schlaf, und schwebte unsichtbar mit ihr in ein Wäldchen nahe vor den Thoren von Eisenach. Sanft legte sie die Schlafende in einem lieblichen Gebüsch nieder, erschien ihr im Traume, und wies sie an, wie sie nun für Adelberts Wohl mächtig wirken soll.

Hedwig erwachte. Mit Staunen fand sie

sich unter freiem Himmel, aber rasch trat die Erinnerung an das Traumgebilde vor ihre Seele. Eilenden Schrittes machte sie sich nach Eisenach auf, forschte nach der Wohnung der jungen Gräfin Alara, des Obermarschalls Tochter, ließ sich von ihr die Gnade einer geheimen Unterredung erbitten, und sprach dann zu dem edlen Fräulein, das die reizende, mit den Blüthen der Unschuld und Tugend geschmückte Hedwig liebeich empfing: „Gnädige Gräfin, eine Nonne erschien mir im Traume, und sendet mich hieher, Euch kund zu thun, daß Ihr alles, was sie Euch über den unschuldig verurtheilten Adalbert von Löwenstein vertraut hat, und welches als ein Geheimniß zu bewahren, Ihr einen hohen Schwur gethan habt, stracks dem Herzog Otto im Geheimen eröffnen sollt. Zugleich bringe ich Euch Nachricht, daß Graf Kuno von Horden auf seiner Stammveste siech dar-

nieder liege, auch bereits mit dem Tode ringe, aber nicht eher sterben werde, bis er sein, an Adelbert begangenes Verbrechen bekannt, und den Unschuldigen wieder zu Ehren und Würden gebracht habe. Daher fordert Euch die Nonne auf, den Herzog anzusuchen, daß er gleich zwei seiner Rätke zu Kuno sende, auf daß selber seine Frevelthat vor ihnen bekenne; und sich durch ein offenes, reuevolles Geständniß einer großen Schuld entledige.“ — Kaum hatte Hedwig solches zu Klara gesprochen, als diese, in die Herzogliche Burg eilte, sich bei dem Landesherrn melden ließ, und selbem Alles, was ihr die Nonne in einer nächtlichen Erscheinung über Adelbert anvertraut, auch daß selbe dessen Rettung aus dem Gefängnisse ihr geboten hatte, ausführlich eröffnete.

Noch in dieser Stunde sendete der Herzog zwei seiner vertrauesten Rätke zu Kuno;

schon zwei Tage darauf lehrten diese wieder zurück, und brachten das schriftliche Bekenntniß des Bereuenden, mit Siegel und eigenhändiger Unterschrift bekräftiget.

Herzog Otto war voll Freude, daß nun Adelbert, an welchem er noch immer mit herzlicher Liebe hing, wieder an dem Hof zurücklehren, und vor den Augen der Ritterschaft und des Volks in voller Anerkennung seiner Unschuld erscheinen könne. Vier Edelknechte wußten aussitzen, und dahin ziehen, und sich theilen nach Ost und West, nach Nord und Süd. Genaueres und unermüdetes Forschen nach Adelbert von Löwenstein war ihnen strenge geboten, und so gelang es den Herzoglichen Edelknecht, Benno von Wolfsegg, Kunde zu erlangen von Adelberts Aufenthalt zu Grauensstein, und ihm das Herzogliche Schreiben einzuhändigen, welchem Benno noch über:

dies sagte: „Die edle Gräfin Alara habe ihm, wie auch jedem der ausgezogenen Edelknechte nachdrücklichst aufgetragen, den Ritter Adelbert von Löwenstein zur schleunigen Rückkehr zu bereuen, da seiner eine große, überraschende Bonne harre.“ —

Begleitet von den Thränen und den innigsten Wünschen der Burgfrau von Grauensstein, die im Augenblicke des Scheidens eine schwere, goldene, mit vielen Edelsteinen reich besetzte Kette, als ein Pfand ihres Dankes und ihrer Erinnerung um den Nacken ihres Retters schlang, das jugendliche Herz voll Freude und Hoffnung, trabte Adelbert dem heimathlichen Lande zu. Der Edelknecht, welcher an Adelberts Seite ritt, konnte nicht genug erzählen, welch gnädige Aufträge ihm der Herzog noch besonders an seinem lieben Löwensteiner gegeben habe, wie schnell die

Entdeckung seiner Unschuld sich in Eisenach und dem ganzen Lande ausgebreitet habe, und mit welcher Sehnsucht man ihn am Herzoglichen Hofe erwarte. Wolf verlor kein Wort von des Edelknechts hoch erfreuender Rede, Bonnethränen flossen ihm in den grauen Bart, und in jeder Nachtherberge versammelte er, sobald Adelbert zu Ruhe gegangen war, alles um sich her, und erzählte ihnen, wie sein Herr so unschuldig angeklagt worden sey, wie er die Burgfrau von Ilmenstein aus den Händen der Mörder gerettet, und den mächtigen Rottenecker besiegt habe, wegen welcher tapfern That ihm der edle Name Löwenstein, vom Herzoge ertheilt, und wie nun durch Gottes Gnade seine Unschuld entdeckt worden sey.

Adelbert ritt in Eisenach ein, und schon in der Hälfte der ersten Straße tönnten ihm

von den Bürgern laute Begrüßungen und lautes Lachen entgegen; Ritter eilten herbei, ihm zum Willkommen die Hand zu schütteln, von dem Balkonnen herab, winkten ihm Frauen und Fräulein Grüsse zu, und als er sich am Burghore vom Rosse schwang, eilten ihm, auf des Herzogs Befehl, zwei der angesehensten Höflinge entgegen, und geleiteten ihn durch die Reihen der Trabanten und Helbardierer in den Prunksaal.

Mit offenen Armen trat der Herzog, umgeben von den Ersten des Hofes, dem Ritter Adelbert von Löwenstein entgegen, und als dieser sich vor dem Landesherrn auf ein Knie niederließ, da zog ihm der Herzog rasch an seine Brust, und mit einer schönen Thräne der Rührung im Auge sprach er: „Mein Adelbert, Du hast viel gelitten, empfangen nun Ersatz für Deine Leiden und den Lohn für

bewährte Tapferkeit, und glänzend geübte Ritterpflicht." —

Der Herzog winkte, da schmetterten Trompeten und ertönte Paukengewirbel, die Flügel einer Seitenthüre thaten sich auf, und heraus trat die Herzogin, die fürstlich geschmückte Hedwig an ihrer Hand, ihnen folgte ein Edelknecht, eine Urkunde auf seidenen Rissen tragend.

„Empfange aus meiner Hand,“ sprach der Herzog und führte Hedwig in Adelberts Arme, „ein Geschenk für Dein edles, treues Herz, und — hier nahm er die Urkunde von dem Rissen des Edelknechts und überreichte sie Hedwig. — Die Burg Staufenhorst mit ihren Ländereien, von heute an Löwenstein genannt, sey der Mahlshatz Deiner schönen, tugendhaften Ehegenossin und ein Ersatz für

das, was Du gelitten. Hoch lebe Adelbert von Löwenstein und seine edle Braut!“ —

Und Alle riefen mit innigem Gefühle ein freudenvolles Lebehoch, und Adelbert und Hedwig sanken zu den Füßen des Herzoglichen Paares, und die Rührung und das Entzücken versagte ihnen die Worte und gab ihnen Thränen des heißesten Dankes.

Schon am andern Tage wurde Adelbert und Hedwig in der Herzoglichen Burgkapelle getrauet, und sie zogen dann auf ihre Burgen und hatten bald die Herzen all der Thirgen durch Liebe und Wohlthun gewonnen.

Gottes reicher Segen ruhte auf ihnen und ihren spätesten Nachkommen.

Aus Adelbert und Hedwig schuf sich ein

Stamm, der immer mächtiger, immer angesehenener wurde, und aus ihnen ging ein Fürstenhaus hervor, das noch jetzt in Kraft und Würde erblühet.

E n d e.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands
und der Schweiz sind folgende empfehlens-
werthe Romane zu bekommen:

Vertrant, G., der mordlustige Glac-
co und der edle Räuberhauptmann Ru-
perto. Eine Räubergeschichte aus den
Gebirgen Spaniens. 8. 2 Bde. 1829.
2 Thlr. 3 Fl. 36 Kr.

Glauren, der bedrängte Liebhaber
auf der Reise. 8. 1828. 1 Thlr.
1 Fl. 48 Kr.

Delarosa, L., Bellarose, das schö-
ne Mädchen aus der Straße von To-
ledo. Eine Räubergeschichte aus der
neuern Zeit. 8. 2 Bde. 1830. 1 Thlr.
27 Sgr. 6 Pf. 1 Thlr. 22 gGr.
3 Fl. 32 Kr.

Egloffstein, H. A. Ch. von, Castro
Lamego, der edle Räuber = Chef und
furchtbare Guerillas = Anführer. Mehr
Wahrheit als Dichtung. 8. 1828.
1 Thlr. 1 Fl. 48 Kr.

Fröhlich, C. F., der Alte vom
Berge, oder: Thaten und Schicksale
des tapfern Templers Hugo von Mal-
tiz und seiner geliebten Mirza. Ein
Gemälde aus den Zeiten der Kreuz-
züge. 8. 1828. 1 Thlr. 1 Fl.
48 Kr.

Gräber, Dr., Czernofw der Räu-
ber = Hauptmann. Eine Erzählung aus
der Mitte des 18 Jahrhunderts. 8.
2 Bde. 1 Rthlr. 22 Sgr. 6 Pf.
1 Thl. 18 gGr. 3 Fl. 12 Kr.

Hermann da Rasto, der Tapfere,
Sohn des Seeräubers Eduardo, oder:
dessen Abentheuer zu Wasser und zu
Lande. Ein Gemälde aus der neue-
sten Zeit. 8. Brosch. 1828. 1 Thlr.
5 Gr. 1 Thlr. 4 gGr. 2 Fl.
6 Kr.

Ritter des Harzes, die, oder: die
Zerstörung der Däsenburg. Historisch=
romantisches Gemälde der Vorzeit. 8.
1828. 1 Thlr. 1 Fl. 48 Kr.

Rudolph und Hugo. Eine Ritter-
und Räubergeschichte aus den Zeiten
der Behme. 8. 2 Bde. 1828. 2
Thlr. 3 Fl. 36 Kr.

Russa, David. Louise. Eine No-

velle. 8. 1830. 22 Sgr. 6 Pf.
18 gGr. 1 Fl. 21 Kr.

Sebaldo, Kleine historische Konter-
feis zur Kurzweil. 8. 1829. 1 Thlr.
1 Fl. 48 Kr.

Seisenbach, Wilhelm, Fatime, Sa-
ladin Jussuf Ebe Dguls Tochter. Ei-
ne furchtbare Rittergeschichte aus den
Zeiten der Kreuzzüge und der mächtigen
Behme. 8. 2 Bde. 1830. 1
Thlr. 26 Sgr. 6 Pf. 1 Thlr. 21
gGr. 3 Fl. 24 Kr.





Biographien der Wahnsinnigen.

25750.

Neueste

Biographien

der

*Meyer's
Buchh.*
Wahnsinniger.

Aus Familienpapieren und Criminal-
acten bearbeitet

von

J. K. von Train.

Drei Bände.

Erster Band.

Mit einem Titelkupfer.

Meissen, bei J. W. Goedsche.

Pesth, bei D. Wigand.

1833.



I n h a l t.

Der Schwur. Familiengeschichte. . . Seite 1.

Die drachende Fische. Criminalgeschichte. . 89.

Die Zigeunerin. 165.

Ittelkupper.

Bald. — In einer Nische ganz im Vorbergrunde, bei welcher der Fahrweg vorbeist geht, steht ein großer, kräftiger Mann, einen runden Hut auf dem Kopfe, Jacke, Weste, Beinkleider und Stiefeln tragend, wie ein Landwirth. Die linke Hand steckt im Busen, mit der rechten des herabhängenden Armes hat er ein langes beites Messer fest gefaßt. Sein Gesicht ist der Spiegel des Herzens, welches von Raub- und Mordlust erfüllt ist. — Sein Blick fixirt gräßlich nach dem Hintergrunde, wo man eine einsamliche Hütte und darin einen blassen ältlichen Mann schlafend sieht.

Es ist Nacht, aber der Vollmond beleuchtet mit seinem ganzem Lichte die Scene.

Der pensionirte Oberforstmeister von Geln hatte
in dem Städtchen Weißenfeld, seinem Wohnort
~~wo er ein schönes geräumiges Haus und in~~
der Nähe des Städtchens einen bedeutenden Meierei-
hof nebst mehreren Waldungen besaß, ein Philan-
thropin errichtet, in welchem vorzüglich Forstwissen-
schaft und Waldwerk, theoretisch und ausübend,
gelehrt wurden.

Dieses Institut einte die Vorzüge des öffent-
lichen Unterrichts mit den Vortheilen der häuslichen
Erziehung und erfüllte seine hohe Bestimmung voll-
kommen dadurch, daß es dem ungezwungenen ver-
traulichen Verhältnisse der Familie gleich kam,
ohne darum in der Beharrlichkeit und dem Wett-
eifer des Lehrens und Lernens zurück zu bleiben.
Auch Gymnastik wurde eifrig getrieben, da sie als
das zweckmäßigste Mittel gewürdigt wurde, der
Jugend Kraftübung zu verschaffen. Manchem
Jüngling führte die, in dieser Lehranstalt erworbe-
ne, Körperkraft, Abhärtung, Gewandtheit und

Munterkeit in die Reihen der Helden, und jeder
 Zögling segnete noch im Greifenalter das Andenken
 des edlen Selms, der allen seinen Schülern ein Leh-
 rer und Führer zur Tugend und echten Lebens-
 weisheit, ein Vorbild der Menschenliebe, der Selbst-
 beherrschung, der Besonnenheit, des Muthes, und
 ein Freund und Vater war.

Noch nicht volle zwei Jahre hatte Selms
 Philanthropin bestanden, als sich dessen Ruhm schon
 so sehr ausgedehnt hatte, daß, ~~ohneachtet~~ das
 Leben und der Unterricht in dieser Lehranstalt jähr-
 lich eine bedeutende Summe in Anspruch nahm,
 Selms großes, geräumiges Haus die Menge der zu-
 strömenden Zöglinge doch nicht fassen konnte. Das
 Haus mußte durch Aufführung von Nebengebäu-
 den vergrößert werden. So traf es sich, daß Rhode
 und Zänger, die Söhne reicher Förster, bei ihrem
 Eintritt in das Institut nicht in dem allgemeinen
 Lehr- und Erziehungsgebäude Platz fanden, sondern
 sich eine Wohnung im Städtchen suchen mußten.

Die Väter beider Jünglinge waren an einem und
 demselben Abend in Weisensfeld angekommen, im
 nämlichen Gasthose abgestiegen und über die ge-
 täuschte Erwartung, ihre Söhne in der Umgebung
 und unter der direkten Aufsicht des Oberhauptes
 der Anstalt zurück zu lassen, in sehr unangenehmer
 Stimmung. Beide klagten sich gegenseitig ihre ver-
 nichteten Hoffnungen; beide, offene, grundteltliche

Männer von nicht gewöhnlicher Bildung, lernten sich bald kennen und lieben. Sie beschloßen, ihre Söhne, die bereits Freundschaft mit einander gemacht hatten, so lange zusammen wohnen zu lassen, bis im Institute Raum für sie sey. Der Gastwirth, gegen welchen sie den Wunsch äußerten, für ihre Söhne eine anständige Wohnung in einem Hause von gutem Rufe zu finden, führte sie noch an diesem Abend zu dem Registrator Wllk, der in der Nähe des Instituts ein niedliches Häuschen mit einem kleinen Garten besaß, das er allein mit seiner Frau und zwei ältern Töchtern bewohnte. Die Miete war mit wenigen Worten abgethan. Die Jünglinge hatten für einen mäßigen Preis zwei Schlaf- und ein Studierzimmer, Bedienung, auch Frühstück und den Tisch im Hause. Schon am andern Tage bezogen sie ihre Wohnung und die Väter lebten mit der angenehmen Ueberzeugung, ihre Söhne im Hause und unter der Aufsicht eines frommen, herzenguten, verständigen Ehepaars zu wissen, frohen Muthes in die ferne Heimath zurück.

August Rhode und Ferdinand Bänger, beide in der Blüthe des Lebens, gesund, kräftig, die schönsten Jünglinge unter Geln's Schülern, dabei von gutem Geiste, vielen gründlichen Kenntnissen und dem besten Herzen, wurden in kurzer Zeit die innigsten Freunde, so sehr ihr Charakter in man-

nigfaltiger Beziehung höchst verschieden war. Zänger fühlte sich nie glücklicher, als wenn er auf Kosten Andern lachen konnte. Jedoch war dieses Lachen nicht die giftige Frucht der Schadensfreude, der Bössartigkeit, des Hasses, sondern immer der Ausbruch des reinen Lustgefühls, welches mit dem Lächerlichen in Verbindung steht, und welches sein Lachen um so heftiger weckte, je belustigender und überraschender es hervortrat. Er hatte viel Wit, tanzte, suchte und ritt vorzüglich, wußte alles Lächerliche und alle Tagesneuigkeiten im ganzen Städtchen, spielte die Violine meisterhaft, liebte große Gesellschaften, und unterhielt auch die zahlreichste immer so angenehm, daß nicht nur seine Witzjünglinge, sondern auch einige höchst achtbare Familien, bei welchen er mit Rhode und den Gebildetsten des Philanthropins von Herrn von Geln selbst eingeführt wurde, im Umgange mit dem immer fröhlichen, geistreichen, zu jeder Gefälligkeit bereiten, seine Umgebung durch eine vortreffliche Declamation durch die lächerlichste Nachahmung des Polichinel, durch Angabe neuer fröhlicher Spiele immer abwechselnd unterhaltenden Zänger sich sehr erheitert und angenehm bewegten. — Rhode war immer heiter. Sein blühendes freundliches Gesicht war der Spiegel der schönsten Zufriedenheit, die sein tugendhaftes unschuldiges Herz fühlte. Er lachte gern, ohne selbst Stoff zum Lachen zu geben, schloß sich zwar nicht

zum Besuche eines Gesellschafts quats, nicht, aber
thier ein einsames Wandeln im einer reizenden
Gegend, durch den stillen, dämmrigen Wald, ver-
mied jede unruhigende Unterhaltung, war gegen
Menschen, die es nicht konnte, höflich kalt, wahr-
durg, dem Unglücklichen der ärmste, gesinnungsvolle
Freund, nahm immer die Parthei des Schwächeren,
betrodes Frauen und Mädchen: tische Ehrerbietung,
ohne sich an sie zu drängen, sangte nie, blies die
Flöte zum Entzücken, war auf der Anstalt der be-
st. Pflanz. - Betten, mit v. d. d. mehr zu
als er sprach. So verschieden Rhode und Banger
trüben, so zahlte doch das Philanthropin unter
den so vielen Böglingen nicht zwei, welche mit so
thüfger Liebe, mit so reinem, herzlichem Vertrauen,
Hand in Hand, durch ihr junges, kräftiges, beglück-
tendes Leben gingen. Man nannte sie nur Dresi
und Polades.

Thränen fließen, und Trost und Hülfe mit dem
 Elfer des innigsten Theilnahme angedieten. Mit
 einer wohlwolligen Empfindung lobten sie die
 Stunde schlagen, welche sie zu Tische rief; sie hät-
 ten gern gehungert, um dem Schmerze zu entge-
 hen, diese Frau, welche sie wie eine Mutter liebten,
 betrübe und leidend zu sehen. Als sie ins Eßzim-
 mer traten, fanden sie nur den Registrator, der die
 Abwesenheit seiner Frau mit einer kleinen Unpäß-
 lichkeit entschuldigte. Der joviale Herr erzählte
 mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit einige interessante
 Begebenheiten; er war gesprächig, aber er blieb sich
 nicht lange in diesem Tone. Sein freundliches
 Auge wurde immer düsterer, die Unterhaltung ein-
 selbiger; stillschweigend, in sich versunken ließ er die
 Speisen unberührt. Jetzt öffnete sich die Eriten-
 thür. Die Hausfrau trat herein, blaß, mit dem
 Spuren lange und reichlich vergossener Thränen,
 aber ihr Gesicht war lächelnd, und freundlich ihr
 Blick. Sie schob sich einen Stuhl an ihres Gaste-
 ren Seite, faßte liebevoll seine Hand und sprach
 mit weicher Stimme und mildem Lächeln: „Sieh,
 lieber Franz, ich habe mich ausgeweidet, habe mir
 Trost und Stärke geholt im Gebet, und denke nun
 nicht mehr des Schmerzes, sondern sinne nur recht
 eifrig auf das, was wir thun müssen, um die Un-
 glücklichen das erlittene himmelschreiende Unrecht
 vergessen und sie froh und zufrieden zu machen.

Auch du darfst nun nicht mehr trauern, du mußt mir die thätig mitwirkende Hand reichen; denn wir werden gemeinschaftlich den Bedrängten recht viele Lebensdienste erweisen können.“ — „Du gute, treue Seele, du beste aller Frauen.“ — rief der Registrator und umarmte seine Frau — „deine einfachen, herzlichen Worte haben Trost, Muth und Heiterkeit in mein betrübtes Herz gegossen. Ja, wir wollen mit allem Eifer der herzlichsten Menschenliebe zusammen wirken, um grausam erpreßte Leiden zu erlösen und die schmerzhaften Erinnerung an unmenschliche Härte und Ungerechtigkeit in einem Leben voll Frieden, Erheiterung und Liebe untergehen zu lassen.“ — Er ließ nach Burgwarder, er ließ vier Gläser bringen, und stieß mit seiner Frau, mit Rhode und Bänger auf eine heitere Zukunft an. Die Gläser mußten bis zur Nagelprobe geleert werden, und als sie wieder gefüllt waren, machte er es sich in seinem Armstuhle recht bequem und begann also:

„Ich will Ihnen, meine jungen Freunde, die Geschichte erzählen, welche mich und meine gute Elisabeth heute so tief betrübte, und Sie werden mit Schauer hören, daß der Mensch oft elckischer, grausamer, vernichtender ist, als das blutgierige Raubthier.“

„Mein Bruder,“ — ließ schon in seinem achten Lebensjahre das Haus unserer Aeltern, indem ihn

Der Oheim nach Eibenbürgen sah, wo er bei dem reichen und mächtigen Magnaten, dem Grafen Karasch, als Justizkanzler stand und über dessen in der Nähe von der Stadt Klausenburg am Gymnas gelegene Güter die Gerichtspflege und zugleich die Rent- und Oekonomieverwaltung hatte. Mein Bruder wurde von dem reichen kaiserlichen Oheim auf das Gymnasium zu Klausenburg, von da auf die hohe Schule von Pesth gerufen, worauf er in Wien bei einem Justizcollegium die vorgeschriebene Praxis nehmen, dann zwei Jahre die vorgeschriebenen Landwirtschaftsinstitute in verschiedenen Ländern beenden mußte, um, vor dem Grafen Karasch auf die Bitten meines Oheims zu dessen Nachfolger erkannt, mit allen Zweigen des ökonomischen Faches genau vertraut zu werden. Der Oheim starb. Mein Bruder ward der Erbsitz eines großen Vermögens, seines reich besoldeten Dienstes, und hatte, noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, eine Stellung, die man eine höchst angenehme und höchst glückliche nennen konnte."

„Schon bei seinem Eintritt in die Jünglingsjahre hatte mein Bruder sich das feierliche Gelübde gethan, sein Herz keinem Mädchen hinzugeben, bis er es nicht an den eigenen Herd führen könne. Mit strenger Treue hatte er sein Gelübde bewahrt. Jetzt aber, im Besitze eines reichen Einkommens, blühte er forschend unter den Töchtern

der angesehensten Einwohner von Rautenburg umher. Das suchende Auge wollte gerade an dem demüthigen unter den vielen Schönen, die dem ungenügsamen Beamten Herz und Hand willig gegeben hätten. Das Mädchen, welches in ihm die ersten Gefühle der Liebe erwachen machte, war die Tochter eines durch Unglücksfälle und Betrügereien vermeintlicher Freunde bis zur Dürftigkeit herabgesunkenen Kaufmanns, der aber über dem Anblick seiner Tochter jeden Kummer und jedes Elend vergaß. ~~Dem Mädchen war die Krone der Mädchen nicht nur an körperlichen Reizen und geistigen Vorzügen, sondern auch an den schönsten Tugenden des Herzens.~~ Bald erwiderte sie meines Bruders Liebe, bald ward sie seine glückliche Gattin und an ihrer Hand wurde ihm das Leben zur Flitterwoche. Im Laufe von fünf Jahren gebor sie ihm ein Mädchen und drei Knaben. Die Knaben starben schnell nach der Geburt. Schon nach einigen Jahren folgte ihnen die Mutter, und Stephanie — so hieß die Tochter — war nun der Gegenstand der innigsten Vaterliebe, ohne jedoch verzärtelt oder verblüdet zu werden.

Gerade an dem Tage, an welchem Stephanie ihr funfzehntes Wiegenfest feierte, starb der Graf Karasch. Ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde auf der Parforcejagd hatte ihn schnell dahingerafft. Des Grafen Ehe war kinderlos geblieben.

Alle seine großen Besitzungen fielen nun, nach bestehendem Familiengesetz, seinem Bruder zu, der bisher in *Maras-Basarchak*, der Freistadt im *Egriker-Lande*, beinahe dürftig gelebt, und von seinem reichen Bruder nur selten einige geringe Zuschüsse erhalten hatte. Es war nicht Härte des Herzens, welche den mit allen Glücksgütern überflüssig versehenen Grafen zur Verleugnung brüderlicher Gefühle hinriß. Der gerechteste Abscheu, der begründetste Haß besetzte den Edlen gegen den Bruder, der durch das küderlichste Leben, durch die unersättlichste Verschwendung, durch eine unmenschliche Grausamkeit gegen jeden seiner Untergebenen sich zum Gegenstand allgemeiner Verachtung gemacht; ja selbst, um früher in den Besitz der reichen Güter zu kommen, sich so weit entmenschte hatte, an seinem Bruder einen Mordmord zu versuchen.

„War der Schmerz der Beamten, der Dienerschaft, der Unterthanen über den Tod ihres geliebten Herrn unermesslich, so war es nicht minder die Furcht vor dem neuen Gebieter, denn der Ruf seiner Ausschweifungen und Grausamkeit war auch in die Hütte des ärmsten Leibeignen der *Karaseckischen* Herrschaft gedrungen.“

„Rein Bruder fürchtete nicht die Ungerechtigkeit, die Tyrannei dieses Despoten, aber er zitterte bei jedem Blitze auf *Stephanie*, auf den Bauber

ihrer Reize, auf die blutdürstende Gessack, denn der
 Graf, welchen er noch nie gesehen hatte, war ihm
 als ein Ungeheuer geschildert, das kein Gold, keine
 Gewalt, kein Verbrechen scheuete, um seine uners-
 sättliche Wohlthut in den Armen der Unglücklichen
 zu befriedigen, welche die wilde zerstörende Flamme
 seiner Begierden ansachten. Schon packte Stephanie
 ihre beste Habe, schon war der Tag ihrer Abreise nach
 Wien bestimmt, wo sie bei einer Tante bis zu
 fernerer Bestimmung ihren Aufenthalt wählen soll-
~~te, als~~ ~~da~~ ~~der~~ ~~Herr~~ ~~von~~ ~~der~~ ~~Ankunft~~ ~~man~~ ~~erst~~ ~~in~~ ~~fol-~~
 gender Woche vermuthete, in einer Umgebung eines
 Adressen junger Waislinge, von einer Schaar Leib-
 huten und Jäger gefolgt, im Schlosse eintritt.
 Nun war Stephanens Entfernung für diesen Au-
 genblick unmöglich gemacht, da mein Bruder, der
 das junge schüchterne Mädchen doch wenigstens bis
 nach Klausenburg begleiten und dort für eine an-
 ständige erfahrene Reisegefährtin nach Wien sorgen
 mußte, durch die Ankunft des Herrn, in seiner
 Stellung, als einer der ersten Beamten, an seinen
 Platz gefesselt war. Für den ersten Augenblick wur-
 de nur die Einrichtung getroffen, daß Stephanie
 in dem geräumigen Amtsgebäude ein ganz abgeles-
 genes Zimmer bezog, dieses nur in den Stunden,
 wo die Geschäfte ruheten, und kein Besuch zu er-
 warten war, zu einem Gange in den Garten ver-
 ließ, und nicht aus dem Hause ging.

Alle diese Vorsicht war fruchtlos. Der Kammerdiener des verstorbenen Grafen, ein tüchtiger, streichender, schmeicheiliger Bösewicht, kannte seinen Herrn gut genug, um zu wissen, auf welcher hohen Stufe in der Gnade des Wohlthätigers er sich durch den Verrath der Unschuld schwinke. Beim Auskleiden erzählte er dem Grafen von des Lustspiegels reizender Tochter. Der entflammte Lustling träumte nur von der wunderholden Stephanie. Er konnte am andern Morgen kaum die Stunde erwarten, an welcher sein Bruder täglich vor ihm erscheinen und seine Befehle erwarten mußte. Mit erlärntester Freundlichkeit empfing er meinen Bruder, that die Geschäfte schnell ab und erklärte, das Amtsgedäude sehen zu wollen. Erblässhend, das Schlimmste ahnend, führte dieser ihn dahin. Die Gerichtsstube, die Wohn- und Besuchzimmer, die Kammern des Gesundes und der Garten waren schon gesehen, und noch immer blieb Stephanie für den Grafen unsichtbar. — „Sie haben eine Tochter, ich wünsche ihre Bekanntschaft zu machen“ — sprach der Graf mit allem Stolz seines Ranges zu meinem Bruder. Dieser konnte nun nicht mehr ausweichen. Er führte ihn nach dem Besuchzimmer und bald die zitternde, leichenblasse Stephanie dahin. Der Graf benahm sich gegen das Mädchen mit dem feinsten Anstande, mit dem ehrerbietigsten Wesen, übergab

ein mit Gold gefüllte Börse, die im herzlichsten Tone, diese kleine Gabe unter die Armen zu vertheilen, erannte. So im unschuldigen Schreie zu seinem Großmutter, empfahl ihr nachdrücklichst, ja recht oft ihm diese Börse zum Anfüllen zu senden, und verließ Vater und Tochter in einer Stimmung, die für ihn gar nicht ungünstig war und welche zugleich die Meinung, daß er doch viel besser sey als sein Ruf, immer mehr zur beruhigenden Ueberzeugung erhob.

~~Das Weib und Stephanie wurden sie entzückt.~~
 Des Lustlings heftige Begierde hatte die reizende, mit allen Blütenkränzen der Unschuld und des Zaubers geschmückte Stephanie angefaßt. Die Frau seines Kammerdieners erbot sich zur Kupplerin. Mit einem Kästchen voll Ringe, Ohrengehänge, Armbänder und anderer Kostbarkeiten, alles von hohem Werthe und im neuesten Geschmack, schickte sie zu Stephanien. Das Weib sprach mit der Beredsamkeit eines Demosthenes, die Brillanten glänzten aus dem schwarzsammetnen, niedlichen Behälter, wie ein vielfarbiges Lichtmeer hervor, und im Hintergrunde erhob sich, nach der Kupplerin erschöpfendem Gemälde der Leidenschaft und Großmuth ihres Gebieters, ein stattliches Schloß mit einigen Dörfern und vielen hundert Unterthanen, als der reiche Lohn für erfüllte Wünsche. Aber Beredsamkeit, Juwelen, Schloß und Unterthanen versuchten

stacheln ihre betäubende Macht. Stephanie, das
 sanftere, schwächerne, engelgute Mädchen, ward über
 die Anträge der schamlosen Kupplerin so außer sich,
 daß sie zur kleinen Furie wurde und die gräßliche
 Gefandtin zur Thüre hinaus stieß. Der Wohl-
 lustling wollte nun selbst sein Glück versuchen.
 Stephanien's Stubenmädchen wurde bestochen. Sie
 führte den Grafen an einem Abend, wo die
 Schreibstube schon geschlossen, der Vater auf dem
 Entensalle und keine Bedienung zu befürchten war,
 in Stephanien's Zimmer. Laut aufschreiend flog
 die Bitternde in einen Winkel. Der Graf, sonst
 übermächtig im Besitze seiner Macht und seines
 Goldes, frech, schonungslos, sank vor dem Mäd-
 chen auf die Knie, er flehete sie an um Erhörung
 seiner Liebe, er versprach ihr die schönste seiner Be-
 sitzungen, er schwur, sie zu ehelichen, wenn sie sich
 jetzt seinen Umarmungen hingabe. Die reine, un-
 schuldige Stephanie, empört über des Wohl-
 lustigs schamlose Anträge, schrie aus voller Kehle
 um Hülfe. Der Flehende wurde nun zum
 Wüthrich. Er verriegelte die Thür, faßte Step-
 hanien mit der Kraft und der Unbegrenztheit der voll-
 sten Leidenschaft und trug sie auf ihr Bett.
 Schon hatte er mit frecher Hand das Busentuch
 abgerissen, schon war die Sträubende vom heftigen
 Ringen mit dem starken Bösewicht so ermattet,
 daß sie jeden Augenblick von der schrecklichen Ge-

sühr bedrohet wurde, das Opfer ehlerisch-müder Lüste werden zu müssen, da sprang die verschlossene Thür von einem gewaltigen Stöße aus ihren Angeln, mein Bruder stürzte herein, riß den Grafen mit all dem Grimme und der kräftigen Hand des außer sich gewordenen Vaters von der bis zur Bewußtlosigkeit erstarrten Tochter, schleppte ihn durch den Gang, die Treppe hinab, bis an die Hausthür und bearbeitete den Rücken des Sinnlichen so kräftig, daß er, vor Wuth und Schwingen heulend, seinen Schloß zerstieß.“

„Es war der Amtschreiber, dem Stephanie die Rettung ihrer jungfräulichen Ehre zu danken hatte. Dieser stand gerade unter der Thür des nicht fern vom Amtsgebäude liegenden Gasthauses. Er sah den Grafen der Wohnung des Justizpflegers zuschleichen, an dessen Eingange mit Stephanies Stubenmädchen flüstern und mit ihr in das Haus schlüpfen. Ein Besuch des Grafen zu solch ungeröthlicher Zeit fiel ihm auf; er wußte überdies, daß der Justizpfleger auf der Jagd, außer Stephanien und ihrem Stubenmädchen Niemand im Hause, als die alte harthörige Köchin sey. Daß hier ein Vubenstück solle ausgeübt werden, argwohnte der Amtschreiber aus guten Gründen. Die treue Anhänglichkeit an seinen wackern Vorgesetzten gebot ihm, diesen davor zu warnen. Ihm war das Geblüch bekannt, wo mein Bruder zu

Dieser Jahreszeit manchen Abend auf Enten lauerte. Dorthin rannte er im schnellsten Laufe, berichtete das, was er gesehen, und — Stephanien's Unschuld wurde gerettet. Noch in dieser Nacht fuhr sie mit ihres Vaters Pferden nach Klausenburg, nahm dort Extrapost, reiste Tag und Nacht, fliehend vor den Verfolgungen des Wohlküstlings, wie das aufgeschreckte Reh vor der wilden Meute, und kam glücklich in Wien bei ihrer Tante an."

„Dort“ — hier wies der Registrator auf seinen Schreibtisch, und Stimme und Blicke verriethen den tiefen Schmerz und das gewaltige Zittern, die in seinem Innern wechselten; — „dort habe ich den dicken Brief verpackt, der mir all das Schreckliche, was von diesem Augenblicke an mein edler, tugendhafter Bruder gelitten, und was die unmenschlichste, das gelungenste Machwerk der Hölle übertreffende Bosheit geboren und zur höchsten Reife gebracht hat. Sie, meine jungen Freunde, sollen die ganze Jammergegeschichte lesen, von welcher ich Ihnen nur in Kürze sagen will, daß, bald nach des wohlküstigen Grafen verwickeltem Plane und seiner schmerzlich erlittenen Züchtigung, von ihm ein Ober-Justiz- und Domainen-Inspecteur über alle Karasack'schen Besitzungen aufgestellt, daß von diesem, dem gewissenlosesten Bösewicht, der feilschen Kreatur seines Gebieters, mein Bruder schwerer, schon seit seiner Amtsführung

Begangenen Veruntreuungen in den herrschaftlichen Kassen, ungerechte gefällter Urtheile, vieler empfangener Bestechungen, beschuldigt und in das Criminalgefängniß geworfen wurde; daß bestochene Zeugen, unterschlagene Rechnungen, verfälschte Documente schwer anklagend gegen ihn sprachen; daß selbst das Gubernium zu Klausenburg nicht mächtig, das zu blinde Gewebe unmenschlicher Ränke, Verfälschungen, Betrügereien und Meineide zu durchblicken, seine Anrufung als gehaltlos zurückwies und der Unschuldige zur Cassation mit Infamie und Erstattung aller durch angeschuldigte Veruntreuung der herrschaftlichen Gelder erwachsenen Summen verurtheilt wurde.“

„Als ein des Verbandes mit allen Reblichen unwürdiger Verbrecher mußte mein armer Bruder ein Amt verlassen, wo er in Ausübung der heiligsten Gerechtigkeit, der reinsten Treue, des regsten Eifers so herrlich gewirkt hatte; als ein Verurtheilter ward er hinaus gestoßen aus dem Kreise vieler Hunderte, denen er im Laufe seiner milden, menschenliebenden Geschäftsführung stets ein herzlichster Freund, ein weiser, liebevoller Vater war. An dem weißen Stabe hätte er sich über die Gränze eines Gebietes, auf welchem er im hohen Ansehen und unter den Annehmlichkeiten eines sehr bedeutenden Wohlstandes so lange lebte, als Bettler ziehen müssen, wären nicht seine wenigen, aber

höchst innigen Freunde überzeugt von seiner Unschuld, und untörsflich über sein unverdientes Unglück, so großmüthig gewesen, ihn mit einer bedeutenden Summe zu unterstützen. Er eilte zu seiner Tochter, der er, gleich nach gefälligem Urtheile, von seiner Lage Nachricht gegeben, aber, aus Schonung für die Reizbare, sein Schicksal mit mildernden Zügen angedeutet hatte."

"Das Unermessliche seiner innern Leiden und die Nachwehen eines beinahe jährigen Gefängnisses brachten schon auf der Hälfte seiner Reise mit solcher Gewalt hervor, daß er in eine todtsgefährliche Krankheit fiel und nur mit Mühe gerettet wurde. Die Krankheit raffte all sein baares Geld hin. Er mußte den besten Theil seiner Kleidung und Wäsche verkaufen, die weite Reise zu Fuße antreten und noch zwei Tagereisen von Wien seinem Oberrock veräußern, um bis dahin Nahrung und Obdach zu haben."

"Von Wien aus schrieb er an mich. Heute Morgens erhielt ich den unglücklichen Brief. Der Schrecken, der Kummer über das unbeschreibliche Elend eines so geliebten Bruders und seiner Stephanie, welche mir von einem hiesigen Weinhandler, einem sehr wackern Manne, der vor zwei Jahren auf einer Geschäftsreise in dortiger Gegend war und bei meinem Bruder wohnte, als ein reizende, höchst sittige Jungfrau gerühmt wurde,

ergriffen mich so sehr, daß ich nicht gleich im Stande war, einen Entschluß zu fassen. Aber bereits habe ich mich mit meiner guten Elisabeth berathen. Noch heute geht an meinem Bruder ein Wechsel ab und zugleich die herzlichste Bitte, mit seiner Tochter unverzüglich zu uns zu kommen. In dem Armen innigster Liebe sollen die Theuern jedes Leid von sich werfen, und mit frohem Herzen alles genießen, was ihnen der beste Wille und die gefühlteste Theilnahme bieten können.“ —

Der Registrator hatte seine Erzählung beendet. Mit einem Ausrufe zur Fröhlichkeit hob er sein Glas und brachte einen Toast auf den glücklichen Eingang der neuen Hausgenossen aus. Unter Thränen lächelnd ließ die herrliche Ehefrau mit ihm an, und Rhode und Jünger gelobten feierlich, mit dem freundschaftlichsten Eifer in Allem mitzuwirken, was den Aufenthalt der lieben Fremdlinge versüßen kann.

Der Justizpfe. — so nannte man des Registrators Bruder im Hause, und auch allgemein im Städtchen, obgleich dessen Absehung durch das eilende Gerücht auch schon hier kein Geheimniß mehr war — und seine Tochter hatten bald die Achtung und Liebe aller Menschen gewonnen, mit welchen sie in Berührung kamen.

Der Vater war ein so kenntnißvoller, biederer, herzensguter Mann, daß man seine Bekanntschaft mit Eifer suchte, und selbst der Reiz, die Gewohnheit, alles zu bekritteln und zu verkleinern, gestanden Stephanien den Preis der Schönheit, der Anmuth und der Herzensreinheit zu.

Rhode brachte seine müßigen Stunden in Gesellschaft des Fußstüpfers zu. Gegen Stephanien war er voll Ehrerbietung und Aufmerksamkeit, ohne für sie mehr zu fühlen, als jene Empfindung, welche dem Tugendhaften die Tugend einflößt. Den Zauber, die Fülle ihrer Reize übersah er, denn in seinem Herzen lebte nur das Bild seiner Amalie, eines wunderholden, engelguten, sehr gebildeten Mädchens, mit welchem er von frühester Kindheit aufgewachsen und durch die heftigste Liebe und die heiligste Treue verbunden war.

Aber Zänger hatte nicht sobald Stephanien gesehen und gesprochen, als der Pfeil der Liebe mit allen seinen süßen Schmerzen in sein Herz sich senkte. Auch Stephanie fühlte täglich mehr, daß der schöne schlanke Jüngling mit dem feinen Anstande, den sanften blauen Augen und dem gewohnenden Gepräge der Herzensglut auf dem blühenden Gesichte ihr nicht gleichgültig sey. Sie war noch nicht zwei Monate im Hause ihres Oheims, als Zänger, in wichtigen Familienangelegenheiten, in seine Heimath reisen mußte. Stephanie hing

das Rothköpfchen und wollte am liebsten in der dunkelsten Jasminlaube des Hausgartens, um ungestört an ihren Ferdinand denken zu können und ihrer Umgebung das nasse Auge zu verbergen. Sie hätte beinahe vor Freude laut aufgeschrien, als er gerade zur Zeit des Abendessens überraschend in das Zimmer trat.

Rhode war der erste in der Familie, für den Stephaniens und seines Ferdinands gegenseitige Empfindungen bald kein Geheimniß mehr waren. Mit der feinsten Bartheit, aber auch mit aller Wärme seines offenen Herzens sprach er zu Stephanien über ihre Neigung zu Bänger. Stephanie hatte zu dem edlen, tugendhaften Jüngling schon seit den ersten Tagen ihrer Ankunft solch ein herzliches Vertrauen gefaßt, daß sie zwar erröthend, gesenkten Auges und nur lächelnd, aber mit aller Wahrheit des Gefühls ihm ihre Liebe zu Bänger gestand. Nun sprach Rhode auch mit Bänger und dieser fiel ihm mit Thränen an die Brust und schwur, ohne Stephaniens Besitz der unglücklichste aller Menschen zu seyn. Rhode umarmte Bänger mit einem unbeschreiblichen Entzücken. Er sah sich schon mit Amalien, Bänger mit Stephanien vermählt, in Stephanien die herzlichste Freundin seiner Amalie und seine und Bangers Anstellung in einer Stadt und ihr künftiges Zusammenleben, verschlungen zum immerblühenden Leben.

Krang einer nur in Liebe und Vertrauen vereinten Familie. Gewohnt, rasch dahin zu schreiten auf einer Bahn, von der ihm Kopf und Herz sagten, daß sie zu einem schönen glücklichen Ziele führe, ging er gerade zu Stephanien's Vater, zu dem Registrator und seiner Frau, sagte ihnen, daß Stephanie und Bänger sich lieben, und drang nun mit all dem Feuer der Freundschaft, die er für die Liebenden fühlte, und mit der vollen Ueberszeugung, daß sie ohne einander nicht leben könnten, in den Gerichtspfleger, seine Einwilligung zu ihrer künftigen Verbindung zu geben. Die Brüder, die Mutter Elisabeth liebten den immer heitern, geistreichen, sittlichen Jüngling, wie einen Sohn; sie wußten, daß er das einzige Kind sehr reicher Eltern und durch die Früchte seines Fleißes und den Reichthum seiner Kenntnisse zu allen Hoffnungen auf eine baldige Anstellung berechtigt sey.

Man wünschte sich Glück, daß Stephanien's Herz für diesen wackern Jüngling schlage. Rhode flog aus dem Zimmer, die Treppe hinab, laut jauchzend in die Gliederlaube, wo er die Liebenden verlassen hatte, verkündigte ihnen ihr Glück und führte sie in die Arme des Vaters, der dem Bund ihrer Herzen segnete. Von der Brust des Vaters sanken die Glücklichen in die Arme des Registrators und der mütterlichen Elisabeth, die Stephanien als ihre alleinige Erbin erklärten, mit

einem Gefühle, als wären sie des Mädchens Aeltern, und mit zärtlichen Thränen, den übergläcklichen Bänger auf das Rührendste beschworen, seine Stephanie als Verlobte, als Gattin, als Mutter immer hoch in Ehren zu halten, und dann Stephanien die Tugenden ihres Geliebten und die süßen Tage, welche ihr aus dem Leben mit einem so liebendwürdigen, tugendhaften, verständigen Gefährten hervorgehen werden, in liebender Redseligkeit anrühmten. — Es mochte wohl im ganzen Städtchen, ~~vielleicht im ganzen Lande~~, seit vielen Jahren kein Abend so froh, so seltsam zugebracht worden seyn, wie dieser in des Registrators Hause. Erst nach Mitternacht ging man zur Ruhe, und Rhode, der schon in aller Frühe mit Herrn von Geln in einer zum Institute gehörigen Waldung eine höchst schwierige Vermessung vorzunehmen hatte, sah sich gezwungen, diese Nacht auf dem Sopha eines entlegenen Zimmers zuzubringen, denn der übergläckliche Bänger würde ihm nicht einen Augenblick Ruhe gegönnt und durch die lauten Ausbrüche seiner Freude all den Schlaf geraubt haben, welchen er doch so nöthig hatte, um für die bevorstehenden, höchst ermüdenden Anstrengungen eines ganzen Tages kräftig und heiter genug zu seyn.

Beinahe zwei Monate war Rhode von Weis-
senfeld hinweg gewesen. Die Herbstferien hatten
ihn zurückgeführt in die theure Heimath, in den
lebenden Kreis der Aeltern und Geschwister, an
das treue Herz seiner Amalie. Es waren Tage
einer unbeschreiblichen Freude, der reinsten, sich
reihenden Genüsse, welche ihm das Vaterhaus und
die Umgebung und jeder Spieltag der frühern
Jugend und jede Stelle, die er, der männliche
Jüngling, jetzt an Amaliens Hand im süßen Ge-
flüster der Liebe und in ernstlicher Besprechung ihrer
Zukunft durchwandelte, so reichlich gaben. Und
doch war er einer der ersten, welche noch vor An-
fang des Studienjahres wieder auf die Lehramts-
stalt zurückkehrten. Daß Bänger diese Herbstfe-
rien nicht im väterlichen Hause zubrachte, daß er
den liebevollen Bitten seiner Mutter, welche den
zigen, von ihr so fern lebenden Sohn nach
beinahe jähriger Trennung so gern wieder gesehen
hätte, widerstehen konnte und die Aeltern, die
Anverwandten und alle seine Jugend- und Spiel-
gefährten um die Freude des Wiedersehens brachte,
das mag allein die Liebe verantworten, welche ihn
Vaterhaus und alle, sonst so heiß ersehnten, Freu-
den des herbstlichen Aufenthaltes in der Heimath,
die Jagd, den Fischfang, die Weinlese über den
Nähe seiner Stephanie vergessen ließ.

Rhode hatte in den ersten Tagen seiner Rück-
 kehr mit der Freude seinem Ferdinand und sei-
 ner ächt patriarchalischen Hausgenossenschaft, die
 ihm zum zweiten Aelternpaare geworden war, von
 den seltsamen Tagen im Kreise der Seinigen zu er-
 zählen, so viel zu thun, war mit der Einrichtung
 seiner ihm nun wieder neuen Hausordnung, mit
 einem, viele Bogen langen Briefe an Amalien, mit
 seinem väterlichen Freunde, dem Herrn von Geln,
 für dessen reiches Mineralienkabinet und bedeutende
~~Sammlung von Holzarten~~ er sehr seltene und
 sehr interessante Exemplare mitgebracht hatte, viele
 Tage so beschäftigt, daß er die schwermüthigen
 Blicke, das blaße Aussehen, die kummervolle Miene
 Stephaniens und seines Ferdinands düsteres Schwel-
 gen und sein melancholisches Wesen über sah. Rhode
 hatte diese zwei Monate hindurch im Hause seiner
 edlen Aeltern, im Umgange mit der tugendhaften,
 innigstgeliebten Amalie all das Glück genossen,
 welches Vertrauen und Liebe, Unschuld und Zärt-
 lichkeit gewähren, und welche die reinste Heiterkeit
 und den süßesten Frieden in ein reines Herz gie-
 ßen. Diese Tage, welche Rhode unaussprechlich
 glücklich machten, waren für Bänger und Ste-
 phanie zu Tagen des Verderbens, zur Quelle der
 geheimsten, furchtbarsten Leiden geworden. Der
 Tugend, der Unschuld, der Stärke der Liebenden
 zu viel vertrauend hatte man Bänger und Ste-

phanie zu unterwacht sich selbst überlassen. Sie brachten ganze Abende allein in der dunklen Glastheke, auf einsamen Spaziergängen zu. Zänger hatte nicht die strenge Keuschheit, die reine Unschuld, welche Rhodes Herz zu einem Tempel der Unbeflecktheit machte. Zängers Phantasie war schon früher entweiht. Daß Stephanie in der Laube oder in der lieblichen Dämmerung eines flüsternden Gebüsches dicht an seiner Seite, schlang er seinen Arm um die reizende Gestalt, lehnte sich die Liebende mit allem Gefühle, mit aller Innigkeit ihres für ihn schlagenden Herzens an seine Brust, da wurde das Blut des reizbaren kräftigen Jünglings zur strömenden Flamme, seine brennenden Blicke verschlangen die Fülle dieser Reize, er vermochte nicht zu sprechen, seine brennenden Lippen hingen an Stephaniens glühendem Munde. Im gefährlichsten Schweigen, fest sich umschlingend, jezt zitternd bei der leisesten Berührung, dann im heißen Aufwallen der immer heißern Begierden sich krampfhaft umfassend, versanken sie in den Lärm ihrer Sinne, und — die Unschuld wich von den Unglücklichen.

Der Justizpfleger ahnte nicht den Fall seiner Tochter. Vor ihm, vor dem Registrator und seiner Frau erschienen Stephanie und Zänger immer heiter, und glänzte auch manchmal eine Thräne in Stephaniens Auge und blickte dann Zänger dü-

ter, trauernd, unruhig vor sich hin, so glaubte man höchstens, daß die jungen Leute irgend eine trübe Minute sich gemacht haben, und auch bei ihnen das Sprichwort sich bewähre: „Was sich liebt, das zankt sich.“ — Daß die Thräne, welche in Stephanien's Auge glänzte, der lange, tiefe Seufzer, der ihrer Brust entstieg, daß Jängers verdüsterte Blicke, seine Zerstreuung, seine Stellung voll Unruhe, voll Trauer ein schweres, unglückliches Geheimniß bedecken, daran dachte Niemand außer Rhode, der seit einigen Tagen durch das Benehmen der jungen Leute, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, aufmerksam gemacht und zu erschreckenden Vermuthungen über die Veranlassung ihrer geheimen Leiden hingerissen wurde.

Rhode konnte die Angst und den Kummer, von welchem er durch seine Vermuthungen erfüllt wurde, nicht länger in sein leidendes Herz verschließen. Er nahm Jänger unter den Arm und ging mit ihm ins Freie. Kaum hatte er über Stephanien's leidendes Aussehen einige Worte gesprochen, als schon Jänger laut weinend an seine Brust sank und leichenblaß, mit stammelnder Zunge das erschütternde Geständniß that, Stephanie sey, schwanger. — „Auguste ich bin der unglücklichste aller Menschen — ich bin verloren, mit mir ist Stephanie verloren!“ — schrie er wie ein Verzweifelter, und stützte sich an den Stamm eines

Beidenbaums. — „Verloren?“ — fragte Rhode mit Befremdung — du hast einen Vater, der dich unbeschreiblich liebt, die Einwilligung der Familienscheiter Stephanie, hast Vermögen, die gescheiterte Hoffnung baldiger Anstellung, hast, im Falle der höchsten Noth, so viel gelernt und so viele Kräfte, daß du dein Weib — denn das ist sie jetzt schon vor Gott und du bist ihr jetzt schon alles schuldig — mit der Feder oder mit der Art ernähren kannst, und du nennst dich verloren?!“ —

„Ich habe die Kraft, den Muth, für Stephanie das Aeußerste zu thun und zu dulden. Aber soll ich dieses himmlische Geschöpf dem Mangel, dem Elende preis geben, da ich nur in der Flucht mit ihr das einzige Mittel sehe, mich und sie dem Borne, der Härte, den Verfolgungen meines Vaters zu entziehen?“ —

„Deines Vaters? Ich habe ihn nur ein Mal gesehen, aber auf dieses Gesicht hin würde ich, der Fremde, in jeder Lage meines Lebens vertrauend an seine Brust mich werfen, um wie vielmehr du, sein einziges, sein innig geliebtes Kind?“ —

„O August, du kennst diesen Mann nicht. Sein Herz ist das edelste, seine Liebe zu mir die innigste. Aber kein König ist stolzer auf die unbefleckte Ehre seiner Familie, als mein Vater, der härteste Mönch nicht so streng gegen eine Befab-

„Ich will es. Mein Vater würde nicht einwilligen zu meiner Verbindung mit einem Mädchen, das vor der Trauung Mutter geworden, und wenn er wüßte, daß ich darüber zum Selbstmörder würde.“

„Ich habe Geld genug, daß du mit deiner Stephanie so lange dich nähren kannst, bis du eine Anstellung hast oder dein Vater besänftigt ist. Gehe mit Stephanien ins Ausland, laß dich dort mit ihr trauen und erwarte von der Zukunft und meiner ~~ehelichen~~ Freundschaft das Beste.“

„Alles, alles will ich thun, nur dir allein vertrauen, aber noch liegt das Schwerste auf meinem blutigen Herzen, dem Vater meiner Stephanie, dem Oheim, der Tante mein Verbrechen zu gestehen.“ —

„Auch das will ich übernehmen. Noch heute, noch in dieser Stunde soll es geschehen, damit diese furchtbare Last von deiner und Stephanien's Seele gewälzt und ein kräftiger Entschluß gefaßt werde.“ —

Echluchzend warf sich Zänger an Rhodes Brust, dann stürzte er auf seine Knie, hob die Augen zum Himmel, streckte die Arme empor und sprach mit allem Ausdrucke seines tiefsten Gefühls: „Dir, allmächtiger Gott, schwöre ich, zu keiner Zeit, unter keinem Vorwande, unter keinen Verhältnissen Stephanien zu verlassen. Ich schwöre,

mit meine Hand einer Andem als Stephanum zu geben. Höre, du Gott der mildesten Erbarmung, wie der strengsten Gerechtigkeit, diesen Schurk, und strafe dem Meineidigen mit der furchtbarsten deiner Strafen!"

Da nahm Rhode, eine Thräne der Rührung im Auge und das Herz voll glühender Theilnahme an seinem unglücklichen Freunde, den tief Bewegten an die treue Brust und gelobte, für ihn und Stephanum alles zu thun, was menschliche Kräfte vermögen.

Aus tausend Wunden blutete das Vaterherz. Stephanus' Verurteilung vom Pfade der Unschuld goß einen unbeschreiblichen Schmerz in die Seele des Mannes, der im Besitze einer unentweiheten Tochter sich als den glücklichsten aller Väter dünkte. Der Justizpfleger hatte keine Worte, keine Theilnahme, als ihm Rhode, mit der weisesten Vorbereitung, mit der zartesten Schonung Stephanus' Zustand entdeckt hatte. Gleich einem Trunkenen wollte er in sein Zimmer. Es verschloß sich zwei Tage und zwei Nächte, er ließ Niemand vor sich, er hörte nicht das Wimmern seiner Tochter, die eine volle Nacht vor seiner Thüre auf dem Kissen lag, und um ihren Tod, aber vorher nur um ein einziges Wort der Vergebung flehete. Mit Gewalt

mußte man die Thür erbrechen. Rhode, der Registrator und seine Frau boten alles auf, den Lebenden, der gegen seine unglückliche Tochter keinen Zorn, keinen Haß, aber für sich nur den Wunsch zu sterben hatte, mit dem Leben wieder auszusöhnen. Das Gefühl der Vaterliebe siegte über die Empfindungen des Schmerzes. Er brach in Thränen aus, er rief nach seiner Tochter. Die Lante flüchte, tröstend und ermuthigend, die todtbleiche, schwankende Stephanie zu ihrem Vater. Neugierig sank sie vor ihm nieder. Man hob sie auf, man legte sie an seine Brust. Laut weinend beugte er sein Haupt auf ihre Schulter nieder. — „Ergne deine Tochter, gib ihr ein Wort der Vergebung und Liebe;“ — flehete der Bruder, und Mutter Elisabeth nannte Stephanien mit den süßesten, zärtlichsten Namen und klagte über die Härte eines Vaters, dessen Herz keines Erbarmens mit der unglücklichen Unschuld fähig sey. — „Ich vergebe dir, ich werde dich lieben, wie ich dich immer geliebt habe,“ — schluchzte der Vater. Vor Freude vergehend hing Stephanie in seinen Armen. Jetzt stürzte Jünger herein. Er warf sich vor ihm auf die Knie, er faßte seine Hand, er hob die thränenvollen Augen flehend zu ihm empor. Auch ihm vergieß der Vater, und alle sanken in die Arme des Verzeihenden, und der tiefe Schmerz wich einer sanften, freundlichen Wehmuth, und alle sei-

etten das Geß der Verſöhnung mit einem Herzen voll Rührung und einem ſillen, innigen Dank gebete.

Noch war Stephaniens Zuſtand von der Art, daß, außer den Eingeweihten, Niemand ihre Schwangerschaft ahnen konnte. Doch durfte auch nicht die Zeit heranrücken, welche irgend ehm, auch den leiſeſten Argwohn erweckt haben würde, ohne für Stephaniens Ehre, für den Ruf und den Frieden ihres ganzen Lebens das Gräßlichſte befürchten zu müſſen. Die Veranlaſſung dieſer Furcht war folgende: Der Stadtrichter von Weißenſad, ein mit vieler Macht ausſtatteter, ſehr reicher Mann, hatte bis in ſein vier und funfzigſtes Jahr noch kein weibliches Weſen gefunden, welches reizend und liebendwürdig genug war, um das Glück zu haben, in ihm zärtliche Gefühle zu erregen.

Die böſe Welt behauptete zwar, daß er ſchon rechte oft, aber immer auf eine verſteckte, geheime Art, den Seladon und Freier geſpielt, jedoch bisher kein Mädchen, auch nicht das ärmſte, ſich habe entſchließen können, an der weilen Hand dieſes geizigen, zankſüchtigen, herrſchen Aeſops durch ein Leben voll Hunger, Unfrieden und Sklaverei zu gehen. Stephanie war ſo glücklich, ſeine Aufmerk-

Samkeit zu fesseln und sein vertrocknetes Herz für die Gefühle der Liebe zu erweichen. Lange wagte er nicht, seinen Empfindungen Worte zu geben, und dem Gegenstande seiner lächerlichen Neigung Herz und Hand anzubieten. Die Furcht vor Rhode, welchen ein falsches Gerücht als Stephaniens Anbeter ihm genannt hatte, hielt ihn von einer offenen Erklärung ab. Daß ein Stadtrichter, nach dem Kreisinspector die erste Standesperson in Weiskensfeld, vor einem zwanzigjährigen Forstleuten Furcht ~~ganz~~ ~~wäre wohl für Jeden~~ unglaublich gewesen, der nicht um eine Begebenheit wußte, in welcher sich Rhode eben so menschlich und muthvoll, als der Stadtrichter grausam und feig benommen hatte.

Es ~~war~~ nämlich in Weiskensfeld ein Schuhmacher, der oft kaum satt Brod, aber ein bildschönes Weib hatte. Der Stadtrichter sah zufällig die schöne Schuhmacherin und bei einer Beschäftigung, wo ~~es~~ keinen Zeugen vermuthete, in einem äußerst freien Anzuge. Der Faun konnte sich nicht satt sehen an der Fülle von Reizen, die ihm die Unbesorgtheit der Beschäftigten verrieth, und er dachte nur auf Gelegenheit, hier im Geheimen ein sinnliches Verhältniß zu gestalten, ohne die Offenbarkeit mit seiner Lüsterheit in Berührung zu bringen. Bald fand sich eine erwünschte Gelegenheit. Ein hartherziger Gläubiger drang auf Auspfändung

des Schmachers. Dieser wurde vor Gericht geladen. Er war krank und an seiner Stelle erschien seine Frau. In der Kanzlei bedeutete man ihr, daß der Herr Stadtrichter selbst das Schuldbreßen ihres Mannes verhandle. Zitternd ging sie zu dem hoch angesehenen Herrn, über dessen Barschheit, Hitze und Hartherzigkeit sie schon manche Klage gehört hatte. Der Stadtrichter konnte die Freude kaum verbergen, seinen Wunsch, mit dieser schönen und, wie er fest glaubte, leicht zu gewinnenden Frau, ein Wörtchen im Vertrauen zu sprechen, so bald und so günstig erfüllt zu sehen. Der eben anwesende Schreiber mußte auf der Stelle ein langwieriges Geschäft in der Registratur besorgen, und die Frau an seiner Seite auf der Ottomane Platz nehmen. Geschäftig und freundlich ein Eichhörnchen ergoß sich der verliebte Stadtrichter in Versicherung der innigsten Theilnahme mit ihrer harten Lage, betheuerte, alles zu thun, um sie froh und glücklich zu machen, gestand ihr nun mit anwiderndem Grinsen den tiefen Eindruck, welchen ihre Schönheit auf ihn gemacht habe, und erklärte am Ende gerade zu, daß, wenn sie einen geheimen vertrauten Umgang mit ihm pflegen wolle, er nicht nur ihr das Geld zur Bezahlung der Schulden ihres Mannes heimlich gebe, sondern sie auch in den Stand setze, sich kostbar zu kleiden und ein höchst angenehmes Leben zu führen. Diese freche

Erklärung begleitete der Wohlthätling mit schamloser Zudringlichkeit. Die Schusterfrau, blutarm, aber tugendhaft, sprang mit Abscheu auf und erwiederte die entehrende Zumuthung nur mit dem vollen Blicke der Verachtung. Der lüsterne Faun ließ sich nicht abschrecken. Er raffte eine Rolle Geld vom Schreibeische, drückte ihr diese in die Hand und überfrachte sich zu thätigen Angriffen. Die kräftige Frau warf die kleine Mißgeburt auf die Seite, das Geld in die Stube und eilte der Thür zu. Ein geblutetes Handtuch machte sie fehen. Und nun trübte ihr der Unhold vor Jagemm über seine gescheiterten Hoffnungen, im ganzen Gesichte kirschbraun, die unmenschliche Drohung zu, daß er nicht ruhen werde, bis sie und ihr Mann den Bettelstab ergreifen müßten. Laut weinend wankte die Ärmste aus dem Zimmer.

Auf dem Heimwege wurde sie von der Vorstellung des Bettelstabes so ergriffen, daß sie sich in einem abgelegenen Gäßchen auf einem Ecksteine aus Müdigkeit niederlegen mußte. Hier saß sie und schluchzte. Zufällig kam Rhode daher. Er konnte nie an einem Armen, an einem Betrübten vorüber gehen, ohne zu beschenken und zu trösten. Theilnehmend fragte er die Weinende um die Ursache ihres Kammers. Im vollen Gefühle ihres Elends erzählte sie ihm ihre häusliche Lage, den lasterhaften Antrag des Stadtrichters und seine

schreckhafte Drohung. Rhode bat die Frau, ihn nach ihrer Wohnung zu führen. Sie that es mit einer Bereitwilligkeit, mit einer Eile, als ahne sie, daß ein guter Engel ihr zur Seite gehe. Der Schuhmacher mußte Rhode genau angeben, wie hoch sich seine Schulden belaufen, wie viel Geld er zu Leder brauche. Das Ganze betrug 40 Thaler. Schon nach einer Viertelfunde hatte der Schuster das Geld für Schulden und Leder, auch noch eine hinlängliche Summe zur Einrichtung, Kleidung und Vorrath von Lebensmitteln. Die Glücklichen lagen sich in sprachloser Freude über eier Wohlhabenheit, welche ihre kühnsten Erwartungen überstieg, in den Armen; sie bemerkten nicht, daß ihr Wohlthäter sich aus der Stube schlich. Nun ging Rhode zu dem Stadtrichter. — „Sie haben,“ — sprach er zu diesem mit scharfen, finstern Blicken — „der Schuhmacherin Wilms Anträge gemacht, welche ein verächtlicher Wohlthätling nur einer verächtlichen Diene machen kann, und dafür, daß die tugendhafte Frau sich Ihnen nicht hingab, der Familie den Bettelstab gedroht. Wilms Gläubiger sind befriedigt. Ihnen aber gebe ich mein Ehrenwort, daß, wofern sie diese guten Menschen quälen oder sonst eine ähnliche Schandthat begehen, ich Sie unserm Fürsten als den elendesten seiner Diener bezeichnen werde.“ Ich bin der Forstleut August Rhode, und warne

„**Es vor jedem Rückfall!**“ — Der mächtige Stadtdirector, vor dem viele Hunderte zitterten, stand vor dem Jüngling wie ein schuldbewusster bleicher Schulknabe, und als er sich im geheimen nach diesem jungen Präceptor erkundigte, und überall von dessen Hergensgüte, Sittlichkeit und Kenntnissen, aber auch von des Jünglings männlicher Entschlossenheit und hohem Muth hörte, da wich er ihm bei jeder Gelegenheit aus, und die Furcht vor dem underufenen Mentor machte ihn bei mancher ~~Unterscheidung~~ besser und menschlicher, als er sonst war.

Jetzt befand sich Rhode in den Herbstferien zu Hause, und jetzt hatte der Stadtdirector den Muth, seinen Wünschen nach Stephaniens Besiß Worte zu ~~geben~~. Die höckerige Zwerggestalt in ein geckenhaftes Modestleid gepreßt, die langen dünnen Finger mit Brillanten bedeckt, bis zur Lächerlichkeit herausgeputzt, trat er bei dem Justizpfleger ein, überschüttete diesen mit einer Fluth kriechender Schmeicheleien, warf sich dann in die Brust, seine Stellung als Stadtrichter in ihrem ganzen wichtigen Umfange bezeichnend, sein Vermögen von seinen Kapitalien an bis zu den silbernen Kaffeelöffeln herab detaillirend, und ließ den Strom seiner stundenlangen Rede in die süßfreundliche Anfrage versiegen, ob Herr Justizpfleger wohl geneigt sey, ihm die Hand des Fräuleins Stephanie zu be-

willigen. Der Justizpfleger hätte beinahe laut auf-
 getracht über die posslerliche Anfrage des grauen, ver-
 schobenen Webers. Mit Mühe bat er um Frist,
 sich darüber mit seiner Tochter besprechen zu können.
 Aber schon des andern Tages erhielt der verum-
 gützte Freier eine zierlich geflochtene Resolution,
 worüber er in solch eine Wuth gerieth, daß man
 bald allgemein von der fürchterlichen Rache sprach,
 welche der Stadtrichter dem kassirten Vagabunden
 und seiner hochwässigen Tochter geschworen hatte.

Diese Rache des Unversöhnlichen hätte nun
 ihr unglückliches Opfer mit zerfleischenden Klauen
 gefaßt, wäre Stephanien's Schwangerschaft unter
 den Bewohnern von Weissenfeld nur zur leisesten
 Vermuthung geworden. Nicht nur, daß der hoch-
 hofe nachsichtige Stadtrichter als abgewiesener
 Freier nun Gelegenheit gehabt hätte, die unglück-
 liche Stephanie durch die Legion seiner wertheften
 Frauen Vasen an allen Theetischen der Honora-
 tionen von Weissenfeld, und durch die Schaar sei-
 ner dienstwilligen Raths- und Polizeidiener in allen
 Bürgerhäusern, Gasthöfen und Winkelkneipn des
 Städtchens zum allgemeinen Gegenstand des Hohn-
 gesprächs, der Schadenfreude und der Erniedrigung
 herab zu würdigen, sondern auch als Vorstand des
 Gerichtes wäre ihm dadurch eine begründete Veran-
 lassung geworden, den Triumph seiner Rache zu
 feiern. Es bestanden nämlich in diesem Fürstent-

ihm noch äußerst strenge Befehle, ja sogar noch die Kirchenbuße gegen die Gefallenen, von welcher sie nicht die Vorzüge der Geburt, nicht der Rang der Aeltern lossprechen, keine Summe, auch von noch so großer Bedeutendheit zur Sühne dargebracht, loskaufen konnte.

In dem Familienrathe, welcher in des Registrators Hause bei verschlossenen Thüren, von den Brüdern, von Mutter Elisabeth und Rhode über Stephanien und Jänger gehalten wurde, hatte ein Hinblick auf die Nacht und die Nachsicht des Stadtdirectors eine gewichtige Stimme. Daß Stephanie aus Weisensfeld müsse, und so bald als möglich, darüber war man ganz im Reinen. Aber wohin? Der Justizpfleger stimmte für eine große Stadt im Auslande, wo seine Tochter unter einem fremden Namen, in dem stillen, verschwiegenen Hause einer den besten Ruf und das größte Vertrauen besitzenden Hebamme ihren Aufenthalt nehmen und nach ihrer Niederkunft wieder zurück kehren sollte. Es wäre dann ein Leichtes, das Kind nach Weisensfeld kommen, da bei guten Leuten sorglich aufzuziehen zu lassen und so der Mutter die Wonne zu bereiten, selbes oft zu sehen, ohne daß Jemand ahne, wie nahe sie das kleine Wesen angehe. Bei Jängers naher Anstellung, wozu man große Hoffnungen habe, werde es dann mit Gottes

Hülfe leicht sich fügen, das Kind mit seinen Aeltern zu vereinen.

Der Registrator war in seiner Jugend einige Jahre in der Schweiz. Noch immer sprach er mit Begeisterung von diesem, an Naturschönheiten so überreichen Alpenlande, der Heimath des Freimuthes, der Redlichkeit, der Vaterlandsliebe. Dort hatte er noch einen sehr treuen Fr. und, in dessen Hause Stephanie die stillen Freuden des Landmanns genossen und im Kreise einer höchst edeln Familie die frohesten Tage der Freundschaft und des herzlichsten Vertrauens leben sollte.

Rhode beiferte sich, alle Annehmlichkeit des Aufenthaltes, welchen Stephanie im Hause seiner Aeltern, im Umgange mit seiner Schwester und Tanten, zwei unbeschreiblich guten Mädchen, deren Herzen er durch seine Erzählungen von Stephanien's Vorzügen bereits für sie mit zärtlicher Liebe erfüllt hatte, finden werde, zu beschreiben. Er konnte nicht aufhören die Herzensgüte seiner Familie, die Reize jener Gegend, die reine gesunde Luft zu rühmen; auch den, bei Stephanien's Verhältnissen nicht unbedeutenden Umstand, daß die Wohnung seiner Aeltern von den nächsten Dörfern in ziemlicher Entfernung liege und außer den Holzhauern und Köhlern höchst selten von den Leuten der Umgegend besucht werde, berührte er, zwar mit der zartesten Schonung, aber doch mit genügendem Wink

auf die Annehmlichkeit eines geräuschlosen, unbeeinträchtigten Aufenthalts.

Jetzt nahm Mutter Elisabeth das Wort und versicherte, schon seit dem ersten Augenblicke, wo ihr Stephanien's Zustand und die Nothwendigkeit deren Entfernung aus Weissenfeld klar wurde, ihre Anstalten gemacht zu haben. „Meine Schwester,“ — sprach sie mit freundlichem Lächeln und einem gewissen Stolze auf ihren klugen Einfall — „lebt tief im Gebirge in einem wildschönen Thale, in einem Dörfchen, wo ihr Haus kaum einen Stock hoch, von den dortigen Hüttenbewohnern als ein Pallast angestaunt, sie selbst, die wohlhabende Wittve des Zollverwalters, wie eine gebietende Frau geachtet wird. Veronika ist die Herzensgüte selbst, dabei von der frühesten Kindheit an mit der innigsten Liebe zugethan und nur glücklich, jeden meiner Wünsche erfüllen zu können. Während ihr Männer in tiefem Nachdenken herumgegangen seyd, euch die Köpfe zerbrochen und an den Nägeln gekauet habt, waren meine Anstalten schon getroffen. Bereits muß meine Schwester schon den Brief in Händen haben, worin ich ihr die Ankunft einer jungen Officiersfrau, deren Mann in wichtigen Familienangelegenheiten eine Reise in das Innere von Rußland mache, und schwerlich vor vielen Monaten rückkehren werde, angekündigt habe, mit der Bemerkung, daß die junge, schwangere

Frau, nach dem Ausspruche der Aerzte, zur Herstellung ihrer zerrütteten Gesundheit, längere Zeit die Gebirgsluft und eine Kräuterkur gebrauchen müsse, und daß sie, wenn Luft und Kräuterkur eine wohlthätige Einwirkung zeigen, auch dort ihre Entbindung machen werde. Ich selbst begleite Stephanien zu meiner Schwester, werde aber vorher noch gehörig dafür sorgen, daß für alle Theegeellschaften und Aneipengelage unsers neugierigen, redseligen Weissenfeld über Stephanien's Abreise und ihren künftigen Aufenthalt ein wohlklingendes Märchen aufgetischt werde.“ —

Mutter Elisabeth hatte die Freude, daß ihr Vorschlag als sehr weise anerkannt und bestätigt wurde. Stephanie und Bänger mußten nun vor den Gliedern des Familiencathes erscheinen, wo ihnen das Conclufum eröffnet und Stephanie bedeutet wurde, ihren Reisekoffer in Ordnung zu bringen. Noch an diesem Tage machte die Frau Registratorin einige Besuche, und zwar in Häusern, aus welchen alle Neuigkeiten wie ein Lauffeuer durch das ganze Städtchen dahin flogen, erzählte, daß ihre Nichte von der polnischen Fürstin Piorgsnietzski, mit welcher sie schon in Ungarn bekannt geworden sey, die Einladung erhalten habe, sie als Gesellschafterin auf einer Reise durch Frankreich, England und Italien zu begleiten, und daher schon in einigen Tagen nach der Hauptstadt müsse, wo

die Fürstin bereits ihrer Ankunft entgegen hatte, und ergoß sich in schmerzliche Klage über die so nahe und wahrscheinlich mehrere Jahre dauernde Trennung von der guten Stephanie. An diesem und noch an vielen Abenden sprach ganz Weissenfeld, Vornehm und Niedrig, von der polnischen Fürstin, die kein Mensch nennen konnte, und von dem Glücke, das Justizpflegers Stephanie gemacht habe, indem sie von dieser Fürstin, deren Besitzungen man nicht in drei Monaten in der geradesten Richtung durchreisen könne, an Kindesstatt angenommen worden sey, und nun mit ihr an alle große Höfe reise, um sich einen Prinzen von Geblüt zum Gemahl auszusuchen. Kein Mensch im ganzen Städtchen zweifelte an der Wahrheit dieser Neuigkeit, denn die Oberförstärthin, bei welcher die Registratorin den ersten Besuch gemacht, und ihr Päckchen abgegeben hatte, erzählte selbst das horrible Stück dieser Person, in mehr als zehn Häusern, und die Frau Oberförstärthin war das Orakel aller Klatsch- und Neuigkeitszungen.

Mutter Elisabeth und Stephanie fuhren ab. Jänger war untröstlich. Die Brüder gingen mehrere Tage schweigend, die hellen Thränen in den Augen, umher, und die Dienstkoten des Hauses, welchen auch Stephaniens weite Reise mit der Fürstin Pierzmielski von der Herrschaft kund gemacht wurde, sprachen immer nur von dem wun-

verschönten, engelguten Fräulein; erzählten sich,
 mitten in der Arbeit inne haltend, rührende Züge
 von Stephanien's Hergensgüte, Sanftmuth, Wohl-
 thätigkeit, und weinten dann über ihre Entfernung
 so herzlich, als wären ihnen Aeltern oder Ge-
 schwister auf immer geschieden. Das ganze Haus
 war ein Haus der Trauer, des heftigsten Schmer-
 zes. Alle diese herben Gefühle theilte Rhode, der
 wie ein Bruder Stephanien liebte, mit seinen
 Hausgenossen, aber er hatte so viel Eudete, seinen
 Schmerz in sich zu drängen und seinen Ferdinand
 zu beruhigen. Auch in die Herzen der Brüder
 machte er eine sanfte Ruhe und stille Heiterkeit wie-
 der zukehren. Ohne Thränen, nur in süßer
 Behaglichkeit an die Entfernte denkend, konnten sie
 wieder von Stephanien sprechen, und als Mutter
 Elisabeth nach neun Tagen ankam und von Ste-
 phanien Grüße und Briefe brachte und nicht fertig
 werden konnte mit der Beschreibung, wie liebevoll,
 wie mütterlich Stephanie von Veronika aufgenom-
 men wurde, wie froh, wie glücklich sich das Mäd-
 chen im Umgange mit ihrer mütterlichen Freundin,
 im Genusse der reinen, kräftigen Landluft, in der
 stillen, romantischen Gegend fühle, da kehrten Trost
 und Heiterkeit wieder in die Gemüther zurück, und
 jeder Tag, der von Stephanien einen Brief brachte,
 immer voll Ergießungen ihrer kindlichen Liebe zu
 Vater und Verwandten, ihrer innigen treuen Ge-

fühle für Ferdinand, ihrer freundschaftlichen, dankbaren Empfindungen gegen den edlen Rhode, wurde ein Festtag, an dessen Schlusse man sich nie trennte, ohne die zärtlichen Blicke hin zu wenden nach den fernen, Stephanlens friedliche Wohnung umschließenden Gebirgen, und ohne für die schmerzlich Vermisste den ziehenden Wolken die herzlichsten Grüße und die heftigsten Wünsche zuzurufen.

Noch nicht einen vollen Monat war Stephanie aus dem Hause, als Jänger von seinem Vater durch einen kurzen, aber im streng gebietenden Tone geschriebenen Brief den Befehl erhielt, augenblicklich die Lehranstalt zu verlassen, nach der Hauptstadt zu reisen und dort von seinem Oheim, dem fürstlichen Oberwoldmeister, seine neue Bestimmung zu erwarten.

Der türkische, unversöhnliche Stadtrichter war der Veranlasser dieser schnellen Umgestaltung von Jängers Verhältnissen. Es war ihm gelungen, durch unermüdetes Lauern, da seine Bestechungsversuche des Gefindes im Hause des Registrators schwachvoll zurück geworfen wurden, dahinter zu kommen, daß Stephanie und Jänger sich lieben. Er war zu klug, um das lächerliche Stadtgewäsch über Stephanlens großes, durch die schwernamige

Sarmatin gemachtes Glück für etwas anderes zu würdigen, als es wirklich war; selbst der Registratörin einfache, höchst wahrscheinliche Erzählung, welche er von ihr bei zufälligem Zusammentreffen hörte, hielt er nur für eine wohl und sinnig umschleierte Angabe über Stephaniens Entfernung. So grundschlecht er selbst war, so sehr er die jesuitische Maxime: „Jeden Menschen so lange für den allerschlimmsten zu halten, bis man sich vom Gegentheile überzeuge,“ adoptirt hatte, so kam er doch nicht auf die Vermuthung der wahren Veranlassung von Stephaniens Abreise. Es genügte ihm, die Hergensverhältnisse der jungen Leute erspähet und dadurch eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, den heitern Himmel der Liebenden nach Kräften zu trüben und sich für den unvergeßlichen Korb zu rächen. Ohne Jüngers Vater zu kennen, schrieb er an diesen, entdeckte ihm das Verhältniß seines Sohnes mit der Tochter des ehemaligen Justizpflegers Wilt, schilderte diesen als einen, wegen unzähliger Verbrechen mit Infamie kassirten, lüderlichen, gewissenlosen Mann, jene als eine freche, verführerische, mannsüchtige Diene, und schloß die verleumdende, niederträchtige Epistel mit der Bitte, diese warnende Mittheilung als eine, von seinem Gewissen und seinem innern Impulse für die Erhaltung der Ruhe eines schwer bedrohten Vaters

hitzens ihm erwachsene Pflichterfüllung zu würdigen; jedoch über den Geber dieser so hochwichtigen Winke das tiefste Stillschweigen zu beobachten, da der Justizpfleger und sein Bruder äußerst rachsüchtige und gefährliche Menschen seyen.

Zängers Vater, der den Köhlerglauben hatte, daß ein Stadtrichter nur die höchste Gerechtigkeit im Herzen und die reinste Wahrheit auf der Zunge haben müsse, konnte nicht genug eilen, den einzigen geliebten Sohn aus der verderblichen Nähe dieser Scene zu entfernen. Auf der Stelle schrieb er an ihn, ohne die geringste Berührung bewegender Gründe, nur streng die schnellste Abreise gebietend, doch in freundlichster Nachschrift dem Registrator und dessen Gattin für die seinem Sohne erwiesene Güte und Liebe dankend. Einen zweiten Brief sandte er durch eignen Boten an seinen Bruder, den Oberwildmeister, worin er ihn bat, Ferdinand in sein Haus aufzunehmen, ihn ob seiner Kenntnisse im Forst- und Jagdwesen zu prüfen, und, im Falle er entspreche, für seine Anstellung sich zu verwenden. Ueber die Beweggründe dieser Bitte hatte er kein Wort geschrieben.

Erst nach vielen Jahren kam des Stadtrichters verleumderischer Brief zur öffentlichen Kunde, und zwar dadurch, daß der alte Zänger selbst nach dem Tode seines Ferdinands wieder in die unvergessliche Heimath zurückgekehrt und nun durch die

edlichsten Männer von Stephanien und ihres Vaters tugendhaftem Charakter überzeugt, diesen Brief mehreren seiner Freunde vorlas, und den tückischen nachsichtigen Verleumder als den Urheber alles Unglücks, welches nur die schnelle Trennung Stephanien von Stephanien herbeigeführt hatte, unter Thränen des Schmerzes, der Reue und des Zorns verfluchte.

Der Oberwildmeister machte so halb und halb ein Haus in der Hauptstadt. Die Woche dreimal gab er Gesellschaft, alle Monate ein großes Essen, und mancher hochgeborne Schwärzer aß lieber an der spärlichen Tafel des bürgerlichen Oberwildmeisters, als an dem magern Tische des altadeligen Kammerpräsidenten.

Er hatte noch nie seinen Neffen gesehen, dachte sich selbst als einen unter den Rehen und Jagdhunden wild aufgewachsenen, in der Schule seines Vaters zum tüchtigen Forstmann gewordenen, aber auch dem beißenden Witz und der sarkastischen Unterhaltung der feinen Welt höchst willkommenen Dorfunker, und erschrak daher bis zum Erblichen, als er aus dem Briefe seines Bruders die baldige Ankunft des Neffen und dessen längern Aufenthalt in seinem Hause erfuhr. Der Bru-

Der hatte zwar um Ferdinands Aufnahme gar höflich gebeten, aber die Bitte des unbedeutenden Försters war dem angesehenen Oberwoldmeister gleichsam ein unbedingter Befehl, denn dieser hatte einen hohen Rang; aber eine nicht glänzende Besoldung, das große väterliche Erbe in einer Jugend voll Reizessinn, Lustigkeit und Glanzsucht vergeudet, und nun die große Last, alte Schulden abbezahlen, und doch auf einem vornehmen Fuße leben zu müssen während jener seinen Erbtheil noch unangegriffen auf gute Hypothek ausgeliehen hatte, die Zinsen wieder zum Kapital machte, bei einer vernünftigen Wirtschaft jährlich von dem Erträgnissen seines Dienstes zurücklegte und zu keinem Aufwand, die schöne, von dem weisen Vater mit Nichtbeachtung bedeutender Summen verbundene Erziehung seines Sohnes ausgenommen, irgend eine Veranlassung fand. Daher kam es, daß der Oberwoldmeister von Zeit zu Zeit bei dem Bruder Förster um ein freundschaftliches Darleihen, an dessen Rückzahlung aber Niemand dachte, anpochen mußte, und da dieser immer willig, und oft über das Geforderte gab, so waren die Bitten und Wünsche des großmüthigen Gläubigers immer Befehle für den ewigen Schuldner.

An dem Tage, wo der Oberwoldmeister die Ankunft seines Neffen erwartete, mußte sein Büchsenspanner schon in der Morgenstunde an der Hand-

thür stehen, um jeden Besuch durch die vorgegebene Abwesenheit seines Herrn abzuweisen. Die Furcht, daß vielleicht Leute von feinem Tone zugegen wären, wenn der Neffe erscheine und durch läppisches oder rohes Benehmen sich und ihn zum Gegenstand persistirender Conversationen mache, war der Beweggrund dieser vorsichtigen Maßregel. Aber wie staunte der Hofmann, als er in seinem Neffen einen hochgewachsenen, ausgezeichnet schönen Jüngling fand, der mit dem Geschmacke in seiner eleganten Kleidung den Anstand eines jungen Menschen von feiner Bildung verband, im prüfenden Gespräche über Forstwissenschaft und Waidwerk einen Reichtum von Kenntnissen darthat und über Literatur und die schönen Künste mit Einsicht und Witz sprach.

Der Oheim war wie aus den Wolken gefallen; er hatte einen Bauernbengel erwartet und den lebenswürdigsten aller jungen Leute gefunden. Gleich nach Tisch war Ferdinand gekommen und die ganze Dienerschaft des Oberwoldmeisters mußte sich nun auf die Brinz machen, um noch für diesen Abend eine Gesellschaft zu bitten, da der eitle Oheim nicht länger den Weichwand vermissen konnte, welcher ihm über die körperlichen und geistigen Vorzüge seines Neffen gestreut werden sollte. Auch wußte Ferdinand wirklich durch seinen Anstand, seine Geschmeidigkeit und seine Unterhaltungsgabe die Ge-

Freundschaft so sehr für sich zu gewinnen, daß der gescheidteste, überglückliche Oberwoldmeister dem Augenblick segnete, in welchem der lebenswürdige Nefse über die Schwelle seines Hauses getreten war. —

Mit dem Bilde seiner Stephanie in der Tiefe seines lebenden Herzens war Ferdinand in die Residenz gekommen. Aber schon nach einigen Monaten schlug dieses Herz nicht mehr in solch hoher Wärme für die Entfernte. Er war ehrlich genug, ~~Stephanien als sein Weib zu betrachten~~ und die heiligen Pflichten, die er für die Verlobte, für die Mutter seines Kindes, für das Wesen hatte, dessen Ruhe, Glück und Leben in seiner Treue, seiner Liebe, in der Erfüllung seiner hohen Gelübde lagen, als unendlich zu beachten. Gleichgültig gegen jedes, auch noch so reizende Mädchen, dem schönen Geschlechte nur in so fern huldigend, als es der gesellschaftliche Ton und die feine Bildung erforderten, lebte er anfangs nur in dem Gedanken einer unauslöschlichen Verbindung mit Stephanien, doch dieser Gedanke, sonst sein schönster, sein glücklichster, wurde ihm allmählig immer gleichgültiger. Seine Briefe an Stephanien waren sonst im einfachen, ungelünstelten Style so rührend, so voll des Ausdruckes eines reinen, nur für sie glühenden Herzens. Jetzt häuften sich darin die schwülstigsten Ausdrücke, die leidenschaftlichsten Ergießungen, die

gesuchteste Blumenprache, und sie wurden immer
 walteter, je älter sein Herz für Stephanien schlug.
 Soust schrieb er an manchem Tage einige Billete
 an sie, jezt regelmäßig in jeder Woche ein Mal,
 sonst so leicht, so geläufig, jezt mit Anstrengung,
 mit großer Mühe. — Es ward bald noch ärger,
 es ward das ärgste, was werden konnte.

Unter den Hausfreunden des Oberwäldmeis-
 ters behauptete der Kammerdirector, Herr von
 Euln, den ersten Rang. Er hatte eine Tochter,
 die beinahe seit ihrer Kindheit zu Berlin im Hause
 ihrer Tante lebte. Das Gerücht nannte Emma von
 Euln eben so reizend als interessant. Die Tante
 starb, und Emma, ihre Erbin, kam mit 50000
 Thalern zu ihrem Vater zurück, der sie seit
 ihrem fünften Lebensjahre nicht mehr gesehen
 hatte, und jezt nicht wußte, ob er sich mehr über
 die reiche Erbschaft, oder über die achtzehnjährige
 wunderschöne, geistreiche Tochter freuen sollte. An
 seiner Hand erschien sie in der großen Gesellschaft,
 die der Oberwäldmeister zur Feier ihrer Ankunft
 gab. Ferdinand betrachtete sie genau. Er mußte
 sich selbst gestehen, daß Stephanie viel reizender sey,
 als Emma, und doch machte diese den schnellsten,
 den tiefsten Eindruck auf ihn. Stephanie war ein
 Kind der Natur, sie war die Demuth, die Unschuld,

die schon erröthete, wenn das Auge eines Mannes auf einem ihrer unzähligen Reize ruhte. Emma wußte jedem Blicke, jeder Bewegung ihrer feinen, schlanken Gestalt einen solchen Zauber zu geben, daß sie die Aufmerksamkeit aller jungen Männer der Gesellschaft an sich fesselte und alle Herzen für sich schlagen machte. Schon in der ersten Stunde, die sie im Hause des Oberwoldmeisters zubrachte, entging ihrem tiefbringenden, hellsehenden Auge der Eindruck nicht, welchen sie auf den schönen, stehenden Ferdinand gemacht hatte, und auch sie fühlte ein süßes Behagen in seiner Nähe, und solch eine Unruhe, solch ein Sehnen, als sie in ihrem Kabinete allein war, und eine leise Stimme ihres bewegten Herzens nannte ihr einen liebgewordenen Namen so oft, daß erst mit der Morgensonne ein von schönen Träumen umflossener Schlummer mit seinen sanften Schwingen sie bedeckte und ihr Erwachen der Gedanke an ihn versüßte.

Ferdinand sah Emma des andern Tages nur die kurze Zeit, welche der Anstand des ersten Besuches erlaubte, aber dann täglich immer länger, oft ganze Abende allein, während sein Dheim und Emmas Vater, leidenschaftliche Schachspieler, im

Nebenzimmer beim Spiele saßen und ohngeachtet der offenen Thür, über der Wichtigkeit ihres interessanten Krieges gar nicht an die Gefahr dachten, welche das Alleinseyn zweier junger Leute für die Ruhe und die Reinheit der Herzen herbeiführen könnte. Aber wäre auch die Gefahr noch so bedrohend gewesen, sie würden lächelnd und mit einem stillen Triumphe sie heranziehen gesehen haben, denn die alten Herren hatten sich bei der Nachricht von Emmas Erbschaft und Rückkunft mit Mund und Hand gelobt, aus Emma und Ferdinand ein Pärchen zu machen. Ruhig, nur von Zeit zu Zeit mit lächelnden Blicken nach dem Nebenzimmer hinwinkend und die stumme Sprache ihrer frohen Herzen in einem freundlichen Kopfnicken sprechend, trieben sie ihr Spiel fort und ließen auch das Pärchen ungestört das Seinige treiben.

Emma und Ferdinand blieben nicht müßig. Anfangs wurde viel geplaudert. Sie erzählten, sie lassen sich vor, disputirten, philosophirten und thaten alles, sich an Witz, an feinen Wendungen, an geistreichen Beurtheilungen zu übertreffen. Nach und nach sprach man weniger, desto mehr blickte man sich an. Die Blicke wurden immer hafter und feuriger, man seufzte, leise berührten sich die Hände, aus der Berührung wurde ein sanfter, zärtlicher Druck, stumm sank man sich in die Arme und die glühenden Lippen schlenen in einen ewigen Kuß

verschmelzen zu seyn. Es wurde so viel geküßt, gestöhnt, geschmachtet, geküßt, als man in der Liebesgeschichte eines jungen, feurigen, durch das Leben in der großen Welt über die zarte Linie der reinsten Unschuld und der zartesten Scham schon dahin gerissenen Mädchens und eines leichtsinnigen, gegen den Andrang der entflammten Sinne kraftlosen Jünglings finden kann.

Es gab Augenblicke, wo Ferdinand aus Emmas Umarmung sich riß, denn Stephanien's Bild trat mahrend vor seine aufgeregte Seele. Nicht sein Herz, nicht das göttliche Gefühl der reinsten Liebe, sondern die Macht der Leidenschaft, der Sinnlichkeit, machten ihn glauben, daß er Emma bis zur Verzweiflung liebe, daß er ohne sie nicht leben, daß er, von ihr getrennt, vor Gram und Liebe sterben werde. Aber er war noch nicht so tief gesunken, um die oft laut ihm zurufende Stimme des Gewissens zu überhören und ihrer zu spotten. Er gedachte seines Schwures, er sah Stephanien im entsetzlichen Schmerze über seine Treulosigkeit dahin welken, und sich als die giftige Quelle der Leiden, des Todes dieses engelschönen, engelguten Wesens, das er angebetet, und das in der Liebe und im äußersten Vertrauen zu ihm das Grab der Unschuld gefunden halte. In solchen Augenblicken furchtbarer Qualen riß er sich von Emmas rosigen Lippen, von ihrem schönen Busen, sprach nur von

Bergweisung, vom Sterben. Doch das reizende, kluge Mädchen mußte ihn bald wieder in den Strudel der Leidenschaft hinein zu ziehen. Der Schwache versank aufs neue von der Höhe schöner, tugendhafter Entschlüsse in die Tiefe der Ohnmacht, der Weichlichkeit. Doch auch die Reue faßte ihn im Taumel seiner Treulosigkeit und entriß dem kraftlos Kämpfenden das Geständniß, daß er Emma mehr als sein Leben, mehr als das Höchste dieser Welt liebe, aber durch ein früheres Gelübde nicht mehr frei, nicht Herr seiner Hand sey. Wäre Ferdinand in dem Augenblicke dieses Geständnisses so ehrlich, so wahr gewesen, auch zu gestehen, daß Stephanie von ihm Mutter geworden sey, hätte er sein auf die heiligsten Schwüre gegründetes, für die Dauer des Lebens gestaltetes Verhältniß zu Stephanien nicht zu einer leichten Anklage begangener Jugendthorheit herabgewürdigt, so würde Emma noch in dieser Minute sich für immer zurück gezogen haben, denn sie war, trotz ihres leichten Sinnes und ihres heißen Blutes, zu gut, zu gewissenhaft, um über das gebrochene Herz, über das zerstörte Glück eines tugendhaften Mädchens der Erfüllung ihrer eigenen, innigen Wünsche entgegen zu eilen.

Emma sprach mit ihrem Vater über Ferdinands Geständniß seiner Liebe und über die Hindernisse, eine Verbindung mit ihr zu schließen.

Der Kammerdirector ging zu dem Obergeldmeister und erzählte ihm die Sache. Dieser nahm Ferdinand vor und forderte von ihm eine wahre, genaue Angabe, wie er mit Stephanien stehe. Ferdinand war ehrlich genug, mit voller Empfindung zu sagen, wie schön, wie edel diese Stephanie sey, welche einen Schwur er gethan habe, ihr treu zu bleiben; aber er war zu schwach, theils aus falsch' Scham, theils aus Furcht, Emma zu verlieren, seinem Oheime zu vertrauen, welche Folge sein Umgang mit Stephanien gehabt habe. Der Obergeldmeister mochte wohl ahnen, daß seines Neffen Verhältnis zu Stephanien mehr als die gewöhnliche Liebshaft eines Schülers auf einer Lehranstalt gewesen sey. Aus mancher Erzählung Ferdinands hatte er sich überzeugt, daß der Registrator Will ein sehr reicher Mann und Stephanie seine einzige Erbin sey. Er kannte das Schwankende, das Reizbare in des Kammerdirectors Charakter und die Unversöhnlichkeit des leicht zu beleidigenden Mannes. Seine Klugheit, seine Lebenserfahrung riefen ihm, das Eine fest zu fassen und das Andere sich eben so zu verwahren, um immer einen sichern Anker zu haben. Ohne etwas zu verrathen, schrieb er an seinen Bruder, und bat ihn um die genaueste Erkundigung über Stephanien, wie auch ihrer Familie moralische und pecuniäre Verhältnisse. Der Förster sandte ihm statt der Antwort eine Ab-

Schrift vom Beife des Stadtrichters, machte aber
 in einer Botschaft die ernst- und nachdrücklich aus-
 gesprochen Forderung, den Inhalt dieses Briefes,
 außer Ferdinand, gegen Jedermann als ein Ge-
 heimniß zu bewahren. Der Oberwildmeister las
 Ferdinand die Abschrift vor und beschwor ihn mit
 aufgehobenen Händen, nicht nur seine Verbindung
 mit Emma, der Wandelbarkeit ihres Vaters we-
 gen, zu beschweigen, sondern auch von nun an
 das strengste Stillschweigen über sein Leben im
 Hause des Registrators zu beobachten, da es ihm
 die größte Schande brächte, wenn sein vertrauter
 Umgang mit solch einer heillosen Familie ruchbar
 würde. Ferdinand hörte mit Zittern den Brief vor-
 lesen. Sein Gewissen schrie ihm laut zu, den
 stunden Verleumder zu entlarven, und für Ste-
 phanien's hohen Werth und für die Tugenden ihrer
 Familie mit allem Gefühle und aller Wahrheit zu
 sprechen; aber der Schwächling hatte nicht den
 Muth, zu thun, was Pflicht und Gewissen ihm
 so streng geboten. Schweigend, den scheuen Blick
 zur Erde gesenkt, furchtbar gequält von innern Vor-
 würfen, keines Willens mächtig, folgte er seinem
 Oheim, der nun die Sache unverzüglich ins Reine
 bringen wollte, in das Haus des Kammerdirectors.
 Festerlich ward der Oberwildmeister bei Herrn von
 Sutin um Emmas Hand für seinen Neffen. Will-
 lig und froh sagte der Vater zu. Erglühend vor

süßer Wonne, im Gefühle einer unendlichen Liebe, samt Emma an Ferdinands Brust. Sie hielt seine Blässe, sein Zittern für das Uebermaß der Freude; sie ahnte nicht, daß dieses Erbleichen, dieses Beben, dieses Verstummen der furchtbarste Kampf mit Reue und Muthlosigkeit, mit Gewissen und Leidenschaft waren.

Schon einige Tage darauf wurde Emmas und Ferdinands Verlobung in aller Stille gefeiert. Diese stille Feier erzwang Ferdinand von seinem prunkfüchtigen Oheim in einer geheimen Unterredung durch die kluge, eindringende Vorstellung, daß Stephanien's Vater davon Nachricht erhalten und gewiß hervogen werden könne, Schritte zu machen, welche für die Verbindung mit Emma große Hindernisse, wohl gar deren Auflösung herbeiführen würden.

Der Oberwoldmeister und Herr von Suln hatten sich, gleich nach dem Verbungsacte dahin bestimmt, daß Ferdinand um die Stelle seines Vaters, der, durch öftere Krankheit an seinen Dienstgeschäften verhindert, schon lange nach Ruhe verlangte, ansuchen solle; aber am Tage der Verlobung trat ein Ereigniß ein, welches der Sache eine andere Gestalt gab. Ein Anverwandter des Oberwoldmeisters, in seiner Jugend höchst arm, doch voll Kenntnisse, Thätigkeit und Muth, war nach Ostindien gegangen, hatte sich dort ein un-

ermehliches Vermögen erworben, und, nach Stills-
 leben und vaterländischer Lust sich sehnend, vor-
 kurzem mit seinen Schätzen die Rückkehr nach
 Dauschland angetreten. In Hamburg starb er.
 Man fand unter seinen Papieren ein Testament,
 das dem Oberwildmeister, aus Dankbarkeit für viele
 Wohlthaten, welche der Erblasser als armer Junge
 im Hause dieses Aderwandten genossen hatte,
 zum Universalerben ernannte. Der Oberwildmei-
 ster, seit einiger Zeit durch seine Prunksucht und
 Verschwendung bei dem wirthlichen Landesfürsten
 in großer Ungnade und seines Lebens an dessen Hofe
 und in diesem Lande überdrüssig, erklärte auf die
 Nachricht von der reichen Erbschaft, unverzüglich
 mit Sack und Pack nach Hamburg zu gehen, die
 erwarteten Reichthümer in Empfang zu nehmen,
 sich Güter anzukaufen und selbe schon jetzt an Fer-
 dinand und Emma abzutreten, jedoch nur unter
 der Bedingniß, daß sie gleich mit ihm dahin zögen
 und durch Liebe und Dankbarkeit seine Tage er-
 heiterten.

Herr von Suln theilte mit dem Wildmeister
 den entschiedensten Ueberdruß am Leben in diesem
 Lande, denn es ward ihm täglich mehr verbittert
 durch den neuen, jungen Kammerpräsidenten, des-
 sen rege Thätigkeit den bequemen, arbeitsscheuen
 Director zur Verzweiflung brachte. Die alten treuen
 Freunde verbanden sich zu einem gemeinschaftli-

sein Leben auf einem herrlichen Landgute, welches sie in der Nähe von Hamburg zu kaufen beschloffen. Beide erhielten ohne Umstand und recht schnell die erbetene Entlassung aus den fürstlichen Diensten.

In der kleinen Kirche des Dorfes, worin Förster Zänger wohnte, wurden Ferdinand und Emma getraut. Auch Vater Zänger, der vor Kurzem seine edle, unvergeßliche Gattin durch den Tod verloren hatte, und mit der innigsten Liebe an seinem einzigen Sohne hing, ließ sich durch die herzlichen Bitten seines Vaters, des Herrn von Sulz und des jungen Ehepaars bewegen, mit ihnen zu ziehen und seine Tage in ihrem freundlichen, liebevollen Kreise hinzubringen. Er eilte in die Hauptstadt, kehrte nach wenigen Tagen mit dem erhaltenen Abschiede in der Begleitung seines Nachfolgers zurück und bald wurde die gemeinschaftliche Reise nach Hamburg angetreten.

Um vieles zu sehen und zu lernen, hatte auch Rhode beinahe um die nämliche Zeit, als Zänger von seinem Vater aus dem Hause des Registrators in die Hauptstadt beschieden wurde, die Forstlehranstalt verlassen, und seine Wanderung in fremde Länder begonnen. Bei dem großen Vermögen seines Vaters hätte er die lange Reise leicht mit aller Be-

quemlichkeit machen können. Aber um in jedem Augenblick Herr seiner Zeit und seines Willens zu seyn, ging er zu Fuße, die Doppelbüchse auf der Schulter, in der Waidtasche die nöthigste Wäsche. Ein Koffer mit seiner Kleidung und den sonstigen Bedürfnissen, überall mit Anstand erscheinen zu können, folgte ihm von Stadt zu Stadt auf dem Postwagen.

In Hamburg wurde er mit einem Gutbesitzer, einem vortrefflichen jungen Manne, so freundschaftlich bekannt, daß er dessen Einladung auf seine Besitzung freudig annahm. Der Gutbesitzer reiste voran, da er bei vielen, in verschiedenen Richtungen wohnenden Dekonomen noch mancher landwirthschaftliche Geschäft abzuhandeln hatte, und Rhode folgte ihm nach einigen Tagen. Sein Weg führte ihn an einem Schlosse vorüber, dessen äußere Pracht, dessen reiche Blumengärten, Anlagen und Wasserwerke, womit sich ein weit ausgebreiteter, wildreicher Park, mit großen Parthien ausländischer Bäume und Sträucher vereinte, ihn so ansprachen, daß er beschloß, sich die Erlaubniß des Besitzers zur Besichtigung all dieser Herrlichkeiten zu erbitten. Das Schloß lag am Ende eines ansehnlichen Dorfes, worin Rhode einen sehr guten Gasthof fand, auch auf seine Frage, ob ein Fremder das Schloß und dessen anziehende Umgebungen besuchen dürfe, die Versicherung erhielt, es sey ein

eigener Domestik aufgestellt, der kein anderes Ge-
schäft habe, als jeden Fremden überall dahin zu
führen, wo er etwas zu sehen wünsche.

So eben stand Rhode an einer Parthie der
seltensten Gewächse und bewunderte die Pracht und
Mannigfaltigkeit der Blumen, als er Jemand aus
einem nahen Laubgange hervortreten hörte. Rhode
sah auf. Mit dem ersten Blicke erkannte er seinen
Ferdinand. Vor Freude laut aufschreiend flog er
auf ihn zu. Mit aller Wärme seines freundschaft-
lichen Herzens drückte er ihn an sich. Im Ent-
setzen des Wiedersehens, das Gesicht an die Brust
des lange Entbehrten drückend, sah er nicht die
Verflürzung, das Erblassen des Ueberraschten, und
erregte Ferdinands Stillschweigen und das heftige
Schlagen seines Herzens, in welchem nun alle Zu-
rien der Angst vor der Entdeckung seines zu ver-
trauten Umgangs mit Stephanien, vor den Vor-
würfen, vor der Verachtung des Aengstlichsten,
edelsten Freundes tobten, dem Uebermaße der Freude
über ihr Wiedersehen zu.

Es kamen Leute den Hauptgang herauf.
Rhode mußte jetzt seinen Ferdinand für sich haben,
ganz allein für sich. Er zog ihn der fernsten, dun-
kelsten Strauchgruppe zu. Nun erzählte er von sei-
nen Reisen, die er seit ihrer Trennung gemacht.
Er fragte nicht, wie Bänger auf dieses Landgut ge-
kommen, was er hier sey, sondern nur nach Ste-

phaniem, ob Ferdinand schon eine Anstellung habe, ob er schon geheirathet, oder wann er heirathen werde, ob Stephanie ihm einen Sohn oder eine Tochter geboren habe. Und zwischen diesen und noch unzähligen Fragen, worauf er die Antwort zu erwartete, sprach er immer wieder von Stephanien, malte mit den Farben der reinsten, innigsten Begeisterung Stephanians Herzengüte, ihrer Tugenden, ihre Liebenswürdigkeit, den Zauber ihrer Gestalt, den Reichtum ihres Gemüths und beschrieb die Glückseligkeit, die Stephanians Besitz gewähre, und wie sie die schönsten Träume des Lebens, deren Wirklichkeit so schwer ist, wahr mache, mit aller Wärme seines begeisterten Herzens.

Ferdinand war vernichtet. Er fühlte schon jetzt die furchtbare Strafe seiner Treulosigkeit, seines Meineides mit all ihren zerstörenden Qualen. Er wagte nicht, Rhode aufzuschlagen, fruchtlos quälte er sich mit dem Erfinnen einer Möglichkeit ab, sein an Stephanien begangenes Verbrechen dem Freunde zu verbergen, und zitterte vor dem nächsten Augenblicke, da er seinen Oheim mit Emma im Garten wußte, und ihr Erscheinen die schreckliche Entdeckung nicht länger verhindern konnte. Rhode hatte ihn im Laufe der Ergießungen seines freudetrunkenen Herzens nicht zu Worte kommen lassen, und die Sache, daß Ferdinand Stephanien schon geheirathet hab-

oder beizubringen müßte, mit solch einer Festigkeit angenommen, daß es ihm nicht möglich war, mit dem leisesten Wink über die Veränderung seiner Verhältnisse mit Stephanien zu gebieten. Die Führung der Ungestümme in ihn, gleich zu Stephanien zu führen zu werden, oder im Falle sie noch weiter fortsetzten, ihm Briefe zu lesen. Ferdinand fing eine Erzählung an, er stotterte gleich nach den ersten Worten, er vermochte nicht etwas Zusammenhängendes vorzubringen und verlor alle Fassung, als er die Augen aufschlug und dem scharfen, durchdringenden Blick bemerkte, mit welchem ihn Rhode anstarrte.

Jetzt sahe er einen Bogen mit Damen und Herrn an dem Hause an. Ferdinand war für den Augenblick verwirrt. Er mußte die Gäste empfangen, und ihnen Gesellschaft bleiben. Dies sagte er Rhode zu, und ließ ihn mit großer Eilfertigkeit, sich in den Garten des Schlosses führen und alles, was er zu seiner Erquickung oder Bequemlichkeit wünsche, sich reichen zu lassen. Rhode erklärte, die Gegend besuchen und die Gesellschaft weggefahren seyn, wieder kommen zu wollen.

Es erschien der fürchterliche Augenblick, der das Geheimniß und das Verbrechen enthüllen sollte. Rhode hatte die Gesellschaft weggefahren. Er eilte dem Garten zu, aus welchem so eben ein älterer Herr mit einer Dame ging. Am Thore begegnete ein Arbeiter den Gang mit seinem Sande.

Der Mann lehnte sich auf seine Schaufel und schaute mit freundlichen Blicken der Dame nach, die ihm herzlichsten Gruß mit gewinnender Leutseligkeit erwidert und ihn beschenkt hatte. Des kühnen Frau kam gerade dazu. Er gab ihr das Handstück, und sie sagte mit dem Ausdrucke des dankbarsten Herzens: „Gott segne unsere wohlthätige Schlossfrau und unsern wackern Herrn. Ich habe schon oft gesagt, daß Herr Bänger mit einem Königl. hätte nicht glücklicher seyn können, als mit diesem Engel von einer Frau!“ — Rhode stand nur einige Schritte von der Tagelöhnerin, als sie dieses sagte. Er glaubte zu träumen. Hastig fragte er das Weib, ob Herr Bänger verheirathet sey, und als das Weib bejahte, so sah er den übergegangnen Dame als dessen, dessen Beiseite, und über das eheliche Glück, das Gutsherrschaft sich ausbreitete, da mußte sich das Gitter des Thores reißen, um nicht nieder zu sinken, so sehr wurde er vom Schmerz über die betrogene, unglückliche Stephanie und vor Zorn über Bängers unmenschliche Treulosigkeit ergriffen. Der Gedanke, daß Stephan im Wochenbette gestorben und Bänger dadurch frei geworden seyn müsse, erweckte aber auch gleich alle Lebhaftigkeit in ihm und beschworichtigte Schmerz und Zorn, denn seinen Ferdinand hielt er solch eines Verbrechens an dem edelsten Mädchen nicht fähig.

Er flog in den Garten und auf Ferdinands mit der Frage zu, wann Stephanie gestorben sey. Ferdinand war starr vor Angst. Er ahnte, daß Rhode bereits seine Verheirathung wisse, und sie nur durch Stephanis Tod als möglich denke, ohne eine Antwort hervorzubringen, führte er ihn mit zitternder Hand, schwankend, leichenbläß, in einen Gartensalon. Dort warf er sich weinend an des Freundes Brust, und gestand ihm, daß er Stephanien verlassen, daß er seine Hand einer andern gegeben habe. Rhode taumelte an die Wand zurück, er bedachte die Augen, als fürchte er, die Gestalt eines Menschen zu sehen, den er einst als den innigsten Freund geliebt habe, und den er nun hassen, verachten müsse. Ferdinand war in einen Stuhl gesunken und verhüllte sich das Gesicht mit dem Taschentuche. Es war eine Stille, daß man die fallenden Thränen und das Schlagen seines Herzens hörte. Jetzt wandte Rhode aus dem Salon. Ferdinand hatte nicht den Muth, nicht die Kraft, ihn aufzuhalten.

Nach einer Stunde erhielt Ferdinand von Rhode einen Brief. Dieser schrieb:

„Ist es möglich? — so frage ich mein ganzes Leben hindurch, und am Rande meines Grabes

werde ich noch nicht gelernt haben, zu begreifen, wie es möglich ist, das zu thun, was Du gethan hast. Stephanie war Dein Weib von dem Augenblicke an, wo sie unbekannt mit der Wollust, nur die Stimme des Herzens hörend, nur in der Erfüllung aller Deiner Wünsche ihr höchstes Glück empfindend, fiel, und selbst in ihrem Falle noch keusch, rein, tugendhaft war. — Hast Du vergessen, den feierlichen Schwur gethan zu haben, Stephanie zu keiner Zeit, unter keinem Vorwande, unter keinen Verhältnissen zu verlassen? — Hast Du vergessen, Gott gebeten zu haben, Deinen Schwur zu hören und mit der furchtbarsten seiner Strafen Dir zu vergelten, wenn Du zum Meineidigen überdest? — Stephanie ist Mutter. Sie hat ein Kind geboren, das sie nur für Dich in der heiligsten Liebe, im höchsten Vertrauen athmend, von Dir empfangen hat. Die heiligsten Rechte machen Dich, den Vater Deines und ihres Kindes, zu Stephanies Gatten; aber mit frecher Hand hast Du alle heiligen Bande zerrissen, die Dich an Mutter und Kind fesseln, und gewissenlos und ein Meineidiger bist Du an den Verlassenen mit kaltem Herzen, mit der Härte eines Unmenschen vorübergegangen, um mit einer Andern an dem Traualtar zu treten und an der geweihten Stätte Schwüre zu thun, die schon auf Deiner meineidigen Lippe zum verwerfenden Fluche werden.“

„So innig, so treu, wie ich Dich geliebt habe, werden wenige Menschen geliebt werden. Aber mit kräftiger Hand reiße ich Dein Bild aus meinem Herzen, das über Stephanien aus tausend Wunden blutet. Und diesen Herz, sonst für Dich ein Tempel der treuesten Freundschaft, fühlt jetzt nur Haß, Abscheu und Verachtung gegen den Menschen, der das edelste Wesen unmenschlich betrogen hat, der seine Gattin, seine Kinder, seine Freunde immer betrügen wird, und dessen Leben ein dichter ~~verschlungener~~ ~~Gewebe~~ ~~niedriger~~ ~~Gefinnungen~~ und betrügerischer Handlungen ist. Du bist durch Deine Schandthat an Stephanien so tief gesunken, so sehr zum verachtungswürdigen Menschen ~~gewor-~~ den, daß ich Dir auch nicht einen Funken von Menschlichkeit mehr zutrauen kann, denn keine Lebensgemeinschaft, keines der unzähligen Verhältnisse, keiner der trübseligsten Beweggründe im Wechselgange des Lebens kann Deine Untreue, Deine Unmenschlichkeit an Stephanien entschuldigen. Bittere vor mir, ~~bittere~~ bei dem Gedanken an mich, denn ich trete nun auf gegen den Treulosen, gegen den Meinelbigen. Ich räche an Dir die Grausamkeit, mit welcher Du Stephanien's heiligste Rechte zertreten hast. Bittere vor mir, Du ehrtloser, unaussprechlich ehrtloser Betrüger!“

Schon in dem Augenblicke, als Ferdinand Rhodes Brief las, begann die ewig gerechte Reme-

71
so ihr furchtbares Amt der Rache und Vergeltung.
Das Papier lag in seiner zitternden Hand. Die
Leichensacke der Angst, des erwachten Gewissens
bedeckten seine verstaubten Züge. Er hatte kaum so
der Angst, den Brief zu vernichten, so angegriffen,
so beschmetzt war er. Er mußte zu Bette ge-
bracht werden, und man fürchtete für sein Leben.

Als Rhode aus dem Gasthose an Ferdinand
geschrieben hatte, ging er, ungeachtet der schon ein-
getretenen Nacht, noch fort, denn es war ihm un-
möglich, länger in der Nähe eines Menschen zu
verweilen, der durch seine verrätherische Handlung ihm
so verabscheuungswürdig geworden war. Er folgte
nicht mehr der Einladung des gastfreundlichen
Gutsbesizers, in dessen Umgang und auf des-
sen willkürlichem Jagdreviere sich ihm die frohes-
ten Tagen boten, sondern eilte der Heimath
zu. Je länger er ging, je mehr erkaltete seine
Wuth gegen Ferdinand, ja er dachte nicht mehr
mit dem Aufbrausen des Grimmes, mit dem wil-
desten Jorne, mit der glühenden Begierde nach ver-
derbender Rache, sondern nur mit jener tiefen,
kalten Verachtung an ihn, welche man gegen einen
Menschen fühlt, der zu ehrlos ist, um sich durch
irgend eine Verährung mit ihm zu beflecken. Täg-

lich ward in ihm die Ueberzeugung fester, daß Stephanie sich glücklich fühlen dürfe, von solch einflussenden Betrüger befreit zu seyn.

Er kam zu Hause an, und seine erste Frage, nachdem er die Banne des Wiedersiehens in den Armen seiner Familie und an dem liebenden Herzen seiner Amalie genossen hatte, war nach Stephanien. Man wußte nur so viel, daß sie mit ihrem Kinde noch im Gebirge bei der Schwester der Registratorin lebe. ~~Selbst diese Nachricht hatte man nicht aus Weiskensfeld, sondern von dem Jägerssohne des Dorfes, worin Stephanie sich aufhielt.~~ Der junge Mensch war erst seit einigen Wochen vom Hause weg, bei Rhodes Vater als Jagdgehülfe angestellt und oft ganz in begeisteter Erzählung von der jungen, wunderschönen Officiersfrau, die so gut, so freundlich, so wohlthätig, aber schon seit längerer Zeit recht traurig sey, und vielen Kummer haben müsse, da die Magd der Zollverwalterin den Dorfleuten von Zeit zu Zeit vertraute, daß die Fremde oft halbe Nächte hindurch laut weine. Daß man in Rhodes Hause bei der Erzählung von der jungen Officiersfrau in dieser gleich Stephanien erkannte, versteht sich ohnehin, indem man durch August ihr ganzes Verhältniß mit Zänger, ihre Reise in das Gebirge und ihr dortiges Erscheinen als die Gattin eines Officiers wußte.

Rhode wußte nun, daß er Ferdinand verheirathet und als einen sehr reichen Gutsbesitzer in der Nähe von Hamburg gefunden habe. Alles besch in schmerzliche Klage über die Betrogene und in Verwünschungen gegen den Betrüger aus. Rhode erklärte seinen festen Entschluß, zu Stephanien's Vater zu reisen und diesen mit dem Schicksale seiner Tochter bekannt zu machen, da derselbe einem Briefe gemäß, welchen er in jüngster Zeit an Rhodes Vater geschrieben und darin um Nachricht über Ferdinands gegenwärtigen Aufenthalt gebeten hatte, von dessen Verheirathung noch nichts wußte. Nur einen Tag blieb Rhode im väterlichen Hause, dann ritt er nach Weissenfeld.

Der Schmerz, welchen Rhodes Nachricht über Stephanien's Vater, über den Registrator und seine Frau verbreitete, war unbeschreiblich. Man hatte alle Mühe, den Justizpfleger von dem Entschlusse abzubringen, zu Ferdinand zu reisen, und ihn zu ermorden. Niemand von der Familie fühlte sich kräftig und muthig genug, Stephanien, die noch immer mit der heftigsten Liebe an Ferdinand hing, mit der ganzen Kraft ihres reinen, beflandigen Herzens an seine Treue glaubte, und in jedem ihrer Briefe die schmerzlichste Klage über seine lange Entfernung aussprach, die Wortbrüchigkeit des so treu Geliebten und so treu Gewährten zu entdecken. Rhode erbot sich zu diesem traurigen, schmerzvollen Ge-

schloß. Als er zu Pferde stieg, standen der Justiz-
pfeleger, der Registrator und seine Frau um ihn
her, aber Keiner vermochte ein Wort zu sprechen.
Laut weinend reichten sie ihm die Hände und die
Thränen dieser edlen Menschen und der Gedanke
an Stephanien's unheilbaren Schmerz entflamm-
ten in Rhodes Seele neuerdings die Leidenschaft des
heftigsten Zornes gegen den elenden Betrüger, und
den festen Entschluß, wenn der Gram über Ferdin-
ands Treulosigkeit Stephanien tödte, ihren Mör-
der bis zu sein Grab dem furchtbarsten Rache
zu verfolgen.



Mit gebeugtem Kopfe, in der nachlässigsten
Stellung ritt Rhode die Anhöhe hinauf, auf welcher
das Haus der Zollverwalterin mit seinen reihenbe-
kleideten Mauern in einem Kreise prangender Frucht-
bäume freundlich einladend lag. Er hatte die unbes-
chreiblich schöne Gegend durchritten, ohne sie mit
einem Blicke zu betrachten; seine Seele war nur be-
schäftigt mit dem Gedanken, wie er Stephanien
mit ihrem Unglücke vertraut mache, und sein Herz
erbebte in einer dunklen Ahnung. Kaum war er
am Hause der Zollverwalterin abgestiegen, als
Stephanie mit lautem Freudengeschrei ihm entge-
gen flog. Sie hatte ihn von ihrem Zimmer aus

die Anhöhe herauf reiten gesehen und auf den ersten Blick erkannt. Sie lag in seinen Armen, an seiner Brust, sie tief mit dem vollen Gefühle des höchsten Entzückens: „O nun ist alles gut! Gott sey Dank, ich habe nun meinen und meines Ferdinands treuesten Freund. O geschwind, Rhode, wo ist Ferdinand? Wann kommt er zurück? Ich habe seit einem Monate, seit dem Tage, als er die Hauptstadt verließ, keine Zeile mehr von ihm erhalten. Nicht wahr, Sie haben von ihm Nachrichten, Sie haben Botschaft für mich?“ — und nun stieg sie in das Haus, brachte ihr Kind, legte es, unter Thränen weinend, in Rhodes Arme und bat ihn mit den süßesten Worten, Ferdinands Sohn so sehr zu lieben, wie er dem Vater liebe. Rhodes hing beinahe unter dem Schmerze, Stephanien sagen zu müssen, wie unglücklich sie sey. Er drückte die nassen Augen auf das lieblich lächelnde Kind nieder, er vermochte nicht einen Laut aus der schmerzdurchflutheten Brust herauf zu bringen und hatte kaum Kraft genug, Stephanien, die in ihre Freudenworte über seine Ankunft immer wieder eine Frage nach Ferdinand mischte, in das Haus zu folgen.

Das Schwerste, das Schmerzvollste, was der Mensch von Gefühl vollbringen soll, mußte nun geschehen; es war der Augenblick gekommen, welcher Stephanien mit dem vollen Umfange ihres

Unglücks vertraut machen mußte. Mit der fass-
 sten Schonung führte Rhode Stephanien von Stufe
 zu Stufe zur gräßlichen Ueberzeugung, daß ihre
 reine, treue, glühende Liebe mit dem schwärzesten
 Undanke, mit der eheLOSESTEN Wortbrüchigkeit be-
 lohnt würde. Am Schlusse seiner Mittheilung
 malte Rhode die Verächtlichkeit, den niedrigen, ab-
 schreuwürdigen Charakter eines Treulosen mit dem
 grellsten Farben, um Stephaniens Schmerz die
 schärfste Spitze abzuknicken und sie die Vorstellung
 recht auffassen zu machen, wie unglücklich jedes tu-
 gendhafte, reue Mädchen als die Gattin solch
 eines, die heiligsten Rechte und die heiligsten Wün-
 sche und die heiligsten Schwüre gefühllos verhöh-
 nenden Bösewichts ein Leben voll Gram und Dul-
 dung hinschleppen müsse.

Mit einer Ruhe, mit einer Besonnenheit, wor-
 über Rhode staunte, hatte Stephanie seine Mitthei-
 lung angehört. Als er aber jetzt in das geisterbleiche
 Gesicht, in das starre, erlöschende Auge, worin eine
 Thräne starr, blickte, als er das Kind, welches sie auf dem
 Schooße hatte, ... sich nehmen mußte, das die er-
 schlafften Arme, die brechenden Knie nicht mehr zu
 halten vermochten, da sah er mit schrecklicher Angst,
 daß nicht Ruhe und Besonnenheit, sondern die eis-
 figste Kälte stiller Verzweiflung, daß der leise töd-
 ende Gram die Seele der Unglücklichen erfüllten.
 Mit aller Wärme der innigsten Freundschaft, mit

aller Stärke der Redekunst sprach er zu Stephanien, um ihre Blicke abzuleiten von dem Elenden, der nicht den Gram einer Minute werth sey, und ihr Herz hinführen auf die hohe Pflicht, welche sie zu ihrer Selbsterhaltung als Mutter für ein Kind, das alle ihre Liebe fordere und als Tochter für einen greisen Vater, dessen Ruhe und Leben mit der Ruhe und dem Leben der geliebtesten Tochter aufs innigste verwebt seyen, so treu und sorglich zu erfüllen habe. Er bat Gott im Stillen, der Unglücklichen Thränen zu geben. Stephanien's Auge blieb trocken. Kein Wort kam über ihre zitternde Lippe. Sie wollte aufstehen, aber es mangelten ihr die Kräfte. Langsam hob sie den Arm und wies auf die Arbeitspflanz. Rhode eilte dahin, öffnete sie und blühte in das Schlafgemach eines Frauenzimmers. Er erfüllte Stephanien's Wunsch, dahin gebracht zu werden, trug sie auf das Bett und zog dann heftig an der Glockenschnur. Die Zollverwalterin eilte herbei, und sank an der Schwelle des Gemachs beinahe nieder vor Schrecken über Stephanien's Aussehen, die leichenbläß, mit geschlossenen Augen, mit schlaff herabhängenden Armen, kaum merklich athmend, ein Bild des nahen Todes, da lag. Rhode flüsterte der Frau die Veranlassung von Stephanien's gefährlichem Zustande zu. Kaum hatte er gehört, daß in einem nahen Marktplatz ein sehr geschickter Arzt wohne, als er auch schon

die Kutsche hinauf stieg, auf sein Ross sich warf, und mit verhängten Zügeln dahin sprengte.

Der Arzt kam auf dem flüchtigsten Pferde des Marktfleckens. Rhode hatte ihm alles vertraut, und des Arztes richtiger Behandlung gelang es, Stephanien dem nahen Tode zu entreißen.

Einige Tage konnte Stephanie nicht das Bett verlassen. Rhode wich von früher Morgenstunde bis zur einbrechenden Nacht, wo die Zollverwalterin seine Stelle einnahm, nicht von ihrer Seite. Sie sprach beinahe gar nichts, fragte nie nach ihrem Vater, Oheim und ihrer Tante, bezeugte einen heftigen Widerwillen, eine höchst unnatürliche Abneigung gegen ihr Kind, und lag die ganze Zeit im dumpfen Hinbrüten. Als sie das Krankenbett wieder verlassen konnte, brachte sie fast den ganzen Tag in einem nahen Wäldchen zu. Sie duldete keine Begleitung, kehrte immer zur Zeit des Essens richtig nach Hause, aß viel und mit Heißhunger, eilte dann gleich wieder in ihre belaubte Einsamkeit, vermied auf dem Hin- und Hergang jeden Menschen und sprach ganze Tage kein Wort.

Rhode hatte Stephanien's Vater ihren Zustand geschrieben, auch ihm die Bemerkung des Arztes, daß das Eintreten des stillen Wahnsinns zu befürchten sey, nicht unverholen gelassen. Der Registrator antwortete für den Bruder, welchen die heftigsten Blutschmerzen an das Bett fesselten. Rhode be-

schloß so lange zu bleiben, bis der Justizpfleger im Stande sey, die Reise zu seiner Tochter zu machen.

Eines Nachmittags, zu ganz ungewöhnlicher Zeit, kam Stephanie flüchtigen Ganges vom Wäldchen, ihrem täglichen Aufenthalte, her, und sprach mit einigen Feldarbeitern. Rhode und die Zollverwalterin hatten sie schon von fern bemerkt. Sie erstaunten über Stephaniens raschen, sichern Gang, da sie sonst nur immer dahin schwanke, über ihre Sprechern mit fremden Leuten, welche sie seit ihrer Krankheit auffallend vermieden hatte. Noch größer wurde die Ueberraschung, als Stephanie ihnen freundlich zunickte, Rhode um seine Gesellschaft auf einem Gange nach der Mühlwiese bat, und mit Jedermann freundlich sprach. Seit der unglücklichen Entdeckung hatte Rhode sich sehr gehütet, Bängers nur mit einem Worte zu erwähnen. Jetzt bat sie ihn selbst, ihr zu erzählen, wie er Bänger gefunden, wie das Dorf heiße, worin er sein Schloß habe, wie weit es von Hamburg sey, in welcher Richtung es liege. Sie pflückte ein Birkenblatt und schrieb mit einer Nadel darauf. Rhode vermutete, daß sie den Namen von Ferdinands Wohnort aufschreibe, indem er selben ihr öfters nennen mußte. Das beschriebene Blatt verwahrte sie sorgfältig in ihrem Busen. Schon auf dem Spaziergange hatte Stephanie von ihrem lieben Kinde gesprochen. Kaum nach Hause gekommen,

verlangte sie darnach, leblos es mit der mütterlich-
sten Bärtlichkeit, und erklärte, ihren theuern Mord
so wurde das Kind nach seinem Vathe, dem
Registrator, getauft — nie mehr von ihrer Seite
zu lassen. Als sie mit dem Kinde in ihr Schlafzim-
mer zur Ruhe ging, gaben sich Rhode und die Zoll-
verwalterin dem vollen, beglückenden Hoffnung hin,
daß Stephanie keine Beute des Wahnsinns und
kein Opfer ihrer betrogenen Liebe werde.

„Es ist doch auffallend, wie lange unsere
Stephanie heute schläft, seit das Mordgeschrei
noch nicht durch sein Hungergeschrei geweckt hat.
Ich muß doch ein Bischen nachsehen.“ — Sprach
die Zollverwalterin zu Rhode, als schon die zehnte
Morgensunde geschlagen und Stephanie ihr Zim-
mer noch immer nicht verlassen hatte. Die sorg-
liche Frau schloß die Treppe hinauf. Bald hörte
Rhode einen ängstlichen Ruf, ein Geschrei des Er-
schreckens. Er eilte der Zollverwalterin nach und
fand diese in der höchsten Bestürzung und Bangig-
keit, da nichts mehr bezweifelt werden konnte, daß
Stephanie mit ihrem Kinde sich heimlich entfernt
und, wie aus dem Abgange aller baaren Gelder,
zwei vollständiger neuer Anzüge und mehrere Adä-
sche mit Recht vermuthet werden konnte, eine weite
Reise unternommen habe. Die Wagg kam auf
das Geschrei ihrer Frau auch herbei und bekräftigte
Stephaniens Flucht durch die Angabe, daß diesen

Morgen, bald nach Tages Anbruch, sie die untere, in den Obstgärten stehende Sangthüre offen gefunden haben, dasselbe doch gestern, gleich vor dem Schlafengehen, von ihr, wie täglich um diese Zeit, so verschloß und verschlossen worden. Die Zollverwalterin lief in das Dörfchen und bot viele Leute auf, die umgegend nach der vermissten Officiersfrau zu durchsuchen. Männer und Weiber verließen ihre Häuser, darunter lebten die guten, wohlthätigen Schenke. Rhodus umkreiste die Gegend in einem weiten Kreise und fätschte in den Dörfern auf dem abgetragenen Weiden und Köhlerhütten nach der Endsehnen. Niemand hatte die von ihm genau Beschreibung gesehen. Auch die Weiber und Männer haben sich nicht überredend, nicht zugetraut, ohne ihr Herrn eifrigsten Nachforschungen glücklicher gewesen zu seyn. Nur ein alter Bettler, der, aus Mangel an Obdach, die Nacht am Saume einer Hütte unter einer Eiche zugebracht hatte, betheuerte, in der Morgendämmerung, nicht fern von seinem Ruheplatze, eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm und einem großen Bündel in der Hand hastig an ihm vorbeischießen und querfeld dahinkellen gesehen zu haben. Rhodus Angst um Stephanien war unbegründet. Er beurtheilte ganz richtig ihre heimliche Entführung als die Geburt des stärker ausgebrochenen Wahnsinns und sah die vielen Gefahren ein,

wischen die Unglückliche entgegen gehe. Für diesen Augenblick war das Nöthigste, den Justizpfleger von diesem traurigen Ereignisse in Kenntniß zu setzen, und er ritt noch diesen Abend nach Weissenfeld ab.

Es war große Gesellschaft auf dem Schlosse, welches die unzertrennlichen Familien Euln und Bänger bewohnten. Der Oberwoldmeister feierte sein Geburtsfest. Da gab es ein fürstliches Mittagessen, Abends ein Gelegenheitsstück, von einem Hausfreunde verfaßt, worin alle Götter vom Olymp flogen, um dem Herrn Oberwoldmeister ihre unterthänigsten Glückwünsche darzubringen und sich seiner Gnade zu empfehlen. Ein theueres Feuerwerk und ein glänzender Ball nach dem schwelgerischen Nachessen sollten das sybaritische Fest krönen, wozu Alles in weiter Umgebung, was zu den höhern Ständen und zur gebildeten Welt gehörte, geladen war.

Man saß beim Nachmahle. Es wurden Toaste ausgebracht, und so eben ein recht feierlicher auf Emmas und Ferdinands eheliches Glück, da öffnete sich die Saalthüre. Eine hohe, schlanke Gestalt, das lange Haar aufgelöst, eine Binde von Flor um die Schläfe gewunden, ganz schwarz gekleidet, ein Kind auf dem Arme, trat herein. Schwelgend und langsam schreitet sie an der Tafel hin. Nur

wenige Gäste bemerkten die Unbekannte; die meisten waren zu sehr mit den leckern Gerichten oder den schönen Nachbarinnen beschäftigt. Auch Ferdinand hatte seine ganze Aufmerksamkeit dem lieblichen Geplauder der ihm gegenüber sitzenden Frau von Aichen zugewandt. Jetzt fühlte er sich leise an der Schulter berührt. Er blickte auf und fuhr mit einem Schrei des Entsetzens, mit verzerrtem Gesichte, mit allem Ausdrücke des heftigsten Schreckens zurück. Stephanie, mit seinem Kinde auf dem Arme, stand vor ihm. Durchbohrend, gräßlich war der Blick, mit welchem sie den Lebenden anstarrte. Rasch nahm sie das Kind, warf es zu Ferdinands Füßen und stürzte, ein gellendes, furchtbares Geschrei ausstosend, bewußtlos zu Boden.

Von dem Augenblicke an, wo Stephanie wieder zu sich kam, brach bei ihr der höchste Wahnsinn aus. Man mußte sie fesseln und immer von zwei starken Männern bewachen lassen, denn es gab Augenblicke, wo sie, im furchtbarsten Anfälle der Stanzersucht, auch die stärksten Bande zerriß. Schon nach einigen Tagen hatte die Unglückliche vollendet.

Als Ferdinand den feierlichen Schwur gethan hatte, Stephanien nie zu verlassen, da war mit diesem Schwure auch die heißeste Bitte um die strengste Bestrafung des Meineides zu Gott empor gestiegen, und Gott hatte Schwur und Bitte gehört.

Raum war die ohnmächtige Stephanie aus der höchst bestürzten Gesellschaft gebracht, als auch Ferdinand in die Arme der Umstehenden sank und auf sein Bett getragen werden mußte. Das heftigste Fieber ergriff ihn, er fing an zu phantasiren und erzählte in diesem Zustande sein Verhältniß zu Stephanie. Im vollen Umfange, nannte den Brief des Stadtrichters ein Nachwerk der Hölle, und brach in Thednen über die edelste, tugendhafteste Familie aus, die er durch seine Treulosigkeit, durch seinen Meineid, durch seine grausame, unmenschliche Handlung so unbeschreiblich unglücklich gemacht habe. Er würde gegen sich selbst gewüthet haben, hätte man ihn nicht daran verhindert.

Emma stand am Bette des Fieberkranken, als er sich seiner schrecklichen Schuld anklagte. Sie hatte sein Verhältniß zu Stephanien nur für eine gewöhnliche jugendliche Leidenschaft gehalten. Jetzt hörte sie mit Entsetzen, daß ihr Gatte die Ruhe, die Hoffnungen, das Glück einer höchst achtungsvollen Familie, eines reizenden, mit dem höchsten Reichthume des Geistes und des Herzens geschmückten Mäd-

thens gemordet habe. Es war nicht das Einzige Mal beim Ausbruche der Krankheit, wo Ferdinand im vollen Zusammenhange von seiner Liebe zu Stephanie und seiner betrügerischen Handlung gesprochen; er wiederholte diese sich immer gleich bleibende Geständnisse, und Emma wurde immer mehr überzeugt, daß diese Erzählung nicht das Werk einer erhitzten Einbildungskraft, sondern die schrecklichste Wahrheit sei.

Hatte auch Emma schon in ihrer Jugendblüthe nicht mehr das engelreine, keusche, unentworfte Herz einer Stephanie, war sie auch stets eines flatterhaften Sinnes und nicht vertraut mit dem Glück, das dem Manne wie dem Weibe nur die strengste Erfüllung aller Pflichten gewähren kann, so fühlte sie sich doch zu tugendhaft, zu hoch, um mit einem Manne, auf dessen Leben die Schande eines unmenschlichen Betrugcs ruhte, noch länger vereint zu bleiben. Mit allem Ernste, mit aller Festigkeit erklärte sie an dem nämlichen Tage, wo der Arzt Ferdinands baldige Genesung als bestimmt angab, ihrem Vater, daß sie auf der Trennung ihrer Ehe bestehe, und noch an diesem Tage reiste sie nach Hamburg ab.

Die Ehescheidung erfolgte. Herr von Euln und Emma behielten das Gut, und Ferdinand ging mit seinem Vater und seinem Onkel nach

Westpreußen, wo er sich ein bedeutendes Anwesen kaufte.

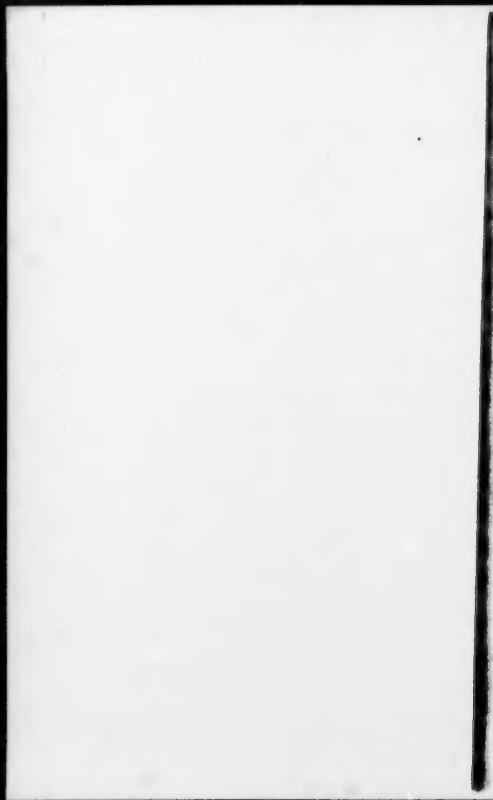
Ferdinand bezog sein Anwesen und erkannte in dem Augenblicke, wo er, als armer Gutsbesitzer, die Huldigung der Unterthanen empfangen sollte. Schon war er auf dem Wege zur Genesung, als er von den heftigsten Schmerzen in den Gelenken und Knochen befallen wurde. Die Aerzte erkannten seine Krankheit als eine arthritische, und alle ihre Kunst und ihre Erfahrungen scheiterten an diesem schrecklichen Uebel, welches Ferdinands Krankenslager zu einer Hölle voll Qualen machte. Oft wochenlang litt er an ununterbrochenen Schmerzen, deren Uebermaß kein Gedanke zu fassen und keine Vorstellung zu versinnlichen weiß. Mit den heftigsten Leiden des Körpers verbanden sich auch die höchsten Leiden der Seele. Der schöne Friede, die süße Freude des Herzens, das innere Wohl, mit welchen ein gutes Gewissen beglückt und die Hoffnung und der Muth, den es selbst im Unglück gewährt, waren von dem Wimmernden gewichen, und über ihn hatten Unruhe und Vorwürfe, Verzagtheit und Verzweiflung ihre nächstlich dunkeln, furchtbaren Schwingen ausgebreitet, denn in den Tagen der unerträglichsten Schmerzen wie in den Augenblicken der Linderung trat Stephanens Bild vernichtend heran. Mit glühenden Thränen, mit

dem heftigsten Gebete der Verzweiflung flehete der Unglückliche zu Gott um seine Auflösung.

Aber es stand im Buche seiner Bestimmung mit tief geätzter Schrift geschrieben, schon diesseits zu leben. Volla siebenzehn Jahre lebte der Unglückliche ein qualvolles Leben. Erst am Tage seines Todes genoss er mehrere schmerzlose Stunden. Mit einem Herzen voll Bitterung verließ er das Irdische. Das letzte Wessen seines Aethers hauchte Stephanus Namen über die erbleichte Lippe.

Die drohende Leiche.

Crimealgesichte.



Wer den Weg vom Städtchen Friedesfeld nach dem Rittergute Straupen in jener Zeit zwischen drei und vier Uhr Nachmittags machte, der begegnete, auch bei der ungestümsten Witterung, einer schwerfälligen, geschmacklosen, von einem großen, überfetten Rohrschimmel, dem trägsten aller Pferde, dahin geschleppten Kutsche, und in dieser Kutsche saß oder lag vielmehr, die Zügel an einer Schlinge befestigt, neben sich eine alte, unbrauchbare Peitsche, meistens im süßesten Schlummer, der Herr von Prendl, Besitzer des herrlichen Landguts Straupen.

Herr Edmund von Prendl war das einzige Söhnlein adelstolzer Aeltern, die in jedem Zimmer ihres Schloßchens, selbst in der Gesindestube, einen gewaltigen Stammbaum, aber oft zu ihrem Kohlgerichte nicht ein Stückchen Fleisch hatten. Im strengsten Sinne des Wortes war der alte Herr von Prendl ärmer als sein Kuchlert. Er hatte zwar Schloß, Feldgründe und Unterthanen, Teiche und Waldun-

gen. Aber das kleine Haus, welches das Schloß geheißen worden mußte, wurde nicht mehr durch seine Grundmauern, sondern nur durch eine dichte Umgürtung von Stützbalken gegen den Einsturz geschützt; die Gefälle und Zehnten der fünf Unterthanen, die Pachtgelder für den Krautacker von zwei Morgen waren für eine ganze Lebensdauer verpfändet, die Eichen, Buchen und Fichten der Duobegwaldung wie auf einen Zauberschlag verschwunden, und die Teiche voll Frösche und Unken, aber leer an Fischen, da es immer an Geld zum Ankauf frischer Besetzung gebrach.

Trotz dieser Armuth hatte doch der alte Herr von Prendl die feste Ueberzeugung, daß der Sproß eines adelichen Stammes außer Lesen und Schreiben nichts zu lernen brauche, und beides nur aus dem höchst wichtigen Grunde, um das große Werk, welches Jemand über die Heldenthaten von dem Stammvater der Familie Prendl an bis zur jüngsten Zeit noch schreiben sollte, selbst lesen und bei wichtigen Ereignissen im Prendl'schen Jurisdictionsbeyrkte, wovon aber bisher nichts erlebt wurde, den hochadelichen Namen mit eigener Hand unterzeichnen zu können. Es verflossen auch volle drei Jahre, bis der hochgefeierte junge Stammhalter, dessen Unterricht erst in seinem dreizehnten Lebensjahre begann, mit Mühe lesen und schreiben konnte, aber zur Fertigkeit brachte er es nicht, weil

sein Professor, der Schullehrer des nächsten Dorfes, die dreifährigen Informationsgebühren, trotz möglicher Arlecheret und Grobheit, nicht erhalten konnte, sein Lehramt niederlegte und in der gänzigen Gegend sich Niemand fand, der den ungelehrigen jungen Herrn umsonst Unterricht geben und nebenbei den Hochmuth der gnädigen Kestern ertragen wollte. Hier Edmund lebte das vollkommenste Pflanzenleben, wußte von Allem, was sich über Essen, Trinken und Jagen erhob, weniger als die Söhne der Dorfbesitzer, war aber gut, herzensgut, und so wenig von dem Adelskolz seiner Kestern angesteckt, daß er die Tage, an welchen sein Vater, ein Freund der Jagd und guter Bewirthung, von Zeit zu Zeit die umliegenden Rittergüter besuchte, die fröhlichsten seines Lebens nannte, denn nun ging es, während die Maria Nachmittagsruhe hielt und dann wenigstens drei Stunden in alten Ritterbüchern las, mit der wohlgezogenen Dorfjugend auf einen abgelegenen Platz, wo gespielt, gerungen, oft sich gebastete und dabei immer der unbehlfsliche Junker etwas abgeprügelt wurde.

Bald nach einander starben Edmunds Kestern. Die Gläubiger stritten sich um das Gütchen, und Edmund würde das Loos gehabt haben, zu betteln oder im Tagelohne zu arbeiten, hätte nicht ein reichlicher Anverwandter sich seiner erbarmt und ihn zu sich genommen. Herr von Reul — so hieß

der gutmüthige Vetter — gewann Edmund so lieb, daß er schon seit vielen Jahren Wittwer und kinderlos, ihn adoptirte. Als Reul starb, ward Edmund Besitzer des einträglichen Landguts **Emmenen**.

Sein Leben war das einsämigste und sorglosste. Er kam nie zu einem Gutsnachbar, ward selbst für die Jagd, sein früheres Vergnügen, bald zu bequem, fuhr aber täglich, jederzeit mit dem Schläge der dritten Nachmittagsstunde, ganz allein in seinem schwerfälligen Einspänner nach dem Sädchen Friedefeld, wo er im Gasthose zum blauen Fuchs seine bestimmte Gesellschaft hatte, bis in die Nacht hinein Karten spielte und dann, immer zülich betrunken und schon am Thore des Stöckchens schlafend, von seinem fetten, trügen Rohrschimmel nach Hause geleitet wurde. War der Weg auch noch so schlecht, die Nacht die allerdunkelste, so nahm er doch nie eine Begleitung mit. Der Schimmel kannte jeden Stein, jede Straßenecke, und ging, trotz seiner Faulheit, so aufmerksam und sicher, daß er seinen Herrn immer wohlbehalten vor das Schloß brachte.

Die zehnte Nachtestunde, Winter und Sommer hindurch, war die gewöhnliche, an welcher Herr von Perndl zurückkam. Der alte Peter, noch ein Erbskind aus der Verlassenschaft des Herrn von Reul, des Edmunds Kammerdiener, Stallmeister,

Kassenspalter und Pausenecht, hatte sich um diese Zeit die große Stalllaterne in Bereitschaft, um, sobald das Fuhrwerk am Eingange des Schlosses still hielt, zuerst den Schimmel in den Stall zu bringen, abzuschirmen, mit Heu und Wasser zu versorgen und dann seinen Herrn aus tiefem Schlafe aufzurütteln und in sein Gemach zu schleppen. Der treue Peter hatte in der zehnten Nachstunde des 20. November 1802 den Schimmel wohl bei Ort und bereits den Drücker am Kutschenschlage in der Hand, als er beim Scheine der hochgehenden Laterne seinen Herrn auf der linken Seite mit Blut überflodmt, leichenblau, ohne Zeichen des Lebens, in der Ecke der Kutsche liegen sah. Auf Peters ängstliches Geschrei kam das Gesinde, welches noch eine gemeinschaftliche Arbeit hatte, herbeigerufen, und man überzeugte sich mit dem größten Schrecken, daß Herr von Prendl ermordet worden sei, und zwar durch Messerstiche am Halse und in der linken Brust. Der Todte wurde in eine Stube des Erdgeschosses getragen und ein Bote nach Friedensfeld an den Gerichtsvorstand geschickt. — Daß der Mord aus Raubsucht geschehen seyn müsse, ergab sich bald, indem die goldne Repetiruhr, der schwere goldne Siegelring und die große silberbeschlagene Meerschampfeife, und noch einige Sachen von Werth, ohne welche Herr von Prendl nie in seine Kutsche stieg, vermißt wurden; auch fand

man kein Geld bekäme; schenktet der Gericht-
 arzt, welcher zu Preußls tägliches Spielfell-
 im kleinen Fuchse gehörte, und mit dem Gerichts-
 vorstande von Friedensfeld; unter dessen Jurisdiction
 das Dorf Straupen gehörte, zur Besichtigung des
 Leichnams gekommen war, versicherte; daß Herr
 von Preußl an diesem seinem letzten Spättag mehr
 als 40 Gulden gewonnen und eine gewiß eben so
 große Summe bei sich gehabt habe. Er
 habe schon mit Ablauf des Tages gehabt, sich
 die Erzählung von dem an Herrn von Preußl ge-
 schehenen Raubmorde in der ganzen Umgegend aus-
 breitet. Der Gerichtsvorstand war eben von der
 Besichtigung der Leiche zurückgekehrt und wollte, Va-
 er gerade Tag geworden war, noch etwas ruhen,
 als der Amtsdienst den Förster von Troding, und
 dessen Besuch um schleuniges Gehör meldete. Der
 Förster, auf der Stelle herein gerufen, zeigte dem
 Gerichtsvorstande an, daß er gestern Abends, zwis-
 schen fünf und sechs Uhr, auf seiner Rückkehr von
 der Jagd durch das Hölzchen, welches gerade in
 der Mitte des Weges von Friedensfeld nach Strau-
 pen liege, gegangen sei. Plötzlich habe sein kleiner
 Dachshund vor einem Gebüsch Laut gegeben,
 aber nicht den Jagdlaut bei Aufspürung eines
 Wildes, sondern es sey das heftige Gebelle gewesen,
 welches dieser äußerst wachbare Hund stets bei
 Annäherung oder Auffinden eines Fremden erhebe.

Dadurch aufmerksam geworden, sey er dem Gedächtnisse zugegangen und habe darin einen Menschen in liegender Stellung gefunden, auch selben gleich als den Wafentnecht von Troding, Franz Stümmler, erkannt. Auf die Frage, was er auf diesem abgelegenen Plage und zu dieser Tageszeit, da es im Holze bereits dunkelte, mache, habe derselbe angegeben, hier seinen Rausch, den er sich im Wirthshause zu Straupen angetrunken, verschlafen zu wollen. Auf die ernste Ermahnung, nach Hause zu gehen, sey er auch mit ihm fortgegangen, jedoch bald, unter dem Vorwande, noch nach dem kranken Pferde des Sägemüllers sehen zu müssen, auf einem Seitenwege seinen Blicken entschwunden. — Der Förster schloß seine Anzeige mit der Versicherung, daß er weder an Stümlers Gange, noch in seinen Reden die geringsten Kennzeichen einer Trunkenheit bemerkt habe, und daß die Anmeldung des Auffindens desselben an einem, in Folge des geschehenen Mordes höchst verdächtigen, Plage ihm um so mehr eine Pflicht sey, als Stümmler in der ganzen Gegend den Ruf eines höchst schlechten und gefährlichen Menschen habe.

Stümmler, schon seit einiger Zeit dem Gerichte von einer sehr nachtheiligen Seite bekannt, wurde auf der Stelle verhaftet.

Die Blutsäuferin auf dem Schlosse zu Straupen hatte ihrem ermordeten Herrn ein weißes Sterbkleid angezogen, welches der Länge nach mit einer Reihe schwarzer Schleifen besetzt war. Die Leiche war in einem Gemache, dessen Fenster man mit Tüchern behangen hatte, auf einer langen Tafel aufgebahrt. Links und rechts, dem Kopfe zur Seite, standen zwei vierarmige Leuchter mit brennenden Wachskerzen. So lag die Leiche, als Stümmler von dem Gerichte zu ihr hingeführt wurde. Mit einem Gesichte, auf welchem sich nicht der geringste Ausdruck eines Schreckens, einer Besorgnis oder irgend eines Gefühls zeigte, mit einem eisernen Gesichte trat er an den Todten hin. Auf des Untersuchungsrichters Frage: ob er diesen Leichnam kenne, betrachtete er ihn festen Blicks, ohne das geringste Zeichen innerer Bewegung und sagte dann mit dem gleichgültigsten Tone: „Warum soll ich den Herrn von Prendl nicht kennen? Ich habe ihn ja gar oft nach Friedenfeld fahren gesehen. Es sind ja auch noch nicht vier Wochen, daß ich seinem Schimmel einen Trunk (Arznei) geben mußte, da war er selbst im Stalle und hat lange mit mir gesprochen.“ — Der Inquirent befahl ihm, die Schleifen des Sterbkleides am Halse und die Brust entlang aufzulösen. Er that dieß mit der größten Verettwilligkeit, ohne das leiseste Zittern seiner Hände, ja er löste sogar eine Schleife, die sich ver-

knüpfte hatte, mit den Zähnen auf. Beim Anblicke der Wunden schüttelte er den Kopf und sprach in mitleidigen Töne; „Ach, den armen Herrn haben's böß zugerichtet!“ — Hier sah er alle Umstehenden der Reihe nach an, gleichsam um jedem Einzelnen seine Empfindungen der Theilnahme und des Mitleids bemerkbar zu machen. An Stümlers kalter bis zur rohesten Gleichgültigkeit nun wieder übergehender Ruhe scheiterten alle regen Bemühungen des Inquirenten, diesem höchstwahrscheinlichen Mörder irgend ein Belohnungs-Verlorenheit oder das bößten Verwußtseyn zu entlocken.



Daß Stümmler höchst wahrscheinlich der Mörder des Herrn von Trendl sey, ging aus folgenden Thatfachen hervor:

- A. Bei der nach geschehenem Recognitions-Acte mit ihm vorgenommenen Vernehmung gestand er selbst, von dem Förster zu Trobing auf dem erwähnten Plage angetroffen worden zu seyn.
- B. Bei seiner Arretirung fand man in einem blutigen Sackuche 34 Gulden, welche im Strohsack versteckt waren.
- C. Seine Hände und seine Kleidung — es war die einzige, die er hatte — waren mit Blut besetzt, welches man für ziemlich frisches erkannte.
- D. Die Klinge und das Heft des langen, breiten Messers, welches er in einer ledernen Scheide

immer an der Seite trug, waren in Blut gleichsam getränkt.

E. Seine Angabe gegen den Förster von Troding, daß er im Wirthshause zu Straupen sich einem Kausch angetrunken, ferner, daß er noch an jenem Abend ein Geschäft bei dem kranken Pferde des Sägemüllers gehabt habe, wurde als unwahr erkannt.

F. Sein Dienstherr, der Wafenmeister zu Troding, sagte in seiner Vernehmung, daß Stümmler in jener Nacht, wo Herr von Andl ermordet wurde, nicht zu Hause gewesen, sondern erst eine Stunde nach Tagesanbruch zurück gekommen, ohne Antwort auf seine, des Meisters, Frage: wo er die ganze Nacht gewesen? eilig in seine Kammer gegangen sey, dort die Thüre verriegelt und selbe erst nach wiederholter Aufforderung des zu Stümmlers Arretirung erschienenen Elfsdieners geöffnet habe.

Die Verdachtsgründe gegen Stümmler waren äußerst dringend, aber dessen ungeachtet behauptete er ununterbrochen seine Unschuld. Er bestand darauf, im Wirthshause zu Straupen sich betrunken zu haben, und als ihm entgegnet wurde, daß er dort, nach eidllicher Aussage der Wirthsleute, nicht mehr als zwei halbe Flaschen Bier, und diese sehr langsam, getrunken habe, machte er mit allen Geberden einer großen Reue das Bekenntniß, während des

Wirthes und der Kellnerin öftere Entfernung aus der Zechstube, worin kein anderer Gast zu gleicher Zeit gewesen, aus der großen Kanne, welche immer im Keller frisch gefüllt und dann auf den Schenkisch gestellt werde, hastig und viel getrunken zu haben. Das in seinem Strohsack gefundene Geld gab er für eine mehrjährige Ersparniß an. Das Blut an Händen, Kleidung und Messer schrieb er dem Erstechen und der Abhäutung eines Pferdes zu, womit er, wie auch sein Meister beschäftigt, in der Nachmittagsstunde des 20. Novembers zu thun hatte. Endlich sein nächtliches Ausbleiben erklärte er als die Folge des im Wirthshause von Straußen zu reichlich und zu hastig getrunkenen Biers, indem er, als er sich von dem Förster entfernt habe, plötzlich matt und betäubt geworden, in einen Graben gefallen, auf der Stelle eingeschlafen, und erst bei Sonnenaufgang erwache sep. —

Stümlers Benehmen im Laufe der Untersuchung war eine Kette von Ruhe, List, Heuchelei, Besonnenheit und Verstellungskunst. Der klare, scharfsichtige, schnellfassende Verstand, das eiskalte Gemüth dieses Menschen, dessen Ruhe in allen seinen Verhören durch keine Leidenschaft, kein Gefühl, keine Gewissensregung gestört wurde, der Muth, die Festigkeit, aller Wahrheit, allem Augenschein Trotz zu bieten, und sich immer gleich zu bleiben

vor dem scharfen, hervorleuchtenden Blicke des Richters, wie in dem Buchenschnitten des einsamen, dunklen Kerkerhofs das war es, welches alle Kunst seines sehr geübten Inquiritenten, und alle Mühe und Thätigkeit fruchtlos machten.

Wegen des Raubmordes geständig, noch durch Langes Verweilen, wurde die Untersuchung gegen Franz Schmier abgestellt, jedoch derselbe auf vier Jahre zur Anstalt in einem öffentlichen Arbeitshause und jedenfalls aber nach seiner Entlassung aus dem Arbeitshause zur Unterwerfung unter besondere Polizeiaufsicht verurtheilt.

Franz Schmier wurde in das Strafarbeitshaus zu Hohenfels abgeführt, gefesselt mit schwerer Kette und bewacht von zwei wohlbewaffneten Frohnknechten, denn man kannte eben so gut seine Verwegenheit, als seine ungeheure Körperkraft.

Der Inspector des Strafarbeitshauses betrachtete mit unwillkürlichem Schauder die riesenmäßige Gestalt, das braune, verzerrte Gesicht mit rathenschwarzem, struppigem Haar und Bart, und die großen, wildtollenden Augen, aus welchen Blicke des Grimms und verbissener Verzweiflung, wie vorbührende Flammen hervorbrachen. Des Sträflings eyles Wort war die freche, mit eissiger Kälte und

dem Gepräge der starrsten Entschlossenheit vorge-
tragene Bitte, ihn mit Milde zu behandeln, da er
jeder grausamen Härte den beharrlichsten Widers-
stand entgegen setzen werde. Der Kommissär, ein
junger, hitziger, stolzer Mann, zu welchem noch nie
solch eine Sprache gesprochen wurde, ließ Stümmler
auf der Stelle in den Hof hinab führen, eine Bank
herbei tragen und befahl dem Zuchtmeister, dem
Sträfling 25 Stockschläge zu geben. Stümmler
hörte diesen Befehl mit der größten Ruhe an.
Als ihm aber der Zuchtmeister gebot, sich auf die
Bank zu legen, erklärte er, solch einer unverdienten
Strafe sich nicht zu unterwerfen. Der Zuchtmeister
und seine fünf Knechte, muthvolle, kräftige Menschen,
konnten ihn, ohngeachtet er an Hand und Fuß eine
schwere Kette trug, nur mit der äußersten Anstren-
gung bezwingen. Dieser trotzig Widerstand, das
böse Beispiel, welches er dadurch gab, und die Noth-
wendigkeit, den eisernen Sinn gewaltsam zu brechen,
hatten zur Folge, daß die Zahl der ausgesprochenen
Schläge verdoppelt, er von diesem Augenblicke an
für die schwersten Arbeiten bestimmt und an seine
gewichtvolle Kette noch eine, dreißig Pfund schwere,
Kugel geschmiedet wurde. — Ein paar Wochen
darauf meldete der Zuchtmeister, daß Stümmler eine
seit mehreren Tagen ihm aufgetragene und auch
bisher mit vielem Fleiße ausgeführte, Arbeit jetzt
nicht mehr fortsetze. Der Inspector stellte ihm mit

sanften Worten die Nothwendigkeit einer schweren Strafe vor, wenn er nicht unverzüglich die angefangene Arbeit vollende. Mit Ruhe und Gelassenheit erklärte Stümmler, daß die Fortsetzung dieser Arbeit seine Kräfte übersteige. Ohne einen Laut von sich zu geben, hielt er die schmerzlichsten Hiebe aus, lehnte schweigend und gleichgültig auf seinem vorgehen Platz zurück, blieb aber müßig. Die Hiebe wurden wiederholt, sie wurden vermehrt, man sperrte ihn acht Tage bei Wasser und Brod in ein unterirdisches Gefängniß, welches so schauerlich war, daß selbst die wildesten, trozigsten Sträflinge, Ein Mal dort eingekerkert, schon bei der Androhung neuer Einkerkelung zitterten. Aber alles half nichts. Er äußerte, recht gut zu wissen, daß er der Gewalt über seine Person nicht widerstehen könne, erklärte aber auch mit unerschütterlicher Festigkeit, eine ihm unmögliche Arbeit nicht zu leisten, und wenn er darüber zu Grunde gehen müsse. Durch diese Beharrlichkeit, welche in der Strafanstalt nicht unbekannt blieb, durch sein ernstes, stolzes, herrisches Benehmen gegen seine Mitgefangenen, hatte er sich bei diesen solch ein Ansehen und Uebergewicht erworben, daß sie sich ihm gleichsam unterworfen fühlten und bei jeder Abwesenheit des Zuchtheislers oder der Knechte seine Arbeit durch Rathschläge erleichterten.

Nunmehr ein Jahr war Stümmler im Straß-
arbeits-hause, als ihm, kurz vor der Zeit, zu welcher
die Sträflinge zu Bette gehen mußten, der Zucht-
meister befahl, von der Frau des Proviantmeisters
noch zwei Halbe Brod zu holen, um selbe einigen
Gefangenen, welche des andern Tages gleich nach
Sonnenaufgang zu einer Arbeit in den fürstlichen
Park abgeführt werden mußten, zum Frühstück mit-
zugeben. Stümmler ging dahin. Es verfloß eine
Viertelstunde, und er lehrte noch nicht von einem
Geschäfte zurück, welches in wenigen Augenblicken
wäre abgethan gewesen. Der Zuchmeister, über
das lange Ausbleiben beunruhigt, eilte selbst dahin,
und fand, nicht fern von der Wohnstube des Pro-
viantmeisters, Stümmler bewusstlos zur Erde nieders-
gestreckt. Es wurden gleich Anstalten gemacht, den
Ohnmächtigen wieder zu sich zu bringen, aber sie
blieben ohne Erfolg. Man sah sich gezwungen, ihn
nach dem Krankenzimmer zu tragen und den Arzt
der Strafanstalt zu holen.

Als Stümmler, erst nach längerer Zeit und mit
vieler Mühe, wieder zu sich gebracht wurde, sah er
langsam mit scheuen Blicken umher, und ein hefti-
ges Zittern bewegte seinen ganzen Körper. Der
Arzt reichte ihm stärkende Tropfen. Mit schwach-
er Stimme bat ihn Stümmler, den Inspector zu
bewegen, sich schnell hieher zu begeben. Der In-
specteur kam. Stümmler raffte alle seine Kräfte zu-

sammen, stürzte sich unter dem wilden Geräusch seiner schweren Fesseln zu des Inspectors Füßen, umfaßte sie und schrie, krampfhaft zitternd und mehr heulend als sprechend: „Ich habe den Herrn von Prendl gemordet und ausgeraubt!“ Nach diesem Geständnisse war er so ermattet, daß man ihn auf das Bett tragen mußte, wo er sogleich in einen empfindungslosen Zustand verfiel. Auf den Wunsch des Arztes ließ der Inspector dem Kranken die Ketten abnehmen und drei vertraute, kräftige Sträflinge kommen, welche Stümmler bewachen und auch nach des Arztes Vorschrift für seine Pflege sorgen mußten.

Es währte geraume Zeit, bis sich Stümmler wieder erholt und so viel Kraft hatte, zusammenhängend sprechen zu können. Auch den Sträflingen gestand er seinen an Prendl begangenen Raubmord, und als ihn Einer davon fragte, warum er die That nicht schon früher bekannt, und was ihn jetzt zu diesem Bekenntnisse bewogen habe, hob er langsam den Kopf, schaute furchtsam im ganzen Krankenzimmer umher, winkte den Fragenden näher an sich und flüsterte ihm zu: „Der Herr von Prendl ist mir erschienen. In der Stube des Proviantmeisters hat er gelegen, gerade so, wie auf dem Paradebette in seinem Schlosse. Als ich die Thüre aufmachte, hat er mich fürchterlich angeblickt, mich mit der Faust gedroht und sich schnell erhoben. Ich

sprang-gedüß, und wollte davon laufen, aber meine Ketten hinderten mich. Er holte mich ein und packte mich so fest, daß ich nichts mehr um mich wußte.“ — Der Sträfling antwortete nichts, verließ aber bald das Krankenzimmer, eilte zum Inspector, ließ diesen aufwecken und theilte ihm Stümlers erneuertes Bekenntniß des begangenen Raubmordes, die Erzählung von der Veranlassung zu diesem Bekenntnisse mit. Der Inspector ging zu Stümler, erkundigte sich mit der freundlichsten Theilnahme nach seinem Befinden und fragte, gleichsam so hingeworfen nach der Ursache der Bewusstlosigkeit, in welcher man ihn gefunden habe. Stümler wiederholte seine dem Sträflinge gemachte Erzählung wörtlich, beschrieb auch das Zimmer, die Kleidung und das Lager des Herrn von Prendl, wie er ihn bei dem Recognitions-Acte gefunden hatte, sehr genau, und betheuerte mit der Empfindung vollster Ueberzeugung, alles dieses auch hier gesehen zu haben. Der Inspector untersuchte auf der Stelle die Sache und war eben so schnell über die Veranlassung von Stümlers verändertem Seelenzustande im Reinen.

Die Sache verhielt sich so. Der Proviantmeister, schon seit Jahren kränkelnd, war ein paar Stunden früher, als Stümler von dem Zuchtmeister um Brod abgeschickt wurde, plötzlich gestorben. Von seinem Tode wußte selbst der Inspector nichts,

da die Frau des Verstorbenen, welche keine Kinder und keine Noth hatte, vor allem die Leiche gehörig aufpuzen und erst dann den Tod ihres Mannes in der Strafanstalt bekannt machen wollte. Ohne alle Rathhülfe kleidete sie den Verbliebenen in ein weißes, mit schwarzen Bändern besetztes Sterbekleid, trug ihn auf den langen Tisch, welcher in der Mitte der großen Stube stand, und zuvor von ihr mit einem weißen Tuche und Kissen belegt wurde, und stellte zu beiden Seiten der Leiche eine Reihe von Kerzen in hohen Leuchtern. Sie hatte gerade die zwei Kerzen, welche zu beiden Seiten des Kopfes standen, angezündet und, zur Besorgung eines Geschäfts in die Nebenstube sich begeben, als plötzlich die Thüre öffnete. Er sah den Todten, das weiße, schwarz besetzte Sterbekleid, die Lichter an den Seiten des Hauptes, er sah alles, was er in dem Schlosse zu Straupen gesehen hatte. Die rasch aufflammende Erinnerung an den Gemordeten, das wie auf einen Zauberschlag erwachte Bewußtsein, die furchtbar aufgeregte Phantasie ließen den Erstarrten in dieser Leiche den ermordeten Verbl, die gräßlichen Blicke, die drohende Hand, das Aufstehen der Gestalt sehen, und das Entsetzen und die Sinnverwirrung machten den kraftlos Hlühenden die würgende, erstickende Umschlingung seines Verfolgers bis zum bewußtlosen Dahinsinken fühlen.

Nach einigen Tagen war Stümmler in körperlicher Hinsicht vollkommen hergestellt, aber sein Geist noch immer von der gehalten Erscheinung des ermordeten Prendl so sehr eingenommen, daß er, sonst der kühnste, wildeste, keinen Gott und keine Hölle glaubende Mensch, dabei frech, trotzig und unbeugsam, jetzt sanft, betend, demüthig, schmiegsam und jederzeit bei einbrechender Nacht von einer fast kindischen Furcht ergriffen wurde. Diesen Wahn der Geisteserscheinung abgerechnet, sprach er sehr vernünftig, legte dem Inspector ein umständliches Bekenntniß seines aus Geldsucht vollbrachten Raubmordes, wie auch aller seiner früheren Verbrechen ab, und blieb auch diesen Bekenntnissen in seinen ordentlichen Verhören bei dem Criminalgerichte zu Friedensfeld, an welches er abgeliefert wurde, in jenem Umfande treu.

Und nun zur Lebensgeschichte dieses Raubmörders.

Franz Stümmler, geboren in einem armseligen, zwischen felsigen Höhen und Schluchten zerstreut gelegenen Dörflein Schwabens, war das uneheliche Kind eines ledigen Wasmachers und der jungen Wittwe eines gemeinen

Dragoners, welcher wegen wiederholter Desertion und eines Straßenaubes hingerichtet worden.

Schon von frühester Jugend an wurde der Keim des Bösen zur wuchernden Saat in Stümlers Seele gelegt. Seinen Vater sah er die ganze Woche hindurch nur immer am Abende des Samstags, wo jener von der eine Meile entfernten Wafenmeisterin, bei welcher er diente, zu seiner Beischläferin kam, und bis zum Anbruche des Montags, der gewöhnlichen Zeit seiner Rückkehr in die Meisterel, seinen Aufenthalt zwischen schwelgerischem Essen und Trinken und dem unzüchtigsten Betragen, der ausgelassensten rohesten Lustigkeit und der wildesten grausamsten Heftigkeit theilte. Der Knabe hörte nie von seinem Vater ein frommes, erbauendes Wort, eine gute Lehre, sondern nur, so oft genug Geld im Hause war, die schamloseten Zoten, und, wenn Mangel herrschte, die gräßlichsten Flüche und Gotteslästerungen. Auch seine Mutter war ein treues Ebenbild ihres Puhlen. Sie arbeitete nie, ging oft auf einige Tage fort, wo Franz einer Nachbarin zur Aufsicht übergeben wurde, und kehrte meistens mit Gelde und Habseggkeiten zurück, deren Gewinnart sich leicht erklären läßt. Es kamen von Zeit zu Zeit an bestimmten Tagen der Woche junge Bursche von höchst verdächtigen Ansehen, aber immer nur nach eingebrochener Nacht, wo sie in einer Dachkammer beherbergt

und gut bewirthet wurden. Franz schlief mit seiner Mutter in der nämlichen Kammer und gewöhnlich bald daran, in den Nächten, wo es solche Besuche gab, allein gelassen zu werden. Er erhielt dann jederzeit am Morgen ein Stück Kuchen oder sonst eine Leckerlei, dabei aber immer die, von den schrecklichsten Drohungen unterstützte, Ermahnung, dem Vater von diesen nächtlichen Gästen nie ein Wort zu sagen. In den Lastern der Betrunketheit, Unzucht, des wildesten Jähzorns, der Lücke und der grausamsten Härte wurde der Wäsenknecht von seiner Beischläferin fast übertroffen.

Unter dem Vorbilde solch verruchter Aelteren mußte Franz aufwachsen und das werden, was er wurde. Er kam nie in die Schule, fast nie in die Kirche, jenes, weil Vater und Mutter lieber ihr Geld verluberten, als es für den Unterricht ihres Kindes ausgaben, und dieses, weil größtentheils den Knaben nur Lumpen bedeckten. Von dem Töchterlein des Dorfwirthes lernte Franz nothdürftig lesen und schreiben, von einem alten Weibe, bei welchem er sich während der gewöhnlichen Abwesenheit seiner Mutter oft Tage lang aufhielt, einige Gebete herplappern. Daß ein Gott ist, wußte er wohl, aber er kannte nicht des Menschen hohe, heilige Bestimmung, im Glauben an Gott, in seiner Andeutung, in der Furcht und Liebe zu dem Höchsten zu leben und zu handeln. Und wäre auch der zarte

Keim des Glaubens an Gott in des Kindes empfängliche Seele von einer milden, frommen Hand gelegt worden, so hätte der sprießende Keim unter dem Mangel der Pflege, der Nahrung, der Bildung und Erziehung, unter den zerstörenden Worten und Thaten, die er hörte und sah, bald wieder ersticken müssen.

Noch nicht volle vierzehn Jahre war Franz alt geworden, als er die Laufbahn der Verbrechen betrat. Wie einem Diebstahle, wozu er von seiner Mutter unterrichtet wurde, eröffnete er dem Cyclus seiner Missethaten. Diesem Diebstahle folgten bald mehrere und auch, in Gesellschaft seines Vaters ein paar gewaltsame Einbrüche, wobei der blutjunge Bursche eine Besonnenheit und einen Muth bewies, welcher selbst seinen Vater, den vollendeten Bösewicht, erstaunen machte.

Mit der Lust nach fremder Habe erwuchs auch die Sinnlichkeit, die Begierde nach dem weiblichen Geschlechte in ihm, und diese, immer reger und mächtiger, machten bald einen vorherrschenden Zug seines Wesens aus. Die Tochter des Wirths, seine frühere Lehrerin, ward der erste Gegenstand seiner unzüchtigen Wünsche und auch ihr gefiel der schlankte, kräftige, hochgewachsene Jüngling, dessen schöne Gestalt durch die gute Kleidung erhoben wurde, welche er sich von seinen nicht unbedeutenden Antheilen an den mitgemachten Diebstählen und

Eindrücken angeschafft hatte. Das Mädchen wurde schwanger. Der Vater wüthete, als ihm der Zustand seiner Tochter bekannt wurde. Er erpresste ihr den Namen des Geliebten, und rannte in voller Wuth nach dessen Wohnung, wo er ihn mit den heftigsten Vorwürfen, mit den pöbelhaftesten Schimpfworten überhäufte und mit geduldeter Faust in das Gesicht schlug. Der leicht reizbare und schnell in die äußerste Heftigkeit ausbrechende Franz packte den Wirth, schlug ihn auf das grausamste, und warf den Blutenden zur Thür hinaus. Der Wirth, zur Genüge überzeugt, daß er gegen diese Riesenkraft nichts vermöge, aber von der höchsten Rachsucht beherrscht, wußte durch geheime Anzeigen des verdächtigen Lebenswandels dieses, ohngeachtet alles rechtlichen Erwerbes und bei allem Mangel eines Vermögens immer stattlich gekleideten und Aufwand machenden Burschen das Bezirksgericht dahin zu bestimmen, daß Franz in seiner Nacht von Gerichtsdienern aus dem Bette geholt und unter die Soldaten gesteckt wurde.

Als Stümlers erzwungenem Eintritt in den Militärverband begannen für ihn die qualvollsten Tage. Von frühester Jugend an mit dem Nichtschon verschwifert, nur gewohnt, die Stimme sei:

ner Neigungen zu hören, seit der betretenen Laufbahn der Verbrechen jedem Befehle seines Vaters, jedem Gebote der Mutter frech und unbeugsam trotzend, ein schwelgender, ungebundener, wohlüstiger Laugenichs, mußte er nun von frühem Morgen bis in den Abend unter dem unermüdeten Stocke des Unterofficiers sich in den Waffen üben, hatte vom Obersten an bis zum jüngsten Befreiten herab eine Legion von Vorgesetzten, unter deren eisernen Willen er seinen des Joches ungewohnten Ralcken beugen sollte, war nie Herr des Augenblicks, durfte nicht murren, nicht unfreundlich blicken, wann eine schwere, anhaltende Arbeit ihm aufgetragen wurde, war, bei seinem Mangel an Gelde, auf eine Nahrung beschränkt, die seinen Hunger nicht reizte als stillte und sah sich im ununterbrochenen Kampfe mit Mühseligkeiten und Entbehrungen. Täglich wurde ihm der verhasste Zwang brücker, und täglich seine starr, kalte Seele von Haß und Erbitterung mehr verhärtet. Sein Stand versagte ihm jeden erwünschten Genuß, nach welchem seine heiße Begierde immer lebhafter verlangte, und er wurde immer gleichgültiger gegen die Erfüllung seiner Pflichten. Den Verweisen und Ermahnungen folgten die strengsten Züchtigungen, und in kurzer Zeit wurde er so gefühllos, so starr, daß jede Strafe und jede Furcht vor derselben keine Macht mehr über ihn hatten. Es verging bel-

nabe nicht eine Woche, wo er nicht wegen Verletzung seiner Dienstpflichten geschlagen, oder krumm geschlossen, oder bei Wasser und Brod in das scheußlichste Gefängniß gesperrt wurde. Aber seine freche Beharrlichkeit beugte sich unter keine Strenge.

So, verachtet von seinen Vorgesetzten, gemieden von den bessern unter seinen Kameraden, hatte Stümmler ein Jahr dahin gebracht, als sich ihm plötzlich ein angenehmes, genußreiches Leben aufschloß, und der Verabscheute immer mehr ein Liebling seiner Officiere und seiner Waffengefährten wurde. Es traf ihn eines Tages die Reihe, im Hofe des Stadtkommandanten Holz zu hauen. Der Tag war äußerst kalt, der leinene Kittel nicht hinreichend, um, selbst bei der eifrigsten Arbeit, gegen die schneidende Kälte zu schützen, und der durch ein weichliches Jugendleben gegen die Einflüsse rauher Witterung verhärtete Stümmler froh so, daß er kaum mehr die Hacke zu schwingen vermochte. Dem Hofe gegenüber, nur durch ein schmales Gäßchen getrennt, stand eine kleine Schenke. Sehnsüchtig blickte Stümmler dahin, mit dem einzigen Wunsche, nur jetzt so viel zu haben, um dort ein Glas Brantwein trinken und sich erwärmen zu können. In diesem Augenblicke wurde von innen an das Fenster der Schenke geklopf, und als er jetzt ausschauete, sah er eine Weibsperson, die das Pochen wiederholte, ein volles Glas an das Fenster hielt und ihm

freundlich ~~probirte~~. Stümmler war nicht der Mann, der das ~~Winken~~ eines weiblichen Geschöpfes und ein ~~hangehathenes~~ volles Glas unbeachtet ließ. Er warf die ~~Decke~~ hin und war schnell in der Zechstube. Die Weibsperson reichte ihm mit der einnehmendsten Freundlichkeit das große volle Reichthumsglas, faßte seine Hand und zog ihn an ihre Seite. Zugleich trug sie dem Wirth auf, Brod, Wurst und was er sonst noch Gutes habe, zu bringen. Beide waren allein in der Zechstube. Mit frecher Offenherzigkeit erklärte nun die Weibsperson dem angenehmen überraschten Stümmler, daß sie ein großes Wohlgefallen an seiner schönen, rüstigen, Gestalt und das innigste Verlangen habe, mit ihm eine geheime vertraute Bekanntschaft zu machen. Zugleich erzählte sie, daß ihr Mann ein sehr wohlhabender Krämer auf dem nur zwei Meilen entfernten Dorfe Großkirchen sey, schon seit zwei Jahren wegen einer unheilbaren Krankheit das Bette nicht verlassen könne und sie das Geschäft allein und unbeschränkt führe. In ihre umständliche Erzählung wußte sie recht gut die Bemerkung einzumengen, daß sie genug Geld und auch den besten Willen habe, demjenigen das Leben angenehm zu machen, der ihrer Neigung durch Treue und Erfüllung ihrer Wünsche erwidere.

Stümmler hatte diese schamlose Mittheilung mit jener Empfindung angehört, die sich von einem

Menschen von seiner Denkungsart erwarten läßt. Mit wenigen Worten war zwischen ihm und der Krämerin, welche, ohngeachtet ihrer vierzig Jahre, ein schönes Weib genannt werden konnte, der Liebesband geschlossen. Das neue, mit der Hoffnung auf bessere Tage gepaarte Verhältniß ließ ihn vergessen, daß er Holz hauen und nicht zechen und lieben sollte. Er war so tief in die Beschauung der neuen Geliebten und in ihr angenehmes Geplauder vertieft, daß er den eintretenden Korporal nicht bemerkte, der von Zeit zu Zeit bei den arbeitenden Soldaten nachsah, Stümmler vermißte, und von dessen Kameraden in die Schenke gewiesen wurde. Eine Fluth von Schimpfwörtern, Flüchen und Verheißungen sicherer Prügel strömten aus dem Munde des dienstfertigen Unterofficiers, aber Frau Stoll — so hieß die Krämerin — kannte die schwache Seite dieses Mannes recht gut. Sie führte ihn in die Nebenküche, Stümmler hörte Geld klingen und bald kam der Korporal mit dem allerfreundlichsten Gesichte zurück, leerte auf fremde Rechnung ein paar Gläser Doppelkümme! und ertheilte Stümmler mit gnädigem Lächeln die Erlaubniß, bis zum Zapfenstreich hier zu bleiben, da er für einen andern Holzhauer Sorge tragen und Stümmlers Abwesenheit bei dem Verlesen gehörige entschuldigende werde. Nun mußte der Wirth, der, einer zuvorkommenden Aufmerksamkeit gegen die

Kellnerin gemäß an ihr eine gute Kundschaft hatte, ein eigenes Zimmer behelzen lassen. Es wurde ein lehreres Mahl aufgetragen, welches guter Wein, Kaffee und Liqueur vorzüglich würzten. Stümmler mußte für die reichliche Bewirthung sehr dankbar und für die Unterhaltung der Frau Stoll sehr besorgt gewesen seyn, denn als er in der Kaserne ein beim Abschiede in seine Hand gedrücktes Päckchen heimlich öffnete, blühten ihm unter mehreren Thalerstücken einige Goldmünzen recht freundlich an.

Stümmler sah sich im Besitze einer Summe, deren er sich noch nie erfreute. Aber er vergaß dieses Geld nicht, wie früher, mit Völlerei und feilen Dienen, sondern verwendete es auf Anschaffung seiner Montour. Sonst, nur mit dem höchsten Mißmuthen auf das Kleid seines Standes blickend, gleichgültig gegen die Anforderungen der Proprietät und eben so gleichgültig gegen die wegen nachlässigen und unreinlichen Anzuges ihm gewordenen Strafen, begann er nun, sich mit großer Sorgfalt zu kleiden, und auch seine Waffen in den glänzendsten Zustand zu setzen. Es war bisher eine alltägliche Sache, daß Stümmler, so oft man zu einer Parade ausrückte, als der unreinlichste

in der Compagnie aus den Reihen seiner Kameraden treten, und entweder auf die Stockwache oder die Kasernengeschäfte seines Ersagmannes übernehmen mußte. Jetzt, bei dem ersten Ausrücken, erschien er in einem Zustande, der mit seinem bisherigen im auffallendsten Gegensatze war. Die plötzliche Veränderung zog die Aufmerksamkeit, den Beifall der Officiere auf ihn, und es war zum ersten Mal, daß er von seinem Hauptmann ein freundliches und belobendes Wort hörte. Der Stolz, der Ehrgeiz erwachten so mächtig in ihm, daß er bald die Auszeichnung erhielt, vielen seiner Kameraden als ein Muster der Reinlichkeit und der schönsten militärischen Haltung vorgestellt zu werden.

Auch in seinem ganzen Benehmen war Stürmler wie umgestaltet, und diese Umwandlung war die Frucht seiner neuen Leidenschaft. Die Krämerin hatte ihm in der ersten traulichen Stunde gegenseitiger Annäherung mit der größten Offenheit gestanden, daß sie ihn schon oft gesehen, daß sein Aeußeres auf sie den tiefsten Eindruck und das Verlangen nach seiner vertrauten Bekanntschaft in ihr immer heftiger gemacht; aber auch, daß sie über seinen Charakter und die Erfüllung seiner Dienstpflichten jederzeit das Allernachtheiligste gehört habe. Dessen obgeachtet sey ihre Neigung für ihn nicht erkaltet, vielmehr der feste Entschluß in ihr erwach-

sen, ihn auf gute Wege zu bringen. Nun sollte
 sie ihm mit dringender Rede vor, welch ein an-
 genehmes Leben seiner harte, wenn er sich bemühe,
 alles zu thun, was sein Stand erfordere. Dadurch
 werde ihm die Zufriedenheit und das Vertrauen
 seiner Vorgesetzten, durch diese der Genuß größerer
 Freyheit, gewiß auch die Ertheilung eines Urlaubs,
 wo es ihm dann das leichteste sey, ihm in ihrem
 Dorfe einen Aufenthalt zu verschaffen, der nur mit
 einer Schenke, dagegen mit dem Wirthshaus
 verbunden sey, sich täglich einige Stunden im Hau-
 se eines ihr höchst ergebenen Einwohners ungestört
 sehen und alle Annehmlichkeiten ihrer geheimen ver-
 trauten Bekanntschaft genießen zu können. Schmil-
 ler gelobte mit einem feierlichen Schwure, alles zu
 thun, was Maria forderte. Für jetzt wurde die
 Verabredung getroffen, daß, bis zum Erlangen ei-
 nes Urlaubs, in gewissen Tagen diese Schenke der
 Ort ihrer Zusammenkünfte seyn solle. Von Woche
 zu Woche hörte die Krämerin immer belobender
 von ihrem Franz sprechen. Dafür hatte er stets
 offene Kasse bei ihr, und schon nach zwei Monaten
 die ersehnte Freude, nach Großkirchen in Urlaub
 gehen zu dürfen.

Die Zeit, welche Stümmler zum Urlaube betrautet worden, war beinahe verflossen, als der Krämer Stoll plötzlich starb. Sein Weib und Stümmler jauchzten im Geheimen über den Tod des Mannes, der ihrer unaufs lösslichen Verbindung so verhaßt im Wege stand. Kaum war der Krämer zu Grabe getragen, als schon die Wittve zum Auditor von Stümmlers Regimente eilte, sich ein geheimes Gehör erbat und ihren Wunsch, daß der Geliebte aus dem Militärverband entlassen und sie dadurch in den Stand gesetzt werde, ihn zu heirathen, mit aller Wärme ihres lebenden Herzens vortrug. Es mochte wohl nicht beim leeren Vortrage geblieben, sondern die Bitte mit klingender Ueberredung unterflügt gewesen seyn; denn Stümmler, welcher auf den sehr nachtheiligen Bericht seines Gerichtsbeamten zu größsähriger Dienstzeit eingekerkert worden, erhielt in kurzer Zeit seinen ehrenvollen Abschied, welchem gleich nach Verlaufe der gewöhnlichen Trauerzeit die Heirath folgte.

Wer mit Stümmlers Charakter bekannt war, und wovon wissen konnte, daß seine bessere Aufführung nicht die schöne Frucht innerer moralischer Umgestaltung, sondern nur von der eigensüchtigen Speculation erzeugt war, durch strenge Pfllichterfüllung größere Freiheit, ungestörten Umgang mit der sinnlichen, freigebigen Krämerin und durch selbe

ein höchst angenehmes, in jeder Beziehung genüßreiches Leben sich zu eröffnen, der durfte sich auch der vollen Uebergerugung hingeben, daß Stümmler, los vom dem starken, beugenden Joche seines Standes, hinausgetreten aus den lästigen Schranken, welche die rauhe Wirklichkeit seinem frühern niedrigen, ungebundenen Leben in den Weg geworfen hatte, unbeschränkter Herr seines Willens und von dem Dornenpfade der Armuth plötzlich auf die angenehme, freudenvolle Bahn der Wohlhabenheit aufgeschwungen, von nun an nur seinen lasterhaften Neigungen, die er mit der Muttermilch eingesogen und in sein practisches Leben übergetragen hatte, sich nun mit aller Ungebundenheit hingeben werde. Trug dieser sehr begründeten Uebergerugung lebte Stümmler, wo nicht ganz unbescholten, doch immer so, daß er der Oeffentlichkeit zu keiner schweren Rüge Veranlassung gab, zwei volle Jahre dahin. Aber jetzt trat ein Augenblick ein, welcher ihn seinem so ziemlich geregelten Leben gewaltsam entriß und auf sein ganzes Seyn den furchtbarsten, den verderblichsten Einfluß hatte.

Er ging eines Tages nach einem Eisenhammer, um dort eine Anzahl Sensen und Sichel, die er in seinem Krame führte, anzukaufen. Der Weg nach dem Eisenhammer führte ihn durch ein Gehölz. Kaum in dieses getreten, hörte er einen vierstimmigen, sehr melodischen Gesang. Mit an-

genehmer Empfindung auf die wohlklingenden Löhne horchend, schritt er langsam fort und stieß, als er um eine Beugung des Weges trat, auf vier Menschen, welche, einige Schritte vom Fußfede, an einem Feuer lagen, mit Kochen, mit Ausbesserung ihrer höchst armseligen Kleider beschäftigt waren, und dazu sangen. Die Gesellschaft, welche Stümmler aus dem dabei befindlichen Attributen ihres Gewerbes für eine wandernde Scheerenschleiferfamilie erkannte, bestand aus einem älteren Manne, zwei Weibspersonen in den besten Jahren und einem jungen Mädchen. So viel Thäte, Arglist, Mißtrauen und Bössartigkeit aus dem braunen Gesichtern des Mannes und der Weiber wie in erhobener Arbeit zurückschreckend hervortraten, solch ein unbeschreiblicher Liebreiz, solch eine Fülle von Schönheit ruhten auf dem garten, blühenden Gesichte des schlanken, sehr dürrig, aber höchst reinlich gekleideten Mädchens. Stümmler hatte nie etwas schöneres gesehen. Der Anblick dieses reizenden Geschöpfes wirkte so ergreifend auf ihn, daß er auf der Stelle, von welcher er das Mädchen erblickt hatte, wie angewurzelt stand. Die Gesellschaft hörte auf zu singen. Der Mann zog die schmutzige Mütze vom dem borstigen Kopfe und fragte: ob der Herr nicht etwas zu schleifen habe, klagte dabei über die schlechten Zeiten, über seine bittere Armuth, und betheuerte, auf den Topf am Feuer hinweisend, daß diese Waf-

stafpe seit zwei Tagen seine und der Seinigen erste Nahrung' sep. Des Schleifers jammernde Worte waren Wohlthut für Stämmler. Er hatte jetzt Veranlassung, dem Manne einen kleinen Verdienst zu geben, und bis zu vollendeter Arbeit mit dem müßenden Mädchen zu plaudern. Es fand sich ein Messer, in der Schenktasche eine Schere. Diese reichte er dem Manne, ersuchte ihn, damit nicht zu thun, da er für sein Geschäft noch Zeit genug habe, lagerte sich an die Seite des Mädchens und war gleich mit selbem im freundlichsten Geplauder.

Der Schleifer schliff an dem Messerchen und der Taschenschere mit einer Langsamkeit, als würde er für die verlorne Zeit reichlich bezahlt. Die Weiber zündeten die Wasserschuppe vom Feuer und setzten sich weit davon unter einen Baum, wohin auch der Schleifer seinen Karm schob, und mit seinen Beischläferinnen — denn dieses waren die zwei Weiber, überdies die Mitglieder einer zerstreuten Räuberbande, wie ihr Beihälter, der das schöne Tüchlein, so hieß das junge Mädchen, schon als Kind gestohlen und für seine verbrecherischen Zwecke aufgezogen hatte — jetzt eifrig flüsterte und tückisch lächelnd und mit bedeutenden Gebärden auf die Sprechenden hinstarrte.

Es war beinahe schon Abend geworden, als Stämmler mit Gewalt sich von seiner schönen Gesellschafterin losriß. Das war für den Schleifer und

die Weiber viel zu frühzeitig. Dieses raub- und moordlustige Kleeblatt hatte beschlossen, Stürmler, dessen schnell erwachte, immer heftigere Leidenschaft für Zulchen ihnen nicht entging, nach eingebrochener Dunkelheit in den Armen des Mädchens, welches durch ein paar Worte in jensischer Sprache über ihr Vorhaben unterrichtet und zur Mithilfe wäre angewiesen worden, zu ermorden, den nackten Leichnam in eine nahe Schlucht zu stürzen und noch in dieser Nacht so weit als möglich zu ziehen. Stürmlers feine Kleidung, die Goldringe an den Fingern, die schwere silberne Uhkette und die zum Ankauf der Eisenwaaren wohlverschene Geldgurts, welche er ganz sichtbar an den Hüften trug, hatten die Bande zum Raubmorde bestimmt, aber der Muth, welcher aus des Mannes großen feurigen Augen hervor bligte und die Kraft und Stärke seiner Riesengestalt riefen ihnen, nicht einen offenen Angriff zu thun, sondern einen Mord in dem Augenblicke zu begehen, wo er, von Sinnlichkeit betäubt, von Zulchens Armen umschlungen, den schnell sich folgenden, kräftigen Messerstichen, von rückwärts beigebracht, nicht entgehen könne.

Einen gräßlichen Fluch über seine vernichtete Hoffnung ausstosend, kam der Schleifer auf Stürmlers Ruf. Doch eine höllische Freude lagerte sich auf seinem widerlichen Gesichte, als Stürmler ihm

eine Hand voll Geld und die Woffung gab, mit
 den Soldaten im nächsten Wirthshause zu übernach-
 ten, morgen aber gleich nach der Mittagsstunde
 allein auf diesem Plage einzutreffen, um einen sehr
 annehmbaren Vorschlag zu hören, der reichliche Vor-
 theile ihm verschaffen werde. Stümmler nahm Ab-
 schied von der Familie, Julchen, mit einem Ringe
 und mehreren Thalern beschenkt, begleitete ihn noch
 eine Strecke, und er würde schon jetzt in den Ar-
 men dieser Dirne, welche trotz ihrer Jugend und
 der frischen Blüthe ihrer Reize in alle Laster ein-
 geweiht war, seine brennenden Begierden gestillt
 haben, hätte nicht der Schleifer, den großen Gewinn
 durch längere Hinhaltung und heftigere Aufregung
 eingewinnend, Julchen durch einen geßenden Pfiff
 zurück gerufen.

War Stümmlers Sinnlichkeit einmal aufge-
 reizt, stürmte einmal seine entzündete Begierde
 nach einem weiblichen Geschöpf, so war ihm auch
 für die Befriedigung seiner unbezähmbaren Triebe
 kein Opfer zu groß, keine Anstrengung zu erschö-
 pfend. Die Liebe zu Julchen, das Verlangen nach
 ihrem Besitze wurden in ihm zur Wuth. In höchst auf-
 geregtem Zustande kam er nach Hause. Der Anblick sei-
 ner Frau, welche ihm, ohngeachtet der Mehrzahl

ihrer Lebensjahre, bisher recht wohl behagte, weil sie eben so sinnlich war als er, erfüllte ihn jetzt mit Abscheu, mit Haß, mit der qualvollsten Empfindung über seine ehelichen Bande.

Er vermochte nicht in der Nähe eines Weibes zu wollen, dessen Anblick ihn die Unmöglichkeit einer geselligen Verbindung mit dem reizenden Zulchen zu gößlich fühlen ließ. Ohne Gruß und Rede lehrte er an der Schwelle der Wohnstube wider um und eilte in das Wirthshaus, wo er so lange und so unruhig trant, daß man ihn nach Hause schleppen mußte.

Zum festgesetzten Augenblicke trafen Stümmler und der Schleifer im Gehölze zusammen. Beide erriethen, beide erkannten sich bald als das, was sie waren in der geheimen Tiefe ihrer lasterhaften Seelen. Stümmler gestand dem Schleifer mit aller Offenherzigkeit, daß er ohne Zulchens Besitz nicht leben könne. Der Schleifer erbot sich, ihm das Mädchen abzutreten, foderte aber eine große Summe dafür. Die Summe war dem Sinnlichen nicht zu hoch, aber Zulchens Unterbringung für jetzt nicht möglich, ohne das verrätherische Gerede der Leute und eine seiner Frau zukommende Entdeckung befürchten zu müssen. Es wurde verabredet, daß der Schleifer mit den Seinigen für einige Zeit auf dem Einödhofe eines liederlichen Bauern, welcher dem Stümmler, vielmehr dessen

Vorgänger, schon seit vielen Jahren Geld schuldet, und auch für Geld zu allem bereitwillig war, Herberge nehmen und in der Umgebung sein Gewerbe treiben solle, wo dann Stümmler sein Iulchen ungestört besuchen und für eine zukünftige bequemere Veranlagung seine Einrichtungen treffen könne. Die gleichgesinnten Spießgesellen trennten sich. Der Schleifer, mit einem einstreuligen Darangelde von zwanzig Thalern begabt, kehrte in sein Wirthshaus zurück, und Stümmler eilte dem Einbuhse zu, wo er dessen Besizer für die Zusicherung, ihn aus seinem Schuldbuche zu streichen, zu der Aufnahme der Schleiferfamilie leicht beredete. Diese kam bald darauf an. Für Stümmlers Geld wurde das Beste gekauft, Bier und Wein herbei geschafft und eine Nacht verschweigt, in welcher die ausgelassenste Liebeslust vielfeitig ausgelübt wurde.

Mit jeder Stunde wurde Stümmlers Leidenschaft für Iulchen mächtiger. Des Mädchens schöne luppige Gestalt, ihr melodischer Gesang, ihre unerschöpflichen Wühlkünste hatten solch eine beherrschende Macht über Stümmler, daß er vor dem Augenblicke zitterte, sich von dem Gegenstande seiner höchsten Leidenschaft trennen zu müssen. Als seine rastlosen Bemühungen, Iulchen in seinem Wohnorte oder in der Nähe unter einem schattlichen Baumwande unterzubringen, ohne daß seine Absicht, das Mädchen als Weischläferin zu erhalten,

reuchbar geworden wäre, blieben fruchtlos. Schon als Kind den Aeltern geraubt, nur im Müßiggange und von ihrem Rauber zu dem verbrecherischen Zweck aufgezogen, ihm einst durch ihre Reize und zu erlangende Geschicklichkeit im Diebsgerwerbe bedeutende Vortheile zu verschaffen, hatte nicht die mindesten Kenntnisse in den Geschäften eines Hauswirts. Wäre sie nur für eine Wirthschaft etwas brauchbar gewesen, so hätte sie gegen Vergeltleistung auf Lohn in Großkirchen oder einem nahen Dorfe ~~leicht einen Dienst als Schmeißer~~ eben so leicht Seligkeit gefunden; mit ihr seinen verfallenen Umgang im Geheimen fortzusetzen. Aber alle hiezu gemachten Versuche blieben fruchtlos, das Gerücht, bereits argwohnend über den schon so langen Aufenthalt der Schleifersfamilie, hatte dieser nur noch einige Tage zur Beendigung fälschlich angegebener Arbeiten gestattet, und Strümpfe sah verzweifelt dem Augenblicke entgegen, welcher ihm sein Liebste auf dieser Welt auf immer entreiße.

Wundhoben sprach er seinen tiefen Schmerz über die Trennung von Zulchen gegen den Schleifer aus. Der müßige Bösewicht gab dem Klagen den mit gräßlicher Kälte den Rath, sein Weib aus dem Wege zu schaffen, um Zulchen heirathen oder unter dem Titel einer Wirthschafterin zu sich nehmen zu können. Das Ungeheuer erbot sich sogar, für die Summe von 100 Thalern alle Hindernisse für

immer zu befähigen. Stürmer, schon tief gesunken, war noch nicht Verbohrer genug, um einen Neuschaden zu begehren oder für die Erfüllung seiner Wünsche begehren zu lassen. Doch unerschütterlich war in ihm der Entschluß, sich nie mehr von Falschen zu trennen. Dieser Entschluß konnte nur dadurch ausgeführt werden, daß er sein Weib und seine Habe verließ. Rasch bestimmte er sich für dieses Unternehmen. Der Schleifer, damit vertraut gemacht, zog mit dem Seeligen in einem, jenseits der Landesgränze gelegenen, zur Zusammenkunft bezeichneten Ort. Stürmer machte alles zu Gelde, was er, ohne die Aufmerksamkeit und den Verdacht seines Weibes zu erregen, dazu machen konnte, ließ die empfangenen ~~Gelder~~ gegen bedruckte Nachlässe ein, preßte einem wucherischen Dummkopf um eine bedeutende Summe und schloß bei seinem Weibe eine mehrtägige Geschäftsreise nach einem Städtchen vor, wo er in seinen Handelsangelegenheiten oft zu thun hatte. Im Besitze von mehr als tausend Thalern erreichte er den Ort, wo ihn der Schleifer erwartete. Und nun ging es fort in ein neues Leben voll freudentreicher und verführerischer Tage.

Daß der Schleifer und die beiden Weiber höchst verderblich, für Geld zu jeder bösen That felle Men-

schen seyen, daß Iulchen, kaum sechzehn Jahren alt, in der Schule der höchsten Unmoralität sich zur feinsten Betrügerin und zur gewandtesten Buhlerin ausgebildet habe, kurz daß diese Gesellschaft eine höchst liederliche und gewissenlose sey, davon überzeugte sich Seimleer von Tag zu Tag immer mehr. Aber auch vom Bewande zu Stunde fühlte er sich unter diesem Gesindel heimischer und glücklicher. Gehörte auch allerdings die Krämerin unter die verächtliche Klasse von Weibern, welche über die Stimme ihrer sinnlichen Begierden jeden Haß der Tugend und Pflichterfüllung unmerklich lassen; hatte sie auch während der Lebenszeit ihres vorigen Mannes ein höchst ehebrecherisches Leben geführt, so war sie doch gegen den Nebenmenschen gutherzig, in ihrem Handel wie auch in jedem Verhältnisse sehr geschicklich und eine fleißige Hauswirthin; aber diese beiden Weiber und Iulchen hatten keinen Sinn, kein Gefühl für Andere, freuten sich über das Unglück bedrängter Familien, suchten nur zu betrügen und waren zu träge, die geringste häusliche Arbeit zu verrichten, wenn nicht die größte Nothwendigkeit eintrat. Wie diesen Bestimmungen und dieser Lebensweise standen auch Seimleers Denkungsart und seine vorherwährende Neigung zu einem weichlichen, bequemen Leben im vollsten Einklange. Eine gute Mahlzeit, ein immer volles Glas, eine weiche Lagerstätte und sinnliches Schwelgen waren die Achse, um welche

sich sein liebreiches Leben im gleichförmigen Gange entspannen bewegte. Seine Barschaft war ansehnlich genug, ihm alles zu verschaffen, was seine Neigungen foderten und für ihn und seine gleichgesinnte Umgebung die Annehmlichkeit zu erzeugen, in jedem Orte, wo man gute Lebensmittel und Sicherheit vor polizeilichen Nachforschungen hatte, so lange bleiben zu können, als es Vergnügen machte.

Die Summe, welche Stümmler durch Diebstahl an seinem Weibe und durch Betrug eines verblendeten Wuchrers an sich gerafft hatte, während eine genügsame Familie für ihre Lebensdauer jeder Nachsorge entbehren konnten! aber die Lebensweise dieser fünf immer schwelgenden, für Befriedigung ihrer Gelüste keine Ausgabe scheuernden Menschen erforderte täglich bedeutende Ausgaben. Auch war Stümmlers Kasse dadurch sehr in Anspruch genommen, daß der Schleifer und das Weibsvolk, um nicht in jedem Dorfe ihrer zerlumpten Kleidung wegen für ein verdächtiges Gesindel angesehen zu werden, neu gekleidet werden mußten, wobei Zulchen ihrem leidenschaftlichen Liebhaber ein Paar sehr theuere Anzüge nebst silbernem Geschmeide und mehreren goldnen Ringen abschmeichelte, als auch die Weiber, welche sich, während das öfters betrunkenen Mädchen eine volle Nacht hindurch fest schlief, in die Umarmungen des ungenügsamen

Stümler theilten, nicht so sehr durch kostbare Geschenke, um Julehens Eifersucht nicht rege zu machen, sondern durch Geldgeschenke beschwichtigt wurden. Dadurch kam es, daß nach einem dreimonatlichen verschwiegten Leben Stümler kaum mehr 100 Thale rbesaß.

So angenehm dieses Leben für den Schleifer war, so behagte es ihm doch nicht länger, da er nur im geschäftigen Treiben verbrecherischer Handlungen sich froh und zufrieden fühlte. Er sehnte sich nach seinem Wäldern und Schluchten, nach seinen Raubs und Blutgefährten, von welchen er durch verschleierte Insätze schon so lange getrennt war. In einem Dorfe an der böhmischen Gränze hatte Stümler sein Geld überzählt und den Schleifer mit dem schwachen Bestande seiner Kasse vertraut gemacht. Dieser freute sich im Stillen darüber, da er wohl wußte, daß sein Gefährte, so lange er die Mittel zu einem gemächlichen Leben besitze, nicht Lust habe, die Gefahren und Entbehrungen einer Räuberbande, trotz des oft eintretenden Uebersusses, zu theilen. Leicht überredete ihn der Schleifer, die Bande aufzusuchen. Nicht fern von diesem Wirthshause lag ein Weiler, der ein kocherner Bajlé *) war, und wo man immer von jener Ban-

*) Diebesherberge. — Alle noch folgenden fremdartigen Worte sind aus der jensichen, (rotwälschen) Sprache. —

In welcher der Schleifer gehörte, Nachricht fand. Dahin wurde gezogen und laut gefubelt, als man hörte, daß die Kette nur einige Stunden entfernt sey. Die Schleiferfamilie sehnte sich so sehr nach dem Wiedervereine mit dem verschwisterten Gefinde, daß noch in der Nacht dahin aufgedrochen wurde. Stürmte riefige Gestalt, die Erzählung von dem Gewerbe seiner Aeltern, von seinen Diebstählen und Einbrüchen im Jugendalter und von der Heilthat, welche er an seinem verlassenen Weibe und dem betrogenen Chef Mumen *) ausgeübt hatte, machten ihn dem Anführer und der Bande zum höchst willkommenen Gesellen, und als er von dem schrecklichen Leiden während seiner Miltaleidenheit und seinem bis zur Unempfindlichkeit gewordenen, unersättlichen Troge gegen die gräßlichsten Züchtigungen mit all der bestätigenden Wildheit seiner flammenden Blicke und seiner kräftigen Gebärden ein schauerhaftes, umfassendes Gemälde gegeben hatte, da verehrten ihn auch die ausgezeichnetsten Bösewichte dieser Bande mit Begeisterung als einen Gegenstand des Staunens und als einen hochstehenden Helden.

*) Geldsüchtiger Mensch, Wucherer.

Das Jahr hatte Stümmer unter dieser entmenschten Horde im verbrecherischen und blutigen Wechsel gemeiner Diebstähle, abgeseimter Betrügereien, kühner Angriffe, gewaltsamer Eindrische und grausamer Tödtungen hingebracht, als die Bande, in den Ruinen einer Waldklüfte bei einer höchst stürmischen Nacht sich vollkommen sicher glaubend, von einem Militärcommando, von Jägern und Bauern überfallen, theils niedergemacht, theils gefangen genommen wurde. Nur Wenigen gelang es, zu entkommen. Unter diesen war Stümmer, der sich mit einer Kühnheit, welche dem Krieger auf dem Schlachtfelde den Namen eines Helden erworben hätte, aus einem dichten, zahlreichen Kreise muthiger, höchst erbitterter Jäger und Landknechte heraus gehauen, mehrere seiner Verfolger noch tödtlich verwundet und, nun auch von Soldaten plötzlich angegriffen, einen Sprung von einer Felsenwand herab gemacht hatte, vor welchem auch der Verwegenste schauderte. Stümmer rannte auf dem Fahrwege, welchen er durch seinen tollkühnen Sprung erreicht hatte, eine Strecke fort, aber von den Anstrengungen des langen heftigen Kampfes höchst ermattet, durch das viel vergossene Blut bis zum Umsinken geschwächt, schleppte er sich bald nur mit der größten Mühe in ein dicht verwachsenes Gebüsch, wo er in tiefen Schlaf versank.

Der nahe Schall eines Hirsches weckte ihn bei aufgehender Sonne. Es war der fromme Bruder Martin, der in dieser abschreckenden Wildnis eine uralte Klause hatte, von Brod, Wurzeln und Quellwasser lebte, und nur selten die Gaben der seine ärztliche Hülfe, seinen weissen Rath, seine religiösen Tröstungen ansprechenden Landleute grüßte. Auch heute, wie gewöhnlich, beglückte er die aufgehende Sonne mit dem friedlichen Löbren seines Hirsches und mit dem andächtigen Gebete. Kaum hatte Stümmler die Glockenstunde gehört, als er sich des frommen Siedlers erinnerte, dessen stille Hütte selbst die Räuber bei ihrem öftern Aufenthalte in dieser Gegend aus Scheue nicht betreten. Stümmler hatte schon manchmal das Lab dieses tugendhaften, heiligen Mannes aus dem Munde der Wildesten unter der Wande gehört; auch blieb ihm nicht unbekannt, daß Bruder Martin mit den Heilkräften der Kräuter, mit der Behandlung der Kranken und Verwundeten vertraut sey. Schnell entschlossen, dort Pflege, Erquickung und ein schützendes Versteck zu suchen, kroch er aus dem Gebüsch, blickte, lauschte langsam umher, und schleppte sich dann, den Fußsteig vermeidend, durch die Gesträuche der Klause zu. So eben hatte Bruder Martin sein Morgengebet vollendet. Mit Besorgniß sah er die große, unheimliche, Mut,

bedeckte Gestalt auf sich zuwanken. Erschreckend, verabscheuend ahnte er in dem Fremdlinge einen der Räuber, deren öftere Nähe ihm nicht unbekannt war. Aber schnell vergaß er über den bleichen, verwundeten, kraftlosen Menschen den Verbrecher. Liebreich reichte er Stümmler seine Hand, und erbot sich auf dessen Bitte um Verband, um einen Trunk Wasser, um ein verborgenes Plätzchen, zu jeder möglichen Hülfeleistung. Die Wunden wurden verbunden, ein Glas Wein, von dem nächsten Schloßbesitzer für arme Kranke expedirt und ein reiches Moosslager, auf einem versteckten Plage bereitet, wickelte so wohlthätig auf Stümmler, daß er mit einbrechendem Abend sich kräftig genug fühlte, seinen Weg über die Gebirge nach dem angrenzenden Sachsen fortzusetzen, wo er auf Sicherheit und baldiges Zusammentreffen mit den entronnenen Gefährten rechnen durfte.

Bruder Martin glaubte überzeugt seyn zu dürfen, daß er in dem Fremdlinge ein Mitglied der in dieser Gegend sehr gefürchteten Räuberbande beherberge; er vermuthete auch die Beweggründe der jetzt angekündigten Abreise. Martin hatte die menschensfreundliche und heilige Absicht, des Körpers und der Seele des Verbrechers wohlthuend zu pflegen. Ohne seinen Vermuthungen Worte zu geben, drang er mit der herzlichsten Theilnahme in Stümmler, noch einige Tage bei ihm zu verwei-

leit, um gesund und kräftig die Wanderung antre-
 ten zu können. Der sanfte, ehrenwürdige Greis, das
 so liebevoll, so innig, daß Stämmler, der kälteste,
 der trüglicste unter seinen Blutbrüdern, sich weich,
 tief bewegt fühlte, daß er, nicht mit gewohnter Frech-
 heit, sondern mit gesenktem Blicke, mit einem
 schmerzlichen Gefühle der Scham, dem Siedler gestand,
 was er sey, und warum er diese Gegend fliehe. Jetzt
 faßte Martin seine Hand, und sprach über das
 Schreckliche eines lasterhaften, verbrecherischen Le-
 bens, und über die Segnungen eines tugendhaften,
 Gott und seinen heiligen Geboten sich weihenden
 Wanders mit solcher Wärme, Fülle und Kraft, daß
 Stämmler an allen Gliedern zitterte, in Thränen
 gerieth, mit bedeckten Augen sich abwandte und
 laut schluchzte. Aber dieses schöne Auswachen der
 bessern Menschheit, diese Ergießung eines erkennens-
 den, betruenden, aus dem Schlamm der Verworf-
 senheit zu dem Lichtpunkte menschlicher Bestim-
 mung auftauchenden Gefühls erhob sich nur auf
 getäuschten Schwingen zum Anklampfe gegen die
 verderbende Nacht des Lasters, der Liebe zum Bö-
 sen, der wilden Leidenschaft, der ihm verschwisterten
 Sünde. Erloscht war in diesem Augenblicke jede
 bessere Empfindung. Stolz und Härte faßten ihn
 mit ihren gewaltigen Klauen. Gegen sich selbst
 ergrimmt, in sich den Schwächling verachtend,
 stürmte er zur Klause hinaus und hörte nicht die

stimmten, heiligen Worte, mit welchen der Elbdr zu Gott flehte um Gnade und Barmherzigkeit für den Unglücklichen. —

Die Bande war vernichtet, doch nicht jedes einzelne Glied derselben. Man wußte, daß Mancher sich gerettet hatte. Daher streifte das österreichische Militair noch immer in der Gegend umher, und Jäger und Landleute spürten den Entkommenen rastlos nach. Daß die der Gänze des Elblandes nahe sächsischen Gränze bei diesen regen Bewegungen für die allgemeine Sicherheit nur mit Mühe und der größten Behutsamkeit zu erreichen sey, davon war Stümmler überzeugt, der, in dieser Beziehung, schon manche Erfahrung gemacht hatte. Seine Schlaubeit und seine Vorsicht betrogen die Wachsamkeit der Späher, und glücklich betrat er den Boden des Sachsenlandes.

Stümmler trug einen Zopf, wie man damals an dem Militair sah. Auf diesen baute er seine Sicherheit, denn, mit einem Zopfe versehen, konnte er sich für einen österreichischen Deserteur ausgeben und überzeugt sein, nicht an Oesterreich ausgeliefert zu werden, da in jener Zeit zwischen diesem Staate und dem Churfürstenthume Sachsen kein Cartell bestand. Mit seiner gewöhnlichen Frechheit ging er zum

Schützen des nächsten Dorfes, gab sich als einen Ueberläufer aus Oesterreich an, erzählte mit der höchsten Uebereinstimmung und allem Scheine der Wahrheit, daß er zur Vertilgung der in den böhmischen Wäldern hausenden Räuberbande mit ausgezogen sey, aber, schon lange des Militärolebens überdrüssig, einen gefangenen Räuber erschlagen, mit dessen Anzuge seine Montour vertauscht und unter dem größten Gefahren und Mühseligkeiten über die Gränze sich geschlichen habe. Er gab Dalern als sein Vaterland, sich als einen Scheerenfleiser an, und erhielt unverzüglich dahin unter dem bezeichneten Gewerbe und einem falsch angegebenen Namen einen Paß.

Er hatte gar nicht die Absicht, nach Dalern zu gehen, da er oft gehört, daß man in diesem Lande jedem Ausländer, der sich nicht zur Genüge über Primath und Stand ausweisen könne, ohne Bedenken dem Militale einverleibe. Sein Plan war, einige Zeit als Scheerenfleiser umher zu ziehen, nach gleichgesinnten Gefellen zu spähen und als das Oberhaupt einer kleinen kühnen Bande das liebgewordene Handwerk zu treiben. Seine Varschaft bestand noch in mehr als 40 Thalern und gab ihm die Mittel, nicht nur die Werkzeuge zur Schlosserei, welche er während seines Umganges mit Juchem in der Ahnung, daß sie ihm einst

nützlich seyn könne, so ziemlich erlernt hatte, sich anzuschaffen, als auch bis zu erreichtem Zwecke mühsig zu bleiben. So lag er einst, neben sich seinen Schlüsselrock und einen großen Fanghund, welchen er nicht so sehr zum Ziehen des Karrens, als für sein vorhabendes Räuberleben gekauft hatte, schlafend in einem Walde, als des Hundes Gebell ihn weckte. Er sah nicht fern von sich einen Mann stehen, der auf einen Knüttel gelehnt, ihn scharf betrachtete. Die Kleidung des Mannes war ein Mittelstück zwischen dem Anzuge des Bauern und des Bürgers, seine Gestalt hoch und kräftig, das Auge finster. Stümmler, der nicht liebte, so aufmerksam betrachtet zu werden, gebot dem Fremden mit barschem Tone, seines Weges zu gehen und ihn ruhen zu lassen. Der Fremde blickte nun immer freundlicher, zog eine Brantweinflasche hervor, trank auf neue Kameradschaft, und reichte sie Stümmler.

Stümmler

thut einen lässigen Schluck aus der Flasche und giebt sie zurück.

Das ist ein so herrlicher Doppelkümmler, wie ich seit langer Zeit nicht getrunken habe. Seyd bedankt dafür! Jetzt aber wünschte ich zu wissen, warum Ihr mit auf neue Kameradschaft zuge-trunken habt. Seyd Ihr vielleicht auch von mei-nem Gewerbe?

Der Fremde

mit klugen Rathseln und scharfer Bemerkung.

Wissen auch nicht —

auf dem Schifferkorn wissend
von diesem Gewerbe da, doch gewiß von Euerem
sonstigen.

Stümler

Ich schreite neben der Mauer des Unwissens vorübergehend.

Ihr sprecht in Rathseln, und diese Sprache
begegnet mir nicht. Ich wünsche sehr, von Euch in
Ruhe gelassen zu werden!

Der Fremde.

Sei nicht gleich so unweislich, und im voraus
abzuerkennen, daß wir noch recht vertraute Freunde

seid. Sagt es mir Stümler.

Bergönnt mir jetzt ein Plätzchen an Euerer
Seite, dafür verspreche ich Euch ein viel angeneh-
meres in meinem Hause, dazu gutes Essen, guten
Wein, ein Paar hübsch gefällige Dirnen, Gelegen-
heit zum reichlichen Erwerb und nicht mehr Arbeit,
als man thun muß, um der spionirenden Polizei
Sand in die Augen zu streuen.

Stümler

Ich mit Bewunderung und Neugierde betrachtend.

Rathseln auf Rathseln, die Ihr mir lösen müßt,
wenn wir noch länger als gute Freunde zusammen
seyn wollen.

Der Fremde.

Ihr kennt doch einen jungen, schönen Deutschen, Philipp Delfer in der Welt genannt, aber von seinen vertrauten Freunden der große Lips?

Stümmer

in der freundlichen Erinnerung an seinen liebsten Kameraden sich verfassend,

O, dieser Lips ist mein herzlichster Freund!

Der Fremde

mit bewunderndem Blicken ihm die Hand reichend.

Nun so begrüße ich in Euch den wackern Franz Stümmer, den schlauesten, kühnsten Ganof *) und Gaslon **).

Stümmer

mit größtem Erstaunen.

Ihr erkennt mich? — Ihr wißt meinen Namen? Wie ist das möglich?

Der Fremde.

Ich bin Delfers Vater, habe in dem Dorfe, das gleich außerhalb dieses Waldes liegt, ein kleines Haus, mit einigen Aeckern, lebe aber nicht vom Feldbau, sondern zum Theile vom Kuriren des kranken Viehes, im Grunde aber, unter uns gesagt,

*) Dieb.

***) Räuber, Raubmörder.

vom Schleichhandel, vom Verlaufe gestohlener Waaren und vom Wragler *) bekannter Gesellschaften, welche bald in dieser Gegend, bald jenseits der Gränze Geschäfte machen. Mein Elfs hatte schon von frühester Jugend an die herrlichsten Anlagen zum tüchtigen Kochen. Ich gab ihn bei dem schwarzen Mathias in die Lehre, wo er sich herrlich machte, aber eines Bankes wegen zu Euerer Mischpoche **) überging. Er war auch einer von den wenigen, die sich bei dem letzten Ueberfalle retteten. Unbemerket kam er bei mir an, aber er hat viele und schwere Wunden, kann das Bett nicht verlassen und wird wahrscheinlich am linken Arme gelähmt bleiben. Daß täglich erzählte er mir von seinem unglücklichen und liebsten Freunde und beschrieb mir Dein Gesicht und Deine Gestalt so oft und so genau, daß ich Dich auf den ersten Blick erkannte. In meinem tiefen Nachdenken wäre ich an Deinem Ruheplatze vorüber gegangen, ohne Dich zu gewahren, hätte mich nicht das Geknurre des Hundes aufmerksam gemacht. Dank sey dem Wachsamen, und er soll an diesem Abend ein großes Stück Braten erhalten, zum Lohne, daß er mich solch einen wackern Gefellen finden ließ.

7 Landschafter.

*) Gesellschaft. Das Wort Mischpoche bezeichnet im Allgemeinen eine Familie, eine Verbrüderung, einen Verein unmoralischer Menschen.

Stämmer.
 um den

Die Freude, meinen Lips wieder so bald zu sehen und seinen braven Vater kennen zu lernen, hätte ich mir nicht im Traume gedacht. Aber nun laß uns schnell ausbrechen, damit ich recht bald mit meinem vertrauesten Chaver *) mich des Wiedersehens erfreuen kann.

Der Fremde

nach einigem Nachdenken.

Weiß wohl, daß mein herrlicher Junge laut aufschreien wird vor Freude über Deinen Anblick; ich kann es selbst kaum erwarten, Dich an sein Schmerzlager zu führen, aber vor ein gebrochener Nacht kann es nicht seyn. Ich muß Dir offenherzig bekennen, daß ich seit einiger Zeit bei der lieben Justiz nicht zum Besten angeschrieben stehe, daß Schoters **) und Balmehomes ***) mich belauern, besonders aber alles, was in mein Haus geht.

Wäre Lips nicht ganz unbemerkt zu mir gekommen und hätten die Spione der Crote ****)

* Freund, Gefährte.

** Gerichtswesen.

*** Soldaten.

**** Polizei.

nur die leiseste Vermuthung eines Aufenthalts, so
würde er schon lange in ihren Klauen. Selbst
der Fall, daß ich dich nicht führe, sehe
man Deinen Eingang in mein Haus. Ein lang-
ges. gefährliches Examen stände dir bevor, ja
höchst wahrscheinlich die Verhaftung, da, wie ich
gebet habe, alle beim letzten Ueberfalle Entsprun-
gene mit Steckbriefen verfolgt werden, und Du
ein zu gesuchter und beschuldigter Gaston bist,
als daß man unterlassen haben würde, Deine wer-
the Person äußerst genau zu bezeichnen.

Nun höre meinen Vorschlag. Vor Mitter-
nacht darf ich dich nicht in mein Haus führen.
Auch muß Dein Schleisefarren bei Seite gebracht
werden, da, im Falle uns Jemand begegnete, das
Haus die Aufmerksamkeit und Neugierde erregt
werden könnten. Wenn Du auf diesem Fath-
wege fortziehst, so ist bald das Ende des Waldes
und dort eine nahe Schenke erreicht. Der Wirth
ist mein Vertrauter. Ich gehe voraus und setze
ihn von Deiner Ankunft in Kenntniß. Dort wirst Du
ein abgelegenes Stübchen, Speise und Trank gut
und reichlich und überdies ein Bett finden, wo
Du bis zur Mitternachtsstunde, an welcher ich dich
abhole, bequem schlafen kannst. Wurf dich in
Kleidern auf das Bett, denn für Leute unseres
Schlages ist es immer gut, jeden Augenblick be-
reit zu seyn.

Ich eile in die Schenke, um wegen Deiner das Nöthige zu besorgen, und dann gleich nach Hause, da ich es nicht erwarten kann, meinem Lips die frohe Botschaft von Deiner nahen Ankunft zu bringen. Lebe wohl, Bruder Franz, und warte nicht mehr lange auf diesem Platze, da Du in der Schenke ganz unbeobachtet, hier aber jedem schnüffelnden Spürhunde ausgesetzt bist.

Unter den Versicherungen der treuesten Freundschaft und einem gegenseitig gelobten Schutz- und Trutzbündnisse wurde die Branntweinflasche geleert. Man trennte sich. Der Fremde eilte den bezeichneten Weg voran. Stümmler folgte ihm nach kurzer Weile, fand schon unter der Thür der Schenke den Wirth seiner harrend und wurde von selbst, nachdem der Schleifekarren und der Fanghund in einem abgelegenen Stalle verwahrt waren, in eine kleine, mit einem Bette versehene Dachkammer geführt. Stümmler hätte gern seinen wachsamem Hund bei sich gehabt, aber der Wirth wilderleth es ihm, weil hier zu verschiedenen Zeiten Berichtsbriener zusprächen, der Hund laut werden könnte, und dadurch eine unangenehme Hausuntersuchung herbeigeführt werden möchte. So gut hatte Stümmler seit langer Zeit nicht gegessen und getrunken, wie in dieser armseligen Schenke. Der Wirth leistete ihm fast ununterbrochen Gesellschaft, und es wurde so tapfer ge-

pocht, daß Schläfer, ohngeachtet seines Trunkermögens, noch vor Einbruch der Nacht auf das Bett stammete und gleich in den tiefsten Schlaf versank.

Raum war auf dem Kirchturme des nächsten Dorfes der letzte Schlag der Mitternachtsstunde verklungen, als Strämker aus seinem todähnlichen Schlafe aufgerüttelt wurde. Mit geschlossenen Augen gab er durch gefällte Worte ein Zeichen des Erwachens. Er wollte den bleiernn Schlaf von den Augen hinweg reiben, aber er vermochte keine Hand zu bewegen. Nur mit der größten Anstrengung gelang es ihm, aufzublicken, aber, im Wahns zu träumen, schloß er gleich wieder die Augen. Es war ihm gewesen, als hätte er noch vor Menschen an seinem Bette gesehen, deren Flinten und Säbel ihm beim Lichte mehrerer Kerzen drohend und Unheil verkündigend entgegen blickten. Von kräftigen Händen geschüttelt, von donnernder Stimme angerufen, erwachte er jetzt, schrecklich, mit dem Gefühle des höchsten Entsetzens. Wohl erblickte er vor sich die Gestalt des Mannes, der sich als Delfers Vater ihm genannt hatte, aber der Säbel an seiner Seite, die Doppelbüchse in seiner Hand, die umgedrehten, fast bewaffneten Jäger und Husaren, ließen ihn den Verräther, den verderblichen Feind erkennen, und ein Blick auf die mit Stricken gebundenen

Hände und Füße gab ihm die furchtbare Uebersetzung, daß er in der Gewalt der Gerechtigkeit sey. Sprachlos starrte er vor sich hin. — „Nicht wahr, mein wackerer Franz Stürmler — lachst du der vermeinte Freund höhnisch zu — ich habe mein Versprechen, dich um Mitternacht abzuholen, treulich erfüllt, und noch dazu in so lieber, angenehmer Gesellschaft? Nun wollen wir unsere Wanderung antreten, aber nicht zu dem theuern Spießgesellen Lips, sondern in das Eisenhaus.“ — Auf seinen Wink wurde Stürmler von den Stricken losgerafft und mit schweren Ketten gefesselt, die Kette hinab geschleppt, auf den bereit stehenden Wagen geworfen und angegeschlossen. Der Mann und die Jäger stiegen auf dem Wagen zu dem Gefangenen, die Husaren schlangen sich zu Pferde. Im raschen Trab ging es nun dem Sitz des Criminalbeamten zu, und schon nach einer Stunde rasselten hinter Stürmler die schweren Riegel und Schloßer seines unterirdischen Kerkers.

Philipp Deller, vulgo der schöne Lips, hatte sich, als die Bande überfallen, bekämpft und besiegt wurde, glücklich gerettet und die sichere Gränge

erreicht. Aber die Sicherheit auf sächsischem Boden für entlaufene Räuber und Mörder galt nur in seinem Wahne; keinesweges in der Wirklichkeit. Hätte er Stümlers Frechheit und kalte, besonnene Ruhe gehabt, so wäre es auch ihm gelungen, seinen Pafs zu erhalten und unbeschränkt fortzuziehen. Aber kaum auf sächsischem Grunde angekommen, stieß er schon auf zwei Landreiter, welche ihn bekannten Aufenthalts einer Räuberherde im Nachbarkraus wogen, immer an der Gränze umher späheten, den Vogel an den Federn erkannten und ihm dem Criminalgerichte überlieferten. Lips bekannte schon im ersten Verhöre, und zwar so aufsehnend, daß es selbst Stümlers nicht schante, mit welchem er doch für dessen Eintritt in die Bande als dem heimlichstesten Zuge gelebt hatte. Stümler wurde in Delfers Gesandnissen, als einer der wildesten, muthigsten und grausamsten der Bande bezeichnet. Da Delfer schon den Fahrweg erreicht hatte, als sich Stümler mit der entschloßlichsten Verwegenheit und Gefahr auf diesen herabstürzte, da er Stümler der Gränze zu fliehen sah und es höchst wahrscheinlich machte, daß derselbe im Sächsischen herumschweife, so wurde die Bezeichnung dieses Gefährlichen mit erschöpfender Genauigkeit ausgeführt, in die öffentlichen Blätter eingebracht und Abschriften davon an die Landreiter und Gerichtsdienere ausgetheilt.

Unter Leuten zeichnete sich der Eisenmeister des Criminalgerichts, in dessen Gefängnissen Desser saß, durch unermüdete Thätigkeit und schlauere Spähungen besonders aus. Er sprach mit dem Gefangenen oft einige Stunden lang und ließ sich von Schmitz erzählen. Nicht so sehr der hohe Preis, welcher auf die Verhaftung dieses Raubmörders gesetzt war, als das ehrgeizige Verlangen, den feinsten und verwegesten dieser Vandalen zu überlisten und zu fangen, bestimmten den Eisenmeister zum röthesten Eifer. Er übertrug mit Bewilligung des Beamten seine Geschäfte dem verlässigsten seiner Knechte und zog nun in der Gegend umher, fast immer verkleidet, bald als Aduletträger, bald als Blehhändler, bald in einer andern Gestalt, ohne sichtbare Waffen, mit Stockpistolen und einem Knüttel ausgerüstet.

Auf solchem Spähgange fand er den schlafenden Stürmer. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als der Bezeichnete, Zug für Zug, mit dem wohl eingprägten Gemälde in vollster Uebereinstimmung, nur wenige Schritte von ihm sorglos ruhte. Zu täuschend spielte er die Rolle von Dessers Vater; er erschau selbst über sich, als er das Nährchen von seinem Besitze eines Anwesens in dieser Gegend aufgetischt hatte. Erst jetzt fiel ihm bei, daß Desser aus Niedersächsen, dessen Vater, nach Aussage des Soh-

und, schon seit Jahren in einem Zuchthause sey, daß Schimler diese Verhältnisse wissen und in ihm einen verdächtigen Pöbner argwohnen könnte. Seine Verwandtheit würde ihm wohl eine käufliche Umgestaltung dieses Rührchens zugesichert seyn, und seine Freude war unbeschreiblich, als Schimler alles für bare Münze nahm. Jetzt war es ihm ein Leichtes, Schimler in die Schenke zu laden, deren Besitzer, wie er gesagt hatte, wirklich sein Vertrauter war, aber nicht als Koch war, sondern ihm zur Einfangung solcher Leute behülflich zu seyn. Daß der Eisenmeister voranging, um seinen Vertrauten von der Ankunft des wichtigen Gastes zu unterrichten, daß der Wirth schon gekocht gegen dieser Gäste, dem Arglosen höchst vertraut machte, und der Eisenmeister dadurch Zeit gewann, eine mannhafte Umgebung herbei zu führen, zugleich auch die Leichtigkeit, ihnen so kräftige, wild- und verwegene Verbrecher ohne blutige Ereignisse zu verhaften, darf wohl nicht erläuternd dargestellt werden.

Das Criminalgefängniß, in welches Schimler gebracht wurde, war von Inquisiten so überfüllt, daß er sein Gefängniß mit einem jungen Burschen theilen mußte, welcher wegen Wildbub-

Paßte in Untersuchung sich befand. Der Wild-
dieb war ohne Ketten, und Stämmler gleich mit dem
Gedanken beschäftigt, durch Mithülfe dieses Men-
schen sich seiner schweren Fesseln zu entledigen
und zu entkommen. Durch Jene seiner frühern
Raubgenossen, welche schon öfters gefänglich ver-
wahrt waren, in die möglichsten Mittel zur Be-
freiung eingeweiht, war nun sein Erstes, daß er
seinem Kerkergefährten die genaueste Untersuchung
der Strohsack, woran ihn selbst das dichte Zu-
sammenschließen seiner Hände hinderte, ansting.
Es fand sich die Hälfte einer Schere und eine
stumpfe Messerklinge. Stämmler jauchzte, denn
nun sah er sich schon befreit. Der Wilddieb wurde
unterwiesen, wie man aus der Messerklinge eine
Säge machen könne. Das Werk gelang so vor-
trefflich, daß Stämmler noch vor Tagesanbruch von
allen seinen Ketten befreit war. Schnell war der
Plan zum Entrinnen ausgedacht, dem Gefährten
mitgetheilt und von diesem die thätigste Mitwir-
kung gelobt.

Als am Morgen der Schließerknecht in den
Kerker trat, um seinen Dienst zu verrichten, lag
Stämmler, die beiden dicht geschlossenen Hände
am Leibe, ruhig auf seinem Strohsack. In dem
Augenblicke, wo der Schließerknecht die Ketten-
schlösser untersuchen wollte, schlang ihm der Wild-
dieb ein Tuch um den Mund, Stämmler, von des-

len Händen die durchlöchernten Fesseln bei dem
 ersten Anzuge rissen, packte ihn am Halse
 und, ohne eines Schreies mächtig zu seyn, er-
 hob er den Unglückliche sein Leben unter den wüthenden
 Händen seines Mörders aus. Die Freude über
 Stühlers Verhaftung mochte den Eisenma-
 cher so nachlässig gemacht haben, ihn seinen voll-
 ständigen Anzug gegen den gewöhnlichen Gefäng-
 nißanzug nicht vertauschen zu lassen. Stühler
 war ganz gekleidet, aber ein Kerkergeführer nicht.
 Im Augenblicke hatte dieser dem Erwürgten die
 Kleider vom Leibe gerissen und sie angezogen. Mit
 dem Säbel des Schlüsselknechts unterm Arme
 schlich nun Stühler, von seinem alternden Ge-
 fährten begleitet, die schwarze Treppe hinauf, wel-
 che zum Ausgang führte. Dort war alles still.
 Uebemerkend und ungehört kamen sie an die fest
 verschlossene Hausthür. Sie drückten sich in eine
 sehr dunkle Ecke, um beim Öffnen der Thür
 durch List oder Gewalt zu entkommen. Bald eilte
 eine Waid den Gang hervor, zwei leere Wasser-
 gefäße tragend, schloß die Pforte auf, ließ diese
 offen stehen und ging dem Brunnen zu. In
 diesem Augenblicke waren Beide auch schon im
 Freien. Die Stille, welche zu noch so früher Zeit
 auf den Straßen herrschte, war ihnen günstig.
 Nur wenigen Menschen begegnend und von ihnen
 unbedacht, erreichten sie das Ende des Stadt-

chend. In bestügelter Eile ging er zum dem nahen Walde zu. Dort trennte sich Strümler von seinem Gefährten, da er leichter allein, als in Gesellschaft zu entkommen hoffte.

Nur immer während der Nacht fortziehend, und nur dann in einem abgelegenen Hause bei Tage ausruhend, wenn ihn der Hunger zu sehr quälte, fand er nach einem bereits langwierigen und mühevollen Marsche eine Basenmelsterei in solch einer wilden, menschenleeren Gegend, daß er hoffen durfte, hier einige Zeit unentdeckt weilen und sich von den erlittenen Entbehrungen und Mühseligkeiten erholen zu können. Schon in der Jugend von seinem Vater öfters auf der Fallhütte verwendet, verstand er von diesem Geschäfte hinlänglich, um bei dem Besitzer dieser Melsterei sich als Knecht anzubieten. Von dem alten gebrechlichen Manne tollig aufgenommen, fand er hier äußerst wenige Arbeit, gute Nahrung und in der Tochter des Meisters eine niedeliche Dienerin, mit welcher er bald im vertrautesten Verhältnisse war. Der Vater, reicher als man bei seinem Erwerbe ihn schätzen konnte, bemerkte mit dem höchsten Unwillen seiner Tochter zu wenig verheimlichte Leidenschaft für den Knecht. Er sagte diesem den Dienst auf, da er seine Tochter und sein Geld nicht einem unbekannten, hergelauften, vermögenslosen Menschen, sondern einem sei-

Der Freier gehen wollte. Die Dirne hatte kaum gehört, daß der Franz fort solle, als sie ihm schwor, noch in dieser Nacht sich eine bedeutende Summe Geld zu verschaffen, an seiner Seite zu stehen und ihn nie zu verlassen. Sie goß dem Vater eine starke Dosis Opium in seinen Abendtrunk, lernte, als der Betäubte im todähnlichen Schlafe lag, seinen wohlgefüllten Geldschrank, packte das Beste ihrer Habe zusammen und war schon viele Meilen von ihres Vaters Haus, als dieser zu dem unbeschreiblichen Schmerze erwachte, sich von seiner Tochter, seinem einzigen, sehr geliebten Kinde, ausgeplündert und verlassen zu sehen.

Von einem bestechlichen Amtschreiber beschaffte sich Stümmler einen Paß, worin er als Scheerenschleifer mit seinem wahren Namen, aber die Dirne als seine Schwester aufgeführt war. Es wurde wieder ein Karren angeschafft, übrigens beinahe gar nicht gearbeitet, desto schwelgerischer aber gelebt. Das gestohlene Geld ging schnell auf die Neige, und Stümmler hatte noch einen Thaler in der Tasche, als er im Wirthshause zu Troding zum Nachtlager einkehrte. Er fand dort den Wafsenmeister des Ortes, welcher dem Wirth

klagte, daß er jetzt, wo gerade in den meisten
 umliegenden Dörfern die Viehseuche herrsche, kei-
 nen brauchbaren Knecht finden könne. Stümler
 liebte das elsthafte Gewerbe eines Abdeckers mit
 Leidenschaft, denn es stimmte ja mit der Rohheit
 seines Charakters, mit seinem gefühllosen, blut-
 gierigen Herzen so sehr überein. Er machte sich
 an den Meister, vertraute diesem, daß er zwar ein
 Scheermesler, aber auch ein gelernter Wafen-
 knecht sey, und erbot sich, in seine Dienste zu
 treten, wenn ihm ein guter Lohn und für seine
 Schwester eine Wohnung in der Meistersen-
 gung zugesichert werde. Ueber das Erste war man gleich
 im Reinen, doch das Andere konnte nach Stümlers
 Wünsche nicht eingegangen werden, da der Wa-
 senmeister wußte, daß sein Weib keine fremde Dirne
 im Hause dulde. Der Wirth hob diesen Anstand.
 Er hatte in Dorfe noch ein von Tagelöhnern be-
 wohntes Häuschen und darin, zu seiner Bestim-
 mung, eine geräumige, ganz eingerichtete Stube.
 Diese bot er Stümlers Schwester an, und zwar
 gegen eine höchst mäßige Miete. Bei diesem
 Anerbieten lag der Eindruck zu Grunde, welchen
 die wirklich schöne Dirne auf ihn, einen höchst
 sinnlichen Menschen, gemacht hatte, und zugleich
 auch die lockenden Hoffnungen, wozu ihn ihre
 freien Blicke und das Freche in ihrem Benehmen
 berechtigte. Schon am andern Morgen zog Stüm-

in die Kistens und seine Zuhälterin in
er freundliche Stufe.

Noch nicht ein halbes Jahr hatte Stämmer
in Dordring zugebracht, und alle Leute mieden ihn
schon als einen höchst schlechten und gefährlichen
Menschen, ohne daß er im Laufe dieser Zeit eine
einzigste That begangen hatte, welche man in Ver-
brechen nennen konnte. Seine Wildheit, so oft
er nur im Geringssten gereizt wurde, seine Hart-
herzigkeit gegen jeden armen, gebrechlichen Men-
schen, seiner Grausamkeit gegen alle Thiere, die
in seine Fingershände fielen, und seine unverbolene
Verachtung der Religion und ihrer Diener mach-
ten ihn zum Gegenstande des allgemeinen Ab-
scheues und der allgemeinen Vermeidung. Auch
in seinem Umgange mit der angeblichen Schwe-
ster hatte er nicht nur als den unmenschlichsten
Tyrannten sich oft dargethan, sondern auch in der
Leidenschaft der rohesten Begierden und einer un-
bezüglichen Sinnlichkeit manche schamlose Hand-
lung sich erlaubt, welche den frühern Glauben an
geschwisterliche Verhältnisse bald zerstörte. Von
Tag zu Tag verfiel Stämmer immer mehr der
aufmerksamen Beobachtung seiner Verleumdungs-
hörde.

Stümmler war klug genug, einzusehen, daß ihm nicht lange mehr seines Bleibens sey, auch quälte ihn die Eifersucht furchtbar, denn er liebte seine Concubine mit der höchsten Leidenschaft, hatte aber Ursache, zu vermuthen, daß sie auch Andre begünstige. Es drängte ihn mächtig, hinaus zu stürmen in die Welt, in das freie, lustige Wandern, aber er wollte nicht hungern und nicht betteln, bis er eine Gesellschaft von Raubgenossen aufgefunden habe. Sich Geld zu verschaffen, war der Gedanke, der allein ihn beschäftigte. Im starren Hinbrüten saß er eines Abends im Wirthshause. Er mischte sich in kein Gespräch und blieb für sich allein; doch erging ihm nicht, wie zwei Bauern über des Herrn von Prendis immer näherliches Nachhausefahren, ohne alle Begleitung, doch stets mit Geld und werthvollen Sachen versehen, ihre Besorgnisse aussprachen. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte in diesem Augenblicke Stümmlers schwarze Seele. Prendis Ermordung war beschlossen, unvorderrücklich beschlossen. Es handelte sich nur mehr über die Art des Mordes. Mit aller Unbefangenhait mischte er sich in das Gespräch der Bauern, aber klüglich es von dem Gegenstande ihrer Unterhaltung ablenkend, erzählte er ein Paar schreckliche Mordgeschichten, die er erst kürzlich gelesen haben wollte, und wußte nun das Gespräch wieder so fern auf diesen Herrn von

Prendl zu leiten, daß ihm die vorgelassen Leute die kgl.
liche Fahrt von Straupen nach Friedenberg und
von da wieder nach Straupen, die gewöhnliche
Route der Rückkehr und die gewöhnliche Abkun-
ft des stets unbegleiteten Schlafers mit der
größten Umständlichkeit und auf das genaueste
mittheilten.

Die dritte Nacht hierauf ward Prendl ermor-
det und beraubt.

So umfassend und genau Stümmler alle
seine Verirrungen, Vergessen und Verbrechen, von
dem ersten Vermögen zu denken und zu handeln
an bis zur blutigen Stunde des letzten Raubman-
des, gefunden hatte, so gleich seine Aussagen sich
blieben im ersten Verhöre wie im letzten, so be-
harrte er doch jederzeit mit eiserner Beharrlichkeit
auf der Behauptung, außer den 37 Gulden, wel-
che man bei ihm fand, und welche er in einer
Tasche des Gemordeten gefunden zu haben vor-
gab, nicht das Mindeste zu besitzen, was man ihm
von den fehlenden Sachen zuschrieb.

Es lag dem Untersuchungsrichter alles daran,
zu erforschen, wie es sich mit der bei Herrn von
Prendl vermißten goldnen Uhr nebst Kette, mit
dem abhanden gekommenen Siegelringe, Pfeifen-

Kopfe der Brustnadel und andern Sachen von Werth, welche er gewöhnlich bei sich trug, verhaftet. Der Inquirent hatte die begründetste Vermuthung, daß Inquisit sowohl diese Sachen, als das, nach mehrfacher übereinstimmender Angabe fehlende Geld seiner Welschläferin, welche gleich nach Stümlers Verhaftung auch in das Criminalgefängniß gebracht wurde, gegeben habe, aber aus Liebe zu ihr mit solch unerschütterlicher Festigkeit läugne, um sie nicht des Antheiles oder des Mitwissens bei diesem Raubmorde zu beschuldigen. Daß Stümmler gerade in diesem wichtigen Umstande seine bisher bewiesene Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe so hartnäckig verläugne, und daß dieses Lügneren in diesem Criminalproceß eine bedeutende Lücke erzeuge, darüber klagte eines Tages nach geschlossenem Verhöre der Untersuchungsrichter gegen den Eisenmeister. Dieser war mit Stümlers ganzem Proceß genau bekannt, er wußte die Veranlassung zu dem offenherzigen, reuemüthigen Bekenntnisse eines Verbrechers, dessen starre, eisige Seele der Untergang einer Welt, die Posaunen des jüngsten Gerichtes früherhin erschüttert hätten, und baute darauf einen Plan, von dessen glücklichem Gelingen er im voraus überzeugt war. Mit dem zufriedensten Lächeln der Gewißheit versprach er, den Inquirenten Stümmler zum mangelnden Bekennt-

miße zu bewegen, sich der Frage nach seiner Ein-
 mischung auf eine geheimnißvolle Art aus und
 erbat sich nur zur sichern und glücklichen Aus-
 führung seines Vorhabens, daß Stümlers nächstes
 Verhör nicht in den Morgenstunden, sondern erst
 Abends vorgenommen und nicht vor eingetretener
 Nacht beendigt werde. Einige Tage vergingen und
 Stümler wurde zu einem Verhöre abgeholt. Es
 fiel ihm auf, daß es bei schon dunkelndem Abend
 geschah. Nur wenige Minuten vor Mitternacht
 war das Verhör beendigt. Der Eisenmeister führte
 ihn selbst zurück und bemerkte ihm, daß bereits
 die schauerliche Zeit heran gekommen sey, wo die
 Geister ihr grauenvolles Wesen treiben. Er faßte
 Stümler unter den Arm und führte das Zittern
 seines Körpers. Das Schloß der Kerkerthüre kni-
 pte, sie that sich auf und — Stümler prallte
 mit einem gräßlichen Geschrei zurück. In der
 Mitte des Kerkers lag ein Todter, angethan mit
 dem Sterbekleide, zwei flackernde Lichter zu den
 Seiten seines Hauptes. Gräßlich starrte die Lei-
 che mit den gläsernen Augen auf Stümler hin.
 Jetzt erhob sie langsam die rechte Hand zu einer
 drohenden Bewegung. In diesem Augenblicke
 stürzte Stümler ohnmächtig und so rasch zur Er-
 de nieder, daß der Eisenmeister, der dicht an
 seiner Seite stand, ihn aufzufangen nicht vermochte.

Durch den Anblick einer Felsche, welche mit der des Herrn von Prendl Aehnlichkeit hatte, wurde Stümmler in dem Strafarbeitshause zu Hohensfels zu den Geständnissen seiner Verbrechen bewogen. Dieß mußte der Eisenmeister, und glaubte überzeugt seyn zu dürfen, durch die überraschende Erneuerung dieses Anblicks Stümmler zu jedem noch mangelnden Bekenntnisse zu vermögen. Ein Frohntknecht, mit weiß überlächtem Gesichte, in ein Sterbekleid gehüllt, von zwei Lichtern beleuchtet, in der Mitte des Kerkers auf einem Loden liegend, unterrichtet, starr auf Stümmler hin zu blicken, und in langsamer Bewegung ihm mit dem Finger zu drohen, spielte die schreckhafte Rolle, von deren Einflusse der günstigste Erfolg erwartet wurde.

Für den ohnmächtigen Stümmler mußte ärztliche Hülfe geschafft werden. Erst mit Tages Anbruch kam er wieder zu sich. Bald überzeugte man sich, daß die unsinnige Handlung des Eisenmeisters über Stümmler einen unheilbaren Wahnsinn herbei geführt hatte. Er lebte noch einige Jahre im Irrenhause und gehörte dort zu der höchst unglücklichen Zahl der Rasenden.



Die Zigeunerin.

4439590012015

Der Minister Graf Roben feierte seinen Geburtstag. Er war, seit seinem Eintritte in das ~~Geschäftleben~~, an diesem Tage immer ganz allein auf das Land an einen stillen, freundlichen Ort gegangen, um da, wandelnd im reizenden Bereiche der Natur, ernaute Rückblicke zu thun in sein verflonnenes Leben, streng abzuwägen auf der Schale des Bewußtseyns, wie er gedacht und gehandelt hatte für das Wohl des Fürsten und der Unterthanen, für das Glück und die Ruhe seiner Familie. Und an keinem Abende eines so weise und fromm dahin gebrachten Tages lehrte er in das rege, gehaltreiche Treiben seines Wirkungskreises Glück, ohne die besten Entschlüsse gefaßt und sich für deren segensreiche Ausführung Muth und Kraft von oben geholt zu haben.

Aber heute gerade, an seinem fünfzigsten Geburtstage, mußte er aus dem ihm so lieb und so wichtig gewordenen Stilleben heraustreten in den bunten, geräuschvollen Kreis der lautesten Glück-

wünsche und glänzender Feste. Sein Schwiegervater, der Freiherr von Lüben, hatte so lange und so herzlich zu ihm gedrungen, diesen Tag auf seinem Schlosse in der großen Gesellschaft hinzubringen, daß Graf Roden nicht im Stande war, den innigen Bitten des ehrwürdigen Greises und den leise angedeuteten Wünschen seiner Gattin und seiner Kinder zu widerstehen.

Der reiche Herr von Lüben scheute keine Kosten, um diesen Tag und noch mehrere, welche sein Schwiegersohn bei ihm zu seyn versprochen hatte, so angenehm und so prachtvoll als möglich zu gestalten und zu schmücken. Der ganze zahlreiche Adel einer weiten Umgebung, alle Beamte und alle Familien, die den Ruf der Bildung gewannen, wurden zur Feier des Geburtstages des als Minister hoch geachteten, als Mensch kindlich geliebten Roden geladen. Auch eine unübersehbare Menge von Landleuten, alle in ihrem besten Puge und die herzliche Freude auf den freundlichen braunen Gesichtern hatte sich auf die Nachricht von der Ankunft des Ministers nicht durch das Gebot der Gutsherren, sondern durch die Stimme des Herzens geleitet, um das freiherrliche Schloß gesammelt. Und als Graf Roden jetzt daher fuhr, da umwogte ihn ein tausendstimmiges Lebehoch.

Für den Geburtstag hatte der Freiherr von Lüben große Tafel, ein Schifferstücken auf dem

nahe Ströme, ein Gelegenheitsstück, von dem jungen geistreichen Dorfprediger sinnig und eifrig gedichtet, Feuerwerk und Ball bestimmt. Wasserfahrten, Besuche in der Nachbarschaft, ein Wettrennen, Jagden und kleine Feste des Landvolks sollten während der Aufenthaltsdauer des Ministers den Euphorie abwechselnder, genußreicher Unterhaltung bilden. Aber schon am Geburtstage wurden alle diese herrlichen Anstalten und alle Freude dieses und der folgenden Festtage vernichtet, denn der Minister erhielt wenige Augenblicke vor dem Anfange des kleinen Schauspiels eine Staffete und durch sie die Nachricht, daß der Fürst plötzlich äußerst gefährlich krank geworden sey. Es war nur ein Billet mit einigen Zeilen, von der Hand des Erbprinzen geschrieben, das sich mit der dringenden Aufforderung zu Rodens schnellster Rückkehr in die Residenz schloß. Schon nach wenigen Augenblicken fuhr Roden in dem leichtesten Wagen und mit den flüchtigsten Pferden seines Schwiegervaters der Hauptstadt zu.

Die überraschende Nachricht von der gefährlichen Krankheit des unaussprechlich geliebten Landesherrn und Rodens schnelle Abreise hatten auf die ganze Gesellschaft einen höchst schmerzvollen Eindruck gemacht. Das Volk brach in laute Beklagen aus, die dem Zustande seines Für-

sten und der so gewaltsam vernichteten Hoffnung, den jedem Herzen so theuern Minister, nun ein Mal viele Tage unter sich wandeln zu sehen, im gleichen Maße galten. Die höhere Gesellschaft mußte mit großer Selbstbeherrschung ihre schmerzlichen Empfindungen unterdrücken, um nicht die Gemahlin des Ministers, welche mit ihren Kindern zurück blieb, noch mehr zu betrüben.

Die kleine Gesellschaft, welche in dem Schauspieler Rollen hatte, vergaß über die allgemeine wehmüthige Stimmung den Theateranzug abzuliegen und wandelte, Jedes in der Kleidung seiner Rolle, auf der Terrasse vor dem Schlosse auf und nieder. Die Männer traten zusammen, und die Damen hatten sich zu einiger Entfernung auf dem Sitze unter der Drangerie niedergelassen. Unter ihnen war meine Gattin, welche auch noch den Kostüm einer Zigeunerin trug, die sie in diesem Gelegenheitsstücke hätte geben sollen. Wir Männer waren eben im lebhaftesten Gespräche, als ein jämmerliches Geschrei um Hülfe erscholl. In diesem Augenblicke sahen wir die Damen auseinander fliehen. Wir eilten dahin. Jetzt stürzte uns meine Gattin entgegen, ihr folgte flüchtigen Laufes eine Gestalt, in der hoch erhobenen Hand ein langes Messer, und immer aus heiserer Kehle hervor kräczend: „Die Zigeunerin muß sterben!“ — Ich floh der Gestalt

entgegen und erreichte sie gerade in dem entscheidenden Augenblicke, als meine Emilie, von Angst und Entsetzen gelähmt, ohnmächtig nieder sank und das blutgierige Ungeheuer ihr das Messer in den Leib stoßen wollte. Ich umschlang die Gestalt, in deren fast unverhüllendem Anzuge, verworrenem, wild herabhängendem langem Haare, verzerrten Zügen und gräßlich rollenden Augen ich auf den ersten Anblick eine, ihrem Gewahrsame entsprungene Wahnsinnige ahnte, mit voller Kraft, doch würde ich der Riesenstärke dieser Iren unterlegen seyn, wären mir nicht meine Freunde zu Hülfe gekommen.

Emilie hatte sich unter den pflegenden Händen der Damen wieder so viel erholt, daß sie ins Schloß geführt werden konnte, während wir nur mit großem Kraftaufwande den weiblichen Helden bändigten. Noch wußte Niemand, woher diese schreckliche Gestalt so plötzlich gekommen, und wohin sie jetzt von uns zu bringen sey, als ein alter Mann — ich erfuhr bald, daß er der Schlossverwalter, ihr Vater, war — herbei eilte und die Wahnsinnige übernahm. So wüthend, so gräßlich sie noch vor einigen Augenblicken gewesen, so sanft, so freundlich war sie in dem Augenblicke, als ihr Vater sie bei der Hand faßte. Er sprach kein Wort zu ihr, er drohte ihr nicht mit Blicken, nicht mit Zeichen; nur ernst sah er sie an, und der ernste Blick

wurde immer schmerzlicher, und große Thränen
 verrannen in den Furchen seines kummervorgebleichten
 Angesichts. Schwellend, den Kopf tief gebeugt,
 wandte sie an seiner Hand dahin und verschwand
 in dem mit Entsetzen und Behnuth sie begleitenden
 den Rissen unter den Bogengängen der Nebengebäude,
 welche von den südenschen Beamten bewohnt wurden.

Nach an diesem Abende habe ich die Geschichte dieser Bahnstationen. Der Dorfprediger erzählte sie der Gesellschaft. Kein Herz blieb ungerührt und kein Auge trocken. Am andern Morgen besuchten alle Damen, meine Emilie an ihrer Spitze, die unglückliche Henslette. Sie sprach von Missethaten, aber ihre Haltung war gut und ihr Benehmen äußerst sanft. Plötzlich stürzte sie nach der Thüre hin, plötzlich rollte ihr Auge so wild, ihr Gesicht wurde so verzerrt, ihre Bewegung so heftig, daß man mit jedem Augenblick einen neuen Ausbruch der Raserei zu befürchten hatte. Die Veranlassung war eine so eben eingetretene Dame, die ein sehr buntes, dem gestrigen Anzuge meiner Gattin höchst ähnliches Kleid trug. Nur mit Mühe wurde Henslette von ihrem Vater, dem sie unbeschreiblich zu lieben und zu fürchten schien, beruhigt. Schnell hatte sich die Dame auf den Wink der Andern entfernt, und nur die zärtlichsten Liebkosungen und die sanft-

teßen Schmeichelworte der Frauen und Mädchen vermochten erst nach geraumer Zeit die Lobende wieder in die Schranken der Ruhe und freundlicher Stille zurück zu führen. Wir verließen die Unglückliche mit dem innigen Wunsche, daß der Allgütige ihr das, was das Göttliche im Menschen ist, die Vernunft, wieder schenken, oder bald die gefährlichen Bande solch eines unglücklichen Besessens mit zarter Waterhand auflösen wolle.

Und nun zu Henriciens Geschichte.

Joseph Bollmer hatte sich im Dienste der Freiherren von Lüben vom Küchenjungen bis zum Schlossverwalter aufgeschwungen. Ein heiler Verstand, schnelles Auffassen, unermüdete Lernbegierde, Gehorsam, die strengste Redlichkeit und ein höchst religiöses Gemüth waren die Sprossen, auf welchen er von der servilsten Stufe bis zu dieser ehrenvollen und reichbegabten empor kletterte. Erst in dieser Stellung führte er ein unbescholtenes, schönes Mädchen als Gattin an den eignen Herd, und Henricette war die einzige, aber unbeschreiblich reizende, die schönsten Hoffnungen gebende Frucht der keuschen Umarmungen dieses vortrefflichen Ehepaars.

Vollmer sah die Menschen wie seine Brüder. Dem Herzen war der Glaubensgenosse wie der Andere des Freies ein und dasselbe Wesen, doch, was dem Hindus die Pariahs sind, das waren ihm die Zigeuner. Als gesitteter Mann verabscheute er dieses Nomadenvolk ob dessen ungerichteter Lebensweise, Unreinlichkeit, Völlerei und thierischer Rohheit, aber er haßte es auch aus sehr wichtiger Veranlassung. Es war eine Zigeunerhorde, welche Vollmers Vater, der ein wohlhabender Tuchmacher in einem sächsischen Städtchen war, rein ausplüß, ihm zwei Kinder raubte und dann sein schönes Haus zur Asche niederbrannte. Der alte Vollmer war durch Raub und Brand an den Bettelstab, und durch die Einführung seiner geliebten Kinder zur Verzweiflung gebracht. Nur wenige Wochen überlebte er sein Unglück. Dem kleinen Joseph, der bald nach der Geburt seine Mutter verloren hatte, waren seit seines Vaters Armuth und Tod im ganzen Städtchen alle Herzen und Thüren verschlossen. Niemand wollte mehr den schönen lebenswürdigen Knaben kennen, der ein paar Monate vorher noch so gehätschelt und gegen den wohlhabenden Vater gepriesen wurde. Ein Vetter, selbst arm, aber unter Josephs grausamen Anverwandten der gutherzigste, gab ihm den besten Anjug von einem seiner Kinder, einem Thaler in

die Hand und den guten Rath, hinaus zu gehen in die große weite Welt und sich sein Brod als Küchenjunge zu erwerben. Da war es, wo Herr von Lüben auf einer Reise den armen Joseph, der nirgends ein Unterkommen finden konnte, zu betteln sich nicht getraute und eben ein um seinen letzten Kreuzer gekauftcs Brod unter heißen Thränen aß, am Rande des Straßengrabens in der kümmerlichsten Lage fand. Des Knaben schönes ehrliches Gesicht mit den frommen Laubenaugen und den Rosen der Unschuld auf den blühenden Wangen zogen den jungen, gefühlvollen Mann so sehr an, daß er dem Kutscher zu halten befahl, Joseph an den Wagen rief und nach der Ursache seiner Thränen liebevoll fragte. Mit wenigen Worten, aber klar und gut, erzählte Joseph seines Vaters Angst und das seinige. Herr von Lüben gab ihm einen Platz in seinem Wagen und bei der Ankunft auf seinem Stammschloß Lübenstein die Stelle eines Küchenjungen, dabei das Versprechen einer höheren Beförderung, wenn er stets fleißig und gottesfürchtig seyn werde. Joseph gelobte es mit Mund und Hand, und da Herr und Diener ihre gegenseitige Zusage ehrlich hielten, so ward Joseph in einem Zeitraume von fünf und zwanzig Jahren aus dem armen unbeachteten Küchenjungen ein wohlhabender, hochgeehrter Schloßverwalter.

In jener Zeit durchzogen immer Horden von Zigeunern Deutschland, die Weiber sich nährend von Wahrsagerei und Chiromantie, die Männer vom Lustspringen und Seiltänzen, von ihnen die starken Manneskünste genannt, auch von der Musik, worin Manche, besonders auf Blasinstrumenten, ausgezeichnete Künstler waren. Doch blieb Gaunerei, Betrug und Stehlen immerhin ihre reichhaltigste Nahrungsquelle. Als Joseph auf dem kaiserlichen Schlosse zum ersten Male wieder Zigeuner sah, bedrückte er am ganzen Leibe vor Angst. Mit den Jahren wuchs die Angst den Gefühlen der Verabscheuung und des Hasses. Immer mächtiger erwuchsen in ihm diese Leidenschaften, so sie wurden zu solcher Höhe gesteigert, daß Voller der gütlichste Vater und Bruder, der sanftmüthigste, der innigste Menschenfreund, sich gegen Zigeuner zur rauhesten Härte, oft zu grausamer Thätigkeit hinreißen ließ.

Theilte Henriette auch alle Güte, Wohlthätigkeit, Sanftmuth und innigste Redlichkeit gegen jeden Menschen mit ihrem Vater, so theilte sie auch ihren Abscheu, ihren Haß gegen diese asiatischen Sproßlinge. Wer Henriettens feine Bildung, ihren christlichen Sinn und die Zartheit ihres Herzens, diese schönen Früchte einer vorzüglichen Erziehung, genau kannte, der mußte klammern, mußte empört werden über den giftigen Haß,

über die große Härte, mit welcher sie sogar die kranken Kinder der Zigeuner, die auf das Schloß um Nahrung kamen, behandelte.

Eines Tages wurde dem Justizbeamten die Anzeige gemacht, daß einige Zigeuner in einem Dorfe, welches unter lübenscher Gerichtsbarkeit stand, die Besizerin eines Häuschens, eine arme alte Wittwe, sehr mißhandelt hatten, weil ihnen von ihr das Uebernachten in der Scheune verweigert wurde. Unverzüglich schickte der Beamte seine Berichtsbener und zwei Jäger ab, um das Gesindel zu fangen und auf das Schloß zu führen. Es wurden gebracht, mit ihnen auch die mißhandelte Wittwe herbeigefahren, und der Justizbeamte, auch kein Freund dieser gefährlichen Nomaden, verurtheilte jeden der Männer zu fünfzig Stockschlägen und jedes der Weiber zu dreißig Ruthenstreichen. Zur Abkühlung des feurigen asiatischen Blutes wurde noch eine Nachkur von sechsägigem Arrest bei Wasser und Brod verordnet. Henriette war so eben bei dem Justizbeamten, dessen reiche Büchersammlung ihr zu Gebote stand, als er dieses Urtheil über die Gefangenen aussprach. Die älteste unter den Zigeunerinnen, eine bis zum Entsetzen häßliche Bettel, schlich zu Emilien, die am Büchersthrank stand, und krächzte, mit den langen, vergelbten, klapperdürren Fingern nach Emilien's runder, welcher, blendend

selber Hand fassend: „Laß die Wahrsagen, du
 Goldkind, du Kauters wunderholdes Mädchen.
 Nur von außen sehe ich deine glückliche Hand,
 aber kann schon genug, um dir das Beste vorher
 sagen zu können. Kadutta, die weiseste aller Al-
 tmütter unseres Stammes, hat mich gelehrt, und
 dann die Bruchsteile aus dem hornigen Becher des
 Utschophay-trinken lassen, auf daß jedes Wort, das
 ich zu den Frommen und Gläubigen spreche, die
 Fassen der Wahrheit werde. Auch hat mich Ka-
 dutta die heilige Kunst gelehrt, einen Balsam zu
 bereiten, der jedes Mädchen mit der Jugend und
 der Schönheit zaubert bis an die kühle Gruft
 schmückt. Davon sollst du ein Fläschchen haben, aber
 dafür gehe nun hier zu dem jungen Mann, und
 erweiche sein versteinertes Herz durch den Athem
 deiner Himmelsaugen und durch den Honig de-
 ner Liebesworte.“ — „Fort — herrsche ihr Fan-
 tette mit zürnendem Blicken zu — gerecht und
 nützlich ist jede Strafe, die über solches Gesindel
 verhängt wird, und eure Vernichtung wäre zum
 Frommen der Menschheit.“ — Da starrte die Bi-
 geuner-Altmutter immer gräßlicheren Blicks die
 Zürnende an, das Numlengesicht mit den tristen-
 den, rothbesaumten Augen, mit der langen Endshen-
 nen Nase, dem langgeschlitten, zohnlosen, horstig
 behaarten Munde wurde zur scheußlichsten Heben-
 frage, und die Chiromantin sprach mit dumpfer

schaute: „Wie wünschst du? Nun gut, mein süßes Püppchen, ich will dir ein Geschenk machen für diesen frommen Wunsch.“ — Rasch griff sie in die weite inhaltsreiche Tasche ihres zeretzten Unterkleides, und eben so rasch warf sie eine Hand voll Staub über Thullen aus. — „Wie dieser Staub zerstreut in den Räumen der Luft und in den Fluthen der Gewässer, so soll auch dein Glück zerstreuen!“ — Kußte die Heye und stieß ein gelendes Seufzer aus. Entsetzt, von einer gräßlichen Ahnung durchzittert, sank Henriette in die Arme des herbeistehenden Justizbeamten, während das fluchende, jammernde, bittende, trohende Gesindel von den Gerichtsdienern zum Empfang der ausgesprochenen Bestrafung abgeführt wurde.

Es mochte ein Jahr über diese Vorgehensweise, deren widriges Bild oft vor Henrietten vorleuchtete, hinüber gegangen seyn, als der Krieg, der schon beinahe zwei Jahre an den Grenzen dieses Landes gewüthet hatte, auch hieher auf seinen blutigen, zerstörenden Schwingen, wie eine mächtig dunkle, Verderben schwangere Gewitterwolke in immer rascherem Zuge zu ziehen begann. In der Nähe von Lübenstein — weiches der Herrern,

auf die Nachricht von der Annäherung des Feindes; mit seinen Kofferreiten und dem großen Theile seines Gepäcks verlassen hatte. — wurde eine entscheidende Schlacht geschlagen. Die Feinde flohen. Nach Lübenstein kam ein Divisionsgeneral mit seinem großen Gefolge, der Stab eines Infanterieregiments und vier Eskadren Dragonen. Man that alles, um den vielseitigen und viel ansprechenden Wünschen der äußerst zahlreichen Einquartierung nach Kräften zu begegnen, hatte aber auch keine Ursache, über eine Bedrückung, über ein zügelloses, grausames Betragen die geringste Klage zu führen, denn die meisten Officiere waren sehr edle gebildete Männer, und den übrigen war die Rolle des gesuchten Generals ein hemmender Fiegel. Nur einige Tage blieb das Hauptquartier in Lübenstein; es zog zu neuen Schlachten fort. Der Rittmeister Rangon von den grünen Husaren, dessen Eskadron im Dorfe einquartiert wurde, bezog mit einem kleinen Gefolge das Schloß.

Schwerenächts, den Lockenkopf auf die schöne Hand gestützt, stand Henriette an der Brüstung des Balcons, der die Aussicht in eine weite Ferne gab, und sah dem langsam sich dahin bewegenden

Blick der schmückenden Truppen nach. Diese Wunden trauerten aus dem seelenvollen Augen, und dem reizenden, kirschigen Busen entstiegen schwere Seufzer. Diese Thränen und diese wehmüthigen Empfindungen galten dem fernem Geliebten. Friedrich Dorn, der Sohn des lübischen Oberförsters; Henriettens Jugendgespieler, war es, dem ihr ganzes Olyn gehörte, und in dessen reiner glühender Brust auch nur ihr Bild lebte. Mit der innigsten treuesten Liebe liebten sich Beide. Der Vater im Olyn, — die Mütter waren schon vor Jahren in das Land der Ruhe gegangen — heiligte den Bund ihrer Herzen. Schon hatte der Freiherr von Lüben den kenntnißvollen, thätigen, höchst redlichen Jüngling zum Adjunct seines Vaters mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt, schon nahete den Bedenden auf beglückenden Schwingen der Tag ihrer Vermählung, da brach der Krieg aus. Der Landesfürst mußte zur Hülfe des bedrängten Königs, mit welchem er ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen hatte, eine bedeutende Anzahl Truppen ins Feld rücken lassen. Schnell wurde aus den waffenfähigen Söhnen aller Forstbeamten ein Scharfschützencorps errichtet, und darin Friedrich als Oberschütze angestellt. Wenige schon ein volles Jahr hatte er, ob seiner Tapferkeit und seinem Edelmuthe von Höhern und Niedern geliebt, mit Auszeichnung gefochten.

Von Zeit zu Zeit war sein Name und Herr-
 schaft so glücklich, von ihm Briefe, auch mündliche
 Nachrichten über ihn zu erhalten; und jeder Brief
 und jede Nachricht gaben ihrem Herzen eine un-
 beschreibliche Wärme. Noch einen Tag vor dem
 Einrücken des feindlichen Hauptquartiers in dem
 Schloß Lübenstein erhielt Henriette durch einen
 verwundeten Knecht, der auf einem erbeuteten
 Pferde sitzend in das Gefolge zu dem Prinzen ge-
 rathete, und auf Friedrichs Bitte, seiner Herr-
 richte Nachricht zu bringen, die Gefahren des Um-
 weges über Lübenstein, in dessen Nähe schon die
 feindlichen Husaren streiften, nicht scheute, einen
 Boten von ihm. Die Entzückung ließ sie, daß er
 trotz aller feindlichen Erwägung zum Officier
 geworden sey. Aber dieses Entzücken wich immer
 mehr dem gewaltsam in ihr erwachenden Ge-
 danken an die furchtbaren, tausendfältigen Gefahren,
 welchen der Geliebte in jedem Augenblicke seines
 kriegsrischen Lebens entgegen gehe, und die Angst
 machte das sanfte Wollen ihres Busens zur roo-
 genden Bewegung und das schöne bezaubernde
 Auge zur Thränenquelle.

So stand sie, das treue liebende Herz von
 Schmerz und Sorge durchfluthet, und sie sog
 nicht ein dem Dufte der blühenden Orangebäume,
 welche ihre Stelle im anmuthigen Kreise umschlos-
 sen, sie hörte nicht das Knistern des Sandes un-

ter herbstlich-leisenden Fußtrittten, sie bemerkte nicht die Nähe des Mannes, der dicht hinter ihr stand und dem Schnee ihres Nackens, die Rundung der weichen, plastisch geformten Arme, den Bau der schlanken, zarten Gestalt und die niedliche Form des kleinen, bis zum Knöchel enthißten Fußes mit warmen, feurigen Blicken, mit der Gluth der rohen Begierde im widerlichen Gesichte, immer läßerner betrachtete. Jetzt fühlte sie sich rasch und kräftig umschlungen. Erschrocken blinnte sie auf, und mit Entsetzen fand sie sich in den Armen des Rittmeisters, dessen unsittlichen Verfolgungen sie sich seit dem Augenblicke seiner Ankunft nur mit Mühe entziehen konnte. Werdend, vor Erschrecken keines Wortes mächtig, ruhte sie eine Sekunde in seinen Armen, aber rasch lehrte die Besinnung wieder, und Jugend und Unschuld gaben ihr die Kraft, sich schnell von ihm loszureißen. Mit einem Blicke voll Hohn eilte sie dahin, doch Rängen — so hieß der Rittmeister — war nicht der Mann, der vor dem Blicke der Jugend zurückschreckte und eine so herrliche Gelegenheit für die Erfüllung seiner rohen Wünsche sich entschlupfen ließ. Er überholte Hentleiten, trug sie mit kräftigen Armen, fliehenden Tritten in ein am Balkone nahe gelegenes, belnahe dunkles Cabinet, dort auf eine Ottomane, und drückte sie mit strecher Gewalt in die weichen, die um Hüfte

erstaunte! Stumm und sprachlos: Wagners erstbes
tunden Kissen. Da ward der Wohlthätling mit
eifriger Hand von rückwärts gefaßt, und mit sei-
cher Gewalt zu Boden geschleudert, daß er be-
wußtlos hingestreckt lag. —

Als Wangen wieder zur Besinnung kam, fand
er sich im Kabinette allein, und sein Haar und
sein Gesicht vom Blute triefend, welches aus ei-
ner tiefen Wunde quoll, die ihm das gewaltige
Hinschleudern auf den marmornen Boden verur-
sacht hatte. Er hatte den Mann nicht gesehen,
der ihn so rasch und so verletzend von der won-
nigen Pforte des nahen überseligen Genusses zu-
rück gerissen und aus den reichen süßen Aemern
des wunderholden Altes auf das felsenharde, ei-
sfeste Marmorpflaster hingeworfen hatte. Sehr
wohl aber fühlte er die gigantische Faust und ihre
Nachwehen. Wie gelähmt am ganzen Körper
erhob er sich mit Anstrengung, ein unelddlicher
Schmerz wüthete in seinem Kopfe und nur im
wankenden Gange erreichte er langsam sein Zimmer.

Wangen konnte eine volle Woche hindurch
kaum das Bett verlassen. In dieser Zeit sah er
weder Henrietten noch ihren Vater, an welchen er
nie ohne den bittersten Haß denken konnte, da
er gewiß war, ihm die Vernichtung seines finst-
lichen Unternehmens und die erinnerungsreiche Narbe
danken zu dürfen. Ein Husar, der mit einer

von Hundstetten's Rügen in einem vortheilhaften
Verhältnisse stand, schlich am nämlichen Abend
auf deren Zimmer. Sein Weg führte ihn am
Fenster des Schlafzimmers vorbei, das gerade
mit seiner Tochter heftig über den Rittmeister
sprach, und ihn bei dem letzten Versuche neuer
Schandthat eine noch viel härtere Strafe drohte.
Dieses erzählte der Husar dem Wachtmeister, von
welchem es gleich an den Rittmeister kam.

Ein schändlicheres Herz schlug wohl nie in
den Brust eines Mannes, als Rangen hatte.
Thierische Sinnlichkeit, Geiz, wechselnd mit
stumpfer Verschwendung, Haß, Schadenfreude
und Rachsucht waren die giftigen Schlangen,
welche das gräßliche Gewebe seines Charakters ge-
stalteten. Kriechend gegen die Vorgesetzten, ein
Tyranne seinen Untergebenen, selbst nur dann im
Kampfe aushaltend, wenn es aus Furcht vor neu-
derblicher Klage über Feigheit seyn mußte, lebte er, im
Felde, wie auch in der zahlreichsten Garnison,
fast immer das Leben eines Bekannten, da seine
Kameraden, genau vertraut mit seinem Innern,
jede Gesellschaft mieden, in welcher er erschien.
Dabei war er zu dummstolz, um auch die ange-
sehensten Männer im Cirkel seines Umganges zu
würdigen.

Und diesen Menschen mit allen Furien des
Hasses und der Rachsucht in der unmenschlichen

gegen Juden, dem er zum Opfer seines Hasses und seiner Rachsuche bestimmte, hatte Vollmer zum Kopfsteck. Es wurde auch bald durch die That bewiesen, daß der Edel keinen fürchterlichen Schmerz haben können. Vollmer lag auf dem Boden mit Henrietten unter den Füßen des Schlosshofs, sich freuend über die Abwesenheit des Rittmeisters, der schon vor drei Tagen weggeritten war, als er plötzlich einen Uhlano-ffizier mit einiger Mannschaft auf den Hof sprengen und sich schnell von den Uhlanen mit bloßen Säbeln dicht umrungen sah. In diesem Augenblicke rollte auch ein leichter Korbwagen, auf welchem ein Profos lag, zum Schlosshofs herbei. — Auf hohen Befehl — befohl der Offizier, vom Pferde zu steigen, dem Ueberraschten zu — kündige ich Ihnen an, daß Sie mit in das Hauptquartier dieser Division zu folgen haben. — Der Offizier winkte. Im Augenblicke erschien der Profos, eine schwere Kette tragend und Vollmer damit kreuzweis schließend. Henriette schrie laut auf, umklammerte ihren Vater mit zitternden Armen, und schwor, eher zu sterben, als sich von ihm zu trennen. Auf ein Zeichen ihres Officiers sprangen einige Uhlanen von den Pferden. Einer riß Henrietten los und schleppte sie dem Gefinde zu, welches die plötzliche, auffallende Erscheinung fremder Soldaten in die Nähe geführt hatte, die andern trugen

Vollmer in den Wagen. Der Professor schwang sich an seine Seite, und nun ging es mit verhängnisvoller Rüstung dahin.

Man sahe im raschen Trab die ganze Nacht hindurch. Nur einmal wurde angehalten, wo der Officier sich und seinem Gefolge Erfrischungen gab, die Pferde füttern und eine Stunde ruhen ließ. Niemand sprach mit Vollmer, Niemand reichte ihm eine Erquickung. Einen Trunk Wasser, wornach er lechzte, erhielt er erst nach oft wiederholter Bitte. Gegen die Mittagsstunde zu wurde das Städtchen, worin der Divisionsgeneral sein Hauptquartier hatte, erreicht, und Vollmer zu diesem geführt.

Auch das tiefste Nachsinnen über die Ursache seiner so plötzlichen Verhaftung blieb für Vollmer ohne Erfolg. Umsonst erschöpfte er sich, nur ein schwach flimmerndes Licht in diesem tiefen Dunkel aufzuspüren. Nicht der mindesten Schuld gegen die Feinde seines Vaterlandes sich bewußt, ward es ihm endlich immer mehr zur Ueberzeugung, daß hier eine Verwechslung der Personen müsse eingetreten und die Sache schnell zu seinen Gunsten geschlichtet seyn. So überzeugt und beruhigt trat er vor den feindlichen General.

Aber nach wenigen Augenblicken war diese Ueberzeugung, und mit ihr jede Beruhigung und jeder Trost gewaltsam vernichtet. — „Sie haben

„Denn er ist der General mit des Jorns
 blutiger Kugel, die Clary auf dem benardien Wan-
 gen gesenkt — ein Complot gemacht, unsern Ma-
 gister in Kiedensfeld anzuzünden und die dortige
 Bevölkerung während deren Arbeit mit dem Löschen
 durch das schon lange von Ihnen aufgereizte Land-
 volk ermorden zu lassen. Ihr Verbrechen ist er-
 wiesen, und Ihr Lügner oder Ihr Geständniß
 überflüssig. Ich gönne Ihnen noch drei Stunden
 Zeit, sich zum Tode zu bereiten!“ —

Wodmer glaubte zu träumen, als er diese
 Anschuldigung hörte. Doch schnell gefaßt, dat er,
 mit aller Würde und dem vollen Gefühle seiner
 Unschuld, den General, der, trotz seiner Person-
 lichkeit und seiner despotischen Festigkeit, den schö-
 nen krasigen alten Mann mit dem ehrwürdigen
 Bogen und dem frommen sanften Auge nicht ohne
 leise Aufwallung eines bessern Gefühls betrach-
 ten konnte, ihn auch nur des kleinsten Beweises,
 solch ein Unternehmen gedacht oder vorbereitet zu
 haben, werth zu halten. Der General schellte.
 Es öffnete sich eine Seitenthüre, und durch sie
 trat ein — der Husarenrittmeister Rangen, gefolgt
 von zwei häßlichen, zerlumpten Kerlen, in welchen
 Wodmer auf den ersten Blick zwei Tagelöhner
 von Lidenstein erkannte, ein Paar Bösewichte,
 welche die größte Zeit ihres Lebens in Zuchthäu-
 sern zugebracht hatten, die, ohne alle Religion, oh-

an alle Menschlichkeit, für Geld zu jeder That, und Bluthat ~~hat~~ waren. So entmenschte, so flüchterlich, lasterhaft, diese Genden waren, so anblühten sie doch bei Vollmers Anblick. Es ist die überirdische Kraft der Tugend, der Unschuld, der höchsten moralischen Würde, welche selbst das Ungeheuer in menschlicher Gestalt vor dem reinen, begeisterten, himmlischen Auge des Tugendhaften erzittern macht.

„Kennen Sie diese Menschen — sprach der Herr mit kaltem, schneidendem Tone — und hier reichte er Vollmer einen offenen Brief vom Scherkläufers hin — kennen Sie diese Schrift?“ — Langsam wandte Vollmer das Auge von den erblassten, zur Erde niederschlelenden Bösewichtern auf das Blatt hin. Er las und wußte nicht, ob er wache oder träume, denn der Inhalt dieses Briefes war ihm ganz fremd, aber jeder dieser Schriftzüge den seinigen so unbeschreiblich ähnlich, daß er sie davon zu unterscheiden nicht vermocht haben würde. Hatte ihn der Anblick des Rittmeisters, dessen Hauptrolle er in diesem verderblichen, bluthatenden Trauerspiele mit einem tief dringenden Blicke durchschaute, hatte ihn die Anwesenheit zweier Menschen, die für Lohn auch das Heiligste zu zerstören im Stande waren, schon aus Empörung verstummen gemacht, so verstummte er um so mehr über den mit allen Zeichen der Rechts-

den auch jenen Brief. Es sagte ihm eine schreckliche Wahrheit, daß hier seine Unschuld grausam missachtet, daß er ohne Rettung verloren sey. Der Gedanke, sterben zu müssen mit dem Bewußtseyn eines Verbrechens, die furchtbare Gedankengang, seine unaussprechlich geliebte Henriette als eine hilflose Waise, als eine flüchtige Beute des wohlthätigen, nachsichtigen Feindes, dieses unmenschlichen Ranges, ihrem Verderben überlassen zu wissen, goß die Blässe des Todes auf seine Wangen, und das Beden der Verzweiflung in seine Gebelne. Nur mit übermenschlicher Anstrengung hielt er sich aufrecht.

General.

Diese Erscheinung, dieses Blitern sind gegen Sie laut und überzeugend rufende Ankläger. Herr Rittmeister, wiederholen Sie Ihren gemachten Rapport in Gegenwart des Beschuldigten.

Rittmeister.

Ich war kaum einige Tage in Paderborn, als mir mein Wachtmeister meldete, daß die Bauern, meistens nach eingebrochener Nacht, sich im herrschaftlichen Park auf abgelegenen Plätzen versammeln, der Schlossverwalter jederzeit in ihrer Mitte sey, und sehr eifrig, jedoch so leise als möglich, mit ihnen spreche. Es glückte dem Wachtmeister, sich so nahe hinanzukriechen, daß er deutlich hörte, wie der Schlossverwalter vom Angünden der Magazine, Aufhe-

dung mehrerer einzelnen Commando, Anordnung
 der auf Einbühlern einquartierten Soldaten und
 Entsendung eines Rittmeisterstandes als von
 einer schon früher verabredeten Sache sprach, und
 sie an die gewissenhafte Erfüllung ihres verbindlichen
 Versprechens mit den feurigsten und kräftigsten
 Worten erinnerte. Ich ließ auf der Stelle mehre
 Soldaten, unter dem Vorwande einer Waffen-
 übung, ausrücken und auf einem einsamen Plage
 einen Kreis schließen, wo ich sodann die Gefahr,
 welche unsern Waffenbrüdern von dem aufgewieg-
 ten Volke drohe, lebhaft schilderte, und jedem mei-
 ner Leute Kräfte gebot, sehr genau, jedoch mit
 aller möglichen Klugheit und Vorsicht, die Ge-
 sinnungen ihrer Quartierträger zu erforschen und
 ihr Benehmen zu beobachten. Unverzüglich sendete
 ich Deputirten mit Billetten an die umliegenden
 Detaschements-Commandanten, worin ich sie von
 meinen gemachten Erfahrungen in Kenntniß setzte.
 Entschlossen, alles aufzubieten, um mir über die
 Umtriebe des Schloßverwalters und die feindli-
 chen Gesinnungen der Landleute die klarsten, über-
 zeugendsten Beweise zu verschaffen, und dann Euer
 Excellenz eine umfassende, höchst begründete Mel-
 dung machen zu können, scheute ich keine schlaf-
 lose Nacht und keinen Geldaufwand, um selbst
 Ueberzeugungen zu schöpfen, oder einen der Dorf-
 bewohner zum Geständnisse zu bewegen. Mühe

an die Seinigen nichts verschwendet. Die
Bauern, deren Schritte genau beobachtet wurden,
hatten keine geheimen Zusammenkünfte mehr, der
Schloßwächter kam nicht aus dem Hause, und
es gingen weder Briefe noch Voten ab. Schon
ich die Werbung meines Wachtmeisters für
die Frucht einer erlöhten Phantasie, als ich zur
Wachstumsstunde geweckt wurde, und außer
dem, daß der pfiffige Dürsch in der Nacht
dieser zwei Männer zu mir bruchte, wobei der
Eine mit Uebelleidung eben dieses Briefes an
den Steuercaßier in Riebensfeld, der Andere aber
auf die in der Umgebung liegenden Dörfer zur
Vertheilung des Briefes gegen die Unterlagen von
den dortigen Beamten vorgelegt wurde. Das ist,
was ich Euer Erstellen unverzüglich meldete.

General

(zu den beiden Männern).

Auch von euch will ich die Wiederholung
eurer Angabe hören.

So st

(zum Anderen halb laut)

Sprich du, Niklas, dir geht es besser vom
Munde.

Niklas

(starrt mit niedergeschlagenen Augen).

Es ist alles so — wie der gestrenge Herr
Wachtmeister — gesagt hat, — daß ich — mit dem
Briefe —

General

(mit dem Hufe stampfend).

Spricht der Keri, als hätte er einen Zwölfpfünder auf der Zunge, während er gestern wie ein Rohrspatz plauderte. Oder hast du vielleicht vor dem Schloßverwalter Bange? Der wird dir nicht mehr schaden, und auch keiner der Lebensfeind. Eure weitere Anhänglichkeit an die gute Sache meines Monarchen werde ich so reichlich belohnen, daß ihr für euer Leben geborgen seyd.

Ios

(mit schärfster Zunge).

Allergnädigste Excellenz, wenn ich und Elias nicht wären, so hätte unser Schloßverwalter da die ganze Armee Eures gnädigsten Herrn Königs mit Schwert und Stiel ausgerottet. Alle Bauern, auf zwanzig Stunden im Umkreise, hat er aufgehört. Im Schlosse hat er einen Keller, der ist so groß, daß man mit hundert beladenen Heumagen darin spazieren fahren kann, und dieser Keller ist von unten bis oben mit Pistolen, Flinten, Säbeln und Kartäunen so angefüllt, daß keine Maus durchschlüpfen kann. Alle Bewölbe im ganzen Schlosse hat er voll Kisten mit Pulver und Angels, und zwanzig Seiler müssen mit allen ihren Gesellen schon seit vier Wochen Tag und Nacht arbeiten, genug Seile zu schaffen,

um Eure Herren Soldaten, die er fangen wird,
damit aufzuhelfen. Auch —

Willas

(schnell einkommend).

Hundert Briefe langen nicht, die ich schon
weit und breit herumtragen mußte. Es ist kein
Dorf mehr in unserem ganzen Lande, wo er
nicht die Leute zum Complotiren gegen Eure
hochwürdigen Herren Soldaten gebracht hat. Iosif
und ich hätten und nicht zu solchen Spitzdubens-
streichen gebrauchen lassen, wären wir Beide nicht
Steuern nebst Zinsgetreide vom vorigen Jahre
her noch schuldig. Da hat der Herr Schloß-
verwalter gesagt: „Wollt ihr nicht die Briefe
tragen und uns das unsern geheimen Aufbruch
zum allgemeinen Aufstand auf das Beste unter-
stützen, so laß ich euch das Brot unterm Leibe
nehmen und für ein halbes Jahr ein Quartier
bei Wasser und Brod im Schloßthurne anwei-
sen. Wofür ihr aber getreulich an die Hand
geht, diese Pöbelbrut auszurotten, so sollt ihr
sechs Jahre lang von allen Abgaben und Frohn-
diensten frei seyn.“ — Mit solchen süßen Wor-
ten hat er uns gefangen, wie der böse Feind
das arme Geis. Aber der liebe gute Gott hat
sich unser erbarmt und unser Gewissen aus dem
Sündenschlase aufgerüttelt. Mit großer Reue
habe ich und Iosif dem Herrn Husaren, der

bei dem Hofbauer im Quartiere liegt, all das schreckliche Unglück anvertraut, was der Schlossverwalter da über so viele tausend brave Leute mit blutgierigem Gemüthe verbreiten wollte. Nun weiß die allergnädigste Excellenz alles, was wir auf unserm Gewissen hatten.

Rietmeister.

Diesem gefährlichen Feinde unserer Waffen genügt nicht, das gute Landvolk zu erlösen und bis zum schändlichsten Weichelmorde aufzureizen; auch dahin strebt er, uns die besten Leute treulos zu machen. Zwei und zwanzig Unterofficiere und Gemeine meiner Eskadron hat er zur Desertion zu bereben im Geheimen versucht, durch das lockende Versprechen, ihnen, und wenn der Krieg noch viele Jahre in dieser Gegend währet, in den Gebirgsklüften einen ganz gesicherten, bequemen, Aufenthalt bei reichlicher Nahrung zu geben, und sie nach dem Friedensschlusse gut zu versorgen. Wir selbst — Eure Excellenz wollen über dieses verpöthete Gesändniß nicht zürnen — hat er seine einzige, wirklich reizende Tochter zur Gattin mit einem Brautschatze von baaren 40000 Thalern angeboten, wenn ich in die Armes seines Fürsten überträte.

„Entsetzlicher Bösewicht!“ schrie hier Vollmer mit furchtbarer Stimme auf. Er vermochte keinen Laut mehr hervorzubringen. Abscheu, Zorn,

die heftigste Aufwallung seines Gemüthes über alle diese höllischen Verleumdungen ergossen sich wie ein verheerender Strom mit solch zerstörender Gewalt in seine überreizte Seele, daß er seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Verwundt sank er nieder. In dem nächtlichen Dunkel eines tiefen dumpfen Kerkers, Hand und Fuß mit schwerer Kette gefesselt, trat der Unglückliche wieder ins Leben, um bald in die blutigen Schranken der gefesselten, mitleidlichen, grausamen Ermordung zu treten.

Königs unmenschliche Rachsicht hatte ihr verderbliches Gewerbe in tückischer Stille und mit scharfsinniger Feinheit gewoben. Den edlen Vollmer zu verderben, damit er ihm in seinen schändlichen Absichten auf Henriette nicht mehr hemmend entgegenwirken könne, und dann das schutzlose Mädchen, sey es durch Uebertredung oder Gewalt, sich zur Beute zu machen, war der höllische Plan, am welchem er von dem Augenblicke an mit aller Kraft der Erfindung arbeitete, seit welchem ihn Vollmers riesige Faust auf das schmerzvolle Krankenlager geworfen hatte. Der Plan ward entworfen, und nun ging es an die Ausführung. Es wurde der Huser Morcher,

in der Eskadron der liebedürftigsten, aber auch ver-
schämtesten, lächerlichsten Dursche, gerufen. Immer
des Rittmeisters vertrauester Rathgeber und Ge-
hülfe, wo es das Verderben eines schönen Mäd-
chens oder die vorsichtige Ausführung eines schlech-
ten Streiches galt, wurde er in Rangens Absich-
ten auf Hencletten, in ihres Vaters gewalthätis-
gen Brotschneitri und dessen unwillkürlich be-
schlossenen Untergang eingeweiht. Klotzschel fand
des Rittmeisters Plan sehr ausführbar, und schon
am andern Tage ein Paar Menschen, die in der
Sache vorzüglich brauchbar waren. Jost und
Riklas, durch eigene Schuld die ärmsten und ver-
achtetsten Menschen in ganz Lübenstein, wurden
eben so gut durch Rangens Gold, als durch das
tückische Verlangen, einem braven, wohlhabenden
Mann großen Schaden zufügen zu können, für
das Unternehmen gewonnen. Klotzschel verband
mit einer vorzüglich schönen Handschrift die Kunst,
fremdezüge mit der höchsten Täuschung nachzu-
machen. Rangens legte ihm zwei, von Vollmer
eigenhändig geschriebene Briefe vor, die er sich
heimlich zu verschaffen gewußt hatte, und nach die-
sen Schriftzügen wurde von Klotzschel ein Brief
geschrieben, worin Vollmer seinem Freunde, dem
Steuereassessor zu Niedensfeld alle blühende zu einer
weiten stillständischen Vesper von ihm glücklich ge-
machern Anstalten ausführlich mittheilte, eben so

die getroffenen Vorkehrungen zur Verhinderung der feindlichen Angriffe, zur Aufhebung aller der Hauptarmee nachfolgenden Munitionswagen mittheilte, und in einem Tone, worin der tiefste Haß und die unerfättlichste Noedlust gegen das feindliche Völkchen heiß und kräftig sich ausdrückten, zur thätigsten Mithülfe aufmunterte. Mit diesem Befehle und den zwei verkauften Verleumdern zwei Rittmeister Rangen vor dem Divisionsgeneral.

Raum ward Vollmer bewußtlos aus dem Zimmer des Generals geschleppt, als dieser schon Befehl gab, über den Angeführten Kriegsrath zu halten. Rittmeister Rangen führte das große Wort, des Generals erster Adjutant, der leidenschaftlichste Feind jedes Menschen, der nicht in Diensten seines Königs stand, hatte den von ihm zum Kriegsgerichte herbeigeholten Officieren die aufreizendste Schilderung über Vollmers höchst gefährliche, verbrecherische Handlungen gemacht, zugleich auch sehr bestimmende Winke über des Generals höchst begründetes, höchst nothwendiges Verlangen nach des Verbrechers Todesurtheil gegeben, und so war es sehr erklärbar, daß der edle, unschuldige Vollmer nach einem äußerst summarischen, strengen, unverantwortlichen Verfa-

ren zum Tode durch den Strang verurtheilt wurde. Die sonst drei Stunden nach geschlossenem Klagsrechte statt gefundene Exekution wurde, in Folge eines ausdehntlichen Befehls des Generals, auf den Morgen des andern Tages festgesetzt, um durch diese Hinrichtung die feindselig Gesinnten gegen fernere Unternehmungen einzuschüchtern.

Am andern Morgen, als die unglückliche, halblöse Tochter den Schutz des Alvaters ansehend, saß Vollmer auf dem Steinblocke, an welchem er mit schwerer Kette geschlossen war, und harrete jeden Augenblick seiner Abführung zur Richtstätte entgegen. Jetzt hörte er ein Geräusch an dem hoch über seinem Sitze angebrachten Gitterfenster des Kerkers. Das Geräusch wurde immer deutlicher und vernahm immer mehr ein rasches Durchseilen der Gitterstäbe. Es wurde still. Bald flüsterte von oben herab eine Stimme ihm zu, dicht an die Wand unter das Fenster zu treten. Bei der tiefen Dunkelheit in seinem Gefängnisse mußte Vollmer sich hintappen. Zum Glück war die Fußkette lang genug, diese Stelle erreichen zu können. Es rauschte an der Mauer ein Seil, immer nach kleinen Zwischenträumen in starke Knoten geschürzt herab. Am Ende des Seils war eine scharfe Feile befestigt. Bald ward Vollmer von seiner Kette los. — „Nur frisch an den Knoten herauf,“ — flüsterte die nämliche Stim-

me. Vollmer schlang sich von Knoten zu Knoten
die Wand hinauf bis zum durchbrochenen Gitter-
fenster. Dort faßten ihn zwei starke Arme. Bald
stand er auf der Leiter, die aus dem Dachfenster
in das nahe Haus hier befestigt war. Beim
Anblick des Randes sah Vollmer die schwindelnde
Höhe, auf welcher er nun schwebte. Der gering-
ste Schritt, ein Schwanken der Leiter, und er
würde in die erschütternde Tiefe gestürzt. Gott
gab ihm Kraft und Selbstesgegenwart, seinem un-
bekannten Retter nachzufolgen, der schon gegenüber
am Dachfenster stand, um ihn durch selbes wei-
ter zu führen. Nun ging es über Treppen,
Hausgänge, dann wieder Treppen tief in die Erde
hinauf. Jede Stufe beleuchtete den Weg. Schwe-
gend mit den leisesten Schritten, von Zeit zu Zeit
still stehend und lauschend, ob keine Gefahr der
Entdeckung drohe, wurde ein tief unter der Erde
liegender Keller erreicht. Vollmer mußte an der
letzten Stufe stehen bleiben. Er hörte das Hin-
wegkollern von Steinen und Gefäßen, das Ras-
sen von Kiegeln, das Schwirren verrosteter Thüre-
angeln. Jetzt wurde er am Arme ergriffen und
viele, durch die Zeit ermorschte Steintrufen, hin-
abgeführt. Sein Führer öffnete neuerdings
eine Thüre, leitete ihn durch selbe auf eine Strohs-
chütte, reichte ihm Brod und eine Flasche Wein,
und sagte dann mit halblauter Stimme: „Gott

Lob. Sie sind gerettet! Hier findet Sie auch der
 feinstk Spürhund nicht. Stärken Sie sich mit Brod
 und Wein. Jetzt will ich sehen, wie es auf der
 Oberwelt aussieht. Machen Sie ein Schläfchen.
 Die Strohschütte ist rein, und bei dem Gefühle,
 den Klauen Ihrer blutgierigen Feinde entlassen zu
 seyn, werden Sie auf diesem ärmlichen Lager sanf-
 ter schlafen, als Mancher in dem weichsten, üppig-
 sten Bette. Ich bin bald wieder bei Ihnen.“ —
 Ehe Vollmer die Hand seines Retters ergreifen
 konnte, um sie an die freudetrunkne Brust zu
 drücken, und ihm ein tief gefühltes Wort des
 Dankes zu sagen, war dieser schon wieder fort.
 Vollmer sank auf seine Knie, dankte Gott mit der
 innigsten Empfindung für Hülfe und Rettung,
 genoß die Zeit mehr als vier und zwanzig schwe-
 ren Stunden entbehrete Erquickung, und sank, er-
 mattet von dem Wechselgefühlen des Entsetzens
 und der Bitter, der Todesnähe und der Rettung
 bald in einen tiefen stärkenden Schlaf.

Vollmer erwachte, noch immer vom nächt-
 lichen Dunkel umgeben. Jetzt hörte er schon aus
 der Ferne starke, eilende Tritte. Die Thür wur-
 de rasch geöffnet, das hochflackernde Licht einer
 großen Lampe drang ihm entgegen, und bei dem
 Scheine dieses Lichtes erkannte er in dem Manne,
 der jetzt mit dem Lachen einer großen Freude auf
 dem freundlichen Gesichte schnell auf ihn zu-

schritt einen alten Grund, den Förster Holm. —
 „Ein große freudenvolle Nachricht, Herr Schloß-
 verwalter — das Holm mit jauchzender Stimme
 — Alle Feinde sind fort, alle fort, aus unserem
 Gäßchen und der ganzen Umgebung. Wir haben
 eine Schlacht gewonnen, eine sehr entscheidende
 Schlacht, die uns, mit Gottes Hülfe, wohl für
 immer von diesen lästigen Gästen befreien wird.
 Als ich Sie verließ, war es gerade Mitternacht.
 Ich eilte vor allem, die Leiter hinweg zu nehmen,
 um Ihren Verfolgern jede Spur zu entziehen;
 dann legte ich mich ins Fenster, um ein Bißchen
 umher zu spähen, ob man Ihre Entweichung
 noch nicht gemacht geworden sey. Jetzt sprengten
 uns Officiere an das Quartier des Divisionsgene-
 rals. Von meinem Fenster aus kann ich es
 ganz übersehen, und ich bemerkte mit Erstaunen,
 daß in einem Augenblicke alle Zimmer beleuchtet
 waren. Noch einige Minuten, und es stürzten
 Ordonnanz aus dem Hause heraus nach allen
 Richtungen hin. Da bliesen die Trompeter links
 und rechts aus Leibesträßen, da rasselten die Trom-
 meln Basse auf, Basse nieder. Im Sturmschritte
 marschirten alle Thormachen vor dem General-
 quartiere auf. Ehe eine Viertelstunde verging,
 stand die ganze Besatzung auf dem Paradeplatz
 ganz marschfertig da. Die Kanonen, die Pulver-,
 Proviant- und Bagagewagen donnerten über das

Pflaster hin, daß alle Fenster klirren, die Infanterie folgte, mehr im Laufe als im Gange, und es währte keine halbe Stunde, so trabte der General mit seinem ganzen Gefolge an der Spitze der Husaren zum Brückenthor hinaus. Die Dragoner hielten noch eine volle Stunde, der Oberst vor ihrer Mitte, mit gezogenem Palasch in der Josephstraße, dann rückten sie langsam den übrigen nach. Nun, bester Herr Schloßverwalter, wollen wir hinauf aus diesem tiefen schwarzen Schachte in das belebende, himmlische Licht der Morgensonne, um ein doppeltes Fest zu feiern, das Fest Ihrer Rettung und der Befreiung dieser Stadt und dieser Umgebung vom schweren Feindesjoch.“ —

„Ach, lieber, bester Holm, Sie geben mir zu viel Glück. Wo nehme ich alter Mann alle die Kraft, zu ertragen das Glück meiner Rettung und der Befreiung meines theuern Vaterlandes? Aber halt. Ich weiche keinen Schritt aus dieser Tiefe, bis ich nicht weiß, wie Sie mein Retter wurden.“

„Die Geschichte — sprach Holm, und führte Vollmer unterm Arme fort — ist ganz kurz, so kurz, daß sie erzählt ist, bis wir wieder im freundlichen Tageslichte sind. Ihre Arretirung ward bald im ganzen Städtchen bekannt, da Sie hier viel gekannt und viel geliebt sind. Ich wollte gestern Abends so eben zu Bette gehen, noch immer

schand über mich übermühen, allen den Schut-
ten die Hülfe zu brechen, die ihre Hände in das
Blut eines so edlen Mannes tauchen wollen, da
müßte mir mein Jagdgehilfe, daß mich Jemand
schonung zu sprechen wünsche. Es war der Al-
tenmeister des Stockhauses, welcher jetzt bei mir
stand und zu mir sprach: „Herr Förster, der
Schloßverwalter Bollmer muß gerettet werden,
denn er ist der bravste Mann unter der Sonne,
aber ich vermag es nicht. Unten in meiner Stus-
te sitzen zwei Dragoner, die von Zeit zu Zeit
das ganze Stockhaus durchschnüffeln, und vor dem
Thore steht eine Schildwache. Wir sind die Hän-
de gebunden. Sie sind der Mann, der allein im
Stande ist, den Unglücklichen zu retten. Er sitzt
im Thurm auf No. 13. Von Ihrem letzten
Dachfenster kann man das Fenstergitter dieses
Klosters mit einer zehn Fuß langen Leiter errei-
chen. Wir haben prächtiges Vollmondlicht. Das
Gefälle des Fenstergitters ist breit genug, um
für eine, von Ihrem Dache hinlaufende Leiter
solch eine sichere Stütze zu geben, daß sie keiner
andern Befestigung bedarf. Hier — er zog un-
ter seinem weiten Mantel ein langes, knotenrei-
ches Seil hervor und eine scharfe Feile — sind
die Hilfsmittel zur Befreiung. Das Gitter ist
bald durchgesägt, die untere Querstange fest genug,
daß das Seil daran angeknüpft werden und Herr

Vollmer sich an selbem hinauf schwingen kann, sobald er seine Kette mit eben dieser Felle durchgearbeitet hat. Ich gestehe allerdings, daß die Höhe, auf welcher man gleichsam wie in Lüften schwebt, um vom Gitter des Thurms bis zu Ihrem Dachfenster zu gelangen, dieses Unternehmen zu einem äußerst Kühnen macht; aber Sie sind ein beherzter Mann, und wer auf solchen Wegen geht, den tragen die Engel des Himmels auf schützenden Händen.“ — Damit eilte der wacker Mann fort, ich that, was mir mein Herz gebot, und der Allgütige hat mir seinen mächtigen Beistand gesendet.

Die sanfte, zarte, engelgute Henriette glich der Löwin, der man ihre Jungen raubt, als Vater Vollmer so gewaltsam hinweggeführt wurde. Mit des Schmerzes, mit der Verzweiflung vollstem Gefühl rief sie alle Menschen um Hülfe für ihren Vater an, sie rang sich los von den Rägden, um sich dem dahin rollenden Wagen nachzustürzen, und als die Leute des Schlosses, selbst in großer Verwirrung und Trauer über die Arrêtierung des allgemein geliebten Schloßverwalters, sie innig baten, sich zu beruhigen, als der Justizamtmann, der so eben von einer Reise zurückkehrend, ihr

selbstlich gelobte, schon nach einigen Stunden un-
ausschiebbarer Beschäfte in das Hauptquartier des
Divisionsgenerals zu fahren, und alles für die
Besetzung ihres Vaters anzubieten, da wurde ihr
Schmerz allmählig milder, und die starre Ver-
zweiflung löste sich in einen lindernden Thränen-
strom auf. Man brachte Henriette auf ihr Zim-
mer, sie fühlte sich so angegriffen, daß sie sich le-
gen mußte.

Es war in der folgenden Nacht, und Henriette
saß so eben am Schreibtische, um an ihren Vater
und an den Justizamtmann, der noch nicht aus dem
Hauptquartiere zurück gekehrt war, mit Tagesanbruch
einen Eilboten abzusenden, als leise an ihre Thür
gepocht wurde. Henriette hatte sich ein Zimmer
gewählt, dessen Fenster mit starkem Eisengitter
verwahrt waren, und hinter Schloß und Riegel
Schutz gesucht gegen die zu erwartenden Angriffe
des Rittmeisters, dessen Rückkunft ständlich zu
besürchten stand. Trotz des Geklammers und der
Riegel zitterte sie, als jetzt, zu so ungewöhnlicher
Zeit an ihre Thür gepocht wurde. Schweigend,
vor Angst kaum athmend blies sie das Licht aus.
Das Pochen wurde wiederholt. Jetzt fielen drei
streichbare Schläge, die starke Eisenthüre horst
und Henriette, einer Ohnmacht nahe, erkannte
beim Lichte des Mondes in dem Hereinstürmens
den den Rittmeister. — „Nun süßes, trostiges

Taubchen, sollst du mir nicht mehr antworten,"
 — ließ der Betrunkene und wankte mit aus-
 gestreckten Armen auf Heurletten zu. Gestrei-
 dig wie ein Aal schlüpfte sie unter seinen Armen
 hin und durch die gespaltene Thüre. Mit gräß-
 lichem Gesuche, schwerfälligen und unsichern Trit-
 tes wankte Rangen, so schnell als möglich, ihr
 nach, die Trümmer der zerlegten Thüre geleiteten
 ihm unter die Füße und er stürzte mit einer Ge-
 walt nieder, daß der Boden bröckelte. Nur durch
 lange und große Anstrengung half er sich wieder
 empor. Jetzt sah er den vom Mondlichte beleuch-
 teten Gang heraus mehrere Gestalten rasch, aber
 still daher schreiten, sah Waffen blitzen, und rief
 den Daherschreitenden mit schwerer Zunge den
 Befehl zu, die Tochter des Schloßverwalters auf
 der Stelle herbei zu schaffen. Schwelgend schrit-
 ten die Waffenhänner immer näher. Erkennt
 ob nicht rasch geleisteten Gehorsames brach er in
 gräßliche Flüche aus, da wurde ihm eine Säbel-
 spitze auf die Brust gestellt, und das Niederhauen
 bedroht, wenn er nur einen Laut von sich gebe.
 Die Trunkenheit war verschwunden, und mit
 Entsetzen sah sich der Husarenrittmeister als den
 Gefangenen feindlicher Jäger. Aber er war es
 nicht allein, seine ganze Eskadron wurde in klei-
 nen und größern Abtheilungen von den Jägern
 dahergeführt. Alle Husaren, ihr Rittmeister in

ihrer Mitte, mußten sich im Schloßhofs lagern. Die Hälfte der Jäger stand, die gespannte Blüchse im Arme, im Kreise umher, Jedem den Tod drohend, der sich von der Stelle bewegen würde, während die andere nach allen Richtungen parirte. Die Husaren knirschten vor Wuth, als sie sich von einer Anzahl Feinde überfallen und gefangen sahen, die kaum den dritten Theil der eigenen zählte.

„Nun bin zum schönsten Augenblicke meines Lebens!“ — sprach der Officier, der dieses Jägerdetaschement befehligte, halblaut und mit dem Ausdrucke der innigsten Empfindung, eilte dem hohen Schloßportale zu, aus welchem so eben der Secretair des Fürstenthums und der Oberförster, beide aus dem ersten Schlafe gerüttelt, traten, um dem siegreichen vaterländischen Officier ihre freudigen Glückwünsche darzubringen und für seine und der Seinigen beste Verpflegung alles schleunigst aufzubieten. — „Seyen Sie uns willkommen, tausend Mal willkommen!“ rief der Secretair dem Officiere zu, aber dieser eilte an ihm vorüber und warf sich an die Brust des Oberförsters. Es war Friedrich, der in seines Vaters Armen lag.

„Friedrich, mein Friedrich!“ — stammelte der Greis mit zitternden Lippen und unter stehenden Thränen der Vaterwonne. Er konnte nicht sagen, wie Friedrich, dem er noch immer

als Unterofficier im Scharfschützencorps währte, so schnell zum Officier im Jägerregimente befördert wurde; wie er im Laufe ihrer Trennung gelebt, gekämpft, geduldet habe, wie er so plötzlich und so siegreich hieher gekommen sey. Der überglückliche Vater hatte keine Worte; er hatte nur Blicke und Thränen einer unbeschreiblich süßen Empfindung, und mit zitternden Armen drückte er den Geliebten an die pochende Brust, die das Uebermaß des Entzückens kaum zu fassen vermochte.

„Oberförster Friedrich ist da! — Fritz ist Officier geworden! — Fritz hat die Husaren gefangen!“ scholl es weithallend durch alle Gemächer und Gänge des Schlosses. Bis zu Hemletten, die sich vor den Verfolgungen des Ritters in dem abgelegensten Winkel verborgen hatte, ertönte der Freudenruf. Sie lauschte, hörte immer deutlicher die Töne des Jubels, schlich mit leisen, vorsichtigen Tritten aus ihrem Verstecke hervor, und als sie jetzt die Stimmen der Diener und der Mägde erkannte, als sie, den vorbeireisenden, laut jauchzenden Gärtner aufhielt, und von ihm die überraschende Kunde, daß ihr Friedrich hier, daß er Officier, daß von ihm der Rittermeister mit seiner Eskadron gefangen sey, unter den heiligsten Verheuerungen der Wahrheit hörte, da flog sie auf den Flügeln der Liebe, der Sehns

sucht, des Entzückens an die treu-liebende Brust ihres Friedrichs. Der Liebenden Glück wäre unendlich gewesen, hätte nicht ihre Herzen bei dem Gedanken an die gefährvolle Lage des edeln Volkmers im kindlichen Schmerze und in kindlicher Sorge gezittert.

Der Morgen war herangebrochen, und Pleunemant Friedrich, der von dem glücklichen Erfolge seiner Entsendung dem Commandanten seines Regiments, das in einem nahen Marktflecken stand, durch einen reitenden Boten Rapport gemacht hatte, erwartete jeden Augenblick den Befehl zum Abmarsche. Es schlug schon die neunte Morgenstunde, und noch war kein Befehl eingetroffen. Jetzt rollte ein Wagen im flüchtigen Laufe die Dorfstraße herab dem Schlosse zu. Alles schrie auf, als man den Wagen des Justizamtmannes erkannte, aber alles erbleichte auch, als dieser allein ausstieg. Henriette vermochte sich nicht von der Stelle zu bewegen. Der Justizamtmann eilte auf sie zu mit Blicken, worin sich eine große Freude ankündigte. — „Ihr Vater ist gerettet, längstens in zwei Stunden wird er hier seyn!“ — rief er ihr entgegen. Die Schloßleute brachen in ein lautes Freudengeschrei aus. Henriette und Friedrich sanken auf ihre Knie und dankten dem Allmächtigen mit Worten des tiefsten Gefühles.

Der Justizamtmann erzählte nun, wie un-
 menschlich Vollmer von dem Rittmeister Rangen
 sey verleumdet worden. (Hätte nicht Friedrich
 den elenden zitternden Rangen geschügt, hätte er
 nicht selbst mit bloßer Klinge die Erbittertesten zu-
 ruck gehalten, so wäre Rangen in Mitte seiner
 Husaren und der Jägerwache von dem wüthenden
 Hofgesinde ermürgt worden.) Erbleichend und mit
 ängstlich schlagendem Herzen wurde die Erzählung
 von Vollmers Verurtheilung zum Tode angehört,
 aber die Geschichte seiner Rettung öffnete alle
 Schleusen der Freude und dem wackern Eisens-
 meister und dem hochherzigen Holm wurde ein
 oftcs, weithin schallendes Lebehoch gebracht. Hen-
 riette hatte noch immer zu fragen, und der ge-
 fällige Justizamtmann war noch nicht mit der
 Hälfte der Antworten zu Ende, als Vater Voll-
 mer mit seinem Ketter Holm auf den Schloss-
 hof fuhr.

Es ward Friede. Die Regimenter kehrten
 in ihre Garnisonen zurück. Friedrich Born ward
 im Laufe der Schlachten durch ausgezeichneten
 Muth und ausgezeichnete Verdienste, die er sich
 um Fürst und Vaterland bei jeder Gelegenheit,
 besonders durch eine höchst kühne Rettung des

Erbsprinzen aus den Händen zahlreich ihn umringender Feinde, vom Jägerleutnant zum Scharfschützenhauptmann befördert und mit dem Verdienstorden belohnt.

Er nahm nach dem Einrücken in seine Station sobald als möglich Urlaub und eilte auf den Flügeln der Liebe und Sehnsucht nach Lübenstein. Es war eine Scene des innigsten Entzückens, als die Liebenden in vollem Gefühle ihres Glückes, sprachlos, nur mit den Blicken die Wonne des Innern aussprechend, sich umfaßt hielten, und Vater Born und Vater Vollmer, Thränen der reinsten, innigsten Freude vergießend, die Glücklichen segneten, und ihnen ihre nahe Verlobung ankündigten.

Der Frlherr von Lüben, jetzt wieder auf sein Schloß zurückgekehrt, empfing Friedrich mit allen Zeichen wahrer Hochachtung. — „So viel ich weiß — redete ihn Herr von Lüben an — spricht Ihr Herz noch eben so für die edle, tugendhafte Henriette, wie im ersten Aufwachen der Liebe. Ihre gegenwärtige Stellung ist so ehrenvoll und der Fürst so sehr auf Ihre fernern wichtigen Dienste hingewiesen, daß Sie, Herr Hauptmann, nicht in Ihre vorigen einfachen Verhältnisse zurücktreten dürfen, sondern auf der so schön und so glücklich betretenen Bahn im regen, unheilreichen Wandel fortschreiten müssen. Da ich

aber einige Ihrer Briefe, die Sie während des Feldzuges und nach dem Friedensschlusse an Ihren Vater schrieben, gelesen, und daraus ersehen habe, daß das Militär nur in so fern für Sie Reiz hat, als die Ehre und der Schutz des Vaterlandes Ihres Arms bedürfen, und daß Sie nach dem verhallten Schlachtgetümmel aus dem kriegerischen Leben so gern in das thätige, wirkungsreiche Walten des Bürgerlebens treten würden, so gebe ich Ihnen meine Versicherung, daß, wenn Wald und Waldmannstreiben noch das liebe Ziel Ihrer Wünsche sind, Sie einer reichen Forstmehrerstelle mit Zuversicht entgegen sehen dürfen. Mein Schwiegersohn, der Minister Graf Roden, wird sich glücklich fühlen, die Wünsche eines jungen Mannes, der für Fürst und Vaterland so viel gethan hat, in ihrem ganzen Umfange zu begegnen. Wollen Sie, Herr Hauptmann, mich bei dem Grafen zum Organ Ihrer Wünsche machen, so danke ich Ihnen herzlich für diese Gelegenheit, Ihnen meine Hochachtung und die Dankbarkeit, welche Sie von jedem Bewohner dieses Landes zu fordern berechtigt sind, nach Kräften zu bekräftigen.“ —

Friedrich sah sich am Ziele seines geheimsten feuerigsten Wunsches, denn er war da, wo es den Ruhm und das Wohl seines Vaterlandes galt, Soldat mit einer Feuerseele und mit jeder

Kraft seines Erbens, aber bei dem Verschlingen der Gesänge, der Kriegstrompete, des rauschenden Trommetenrausches, bei dem sanften Ertonen der Friedensflöte schaute er sich aus dem geräuschvollen Prunkleben hinaus in seine stillen, säuselnden Wälder, in den grünen Dom bemooster Eichen.

Schon nach einigen Wochen ward der Scharfschützenhauptmann Vorn zum Fersemeister im Buchensee ernannt, und der Tag seiner Verblüdung mit Henriette Vollmer festgesetzt.

Nachdem gern hätte Vorn, der jeden Prunk und jedes geräuschvolle Treiben haßte, seine Vermählung in dem stillen, höchst reizend gelegenen Buchensee, nur im Kreise der Seinigen gefeiert, aber Herr von Lüben, der den edlen, ruhmgekrönten Sohn seines alten, höchst wackern Dieners sehr auszeichnen wollte, hatte es dahin gebracht, daß die Vermählung in Lübenstein, und zwar mit dem möglichsten Pompe, gefeiert werden sollte.

Zwischen den dichten Reihen des Landvolkes, vom Schlosse bis zur Kirchenthüre eine feierlich geschmückte Hecke bildend, schritt das reizende Paar, gefolgt von einem unübersahbaren Zuge geladener Gäste, dem Altare zu. Schon standen sie vor dem Priester, schon begann dieser sein heili-

ges Amt, da drängte sich durch den dichten Kreis der Umstehenden ein Mann mit wild rollenden Augen, mit wild verzerrtem Angesichte. — „Halt!“ — rief er mit donnernder Stimme dem Priester zu. — „Dieser da — hier tobt er mit ausgestrecktem Arme auf Friedrich — hat mich unglücklich gemacht. Auch er soll nicht glücklich werden!“ — Mit Blitzesschnelle riß er eine Pistole hervor und mit zerschmetterter Brust sank Friedrich sterbend an Henrietten nieder.

Noch hatte sich Niemand von den Unzähligen, die Zeugen dieser gräßlichen That waren, vor ~~Entsetzen zu fassen gewußt~~, da fiel ein zweiter Schuß. Der Mörder hatte sich durch den Kopf geschossen.

Von dem Augenblicke an, da Friedrich, als Jägerlieutenant den feindlichen Husarenrittmeister Rangen auf dem Schlosse Lübenstein zum Gefangenen gemacht, und dessen niederträchtige, blutgierige Handlung gegen den edlen Vollmer gehört hatte, war sein feurigster Wunsch, diesen Bösewicht im Schlachtgetümmel zu finden, und dort an ihm Henriettens Thränen und ihres Vaters übermenschliche Leiden zu rächen. So lange Rangen ein Kriegsgefangener war, durfte Friedrich

der Erfüllung dieses seines glühendsten Verlangens nach der Wiedersichtung des Gefährten nicht entgegen sehen, aber schon nach dreitägiger Kriegsgefangenschaft wurde Rangen gegen einen Artilleriehauptmann ausgetauscht, und nun hörte Friedrich jenes Zeichen zum Kampfe mit hochfliegender Brust, mit brennender Begierde, denn in jedem Kampfe hoffte er dem Todfeinde zu begegnen. Plänkelen, Gefechte, Schlachten waren über die bluttriefende Bühne des Nordes, der Leiden, der Grausamkeiten gegangen, oft stürzten die grünen Husaren auf seine Jäger im geschlossenen Kampfe, oft hatte er mit ihnen im einzelnen Gefechte zu kämpfen, aber nie ~~stieß er auf Rangen~~. Und er ~~hatte endlich~~, knirschend vor Wuth, über die zertrümmerte Hoffnung der Rache, von einem gefangenen Husaren, daß Rittmeister Rangen, gleich nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft zum Depot des Regiments in das Innere des Landes zurückgeschickt worden sⁿ.

Eben als Friedrich, nach geschlossenem Frieden, zu Lübenstein in Urlaub war, wurden Jost und Niklas zum dortigen Justizamt in Ketten, unter militärischer Begleitung gebracht. Die Besatzungsräte ähnelten nicht die verheißenen Früchte ihrer unmenslichen Verleumdung. Der Divisionsgeneral, bedroht und zur schnellen Flucht gedrängt von dem heranstürmenden Feinde, hatte Vollmer

und seine Ankläger vergessen. Jost und Niklas sahen am andern Tage den Schloßverwalter, welchen sie entweder schon heimlich hingerichtet, oder doch wenigstens mit dem Hauptquartiere abgeführt glaubten, wohl und froh am Arme eines Mannes im Städtchen umhergehen, und bald mit diesem lustig dahin fahren. Jetzt waren die Bösewichter in der schrecklichsten Lage. Nach Hause wagten sie sich nicht, da sie dort jeden Augenblick die strengste Untersuchung zu befürchten hatten; die wenigen Goldstücke, durch welche der Rittmeister sie bestochen hatte, waren schon auf die überflüssigste Weise vergeudet, und die einzige Hoffnung, in einer fremden Gegend durch Tagelohn sich zu ernähren, ward ihnen bei diesen unruhigen, verdienstlosen Zeitverhältnissen eben so wenig, als sie ohnehin für die Arbeit zu träge und zu ausschweifend waren. Sie gingen auf gut Glück in das Land hinein, bettelten, stahlen, ließen sich vom Feinde als Spione brauchen, wurden endlich nach dem Friedensschlusse an der Gränze des Fürstenthums als Vagabunden aufgegriffen, nach summarischem Verhöre mit einer Tracht Prügel begabt, und da man ihren hartnäckig verschrolegenen Wohnort durch qualvolle Maßregeln erzwungen hatte, wohl verwahrt und wohl bewacht an das Libensteinische Justizgericht abgeliefert.

Vollmer war beim Anblicke dieser Bösewichter einer Lähmung nahe, so sehr ergrieff ihn die gräßliche Erinnerung an jene Stunden des Schreckens und der Angst. Friedrich erglühete bei dem Gedanken, nun sein Streben, dem schändlichen Rangen vor die Schranken eines strengen, gerechten Strafgerichtes fordern zu können. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Justizamtmann. Gleich im ersten Verhöre gestanden die Verbrecher ihre Theilnahme an Vollmers beschloffenem Untergange auf's Genaueste und Ausführlichste. Schon war ihre Aussage mit gerichtlicher Beträstigung in Friedrichs Händen, schon hatte dieser ein Schreiben an das Officierscorps von Rangens Regiment vollendet, die höchst entehrende Handlung dieses Bösewichtes darin umfassend dargestellt, und seinem Schreiben die gerichtliche Aussage von Rangens Theilnehmern beigelegt, da — o furchtbare, nie rastende Nemesis — wurde der Husar Klotzschel, der bald nach seiner Gefangennehmung auf dem Transporte entließ, und sich zu einer Diebesbande gesellte, mit selber in der Nähe von Lübenstein aufgegriffen und dahin in das Gefängniß gebracht. Klotzschel hatte bei Vollmers Geschichte eine so wichtige Rolle gespielt, daß sein von Jost und Niklas oft genannter Name dem Justizamtmann auffallen mußte. Klotzschel leugnete nicht, daß er der nämliche sey, der, auf seines Rittmei-

stets Bepfehl, die beiden Lüdensteiner für Treue-
schafft gegen den Schlossverwalter Köhler anzu-
sprechen und den Rath an den Stenografen Fried-
berg geschrieben habe. Auch entlockte Klotzsche
noch so manche Schandthat dieses Mannes, wo-
von schon die geringste zur öffentlichen Entze-
hung und mehrjähriger Finkerkerung reif gemacht
haben würde. Diese Geständnisse sandte Friedrich
mit den übrigen ab.

Es war gerade zur Zeit der Parade, als
der Oberst des Husarenregiments, im Kreise sei-
ner Officiere stehend, Friedrichs Schreiben erhielt.
Der edle Born über solch eine unmenschliche
Handlung, die Scham, schon Jahre lang mit
solch einem Bösewichte gedient zu haben, gossen
bunte Flammenröthe auf des Gereiften ehrwürdiges
Gesicht. Mit einem Blicke, aus welchem In-
grim und Verachtung verheerend hervor bligten,
lachte er den Rittmeister Rangen an. Der Stän-
der erbehte, das schlechte Bewußtseyn übertünchte
die fahlen Wangen mit der Kreidefarbe der Angst,
und sein Auge vermochte nicht dem scharfen, un-
heildrohenden Blicke des gefürchteten Vorgesetzten
zu begegnen. Der Oberst befahl dem Rittmei-
ster nach Hause zu gehen, führte dann die Offi-
ciere nach seiner Wohnung in das Rapportzimmer
und ließ hier Friedrichs Schreiben durch den Ad-
jutanten vorlesen. Lange war dieser schon damit

zu Ende, und noch immer herrschte die tiefste Stille. Man sah nur Gesichter, die der Zorn, die Verabscheuung, das Gefühl der Schande, solch ein Ungeheuer zum Kameraden zu haben, bald erbleichen, bald erglühen machte. Jetzt brach das empörte Gemüth los. Wie mit einer Stimme baten alle diese braven Officiere ihren Oberst, dem Elenden arretiliren und der strengsten Untersuchung unterwerfen zu lassen. Der Oberst, ein höchst besonnener, weiser Mann, der jedes Aufwallen seiner Seele gleich wieder zu beschwichtigen wußte, machte die Officiere dahin aufmerksam, daß man diesen Bösewicht, keineswegs seiner selbst willen, sondern der Ehre des Regiments wegen, nicht dem Besatz übergeben, sondern in aller Stille entfernen müsse. — „Wird dem Elenden zugesichert — sagte der Oberst — die Untersuchung seines Verbrechens zu unterlassen, wenn er auf der Stelle aus dem Dienste tritt und auf immer die Staaten unseres Königs verläßt, so verschwindet er spurlos, und niemand wird ahnen, daß dieses Schreusal so lange unserm Ehrenrock befudelte.“ — Die Officiere, von dem höchsten Ehrgefühle begeistert und für die Reinheit ihres Staats den letzten ihrer Blutstropfen dahin gebend, traten der Meinung ihres Obersten bei. Der Adjutant erhielt den Auftrag, Rängen den Beschluß des Officiécorps zu eröffnen, und der Oberst

versprach, auf der Stelle zum König zu gehen und dessen geheime Einwilligung zu Rangens stiller, augenblicklicher Entfernung zu erbitten.

Aber es war zu spät. Rangen selbst hatte die Schande der Dessenlichkeit, die allgemeine Verbreitung seiner ehelichen That über sich herangezogen. Der Stabstrompeter, welcher immer die Befehle fürs Regiment von der Post brachte, war mit Friederichs großem, packetartigem Schreiben so nahe und so langsam an ihm vorüber gegangen, daß er das Postzeichen des Auslandes, sogar den Namen der in der Nähe von Lüdens Stein gelegenen Poststation erkennen konnte. Des Obersten dunkle, zürnende Blicke, mit welchen er während des Lesens oft auf ihn hinstarrte, der Zorn, der Abscheu, die in des Briefes sprechenden Zügen immer mächtiger hervortraten und der streng und wild ihm zugeherrschte Befehl zu schneller Entfernung hatten dem schuldbelasteten Sünder nur zu laut und zu klar gesagt, daß sein zu Lüdens Stein verübtes Verbrechen aus dem gehofften Dunkel des ewigen Schwelgens in das helle, ihn verderbende Licht hervorgetreten ist. Rangen wankte wie der kraftloseste Greis die Treppe hinab, er war so außer sich, so sehr von aller Besonnenheit verlassen, daß er zwei Hauptleute, an denen er vorüber wankte, und die ihn um die Ursache seines kranken Aussehens fragten, geradezu

mit flatterndem Schwerte seine Befehle mit dem Amtverwalter Dollmer erzählte und in kindisches Jammer über seine gewisse Cassation ausbrach. Auch diese beiden Officiere gehörten zur großen Zahl der ihm Abgeneigten. Sie waren unedel genug, auf der Parade, zu welcher sie so eben gingen, Rangens Sündenbekenntniß unter lautem Lachen zu erzählen. Wie ein Lauffener ging die Erzählung durch alle Waffengattungen der Garnison, von der Straße in das Vorzimmer des Monarchen, und der Husarenoberst schritt noch im Rapportzimmer auf und ab, überlegend, wie er dem König diese fatale Geschichte vortragen solle, als schon ein ~~Gefolgsgewand~~ ^{Bedienter} vor ihm eintrat, und des Königs Befehl zu Rangens Arretirung und zu strenger Untersuchung seines Verbrechens überbrachte.

Rangen wurde infam cassirt, und zu zweijähriger Schanzarbeit verurtheilt. Der Artilleriegeneral, sein Oheim und ein Liebling des Monarchen, brachte es dahin, daß Rangen von der Schanzarbeit frei gesprochen, dagegen, unter Androhung lebenslänglicher Einkerkelung des Landes verwiesen wurde. Ein Wachtmeister der Stadtdragoner fuhr mit ihm an die Gränze, übergab ihm dort eine Rolle mit Geld, das letzte Geschenk seines untröstlichen Oheims, und überließ

dem Verbrecher seinem Grollen und seinem Gesehe.

Wie langsam im Laufe seiner Untersuchung erfuhr, daß Friedrich sein Ankläger gewesen sey, ist nicht klar geworden, aber daß er es genau wußte, erfuhr man aus einem kleinen Aufsatze, welchen man nach seinem Selbstmorde bei ihm gefunden hatte.

Von dem Augenblicke seiner Cassation an athmete er nichts als Rache gegen Friedrich. Raub von dem Wachtmeister geschieden, eilte er in die Gegend von Lübenstein. Dort hörte er ~~Henriette~~ ~~seine~~ Verbindung mit Friedrich. Er kaufte sich im nächsten Städtchen zwei Sackpfosten, für eine Woche Lebensmittel, verbarg sich in einer von Lübenstein nicht fernem Felsenklucht bis zum Hochzeitstage, und trat an diesem aus seiner schauerlichen Algerhöhle zum gräßlichen Morde hervor. —

Monate verflossen, bis Henriette, durch den verzweiflungsvollen Schmerz über Friedrichs Ermordung an den Rand des Grabes geführt, aus dem schweren Kampfe mit dem Tode dem Leben wieder gegeben ward. Aber es war das Leben des tiefsten Schmerzes, der gerstörndsten Trauer. Sie hatte keine Thra-

nem mehr, keinen Crusther, aber auch kein Lächeln, keine Sprache, keinen Willen, keine Bewegung des Innern. Sie saß und blickte starr vor sich hin mit den erloschenen glasigen Augen. Sie würde immer so gefessen, sie würde verschmachtet sehn, hätte man sie nicht in das Freie geführt, hätte man ihr nicht jede Nahrung eingefloßt. Nur von Zeit zu Zeit ein leichtes Zucken der Lippen und ein leises Beheben des Athems verriethen das Daseyn des Lebens.

So saß sie eines Morgens unter einer hohen Buche im herrschaftlichen Parke, ihrem frühern Lieblingsplatze, wohin sie bei günstiger Witterung täglich geführt wurde. Jetzt kam eine Zigeunerin mit der Justizamtmännin. Das Weib hatte von Henriettens Zustande gehört, deren Heilung versprochen, und wurde nun von Henriettens leichtgläubiger Freundin zu ihr geführt. Die Zigeunerin betrachtete lange die still und untheilnehmend vor sich Hinblickende. Jetzt berührte sie Henrietten an Stirne, Nacken und Brust, sprach unter konvulsivischen Bewegungen unverständliche Zauberworte, zog einen Kreis um die Sitzende, riß einen Zweig von der Buche und schwang ihn über ihrem Kopfe, wobei sie drei Mal mit gellender Stimme den Namen: „Kabutka“ rief.

Bei diesem Namen blickte Henriette rasch auf. Sie stieß ein gräßliches Geschrei aus, stürzte sich

auf die Zigeunerin, sagte sie an der Kefle und würde das alte Weib erwürgt haben, hätte nicht das Unglücksgeheul der Justizamtswärterin einen nahen Wartenverwalter herbeisellen gemacht. Es mußte große Gewalt gebraucht werden, um die Zigeunerin von Henriettens krampfhaft geschlossenen Händen loszumachen.

Von diesem Augenblicke ward ihre stille Melancholie zur periodischen Raserei, die oft zwei Tage währte, dann in stillen Wahnsinn überging. In der Folge verlor sich das Rasen immer mehr, und die Wahnsinnige wurde sehr gesprächig. Da erzählte sie dann immer, daß sie Kaducus Schölerin, das leuchtende Zigeunerweib, von welchem sie mit dem Staube des Unglücks beworfen wurde, erdrosselt habe. Der Anblick bunter Kleidung mit grellen Farben brachte sie immer außer sich, oft zur gefährlichsten Raserei. In jedem bunt gekleideten Frauenzimmer glaubte sie jene Zigeunerin wieder zu erblicken, welche ihr ein Leben voll Unglück vorhervorkündigt und deren schreiend bunter Anzug ihrem Gedächtnisse sich zu tief eingedrückt hatte.

Solch eine Kleidung hätte für meine Emilie, als Pseudo-Zigeunerin, beinahe den Todesstoß aus der Hand der Wahnsinnigen herbeigeführt.

22

Zwei Jahre nach dieser unvorzesslichen Ver-
gehenheit kam ich wieder nach Lübeck. Ich
stieg am Dorfe aus und ging durch den Park.
Ein alter Mann, mit gebeugtem Haupte im tie-
fen, schwermüthigen Sinnen, die Arme über die
Brust gekreuzt, wandte vor mir hin. Er bog in
einen Seitengang und unwillkürlich folgte ich ihm.
Jetzt blieb er stehen. Wir standen in einer von
dichten Eypressen nächstlich dunkel beschatteten Ro-
tunde. Vom weißen Sande umflossen erhob sich
in der Mitte ein Grabeshügel, mit weißen Rosen
geschmückt. „Arme Henriette!“ — Ilspelte der
Geist, brach eine Rosenkranz, drückte sie an
seine bebenden Lippen, an seine tränenmoosen An-
gen, und wandte aus der Rotunde. Auch ich
pflückte eine Rose, auch meine Thränen flossen
über sie hin auf die Ruhestätte der Entschlafenen.

Schon lange ist diese Rose zu Staub ge-
worden, wie jene angestrichene, wunderholde Blume,
aus deren Asche sie mit ihrer duftenden Blüthen-
fülle empor sproßte; aber noch immer bewahre
ich diesen Staub wie ein geheiligtes Vermächtniß,
und nie betrachte ich ihn, ohne in die höhern Sphä-
ren zu Henriettes verklärter Lichtgestalt mit dem
seemnen Wunsche aufzublicken, auch einst dort
so zu wandeln, wie sie, die Reine, wandelt.





25/57.

Neueste

Biographien

der
Meyer's
Buchhandl.
Wahnsinnigen.

Aus Familienpapieren und Criminalak-
ten bearbeitet

von

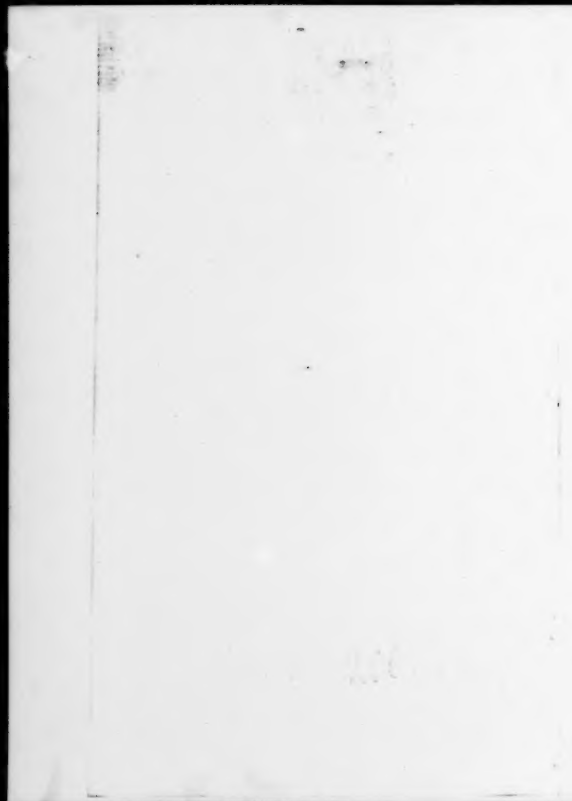
J. H. von Train.

3wei Bände.

3weiter Band.

Weissen, bei A. W. Goedsche.
Penz, bei C. W. Gant.

1833.



Sidonians Opfer.



Im wilden Rürnen hatte der Magnat Migóly *) den Boden der Magnaren, sein undankbares Vaterland, verlassen. Es war im Reiche eine mit hoher Würde und großer Macht ausgestattete Stelle zu besetzen, und die Priester, Reichsbarone, Obergespane und Grafen hatten noch aus grauer Vorzeit das Recht, für die Bekleidung dieser hochwichtigen Stelle Einen aus des Adels Mitte zu wählen. Die Edelsten Ungarns strebten nach dieser Würde, aber keiner dünkte sich ihrer so werth, als der Magnat Migóly. Schon als Jüngling hatte er für die Rechte und für den Ruhm der geliebten Heimath ritterlich gekämpft und oft geblutet; unzählbar waren die reichen Opfer, welche er in den sturmbelegten Zeiten auf dem Altare des Vaterlandes niederklegte, und das Alter und der Reichthum, die Macht und die Unbeflecktheit seines Hauses gaben ihm die gewichtigsten Ansprüche auf diese glän-

*) Die Namen der Personen und Orte dieser und folgender Erzählungen sind aus bewegenden Gründen gewählt, aber die That ist wahr.

gende Stelle. Der inhaltreiche Tag der Wahl war gekommen, und — Graf Wöhatszeck wurde gewählt. Wigóly's Verdienste um das Vaterland blieben vom hohen Wahlrathe keineswegs unbeachtet und ungewürdigt; aber man wählte den sanften, immer mit Ruhe und Weisheit prüfenden, liebevollen Wöhatszeck, denn es war nicht Einer unter den Wählenden, welchen nicht bei mancher Gelegenheit Wigóly's Stolz und Festigkeit tief verletzt hatten.

In das Innerste seines Pallastes verschloß sich der wild zürnende Magnat, bis er alle Anstalten zu einer vielsährigen Reise in ferne Länder gemacht hatte. Dann floh er, nur von zwei treuen Heiden begleitet, aus den verhassten Mauern von Pesth, den Reisewagen nicht verlassend, so lange er auf ungarischem Boden rollte. —

Wigóly hatte den Plan, einige Zeit an den reizenden Ufern des Rheins sich iber den Schmerz gekuschter Hoffnungen zu zerstreuen, dann Frankreich zu bereisen und von da nach England zu gehen. Auf der Reise nach den Rheingebirgen kam er nach Mannheim. Die reinlichen, schnngeraden, mit schönen Häusern besetzten Straßen dieser so regelmäsig gebauten Stadt, deren ansehnliche Umgebungen, die feine Sitte, Bildung und Freundlichkeit der Einwohner und so manches ihn hier ansehnende Schöne gestalteten in ihm den Ent-

schluß, hier längere Zeit zu weilen. Er miethete ein großes Gebäude auf dem belebtesten Plage, nahm eine zahlreiche Dienerschaft auf, schaffte sich die theuersten Reitpferde, die prachtvollsten Equipagen, und bald sprach ganz Mannheim von der Prachtliebe, von dem Reichtume, dem Geschmacke und der Gastlichkeit des vornehmen Magnaten.

Mit der vollen Kraft des Mannes einte Migóls eine ausgezeichnete männliche Schönheit. Seine Sitten waren die reinsten, sein gesellschaftlicher Ton der feinste und liebenswürdigste; es schien, als habe er an der vaterländischen Grenze all seinen kalten, abstoßenden Stolz, seine verlegende Heftigkeit hinter sich geworfen, und nur die gewinnenden Eigenheiten des Ungars auf deutschem Boden als liebliche Gesährten mit sich herüber geführt.

Die schönsten Frauen und Mädchen Mannheims huldigten dem schönen, reichen Fremdling in geheimer, heiserer Liebe. Die Gräfin Sidonie von Mottberg, schon Witwe in der sich entfaltenden Blüthe des Lebens, hoch gebildet, geschmückt mit begeisterten Witten, sahlte sich von Migóls's geistigem Werthe und seiner herrlichen Gestalt so innig bewegt, so mächtig angezogen, daß sie, selbst mit mancher Verletzung des weiblichen Artgefühls, alles aufbot, Migóls's Aufmerksamkeit zu erregen und sein Herz und seine Sinne zu fesseln. Aber kalt ging er vorüber an der in hoher Pracht pranz-

genden Rose, bangend vor den scharfen, verwundenden Dornen der Eitelkeit, der Herrschsucht und der Sinnenmacht, die sein scharfes Auge unter den verhüllenden Blättern erfaßt hatte, und mit einem Herzen voll Liebe und Sehnsucht und mit brennenden Blicken stand er vor dem demüthigen Weibchen, welches ihm aus Emiliens himmelsklarem Auge so lieblich entgegen blickte.

Emilie von Hagen, beinahe schon seit ihrer Kindheit Waise, aber erzogen im Hause ihrer Tante der Fürstin von Wimpfen, unter der zartesten Sorge und der mütterlichsten Liebe dieser vortheilhaften Frau sesselte mehr durch ihre Vorzüge, durch den Liebreiz und die Armuth ihrer Waise, als sie blendete. Ihr Herz war der reinste Reich der Lillie, in welchem jede Tugend ihres Geschlechtes wie ein unvergänglicher Thautropfen des Himmels im sanftesten Glanze schimmerte, und ihr Geist war so vielseitig gebildet, und ihre Talente so liebenswürdig, daß der reiche, mächtige Magnat sich unaussprechlich glücklich fühlte, als die arme Waise ihm ihre Hand zum heiligen Bunde reichte.

Alles erstaunte über diese Verblindung, denn jede Dame aus dem reichsten ältesten Hause, ja selbst aus fürstlichem Gebüthe würde mit diesem Manne freudig an den Traualtar getreten seyn. Es gab sogar unter denen, welche ihre geheimen Hoffnungen auf des Ungars Hand nun zerlossen

sahen, herzlose Geschöpfe, die, im Reibe und in der Erbitterung der demüthigen Emilie höhnende Vorwürfe machten, wie sie es wagen konnte, sich mit einem Manne zu verheirathen, der in jeder Beziehung sie so weit überstrahlte und den sie mit ihren nur gewöhnlichen Reizen und ihrer Nonnensüte kaum für die Dauer der Jüngerwoche zu fesseln vermöge.

Fruchtlos blieben alle Versuche, Wigolt's Sinne und Eitelkeit gegen die sanfte, mit all ihren reichen Vorzügen nur im Eitelleben ihres ehelichen Glücks prangende Emilie in Bewegung zu bringen. Sidonie übernahm es nun, das Innere dieses unzugänglichen Mannes genau zu durchspähen, ob sich darin nicht ein Feind aufünden lasse, den man gegen Emilie's Glück mit geheimer zerstörender Macht ausrüsten könne. Als Sidonie in einer Theegesellschaft von des Magnaten Verbindung mit dem Kräutlein von Hagen Nachricht erhielt, lächelte sie dem Erzähler zu. Aber dieses Lächeln verschleierte den Dämon des allerheißesten Hasses und der leidenschaftlichsten Nachsicht, der das Herz der Beträugten mit glühender Hand langsam zersäete. Emilie's Verderben war beschloffen, und Wigolt dazu bestimmt, bald ein Wesen mit feindlicher Seele von sich zu stoßen, an dessen stiller Holdseligkeit er mit so ganzer Seele hing. Bald nach Wigolt's Vermählung hatte Sidonie dem Forstmeister von Edlieben ihre Hand gegeben. Sie

lebte zwar den ernstern, geraden Mann nicht, aber Schleben war der Liebling seines Fürsten, dabei sehr reich und, was die Rachsüchtige vorzüglich zu dieser Vermählung bewog, ein inniger Freund des Magnaten.

Sonst fühlte sich Sidonie nur glücklich, wenn sie sich im geräuschvollen Leben, in dem Prunke und dem rauschenden Treiben der äußern Begegnheiten rasch und frei bewegen konnte. Aber jetzt schien das süße Stillleben sie mit magischen Banden zu umschlingen. Und diese Bande wurden immer mehr zum lieblichsten Rosengewinde, mit welchem sie sich an Emilie fesselte. Ganze Tage und Abende, wann die wilden Männer sich im rohen Kreise ihrer unersättlichen Waidmannslust umher tummelten, saß Sidonie bei Emilien, und stampfte oft vor Bohn mit dem kleinen Fuße, wenn ihr Gatte sich und sie einer Soirée zugesagt hatte, welche Wigóls's nicht besuchten.

Eine heftige Neigung zur Eifersucht erspähte endlich Sidonie in Wigóls's Herzen. Aber wie sollte diese Leidenschaft gegen Emilie angefaßt werden, da diese so zurückgezogen lebte und nur äußerst selten immer nur an des Gatten Seite, sich an öffentlichen Orten zeigte? — Da wurde eines Morgens dem Magnaten ein Fremder gemeldet, der nur ihm seinen Namen nennen wollte. Der Fremde trat ein, und mit dem lauten Gefache freudiger

Ueberraschung riß ihn Migóty in seine Arme. Es war der junge Graf Szkolhecz, der mit Migóty in dem nämlichen Husaren-Regimente vier Jahre gedient, ihm das Leben gerettet und sich stets als sein treuester Freund erprobt hatte. An Migóty's Seite wurde er vom Pferde gehauen. Dieser selbst, aus mehreren Wunden blutend, und nur noch mit seinen wenigen Husaren gegen eine Uebermacht französischer Chasseurs fechtend, konnte den Freund nicht retten, der den Abend und die ganze Nacht bewußtlos unter den Todten lag. Ein am andern Morgen vorüber Reitender französischer Arzt glaubte in dem österreichischen Husaren-Offizier noch einige Spuren des Lebens zu bemerken. Er stieg vom Pferde und bald öffnete unter seinen regen Bemühungen der tief aufwachende Szkolhecz die Augen. Der Arzt ließ ihn nach dem nächsten Dorfe schaffen, wo er geheilt und dann in französische Kriegsgefangenschaft abgeführt wurde. Erst aus selber entlassen, hörte er in Straßburg, daß der reiche Magnat Migóty in Mannheim sich niedergelassen habe. Auf den Flügeln der heißesten Sehnsucht nach dem so theuren Freund slog Szkolhecz in die Arme seines Raymond's. —

Szkolhecz war ein blühend schöner Mann, von einem äußerst milden Charakter und dem heitersten Sinne. Emilie, deren Hausgenosse er auf ihres Vaters dringendes Verlangen schon in der er-

sten Stunde seiner Ankunft wurde, behandelte ihn mit der zartesten Achtung, sie zeichnete ihn aus mit liebevoller Aufmerksamkeit vor allen Freunden und Bekannten ihres Gatten, denn die gefühlvolle, dankbare Seele glaubte, den Lebensretter ihres Manns nicht genug ehren zu können. Szlotheck liebte die Dichter, er spielte die Guitarre recht angenehm, und sang vortreflich. Emilien's Talente wetteiferten mit den seinigen in den schönen Künsten, und diese führten die gleichgestimmten Seelen oft in die traulichste Nähe, wenn Wigold, dem bunten, geräuschvollen Leben hold, die wildreichen Auen auf flüchtigem Rosse durchbrauste, oder im Kreise froher Becher die Morgenröthe mit dem vollen Glase begrüßte.

Emilien's und Szlotheck's Annäherung war das reinste, tugendhafteste Verhältniß. Elvira sah es und jauchzte höllischer Freude, den nun war der Augenblick gekommen, wo sie ihre glühende Nachlust über die verschmähte Hand, Nachen an der Zeit: die Thränen und in der zerstörten Lebensruhe des tief gekaften Wigold fühlen werde. Sie sprach dort und da über dieses Verhältniß ein flüchtiges Wort gegen Wigold aus. Es war nur ein Wort, gleichsam ein neckendes, dem ein süßes Lächeln alle Schärfe, alle Bedeutung nehmen sollte. Aber das Wort war in das allerfeinste Gift getaucht und in die Tiefe der reizbaren, zur furchtbaren Eifer:

sucht sich hinneigenden Seele gesenkt. Immer lichter glom der Funke des Argwohns in der vergifteten Brust und das Gefühl der eignen Vorzüge und des eignen Werthes, und das Vertrauen auf Emilien's engelreine Treue gingen immer mehr unter im mächtig heranwogenden Strome der von Skandien aufgereizten und thätig gesteigerten Eifersucht. Es zog heran auf nämlich dunklem Gesieder die eiserne Welle, aus welcher die Fluthen der Verführung mit ihrer furchtbaren Macht verheerend niederzustürzen drohten.

Der Festmeister von Schlieben gab ein großes Treibjagen, wozu Wigbils und Skothed geladen wurden. Das Treibjagen war für die Dauer von drei Tagen festgesetzt, wo man dann auf einem landesfürstlichen Jagtschlosse das waldmännische Fest mit einem Gesellschaftsballe krönen und am Morgen des vierten Tages nach Wankeln rückkehren wollte.

Auf Skothens immer klarere Winke und Einschüflerungen war Skothed schon längere Zeit der Gegenstand von Wigbils aufmerksamen Beobachtungen; es fiel ihm daher sehr auf, daß der sonst immer heitere und freundliche Husar in recht trübsamer Stimmung und sehr einspitzig zur Tagbversammlung tritt, und das jauchzende Gélél auf der brandenden Schützen nur mit einem kalten, flüchtigen Lächeln erwiderte. Das ist doch seltsam, sehr

nende Liebe, die den Lebensstoben zum weichlichen Träumer macht; das ist diese unbezähmbare Sehnsucht des Verräthers nach Emilien, nach der Treulosen, die jeden meiner Pulsschläge langsam vergiftet und mein reines, hohes Herz in den Feuerstrom eines unnennbaren Schmerzes und der Verzweiflung taucht. So dachte Wigbly über seines Freundes Verdüsterung, und die Leidenschaft der Eifersucht und des Hasses, und die Begierde nach blutiger Rache waren die Furchen, die ihn mit ihren Schlangengeißeln immer dichter umrauschten.

So war das glänzende Treckjagen am dritten Abend vollendet und man ritt und fuhr nun vom letzten Triebe hinweg auf das Jagdschloß, wo die Frauen und Töchter und Nichten der Waldmänner sich schon vom nahen Manheim zum rechtlichen Tanze eingefunden und ihren Angehörigen und Bekannten festliche Kleider mitgebracht hatten. Auch Eudonie und Emilie waren in Einem Wagen gekommen, und Wigbly's sonst so scharfes, unbesangenes Auge mußte von der schmutzigen Nebellappe des entsetzlichsten Argwohn's und beßerbender Eifersucht verhüllt gewesen sein, sonst müßten ihm die reinsten, süßesten Freude, mit der ihm Emilie entgegen schwebte, der sanfte Engelblick aus ihrem milden, klaren Auge, die Innigkeit, mit der sie an seinem Blicke, an seinen Lippen, an jeder seiner Bewegungen hing und ihre zarten, alle die schö-

nen, heiligen Gefühle ihrer ersten und einzigen Liebe aussprechenden Liebkosungen so deutlich gesagt haben, wie heiß, wie treu, und wie fest er geliebt werde.

Der Ball hatte begonnen. Migóly tanzte nie. Freund eines hohen Spieles wählte er sich gleichgesinnte Gesellschaft. Eibonie tanzte viel. Emilie nur nach langem Zwischenraume, wo sie die Zeit des Ausruhens hindurch immer an ihres Gatten Seite saß.

Es mochte Mitternacht vorüber seyn, als Einer der Gäste hastig zu Migóly trat und nach Eklotheek dringend fragte. Im gleichen Augenblicke beinahe forschte Eibonie nach Emilien bei ihm, mit der Bemerkung, daß sie selbe schon seit längerer Zeit vermisste. Migóly hatte bisher mit großem Verluste gespielt, er war in den Gang des Spieles so vertieft, daß er seit einer Stunde vielleicht nicht aufgeblickt hatte. Wild sah er jetzt empor. Mit Miesentrast flammte in ihm der Argwohn, die Eifersucht auf. Furchtbar rollte sein Auge durch den ganzen Saal; er sah nicht Emilien und nicht Eklotheek. Die verzehrende Liebe der heftigsten Leidenschaft des Argwohns, des Hasses, der tödlichen Hungierde leckte an seinem verkohlten Herzen. Wüthend stürzte er dem Ausgang zu. Ein Laquai in Schliebens Vorce lehnte nachlässig am Marmorsäulen der Thüre. Der Magnat fragt ihn

in der heftigsten Aufregung, ob er nicht seine Gattin, ob er nicht — die Frage vermochte er kaum aus der kochenden Brust hervorzusichnen, den Grafen Szkolheek mit ihr gesehen habe. Der dicke Laquai legte das Kinn in die Hand, sah den Magnaten aufmerksam an, besann sich, und versicherte dann im schleppenden Tone, daß die gnädige Frau Gräfin Miggely mit dem gnädigen Herrn Grafen Szkolheek schon vor geraumer Zeit durch das Hinterpförtchen in die englische Anlage gegangen sey, und daß der gnädige Herr Magnat, wenn er von der Parthie seyn wolle, da die Haupttreppe hinabsteigen, bei der Fontaine sich links nach dem Nasenhügel wenden und dann über die chinesische Brücke auf dem breiten Sandgange nur immer gerade aus gehen dürfe, wo er die englische Anlage und, bei diesem gar zu klaren Mondlichte, selbst in dem dunkelsten Gange die gnädige Frau Gemahlin und den gnädigen Herrn Landsmann gewiß finden werde.

Das war für den Aufgereizten zu viel. Er stürmte durch den Versaal. An der Wand hing ein Mantel, in der Ecke lehnte ein Hirschfänger. Er warf den Mantel über und riß den Hirschfänger an sich. Während stürmte er die Treppe hinab.

Dicht am Portale trat ihm Emilie entgegen, von zwei Damen begleitet. Bei dem Mondlichte sah er Thränen in den Augen seiner Gattin, aber

Auch, wie ihr Angesicht sich jetzt röthete im Schrecken der Ueberraschung, und dann erbleichte in der Schuld des bösen Gewissens und der Angst und Sorge. Es war mehr als menschliche Anstrengung, mit welcher der Gläubende jenen überwallendes Gefühl in die Schranken der Mäßigung zurück brängte. Er verbarg sich vor den Damen, reichte Emilie den Arm und suchte sie den Gefährten zu.

Mit allem künstlichen Scheine eines ruhigen Gemüthes machte er ihr einen flüchtigen Vorwurf, sich so lange von ihm entfernt zu haben, und fragte ganz unbefangen, ob sie allein gewesen sey.

Emilie, deren rosigge Lippe noch nie eine Lüge erweicht hatte, ablenkte bei dieser Frage. Sie blickte in diesem Augenblicke dem Gatten, vor dem sie selbst im Innersten ihres engelreinen Busens noch nie ein Geheimniß gehabt hatte, in diesem Augenblicke nicht das Wahre vertrauen. Ein höchst schmerzliches Gefühl durchzitterte sie und nur mit Mühe hauchte sie die Versicherung hervor, daß sie immer in Gesellschaft dieser Damen gewesen sey.

„Nur in Gesellschaft dieser Damen!“ — herrschte ihr Mißgehn mit einer von Schmerz und Wuth gebrochenen Stimme zu.

„Ja, nur in Gesellschaft dieser Damen!“ — erwiderte die sonst so leicht eingeschüchterte Emilie mit festem Tone, denn ihr Bewußtseyn sagte ihr, daß, habe sie auch die Wahrheit verlegt, sie doch

auf dem schuldlofsten Wege gewandelt sei. Sie zitterte nicht, immer muthiger im Gefühle ihrer Keinheit, vor des Gatten starrem, fürchterlichem Blicke, und die Keine ahnte nicht die Nähe der verheerenden Wolke, deren raschen Zug sie jetzt besflügelte.

„Ich frage Dich bei Deiner weiblichen Würde, bei Deiner ewigen Heile — rief der wüthende Gatte mit donnernder Stimme — ob Du nicht an der Seite eines Mannes durch jene umschatteten Gänge gewandelt bist? — Du schweigst! — Dein scheuer Blick vermeidet das scharfe Auge des Gatten die Schuld und die Bangigkeit glosen ihre anklagende Wechselfarbe auf Deinen Wangen aus! Gesiehe, daß Du mit Ekeltheit in jenen düstern kryptischen Laubgängen gekostet hast, daß Deine verbrecherische Liebe zu ihm, Deine entzögelter Sinnlichkeit —

„Ich würde mich zu sehr entheben, wollte ich solch gartlose Trevelrede nach länger anhören,“ — sprach Emilie mit all der Würde ihrer Unschuld, mit den schönen Zorn der verlornten Eitigkeit, und schritt dem Jagdhaufe zu.

„Halt — donnerts Wigoin, fahre Emilien mit rauher Hand, und reiß das Gewand aus der Scheide — gesiehe, verächtliche Wulstein, oder ich merde dich.

„Ja, ich gestehe“ — sprach die zu tief Versetzte mit einem brennenden Wutke, — „daß Du jetzt den Augenblick herbeigeführt hast, der Dich meines Abscheues, meiner tiefsten Verachtung würdig macht!“ —

„Mir das, Du verächtliche Meze!“ — kreischte der Rasende, und von einem grausamen Hiebe getroffen, stürzte die Blutende zu seinen Füßen nieder.

Migóte hatte Frankreich, England und Italien durchreist und sich schon seit drei Jahren in einer der einsamsten Gegenden Helvetiens angesiedelt, ohne seines Lebens Noth werden zu können. Wenn aus Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit, sondern um dem Anblick des trübsen, verrätherischen Eitelkeits zu entweichen, um nicht auch an ihm, dem Lebensmüden, um Mörder werden zu müssen, war er geflohen. Von Gailiens Lärche zurück hatte er sich auf das nächste Pferd, das er in den Stallungen des Jagdschlosses gesattelt fand, geworfen und in knöcheliger Elle Manheim erreicht. Die Heuboden schenken beim Anblick ihres Gebieters, der mit dem wildrothenden Auge, mit dem blauen, verflörten Gesicht und den heftigen Bewegungen seiner die schiffen zuwenden

Glieder zur unheimlichen, grauenhaften Erscheinung ward. Bitternd harrten sie seiner Befehle, und die treuen Menschen durchjuckte eine bange, schmerzliche Ahnung, als die leichteste Chaise mit den flüchtigsten Pferden bespannt, nur ein kleiner Koffer mit den nöthigsten Reisebedürfnissen, aber mit allem Vorrathe an Geld, Restenkeiten und Staatspapieren gefüllt wurde, der Magnat seine ganze Dienerschaft um sich versammelte, selber seine Garderobe, Equipagen, die ganze Einrichtung seiner fürstlich ausgestatteten Wohnung schenkte, sich in den Wagen warf und dem Kutscher die größte Elle gebot.

Emiliens strömendes Blut hatte die wilde Lohc seiner unbezähmbaren Wuth nicht gelöscht. Beinahe Jahre waren hinüber gegangen, ohne daß er an die treulose Gattin und an den verrätherischen Freund anders, als mit dem Gefühle des Hasses, des allerunversöhnlichsten Hasses zu denken vermochte. Aber allmählig tauchte die Erinnerung an Emiliens bezaubernde Heildseligkeit, an den stillen, himmlischen Liebreiz ihrer Gestalt, an den Reichthum ihres Geistes und an die Lieblichkeit und Anmuth ihres Waltens in seiner der Klarheit und einem sanftern Gefühle sich immer mehr hinneigenden Seele auf. Es kamen Augenblicke, wo Emiliens Bild aus den Nebelwolken eines verschlossenen Gemüthes immer klarer,

immer leuchtender im Zauber aller begeisternden
 rize vor die sich immer freier erschließende Seele
 der Gedanke an eine mögliche Schuldlosig-
 ihn immer kräftiger erfaßte, und die Seh-
 nach der, die ihm das Höchste des Lebens
 sein Wachen und seine Träume beschlich.

Es waren die qualvollsten Empfindungen,
 in ihrem Wechselgange sein Leben zu einer
 endenden Kette innerer Vorwürfe, bangen Zweifel,
 des betäubenden Schwankens und nagender Ge-
 fassensbisse zu machen drohten. Nur eine ernste,
 anhaltende Beschäftigung konnte ihn sich selbst ent-
 zen und seinem aufgeregten Gemüthe eine be-
 ruhigende Richtung geben. Unter den vielen
 seines Wissens wählte er ein erneuerndes
 studium der Pflanzenkunde, welche er schon in
 seiner frühen Jugend mit Vorliebe getrieben hatte.

Von den Anstrengungen einer botanischen
 landerung ermattet und von Hunger und Durst
 quält, trat er eines Mittags in das stattliche
 Gasthaus des freundlichen Dorfes Romwoll.
 Vor dem Gasthause stand ein geschmackvoller
 reiferragen, von welchem so eben ein reich gallo-
 nter Kutscher zwei schöne, muthige Pferde dem
 stalle zufuhrte. Winkels bestellte sich ein Essen
 und eine Flasche Wein. Auf der Wicthins Zusa-
 , daß im Garten manche kühle, duftende Laube
 , ließ er sich die Erfrischungen dahin bringen.

Im langen, breiten Sandgange wandelten zwei Damen. Jetzt standen sie vor einer sinnig angelegten Blumenparthie, deren bunter Farbenschmelz und süßer Dufte ihre Schritte fesselte. Wigoly mußte, dem Mädchen mit den Erfrischungen folgend, dicht an ihnen vorüber. Die Damen schauten auf. Starr blickte die eine Wigoly an. Ihr Busen flog in ungestümrer Wuthung, die Rosen der Wangen flogen vor der raschen Todtenblässe, ihre Kniee zitterten, und mit einem heftigen Schrei sank sie ohnmächtig in die Arme ihrer Begleiterin. Der Dame gegenüber stand Wigoly, den Fuß in die Erde gewurzelt, keines Lauter mächtig, die Brust von den heftigsten Gefühlen durchfluthet und mit der bebenden Hand sich an einem Gesträuche aufrecht haltend.

Es war Emilie, die, dem erstarrten Gatten gegenüber, bewußtlos am Busen ihrer Freundin ruhte.

Von dem furchtbaren Hiebe des Rasenden getroffen, war Emilie leblos niedergesürzt. Sie hatte schon viel Blut verloren, bis sie auf dieser abgelegenen Stelle gefunden wurde. Man brachte sie in ein abgelegenes Gemach des Schlossverwalters, auf ein schnell bereitetes Bett. Das flüchtigste Gespann der Jagdgäste flog nach Mannheim, um Aerzte herbeizuholen. Eine volle Woche rang Emilie mit dem Tode. Sie wurde gerettet, aber ihre Gesund-

heit war durch die tiefe Verwundung, durch das zu viel verlorne Blut, mehr aber noch durch inneres Leiden so angegriffen, daß sie, besonders in der rauhen, ungünstigen Jahreszeit, nur selten ihre Gemächer verlassen durfte. Im ersten und zweiten Jahre nach dieser gefährlichen Begebenheit ging sie in die Bäder. Der Einfluß der Heilquellen auf die Befestigung ihrer Gesundheit war höchst wohlthunend und wirkend. Der Arzt rieth zu einer Reise in die Schweiz, zu einem längeren Aufenthalt in der stärkenden Luft des kräftigen Alpenlandes. Dahin reiste Emilie mit ihrer vertrauten Freundin, der Freiin von Viber, und da fand Wigöly die Todtgeklunzte.

Frau von Viber, die nun auch den Magnaten erkannte, in das ganze Verhältniß tief eingeweiht war und von diesem jähren Anblicke die nachtheiligsten Folgen für ihre noch immer schwächliche Freundin befürchtete, bat Wigöly mit flüsternder Stimme, sich zu entfernen, und ihr Hülfe zu senden. Wigöly hörte nicht, er sah nur immer hin auf Emilien mit den starren Blicken, und Thränen entströmten seinen Augen. Es zeigten sich Leute am Eingange des Gartens. Frau von Viber rief um Beistand. Man eilte herbei und trug die Ohnmächtige in das Haus.

Sie wurde an Wigöly vorüber getragen. Er streckte die bebenden Arme nach ihr aus, er

wandte das bleiche, thränenbenetzte Gesicht nach ihr hin, aber er vermochte nicht zu folgen. Mit Mühe schleppte er sich in die nahe Laube, und nun war sein erstes Gefühl der heißeste Dank, dem Allerbarmen, der die tödtende Kraft der Blutwaffe gelähmt hatte, mit aller Innigkeit dargebracht. Er wagte nicht die Laube zu verlassen, aus Furcht, die edle Gattin, deren überraschender Anblick jeden Gedanken an die Schuld einer Treulosigkeit aus seinem, nur in der tiefsten Reue und immer heiferer Liebe schlagenden Herzen wie mit einem Zaubermagie verbannt hatte, durch seinen Anblick neuerdings zu erschrecken und zu betrüben. Nach geraumer Zeit kam die Wirthin, um die Hüte der Damen, die sie in einer Laube niedergelegt hatten, für selbe zu holen. Mit Entzücken hörte Mißolo, daß Emilie sich wieder erholt habe, und wohl sey. Er ließ sich Schreibgeräte bringen und schrieb an Emilien. Jedes Wort des Briefes athmete die heißeste Reue und das heftigste Verlangen nach Vergebung. Die Wirthin übernahm die Bestellung des Briefes.

Bald kam Frau von Biber zu ihm. Durch sie versprach Emilie Beantwortung seines Briefes, jedoch nur unter der Bedingung, daß er für heute sich entferne, da sie doch zu sehr angetrissen sey, um in seiner Nähe sich ruhig zu fühlen. Frau von Biber bat um Bestimmung des Tages, wohin

sie den Brief ihrer Freundin zu senden habe. Wigoly beschwor sie, ihm ihren Einfluß auf Emilien zu weihen und ihre Verzeihung zu erwirken. Die sanfte, gütige Frau versprach ihre eifrigste Theilnahme an der glücklichen Erfüllung seiner Wünsche. Das Herz voll der süßesten Hoffnungen und all sein Inneres in die belebenden Wellen eines neuen Lebens und eines neuen Glücks tauchend, eilte er mit den seligsten Empfindungen seiner stillen Wohnung zu.

Schon zur frühen Morgenstunde langte ein Vote aus Rommoll bei Wigoly an. Emilie schrieb:

„Ich habe Sie getäuscht, Herr Graf, als ich in jener verhängnißvollen Nacht betheuerte, mit keinem Manne allein gewesen zu seyn. Ich war allein mit einem Manne, aber dieser Mann war mein Bruder, ein unglücklicher Jüngling, der, eine Beute des Jähzorns und fremder, tückischer Aufreizungen, seinen Major, von welchem er sich beleidigt glaubte, auf Pistolen geschied, ihn, als er nicht zum Zweikampfe erschien, auf öffentlicher Straße mit dem Degen verwundet hatte, und, dann, plötzlich aus seiner Sinnverblendung erwachend, entflohen war. Dieser unglückliche Jüngling stand als Escuyer bei dem französischen Regimente Coloud-Genéral zu Straßburg in Gar- nison. Seine Kenntnisse, sein Muth, sein unde-

scholtener Wandel hatten die Aufmerksamkeit des Commandirenden ihm erworben; er war schon für den Generalstab bestimmt, und nun zerschlämmerte die That des Augenblicks alle seine Hoffnungen, sein Glück, seine Ehre, und er mußte fliehen, wie ein gemeiner Ausreißer, um nicht unter den Augen der Soldaten auf dem Richtplatze zu verbluten."

„Glücklich kam er über die Gränze. Fest entschlossen, nach England zu gehen, und dort Kriegsdienste zu nehmen, eilte er nach Mannheim, um mich, die er von seiner zartesten Jugend an so unaussprechlich liebte, noch einmal zu sehen. Er hörte in unserm Hause, daß ich auf dem Jagdschlosse sey. Befürchtend, daß seine rohe That, seine entehrende Flucht schon in diesem Lande kund geworden seyn und sich vor dem Anblicke der Bekannten schauend, eilte er auf das Jagdschloß, um mir Lebewohl zu sagen. Er kannte Sidonien schon aus früher Zeit, er wußte aus meinen jüngsten Briefen unser inniges Verhältniß, und er ließ sie in die Vorhalle rufen, um sich ihr zu entdecken, und mich durch sie auf seine Ankunft, auf seine Verirrung und auf sein Unglück vorzubereiten. Sidonie hieß ihn nach der englischen Anlage gehen, und mich dort erwarten. Sie führte mich dahin und verließ mich schnell, als Ludwig zu meinen Füßen sank. Ich sprach, ich tröste den Un-

glücklichen und hat ihn, schnell und unbemerkt in unser Haus nach Mannheim zurückzukehren, und dort meiner zu harren, bis ich meinen Gatten gesprochen, und von diesem Rath und Hilfe für den Verlassenen ersuche.“

„Mit einem unendlichen Schmerze in dem verwundeten Schwesterherzen, mit heißen Thränen, die dem unglücklichen Bruder flossen, eilte ich in der Mitte von zwei Damen, zu denen mich der Anfall führte, in das Schloß zurück. Da traten Sie mir entgegen, ernst, ruhig, wie man glauben mochte, aber ich durchschaute diesen Ernst und diese Ruhe mit einem Scharfblicke, und meinem innern Auge erschloß sich die wilde, heftige Bewegung, die in ihrem Herzen lebte. Ich erglühte, ich erblaßte bei Ihrem Anblicke, denn ich kannte Ihre strengen Grundsätze, Ihr zartes, heiliges Ehrgefühl, welches einen sonder Zahne Entflohenen nur verurtheilen konnte, und dieses Erglühen und dieses Erbleichen waren die Erzeugnisse des Schmerzes und der Furcht für meinen Bruder, nicht die Verräther eines schuldbelasteten Gewissens, für welche Sie Tönen galten.“

„Wie konnte ich in diesem ungünstigen Augenblicke, bei Ihrer zu wild aufgeregten Stimmung vertrauens an ein Herz sprechen, in welchem nur nicht die Stimme der Liebe für mich sprach, sondern eine wilde Leidenschaft gegen mich herrschte

te? — Daher wagte ich nicht, wahr und offen zu seyn. — Ihr ganzes Wesen war durch fremde Bosheit und Rachlust in den furchtbarsten Auf-
ruhe gebracht. Sie zerfleischten meine Seele durch Blicke und Worte der grausamsten Härte, Sie sanken bis zur erniedrigenden Pöbelsprache, bis zur tauheften Verlezung. Das zu empörte Gefühl meiner reinen, von keinem Gedanken, von keinem Athemzuge entweihten Unschuld riß mich zur heftigen Gegentrede hin, und da" —

„Eidonie ist nicht mehr; die Folgen eines Sturzes aus dem Wagen führten sie rasch in das Grab. Erst in den letzten Stunden ihres Lebens entschleierte sich dieser weibliche Unhold. Mit einem Wille, in welchem sie noch alle Bosheit, alle Lücke, allen Haß und alle Rache suchte mit der letzten Kraft des erlöschenden Lebens sammelte, sagte sie mir unter dem allerföresten Lächeln, daß sie den Funken der Eifersucht mit unbemerkter Hand in Ihre Brust gelegt und diesen Funken allmählig zur unverlöschbaren Flamme angefacht habe; daß sie es gewesen sey, die durch das erlöschende Daseyn eines vertrauten Verhältnisses zwischen mir und dem eilen Unschuldigen, Ihnen so treuen Ekelbeck, jede Faser von Mignons Herz in das ägende Gift des Argwohn, der Eifersucht, des allerheißesten Hasses getaucht; und daß sie es gewesen sey, die, in dem Augenblicke, als sie mich

zu meinem Bruder führte, Eyskolbeck recht listig auf längere Zeit entfernt, Sie auf meine und Eyskolbecks Abwesenheit aufmerksam gemacht, selbst den Laquai am Ausgange des Saales wohl unterrichtet, Ihrer Krone entgegen gestellt, und so durch die feinste Verwebung mannigfaltiger Umstände jene gräßliche Scene herbeigeführt habe, die den Triumph einer unmenschlichen Bosheit krönte.“

„Migöls ging Stolz und unbeachtend an mir vorüber,“ — so schloß die Entsetzliche ihre erschütternde Rede — „an mir, die ich ihm meine heiße Liebe so innig, so unverhüllt zeigte, und über die Trümmer meines gebrochenen Herzens, meines verwundeten Stolzes, meiner zerstörten Lebensblüthe bist Du, einfacher, anspruchloses, ungefeiertes Wesen, hingeschaut, in die Arme eines Mannes, für dessen Besitz ich eine Krone gegeben hätte. Da wartet Ihr nicht mehr verfallen. Er lert nun umher, mit dem Brandmale der Mordthat auf der bleichen Stirne, mit der ewigen Trauer, in dem unheilosen Dichten; du stankst vor meinen lachenden Wunden als eine dem Weabe Entsliegene, mit den erloschenen Augen, mit der Leichenblässe auf dem sich furchenden Wangen, mit dem scharfen Wackel des unversiegender Ketten in der zusammengefunkenen, kraftlosen Gestalt. So wollst, so mußte ich Euch haben, denn Ihr seid Eidenams Opfer!“

„Wie wäre ich mächtig, den Empfindungen, welche bei diesen tödtenden Worten meine blutende Seele durchzitterten, eine Sprache zu geben? Noch hatte ich mich nicht gesammelt, noch hatte ich nicht Kräfte genug zusammen gerafft, um mich vom Sterbelager, vom Anblicke dieser Unglücklichen zu entfernen, als schon der Tod sie in seine erschauenden Arme nahm. Meine Verzeihung, meine Thänen, meine Gebete umschwebten ihre entfliehende Seele.“

„Auch Ihnen, Herr Graf, habe ich verzeihen, nicht erst in dieser Stunde, sondern schon in jenem Augenblicke, als ich aus dem Todesschlummer, welchen Ihre Hand über mich anlegte, wieder erwachte. Doch ich habe das heilige Gelübde gethan, mich nie wieder mit Ihnen zu vereinen, denn in einem ewigen Bündnisse, wenn einmal das Vertrauen, die Liebe, die Festigkeit in dem trüben Strome des Argwohns, der Eifersucht und der entflammten Leidenschaften untergegangen sind, gedeihet nicht mehr das reine Glück, die himmlische Blume der süßesten Ruhe und des heiligsten Vertrauens.“

„Ich habe Ihrem Namen und Ihren Gütern entsagt, ich fliehe in eine Einsamkeit, wo mich kein forschendes Auge erspähen, aus deren weichen, friedlichen Armen mich kein weltlicher Glanz in das rauschende Treiben der Welt wieder hervor locken soll.“

„Ihr Leben begleiten meine stämmigsten Wünsche, meine heiligsten Gebete, und aus der Tiefe des reinsten, nur der Tugend und der Menschlichkeit erschlossenen Herzens rufe ich Ihnen ein Lebenswohl zu!“ — Julie von Haarn.

Im Gefühle eines unbeschreiblichen Schmerzes hatte Wigold Emilien's Brief gelesen. Erst jetzt empfand er in der ganzen schrecklichen Umfassung, was er an Emilien verloren. Als er wieder einiger Besinnung fähig war, erwachte in ihm der Entschluß, sich Emilien zu Füßen zu werfen und nicht zu weichen, bis sie ihm die Hand zum neuen, unaussprechlichen Vereine gereicht habe. Schon nach wenigen Augenblicken saß er im Wagen und fuhr mit verhängten Jägeln Komwohl zu.

Er saugte im Stillen, als er die prachtsvolle Kutsche noch vor dem Hause stehen sah. Er wusch sich aus dem Wagen, und fragte die herbeieilende Wirthin mit Hast nach dem Zimmer der beiden Damen. Aber ablenkend hörte er die Nachricht, daß bald nach Mitternacht ein ganz unbekannter Wagen hier angekommen sey, in welchem die Damen gleich darauf das Haus verlassen hätten. Wigold eilte in den Stall, um bei dem fremden Kutscher Erkundigungen einzuziehen. Dieser sagte, daß er im Dienste der Frau von Biber sey, gestern Abends von ihr den Befehl erhalten habe, unverzüglich nach Mannheim zurückzu-

lehren und nicht im mindesten wiſſen, wohin ſeine Herrſchaft und die andere Dame ihre Reiſe gewandt haben.

Migels warf ſich in den Wagen, und nun ging es zuerſt im weiten Kreiſe um Romwohl umher, dann in die angränzenden Länder. Alle ſeine regeſin Nachforſchungen blieben fruchtlos.

Da erlag ſeine ganze Kraft dem Schmerze der Trennung von Emiliem, der Macht der Liebe und der Sehnsucht. Es bemächtigte ſich des Trauernden eine tiefe Melancholie, die bald zum ſtillen Wahnsinn ward. Der Unglückliche verſchwand plötzlich aus dieſer Gegend.

Vor dem Thore des Hoſpizes auf dem St. Bernhardsberg ſaß eines Morgens eine zerlumppte, verwilderte Geſtalt, aber ſanften Blickes und ruhiger Miene. Die frommen, wohlthätigen Väter führten den kaum belleideten, vor Ältern zitternden Fremdling in ein warmes Gemach, wo er geſpeiſt, gebadet und rein gekleidet wurde. Man überzeugte ſich bald, daß der Fremde wahnsinnig ſey, aber unter jene glücklichen Irr:n gehöre, denen Alles im roſigen Lichte der Freude entgegen lache.

So hatte dieser Unbekannte beinahe zwei Jahre im Hospize gelebt, als der Forstmeister von Schlieben, der vom Genfersee durch das Walliser Land eine Reise in das Thal von Aosta machte, auf dem St. Bernhardberge übernachtete. Er sah den Wahnsinnigen, und erkannte in ihm seinen Freund, den Magnaten Wigoltz. Er gab sich Mühe, ihn zu bereden, mit ihm nach Mannheim zurückzulehren, aber der Wahnsinnige hatte auf jede Frage und jede freundliche Zusprache nur ein ausdrucksloses Lächeln, zitterte aber heftig und brach in kindisches Weinen und furchtbares Geschrei aus, als man ihn an den Wagen führen wollte.

Schlieben, der Wigoltz's heimatliche Verhältnisse genau kannte, schrieb nach Pesth an dessen Oheim. Dieser liebte seinen Raymond mit der Liebe eines Vaters. Im tiefsten Schmerze über des Geliebten Zustand, aber doch voll Sehnsucht nach seinem Wiedersehen, eilte er selbst dem Hospize zu. Es gelang ihm, den Nissen zur Reise zu bewegen.

Der Unglückliche sah sein Vaterland nicht mehr. Auf der Mitte eines sehr steilen Berges zerbrach die Spranke. Die Gewalt des nachstürzenden Wagens war so heftig, daß die Pferde in einen Abgrund hinabgerissen wurden. Der Oheim, seine beiden Jäger und der Postillon blies

ben beinahe unverletzt, aber Miguel zerschmetterte sich die Brust an einem schroffen Felsenstücke.

Eine einfache Platte von grauem Marmor mit eben so einfacher Inschrift bezeichnet die Ruhestätte des Unglücklichen.

Die Räuberbraut.



Schon schwieg allmählig der Gesang der Vögel, schon sankte tiefer und tiefer die Sonne ihre Strahlen; nur noch leuchteten Goldstreifen waren an dem nächtlichen Himmel, der durch die finsternen Waldschatten hindurch bläue, sichtbar, und noch war Leonore Stunden vom Ziele ihrer Reise entfernt, jetzt eben noch mitten im dicksten Forst. In die Felle ihres Wagens gelehnt, außer ihrem kalten, militärischen Kutscher, von keinem Gefährten als der tödtlichsten Angst begleitet, welche jedes Rauschen des verblüth fallenden Laubes — jedes flüchtige Vorüberbrausen eines aufgeschreckten Wildes für das Nahen von Raubgefinde hielt, das, wie die Sage ging, in diesen Wäldern hausen sollte, schuf sich ihre Phantasie die greulichsten Bilder; schon sah sie sich umringt, um den Besitz ihres Eigenthums gemißhandelt, ja sogar gemordet. Der Mond warf ungewisse Schatten in den Wald hinein. Gigantische, geisterartige Gestalten glaubte sie sich nähern zu sehen; — und wie bebte sie zurück, als plötzlich eine tiefe Männerstimme an

ihrem Wagen tönte, und den Kutscher einen Augenblick „Halt“ machen ließ.

Bitternd, unvermögend einen Ton des Lebens von sich zu geben, saß sie in halbunbewußtem Zustande da, nur noch flüchtig überlegend, auf welche Weise sie dem beinahe gewissen Verderben entzinnen könne. Sich aus dem Wagen zu stürzen, in das Dunkel des Gebüsches zu fliehen, und so dem unvermeidlichen Tode zu entgehen, schien ihr, bei etwas zurückkehrendem Sinnen, das Natürlichste. Sie sprang daher von ihrem Sitz auf, um den Kutschenschlag rasch zu öffnen, als sie dieselbe tiefe Männerstimme mit dem bescheidenen, geschmeiglichen Tone von der Welt sagen hörte: „Wie, eine Dame! — Verzeihung, meine Schöne, ich glaubte den Kutscher allein und als müder Fußgänger wollte ich mich von ihm in seinen Wagen aufnehmen lassen. Verzeihung, wenn ich Sie erschreckt habe. Bei dieser Nachtzeit mag eine Männerstimme schon rauch genug in den Ohren zarter Frauen klingen. Wollten Sie mir aber gestatten, ihr Begleiter für kurze Frist zu werden, — denn Sie sind erst zur Hälfte des Waldes, und, offen gesprochen, nicht an dem sichersten Ort, so würde ich mir es zur angenehmen Pflicht machen, Sie, wenn es nöthig fern sollte, zu schützen.“ —

Der Mond, welcher jetzt eben hinter einer Wolke hervortrat, beleuchtete den Unbekannten mit

seinem vollen Glanze, und Leonore blickte in das schönste Männergesicht, dem sie je begegnete. — Adel war allen seinen Zügen aufgeprägt, Kühn und edel stand er vor ihr wie ein Held aus vergangenen Jahrhunderten. Eine leichte Jagdkleidung im feinsten Geschmack gab der Beschauerin noch überdies die Gewissheit, daß es ein Mann von Stande sein müsse, dem sie sein vollkommenes Anerbieten abschlagen wollte, als es ihr auch unfreundlich und hart schien, einem müden Wanderer diesen Dienst zu versagen. Der Drang der Umstände schaffte leicht aus den fremdesten Menschen Bekannte, ja Freunde; und in wenigen Stunden tritt man sich näher, als in Jahren der gewöhnlichen, gesellschaftlichen Verhältnisse. So erging es auch jetzt den beiden Reisenden; sie fanden sich auf einmal mitten im ausgesprochensten Gefühle ihres Wesens. Leonore saß vertrauend in dunkler Nacht neben dem fremden Mann, der, sich bescheiden von ihr entfernt haltend, gleich edel und würdig in seinen Aeußerungen wie in der ganzen Haltung seines Wesens war. Ihr eigenes Zusammenrücken, schon die Angst, welcher sich Leonore früher hingekleidet, und das jetzt so Freudige, fast Leidenschaftliche ihres Empfindens nach überstandener Gefahr gab ihrem ganzen Innern jene schöne Offenheit, der man sich sonst nur im eng vertrauten Mitleid von Freunden überläßt.

Ohne selbst zu wissen, wie, waren sie Beide dahin gekommen, sich ihre Lebensansichten auszusprechen, und selbst der Liebe wurde in allgemeinen Andeutungen erwähnt. Der Fremde sah dabei ernst vor sich nieder, blickte dann wieder mit seinem Flammenauge auf die weichen, zarten Büge Leonorens, um welche die blonden Locken gefallenen Locken, im Schimmer des Mondes gleichsam einen Heiligenschein bildeten. Er sprach tiefgefühlte Worte über Leben und Lebensglück, und seine edlen Büge wurden dabei von sanfter Weichheit des Gefühls befeelt.

„Das Leben,“ sagte er tief aufathmend, „hat den ernstesten Willen, das regste Streben so oft im Werden zerknickt, es durch sich selbst unmöglich gemacht, gut zu seyn und zu bleiben. Es hat Herzen zertreten und die schönsten Bande gelöst, darum sollte der Mensch“ — hier fiel ein Schuß, und wieder einer — und plötzlich umringten Bewaffnete den Wagen, und Leonore lag ohnmächtig in den Armen ihres Begleiters.

„Verwegene, was beginnt ihr!“ rief er mit donnernder Stimme, und wie vom Blitzstrahl getroffen, traten sie ehrerbietig zurück, während der Aufseher wie ein Rasender davon jagte.

Still saß indessen der Fremde, die süße Blüde noch immer in den Armen haltend, als wollte er sie gegen eine Welt von Feinden schützen.

Er sah dabei ernst auf die schönen Bäume, welche in ihrer Todtenblässe nur um so reizender erschienen; zuweilen strich er sanft über Leonorens Wangen oder bog sich über sie hin, als wollte er ihre Lebenswärme und Lebensglut einhauchen. Endlich senkte sie tief auf und mit Entzücken sah er, wie um ihr schönes, georgtes Angesicht aufschloß, erst schen um sich blickte, dann mit freudigem Ausdruck auf ihn ruhte.

„Wo bin ich? — Wo sind die Entsehtlichen? — Bin ich gerettet? — Sind sie es?“ rief sie, indem sie sich aufrichtete, aber matt und müde wieder zurückfiel.

„O, denken Sie in diesen Augenblicken nicht an das eben Geschehene, Meines Fräulein!“ erwiderte er mit weichem, bittendem Ton; Sie sind erschöpft, sehr angegriffen, Ruhe ist Ihnen jetzt das erste, was nöthige Nothwehr. — Hier in dieser Wildnis kann es ein Haus, nicht weit von der Straße gelegen, gestalten Sie daß ich Sie dahin bringen lasse, um Ihnen einige Nothwendigkeiten und die nöthige Ruhe verschaffen zu können.“ —

Leonore machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe und der Jauscher mußte einen andern Weg einbiegen, der ihn ganz in die Nacht des Waldes verlor. Unbekannte Bäume wölbten ein dichtes, schwarzes Laubdach über die Reisenden; die Wildnis wurde immer enger und enger, nur einzelne

Eterne blickten gurrenden zwischen den Wipfeln der Bäume hindurch. Der Alte brummte ungeduldig vor sich hin, und schwur, wenn es so fort ginge, sey er unvermögend weiter zu fahren.

Leonore drückte sich fester in die Ecke ihres Wagens und entzog dem Unbekannten ihre Hand nicht, der sie fest in der seinen gefaßt hielt. Es war ihr beruhigend die lebenswarme Nähe eines Menschen zu fühlen. „Ich bin gerettet,“ begann sie nach einiger Zeit wieder, „was durch Sie gerettet, o mein Freund, mein Wohlthäter! wie vermag ich Ihnen zu danken!“

„Ich,“ sagte er bestürzt, „ich bin hier nichts, nichts als das Werkzeug einer höhern Macht, der ich jedoch für diese Gnade, wie für das höchste menschliche Glück danke,“ setzte er mit tiefer Empfindung hinzu, bog sich dabei auf ihre Hand und drückte einen tiefen, hingehauchten Kuß auf sie.

„Und wir sind gerettet, Sie nicht verwundet? — O, sagen Sie, durch welches Wunder bewirkten Sie dies?“ Da ließ er plötzlich ihre Hand los, starrte wild vor sich hin, und drückte das schöne Haupt in beide Hände, als wolle er einen entsetzlichen Gedanken mit Gewalt von sich drängen.

„Ihnen ist nicht wohl,“ fragte Leonore ängstlich, „oder sollte ich Sie beleidigt haben?“

„O, nein, nein!“ rief er, „es ist entsetzlich!“

„Was ist entsetzlich?“ sagte Leonore erschrocken.

„O, forschen Sie nicht, haben Sie Barmherzigkeit für einen tief Gebeugten, der jetzt in Verzweiflung zu ihren Füßen liegt.“ Er hatte sich bei diesen Worten vor sie hingeworfen, ihre Hand mit wildem Feuer gefaßt, und mit Heftigkeit an seine Lippen gedrückt.

„Was ist das? — Um Gottes Willen was ist das?“ rief Leonore voll Angst, bemüht, sich von ihm loszuwinden.

„Nichts ist es, nichts als der heftige Schmerz eines Unglücklichen, den die Welt von sich gestossen, dessen Unschuld nur sie, sie allein trägt, und den Du Engel jetzt hassen mußt, damit das Maas seines Elendes vollendet ist!“

Oben schien der glanzvolle Sternenhimmel in seinem dunkeln Blau durch die Schatten der Bäume, Leonore sah das schöne Gesicht im höchsten Ausdrücke des wilden Schmerzes; sie zitterte; schauernde Gedanken zogen durch ihre Brust und — doch sprach eine müde Stimme in ihr für den fremden Mann, sie konnte nicht hart, nicht zurückstoßend seyn. „Wer mit solchem Schmerz sein Elend empfindet, ist kein Bösewicht, wer es auch seyn,“ — sagte sie begütigend, und bot ihm mit tröstenden Worten ihre Hand.

Noch lag er vor ihr auf den Knien; sie empfand ein unendliches Mitleiden mit dem schönen Mann, daß sie sich bemühte, ihn auf alle Weise zu besänftigen. Zuweilen strich sie, als wollte sie die trüben Gedanken von seiner Stirne wischen, mit den zarten Händen leise darüber hin, doch er blieb stumm und regungslos, nur manchmal drückte er dieselben mit wildem Feuer an seine Lippen und sie fühlte heiße Thränen darauf rinnen. — Ihr ward bang und wohl, sie glich einer Träumenden, die von den Zaubergerichten der Phantasie mit einmal in ein ganz fremdes, wunderbares Daseyn versetzt wurde, das man scheuen und doch lieben mußte. Was sie gestern war, fühlte sie jetzt nicht mehr; es hatte Alles, Alles eine ganz andere Gestalt gewonnen, so daß sie sich erst bei dem ihr eben jetzt entgegen schimmernden Licht des Hauses, welches sie nun erreicht hatten, besann, daß sie nicht an dem Ziel ihrer Reise, daß sie nicht die Leonore war, welche diesen Morgen den Wagen bestiegen hatte. „Da! wo war ich!“ rief jetzt der Fremde, sich aufrichtend und eine männliche Stellung annehmend, „hier, mein Fräulein, bin ich vielleicht so glücklich, Ihnen für diese erschöpfenden Stunden einige Bequemlichkeiten zu verschaffen.“

Er sprang dabei aus dem Wagen und trug sie mehr als sie ging, nach dem Eingang des

43
Hause, wo ihnen eine alte Frau entgegen kam und mit ehrerbietiger Unterwerfung fragte: was der Herr befehle?

„Für jetzt ein bequemes Nachtquartier für diese Dame, und alle Sorgfalt für ihre Bedürfnisse, erwiederte er, und leitete Leonore die Treppe hinauf, welche sie zu einem allerliebsten, mit Geschmack und Eleganz geordneten Zimmer führte. Kaum war Leonore vermögend, bis dahin zu gehen, verschüß sie auf das Sopha und raffte sich nur mit Mühe zusammen, als sie sah, daß der Unbekannte, dadurch ängstlich bewegt, sie mit forschenden Blicken betrachtete. Die Alte war geschäftig, Erfrischungen herbei zu bringen, und Leonore hatte jetzt Zeit, die Erscheinung der Nacht nun auch zwischen den gewöhnlichen Lebensverhältnissen zu beobachten. Es war ein edler Anstand, eine Würde in allen seinen Bewegungen bei den geringsten Dienstleistungen, wie die eines Gelehrten, welchen sie hier wohl nicht in ihm erkannt. Er hatte schone, männliche Züge, denen jedoch eine gewisse Weichheit, ein Ausdruck des Schmerzes aufgeprägt war, daß sie sich nur um so mehr sein voriges Betragen zu verständigen wußte.

„Er ist unglücklich,“ sagte sie, „er ist ein mit der Welt Verfallener, dem es vielleicht Wohlthat wird, in dir ein menschliches Herz zu finden.“

Er saß neben ihr auf dem Sopha, den Kopf in die Hand gestützt, lange schweigend. Zuweilen sprang er auf, und ging mit über einander geschlagenen Armen, gesenktem Haupt und starken Schritten auf und nieder, dann blieb er mit einemmal plötzlich vor ihr stehen, warf einen flammenden Blick auf sie, lehnte sich aber schnell wieder von ihr, indem er sich mit der Hand gegen die Stirn schlug.

„Sie sind noch nicht beruhigt, sagte Leonore sanft, „Sie bedürfen der Ruhe wie ich, — gehen Sie, suchen Sie zu vergessen und Ruhe zu gewinnen.“

„Vergessen! — Ruhe gewinnen!“ rief er in verzweifelndem Tone ihr nach, — o, dann müßte es nicht Morgen werden, dann dürfte ich den Engel, der mir jetzt wie eine lebensreiche Gottheit entgegen lächelt, nicht auf ewig missen. Ja es ist ein Unglücklicher, der hier vor Dir steht, theures, theures Mädchen, ein Unglücklicher, der diese Thränen wenigstens durch die Quersündung verdient, die ihm jetzt die Brust durchglüht.“ —

Leonore weinte still unter ihrem Tuche. Sie war auf's Wehmüthigste durch den Gedanken des nimmer Wiedersehens ergriffen und konnte die Thränen nicht bergen. Er stand vor ihr; ihre beiden Hände in die seinen gedrückt, sah er sie jetzt zu sich in die Höhe.

„Sie weinen, schönes Mädchen, Sie wissen, wissen Sie auch wem diese Thränen fließen? O, fragen, forschen Sie nicht, lassen Sie mir diesen Schmerz, der meinem verödeten Herzen so wohl thut,“ — sagte er mit gesenkter Stimme, indem er sie sanft an sich zog.

In Leonorens Gemüth wurde es immer weicher, sie konnte keine Rastung gewinnen und blieb still an ihm geklebt.

„Gute Nacht,“ sagte sie endlich, sich ermannend, „gute Nacht, es ist ja morgen doch noch ein Wundersehen!“

Der Morgen grünte schon, und noch hatte Leonore kein Auge geschlossen; sie war angekleidet auf das Bett getreten, sich nach Ruhe sehnend, konnte sie jedoch vor dem wachen Träumen ihrer Phantasie nicht Ruhe dafür in sich gewinnen. Was hatte sie nicht alles in dieser kurz gedrückten Zeit erlebt, gemahlt! Der schöne Unbekannte, mit seiner tiefen Bitterkeit, mit dem hohen Schmerz seines Lebens, stand noch immer vor ihr. Er hatte sich selbst angelastet, ihr, der Fremden vertrauend, seinen Schmerz gezeigt, wie sollte sie verdammen und richten, wo es in ihr nur Vergeltung sprach?

„Was mag es sein?“ frug sie sich zu unendlichen Malen, „das ihn so tief erbeugt, was kann es sein?“

Ihr schien, als habe sie keine Gelegenheit zu irgend einer gegründeten Wahrnehmung gehabt, und wenn auch eine Stimme, warnend, wie die Angst des Gewissens in ihr sprach, so wußte sie ihr aufgeregtes Wesen doch wieder so gut zu beschwichtigen, daß sie sich nur immer mehr und mehr überlassen, es seien dies nur sieberhafte Träume der Nacht. So mit sich und den jüngsten Ereignissen beschäftigt, hörte sie auf einmal aus der Tiefe eine schöne Männerstimme in Begleitung der Guitare. Die Stimme sang:

Wie ich so einsam und allein
 Das Leben, den Nimmend lerne,
 Wie leer das Herz, wie öd' das Innere,
 Wie traurig, trübe und allein,
 Wie nichts ihm Antwort gibt!

Wie ich so einsam und allein
 Das Leben, das keine kennt,
 Das Leben wird so eng und klein,
 So arm die Welt, das Herz zur Feind,
 Das, Erde stehend, brennt.

Wie ich so traurig, öd' und schwer
 Das Herz mit sich allein,
 So steht an der Steine Meer,
 Es steht auf Erden rings umher,
 Ihm bleibt nur seine Pein!

Die Stimme schwieg, die Klänge verhallten und alles sank wieder in die Stille der Nacht zurück. Nur in Fernen blieb ein tiefer, wehmüthiger Schmerz, um den Armen, einsam Trauernden,

der nicht eine Seele sein nennen konnte. Sie wollte ja so gern zu ihm eilen, seine Hand an seine Lippen ziehen und ihm sagen, daß noch ein Auge mit ihm weinen, noch eine Brust mit ihm fühle; sie dachte sich so ganz in das Traurige, Trübe eines ungeliebten Lebens, in das öde Einerlei der Tage, die auch nicht von einem Korbentranz der Liebe umwandelt waren, daß sie in heiße Thränen ausbrach und frech war, als es ernstlich tagte. Sie stand auf und trat an's Fenster und sah in die Nebelwelt hinaus durch die der Tag noch kaum einige Strahlen warf. Die Gegend umher lag ihr noch verborgen, nur die Mauern einer alten Burg, die in diesem Nebelmeer wie in den Wellen hing, sahen sie und inlandschaftlich zu ihr herab. Beethovens hatte es das Gepräge der großen Wildnis; Launen ragten hier und da aus der Fels hervor, Palisaden trauerten in dumpfem Licht vorüber; nur näher dem Hause schien es geordnet, und Alles war mehr der Zeit und den Verhältnissen des Lebens angepaßt. Ihr schwebte in ferneren Träumen umher; sie vergaß alles, was ihr sonst näher stand, das Leben, seine Verhältnisse und Beziehungen, immer nur zu dem einen Punkte zurückkehrend, das Gewöhnliche so aussehend ihre Phantasie beschäftigte. Da hörte sie einiges Geräusch unter dem Fenster und es war es, das liegt eben zu

dem Gitterthore des Hofes auf wild schnaubendem Rosse hinaus sprengte.

„War er es? war er es wirklich?“ rief sie sich zu, und Thränen stürzten aus ihren Augen, die um so heißer brannten, weil sie aus tiefer Beschämung, aus gekränkter Weiblichkeit flossen.

„Thränen? warum denn Thränen? was soll mir der fremde Mann? meine Theilnahme an seinem Schicksal hat ihn ja zu nichts für mich verpflichtet, er wendet sich gleichgültig von mir, wie von den andern Menschen, und nur ich bin die Thérin!“

Alein alle diese Gedanken waren unvermögend, ihr aufgeregtes Gefühl zur Ruhe zu sprechen, bis sie sich mit einem Male entschloß, augenblicklich zu reisen, um so wenigstens ihrem Stolge in etwas zu genügen. Sie bog sich daher aus dem Fenster, ihren alten Diener zu rufen, als sie das Leiden eines Pferdes hörte, — schon war auch der Fremde zum Thore herein. Er hatte den Hut tief in die Augen gedrückt, und warf nur oben einen düstern Blick an ihr Fenster, der sich jedoch in die Klarheit des Tages wandelte, als er sie, da sie sich nicht mehr schnell genug zurückziehen konnte, erblickte. Größere tief er ihr einen guten Morgen entgegen und bat, da er sie schon angekleidet sah, um die Erlaubniß, ihr aufzuwarten zu dürfen. Sie hatte nicht Zeit zu ver-

neinen, denn schon war er die Treppe hinauf und trat ihr nist den Worten entgegen, daß er, von Angst und Unruhe getrieben, hätte weiter reiten wollen, alsob die Welt sey ihm und den tobenden Empfindungen seiner Brust zu eng, er finde nur hier, an ihrer Seite augenblickliche Beschwichtigung.

„Sie reisen mein Fräulein,“ sagte er, „wenige Stunden und Sie sind auf immer von meinem Leben ausgeschieden, während ich mit tiefer Sehnsucht im Herzen zurück bleibe, ohne daß mir irgend eine tröstende Hoffnung leuchtete.“

Er versiel darauf wieder in tiefes Sinnen, und was auch Leonore Freundliches zu ihm sagen mochte, sie brachte ihm keine heitere Stimmung mehr zurück.

„Ich hätte mich,“ sagte er, „mit der Welt abgesunden; kalt wie sie mich zurück stieß, riß ich mich von ihren Weichtheiten los. Der Mensch ist mir nicht mehr Freund, nicht mehr Bruder, und doch, glauben Sie mir, ich liebe die Menschen. Aber der Einzelne trägt meinen Haß, denn Einzelne haben mein Lebensglück zertreten. Sehen Sie dorthin, dieß war die Burg meiner Väter, auch in meinen Adern rollt edles Blut. Wehe den Menschen, die mich zwingen, dies zu“ —

Er schwieg er und Leonore schauderte in ihrem Herzen, daß er aussprechen möchte, was sie zu hören unermüdend war.

„Und Sie nun, hob er neuerdings an, Sie knüpfen wieder in mir das Band mit der Welt, mit dem Leben zusammen. Sie reißen mich Ihnen nach, und werden mich hassen, wenn ich, Ihre fordernd, zu Ihnen stehe,“ setzte er mit bebendem Tone hinzu. — Leonore schwieg; unermügend irgend einen Laut hervor zu bringen, duldete sie halb träumend, daß er sie an sich zog und mit Heftigkeit gegen seine Brust drückte.

Indessen war der alte Diener Leonorens, dem das Leben hier im Hause nicht recht zusagen mochte, die Treppe herauf gestiegen, und das Geräusch, welches sein Eintreten veranlaßte, brachte ihnen die Besinnung zurück. Gerade, daß sich Leonore noch so viel sammeln konnte, um ihr Gefühl nicht den prüfenden Augen dieses Menschen bloß zu stellen; doch antwortete sie zerstreut genug auf seine Frage wegen der Abreise, so, daß der alte Mann bedenklich nach dem Fremden hinsah und verdrießlich seine Gebieterin ermahnte, daß sie sich nicht verspäten dürfe, indem man sonst ängstlich in dem Hause ihrer Verwandten werden könne, da schon auf gestern Abend ihre Ankunft angesetzt war. „Sie nehmen es mir nicht ungenügt,“ sagte er weiter, „aber unser Weibchen ist

ja doch nicht hier in dieser Wildniß, wir haben noch mehrere Stunden zu fahren, und es wäre wohl am besten, wenn wir uns gleich auf den Weg machten.“

Leonore fühlte eine unbeschreibliche Beschämung, sich von einem Diener an das, was ihr obliege, gleichsam mahnen zu lassen, und bewilligte um so schneller seinen Vorschlag, damit er nur nicht über ihr Verhältniß denken möge.

Finster saß indessen der Fremde da, und starrte stumm vor sich hin. Leonore fühlte, daß sie ihm wehe gethan, daß sie ihn empfindlich verletzt habe, und doch war sie unfähig zu widerrufen.

„Sie mißbilligen.“ sagte sie nach einer Weile, „vielleicht diesen raschen Schritt, aber konnte ich anders? — O, diese Welt, diese Kerkern, die uns immer binden, wie oft vergiften sie uns das schönste Lebensglück, und doch müssen wir uns ihnen fügen! Leben Sie wohl, sagte sie, indem sie ihm ihre Hand reichte, und sagen Sie mir, wo wir uns wieder sehen?“

Da richtete er sich rasch in die Höhe; wie aus einer tiefen, tiefen Verzerrung zu sich kommend schlang er seinen Arm um sie und drückte einen brennenden Kuß auf ihre Lippen.

„Mit diesem Kuß,“ sagte er feierlich, weihe ich Dich zu meinem Eigenthum, Dich will ich

besitzen, Dich mein eigen nennen, und müßte ich Dich einer Welt abkämpfen!“

Leonore zitterte, es war etwas Wildes, etwas Furchtbares in dem Ton, mit dem er sprach. Er bemerkte es, und sagte etwas milder: „Armes Mädchen! es war nicht Dein guter Engel, der Dich mir entgegen führte; — aber es war doch Schicksal, weil Du nun einen Unglücklichen angehören mußt!“

Sie antwortete nicht, still weinend ruhte sie an seiner Brust und fühlte nur im tiefsten Herzen, daß sie sein, sein auf die Dauer eines Lebens sein müsse. Endlich faßte sie sich so weit, daß sie ihm ein letztes Lebewohl sagte, und wie im Traume bestieg sie den Wagen, der sie von ihrem Glück vielleicht auf immer hinweg trug. —

Schon war sie einige Stunden gefahren, schon hatte sie wieder die Ebene erreicht, und der dunkle Fels lag weit ausgedehnt, hinter ihr, und jetzt erst kam Leonore aus ihrem betäubten Zustande zurück, jetzt erst traten wieder die Bilder früherer Zeit vor ihr Gemüth — aber nur um sie zu ängstigen, um es ihr wahr und wirklich zu zeigen, daß sie das Verderben in ihrer Brust trage. Ihr früheres Leben schien ihr nicht gelebt; es graute ihr vor dem öden Einerlei, vor dem unbedeutenden Spiel, das sie bis jetzt beschäftigt hatte. Ihr war, als sey sie nur erst jetzt zum Gefühl ihres Da-

ferns erwacht, als wisse sie nur jetzt erst zu sagen, was das Leben sey. — Noch pochte ihr Herz in süßbaren Schlägen, noch suchte sie seinen Kuß auf ihren Lippen glühen, suchte, unter unsäglichem Thränen, daß sie ohne ihn nicht zu leben wisse. Und wo war es, dem sie die Ruhe ihres Herzens vertraute? Was sollte sie von seiner eignen Anlage, von Allem denken, was ihr bis jetzt begegnet war? — Hier wurde es Nacht in ihr, und nur die Stärke ihrer Empfindung überstieg die bangen Gedanken. Da näherten sie sich dem Schloß Lannenstein, dem Ziel ihrer Reise. Hier wohnte eine ihr nahe Verwandte, zu deren Hochzeitfeier nah und fern alles gebeten war, was zu dem Kreis ihre Lieben gehörte.

Leonore, als die einzige, zurte Blüthe früh verblühtener Eltern, war von allen Verwandten weith und theuer gehalten. Ihre Schönheit, wie die Anmuth ihres Wesens machte sie Jedem bedeutend, der ihr näher kam, und alle Herzen hingen ihr an.

Sie wußte, daß ihrer ein liebender Empfang hatte, sie wußte viele Menschen hier versammelt, in deren Mitte sie sich leicht und froh bewegte, und doch zitterte sie jetzt vor den schnell rauschenden Begrüßungen, die ihrer harreten. Ach! sie hatte kein Herz mehr für sie, es war aus ihrem Kreise geschieden; nur in den langen, finstern Schatten

des Forstes ruhten ihre Wünsche, ihre Erinnerungen. Das Schloß Lannenstein lag auf einer sanften Anhöhe; rings von lachenden Fluren umgeben, grüßte es freundlich und gastlich hinaus in die friedliche Welt. Die festlichen Vorbereitungen zur nahen Hochzeitfeier kündigten sich schon im Aeußern an, und drückten um so schwerer auf Leonorens Herz, als es im schrecklichen Mifton mit der Zerrüttung ihres Innern war.

Leisch grünernde Bäume waren zwischen die schon halb fall werdende Älter, die in das Schloß fuhr, gestanzt. Guirlanden von Immergrün und Herbstblumen gewunden, schlangen sich anmuthig zwischen durch, und verkündeten den Ankommenden die freudig festliche Stimmung der Bewohner.

Leonore schwamm in Thränen; ihr war, als löge es sie mit unendlicher Gewalt rückwärts, als fühle sie sich von ihm umfaßt, als höre sie seine Stimme bittend zu ihr stehen: „Kehre, o, kehre zu mir zurück! „Sie konnte sich jetzt ihre schnelle Abreise nicht vergeben, klagte sich des ungemessenen Egoismus an, weil sie ihren Ruf, das, was etwa die Welt hätte sagen können, höher als das Glück achtete, welches ihm ihr längeres Weibsen gewährt hatte.

„Und hat er nicht Ursache, die Menschen zu hassen? Da selbst die, welche ihm viel zu seyn

scheinen, ihr unbedeutendes Ich nicht vergessen können, und um Anderer willen hart gegen ihn sind?“ — sagte sie sich, „wie wird er jetzt bei der Ruhe der Einsamkeit von mir denken? ach, eine trübe Wolke lag ja ehedem bei unserer Trennung auf seiner Stirn.“ Er wird meine Liebe für nichts achten, weil sie in dieser ersten Probe so gering erschien!“

Mit sehr quälenden Gedanken fuhr sie im Schloßhof ein, und ward mit Schrecken einer großen Gesellschaft von Damen und Herren gewahr, die sich, wie es schien, in gesellschaftlichem Spiel vergnügten. Das Rauseln ihres Wagens machte sie aufmerksam, und jubelnd zogen sie ihr entgegen, sie aufs Freundlichste bewillkommend.

„Dem Himmel sei Dank,“ sagte nehmend eine ihrer Verwandtinnen, ein fröhlich, tänzelndes Kind, „daß Du nur nicht unter Räuber und Mörder gefallen bist. Wie wollten Dir schon entgegen stehen, denn glücklich Dein gesüßtes Ausbleiben hat uns nicht wenig geängstigt.“

Leonoren überzog eine Purpurothe, und ganz verlegen erwiederte sie, daß es ihr wirklich nicht viel besser ergangen, und sie nur gleichsam durch ein Wunder gerettet sey.

„Mein Gott! und das macht Dich so erröthen,“ versetzte die Aelteste, „gewiß hat irgend ein Heldenanführer Dein Herz bezwungen, denn nie

sah ich Leonoren so schön! Sage nur geschwind, wie sieht er aus? Wo ist er zu finden? Wir müssen dies Kind der Wildniß auch kennen lernen.“

Sie wand sich darauf zu den Uebrigen, welche sich indessen theilnehmend Leonoren genähert hatten und dem nackenden Mädchen ihren Scherz verwiesen, da sie sahen, daß Leonore empfindlich gereizt war. Man führte sie in den Gesellschaftssaal, wo Bräutigam und Braut ihr entgegen kamen.

Es waren dies zwei glückliche Menschen, Liebe hatte ihren Bund geknüpft, und ein günstiges Schicksal sich ihren Wünschen gefügt. Sie sahen sich ohne weitere Hindernisse an ihrem Ziele, so, daß es ihnen unbegreiflich schien, wie nicht alle Menschen das Leben von der lachenden Seite nehmen konnten; ihnen hatte es immer gehuldigt, immer nur seine Güte fühlen lassen. Darum war aber auch ein ernstes Gemüth für Beide ein Problem, und Leonore stand immer wie eine fremde Erscheinung in ihrem Kreis, zu der sie ehrerbietig hinauf sahen. Sie hießen sie herzlich willkommen, und die schöne Braut flüsterte ihr zu, daß sie auf ihrer Hut seyn möge, denn es sey ein so liebenswürdiger Gast in ihrer Mitte, daß ihr selbst nur ihre schon getroffene Wahl das

Herz sichere. „Und den haben wir für keine Andere, als unsere Leonore bestimmt,“ setzte sie lächelnd hinzu. Wirklich trat auch eben der junge Mann, von dem sie gesprochen, zur Gesellschaft, und Leonore konnte nicht umhin, ihr in so weit Recht zu geben, als ein feines, sittiges Benehmen, ein edler Anstand ihn vor Allen auszeichnete. Es währte nicht lange, so war er auch schon Leonorens Begleiter, und schien mit besonderm Wohlgefallen diese zarte Blume zu betrachten, die den letzten Blüthen des Jahres zu vergleichen war, so wehmüthig, lieblich war ihre Erscheinung. Man sprach viel von dem gestiegenen Vorrath mit ihr, und daß jetzt die Regierung ernste Maßregeln ergreifen müsse, die Sicherheit der Reisenden zu bürgen, denn seit geraumer Zeit wäre jener Forst in höchst zweideutigem Rufe. Es seien schon große Räubereien begangen worden, hieß es, mitunter sey aber auch so manches Abentheuerliche von Großmuth und Herzensgüte des Anführers der Bande im Umlauf, daß man nicht wisse, ob man ihn nicht mehr bedauern, als hasen sollte.

„Es ist eine große Verirrung der Menschheit,“ sagte einer aus der Gesellschaft, „und nur Bösewichter eber vom Schicksal ganz Verlassene können diesen verzweifelnden Weg einschlagen.“ —

„Du den letzten glaubte ich beinahe den, von welchem wir jetzt sprachen, zählen zu dürfen, und ich wünsche ihm einst nur menschliche Richter.“

Leonore zitterte während dieser Rede, sie ward bleich und mußte sich unter dem Vorwand eines Uebelbefindens weg begeben. Ihr Unglück war nun ausgesprochen, sie wußte jetzt mit einem Mal, wen sie liebte. — Schauernd zog ihr der Gedanke durch die Brust, und in namenlosem Schmerz hingsunken, mußte sie sich nun bekennen, daß sie ihn um seines Unglücks willen nur um so mehr liebe. Ihr war, als stünde er jetzt mit der ganzen Last seines Elendes vor ihr, als frage er sie mit stehend bebender Stimme, ob auch sie ihn von sich stoße? „Nein, nein!“ rief sie wie außer sich, und streckte ihm die Arme entgegen, „nein, du bist mein! und führe dein Weg auch mich in's grenzenlose Elend!“

Es giebt Momente im Leben, die uns über alle irdische Verhältnisse und Rücksichten weg heben, vor denen jedes Bündniß der Erde einsinkt und der Seele eine gewisse Stärke und Höhe verleiht, die zu den kühnsten Entschlüssen führen. Es war es jetzt in Leonorens Gemüth; alle Möglichkeiten führte ihre Phantasie in grellen

Bildern verlor, und sie klammerte sich nur fester und fester an die theure Erscheinung, der sie ihr Lebensglück willig hinopferte. Sie mußte sich zu Bette legen; in fieberhaften Träumen verstrich ihr die Nacht, und der nächste Morgen, welcher zur Hochzeitfeier bestimmt war, fand sie noch halb in Verzweiflung mit sich ringen. „Nein, nein, du bist mein und laßst menschlichen Richter wer, den Dich von mir trennen!“ rief sie immer wieder.

Man kam, sah theilnehmend nach ihr zu erkundigen; sie sollte sich fertig halten, den Zug zur Kirche zu begleiten, welche unten im Dorfe am Fuß des Berges lag. Willenlos gab sie sich den Anordnungen Anderer hin; sie wurden in Paare eingetheilt, und ihr Begleiter von gestern war ihr auch heute wieder zugegeben. Sehr Bemühungen um die Trauernde waren die regsten, allein sie konnte ihm kaum einige freundliche Worte dafür sagen. Leichenblas folgte sie schwankend dem Zug, der unter dem herrlichen Jubelruf des Landvolkes der Kirche zuzug. • Der Weg war mit Blumen bestreut, die ländliche Kirche mit frischem Grün geschmückt. Alles war einfach und rührend; man drängte sich vor, jedes wollte das schöne Paar sehen, der Zug verwirrte sich, und Leonore stand plötzlich vereinzelt unter der Menge. Da hörte sie leise hinter sich die Worte flüstem: „Hat die schöne Leonore

im Gedränge des Festes wohl Erinnerungen für eine jüngst verfloßne Vergangenheit?"

Sie fühlte sich dabei zart umfaßt, und wie sie den thränen schweren Blick hob, sah sie in das Flammenauge des schönen Räubers. Schmerz und Freude lebte in ihrer Brust, ihr vergingen die Sinne, und als sie wieder aus ihrer Ohnmacht erwachte, fand sie sich im Freien, den Geliebten zu ihren Füßen.

„Ja er ist es! er ist es!“ rief sie und sank an seine Brust. „Nun schwinden sie, diese Jammerbilder der Nacht, ich habe Dich wieder und keine menschliche Macht kann über uns gebieten! Doch, wie komme ich hither?“

Nun hörte sie erst, daß sie ohnmächtig in seine Arme gesunken war, daß er sie schnell, ehe man es im Gedränge viel wahrgenommen habe, weggetragen hätte, und daß sie jetzt scheiden müßten, weil der Gottesdienst zu Ende ginge.

„Wir sehen uns wieder,“ sagte er, „diesen Abend bin ich unter dem Gassen.“

Man kam schon aus der Kirche, sie mußte ihn von sich lassen, und trat unter die Menge zurück, um ihre Abwesenheit vielleicht zu verbergen. —

In Freuden schwand der Tag, die Nacht brach ein; es strahlte der Glanz der Lichter aus dem beleuchteten Schloß weit hinaus in das Thal;

melodisch klangen einzeln aufgestellte Musikhörner und aufsteigende Raketen verkündeten das nahe Abbrennen des Feuerwerks.

Im Schloß selbst war rauschende Freude. Ein Maskenball, der mehr aus der Laune der Gäste, als auf Anordnung entstanden war, bot die unterhaltendsten Scenen. Nur Leonore, von Sehnsucht und Unruhe getrieben, schloß sich unvermögend, der Heiterkeit der Uebrigen sich anzuschließen, wiewohl sie selbst der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war, und Alles sich um sie drängte. In altdeutscher, edler Frauentracht, gleich sie heute einer Erscheinung fernrer Jahrhunderte, und Jedes behauptete, man habe sie noch niemals schöner gesehen. Sie hatte auch heute mit besonderer Sorgfalt ihren Anzug gewählt, da sie ihn, den ihr noch Namenlosen und doch so Verwandten, erwartete. Aber vergebens, ihr forschendes Auge konnte ihn unter den Vielen nicht entdecken, und die lassende Aufmerksamkeit ihres Führers gönnte ihr nicht einmal einige freie Augenblicke. Endlich zog ihn eine Tänzerin mit in die Reihen, und Leonore benutzte den Augenblick, sich in eines der betrachteten Gemächer zu begeben, um hier freier zu athmen, und dem beobachtenden Blick Anderer zu entgehen. Sie trat in eine tiefe Fensternische, und sah hinaus in die Nacht, von quälenden Gedanken über sein Weg.

bleiben geduldsigt. Sie konnte sich nicht in so weit sammeln, um eine ruhige Ueberlegung zu gewinnen; er, er allein war der Gedanke ihrer Seele, zu ihm strebte ihr ganzes Wesen; nicht sein Stand, nicht ihre Zukunft, nicht ihre Verbindungen in der Welt waren für sie gegenwärtig, in ihm hatte sie sich verloren, sein war sie bis auf das leiseste Leben ihrer Brust, und alle Güter der Erde schwanden vor der Allgewalt ihrer Liebe hin.

So, ganz in sich und ihre Träume verloren, bemerkte sie nicht, daß sich ihr ein Mann in schwarzem Domino näherte, endlich dicht vor sie hintrat und mit dem Tone gereizter Empfindlichkeit fragt: „ob sie wohl einige Minuten für ihn hätte? Sie sind so schön, so bewundert heute, Leonore, daß der schüchterne Freund es nicht wagt, sich unter der Menge Ihnen entgegen zu drängen.“

Das freudige Willkommen, das sie ihm sagen wollte, starb nach dieser Anekdote auf ihren Lippen, und sie konnte ihm nur erwidern, daß er hart, sehr hart sey, sie habe es nicht um ihn verdient, denn ihr ganzes Denken sey nur er gewesen. Dieß sprach sie mit bewegter Stimme, und Thränen brachen leise aus den schönen Augen.

„Hörte ich Sie wirklich nicht zu beschäftigt, so möchte ich nur um eine Stunde Gehör bitten, ich habe ernste Dinge mit Ihnen zu bere-

dem,“ — erwiderte er sehr düster und trübe vor sich hin.

Sie heftete erst jetzt den Blick auf ihn und fand ihn ganz verändert. „Was ist das,“ sagte sie, „ist etwas vorgefallen? hat sich etwas ereignet, das mich schrecken könnte?“

„Nein, das nicht, wenn ich es selbst nicht bin,“ sagte er im bittersten Tone hinzu, „dann haben wir vielleicht noch zu hoffen.“

„Sie sind heute sehr gereizt,“ entgegnete Leonore empfindlich, zog ihre Hand, die er gefaßt hatte, aus der seinen und kehrte sich dem Fenster zu, die herabschlüpfenden Thränen zu verbergen. Indessen hatte er sich auf den nächststehenden Stuhl geworfen. Die Hände über der Brust gekreuzt, aß er finstler in sich gekehrt; da kündete ein heftiges Krachen das Beginnen des Feuerwerks. Sterne stiegen auf, Leuchtkugeln flogen vorüber, Schlangen zischten durch die Luft; es war ein herrlicher Anblick. Alles eilte hinaus, den günstigen Standpunkt zu suchen, und Beide waren mit einem Mal allein.

„Verzeibung, Leonore, Verzeihung!“ rief er und sprang auf. — Ich habe Dich beleidigt; ja ich bin ein wilder, wilder Mensch! Such, es vergiß mir vorhin die Seele, daß ich nicht vor der ganzen Welt hintreten durfte, Dich an die Brust

ziehen, und Allen sagen konnte: hierher gehört sie — denn sie ist mein!“ —

„Leonore, kannst Du verzeihen? — O, Du mußt noch mehr können, mußt mit großer Seele einen entsetzlichen Schmerz tragen — mußt vernahmen können, daß der, den Du liebst, ein — ein Verbrecher ist,“ — sagte er mit fürchterlichem Tone.“

„Barmherziger Gott! hören Sie auf, Sie tödten mich! o, Gott! ich weiß Alles, nur sprechen Sie dieß fürchterliche Wort nicht aus.“

„Wie? sagte er, wie! Du weißt — Du weißt — und haßest mich nicht?“

„Nein, ich liebe Dich!“ sagte Leonore mit hoher Schwärmerei, „ich liebe Dich, und ging der Weg mit Dir zum Hochgerichte! — Dieß ist der grenzenlose Schmerz, aber auch die Seligkeit meiner Brust!“ —

Leichenblaß, zitternd stand er da. Als sie ausgesprochen hatte, warf er sich vor ihr nieder, und sah staunend wie zu einer Heiligen hinauf.

„Ja, Du bist schön, schön wie der Engel des Lichts! aber Du bist größer noch als schön, glänzig wie die Gottheit selbst! — O, ziehe mich, den Sohn der Wildniß, zu Dir hinauf, laß mich an Deiner Brust wieder zum Menschen werden. Sieh, ich habe Alles von mir geworfen, ich hasse meine frühern Verirrungen; ich habe jedes Band gerissen; flüchte

mit mir auf eine fremde Erde, ich will jedem Deiner Wille folgen, will zum frommen Kinde wieder werden, damit der Mensch in mir gedeihe.“ —

„Im Ocean liegt eine neue Welt, dorthin verpflanzt ich setz meine Hoffnungen, meine Wünsche. Ich war, Gott weiß es! ich war kein böser, nur ein verirrter Mensch,“ sagte er aufstehend. „Vielleicht ist Gott gnädig und begünstigt unsre Flucht.“ — „Hier,“ sagte er, indem er ein Papier aus der Brust zog, „hier hast Du Alles, was ich zu meiner Rechtfertigung zu sagen weiß. Der Schein ist mehr gegen mich, als ich verdiene, das sey Dein Trost.“ Leonore weinte heiße Thränen, sie warf sich ihm voll Schmerz und mit süßen Hoffnungen an die Brust und seine Klöße brannten heiß auf ihren Lippen.

„Und wenn sie mich jetzt von Dir reißen, mich hin auf's Schafot schleppen würden, ich habe doch des Lebens höchste Seligkeit empfunden,“ sagte er, sie mit Hefigkeit an sein Herz drückend. „Sterben, jetzt sterben, o es wäre göttlich.“

„Ja sterben,“ seufzte Leonore leise, „sterben in Deinen Armen.“

Indessen war das Feuerwerk abgebrannt, Saal und Zimmer füllten sich wieder mit Menschen, die Musik begann rauschend herüber zu tönen und die beiden Liebenden empfanden die Nothwendigkeit der Trennung.

„Mit freudigem Erwarten,“ sagte er, „schiede ich von Dir, und ich kam doch mit dem Tod im Herzen. O, Du hast es nicht verachtet, den Menschen in mir zu ehren, darum ist aber jeder Athemzug meines Wesens nur für Dich!“ — Er zog dabei ihre Hand an seine Lippen und bedeckte sie mit unzähligen Küssen, bis die Eintretenden ihn nöthigten, ihr eine gute Nacht zu wünschen.

Leonorens Zimmer stieß an dieses Gemach, sie eilte, sich in die stillste Einsamkeit zu retten und ihre Liebe, ihren Schmerz, ihre Freude noch einmal mit sich durchzusprechen. In buntem Gewirre zogen die Bilder des Tags, der eben gelebten, glücklichen Stunden ihres Lebens, an ihr vorüber. Ihre Gedanken schweiften nach allen Seiten hin, ihr Herz klopfte heftig, und von Todesangst durchzittert zog sie endlich die Papiere hervor, welche die Schuld des Geliebten ihr nun vor die Augen bringen sollten. Sie las:

„Leonore, Sie haben das Schloß meiner Väter gesehen. Hier wuchs ich auf, ein fröhlicher Knabe, zwischen der Liebe meiner Eltern und den

Erinnerungen der Vorzeit. Unser Leben war still und einsam; meine Eltern hatten wenig Verkehrungen mit der Welt, und diese bezogen sich blos auf Verwandte, welche nur hie und da noch lebten. Ein Stiefbruder meines Vaters war in der Residenz vielgewichtig am Hofe; er machte ein Haus, bedurfte Geld, hatte das seinige zum Theil schon verschwendet, und kam von Zeit zu Zeit, meine Eltern heimzusuchen, um das, was sie in ihrer Zurückgezogenheit durch Ordnung und Sorgfalt erworben hatten, als Anlehen mit sich in die Stadt zu nehmen.“

„Meine Eltern kannten die Welt nicht, in der Einsamkeit ihrer Wälder schätzten sie die Menschen nach denen, welche ihnen zunächst waren. Arglose Landbesitzer glaubten sie Treue und Redlichkeit allenthalben verbreitet. Einfache Sitte herrschte im Hause; verlor sich ein Fremder in unsere Wälder, so wurde er mit ächtdeutscher Wiederkeit an den einfach besetzten Tisch gezogen. Die Liebhabereien meines Vaters gingen meist auf die Vorzeit. Wenn er an der Seite eines heitern Gastes, bei dem Trank deutschen Weines, fröhlich wurde, so führte er diesen durch Saal und Gemächer, wo seine Ahnen hingen, oder er mußte ihn in seine Kämmerlein begleiten, und mit ihm die riesenhaften Harnische, welche aus geräumter Vorzeit hier bewahrt waren, bewundern,

und was er ihm dergleichen noch Seltenes und Schönes zu zeigen hatte.

Ich, als fröhlicher Knabe, war immer der Erste bei solchen Wanderungen, und nie glücklicher, als wenn ich meinen Kräften abrang, unter der schweren Rüstung kühn einherzuschreiten. Dann sah ich wohl das Auge meines Vaters mit Wohlgefallen auf mir ruhen, hörte, wie er rühmend sagte, „daß dieser Junge wohl auch um einige Jahrhunderte zu spät geboren sey. Für diese heutzige Welt ist er zu kühn, zu frei, was sollen der verweichlichten Menschheit solche Naturen!“

„Meine Spiele waren immer aus den Zeiten des Faustrechts genommen. In jener Periode deutscher Geschichte gefiel ich mir besonders; denn das kräftige Verlangen, Recht mir zu schaffen gegen Alle, die mir ungelegen in den Weg traten, bezeichnete mich von jeher. Ich war ein wilder, stürmischer Knabe, hatte aber doch das weiche, sanfte Herz der Mutter geerbt, und wenn ich in meinem aufbrausenden Gemüthe, was oft geschah, zu weit ging, so trat ich wohl auch bittend, mit thränendem Auge vor den Beleidigten hin, ihm mein Unrecht zu vergüten. Liebe war ich gewohnt, sie hatte mein Herz verzärtelt; wo ich mich nicht geliebt sah, konnte ich hassen. Besonders widrig war mir der Dheim aus der Stadt, er hatte sogar nichts mit dem Vater gemein. Wenn diesen

die Nebllichkeit in jedem Zug seines lieben Angesichts zu lesen war, so hatte jener Etwas, dem ich noch kaum begegnete; kalt, schlaun, gleisnerisch, so etwas Satanisches, daß es einem das Herz in der Brust umkehrte. Er war mir auch nicht gewogen, und nannte mich nur den rauhen Burschen.“

„Da starb meine Mutter. Der Vater und ich waren trostlos, doch mir half die Jugend über den Schmerz hinweg; Jagd und wildes Umherschweifen war meine Liebhaberei geworden. Der Vater saß allein zu Hause in trüber Einsamkeit, überließ sich seinem Schmerz und starb nicht lange nach der Mutter. Ich war sehr unglücklich über diesen harten Schlag, und es währte wohl ein Jahr, ehe ich mich wieder fand. Endlich siegte doch die Jugend, und ich dachte nun als Herr und Gebieter über das, was mir eigen war, zu schalten. Da hieß es, der Oheim sey mir als Vormund zugegeben, und ich sah mich mit einem Mal von dem Mann abhängig, dem ich am Meisten von allen Menschen abgeneigt war. Er hatte sich alle Papiere meines Vaters zugeeignet, und gebot mir strengen Gehorsam, wenn ich eine oder die andere Anordnung verwarf. Es war mir unmöglich, länger die Abhängigkeit von ihm zu tragen, und da ich doch bei all meinem wilden Leben mich mit den Wissenschaften beschäftigte,

und die alten Sprachen erlernt hatte, so bezog ich eine Universität. Hier tummelte ich mich mit frohem Jugendmuth, war überall, wo es froh herging und berechnete weder Geld noch Zeit. Der Oheim sollte zahlen, ich wußte von meinen Eltern, daß mir viel zu erwarten stand, und war um so weniger dafür besorgt, als es mir ein eigenes Vergnügen machte, Dürstige zu unterstützen und mit dem, was ich hatte, meine wenigsten bemittelten Freunde zu erfreuen.“

„Da erhielt ich an der Stelle der erwarteten Wechsel die umständliche Erklärung, daß ich nichts mehr zu beziehen habe. Papiere, die man vorgeschunden, hätten erwiesen, daß mein Vater Vieles mit Unrecht besessen. Da er es durch sein ganzes Leben genossen, sey es noch Milde des Oheims, mich nicht als seinen Schuldner anzusehen. Ich sollte nun suchen, mich mit meinen Gläubigern abzufinden; von ihm sey jedoch nichts mehr zu erwarten.“

„Das war ein himmelschreiender Betrug; ich war in einer entseßlichen Lage. Ich tobte, ich easte, ich forderte ihn zum Zweikampfe; doch er lachte meiner Tollheiten und thronte sicher auf seinem Raub.“

„Da stand ich nun als leichtsinniger Betrüger, während ich der Betrogene war. Mein Gefühl kämpfte sich mit aller Macht dagegen, aber

die Mittel waren mir geraubt. Es war eine grause Zeit, jetzt Bettler, mehr noch Betrüger — wo ich vor Kurzem im glücklichen Vollgefühl meiner Lage war. In der Verproviantung meines Innern warf ich mich überall hin, wo es recht toll und tobend zging. Dadurch gewann ich einen bösen Ruf, und als es eini Streit zwischen den Studenten und den Bürgern gab, ließ ich mich von meinem wilden Muth zu weit verführen, so daß es hieß, man sey genöthigt, mich mit noch einigen Gefährten als Unruhstifter von der Universität zu entfernen.

„Das war ein zweiter entseßlicher Schlag. Ich fühlte, ich hatte dieß nicht verdient. — Meine Ehre war zu empfindlich gekränkt; es lehrte sich mir das Herz im Busen, und in einer finstern Regennacht, wo wir Unglücksgefährten zusammensaßen, von Wein und erlittenem Unrecht erhitzt, schwuren wir der Menschheit ab. — Wir haßten jetzt, wie wir früher liebten, und fanden, daß es uns nun gegeben sey, uns selbst zu helfen.“ —

„Sei unser Anführer,“ riefen meine Gefährten, „du kühner Jüngling, räche mit uns an den reichen Praeffen deine Schmach; wir verbergen uns in deine Wälder, und fallen über diese elenden Günstlinge des Glückes her, wo sie uns ihr Weg entgegenführet!“

„Erst schauderte mir vor dem Gedanken; das Blut der edlen Ahnen, welches in meinen Adern rohte, brauste wüthend auf, und doch — ich war rachelüstend und schwur Rache, Rache dem Elenden, der mich zu diesem Neugestirnen gebracht.“

„O, meine Leonore! wie fürchterlich drücken Verirrungen, wie grauenhaft werden die Blickblicke auf Verbrechen, wenn wir diese einem reinen Gemüth enthüllen sollen. — Lassen Sie mich einen Schleier über Jahre meines Lebens werfen, die mich zu dem unglücklichen Menschen gemacht haben.“ —

„Ich lebte als Baron Ruden in dem Haus, meine Leonore, das Deine Gegenwart geheiligt hat; es war früher einem Unterthanen meines Vaters eigen; mein Gewerbe verschaffte mir bald so viel, daß ich es ihm abkaufen und der Bequemlichkeit des Lebens gemäß einrichten konnte: da ich einfach und zurückgezogen lebte, so entfernte ich allen Verdacht von mir, besonders da ich vorgab, noch einzugeordnet zu haben. Gemeinschaft hatte ich wenig mit meinen Gefährten, denn mir grauste immer im Innersten vor ihnen. Ich hatte es ihnen zur Pflicht gemacht, keinen Mord auf sich zu laden, und ich, meine Leonore, stehe ich wenigstens in der Hinsicht vor dir. Ich wollte wie die Vorsicht walten, und was ich heute von einem Reichen erbeutete, schenkte ich morgen an Arme

und Dürstige hin. So half ich manchem empor, und habe mir wenigstens in der Beziehung auf Unschuld'selbe Vorwaise zu machen. Nur außerordentliche Vorfälle brachten die Gefährten in meine Nähe, und als Baron Mäben galt ich für einen Sonderling, der wenig gesucht war." —

Langer schon, meine Leonore, seit der erste leidenschaftliche Schmerz überwunden ist, hasse ich den frei gewählter Stand. Ein unglücklicher, mit sich zerfallener Mensch war ich, ehe ich Dich kannte; ich sah, ich liebte Dich, liebe Dich mit einer Leidenschaft, die nur dem grenzenlosen Schmerz über meine Verirrungen zu vergleichen ist. Du bist meine erste, eine einzige Liebe; was ich aus den Zeiten der Unschuld, des reinen Jünglingsalters gerettet habe, sammelt sich um Dich, und hebt Dich zur Höhe der Ideale empor. O! hier liege ich im Staub vor Dir, nicht der Mäurer, der Sünder, nein, es ist der Mensch, der zu Dir steht, Dich seiner zu erbarmen, ihn hinaus zu Dir, in Deine Reinheit zu ziehen, ihm die Jahre der Unschuld, des Glückes zurück zu geben, ihn zu retten vor der Welt, vor sich, vor seinen Erinnerungen! Leonore, noch wage ich auf Glück zu hoffen. Flüchten wir nach Amerika; dort auf der neuen Erde beginnen wir ein neues Dasein. Der alte Mensch sinkt und das Edle in ihm geht siegend hervor! — Morgen Abend sprechen wir uns,

veranstalten Sie es, daß ich Sie allein finde; noch einige Tage und alles ist zur Abreise reif. Ich muß eilen, wenn es nicht zu spät seyn soll. Von den Gefährten habe ich mich für immer losgerissen. Seit ich Dich kenne, war mir jede weitere Beziehung zu ihnen grauenhaft. Jetzt hassen mich die Untmenschen, wie sie mich einmal liebten, darum eilen wir, daß uns die schwankenden Wogen hinüber ins Land der Ruhe, des Friedens tragen!"

Zitternd und unter heißen Thränen legte Leonore die Papiere aus der Hand.

„Armer Unglücklicher,“ rief sie, „wie kann ich Dich genügend lieben, um Dir entfernt zu vergüten, was die Welt, das Leben, die Menschen an Dir verschuldeten! Ja, laß uns fliehen in eine fremde Welt, unter eine wärmere Sonne, wo der Mensch gedeihen und reifen kann.“ — Sie glühte vor Ungeduld, ihm ihre Einwilligung kund zu thun, und die Zeit bis zum nächsten Abend, wo er selbst kommen wollte, schien ihr eine Ewigkeit. Zucht, Freude, Unruhe trieben sie umher; sie konnte nirgend rasten, und es kaum erwarten, bis die Sonne ihren Lauf vollendet haben würde. Langsam, langsam hatte sich der Tag vorüber geschleppt; am Abend ließ sie

sich bei der Gesellschaft entschuldigen wegen Unwohlseins. Sie hatte alle Vorbereitungen getroffen; und als es endlich dunkelte, saß sie in süßem Erwarten, vor jedem Laute, vor jedem leisen Geräusch erbebend, das ihn verkünden sollte. Allein die Sonne sank tiefer und tiefer und es erschien noch nicht; es lezte die Nacht ihre dunkeln Schatten auf die Welt, die Stunden rannen langsam ab, er war nicht zu sehen. Jetzt flogen tausend Zweifel, ängstigende Gedanken in ihr auf, sie brachte die letzte Hälfte der Nacht in fieberhaften Träumen hin. Endlich tagte es, sie schlüfte sich matt, sehr matt, konnte jedoch die Einsamkeit nicht mehr ertragen und erschien daher gegen Mittag bei der Gesellschaft, um sich selbst zu entschließen. Man kam ihr bedauernd mit allen Zeichen der Liebe entgegen, jedes wartete, ihr eine kleine Dienstleistung zu erweisen, da ihr übles Aussehen sie um so mehr zu einem Gegenstand der allgemeinen Theilnahme machte. Da trat einer der Gäste, welcher einige Tage abwesend gewesen war, in die Gesellschaft, und Leonoren erblickend wandte er sich sogleich zu ihr.

„Ihnen, mein Fräulein, habe ich eine besonders erfreuende Nachricht zu bringen; ihre Rückkehr ist jetzt gesichert; die Unholde, die da drüben hausten, sind entdeckt und aufgegriffen. Ihren Anführer, einen Baron Müden, man kennt

ja wohl den Sonderling hier in der Gesellschaft? sah ich heute selbst unter Bedeckung einbringen. Wiewohl er als Räuber anwirdet, so muß ich doch gestehen, daß er etwas Großes, Würdiges, etwas in seinem Wesen hat, das ihm die Herzen unwillkürlich aneignet, etwas, das den Verbrecher vergessen macht und selbst in Fesseln zu gebieten scheint.“

Er hätte noch lange fortgesprochen und wollte sich eben über die sonderbare Ananathlichkeit des Volkes zu diesen Menschen aussern, wenn nicht Leonorens allmähliches Erbleichen seinen Redestrom gehemmt hätte. „Sie befinden sich nicht wohl?“ — „Mein Gott, das Fräulein stirbt uns!“ riefen einige. Man war um sie beschäftigt, brachte sie zu Bette und glaubte diese Ermattung als Folge ihrer frühern Unpässlichkeit ansehen zu dürfen. Als sie wieder zu sich gekommen war, bat sie, man möge sie allein lassen, damit sie einige Stunden ruhen könne. Kaum sah sie sich freigegeben, so warf sie sich in heißem stehendem Gebet vor dem Ewigen hin, daß er sie stärken möge und ihr Kraft zu diesem letzten schweren Schritt verleihe. Sie ordnete darauf ihre Sachen, machte einige schriftliche Aufträge und ließ dann ihren alten Diener kommen, dem sie befahl, sich ganz in aller Stille zu ihrer Abreise fertig zu halten, und unten im Dorfe ihrer zu

warten. Als es dunkelte, schlich sie den Weg hinab in das Thal. Sie glich einer schon Vollendeten, einem höhern Wesen, das nur mit leisen Schritten über die Erde hinstreifte. Ein eignes Feuer röthete ihre sonst blassen Wangen; sie schritt leicht und eilig vorwärts, ihr Fuß schien kaum die Erde zu berühren; im Gehen waren ihre blonden Locken herabgefallen, und die Abendwinde spielten sanft mit ihnen. Wer ihr begegnete, sah ihr beständig nach, man wußte nicht, wofür man sie zu nehmen hatte.

„Wohin geht unser Weg?“ fragte der Alte. „Nach der Hauptstadt, du eilst, so viel du kannst, damit wir morgen Abend gewiß an Ort und Stelle sind.“ Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf und sang wie im Zweifel, ob es auch ihr Ernst sey. Allein Leonore trieb mit heftiger Eile. „Nur vorwärts, vorwärts!“ war ihre Antwort, wenn er, bedenklich nach ihr umsehend, die Pferde langsamer gehen ließ, und sie waren auch schon angelangt, als der Abend auf der Gegend lag.

Leonore ließ sich zu dem Gefangenenträger führen und begehrte den Baron Rüben zu sprechen. Jener weigerte sich jedoch, vorwiegend, der Gefangene sey in strenger Haft. „Und,“ setzte der rohe Mann hinzu, „heut scheint er wohl wenig Lust zu solcher Unterhaltung zu haben, denn er

ist nicht in der besten Laune.“ Leonore erglühete vor Zorn und Scham über die freche Rede dieses Menschen, drückte ihm jedoch eine volle Börse in die Hand und bat so inständig, war dabei so voll Anmuth und Liebreiz, daß selbst der Rohe nicht widerstehen konnte, und sich endlich ihren Bitten willfährig zeigte. Sie trat vor eine schwer mit Eisen beladene Thür; die Angeln knarrten schauerlich. — Der Wärter öffnete eine zweite und sie sah bei dem Scheine einer trüben Lampe den Geliebten auf ein ärmliches Lager hingestreckt. Bei ihrem Eintritte lehrte er sich ihnen entgegen, seine Ketten rasselten fürchterlich. Er sah, er starrte nach der überraschenden Erscheinung hin, sein Anblick hielt sie regungslos unter der Thür.

„Varmherziger Gott!“ rief er, „träume, wache ich, bin ich schon der Welt entrückt? ist es schon Jenseits, daß diese Engelsgestalt mir entgegenkömmt? Ist es schon Friede geworden und die schwere Erdenbürde schon abgestreift?“ Er wollte aufstehen, ihr entgegenstellen, da klirrten seine Ketten gräßlich und hemmten seine Schritte. „Nein,“ rief sie, „noch ist es die lebenswarme Nähe deiner Leonore, deren du dich erfreust, noch schlingen sich die Arme der lebenden Geliebten um dich, noch klopft ein menschlich-fühlendes Herz an dem Dei-

nen!“ und auf ihn zu-eilend, warf sie sich an seine Brust. „Hier bin ich, hier, um mit dir zu sterben!“

„Barmherziger Gott! wie? Du könntest?“ rief er. „Ich kann nur leben, nur sterben mit dir,“ seufzte sie. Bitternd sank er zurück und rief mit bebendem Tone: „Mir, mir so viele Liebe? Und ich stehelte an Dir, Du ewige Güte! — Mein böses Schicksal hat mich ereilt,“ sprach er nach einer Pause stummen Entzückens. „Ich Sünd-der wiegte noch Hoffnungen im Herzen, nicht erwägend, daß ich sie auf ewig verwickelt hatte. Doch nur deine Thränen um mich waren es vorzugsweise, die mich, seit ich gefangen bin, beschäftigen. Ich wollte dir schreiben, dich nur um eine Stunde blitzen, und nun“ — Er betrachtete sie wieder mit freudiger Nahrung, spielte mit ihren blonden Locken, küßte die zarten Hände, die, weich und sanft, gern den Schmerz seines Lebens von seiner gefurchten Stirn gestrichen hätten, zog sie zu sich auf den harten Sitz nieder und kändelte mit ihr, wie mit einem süßen Kinde. Dann sprang er wieder in die Höhe, sah mit Verzweiflung auf sie nieder und rief mit fürchterlichem Schmerz: „Und dieses Glück soll ich auf ewig missen? — O Leonore! laß mich weinen und haben!“ — setzte er in schmelzendem Tone hinzu.

Sie vermochte das Rassel'n seiner Ketten nicht mehr zu hören und bot dem Gefangenwärter einen kostbaren Juwelenring, sie dem Geliebten nur für einige Stunden abzunehmen, und sich für diese Zeit zu entfernen. Er besann sich lange, im schweren Kampfe mit Habsucht und Pflichterfüllung. Die Habsucht siegte. Der Wärter, überzeugt von der Unmöglichkeit eines Flucht, verließ den Kerker und verwahrte die gewaltige Thüre mit Schloß und Niegel.

Die Stunden waren hinüber gegangen, und der Kerkermeister eilte durch die schauerlich widerhallenden Gewölbe hin, Leonore aus dem Gefängnisse zu führen, ehe Jemand ihr Dasein bemerke. Die Lampe unter seinen Mantel bergend, damit nicht legend ein ferner Lauscher durch die geöffnete Pforte die fremde Gestalt sehe, schloß er leise auf. Grabesstille herrschte im Gefängnisse, und ein unwillkühlicher Schauer rieselte durch die Gebeine des rauhen, furchtlosen Wärters. Plötzlich hob er die Lampe unter dem Mantel empor, und ihr Licht beleuchtete die Steinbank des Gewölbes. Mit einem dumpfen Rufe des Schreckens starrte der

Wärter auf das Gräßliche hin, was seiner Beschaunng entgegen trat, und bebend wankte er näher. Da lag das geisterbleiche Haupt in Leonorens Schoße, der Geliebte zu ihren Füßen, und aus der Brustwunde rann das rauhende Blut; das kleine, glänzende Hest eines Wassers ragte aus der Wunde hervor. Einen Arm um den Entseelten schlängelnd, mit dem Andern sich auf die Steinbank stützend lehnte sich Leonore an die Mauer, mit freundlicher Wehmuth auf die Leiche herabblickend.

Der Kerkermeister war außer sich; er wußte, daß strenge Strafe seiner harte, aber gefaßt ging er ihr entgegen. Er eilte zu dem Criminalrichter und berichtete ihm die schauderhafte Begebenheit. Man eilte in das Gefängniß, wo man Leonoren, die geliebte Leiche gleichsam bewachend, noch in der nämlichen Stellung fand.

Mit Entsetzen erkannte der Criminalrichter Leonoren. Er bat sie, diese grauenvolle Sichte zu verlassen und reichte ihr die Hand, um sie hinweg zu führen. Sanft lächelnd blickte sie ihn an, ohne zu sprechen und ohne sich zu bewegen. Aber dieses milde Lächeln, dieses Schmelzen und diese Ruhe wurden zum gräßlichen Gekreische und zum bestigsten Ringen, als, auf das Criminalrichters Gebot, der Gefängnißwärter und seine Knechte

die Leiche hinwegschleppten. Man mußte Leonoren mit Tüchern fesseln, und nur mit großer Anstrengung brachte man sie in das Gemach des Kerkermeisters, wohin gleich Aerzte gerufen wurden.

Leonorens Wahnsinn ging so oft in eine ihren nächsten Umgebungen höchst gefährliche Raserei über, daß man es nicht wagte, sie länger im Hause ihrer Tante zu bewahren.

Zwei volle Jahre lebte die Unglückliche im Irrenhause. Man fand sie eines Morgens todt.



Des Geschickes

und der

Leiden Macht.



Abt's Briefe im October 1799

Struben an Berger.

Der Herbst war herangekommen, und mit ihm des Waldmanns frisch und bunt sich bewegendes Leben.

Ich saß an meinem Aetentische, zwei offene Briefe vor mir, bald diesen, bald jenen zum zwölften Mal mit wichtiger Miene lesend. Euben und Bern hatten zu gleicher Zeit an mich geschrieben, beide mich zu den wechselnden Genüssen des herbstlichen Landlebens, zur Jagd, zur Fischelei, zur Weinlese geladen, und diese freundliche Ladung mit den reizendsten Gemälden wohnoveller, im Bereiche der freien Natur, wie im traulichen Kreise froher, guter Menschen mir winkender Tage geschmückt.

Euben und Bern, Deine und meine Jugendfreunde, so treu erprobt in dem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse, beinahe vom Kindesalter an mit mir zum engsten Vereine verschlungen, sind

meinem Herzen gleich theuer, und für meine Wünsche einer längern Bewegung in ihrem traulichen Umgange gleich anziehend. Ich hätte mich theilen mögen, um diesen Herbst bei Beiden zu seyn, da ich über meine nahe Versetzung in das Rhein-
departement von dem Justizpräsidenten bereits Wink erhalten, und dann zum Besuche desienten, welchen ich diesen Herbst nicht sehe, vielleicht für Jahre keine Hoffnung habe.

Ich konnte keinen Entschluß fassen. Wie ein schwankendes Kind, in der Wahl zwischen Backerbrod und dem beweglichen Hampelmann, zögerte ich mit mir über meine Unentschlossenheit. Selbst meine rasende Leidenschaft für die Jagd hatte bei dieser schwierigen Wahl keine überwiegende Stimme. Ludens Schloß liegt fast in der Mitte einer unübersehbaren Ebene, das unseres Poens auf der Kuppe eines lieblich bebuschten Berges, umgürtet von Hainen, Feldhölzchen und Waldungen, deren äußerster Saum in nebelgrauer Ferne sich verliert. In Ludens weit auslaufendem Jagdbezirk springt aus jedem Sturze der, aus jedem Karzesselfelde ein halb Duzend Hasen, schweirt ein Flug Rebhühner auf, und seine Seen und Teiche durchsegeln buntfarbige Schwärme der verschiedenartigen Wildenten. Dagegen haufen in Worns schauerlich dunkeln Forsten die stattlichsten Hirsche mit ihrem zahlreichen Gefolge, mächtige Eber und

Bachen schnauben aus den dichtesten Dickichten hervor, und kaum verkündigt des Jägers Horn und das Geschrei der Treiber und das Klappern ihrer hölzernen Klöppel den Anfang der wildlustigen Treibjagd, so schleichen schon aufgeschreckte Füchse, die Gefahr kennend, mit schlauer Vorsicht von allen Seiten einem sicher geglaubten Ausgange zu, und Rudel von Rehen fliehen über die Schonungen und durch das lichte Stangenholz an den Reihen der schußfertigen Schützen hin. — Ach, lieber, guter Berger, solch eine schwierige Wahl brachte den leidenschaftlichen Jäger zur Verzweiflung.

Jetzt fiel mein Blick auf eine Nachschrift in Berns Brief. — „Vergiß ja nicht Deine Flöte“ — schrieb Bern — „denn Dein schöner, reiner Tenor und Deine Kunstfertigkeit auf dem lieblichen Instrumente werden im Laufe der Herbstferien sehr in Anspruch genommen, da General Sorben, der Oberjustizrath Rescher und der Bankier Helm mit ihren musikalischen Frauen und Töchtern bereits auf meinem Schloß sind, und Deiner Ankunft, nur selber dem Wagnisse musikalischer Abendunterhaltungen sehnsuchtsvoll entgegensehen.“

Nun war meine Wahl im Augenblicke entschieden. Du weißt, Berger, daß die feine Welt unserer Residenz so sehr von einer Wuth für

die Musſik beſeelt iſt, und ich von Concert zu Concert wie ein Opferthier geſchleppt werde. Die herrlichſten Abende, deren Genuß in freier Natur mich für trockene, ermüdende Arbeiten am beſtaubten Schreibtiſche belohnen ſollte, mußte ich in den Concertſälen beim Qualme dampfender Lichter und unter dem betäubenden Geſumme einer mich nicht anziehenden Geſellſchaft dahin ſchleppen und für leere Komplimente über Geſang und Klavierspiel die ſüßeſten Stunden dahingeben. Bis in den Tod erſchrocken über dieſe muſikaliſche Nachſchriſt rief ich auf der Stelle meinen alten Thomas, ließ einen Koffer mit Wäſche, Kleidung und Büchern packen, hieß ihn ſelbſt nach Tiefenſee durch den Poſtwagen beſorgen, und ſchon mit anbrechendem Tage ſchritt ich, Doppelflinte und Waidtaſche auf dem Rücken, meinen neuen Feldmann, den Neſtor aller Vorſteher, an der Seite, durch die Thore der Hauptſtadt, ein frohes Jägerliedchen ſingend und die junge Bruſt voll der reinen Freude eines freien, ungetrübten Lebens, das mir aus dem nahen Wiederſehen des theuern Ludens, ſeiner vortrefflichen Gattin und ſeiner liebenswürdigen Kinder ſo freundlich entgegen winkte.

Es ſind, wie Du weißt, drei mäßige Tagereifen von der Hauptſtadt nach Tiefenſee. Die erſte Nachtherberge nahm ich im goldenen Zuchſe

des Städtchens Velbruch, wo ich in der Rolle eines gräflich sächsenbergerschen Wächsenspanners das reizbare Herz der besagten Wirthstochter in Bewegung brachte, und beim Abschiede recht klare Winke einer lebhaften Neigung zu einer dauernden Verbindung erhielt. Die Nemesis ließ nicht unversorgt, der betagten Langsam Ruhe durch meine täuschende Rolle geschehet zu haben. Es sagte mich die unerbittlich-strafende Gottheit in der weiten Nachtherberge mit gewaltiger Faust, denn sie führte mich in die erbärmlichste aller Dorfschenken, wo ich unter der Rohheit der Wirthskente und dem beschwappenden Gelärme betrunkenen Gäste, bei einem verbrannten Eierkuchen und schartem Biere, endlich auf einem harten Strohlager in stichlicher Umgebung mit so manchem Scufzer an Sabinas freundliches Kesen, das letzte Nachtmahl mit dem alten, geistigen Müdesheimer und an das relative, weiche Bettchen in dem hellen, mit blühenden Blumen verschönten Zimmer brachte. Nur mit Mühe entraun ich einer derben Priesterin, die mit Tagesanbruch zwischen dem Wirth und den übernommenen Kutschenten ausbrach, und wo ich, selbst als der fleißigste Zuschauer, im lebenden Gedränge gewiß nicht unverletzt geblieben wäre.

Ich mochte noch eine Stunde von Tiefensee entfernt gewesen seyn, als die wunderbaren Um-

gebungen eines Dorfes, durch welches mein Weg führte, mich zu längerer Beschauung fesselte. Ich bestieg eine nahe Anhöhe, und gab mich ganz den süßen, mannigfaltigen Gefühlen hin, welche die hier so reizende Natur in meinem Innern aufregte. Dort ruhte mein Blick auf den klaren Fluthen eines mild dahin wallenden Baches, dessen sanft sich erhebende Ufer mit bunten Blumen und grünendem Gebüsch begränzt waren; dort weilte mein trunkenes Auge auf den belebten Fluren, deren lezte Früchte thätige Landleute unter frohem Gesange sammelten, und nun wurde es fest gehalten von den Ruinen einer eitterlichen Burg, deren Wartthurm noch kühn und tropend in die Wolken starrte, und den Beschauenden in das an herrlichen Erscheinungen, an Kämpfen und Thaten, Eitel und Freiheit, Hingebung und Liebe, Begeisterung und Andacht so reiche Mittelalter zurück führte.

Meilenweit offen, von den buntesten Berg- und Waldgruppen umgürtet, im sanft verfließenden Schmucke des Herbstes, von ruhig dahin gleitenden, in dunkelblaue Schleier gehüllten, von der asubendsten Färbung des Abendroths umflutheten Gewässern durchschlängelt, sah mir das Rundgemälde der Landschaft entgegen. Mein trunkener seuchter Blick schweifte weithin zu den fernem Bergen und Hügeln, zu ihren reichen, im sanften

ßen Grün schimmernden Wellenbiegungen. Und als jetzt die freundlichen Herbstblumen, rings um mich her im bunten Schmelze prangend, noch einmal ihre lieblichen Kelche öffneten, um den letzten Abendgruß auszuhauchen, und als über allem diesem der hohe, dunkelblaue Himmel hing, nur durchflossen von des Abends rosenrothem, duftigem Schleier, der sich unter seiner Wölbung dahinzog, und die feinen Weige und Waldhäupter umflorte, und sie durchschimmern ließ, wie Bilder auf einem klaren, laise gebrochenen Wasserspiegel, da sogem sich meine Blicke begeistert an im großartigen, milden Wunderbilde, leiser wehte der Athem, und immer sanfter schlug mein Herz, das an der innersten Begeisterung erglühte.

Jetzt verkündigte die Glocke des nahen Thurmes die Abendstunde; in ihre feierlichen Töne flossen bald die frommen Klänge von den Thürmen umliegender Dörfer, und, von einem heiligen Schauer durchflossen, warf ich mich auf meine Kniee und betete. Ich hatte in Jahren nicht so innig gebetet.

Kaum hatte ich wieder die Landstraße betreten, als mich eine rufende Stimme stehen machte und meine Blicke nach rückwärts zog. Eilenden Ganges kam auf einem, hier in die Landstraße sich verlierenden Feldwege ein Mann auf mich zu, und bedeutete mich mit Worten und Winzen

sehr eifrig, ihn zu erwarten. Der Mann stand vor mir, eine große, kräftige Gestalt mit einem silberlockigen Apostelkopfe, in schlichter, aber sehr feiner Kleidung.

Der Unbekannte,

mich anfangs ernst und scharf, dann immer freundlicher betrachtend:

„Ich hasse die Menschen, unter Millionen ist nicht Einer, dem ich ein freundliches Wort, eine herzliche Warnung gönnen soll, aber Sie haben ein so gutes, redliches Gesicht, gehören überdies zur edlen Waidmannschaft, der ich schon in meinem Knabenalter mit Leidenschaft anhing, und daher will ich diesmal meinen tiefen Menschenhaß beschwichtigen, und Sie, junger, lieber Mann, aus treuen Bauherzen warnen vor größter Gefahr, ja vor unvermeidlichem Untergange, dem Sie nie mehr entfliehen können, wenn Sie nur noch ein Paar hundert Schritte vorwärts schreiten.“

Ich,

nach Befragung den sonderbaren Warner, dann auch die nächste Umgebung beschauend:

„Mein Herr, ich danke Ihnen für die liebevolle Theilnahme, die Sie mir widmen, aber ich muß mein Erstaunen über Ihre Warnung gerade zu aussprechen, da eine nahe Gefahr, ja sogar mein unvermeidlicher Untergang schon in einer so kurzen Entfernung sich mir als eine Unmög-

lichkeit darstellt. Das Ziel meiner Reise ist das Schloß Tiefensee; der Weg dahin, wie ich sehe, führt mich durch jenes freundlich gelagerte Dorf und zwischen einer Reihe von Thoren hin, auf welchen frohe, thätige Leute beschäftigt sind. Von jenen guten Menschen und in diesem stillen Dorfe kann mich doch keine Gefahr bedrohen.“

Der Unbekannte,

mit bitterm Lächeln:

„Auch wieder so ein kluges Menschenkind, das des Greises Erfahrung belächelt und mit frechem Uebermuths dem sichern Verderben entgegen streitet. Was plappern Sie da von Dorf und arbeitsamen Leuten? Sie sind blind, stockblind, sonst müßten Sie ja sehen, daß Sie vor den Thoren einer großen Stadt stehen, und daß jene Menschen Soldaten und Häschers sind.“

Ich gab einen Thaler in die Armenbüchse, wenn ich in einem neuen Spiegel das entsetzliche Schicksalsgeicht sehen könnte, das ich bei dieser Rede gemacht haben mochte. Der Unbekannte deutete meine Erstarrung nicht auf sich, sondern auf die in mir erwachende Anerkennung der nahenden Gefahr, und fuhr mit gelaufener Zunge fort:

„Das da, gerade vor uns, sind die Thore von Magdeburg. Sehen Sie dort die Schildwache; hinter ihr, sich gleichsam verbergend, der

Unterofficier mit dem Judasgesicht? Der lauert schon auf Sie, 'er ist Ihrer gewiß. Noch heute stecken Sie im Soldatenrocke und morgen lauen Sie am Hungertuche, wimmern unter dem regen Stöße des Unmenschen und würgen das schimmliche Kommiebrod mit Ihren Thränen. Hurtig fort, wohin Sie wollen, nur nicht in diese Stadt, ja in gar keine, denn sonst werden Sie zum Soldaten gepreßt. — Ach Gott, es ist schon zu spät. Sehen Sie, wie der HölLENbrand von Unterofficier, der mich bemerkt und richtig vermuthet hat, daß ich durch meine herzliche Warnung Sie seinen Klauen entreißen will, schon rasch auf uns zuschreitet. Ich muß mich retten. Gott beschütze Sie!“

Mit möglichster Eile schritt er auf dem Feldwege dahin, wehmüthig blickte ich dem Unglücklichen nach, den der Wahnsinn mit seinen tiefdunkeln, grauenvollen Fittichen bedeckte, und ging nun dem Dorfe zu, begierig, über die Schicksale dieses Wahnsinnigen, dessen Sprache und Aeußeres einen Mann von gutem Stande bezeichneten, Mittheilungen zu erhalten. Der mir entgegen schreitende Landmann, in welchem mein verrückter Warner den gefährlichen Unterofficier sah, war zu geschäftig, um mir Rede zu stehen, und da ich noch vor Sonnenuntergange Ludens Schloß erreichen wollte, so erlaubte die Zeit nicht mehr, im

Wirthshause dieses Dorfes zuzusprechen. In mehr-
 muthiger Stimmung, nicht mehr über die Reize
 der mich umschließenden Natur und das rege Le-
 ben des muntern Landvolks mich erfreuend, schritt
 ich hastig dahin, aber als jetzt das stattliche Schloß
 mit seinen glänzend weißen Mauern, den vielen
 hohen, vom rothigen Silberfeuer der untertauchenden
 Sonne mit strahlendem Glanze übergossenen Bo-
 genfenstern und der beschattenden Umschließung von
 majestätischen Ulmen und Linden so ladend mir
 entgegenblickte, als mein Kind- und Knabenleben;
 hier mit Luden gelebt, jetzt in den heitersten Bild-
 ern an mir vorüberzog, und mich die süße Lust
 meiner zweiten Heimath so freundlich anwehte, da
 war der arme Irc vergessen. Mit vermehrter
 Eile ging es nun dem Schlosse zu, und bald lag
 ich in Ludens Armen, von seiner lebenswürdigen
 Gattin mit aller Wärme ihres reinen, gütvollen
 Herzens begrüßt, und von ihren drei ansehnlichen
 Kindern umfaßt, die sich zwischen meinen Lieb-
 lingsen, den mitgebrachten Boudois und dem
 neckenden Gerändel mit meinem gedulddulden, sanft-
 muthigen Feldmann redlich theilten.

Ich war schon mehrere Tage in Tiefensee,
 als bei Tische das Gespräch auf die in dieser Pro-
 vinz neu errichtete Zirkusanstalt fiel. Jetzt erin-
 nerte ich mich mein gutmuthigen Wagners, er-
 zählte das kleine Abenteuer und forschte nach des

sein Manne. — „Ach, das ist der gute, fromme Willen!“ — riefen Luden, seine Gattin, der Pfarrer und der Gerichtshalter wie aus einem Munde, und alle blickten mich mit einem freundlichen Lächeln an, welches aber gewiß mehr dem guten, frommen Willen, als mir galt. — „Herr Justizassessor“ — begann der Pfarrer mit dem Eifer der Wahrheit und eines warmen Gefühls — „dieser Freiherr von Willen ist der edelste Mensch, dessen reines Leben auch nicht der Hauch eines Lasters und eines Verbrechens trübte. Ich habe ihn erzogen von seinem eilften Jahre bis zum Eintritt in das Jünglingsalter. Nicht arm an Kenntnissen, deren umfassende Meherung seine von der Natur ihm karg zugemessene Fähigkeit nicht gestatteten, aber stark in der Liebe zu Gott, zu den Menschen, zur Tugend, ein wahrer nüchternen, besonnener Jüngling ging er aus meiner Hand in das schaffende Leben. Die Härte, die Grausamkeit von Menschen, deren Herzen dem seinigen so verwandt seyn sollten, quälten das Kind und den Knaben. Die allerschwärzeste Bosheit, die Lücke und die Rachsucht umschlossen den Jüngling und den Mann auf jedem seiner Schritte. Rein und unbescholten wandelte er unter den Lockungen der Welt und fest und unerschütterlich unter den furchtbarsten Schlägen des Schicksals. Die unmenschlichsten Leiden konnten die Stärke

seiner Jugend nicht brechen, aber sie brachen all-
mählig seinen Körper und mit ihm seinen Geist.
Wir alle hier sind mit Willens Lebensgeschichte
genau vertraut, und sie ist zu merkwürdig, als
daß sie nicht auch Ihr Interesse erregen sollte.
Wenn Sie, Herr Assessor, Lust und Muße zu
meiner Mittheilung haben, so sollen Sie Willens
Jammergeschichte hören, und Sie werden stets
mit Liebe und Wehmuth des Unglücklichen gedens-
ken, welchen die Herzlosigkeit eines Vaters, die
unnatürliche Bosheit und thierische Sinnlichkeit
einer lasterhaften Stiefmutter aus einem Leben
voll der schönsten Hoffnungen, zu welchen ihn schon
Geburt und Reichthum berechtigten, in die aller-
härtesten Leiden hinaus stießen und zum Wahnsinn
teuf machten.“ —

Meine Theilnahme an diesem Unglücklichen
war durch die Rede des alten, ehrwürdigen Pfar-
ters so regt geworden, daß ich ihn gleich nach
Lische um die Mittheilung der Geschichte Willens
gebeten haben würde, wäre nicht ein Besuch auf
einem nachbarlichen Schlosse festgesetzt gewesen, von
welchem ich mich nicht ausschließen konnte. Aber
schon des andern Tages versagte ich mir das Vergnü-
gen einer Wasserwand und eilte in das Pfarrhaus.

Was mir der liebe Greis von dem armen
Willen nach und nach erzählte, habe ich getreulich
niedergeschrieben.

Am Ende künftiger Woche lehre ich wieder in die Hauptstadt zurück, und bringe Dir die Papiere.

Grüße und Küsse für mich Amalien und Deine Kinder.

Der Sechsz und zwanzigste führt mich zu Euch. Lebe Deine Geschäfte und fahre mit mit den Deinigen bis Großaichen entgegen, wo wir uns im Hause des biedern Oberförsters eines ersehnten Wiedersehens recht traulich erfreuen werden.

Luden und seine Emma begleiten mich, da einige Geschäfte ihre Gegenwart in der Hauptstadt heischen, und Beide sich so innig nach einem herzlichen Abend in Deiner und Amaliens Nähe sehnen.

Lebe wohl!

Was der Pfarrer von Lisenke von dem Leben und den Schicksalen des Freiherrn von Wilsken mittheilte, und der Justizassessor Struben nieder schrieb, erzählen die folgenden Blätter.

Der Hubertsburger Friede war geschlossen, durch ihn die Stellung der preussischen Monarchie in der Reihe der ersten Mächte Europas befestigt.

Diesen glücklichen Ausgang eines Krieges, in dessen Laufe der preussische Staat mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht wurde, hatten die Einheit des Willens, welche in Friedrich des II. Maßregeln lag, die großen, aus der Eroberung Sachsens an Geld und Mannschaft ihm gewordenen Hülfquellen, sein umfassendes Genie, vortreffliche Feldherren, und der Muth, die Tapferkeit, die Ausdauer und die Liebe der Soldaten zu ihrem Heldenkönig so glänzend herbeigeführt. Der Friede war geschlossen, und jauchzend lebte die Armee auf heimatlichen Wäldern zurück.

Unter den Tausenden und Tausenden, die zu Fuß oder zu Ross wieder belasteteten, mochte es wohl nur wenige Misanthropen geben, aber unter diesen war der Husaren Lieutenant Freiherr Kaspar von Willeken gewiß der Misanthropigste. Volle siebenzehn Jahre stand er schon in preussischen Heere, war als Korneel einmarchirt, hatte den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht, und noch zu keiner höhern Charge, als zu der eines Lieutenants sich aufgeschwungen.

Behauptete auch Willeken in den Reihen ausgezeichnet muthiger Krieger keine Ehrenstelle, so konnte man ihn doch keineswegs einen Feigen nennen, ja im besondern Kartätschenfeuer, wenn zu seiner Rechten und Linken die Husaren unter dem zerschmetternden Beschoße hinsanken, hielt er

auf seinem Brandfuchse mit dem Gleichmuth und der Ruhe eines Helden; wurde zum Einhauen gelassen, so sprengte er mit der Festigkeit auf die Feinde los, als wäre er auf dem Übungsfelde; doch eine ausgezeichnete Bravour, eine von wahrem kriegerischen Geiste, von einem willigen Streben nach Auszeichnung erzeugte That hätte man nie von ihm. Und da Wilken in den Rapporten seines Obersten an den König als ein dem Trunk, dem Spiele und einem unruhigen Leben anhängender, seinen Vorgesetzten nur mit sichtlich-her Abneigung gehorchender, von einem traulichen Vereine seiner braven Cammeraten feindselig-kalt sich ausschließender und die Unterthanen mit empörender Härte behandelnder Laster geschildert wurde, so blieb er auch bei jeder Beförderung im Regiment von dem Könige unbeachtet, und Wilken trug die eigene Schuld, daß er jetzt aus dem Kriege unter den Befehlen eines Rittmeisters heimzog, der noch in der Schlacht bei Leuthen als Vorneer gefochten hatte.

Das militärische Leben trug Wilken als eine schwer drückende Bürde, und diese Bürde wurde ihm um so mehr zur unerträglichen, da er, trotz seines sehr beschränkten Geistes, recht wohl die Unmöglichkeit einsah, dieses beugende, verhasste Joch nicht abschütteln zu können. Ein kleines Kapital, nach dem Tode seiner Aeltern ihm zugefallen, bot an Zinsen nur so viel.

um jähehlich in eine neue Uniform sich kleiden, oder für ein lahm gerittenes Pferd ein zum Dienste geeignetes sich beschaffen zu können. Um in die Infanterie überzutreten, bei deren mündernem Aufwande er sich aus seinem kleinen Zuschusse so manche Annehmlichkeit hätte bereiten können, war er viel zu stolz, und um sich beim Civil zu einer seine Lage verbessernden Anstellung zu melden, wozu ihm seine vieljährigen Militärdienste genügende Ansprüche gegeben hätten, war er, selbst für das geringste aller Aemter, viel zu unwissend. Nicht wohl sah er Willen, daß er in den beengten Fußboden seiner ihm verhassten Lage harren müsse, bis der Tod ihn entsefle, und daher ritt er auch in der mürrischsten, schmerzhaftesten Stimmung an der Spitze seines Juges dem Vaterlande zu, und verwünschte im ohnmächtigen Zornen alle stocher Menschen und sich selbst.

Das Husarenregiment rückte in seiner Garnison ein. Die Officiere führten die Mannschafft in die Kasernen, und ritten dann in ihre Quartiere. Mit einem pöbelhaften Fluche sprang Wilken an dem feinschen vom Pferde, da er dort einen Unterofficier fand, der im Namen des Obersten ihn unverzüglich dahin rief. — „Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Lieutenant,“ — sprach der alte ehrwürdige Oberst und reichte dem Eintretenden ein versiegeltes Schreiben hin — „Sie sind

nun ein reicher Mann. Das herzoglich badensche Amt Treffewitz berichtet so eben dem Regimente daß der vor kurzem verstorbene Freiherr von Dellm, ein Anverwandter von Ihnen, Sie zum alleinigen Erben seiner Allodialgüter ernannt habe, und die Lehengüter ohnehin auf Sie, als den nächsten Lebensfolger, gefallen seyen. Dieses Schreiben wird Ihnen die genauesten Aufschlüsse geben. Und nun“ — hier maß der Oberst Willen mit einem scharfen Blicke und erhob die Stimme — „werden Sie wohl sich auf Ihre Güter zurückziehen, und dort im Genusse des Reichthums und der Unabhängigkeit sich für die Weltverlichkeiten eines Standes entschädigen, welcher, wie mir nicht entging, in jeder Beziehung mit ihrem Wünschen in keinem Einklange war!“ —

Willen stand noch immer da, das Schreiben zerknitternd und den Obersten anstarrend. Erst als dieser ihn aufmerksam machte, daß er nun unbeschränkter Herr seines Willens und seiner Tage sey, daß er noch in dieser Stunde sein Gesuch um Austritt aus dem Militärverbände einreichen, ja sogar, ohne die gewiß nicht verweigert werdende Entlassung noch heute auf seine Güter abgehen könne, da wurde die starre Maschine belebt. Wie toll konnte er seinem Quartiere zu, ließ den Furiere rufen, drückte diesem seinen letzten Thaler in die Hand und gebot ihm, unverzüglich

für ihn das Entlassungsgesuch niederzuschreiben. Schnell ward es dem Obersten überreicht, und dieser ließ eben so schnell für Willen die Erlaubniß zur Reise auf seine Güter ausfertigen, wor auch so gefällig, dem Geldlosen eine hinreichende Summe zur Reise vorzustrecken. Uniform und Pferde schenkte Willen seinem Knechte, — eine großmüthige Handlung, welche, bei Willens bekannter Habschitzigkeit, allgemeines Erstaunen erregte, — kaufte sich bürgerliche Kleidung, und fuhr noch am nämlichen Tage mit Extrapost den ererbten Gütern zu.

Unter Jagen und Fischen, einem Ritte zu den Arbeiten im Acker oder Holze, wo das geringste Versehen eine tyrannische Mißhandlung herbeiführte, unter den Besuchen roher, gleichgesinnter Nachbarn, gingen dem reichen Freiherrn von Willen seine Tage in gleicher Einsamkeit hin, und die Abende wurden in Gesellschaft einiger sogenannten Reippenreiter, die für Essen und Trunk die Possenreißer spielten, hingebracht, wo einem schwelgerischen Mahle immer ein Saufgelag folgte, bei welchem sich die seine Gesellschaft an Bozen und Trunkenheit überbet. Solch ein glückliches Leben einst zu führen, hatte Willen im Laufe

seines militärischen Seyns, selbst unter den Zauberbildern der schaffendsten Phantasie, nie geträumt. Nicht nur die Freuden der Tafel, der Zechgelage und eines die Erfüllung jedes Wunsches bietenden Lebens umschlossen ihn hier, auch seine vorherrschende Neigung zur Sinnenlust fand unbeschränkte Befriedigung. Der herrschaftliche Oekonomieverwalter, ein undeschreiblich schlechter Mensch, der um Geld alles that, zwang selbst seine junge, blühende Gattin durch die grausamsten Mißhandlungen, sich dem wollüstigen Willen zu ergeben, und wollten arme Aeltern schöner Töchter, welche auf seinen Gütern wohnten, nicht den unmenschlichsten Befehlen sich aussetzen, so mußten sie rasch gehorchen, wenn der Gutsherr ein reizendes Mädchen zu sich aufs Schloß rufen ließ, um sie in Dienst zu nehmen und seines vertrauten Umganges zu würdigen.

Einige Jahre waren unter dem Treiben eines schwelgerischen, ungezügelter Lebens dahin gegangen, als Willen bei einem Feste auf dem Gute eines befreundeten Edelmanns ein Fräulein sah, welches mit einem Reichthume von Schönheit ausgestattet war. Ihr erster Anblick entzündete alle Regungen des reizbaren Willen. Hastig forschte er bei seinem Freunde nach den Verhältnissen dieser Reizenden. Kaum hörte er, daß Rosalia von Eichen die Tochter des reichen Oberbergraths und ohne bindendes Verhältniß sey, als er sich von seinem

Freunde dem Bergrathe vorstellen ließ, und ihn geradezu um die Hand seiner Tochter bat. Herr von Eichen kannte Wilkens großen Reichthum. Ohne sich um dessen Handlungen zu bekümmern und das Innere des Mannes zu prüfen, an dessen Hand seine Tochter durch das Leben gehen solle, ohne nur die Anforderungen des gewöhnlichen, solche rasche Anträge verzögernden Anstandes zu beachten, ging der Oberbergrath in Wilkens eilende Wünsche ein. Rosalia wurde gerufen, von der Werbung des reichen Freiherrn um ihre Hand verständigt und selbst ihr als künftiger Gatte angekündigt. Rosalia machte einen tiefen Knick vor dem Bräutigam, einen noch tiefern vor ihrem Papa, lächelte recht herzlich und zählte die Edelsurine an ihren reich heringten Fingern. Wilken schmunzelte in einem Miere von Wonne. Dieses Schweigen, diese so innige Ergebung in die Beschlüsse ihres Vaters würdigte er als die reinste Unschuld, als die kindlichste Liebe und Ehrfurcht. Es war aber die unterbärmlichste Dummheit, welche Rosalien bei allem, was ihr Vater sprach und that, lächeln und schweigen hieß. Hätte ihr Vater sie zu einem hässlichen Heiligenbilde geführt und selbst ihr als künftigen Gatten vorgestellt, so würde sie auch geknickt, gelächelt und geschwiegen haben. Fräulein Rosalia von Eichen war in ihrer Umgebung durch ihre beispiellose Dummheit

zum Sprichworte geworden. Die Schönheit ihrer Gestalt und die Wohlhabenheit ihres Vaters hatten viele Freier herbeigelockt, aber selbst junge, liebliche Menschen, die ihr Vermögen vergeudet und kein Eort hatten, zogen sich rasch zurück. Wer nur einigen Anspruch auf Bildung machen konnte, der vermochte nicht eine Stunde in Rosaliens Nähe sich zu bewegen, ohne von ihrer Leerheit so angewidert zu werden, daß ihn diese unangenehme Empfindung alle die lieblichen Reize ihrer Gestalt vergessen machte. Wäre sie nicht, gleich einem Kinde, das sich stets an der Schürze der Wärterin festhält, immer um ihren auch höchst beschränkten Vater gewesen, in dessen Gemache sie auch seit dem Tode ihrer Mutter schlief, so würde sie die leichteste Beute eines Sinnlichen geworden seyn, nicht aus Geschlechtstrieb, sondern aus dem Mangel des klaren Begriffes von der Würde der Keuschheit und Unschuld und von der Pflicht deren reiner Verwahrung.

Rosalie von Eichen wurde die Gattin des Freiherrn Kaspar von Wilken, der sich in ihrem Besitze täglich glücklicher fühlte. Selbst ein Feind jedes Gespenches, welches sich in hehren Regionen, als die von Wetter, Hunden und Fischen, Jagd und Dienen erhob, hörte er den ganzen Tag nicht zehn Worte von Rosaliens frischen, lustigen Lippen, konnte den Tag nach bisherigem Gebrauche, die

Abende bei der Flasche ungestört hinbringen, und wurde auf seinen Schritten, die sich, trotz des Besizes einer so reizenden Frau, von Zeit zu Zeit in das trauliche Stämmerlein der Verwalterin, selbst in Scheunen und Ställe schöner Dirnen verloren, nie belauert, und nie durch einen Widerspruch oder eine Beschränkung seines Willens im Genuße des ungetrübtesten Lebens gestört.

Auf Jahre blieb Wilkens Ehe ungesegnet. Jetzt wurde Kosalia Mutter. Sie gebart einen Anaben. Am neunten Tage nach der Geburt trug man sie zu Grabe.

Es war nicht das Gefühl reiner Liebe, sondern Kosalia's Stille, die wirklich reizende Gestalt, ihr immer freundliches Lächeln, und die möglichste Erfüllung all seiner, auch noch so hohen Wünsche, wodurch Wilken mit solch einer leidenschaftlichen Neigung an seine Gattin gekesselt wurde, daß ihr Tod ihn schwer erkranken machte.

Kosalia's Kind entwickelte immer mehr die empfindende Anlage, das Gebilde mütterlicher Schönheit mit des Vaters rastloser Kraft eins zu vereinen. Philipp war ein wunderliches Kind, und doch wandte sich der Vater mit Abneigung von ihm, da er dieses unschuldige Wesen als

Rosaliens Mörder betrachtete und haßte. So geschah es, daß Philipp, der Wärrerin entwachsen, sich den ganzen Tag unter den Knechten und Mägden umher trieb, mit ihnen aß, bei ihnen schlief, in beschmutzten, oft zerrissenen Kleidern einherging, keine Kirche, keine Schule besuchte und besonders die Nähe des Vaters miß, da dieser, seit Rosaliens Tode stets von trüber Laune beherrscht, fast immer betrunken und in der Trunkenheit ein Wütherich, den armen Philipp, wenn ihm dieser nicht mehr entfliehen konnte, ohne alle Veranlassung auf das Grausamste mißhandelte.

Wilken war seit entschlossen, sich nicht mehr zu vermählen, da starb plötzlich Martha, die Wirthschafterin, eine sehr thätige und wohl erfahrene Matrone, die schon zur Zeit des Freiherrn von Dellm hier die weitläufige Wirthschaft geführt, und selbst in der Zeit von Wilkens Junggesellenchaft, auch während des Lebens der für jede Frauenferge und Frauenpflicht unfähigen Rosalie mit Eifer und Umsicht besorgt hatte.

Frau Martha hatte kaum das Zeitliche gesegnet, als Wilken schon den vielen Anforderungen, die von Mägden und Knechten in den verschiedenen Wirthschaftsverzweigungen nun allein an ihn gemacht wurden, in seiner großen Trägheit beinahe erlag. Man vermüßte Frau Martha in der Küche, in den Speise- und Milchgewölben, in den Kel-

len und auf dem Hängeboden, im Waschhause, am Fischbehälter, in der Obstkammer. Und da und dort, hoch unter dem Dache und in der Tiefe der Gewölbe war jetzt des Gutsberrn Gegenwart nöthig, da nun alles unter seinem Verschlusse stand. Wie Teit rannte Wilken zur Oekonomieverwalterin, führte sie in das Zulest, übergab ihr die Schlüßel, mit diesen die unbeschränkte Herrschaft über das ganze Gefinde, und schwor hoch und theuer, binnen vier Wochen sich wieder zu vermählen, um in stets ungestörter Ruhe seinen Gewohnheiten und seinem Vergnügen leben zu können.

Wilken's Schwur hatten Knechte und Knechte gehört, und die Kunde von diesem Schwure durchlief die ganze Umgebung mit geflügelter Eile. Junge Witwen, reizende Mädchen aus guten Familien gaben sich seit diesem Augenblicke angenehmen Hoffnungen auf die Hand dieses Mannes hin, dessen Robheit, beschränkter Geist und unmoralischer Wandel durch den weithin strahlenden Glanz seiner reichen Besitzungen und durch die frische Kraft seiner anziehenden Gestalt in den fernsten, dunkelsten Hintergrund gedrängt wurden. Wilken selbst nährte diese Hoffnungen sehr, da er, seit Mosaliens Tod, nur auf der Jagd und nur bei der Flasche, nur mit niederlichen Dienern schwelgend und zum Heile jeder bessern Gesellschaft verwildert, jetzt wieder in der glänzenden Husaren-

Uniform, welche er, durch eine große Summe zum Titular-Rittmeister gestempelt, bei besondern Feiertlichkeiten trug, bald auf seinem flüchtigen Araber mit reichgeschmückter Dienerschaft, bald in prachtvoller Equipage auf dem benachbarten Schloß fern erschien, und seinen Entschluß zu näher Vermählung gar nicht als ein Geheimniß bewahrte.

Reizende Geschöpfe umgaben ihn bei jedem Besuche, und ihre glühenden Blicke, so mancher rasche Händedruck und manches halbtaut gesprochene Wort von tiefem Inhalte erschwerten die Wahl des so vielseitig und reizend Angesprochenen. Emilie von Horsten, eine junge Wittve, aber keineswegs eine anziehende Schönheit, überlistete alle ihre reizende Nebenbuhlerinnen und ward Wilkens Gattin. Ihrer List, ihrer Verschkenntniß dankte sie die Hand des reichen, schöngealterten Mannes.

Emilie, die Wittve eines durch Lebensucht verarmten Heflings, hatte unter den Trümmern ihres bedeutenden Vermögens nur noch ein geringhaltiges Gütchen gerettet, welches nahe an Kobensfeld, dem Landgute Wilkens, lag. Hierher zog sie aus der Hauptstadt, und zwar gerade am Tage von Marthas Tode. Die Gärtnersfrau, welche bisher in Emilens Schloßchen das Amt der Kassierantin versehen hatte, unterhielt ihre Gebietlerin mit den Neuigkeiten des Dörfchens und der Um-

gebung. Sie erzählte von Witten, von seinem Reichthume, von seinem Wittwerstande, von seinem ausschweifenden Leben und endlich von seinem raschen Entschlusse zu eben so rascher Vermählung. Emilie hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu; sie ließ sich von der redelustigen Gärtnersfrau die genauesten Mittheilungen über das geschehste in Wittens Lebensweise geben. Es ward ihr immer klarer, daß Witten ein höchst sinnlicher Mensch sey, und auf seine Eianlichkeit gründete sie den klugen Plan, aus einer armen, unbedeutenden Wittve eine reiche, hochgestellte Ehefrau zu werden. Schon einige Tage nach ihrer Ankunft begann sie ihre geheimen Pläne ins Leben treten zu lassen.

Ein Park mit zahmen Rehen, einem großen, von Schwänen und seltenen Enten belebten Teiche lag zwischen Emilie's Schloßchen und Wittens Schlosse. Unter einem Dome dichter, dunkler Buchen, in einer einsamen Gegend des Parks stand eine Eremitage, von außen das Gepräge der Einfachheit tragend, im Innern aber mit prachtvollen Meubles geschmückt, worunter sich besonders ein Ruhebett auszeichnete. Nahe an dieser Eremitage stürzte sich von einem hohen Felsen eine reiche Quelle herab, welche Kühle ausgoß und durch ihre Tosen in süßen Schlummer wiegte. Dahin ging Witten täglich, um auf dem weichen

Ruhebette die Weindünste der Mittagstafel auszu-
 schlafen. Das wußte Emilie. In reizender, aber
 höchst leichtfertiger Kleidung ging sie zur bestimmten
 Stunde in den Park, vermied Willen zu begegnen,
 wandelte aber, in einem Buche lesend, immer
 in einem nahen Gange so langsam an ihm vor-
 über, daß er Muße genug hatte, die üppige Ge-
 stalt mit dem nur leicht verhüllten Busen und
 dem niedlichen Fuße zu betrachten. Die Gestalt
 war zu verführerisch, als daß sie nicht rasch die
 Begierde des Sinnlichen angefaßt hätte. Willen
 wählte schon nach einigen Tagen den umlaubten
 Gang, welchen Emilie täglich wandelte, aber die
 Kluge bog bei seiner Annäherung schnell in die
 Gebüsche und mit solch studirten Bewegungen,
 welche ihre reizenden Formen noch mehr der Be-
 schauung darboten. Fruchtlos durchreiste Willen
 am andern Tage zu dieser Stunde den ganzen
 Park, um die reizende Unbekannte zu finden.
 Mißmuthig über die getäuschten Hoffnungen öffnete
 er die Thüre der Klausur und starrte vor freudiger
 Ueberraschung zurück, als er Emilien auf seinem
 Ruhelager fand. Sie lag da in einer Stellung,
 vor welcher die Keuschheit mit tiefem Erröthen
 geflohen wäre, aber für den Lüstling hätte sie
 nicht reizender liegen können. Es war die Lage
 einer schlummernden Phryne. Willen wünschte
 sich die hundert Augen des Argus, um diese

Külte von Reizen beschauen zu können. Daß die Gesichtszüge mit dem Baue der Gestalt nicht im harmonischen Einklange waren, beachtete der Sinnliche über die Kunst und Ueppigkeit der Formen nicht. Trunken von Wein und Begierden umschlang er Emilien mit raschen Armen, und diese spielte die Rolle des Erwachens, der Ueberaschung, des Erschauens, des Hörnens, der Hingebung und Besagung mit solcher Kunst und Anziehung, daß der von seinen Begierden und der tadelnden Schauspielerin hingerrissene Witten schon am andern Tage Emilien zum Tranaktare führte.

Den Tag ausgenommen, an welchem Witten seine Vermählung feierte, und wozu Philipp neu gekleidet wurde, auch an der Tafel speisen durfte, blieb sich das Verlassenen Tage wieder immer gleich. Emilie war zu sehr mit der Vermehrung ihrer Garderobe, mit Besuchen auf allen Schlössern der weitesten Umgebung und der allmählichen Bemächtigung unbeschränkter Herrschaft über den Garten, Beamte und Dienerschaft beschäftigt, um für den Eileffohn Sorge tragen zu können, und der unnatürliche Vater war nur froh, wenn ihm der Anblick des Verhassten entrückt wurde. Höchst traurig und leidenvoll gestaltete

sich des Unglücklichen Leben, als Emille sich Mutter fühlte. War ihr Willens Sohn bisher nur ein unbedeutendes Wesen, so hatte sie ihn jetzt aus der Tiefe ihres leidenschaftlichen, tückischen Herzens, denn sie wußte, daß der größte Theil von Willens Besigungen Mannaleben war, mit hin die Kinder, die sie gebären werde, nur auf das nicht sehr bedeutende Allodialvermögen Ansprüche haben. Philipp wurde, als er eines Tages am Bache, wo selber am tiefsten war, mit seiner Axt arbeitete, plötzlich von hinten gefaßt, und in das Wasser gestürzt. Glücklicher Weise hatte er in seinem steten Umgange mit der Dorfjugend von den Söhnen des Fischers schwimmen gelernt. Bei dem gewaltigen Sturze in den Bach sagte ihm eine dunkle Ahnung, daß ihm Gefahr von Mörderhand drohe. Der Knabe war so klug, eine lange Strecke unter dem Wasser fortzuschwimmen. Als er wieder auftauchte und in dem dichtesten Seilengebüsche des Ufers sich barg, sah er einen Menschen von jener Stelle hinweg, in welchem, trotz dessen Bekleidung, er den vertrautesten Diener seiner Stiefmutter zu erkennen glaubte. Seine Furcht vor den Aeltern ließ ihn die Begebenheit verschweigen. Einige Zeit darauf erkrankte er. Die Stiefmutter pflegte den Kranken mit allen Zeichen der liebevollsten Theilnahme und Sorge. Noch ehe sie zu einem Besuche in die

Rutsche flog, eilte die Besorgte an Philipps Lager und reichte ihm Hülfe. Bald nach deren Genusse schrie Philipp vor quällichen Schmerzen laut auf. Ein Tischlergeselle, der in einem Nebenzimmer beschäftigt war, hörte das klagliche Geheul. Er eilte um Hülfe für den Leidenden. Die Herrschaft war ausgefahren, und die Dienerschaft bekümmerte sich nicht um den Kranken. Der gutherzige Mensch holte schleunigst den Wundarzt des Dorfes, und dieser erkannte die Erscheinungen solch heftiger Leiden als Folge genossenen Giftes. Seine Kunst und die äußerste Nähe allein retteten Philipps Leben. Einige Monate darauf ging Philipp in den Forst auf den Anstand. Von einer Kugel getroffen stürzte er zu Boden. Vorübergehende Holzhauer fanden den Bewußtlosen und trugen ihn nach dem Schlosse. Die Kugel mußte ausgeschitten werden. Es währte beinahe ein halbes Jahr, bis Philipp außer Gefahr war. Ein herrschaftlicher Jäger warf bei einem Klusweihfeste in höchster Trunkenheit einige Dukaten auf den Tisch und rühmte sich, diese glänzenden Goldstücke von seiner gnädigen Frau für einen einzigen Schuß erhalten zu haben.

Im Dorfe und in der Umgebung, nur nicht im Schlosse, sprach man ohne Hehl von den verderblichen Bestimmungen der Gutsfrau gegen ihren Stiefsohn. Diese Sprache hörte auch der bald nach diesen Er-

eianissen aus einem fremden Sprengel nach Robensfeld versetzte Pfarrer. Er war nur einmal auf dem Schlosse zum feierlichen Besuche gewesen, erkrankte bald darauf und konnte sich daher auch nicht mit der Sorge für die Bildung der Jugend befassen. Jetzt hörte er von den unnatürlichen Handlungen der Frau von Willen, von der grausamen Härte des Vaters gegen seinen Sohn und von dessen gänzlicher Verwahrlosung. Kaum genesen eilte der würdige Priester auf das Schloß, erbat sich eine geheime Unterredung mit Herrn von Willen, sprach schwere, eingreifende Worte, und erklärte unumwunden, daß er über die heillose Erziehung eines Knaben, der, bereits elf Jahre alt, weder lesen noch schreiben könne, nie den geringsten Unterricht in der Religion erhalten habe, nie die Kirche besuchen dürfe, immer vor den grausamen Mißhandlungen eines herzlosen Vaters erzittern, und, ohne Lehrer und Führer seine Tage im Kreise des Gefindes, unter den einwirkenden Beispielen der Noth, der Unsittlichkeit und der Verführung auf die gefährlichste Weise vergeuden müsse, geradezu dem Landesfürsten eine umfassende Klageschrift überreichen werde. So hatte noch Niemand mit Herrn von Willen gesprochen, seit dem er Erb-, Lehn- und Gerichtsherr von Robensfeld und einiger Dörfer war. Mit des Hornes und der Nothwort Sprache donnerte er gegen den Pfarrer, aber

der furchtlose Mann donnerte noch heftiger mit der Macht seiner Würde und seiner Pflichten. Es wurde ein Vertrag geschlossen, daß Philipp von dem Pfarrer in seinem Hause aufgenommen und dort erzogen werde.

So kam Philipp aus einer Hölle der Mißhandlungen, der Gefahr, des Körperlichen und moralischen Verderbens in den Himmel der freundlichsten Liebe, der ungestörten Sicherheit, der Verehrung des Herzens und des Geistes. Bis in sein siebenzehntes Jahr lebte er unter dem wachenden Auge des Priesters und seinem gebietenden Unterricht ein Leben der stillsten Freuden, der Unschuld und Tugend, dann kam er auf die hohe Schule der Hauptstadt.

Auf der hohen Schule gewann Philipp sehr bald durch ein höchst püliches Betragen, durch regen Fleiß und edle Haltung die Achtung seiner Lehrer und die Liebe und das Vertrauen seiner Mitschüler, mit Vorsicht und Bartsgefühl gewählten Umgebung. Sein Vater, welchen er während seines Lebens beim Pfarrer von Zeit zu Zeit besuchen durfte, hatte ihm in der Abschiedsstunde nebst der ausgesprochenen Summe für seinen Unterhalt noch eine Kiste Gold gegeben, mit dem ersten Gebot:

dafür auf dem Fectboden und auf der Reithahn Unterricht zu nehmen. Philipp gehorchte, dem väterlichen Gebote und machte in beiden sehr glänzende Fortschritte, ohne die seinem Berufe gewidmeten Stunden dadurch zu beeinträchtigen. Es gab unter den Studirenden berühmte Raufbolde, die nie ruhten, bis sie denjenigen, dessen Gestalt oder Handlungsweise sie nicht ansprach, vor der Klinge hatten. Auch Philipp wurde von jenen Menschen verhöhnt und beleidigt. Es kam zu einigen Schlägereien, wo Philipp seine Gegner oerb zerkniete und nun Ruhe hatte.

In Philipps Hause wohnte auf dem Gange die junge Witwe eines Schreibers, eine blutarme Person, die sich von Pugarbeit kümmerlich nährete. Sie war wirklich sehr schön, aber auch eben so tugendhaft, und alle Wünsche und Versuchungen sinnlicher Menschen wurden mit strengem Eusse von ihr zurückgewiesen. Philipp, der, so oft er über den Gang zu gehen hatte, an ihrem Fenster vorüber mußte, sah die schöne, immer stehende Witwe mit einem recht angenehmen Gefühle, ohne daß dabei sein Herz in wärmerer Bewegung schlug. Der rege Fleiß, die stille Ergebung, die wehmüthige Freundlichkeit der Dürftigen rührten ihn sehr. Zu tugendhaft und zu zartfühlend, um ihr Unterstützung anzubieten und mit dem Scheine irgend einer unstillen Absicht den reinen Spiegel

seines Rufes zu trüben, ließ er durch eine edle, verschleierte Matrone bei Luise viele Bestellungen auf Fugarbeit machen, diese an arme, tugendhafte Mädchen unter einem fremden Namen verschenken, und sah halb mit stiller Wonne, daß auf Luise's Wangen die bleiche des Kammers, der Sorgen und des Mangels vom rosigen Haube eines heitern Gefühls und körperlicher Kraftmehrung wich.

Aber er sah auch mit Bestenben, mit einer recht unangenehmen Empfindung, daß seit einiger Zeit der Student Wenberg auf Luise's Zimmer käm, anfangs zur Nachmittagsstunde, bald aber in der Abenddämmerung, und dort länger weilte, als der gute Ruf einer jungen, allein wohnenden Wittwe gestatten konnte. Dieser Wenberg war ein sehr schöner, adelicheer Jüngling, jedoch als höchst leichtsinnig, tugendlos und sündlich bekannt und von den Guten gemieden. Philipp wußte, daß Luise, außer dem Besuche der Kirche, fast nie aus ihrem Zimmerehen kam, da eine alte Weiläuferin alle ihre Bedürfnisse besorgte, die bestreiten Arbeiten austrug und selbst die nöthigen Einkäufe machte. Daher war er wohl überzeugt, Luise könne mit Wenberg's Ruf und seinen Gesinnungen nicht vertraut seyn, aber er konnte überhaupt sich nicht enthalten, wie die reine, glückliche Luise einem Studenten Zutritt gestatte. Wegen die Matrone, seine geheime Vertraute, sprach er sein Be-

fremden über Luifens Verhältniß mit Nonberg und seinen immer mehr erwachsenden Zweifel an Luifens strenger Tugend kräftig aus. Die Matrone ging zu ihr, legte sich ein Wischen auf die Lauer, und erzählte Philipp noch am nämlichen Abend, daß Luise mit Nonberg, dessen Bekanntschaft sie durch Zufall gemacht und dessen reine innige Liebe sie bald mit gleichen Empfindungen bekehrt habe, schon in einigen Wochen vermählt werde, da Nonbergs Vater, der Rentenverwalter des Grafen Palm, aus Altersschwäche sein Amt niederlege und selbes bereits durch die Gnade des Grafen dem Sohne zugesichert sey. Die Matrone schloß ihre Kunde mit der feierlichen Versicherung, bei Luifen selbst einige Briefe an Nonberg von dessen Vater und dem Grafen gelesen und die Bestätigung dieser Mittheilung dorthin gesunden zu haben.

„O die höllische Büberel!“ — rief Philipp mit edlem Borne, und schritt rasch im Gemache auf und nieder, um über Luifens Rettung aus der verdächtlichen Hand dieses wüthstigen Betrügers zu sinnen. Nonberg war der Sohn eines armen Schulmeisters aus der Provinz und lebte auf der hohen Schule von einem kleinen Stipendium und den Unterstützungen eines Aelsters, worin sein Vater viele Jahre Sakristan gewesen. Dieß wußte Philipp aus Nonbergs eigener Mit-

theilung, die er ihm einst mit herzlichster Offenheit machte, und zwar gerade in einem Augenblicke des tiefen Mißmuthes über Mangel an Geld zum Ankaufe nöthiger Schriften. Und nun tritt dieser besonnene Betrüger in dem erlogenen Glanze anziehender Verhältnisse vor die darbende Wittwe, um ihre Sinne durch süße Hoffnungen zu bestechen und in den Armen der Betrogenen die heiße Flamme seiner Begierden zu löschen. Philipp hatte nun seinen Entschluß gefaßt, und ersuchte die Matrone, deren Wohnung dem Himmer Luisens gegenüber lag, sobald Konberg diese besuche, ihm Nachricht zu geben.

Hand in Hand ließ Emilie mit Konberg an ihrem Arbeitsstische, und ihr froher Blick ruhte auf den feuchten Lippen des theuern Freundes, der über ihre nahe Verbindung und die nahen Tage ihres Wstades und ihrer häuslichen Wonne in begeisteter Rede sprach. Rasch öffnete sich die Thüre und Philipp war herein. Eröthend über die vertraute Lage an der Seite eines jungen Mannes erhob sich Luise zum Empfange des sehr geliebten Hausgenossen, und Konberg maß den unwillkommenen Störer mit feindlichen Blicken.

„Ich bin gekommen, Madame Korb, um Sie den Händen eines Bösewichts zu entreißen,“ — sprach Philipp mit überlichem Emsle. — Dieser Mensch da — hier blühte er mit schwarzem, stra-

sendem Auge auf den erbleichenden Nonberg — ist nicht der Sohn eines gräflichen Rentenverwalters, sondern eines armen Schullehrers, und daher nicht im Stande, Ihnen seine Hand zu geben und Ihre Lage zu verbessern. Nur eine so reine, araflose Seele, so eine stille Einsiedlerin in der Mitte der geräuschvollen Hauptstadt konnte von diesem Betrüger bethört werden, denn es hätte Sie ja nur die geringste Nachfrage gekostet, um zu erfahren, daß Herr Nonberg Sie schändlich betrogen und den allgemeinen Ruf eines charakterlosen, höchst sinnlichen Menschen habe. Ihr Verstand und das Gefühl Ihrer weiblichen Würde werden Ihnen sagen, was Sie nun zu thun haben.“ — Er verbeugte sich vor Luise mit freundlichem Ernste, warf Nonberg einen Blick der tiefsten Verachtung zu, und schritt im langsamen Gange aus dem Zimmer.

Schon stand er an der Vorthüre seiner Wohnung, als er hinter sich rasche Schritte hörte und sein Name gerufen wurde. Mit einem Gesichte, das die Wuth bis zum Anbilde entstellte, stürzte Nonberg auf ihn los und fodert ihn auf Pistolen. Mit kaltem Gleichmuth erklärte Philipp, daß er sich mit einem Betrüger, der dem Arme der Gerechtigkeit angehört, nicht schlaue. Nonberg, seiner nicht mehr mächtig, schlug Philipp ins Gesicht, und dieser faßte seinen wüthenden

Gegner, warf ihn zu Boden und hieb ihn gerechten Borne so lange auf ihn los, bis sein Stock zerbrach. Blutend kam Konberg in seiner Wohnung an, ließ gleich viele Studenten zu sich rufen, und erzählte, daß Philipp, ohne Zweifel aus toller Eifersucht, ihn bei seiner Geliebten durch die schändlichste Verleumdung erniedrigt habe und auf gefessene Ausforderung an ihm beinahe zum Mörder geworden sey.

Es wurden einige der angesehensten unter den Studirenden an Philipp gesandt, um in Konbergs Namen ihn zum Zweikampf zu fordern. Schweigend führte er diese auf Luise's Zimmer und bat selbe, das eben Vorgesagte zu erzählen. Luise, noch im tiefsten Schmerze über Konbergs schändlichen Verrath, erzählte mit Wärme und nassem Auge das Entstehen ihrer Liebe zu Konberg und wie sie ihm nur auf die seltsamsten Versicherungen einer nahen festen Verbindung den Zutritt zu ihr gestattete, und wie er sie mit unwahrer Angabe und falschen Versprechen so niedrig betrogen habe. Luise überreichte den Anwesenden einige Briefe, die er von seinem Vater und dem Grafen Palm erhalten zu haben vorgegeben hatte. Man erkannte auf der Stelle die Handschriften zweier Studenten, welche Konbergs vertrauteste Freunde und zu jeder frevelhaften Handlung geneigt waren. Von einem Zweikampfe war nicht

mehr die Sprache. Konberg's niedriger, aus Ge-
nußsucht erzeugter Betrug an der schönen, dürfti-
gen Wittwe Korb, und die von Philipp erlittene
entehrende Züchtigung wurden noch an diesem Aben-
de der Burschenschaft kund gethan, und Konberg
wanderte schon vor Tagesanbruch aus den Thoren
der Universitätsstadt, wohl wissend, welche Schmach
seiner harrte, wenn er im Kreise der Studirenden
erscheinen würde.

Beinahe drei Jahre hatte Philipp auf der
hohen Schule zugebracht, als ein Brief seines
Vaters ihn schleunig nach Koblenz rief. Der
alte Willen hatte seit dem Besitze dieser reichen
Erbchaft dem ephraubekränzten Dionysos und der
sinneessellenden Anadromene mit zu regem Eifer
gebuldigt. Es kamen die Nachwehen eines ver-
schwelgten Lebens, deren grauenvollen Exodus eine
schmerzhafteste Sicht eröffnete. Seit Philipps Ab-
reise auf die Universität hatte sich sein Vater mit
der Landwirthschaft und seinen Forsten so ziemlich
thätig beschäftigt. Ueberzeugt, daß diese weitläu-
figen Besigungen eine sehr genaue und ununterbro-
chene Aufsicht in Anspruch nehmen, sah er seine
höchst schmerzhafteste Krankheit um so mehr, da sie
ihn an das Bett fesselte und seine ihm nun bei-

nabe liegenvorbene Thätigkeit in den kleinen dumpfen Kreis des Krankenzimmers beschränkt war. Auch für Philipp erwachte in ihm ein besseres Gefühl; es gab Stunden, wo er sich sehr nach ihm sehnte, und als er jetzt von dem aufsehtigen Arzte die treuerzige Versicherung erhielt, daß seine Krankheit unheilbar sey, und ihn oft Monate lang im Gewache festhalten werde, da entsagte er seinem früher aus das gebildeten Plane, Philipp dem diplomatischen Hause zu widmen, um ihn bald in das Ausland entfernen zu sehen. Mit dem festen Entschlusse schon jetzt seinem Sohne einen Theil der Güter auf eigene Administration zu übergeben, berief er ihn nach Hause.

Mit schmerzlichen Gefühle, gleichsam ahnend die vielen Leiden, welche aus der Zukunft dunkeln Windungen zerstörend ihn umschließen würden, schied Philipp von seinen wenigen, aber hoch verehrten Freunden, und eilte in des Vaters reachtvollster Kutsche und mit dessen stattlichstem Gefolge der Heimath zu. Er weinte Thränen bei tiefen Betrübniß und Nührung, als ihn sein Vater, das Bild der schmerzlichsten Leiden auf dem blassen Gesichte und in den matten Blicken, mit schwacher Stimme an sein Bett tief und — es war das erste Mal in seinem Leben, es war die melodische Stimme eines Engels — ihn seinen lieben Sohn nannte. Auch die Stiefmutter

umschlang den tief Bewegten mit dem Feuer der zärtlichsten Liebe, und bot allen auf, sein Vertrauen und seine Neigung zu gewinnen.

Der Anabe Philipp durfte im väterlichen Schlosse nur in den Wohnungen der Dienerschaft, in der Gesinde-Stube, auf den Kammern der Knechte und Mägde, und nur im Trosse der rohen Dorfjugend sich umhertreiben; dem ansehnlichen Güterbesitzer aber wurde eine Reihe prachtvoller Gemächer als seine glänzende Wohnung geöffnet, der Gerichtshalter und Oekonomie-Verwalter, der Förster mit einer Schaar Jäger, der Hauspfleger an der Spitze zahlreicher Dienerschaft und der Bedienten, gefolgt von Kutschern, Melknechten und Stallungen, ließen sich schon in der ersten Stunde seiner Ankunft zur Aufwartung melden, und traten, geführt von der gnädigen Gutsfrau, in Feiertagskleidern mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen herein, der hohen Huld und Gnade des künftigen Gebieters sich empfehlend. Nach ihnen erschien ein junger Mann, welchen die Ziehmutter ihrem Sohne als den Sekretär vorstellte, welcher während der Abwesenheitsperioden ihres Vaters die Correspondenz und sonstige geheime Geschäfte in Familienangelegenheiten mit ausgezeichneter Thätigkeit und Treue besorgt habe. Die junge Frau bemerkte recht wohl Philipps Bestrebung, über das Da-sein eines Sekretärs, da er wohl wußte, daß der alte

redliche Gerichtshalter alle diese Angelegenheiten geführt und sein Vater fast im ganzen Jahre keine Correspondenz in Familiensachen nöthig gehabt habe. Daher fügte sie rasch der preisenden Rede über die Verdienste des Sekretärs Strom die Erklärung bei, daß dieser sich vorzüglich der Erziehung ihrer beiden Kinder widme, und darin bereits Außerordentliches geleistet habe. Eine Versicherung, die Philipp, trotz seiner Gutmüthigkeit, ein sarkastisches Lächeln abnöthigte, da er in der ersten Stunde, welche er am Krankenbette seines Vaters zubrachte, die beiden Stiefbrüder als höchst ungezogene, vorlaute und unweisende Buben hatte kennen gelernt.

Strom überreichte Philipp auf einer silbernen Platte eine Urkunde, kraft welcher der Freiherr Kaspar von Willen seinen Sohn Philipp schon jetzt zum alleinigen und unbeschränkten Besitzer der Lehnantheile Neuboh und Bergen ernannte und ihm überdies ein lächelndes Taschengeld von hundert Duclaten aussprach. Eine Pöckel mit dieser Summe lag zwei Dokumente bei. Solch eine Wohlthat von einem Vater, der seinen frommen, unschuldigen Sohn von zarter Kindheit an bis zur vollen Reife des Jünglingsalters mit der grausamsten Härte behandelt hatte, erschütterte den Überwachten so sehr, daß er in einen Strom von Thränen ausbrach und längere Zeit von der tiefsten Reue bewegt wurde. Und als nun jetzt auch

die Stiefmutter weinend ihn umsing, und ihn um das Vergessen der Vergangenheit ansah, und die heißeste Mutterliebe ihm gelobte, da vermochte seine gefühlvolle Brust kaum die süße Wehmuth und das süße Entzücken zu fassen, das sie wie eine reiche Quelle durchfloß. Er reichte einen großen Theil des Geldes Strom hin, und bat die Stiefmutter, ihn einige Augenblicke sich selbst zu überlassen. Und als er allein war, da trat er an das geöffnete Fenster und hob das nasse Auge und die gefalteten Hände zu den Himmelsräumen empor und dankte Gott für die gespendete Gnade, und flehte um Kraft, in allen Verhältnissen des Lebens immer gut und wahr zu seyn.

Rudolph, ein alter Jäger, der einzige unter der ganzen Dienerschaft, der sich in früherer Zeit des verlassenen, gemißhandelten Philipps recht oft angenommen, den Hungernden gespeist und für die Bekleidung des Zerlumpten seinen Lohn sich abgedarbt hatte, wurde von Philipp zu seinem einzigen Diener erwählt. Dieser trat jetzt in das Gemach, um den Herrn zur Tafel zu laden.

Mit inniger Freude sah Philipp beim Eintritt in den Speisesaal seinen Vater, auf einen Stock gestützt, ihm mit freundlichem Lächeln und

den Zeichen rückkehrender Gesundheit entgegenkommen. Aber auch mit angenehmer Ueberraschung sah er an der Hand seiner Stiefmutter ein Mädchen daher schweben, welches eine unbeschreiblich holde Erscheinung war.

„Unsere Base, Fräulein Stephanie von Schallern, eine Waise, die von hartherzigen Verwandten gedrückt, ihre Zuflucht in unser Haus genommen hat, und keines Wohlwollens höchst würdig ist,“ — sprach Frau von Willen, ihm die Base mit dem freundlichsten Lächeln vorstellend, und ergoß sich in eine Fluth von Lobeserhebungen über Stephanien's Vorzüge. Die schlanke, schwarzgeleckte Gestalt mit der Grazienhaltung, und den sanften, blauen, ernst und sinnig aus dem rosigen Gesichte hervorschauenden Augen, machte auf Philipp solch einen raschen, mächtigen Eindruck, daß er nur einige Gemeinplätze mit leiser Stimme auszusprechen vermochte, und während der Tafel über den Anblick dieses reizenden Gebildes die Beantwortung so mancher Frage seiner Aeltern vergaß.

Noch nicht zwei volle Monate hatte Philipp im Kreise seiner Familie zugebracht, als er schon Stephanien mit der heißesten Liebe liebend und durch das süße Geständniß ihrer Gegenseitigen beglückt, seine Aeltern um ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit dem Fräulein von Schallern bat, und, im reinsten Entzücken über die

Erfüllung seines höchsten Wunsches, dem benachbarten Adel Stephanie als seine Braut vorstellte.

Es war an einem schönen Herbstmorgen, als Philipp, von seinem alten, treuen Rudolph begleitet, auf ein Jagdschloßchen im fernsten Wilkenschens Forste fuhr, um dort in Gesellschaft einiger Edelleute auf Hirsche zu jagen. Er kam im Schloßchen an und war sehr unangenehm bestrebt, noch keinen der geladenen Gäste und keinen der bestellten Jäger und Treiber zu finden. Räunend forschte er bei Rudolph, dem die Ladung der Freunde und die Jagdanstalt aufgetragen war, warum seine Befehle nicht schon befolgt worden. Rudolph bat den Gebieter, ihm ungestörtes Gehör zu gewähren. Unwillig ob der getäuschten Hoffnungen auf einen recht frohen Waldmannstaa schritt Philipp raschen Ganges einer Ruhebank zu, welche im nahen Gehölze unter einer verwitterten Eiche auf einem höchst einsamen Plage stand. Er warf sich auf den beschatteten Sitz und gebot Rudolph, sich kurz zu fassen, da er sich für ein langes Gefaulder nicht empfänglich fühlte. Da fiel Rudolph auf die Kniee, streckte die zitternden Arme gegen seinen Gebieter aus und sprach mit einer Stimme, die eine heftige

Bewegung seines Innern bezeichnete: „**Gründiger** Herr, so ein schlüchter, ungelehrter Mensch **ich** bin, so sagt mir doch mein Verstand, daß **ich** mit dem, was ich Ihnen jetzt offenbaren werde, Ihr gutes, gefühlvolles Herz gleichsam zerfleische, daß ich Ihnen, ach gewiß auf lange, sehr lange Zeit, alle Ruhe, alle Zutrüblichkeit und jede Freude des Lebens raube. Wer sollten Sie auch von dem tiefsten Schmerze erfaßt, sollte Ihnen auch für immer der schöne, beseligende Glaube an weibliche Tugend und Treue entrißen werden, so muß ich zu Ihnen sprechen, wahr, wie die reinste Wahrheit, und offen, wie das heiligste Vertrauen, denn es gilt das Glück Ihres ganzen Lebens, den Frieden Ihrer Seele, ja Ihr Leben selbst, das sich auflösen würde in dem unendlichen Schmerze einer zu späten Enttäuschung.“ —

Philipp's unruhige Stimmung war schon beim Beginnen von Rudolph's Rede gewichen; es bemächtigte sich seiner die heftigste Neugier, die Ahnung, daß eine gräßliche Nachricht seiner harre, denn er kannte seines greisen Dieners unerschütterliche Redlichkeit, seine treue Liebe zu ihm, seinen ernstlichen, festen Charakter und die kalte Besonnenheit in seinen Worten und Handlungen. Rasch zog er den Anstehenden an seine Seite und drang in ihn um schnelle Mittheilung.

„Ehe ich mein Geheimniß Ihnen vertraue“
 — Ich Rudolph und streckte die Rechte zum
 Hi — el empor — „so flehe ich den Allmächtigen
 an nicht durch einen seiner Blitze in Staub zer-
 ren zu machen, wenn nicht jedes meiner
 Worte ein Wort der reinsten, heiligsten Wahr-
 heit ist. Und nun, gnädiger Herr, lassen Sie
 den vollen Muth des Mannes, um nicht dem
 Schmerze über meine Nachricht zu erliegen.“

„Fräulein“ Stephanie von Schallern und
 der Sekretär Strom stehen in einem geheimen,
 verblicherischen Bunde. Strom kam auf das
 Schloß, wie aus den Wolken gefallen. Man
 wußte nicht, wer er sey, und was er hier soll.
 Aber schon am andern Tage nach seiner Ankunft
 wurde von Ihrer gnädigen Frau Stiefmutter der
 Dienerschaft angekündigt, daß er zum geheimen
 Sekretär des Herrn Baron ernannt und ihm
 mit Achtung und Gehorsam zu begegnen sey.
 Er erhielt zwei prächtig eingerichtete Zimmer und den
 Jägerburschen Ernst zur Bedienung. Es fällt mir
 schwer, das Vortragen meiner Herrschaft rügen zu
 müssen, aber ich muß nun bei meiner strengen
 Wahrheitsliebe gerade zu sagen, daß Strom keine
 Woche im Schlosse war, als schon die Dieners-
 schaft, das Gefinde und alle Leute im Dorfe
 ohne Hehl von einem sündhaften Bündnisse zwi-
 schen der gnädigen Frau und dem Sekretär sprachen.

hen. In den Wäldern, welche der Herr Baron auf seinem Kranklager zubringen mußte, ohne sich aus selbem bewegen zu können, schlichen beide dem Parke, auch, über die Schloßwiese hin, dem Buchenwäldchen zu, blieben da größtentheils bis zu Tagesanbruch und wurden oft von Möhlern und Holzhauern in den unglücklichsten Stellungen gefunden. Da dieses verbrecherische Leben ging so weit, daß in einer Nacht, wo der Herr beinahe schon mit dem Tode rang, die gnädige Frau von dem Kammerdiener im ganzen Schlosse gesucht und endlich bei Strom im Bette gefunden wurde. Ein Tabulеткиrämer aus Baiern, der mit seiner Waare einst auf das Schloß kam und Strom im Gesellschaftszimmer sah, erzählte öffentlich im Dorfweirthehause, daß dieser Strom unter einem andern Namen bei einem bayerischen Grafen als Schreiber im Dienste gestanden, die Amtscasse beraubt und auf eine unbegreifliche Weise aus dem Gefängnisse sich geflüchtet habe.“

Jetzt kam Fräulein Stephanie auf das Schloß. Von diesem Augenblicke an hörten die ärgerlichen Ausfälle zwischen der gnädigen Frau und dem Sekretär auf; ohne Zweifel scheuten sie sich vor dem Fräulein und mochten wohl sehr geheime Aufsammentinsie auf die vorsichtigste Weise veranlassen haben. Der Strom ein gar schöner, ge-

wandrer Mensch ist, so angenehm sitzt und den Flügel so künstlich spielt, auch, besonders gegen die Frauenzimmer recht feine, gefällige Sitte hat, so vermuthete man, daß Fräulein Stephanie und Etrom um so mehr sich zum Liebesbunde vereinen werden, als Stephanie eine blutarme Waise und dem Sekretär von Ihrem gnädigen Herrn Vater bereits die Anwartschaft auf die Stelle des pensionsfähigen Oekonomieverwalters zugesichert ist. Aber Alles schien sich zu betrügen, denn selbst die scharfsichtigsten und neugierigsten unserer Dienerschaft bemerkten nicht die mindeste Annäherung zwischen Stephanien und Etrom. Da erzählte mir vor drei Tagen meine alte Vertraute, daß sie eine gar sonderbare Entdeckung gemacht habe. Sie sey nämlich in der Abenddämmerung in den Park gegangen, um einem gar so vertrauten weisen Rehe, ihrem Lieblinge, das gewöhnliche Abendbrot zu bringen. Zufällig habe sie nach der Eremitage hingeblickt und zwei Gestalten hineinschlüpfen gesehen. Von weiblicher Neugier aufgeregt, sey sie von rückwärts hingeschlichen, und habe durch eine Ritze des geschlossenen Fensterlakens recht deutlich gesehen, daß Stephanie und Etrom in der vertraulichsten Stellung auf dem Ruhebette saßen, lachten und schäkerten, sich herzten und küßten, und ein Spiel zu weichen begannen, welches meine züchtige Vertraute verschonte.

Ich schalt meine alte Ehegenossin eine Trümmern, ja ich nannte sie im vollen Zorne eine verleumderische Plaudertasche, da ich mir nach meinen frommen und treuen Gesinnungen nicht die Möglichkeit dachte, daß Fräulein Stephanie, eine immer so keusche und gottesfürchtige Person, auf einmal bis zum Laster sich erniedrigen und, noch dazu im Brautstande, mit einem Andern sich einem sündhaften Kosen hingeben könne. Meine gute, ehrliche Vertraut fühlte sich durch meine harte Rede so schmerzlich verletzt, daß sie heftig weinte und sich nicht eher beruhigte, bis ich ihr feierlich gelobte, ihren Worten zu glauben und für meine eigene Ueberzeugung das Möglichste zu thun."

"Als Euer Gnaden gestern Nachmittags von einem Besuch bei Graf Wallenfels mit Ihrer Fräulein Braut zurück kamen und gleich darauf zur Besichtigung des neuen Hauses zu Neuhaus wegritten, ging ich in die obere Gewölkammer und sah in einer Nische des Ganges Fräulein Stephanie und Strom im eifrigen Gespräche und in der vertrautesten Stellung. Sie waren beide so in sich verloren, daß sie meine Annäherung nicht gewahrten und ich die Worte: „Eremitage — Schlüssel zur Hintertüre — Mitternacht“ deutlich hören konnte. Demüthig meiner Vertraut den harten Vorwurf der Verleumdung in Gedanken abkittend und zitternd vor Buth über

die Treulosigkeit der verführten Braut, hatte ich doch Besonnenheit genug, mich unbemerkt hinweg zu schleichen.“

„Es war mein fester Entschluß, Euer Gnaden bei Ihrer Rückkunft meine gemachte Entdeckung zu vertrauen, aber ich wollte meiner Sache ganz gewiß seyn. Schon lange vor Mitternacht saß ich in den Zweigen der Buche, welche die hintere Wand der Eremitage umschließt, an die sich das Ruhedett lehnt, und wo man jedes darin gesprochene Wort durch die dünne Bretterwand sehr deutlich hört. Noch war nicht der letzte Schlag der Mitternachtsstunde verhallt, als ich eilende Tritte hörte, und zwei Gestalten Arm in Arm in die Eremitage schlüpfen sah, deren Thüre sie sorgfältig verschlossen. Ich legte mein Ohr an die Bretterwand und hörte, wie das Ähulcin und der Sekretär sich unter den feierlichsten Schwüren die geheimste, immer dauernde Liebe gelobten. — „Ich gestehe recht offen,“ — sagte Sirphanie — „daß ich von dem ersten Augenblicke an, wo ich Dich sah, schon von heißer Liebe mich zu Dir hingezogen fühlte, und daß ich bei jedem freundlichen Blicke, mit welchem Dein schönes, feueriges Auge auf Frau von Wilken ruhte, von der qualvollsten Eifersucht gefoltert wurde; aber eben so offen bekenne ich auch, daß Dir nie die Blüthe meiner Unschuld geworden wäre, hättest Du

nicht so viele Lebendigkeit gehabt, Deinetwegen
 spräche auf mich, zu welchen Die mehr, im
 Feuer der innigsten Liebe, unter dem ersten Er-
 wachen sinnlicher Regungen geschriebenen Briefe
 allerdings einige Rechte gegeben hätten, in stiller
 Resignation diesem Willen zu überlassen. Aber
 dafür soll auch mein Hunger Moritz betohnt wer-
 den. Ist hast Du in meinen Armen genut, oft
 waren diese Stille, mein einsames Kämmerchen,
 und die demüthigste Gestalt unter den Trauerweiden
 am See die stillen, geheimen Zeugen unserer
 mannervollen Umarmungen, aber alle Wonne, die
 Du in dem Armen des Fräuleins von Schallern
 genossen hast, wird zum leeren Nichts werden ge-
 gen die unerfülllichen Wünsche, welche ich Dir
 als Frau von Willen bereiten werde. Philipp ist
 gut, schön und reich, doch ich liebe nur Dich;
 ihm habe ich Liebe genudelt, um einst, vielleicht
 bald, unauf löslich die Deinige zu werden. Du
 stammst über das Loos meiner unauf löslichen
 Verbindung mit Dir? Nun so wisse, Du Hei-
 delberger, daß ich fest entschlossen bin, mir eine
 solche Summe, welche uns ein sorgloses Seyn
 sichert, und die ich in Philipps Großmuth, sei-
 nes unbefragten Vermauens zu mir und durch
 seine Künste beseitigen werde, recht bald anzueig-
 nen, und dann mit Dir nach Nordamerika zu
 ziehen, wo in mir Niemand das Weib eines

Freiherren von Wilken ahnen und sich leicht ein Priester finden wird, der den Bund unserer Herzen weiht.“

„Nun sprach Stephanie nicht weiter, und ich hörte nur Küsse und Geflüster. Erst nach geraumer Zeit vernahm ich Stroms Stimme und seine Bitte, unverzüglich die von ihm erhaltenen Willete zu vernichten, worauf Stephanie ihn versicherte, daß selbe in der Tiefe ihres Schreibtisches unter einem seidenen Kosabande verwahrt und bereit seien, um am Tage ihrer Vermählung den Flammen geopfert zu werden, da sie sich nicht früher von diesen theuern, mit so süßen Erinnerungen verschlungenen Briefchen trennen könne. — Es mochte wohl ein Verdammter nicht mehr Qualen in der Hölle dulden, als ich auf meiner Buche, denn wie Feuer brannte in mir die Wuth über dieses betrügerische Paar, und die Begierde, an ihm meinen so unmenshlich getäuschten Herrn zu rächen. Es mochte wohl noch eine Stunde währen, bis sie die Fremtage verließen, und kaum hatte ich mich aus meinem Lauerneste gemacht, als zwei Jagdbursche von mir geweckt, und selbst in Euer Gnaden Namen geboten wurde, bei den geladenen Gästen und den Treibern in größter Eile die heutige Jagd abzusagen, damit ich Gelegenheit erhalte, Sie ganz allein für meine Geheimnisse zu haben, denn ich

sah wohl ein, daß ich keinen Augenblick säumen dürfe, meinem edlen, guten Herrn dieses schändliche Paar zu entlarven. Was ich gethan und nun gesagt habe, das gebot mir meine Pflicht für Sie, und wenn mich Euer Gnaden von diesem Augenblicke an verstoßen, so tröstet mich die Ueberszeugung, nach Pflicht und Gewissen gehandelt zu haben."

Rudolph schwieg und betrachtete mit tiefem Schmerze seinen Herrn, der die Erzählung anfangs mit dem sprechendsten Ausdrücke des Erstaunens, des Erschreckens, der tiefsten Betrübnis und des wild aufwallenden Zornes anhörte, aber dann immer mehr in sich versank, erbleichend und aus der Waise der Brust langsam aufathmend. Jetzt stürzten Thränen unter den gesenkten Wimpern über die blasser Wangen. Er weinte lange und heftig. Rudolph faltete die Hände und bat leise und innig den lieben Gott, seinem armen Herrn Trost und Ruhe in das tief verwundete Herz zu spenden.

Philipp trocknete seine Thränen, und sprach mit sanfter, wehmüthiger Stimme: „Diese Thränen flossen der Vernichtung meines Glückes, das leider nur ein geträumtes war, meinem Schmerze über die Treulosigkeit eines Wesens, für welche mein ganzes Empfinden nur die innigste, reinste Liebe war. — Ich soll nun einmal nicht glücklich wer-

den. Du, treuer, redlicher Freund, bist mein rettender Engel, der mich vom Rande des blumenbedeckten Abgrundes mit Vaterhand zurückriß. Dir danke ich, daß mir klar wurde, was für mein offenes, argloses Auge mit so dichtem Schleier verhüllt war, daß ich nun den furchtbaren Schlund mir entgegen gähnen sehe, in welchen mich späterhin der unbezähmbare Schmerz über betrogene Liebe und zerstörtes Lebensglück gewaltsam gestürzt hätte. Ich danke dir, Rudolph. Nun wollen wir heimkehren. Laß einspannen.“

Rudolph faßte rasch die Hand seines Gebieters, und drückte sie an die nassen Augen, an die treue Brust, in der die Freude, seinen geliebten Herrn den Schlingen des Verderbens entrißen zu haben, mit ihrem süßesten Flügelschlage wehte. Nach Kräften eilte er, das Gebot seines Herrn erfüllen zu machen, und bald rollte die Kutsche mit dem ernsttrauernden Freiherrn und seinem innigstehenden Diener dem Schlosse Nobensfeld zu.

Die Stiefmutter, Stephanie und Etrenn saßen unter den Arkaden des Schlosses, als Philipp auf den Hof fuhr. Sie eilten ihm entgegen, erstaunt über die frühe Rückkehr von der sonst lange dauernden Jagd, und besorgt, daß irgend ein unglückliches Ereigniß diese frühe Rückkehr veranlaßt habe. Stephanie war die besorgteste. Mit geschäftiger Hand riß sie den Kutschenschlag

auf, sprang auf den Tisch, umschlang Philipp mit den runden, weichen Armen, und forschte ängstlich und mit der schönen Wärme eines fühlenden Herzens, ob dem Geliebten nicht wohl, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sey. Philipps Inneres war bei Stephanions Anblick von dem Wechselgefühle der Liebe und des Hasses durchzittert. Dieses reizende Gesicht mit den Taubenaugen der reinsten Sanftmuth und Güte, mit dem rosigem Hauche unentweilter Unschuld auf den blühenden Wangen, alles so bezaubernd und doch so täuschend, diese schlauke Gestalt, bezaubernd durch plastische Wölbung des griechischen Busens, durch das liebliche Ebenmaß der gerundeten Formen und die Zartheit des feinen Fußes machten des Jünglings Empfindungen auf den Schwingen der süßesten Wünsche, Hoffnungen und des Entzückens empor schweben, aber wie ein zerstörendes Strafgericht trat Rudolphs Rede mit eifriger Kälte vor die entflammte Seele und die Graziengestalt wurde vor dem behauenden Auge der ewigen Wahrheit zum grauenvollen Gespenste der höllischen Täuschung und des listigsten Verderbens. Mit diesem Auge sah Philipp jetzt Stephanion, und ein Blick auf den lächelnd lüchelnden Strom goß des Hasses und der Verachtung heißeste Flamme in die Seele des Geringsten. Aber er sagte sich mit der hohen Kraft des Mannes in diesem Augen-

blide der höchsten Aufregung und gewann die Stärke über sich, ein störendes Hinderniß der heurigen Jagd unbefangen zu erzählen, und an Stephaniens Arm die Schloßstreppe hinauf zu steigen, nachdem er Strom einen Wink zur Folge gegeben hatte.

Auf dem Gange zu dem Gesellschaftszimmer mußte man an Stephaniens Gemache vorüber. Philipp öffnete dessen Thüre und lud seine Begleitung mit freundlichem Lächeln ein, in diese liebliche Halle der bräutlichen Jungfrau zu treten. Leicht scherzend hüpfte Stephanie voran, um als geschäftige Wirthin den angenehmen Besuch zu begrüßen. Aber sie erbleichte in entsetzender Ahnung, als Philipp rasch den glänzenden Stahlhaken von ihrem Gürtel löste, mit dem gewählten Schlüssel ihren Schreibtisch aufschloß, einen Pack Briefe hervorzog und selbe seiner Stiefmutter überreichte. — „Diese Billete werden Ihnen sagen — sprach Philipp mit tiefem Ernste — daß Fräulein Stephanie von Schallern mit Moritz Strom im innigsten Verhältnisse steht. Erwähnen auch diese niedlichen Organe der heißesten Liebe die süßen Stunden nicht, welche unter dem schützenden Schleier der Nacht in der Eremitage, auf des Fräuleins Gemache und in der Grotte am See so oft genossen wurden, so war doch ich der Glückliche, der dieses dicke Gewebe der süßesten

Gehimnisse ganz durchblickte. Ich bin zu großmüthig, um solch innig verschlungene Herzen gewaltsam zertrennen zu wollen, und fühle auch in mir nicht die mindeste Lust, der schamlosen Buhlerin eines dem Arme der Gerechtigkeit entsprungenen Schreibers meine Hand zu reichen.“ — Mit einer leichten Verneigung verließ Philipp die erstarrte Gesellschaft. Nun ging er zu seinem Vater und erzählte ihm alles, was er von Rudolph gehört hatte. Der Alte tobte im furchtbarsten Schreie von seinem Lehnstuhle auf, faßte seinen Küchenstock, riß eine Doppelpistole von der Wand und schwor mit einem gräßlichen Fluche, die Mays und ihren Buhler nieder zu schießen. Philipp mußte alle Macht der Beredsamkeit, die innigsten Bitten und die zärtlichsten Liebesungen erschöpfen, um den Wüthenden zu beschwichtigen. Es gelang ihm, seinen Vater dahin zu bewegen, daß Strom mit einem halbjährigen Gehalte noch in dieser Stunde das Schloß verlassen müsse und Stephanie der strengsten Aufsicht Emiliens übergeben, dann sobald als möglich in einem adeligen Stifte auf des Freiherrn Rechnung untergebracht werde.

Der großmüthige, engelgute Philipp schrieb selbst für Strom ein empfehlendes Zeugniß, vertheilte den halbjährigen Gehalt mit einem Besuche von fünfzig Ducaten und schloß sich dann

in sein Zimmer ein, da er nach diesen Ereignissen sich für diesen Abend zu keinem gesellschaftlichen Vereine gestimmt fühlte.

Es war kaum der folgende Tag angebrochen, als er sich in den Wagen warf und mit dem alten treuen Rudolph nach dem Schlosse Neuhof fuhr, um sich zu zerstreuen und unter den Geschäften der Gutsföhrung und der Landwirthschaft den heißen Schmerz über so grausam zerstörte Hoffnungen auf ein Leben voll Wonne und Frieden allmählig versiegen zu machen.

Kaum einige Stunden nach Philipps Ankunft in Neuhof rollte eine Kutsche auf den Schloßhof. Daß es mit dieser Eile haben mußte, verriethen die schweißtriefenden, zum Umsinken ermattenden Kasse, noch mehr aber die außerordentliche Regsamkeit des alten Gerichtshalters von Rosenfeld, der wie der raschestc Jüngling in einem Sage aus der Kutsche sprang, mit der größten Hast die Treppe hinauf rannte und in Philipps Zimmer stürzte. — „Herr Baron — rief der alte Mann, und holte Athem aus voller Brust — bei uns hat sich etwas Schreckliches ereignet. Fräulein Stephanie wurde heute Morgens in ihrem Bette erwürgt gefunden!“ — „Allmächtiger

Wett" — schrie Philipp im Entsetzen auf —
 „wie ist das möglich? Wer hat das gethan?“

Der Gerichtshalter warf sich auf einen Stuhl, brückte die Augen in die Hände und blieb im tiefen Schwelgen, während Philipp heftig auf und nieder schritt, dann wieder vor dem Gerichtshalter stehen blieb, ihn bei den Schultern rüttelte, und um genaue Angabe des schrecklichen Vorfalles in ihn drang. Jetzt erhob sich der Gerichtshalter, betrachtete Philipp mit scharfem, dann immer wehmüthigerem Blicke, fing zu weinen an und stotterte mit schluchzender Stimme: „Nein, und ewig nein, nie kann und werde ich glauben, daß Sie, ein so sanfter, gefühlvoller Herr, solch eine gräßliche That auszuüben vermocht hätten.“ —

Philipp glaubte, er träume, oder der alte Mann spreche in Fieberhitze. Sprachlos starrte er ihn an. — „Ja, ja,“ — stöhnte der Gerichtshalter mit matten Tone hervor — „es sind leider Dinge da, die laut wider Sie zeugen. Mit einem Ihrer Taschentücher ward die Unglückliche erwürgt, die Jagdmühe, welche Sie gerade gestern trugen, lag innerhalb der nur angesehnten Thüre in Stephaniens Zimmer, und in der krampfhaft geschlossenen Hand hielt die Erwürgte einen Knopf, wie nur Sie auf Ihrem Jagdleide trugen, und welcher wahrscheinlich von der mit ihrem Mörder Ringenden — Darmherziger im

Himmel!“ — kreischte jetzt der Gerichtshalter gellend auf, sank leichenblaß auf den Stuhl zurück und wies im sprachlosen Entsetzen mit dem zitternden Finger auf den Baron hin.

Dieser, schon außer sich, daß zu dem gräßlichen Morde eines seiner Tücher gebraucht wurde, daß man seine Mütze in Stephanians Zimmer fand, schreckliche Dinge, deren Möglichkeit er fast nicht begriff, und jetzt im neuen Erstrecken über des Gerichtshalters plötzliches Verstummen, über dessen, ihn bezeichnende Haltung, wurde von allem diesem überraschenden, erschütternden Eindrücken so ergriffen, daß er, blaß wie eine Leiche, mit zitternden Armen nach dem Tische griff und schlotternd sich daran hielt.

„Spricht schon das Gewissen so laut,“ — sprach der Gerichtshalter mit furchtbarem Ernste — „daß alles Blut von Ihrem Angesichte weicht, und die erhebenden Gebeine zusammenzubrechen drohen? Spricht aber auch irgend etwas lauter und anklagender gegen Sie, als dieses mangelnde Erbsenbündel, dieser unscheinbare Riß im Kleide? Wo ist der Knopf, der an diese Stelle gehört?“ — Des Gerichtshalters Blick und Finger starrten in gerader Richtung auf eine Seitentasche in Philipps Jagdkleide. Auch er blickte jetzt dahin und bemerkte mit Erstaunen, daß ihm

da ein Knopf mannte, und noch dazu, wie man nicht gut sah, ein mit Gewalt ausgerissener.

„Und wo ist dieser Knopf?“ — donnerte der Gerichtshalter mit der Strenge des überzeugten Richters. — „Züher in der Hand der Unglücklichen, dem Mörder entrisßen, unterm furchtbaren Todeskampfe, bald aber, als der wichtigste Zeuge, der furchtbarste Ankläger, in der Hand der richtenden Gerechtigkeit. Herr von Willen, noch vor Augenblicken hatte ich meinen grauen Kopf zum Bürgen dargeboten, daß Sie an Stephaniens Ermordung unschuldig sind, aber von Augenblick zu Augenblick wird meine lebende Seele immer kräftiger von der schauerhaften Ueberzeugung erfaßt, in Ihnen Stephaniens Mörder zu sehen. Wie, dem Diener der Gerechtigkeit, gebietet die Pflicht, mich Ihrer Person unverzüglich zu bemächtigen, aber ich vermag es nicht. Nicht der strenge, kalte Richter, sondern nur der gute Gott wird mir Verzeihung gewähren daß ich die Stimme meines Herzens und nicht die der Pflicht höre. Ich verlasse Sie mit einer von Schmerz zerrissenen Seele, und dem heißen Wunsche, daß Gott sich Ihrer erbarme.“

Das Auge voll Thränen wankte der gefühlvolle Herr aus dem Gemache und im sprachlosen Entsetzen starrte Philipp dem Abgehenden nach.

Die Kutsche des Gerichtshalters rasselte über den Schloßhof, und Philipp stand noch immer unbeweglich auf voriger Stelle. Rudolph stürzte in das Zimmer, blaß, zitternd, warf sich vor seinem Herrn auf die Kniee und flehte ihn mit gerunzelten Händen, schleunigst zu fliehen. — „Ich war im Nebenzimmer“ — sprach er mit weinender Stimme — „als der Gerichtshalter mit Euer Gnaden sprach. Ich habe alles gehört. Hatte ich auch diese furchtbare Nacht nicht in Ihrer Nähe zugebracht, so könnte ich doch alle meine Hoffnungen auf die ewige Seligkeit verpfänden, daß Sie an diesem Morde so schuldlos sind, wie ein neugeborenes Kind. Aber Ihr Taschentuch um des Feindeins Hals, der ausgerissene Knopf — richtig, um Gottes Willen, da fehlt er — das sind schlimme, höchst schlimme Sachen, an die sich die Justiz anklammert mit allen ihren scharfen Klauen. Gott läßt Sie nicht untergehen, Er, der Allgerechte, wird eben so über Ihre Unschuld, wie über das Haupt des Thäters seine beleuchtende Sonne aufgehen lassen, doch bis dahin müssen Sie fort, weit fort, sehen in diesem Augenblicke, denn der Gerichtshalter, den ich um Rath und Hülfe beschwor, hat mir beim Einsteigen in die Kutsche zugeflüstert, daß, wenn etwas geschehen soll, es schleunigst geschehen müsse, da das Criminalgericht und durch selbes Ihre

Verhaftung jeden Augenblick zu erwarten ist. Jetzt heißt es handeln, und nicht mit unthätigem Sinnen die goldene Zeit verlieren. Hier ist der kleine Mantelsack, packen Sie Ihr Geld, Ihre Pretiosen, die allerneueste Wäsche ein, und ich sattele schleunigst den Apfelschimmel. Das Thier ist unverwundlich, in vier Stunden haben Sie drei Stationen gemacht, dann nehmen Sie Ertrapass, und führen fort, so weit als möglich, im Namen Gottes, der gewiß bald Ihre Unschuld klar machen und Sie glücklich zurück führen wird. Frisch auf, gnädiger Herr, ich bringe den Schimmel an die hintere Gartenthüre, von wo Sie umgeben durch den Lustwald — Chaussee — erreichen!“ —

Mudelph sprang fort, und Philipp, trotz dem Bewußtsein seiner Unschuld, von der höchsten Angst vor dem Gerichte, vor Kerker und Folter ergriffen, raste sein Geld zusammen, welches, da gleich nach seiner Ankunft in Neuhoß der Verwalter den ganzen Pachtbetrag eines Jahres in Gold an ihn abgeliefert hatte, eine bedeutende Summe war, packte es mit seinen Kostbarkeiten in den Mantelsack, und etwas Wäsche, warf sich in seinen besten Reiseanzug und eilte über die Hintertreppe der Gartenthüre zu, an welcher Mudelph bereits mit dem Schimmel hielt. Rasch wurde verabredet, daß Philipp geradezu nach

Magdeburg eile, und dort im Gasthause zum englischen Hof Rudolphs Briefe erwarte. Weissend reichte Philipp dem treuen Diener die zitternde Hand, schwang sich auf und sprangte durch den Lustwald, der an die Gartenthüre stieß und eine Länge von mehr als einer Meile hatte, der Landstraße zu. Unter strömenden Theänen und dem andächtigsten Gebete begleitete der untröstliche Greis den scheidenden Gebieter mit seinen innigsten Wünschen.

Im scharfen Trabe umritt Philipp das Posthaus der ersten Station. Auf der zweiten ließ er den Schimmel unter einem glaubwürdigen Vorwande stehen und nahm Extrapost. Eine Tagereise vor Magdeburg fuhr ihn ein betrunkenner Postillon so toll eine steile Anhöhe hinab, daß das Hanopferd stürzte, der Wagen umschlug und Philipp, mit dem Kopfe gegen einen Baum geschleudert, gefährlich verwundet wurde. Erst nach zwei Wochen fühlte er sich so weit hergestellt, um nach Magdeburg fahren zu können.

Ehe er noch aus der Postkaise stieg, nannte er dem herbeigekilten Kellner seinen Namen und fragte, ob unter seiner Adresse keine Briefe angekommen seyen. Der Kellner vernahm, und misstrauisch ließ sich Philipp ein Zimmer anweisen, wo er, nach dem bestehenden Gesetze sich gleich in das Fremdenbuch einschreiben mußte.

Nun war der Kellner aus dem Zimmer, als Philipp seine Pflife vermißte und sich erinnerte, sie in die Wagentasche gesteckt zu haben. Der Postillon wollte so eben abfahren, und er eilte daher in den Hof hinab. Während er an den Wagen trat, fiel zufällig sein Blick auf einen Mann, der mit dem Kellner eifrig flüsterte, und dabei im Fremdenuche las. Die Gesichtszüge des Lesenden schienen Philipp sehr bekannt, ohneachtet des buschigten Bartes, der die Lippen und den größten Theil der Wangen bedeckte. Aber diese Gesichtszüge traten ihm nicht als eine freundliche Erscheinung, sondern als ein verlegendes Bild aus der Vergangenheit entgegen. In träumer Stimmung stieg er in sein Zimmer hinauf, an dessen Thüre er sich gewohnt wurde und durch welche die Frau mit dem freundlich ihn ansprechenden Gesichte eintrat.

„Sie werden mich wohl nicht wieder kennen, vielleicht auch die erneuerten Bekanntschaft sich nicht erweisen,“ — sprach der Mann mit tückischem Lächeln und scharf fassendem Blicke — „aber ich kenne Sie recht gut als den Freiherrn Philipp von Wilken, und an mir ist nun die Freude, Ihnen zu sagen, daß ich Sie auch als den Mörder des Kranken Stephanie von Schallern kenne.“

Entsetzt starrte Philipp zurück. Langsam griff der Fremde in die Tasche, zog ein Zeitungsblatt hervor und reichte es ihm schweigend hin. Philipp las. Es war ein Steckbrief, der ihn des Mordes, an Stephanien verübt, anklagte und seine Gestalt auf das Genaueste bezeichnete. Das Papier flog in seinen zitternden Händen. Es entfiel ihm und er sank in einen Stuhl.

„Kennst Du mich noch nicht?“ — lachte der Mann aus dem wild verzerrten Gesichte dem Sprachlosen mit kaltem Hohne zu. — „Erinnerst Du Dich nicht mehr an die schöne Kerb? Hast Du nie gehört, daß Dich die Nacht einst mit ihren zerfleischenden Klauen erfassen, daß der Mißhandelte durch Dich als ein Eheleser, grausam in die Welt hinaus gestoßener Rönberg an Dir alle vergehrenden Gluthen des Hasses und der Rache fühlen wird? Mörder, Du bist in meiner Gewalt, und nicht Himmel, nicht Hölle sollen Dich mir entreißen!“

Die Kraft des guten Bewußtseins, das erhebende Gefühl des reinsten, tugendhaftesten Wandels beugten sich bei diesen Worten unter unmännlicher Schwache. Der tugendhafte, sonst mit Muth und Hochherzigkeit reich ausgestattete Philipp zitterte jetzt wie der schuldigste Verbrecher, und sah in seinem Gegner nur den fürstbarsten Verderber. — Nimm mich hin, du Abwärtlicher

Mensch“ — stöhnte er mit matter Stimme und sterbenden Blicken — „ich bin unschuldig, das gräßlichste Verbrechen umhüllte sich mit dem täuschenden, gegen mich zugenden Scheine, und mich erbrüdt die furchtbare Ueberzeugung, daß ein grausames Geschick die entsetzliche, von einem Andern verübte That an mir rächt. Ich fühle keine Kraft in mir, diesem verderbenden Geschehnisse zu entfliehen. Darum nimm mich hin und übertiefere den unschuldigen Mörder dem brennenden Blutzgerichte!“

Das lag nicht in des Besehwichts Plane. Nonberg, zur Flucht von der hohen Schule gezwungen, bald ein Mitglied herumziehender Schauspielertruppen, bald Schreiber, Marqueur, Kuppeler, Poliereispieler, kam endlich in die Dienste des Grafen von Schurf, der als Oberst ein Regiment in Pommern commandirte. Der Oberst erkannte bald seinen neuen Diener als einen höchst listigen und unternehmenden Menschen. Beherzigt von der Leidenschaft, die Liebescompagnie seines Regiments zur schönsten in der ganzen Armee zu bilden, suchte er für seine junge Leute von ausgezeichneter Größe und dem herrlichsten Wuchse. Sich diese zu verschaffen, schien ihm jedes Mittel erlaubt, und sein vornehmlicher Reiz zum gab ihm auch diese Mäthel. Er hatte in den bedeutendsten Städten Teutschlands geheime Werber. Als einen solchen fand er Nonberg nach Magde-

burg. Der schlaue, thätige Bösewicht hatte sich bald in den vornehmsten Gasthäusern, wie in den niederlichsten Kneipen vertrauten Anhang gemacht. So stand er auch mit dem Kellner im englischen Hofe in geheimer Verbindung, und so las er im Fremdenbuche Philipps Namen.

Erst einige Augenblicke vor dessen Ankunft war das Zeitungsblatt angekommen, in welchem Philipp durch Steckbriefe als Mörder bezeichnet war. Noch hatte dieses Blatt niemand gelesen, als Ronberg. Das Zeitungsblatt in der Hand stand er, als Philipps Wagen am Hauptthore anfuhr, am Fenster, und schrie laut aus vor böllischer Freude, da er in dem Angekommenen seinen Feind Willen erkannte. Mit stürmischer Hast drang er in den Kellner, den Angekommenen um Eintragung seines Namens in das Fremdenbuch zu bitten, und als er nun den Namen Philipps, der an eine Verfolgung durch Steckbriefe nicht im mindesten dachte, mit den bekannten Schriftzügen las, da vertraute er dem Kellner, welcher eine reiche Beute sich in dem Fremden ihnen darbot. Und nun trat er vor Philipp.

Diesen dem Gerichte zu überliefern, wäre von Ronberg eine höchst unkluge Handlung gewesen, da sie ihm nicht den geringsten Nutzen gewährt hätte. Er war mit sich selbst gleich im Reinen, für sich Philipps Börse und für den Obersten

Schurf einen hochgestalteten, schlanken, kräftigen Mann zu gewinnen. Um dieses lebende Ziel zu erreichen, ging er allmählig aus dem gefährlichen, verderbenden Zustand in den theilnehmenden, leicht zu fühlenden Freund über. Mit der ihm so eignen ergreifenden Beredsamkeit entwarf er nun dem Erschütterten das hellste Gemälde der furchtbaren Leiden, denen Philipp im langwierigen Gefängnisse, unter den unmenslichen Qualen der Folter und auf dem Rabensteine entgegen gehe. Und als er sah, daß Philipp, von allem Muth und aller Kraft verlassen, schon jetzt mit der unnennbarsten Angst, mit der Verzweiflung rang, da ließ er vor dem erlöschenden Blicken des Vermürdeten im Hintergrunde das lebende Licht der Hülfe und Rettung immer leuchtender auftauchen. Der unmännliche Philipp warf sich an die Brust des Bösewichts, und beschwor ihn mit heißen Thränen und bebender Stimme, ihm ein rettender Engel zu werden.

Nun erklärte Menberg dem ängstlich lauschenden Philipp, daß hier nur Rettung möglich sei, wenn Philipp unter einem fremden Namen Soldat werde. Er rühmte nun die Schönheit des Schurffschen Regiments, die humane Behandlung, den kriegerischen Geist, der in diesem Regimente walte, und wie leicht und wie schnell dort ein junger Mann von Bildung und Kenntnissen befördert werde. — „Als Friedrich Koll trittst du

zu das Regiment. Niemand ahnt in dir einen von der Gerechtigkeit verfolgten Mörder, niemand bekümmert sich um dein früheres Leben, und würde man auch in dir den Mörder erkennen, so wandelst du ruhig und unberührt unter dem schützenden Schilde der Soldateska, an einen Panzer die erbärmlichen Pfeile der Phylisterjustiz ehmächtig abprallen. Uebrigens bist du in zwei bis drei Jahren Officier, Freund Wilken“ — versicherte Nonberg dem Auslebenden, und schloß seine ermunternde, durch das Gepräge der innigsten Treuherrigkeit gewinnende Rede mit dem feierlichen Versprechen, sobald Philipp in Cöslin, wo der Stab des Regiments mit der Leibcompagnie in Garnison stehe, zur Fahne geschworen habe, nach Kobensfeld zu reisen, dort den alten Wilken mit dem Aufenthalte und dem Stande seines Sohnes vertraut zu machen und auf das Herz des Vaters so einzuwirken, daß selber Philipp zu seiner anständigen Erhaltung jährlich auf geheimem Wege eine ansehnliche Summe übermache und alles anbiete, ihm nach mehreren Jahren eine sichere Rückkehr in das Vaterland zu erwirken.

Philipp sah in Nonberg nicht mehr den verderbenden Feind, sondern seinen edlen Retter, seinen einzigen Wohlthäter. Es wurde verabredet, noch heute mit anbrechender Nacht nach Cöslin abzufahren. Nonberg erforschte auf eine feine

Mer, daß Philipp mit Gold und Kleinodien reichlich versehen sey. Er nahmnte ihn aufs Nachdrücklichste, ja nicht das Zimmer zu verlassen, selbst nicht aus dem Fenster zu sehen, da das Zeitungsblatt mit dem Steckbriefe in aller Leute Hände und sehr zu befürchten sey, daß Philipp von einem Vorübergehenden als der bezeichnete Mörder erkannt werde. Zugleich machte Nonberg ihn aufmerksam, daß der Kellner das öffentliche Blatt gelesen, ihn bereits als den Bezeichneten erkannt habe und dessen Stillschweigen durch eine bedeutende Summe erkaufte werden müsse. Philipp gab eine Goldrolle hin, mit welcher Nonberg absellte und bald das Fremdenbuch zurück brachte, worin er mit sehr künstlicher Hand Wilkens Namen in einen Fremden umwandelte.

Nonberg ließ Essen und Wein bringen. Einige Gläser des besten Burgunders, rasch geleert, gaben Philipp sogar eine heitere Stimmung. Immer milder wurde der Schmerz, mit welchem er auf das ihm verschlossene Waterhaus, auf das entziffene Gut eines Lebensvoll Wohlhabenheit und mannigfaltiger Genüsse zurückblickt hatte, und immer freundlicher winkte ihm aus der Ferne eine an Ehre und Ansehen reiche Zukunft, die er, los eines einwirkenden Zwanges, selbst des eigenen Namens los, sich nur durch die Kraft seines Geistes und seines Muthes erzwingen wolle. Es wurde Champagner gebracht,

und tranken von Wein und den Hoffnungen einer überreichten Phantasie warf er sich mit einbrechender Nacht an Monbergs Seite in die Postchaise und bald in die Arme des tiefen Schlafes.

Cöslin ward erreicht, der Freiherr Philipp von Witten, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr von Kobensfeld, Neubef und Bergen, als Friedrich Koll, eines Unterförsters Sohn aus Wahren, dem Obersten, Grafen von Schurf, vorgestellt, und in die Leibcompagnie als Gemeiner eingetheilt. Monberg erhielt von seinem Chef, der den vorzüglichen Werber für diesen ausgezeichnet schönen Rekruten ein sehr ansehnliches Geschenk gemacht hatte, die Erlaubniß, daß, für die wenigen Tage, welche er sich in Cöslin aufhalte, der Angeworbene mit ihm im Gasthose wohnen dürfe. Es wurde von Monberg und Philipp der Abschied gefeiert, wobei dieser, von jeher ein Feind der Trunkenheit, auf Monbergs dringende Bitten so oft sein Glas leeren mußte, daß er sinnlos zu Bette gebracht wurde. Bei seinem Erwachen fand er den Unterofficier seiner Abtheilung auf der Stube, der Befehl hatte, ihn nach der Caserne zu bringen. Er hörte, daß Monberg noch in der Nacht abgereist sei, und erschrak vor Schrecken, als er seinen

Mantelsack von allem Golde und allen Pretiosen beraubt sah. In des Boernes wildem Ausbruche nannte er Monberg einen schändlichen Räuber und beschwerte vor dem Unterofficier und den Hauptbedienten den besondern Verlust, welcher ihm durch diesen heissen Diebstahl geworden war. Der Unterofficier, welcher diese Angabe eines Kerkerhundes für eine lügenhafte Prahlerei hielt, auch die besondere Nothung kannte, die der Oberst für Monberg hatte, befahl Philipp mit herrischem Tone und einem pöbelhaften Gluche, unverzüglich zu schweigen, außerdem er ihn für solche lächerliche Grobthunerei und verläumdnerische Erniedrigung eines weichern Mannes schon züchtigen werde. Der Reichere Philipp von Witten, der in der aufgedrungenen Rolle des gemeinen Soldaten Friedrich Koll noch nicht zur klavischen Demuth einzuliegen war, sondern, der verlehrenen Mode und dem hoch geschnittenen Stocke des Corporals gegenüber, nur die Stimme seines Manges und seines mächtig aufgerichteten Charakters hörte, brach gegen den Vorlesenden in schmähende, erniedrigende Worte aus. Rasch bearbeitete nun der Ergrimmete Philipps Rücken. Der Wuth seiner nicht mehr mächtig, sagte dieser dem Corporal bei der Kehle, aber der kolossale Riese schändete den kräftigen Philipp wie ein Kind in eine Ecke, und befahl dem Wirth, auf der Stelle Wahe zu holen. Der guther-

zige Wirth, der die Strafe für Philipps Vergehen gegen seinen Vorgesetzten nach aller ihrer Strenge kannte, bat den Unterofficier mit den beweglichsten Worten um Nachsicht für den jungen Hinkopf und verließ für bewilligte Güte zwei Flaschen des besten Doppelkummels. Auch Philipp war zur Besonnenheit und zur Anerkennung der Strafe gekommen, welche seine subordinationswidrige Handlung zur Folge haben wurde. Er nahm den Unterofficier auf die Seite, zog einen schweren, werthvollen Ring mit Rubin, das einzige Alinea, welches ihm Klenbergs niedrige Raubsucht übrig gelassen hatte, vom Finger, und bot ihm den Corporal. Dort der süße, geistige Doppelkummel, und hier ein glänzender, werthvoller Goldreif! — wie konnte da ein fallendes Herz unbewegt bleiben? Es wurde volle Verzehrung und ewiges Zillschweigen gelobt, und Philipp folgte in der trübsten Stimmung dem Hitz dahin schreitenden Unterofficiere, der den glänzenden Rubin von Zeit zu Zeit im Sonnenscheine schimmern ließ und dann mit freundlichem Grinsen auf die zwei Schnapsflaschen hinblickte, welche der gedemüthigte Freiherr ihm nachtragen mußte.

Das war die angenehme glänzende Eröffnung von Philipps militärischer Laufbahn. Es sollte noch ärger werden. Monberg hatte recht kluger Weise Philipps wahren Namen und die von ihm verübte That gegen Jedermann, selbst gegen den Oberst, verschwiegen, dagegen den angeblichen Friedrich Koll als einen bösen, thörichten, hochmüthigen Menschen nicht nur dem Obersten und den Officieren, sondern auch der gemeinen Mannschaft im geheimen geschildert und im treuerzürstlichen Tone vor dem arglistigen Verräther gewarnt. Als nun Philipp, nach Monbergs Abreise, in die Caserne geführt und dort gleich in eine Corporalschaft der eben aufgestellten Compagnie eingereiht wurde, so betrachteten die Officiere den Fremdling mit harten, verdächtigen Blicken, die Soldaten mit mißtraulichen, und Philipps trogende Haltung, seine verächtliche Miene, sein wildschauendes Auge

Zeigten des durch erlittene Veranlassung und Mißhandlung hoch aufgeregten Gemüthes — waren eben nicht geeignet, die Stimmung der Hohen und Niederen gegen ihn milder und vertrauender zu gestalten.

Daß ein Heer, bestehe es aus Söldlingen und Fremden oder aus Nationalkriegeren; sey es begeistert von dem Durst nach Beute und Ruhm oder von einer großen Idee, eine Maschine sey, darüber war Philipp mit sich ganz im Reinen;

aber daß er selbst auch gar nichts anderes seyn dürfe, als eine belebte Maschine, die keinen eigenen Willen habe, sondern gehen, stehen, sprechen, sich wenden, hungern und dursten und jeder Anstrengung und jeder Entbehrung im demüthigen Schweigen, raschen Gehorsame und freundlicher Miene sich fügen müsse, wie es die Subordination, diese unbedingte Vollstreckung der Befehle der Obern, seyen sie nun aus den Ueberdarnissen des Dienstes oder auch aus harter Willkühr und mißthönder Laune hervorgegangen, von dem Soldaten mit unbeugsamer Strenge fordert, das konnte er lange nicht fassen und lang nicht als gänzelnde Richtschnur seines neuen Lebens sich vorzeichnen. Der Stolz und die Reizen des Universitätslebens, die Macht und die Unbeschränktheit seiner Stellung als Herr reichlicher Befugungen wuchten oft auf in ihm und rissen den Aufgeregten hin zum trotzen Ungehorsam, zur ersten Gegenebe, wenn Rohheit und des Uebermuthes freche Laune den Unglücklichen zu ihrem unmenschlichen Spiele machen wollten. Und dann wurde jederzeit Philipps edler, stolzer Nacken mit riesiger Gewalt in das eiserne, glühende Joch slavischer Unterwerfung gebeugt, und oft stieß Philipps, wenn er, wegen einer Kleinigkeit, oft aus Laune eines tyrannischen Obern, mit wundem Rücken und halbverrenkten Gliedern vom Exercier-

plabe heimkehrte, in dumpfer Verzweiflung die Arme gen Himmel empor und flehte den Schöpfer um schnellen Tod an.

Schon beinahe ein volles Jahr stand Philipp im Regimente, und noch immer ward er nicht zum Unterofficier befördert. Der Hauptmann, ein ausschweifender Mensch, der jeder Schärze nachstrebte und für die Befriedigung seiner sinnlichen Begierden kein Mittel zu niedrig hielt, hatte eines Tages in einem Wäldchen bei Eöslin ein schlafendes Landmädchen überfallen und wollte im Genuße dieses reizenden Geschöpfes seine wilden Luste befriedigen. Das unschuldige, keusche Mädchen rang mit dem Völlustling und schrie mit aller Kraft um Hülfe. Philipp lag nicht fern davon unter einer Eiche im tiefen Sinnen über die Verbesserung seiner so traurigen Verhältnisse. Er hörte die um Hülfe rufende Stimme eines Mädchens; zwischen durch schmeichelnde, drohende Worte aus männlichem Munde. Rasch eilte er dahin, und starrte mit Entsetzen und Abscheu zurück, als er seinen Hauptmann mit einer jungen, blühenden Landdiene ringen und die Ermattete, eines Widerstandes beinahe nicht mehr Mächtige, von dem schamlosen Lustling mit frecher Hand enthüllen sah. Bis ins Innerste empört sprang er hinzu. Die Dirne schlug die nassen, verlöschenden Augen auf, sie sah einen Soldaten,

sie ahnte in ihm ihren Retter, und die Nähe ihrer Rettung gab ihr neuen Muth und neue Kraft zum Widerstande. Glühend vor Born über Philipps störende Annäherung, und hingerissen von der wildesten Sinnenlust befahl er Philipp mit gebieterischem Troge, die Hände der Sträubenden zu ergreifen und sie zur Ergebung zu bändigen. Diese unmenschliche Frechheit entflammte den tugendhaften, keuschen Philipp bis zur unbegreiflichsten Wuth. Mit gewaltiger Faust packte er den Hauptmann an der Brust und schleuderte ihn in das Gebüsch, hob die Diene vom Boden auf, warf einen brennenden Blick der tiefsten Verachtung auf den erbleichten Sünder und führte die Zitternde fort. Als er sie weit genug von ihrem Verderber entfernt hatte, eilte er in die Caserne, übergab seinen Säbel dem Feldwebel, verlangte, auf die Stockwache geführt zu werden, und bat um ein Verhör.

Der Feldwebel, ein muthvoller Soldat, ein recht wackerer Mann, der Einziae, welcher den gedrückten, verfolgten, verhöhnten Philipp mit liebevoller Güte behandelte, und ihn oft gegen rohe und ungerechte Willkühr schützte, er sah aus des jungen Mannes heftiger Bewegung, daß hier etwas Wichtiges vorgefallen sey. Er führte ihn, statt nach der Stockwache auf sein einsames Zimmer und drang nun in den feinkühn Schwe

ganden, die Beweggründe zur Forderung der Verhaftung und des Verhörs mit treuer Wahrheit ihm zu vertrauen. Philipp erzählte die Begebenheit. Der Feldwebel hieß ihn auf diesem Zimmer bleiben, ging dann in das Quartier des Hauptmanns und harrete auf dessen Rückkunft. Der wilde Blick, die dunkle Gluth des Zornes in den verstörten Gesichtszügen und der barsche Ton, womit der rückkehrende Hauptmann ihn um sein ungesodertes Kommen fragte, bekräftigten zu Genüge die Wahrheit von Philipps Aussage. Der Feldwebel meldete dem Hauptmann, daß der Soldat Heinrich Koll seinen Säbel abgethan, und um Verhaftung, zugleich aber auch um Rath gebeten habe. Der Hauptmann erblaskte; er kannte die Treue des Thiersen gegen Verbrechen dieser Art. Und als ihm nun der Feldwebel unumwunden gestand, daß er um das Geschehene wisse, und, durch seinen bewahrten Muth, seine strenge Pfllichterfüllung und seine starre Rechtlichkeit selbst von dem hochmüthigen, herrschsüchtigen Hauptmann im Stillen gestärket, nun kräftige Worte über diese Handlung und die Folgen eines Verhörs in furchtloser, entzweischneider Haltung sprach, da fand sich der Hauptmann bewegen, dem Feldwebel recht freundliche Worte zu Philipps Beschwichtigung zu sagen, und für selben ihm ein Geschenk von einigen Ducaten zu

geben. Philipp wies das Geld zurück, aber er schwieg. Von diesem Augenblicke an wurde der Soldat Friedrich Koll von seinem Hauptmann mit freundlicher Güte behandelt, selbst öfters in den Compagniebefehlen gerühmt, aber er blieb immer gemeiner Soldat, denn der schlechttherzige Hauptmann haßte Philipp im Innersten seiner schwarzen Seele mit der Fülle des heißesten Hasses, und er suchte nur Gelegenheit, sich für gestörte Wollust und erlittene Erniedrigung genügend zu rächen.

Die Compagnie hatte im Feuer abgeübt und damit für dieses Jahr die Uebungen geschlossen. Sich auszeichnend durch die schönste Haltung, die gewandteste Ausführung der Bewegungen und durch das mit der größten Raschheit nur zu Einem Tone gewordene Feuern bei der Generalsalve wurde sie von dem freudigen Oberst für drei Tage mit doppelter Löhnung beschenkt.

Schon lange war Philipp in kein Gasthaus gegangen, da ihm deren Besuch seine beschränkte Lage nur höchst selten gestattete. Heute wollte er sich auch mit einem Labetrunk gütlich thun, und suchte eines der unbelebtesten Gasthäuser, da ihm jedes geräuschvolle Treiben anwiderete. Er

ang in das Wirthshaus zur goldnen Krone, in dessen Bechflube er niemand als einen reisenden Krämer und den Wirth fand.

Der gesprächige Krämer erzählte gar viele Neuigkeiten aus den fremden Ländern, welche er seit mehreren Monaten mit seinem Tragekasten durchzogen hatte. Schon hatte er zu erzählen aufgehört und schickte sich bereits an, einen Gang durch die Stadt mit seinen Waaren zu machen, als er sich noch einer jüngst erlebten Begebenheit erinnerte, die er eben so merkwürdig als rührend nannte. —

„Ich wanderte,“ — so erzählte der Krämer mit der schönen Bewegung eines sühlenden Herzens — „an einem Vornittage mit meinem Tragekasten im Städtchen Leffewitz umher, als auf dem Marktplatze Trompetentöne erschollen. Das Volk strömte lustig dahin, und ich eilte auch mit. Da sah ich zwei Trompeter, einen stämmigen Herrn mit einem Degen an der Seite und viele ansehnliche Personen zu Pferde, hinter diesen eine Kutsche mit einem prachtvollen Postwagen, in welcher ein alter Herr und eine Dame saßen. Jetzt bliesen die Trompeter neuerdings, der stattliche Mann gabet Stille, zog den Hut und las nun aus einer großen Schrift heraus, und zwar im Namen der hohen Landesregierung, zug der Freiheit Philipp von — nun weiß ich

nicht mehr, ob er ihn Welken, oder Willen, oder Wulken nannte — des beschuldigten Mordes, o selber an dem Fräulein — den Namen habe ich vergessen — begangen haben soll, gänzlich als unschuldig erkannt, der wirkliche Mörder bereits entdeckt geworden sey, und hiemit die volle Unschuld des Bezüchtigten auf landesherrlichen Befehl in den Städten und Märkten durch eine oberkeitliche Person bekannt gemacht und in allen Kirchen von den Geistlichen diese Unschuldserklärung auf der Kanzel abgelesen werden müsse. Alles Volk rief dem Landesherrn und dem hohen Gerichte ein freudiges Lebehoch, aber kein Auge blieb trocken beim Anblicke des alten Herrn, der in der prächtigen Kutsche saß. Es war der Vater des als unschuldig Erklärten. Der Greis weinte vor Freude über die Ehrenrettung seines Sohnes und vor Schmerz über dessen Entfernung, vor Kummer und Sorge um ihn, da er seit jenem Unglückstage verschwunden war. Alles jauchzte dem alten Herrn zu. Er konnte vor Schluchzen nicht danken. Die Dame an seiner Seite weinte auch, und warf aus einem Sack, den sie auf ihrem Schooße hatte, kleine Münze unter die Armen aus. Der Zug ging unter lustigem Trompetengeschmetter und dem frehen Jauchzen der Leute durch alle Straßen von ganz Treßewig, und mich alten Keil rührte diese Scene so sehr,

daß ich mit nassen Augen immerfort den Zug begleitete und nicht satt werden konnte, diese Unschuldserklärung zu hören.“ —

„Alle Wetter, Freund Kippacher,“ — rief der Wirth mit funkenden Augen und schwang die Mütze, — „Ihr habt mir da eine Kunde gebracht, die mein altes Herz bis in seine tiefste Tiefe erseut, und mein Vertrauen auf die Grundsichtigkeit der frommen Behauptung, daß Gott den Unschuldigen wohl sinken, aber nie untergehen läßt, wieder neuerdings recht frisch und lebendig macht. Aber wo der arme Mensch wohl seyn mag, wie es ihm ergeht, ob er nun auch Nachricht erhalten wird, daß die milde, gerechte Vorsehung seine Unschuld an das klare Licht gebracht und ihm nun eine sichere Rückkehr in die Heimath und in das Vaterhaus bereitet hat!“

„Da habt Ihr, trauter Welten, mich noch an etwas Wichtiges erinnert, nämlich, Euch zu sagen, daß die Unschuld des jungen Barons auch in den Zeitungen bekannt gemacht und er darin von seinem Vater zur schleunigen Angabe seines Aufenthalts aufgefordert wurde, um ihm sogleich Reisegeelder zu senden und jede mögliche Unterstützung zu verschaffen. Ich habe solch eine Aufforderung schon zweimal auf meinem Wege dither gelesen, zu Graftenrode, wie auch zu Eppenstein, und es werden ja auch hier in Cölin so viele

öffentliche Blätter gehalten, wo gewiß in einem derselben die Sache steht.“ —

Jetzt vermochte Philipp nicht länger sein Schweigen und seine Bewegungen zu beherrschen. Er trat von seinem einsamen Tischchen auf den Krämer zu, faßte seine Hand, dankte ihm mit Thränen einer unendlichen Freude für die so wichtige, so beglückende Nachricht, und entdeckte dem Staunenden, daß er der nämliche Freiherr Philipp von Willen sey, dessen Unschuld öffentlich verkündigt geworden. Der Krämer und der Wirth sahen sich mit ungewissen Blicken an, die so manchen Zweifel an der Wahrheit der Mittheilung des Soldaten aussprachen. Als aber dieser die Gestalt seines Vaters und die der neben ihm sitzenden Dame, seiner Stiefmutter, sehr genau angab, auch so die Livree der Dienerschaft, und als er jetzt alles, was ihm seit dem verhängnißvollen Augenblicke, wo er, in seiner Stiefmutter und Stroms Gegenwart, mit Stephanien brach, bis zu dieser Stunde begegnet war, offen und treu erzählte, da betrachteten ihn die beiden Männer mit Blicken voll Staunen, Freude und Bewunderung, der Wirth sah in ihm nicht mehr den gemeinen Soldaten, sondern nur den reichen mächtigen Gutsbesitzer, und, die Mühe rasch in eine Ecke werfend, erbat er sich nun unter den ehrfurchtsvollsten Verbeugungen das hohe Glück, daß

Seiner hochseiherrlichen Gnaden nun geruhen wolle, statt des bisher genossenen Dünablers eine Flasche alten Rheinwein zu trinken und etwas kalte Küche zu sich zu nehmen.

Der geschäftige Wirth war aus der Stube, ehe Philipp, der jetzt zu sehr in seinem Innersten bewegt war, um nach Trank und Speise zu gestatten, diese Anträge dankend zurückweisen konnte, und in wenigen Augenblicken war ein Tischchen mit Wein und Speisen besetzt. Der Krämer erlaubte sich die Meinung, daß der Herr Baron nun unverzüglich dem Compagnie-Commandanten Hoch-Dero wahren Namen und Stand entdecken, den Abschied nehmen und auf die Güter zurückkehren werde. Auch der Wirth wagte es, dieser unmaßgeblichen Meinung sich anzuschließen, und erbot sich mit demüthiger Bereitwilligkeit zu allen möglichen Diensten.

Philipp überfah keinesweges die großen Schwierigkeiten, welche seinem Austritte aus dem Militärverbande sehr hemmend entgegenreten würden. Es war eine sehr drückende, ja sehr grausame Zeit für den Ausländer, der, durch Zwang, oder aus eigenem Antriebe, in preussische Dienste gerathen war. Entsprech ein solcher durch körperliche Schönheit und geistige Vorzüge, wie auch durch Erfüllung seiner Dienstpflichten den Anforderungen seines Chefs, so durfte er sich, so lange

Gesundheit und Kraft in ihm waren, keiner Hoffnung auf zu bewilligenden Austritt aus dem Militär hingeben. Man verletzete die Rechte der Völker und der Menschheit, man ließ die härteste Gewalt und den kraßesten Despotismus gegen die Unglücklichen los, die es wagen wollten, freie Menschen zu seyn, und die glühenden Ketten eines verhaßten Standes von sich zu schütteln. Dieß alles wußte Philipp, und er ging nun mit sich selbst zu Rathe, was jetzt am klügsten zu thun sey und am sichersten zum Ziele führe.

Der Krämer erbot sich, mit Philipp zu dem Obersten, Grafen von Schurf, zu gehen und vor selben die zu Treßerwitz geschehene öffentliche Ausweisung zu beschwören. Der Wirth hatte bereits vom nächsten Kaffeehause das öffentliche Blatt herbeigeholt, welches Philipps Unschuld verkündigte, und das dieser unter stürmenden Freudenthränen und den süßesten Gefühlen unzählige Mal las. Er entschloß sich, noch in dieser Stunde alles zu thun, was seine Rückkehr ins Vaterland befördern könne.

Philipp ging geradezu in die Wohnung seines Obersten, und ließ um ein geheimes Gehör bitten. Aus reiner Nächstenliebe, hier als Zeuge für die Wahrheit der Sache sprechen zu können, war der Krämer mit ihm gegangen, und harrete im Thorwege, bis man seiner bedürfte. Der

Oberst war für die angesehensten Staatsdiener oft Tage lang nicht zu sprechen, aber jeder Gemeine seiner Leibcompagnie erhielt auf der Stelle Zutritt. So wurde auch Philipp unverzüglich vorgelassen, und mit freundlichem Lächeln und ermunternder Herablassung zum offenen Vortrag aufgemuntert. Philipp nannte nun seinen wahren Namen und erzählte in gedrängter Kürze seine Schicksale von der zartesten Jugend an bis zu diesem Augenblicke. Am Schlusse der Erzählung überreichte er das Zeitungsblatt und bat um die Bewilligung zur Rückkehr ins Vaterland.

Je länger die Erzählung währte, desto krauszer wurde des Obersten Stimm, desto wilder rollte sein Auge und desto zornender blickte er auf den Erzähler. Hestig schritt er im Gemache auf und nieder; jetzt schellte er. Der Ordonanzcorporal trat ein und erhielt Befehl, Philipp den Säbel abzunehmen und ihn auf die Stockwache zu führen. Der Jäger des Obersten mußte schleunigst den Hauptmann und die Officiere der Leibcompagnie herbeirufen. Bei Philipps Abreise auch für sich Nichts Gutes erwartend, machte sich der Krämer mit eilfertigen Schritten aus dem Staube.

Unruhig und Schlimmes ahnend saß Philipp auf der Stockwache. Jetzt rasselten im Casernenhofe die Trommeln, die Compagnie wurde aufgestellt und Philipp, von Wache umgeben, vor selbe

geführt. Der Hauptmann eröffnete der Compagnie, daß der Soldat Friedrich Röll des Verbrechens sich schuldig gemacht habe, sich vor dem Herrn Obersten, Grafen von Schurf, als ein Edelmann aus badischem Lande lügenhafter Weise anzugeben, und seine Entlassung vom Militär mit frechem Uebermuth zu fordern. Es habe daher der Herr Oberst ein Kriegsgericht zusammen berufen, und dieses dahin erkannt, daß der Soldat Friedrich Röll wegen schwerer Verletzung der seinem Chef schuldigen Subordination und Ehrfurcht durch lügenvolle Angabe und freches Benehmen mit fünfzig Stockschlägen und einem dreimonatlichen Arreste im unterirdischen Gefängnisse zu bestrafen sey.

Mit unmenschlicher Grausamkeit wurde die gräßliche Strafe an dem armen, unschuldigen Philipp unverzüglich vollzogen, ohne seine Angabe der mindesten Prüfung, die Vorlage des öffentlichen Blattes, seine Verurtheilung auf den Krämer der geringsten Beachtung gewürdigt zu haben. Man schleppte den Bewußtlosen in den tiefen, dumpfen, nächtlich dunkeln Keller und warf ihn auf eine faulende Strohschütte hin.

Es war zwischen Philipp und dem Wirth zur goldnen Krone die Abrede genommen worden, daß, sobald Philipp aus dem Militärverbande trete, er gleich in diesem Gasthause Wohnung nehme, wo ihm der Wirth gleich anständige Kleidungsstücke verschaffe, und ihn dann mit seinen flüchtigen Hülfen geradezu bis Kobenzfeld fahre; jedoch soll über die ganze Sache bis zu deren glücklicher Vollendung ein tiefes Stillschweigen beobachtet werden.

Aber der dicke, freundliche, plauderhafte Wirth zur goldnen Krone hielt nicht reinen Mund. Im Kaffeehause, wo er das Leitungsblatt geholt hatte, zu seinen eigenen Gästen und zu allen Nachbarn in der ganzen Gasse sprach er mit wichtiger Miene von dem Wechsel des Schicksals, wie oft der Schein trüge, daß ein unbedeutender, gemeiner Soldat plötzlich aus seiner niedrigen Rolle sich herauswickle und als reicher Cavalier vor die glänzende Welt trete, und dergleichen mehr. Dabei gab er bedeutende Winke auf den Artikel 13 des Zulbaischen Postreiters, auch auf No. 75, das unpartheiischen Hamburger Correspondenten, sprach sehr mystisch über den Aufenthalt des in jenen Blättern Bezeichneten innerhalb der Mauern von Göttingen und über gar wunderbare Sachen, die man vielleicht schon am nächsten Morgen erzählen werde. Man fragte, man riß sich um

diese Zeitungen, die große Bechslube in der goldenen Krone faßte an diesem Abend die Menge der Gäste nicht, und der Wirth, überseht, daß er ein Geheimniß in seinem verschwiegenen Busen bewahre, nach dessen Enthüllung halb Cöstin mit der rashesten Neugierde strebe, sprach so eifrig der Flasche zu, bis er, trunken von Wein und Freude, einem seiner Gäste, dem geschwägigsten aller Schneider, sein Geheimniß, auf das feierlich erhaltene Gelübde des tiefften Stillschweigens, vertraute. Es war nun keine Stunde mehr vorüber gegangen, so wußte die ganze Stadt, daß der gemeine Soldat Friedrich Koll, der in den öffentlichen Blättern als unschuldig erklärte und zur Rückkehr in die Heimath aufgerufene Freiherr Philipp von Willen sey.

Es gab Neugierige, die am andern Morgen schon vor der Thoröffnung an der Caserne standen, um diesen merkwürdigen Soldaten zu sehen. Aber statt des ersuchten Soldaten sahen sie nur gegenseitig lange Gesichter, als der Corporal, der das Casernenthor öffnete, auf die freundliche, durch ein kleines Geschenk unterstützte Bitte, um seine Mitwirkung, ihnen den Anblick dieses Wundermannes zu verschaffen, mit höhnischem Lachen die überraschende Versicherung gab, daß der Soldat Friedrich Koll ein frecher Betrüger sey, für seine lägenhafte Angabe eine tüchtige Tracht Prügel und eine höchst undequeme Wohnung im

Wasserloche, dem grauenvollsten aller Casernengelängnisse, auf längere Zeit erhalten habe. Der Wirth zur goldenen Krone sah beinahe alle seine gestrigen Gäste schon zur ungewohnten Frühstunde in seiner Gaststube, doch Niemand war gekommen, um zu zechen, sondern nur, um dem Staunenden und tief Betrübten die härtesten Vorwürfe über seine Frechheit, in hoch ansehnliches Publikum zum Besitzen gehabt zu haben, mit großer Erbitterung zu machen. Nur eine rasche Flucht rettete ihn vor den drohenden Häuften der zürnenden Grobschmiede und anderer Zunftgenossen.

Aber unter den Wälen, welche von der Umgestaltung des gemeinen Soldaten in einem Freiherrn geübt hatten, war ein Mann, der, nicht wie die übrigen, die Mittheilung des Wirthes für ein leeres Märchen hielt, sondern die Wahrheit der Sache, aber tief verborgen, und mit einem dichten Schleier absichtlich umhüllt, aus guten Gründen vermuthete. Dieser Mann, der Advokat Poel, ein kenntnißvoller, höchst rechtlicher Geist, hatte in seinem langen, wirkungsvollen und ereignisreichen Geschäftsleben, schon so viele und gewichtige Erfahrungen über die verbrecherischen Umtriebe und gewalthätigen Maßregeln, welche in jenen Zeiten roher Willkühr von so manchem Regimentschef gegen Ausländer angewandt wurden,

gemacht, daß er in sich die Ueberzeugung fühlte dieser Soldat sey wirklich derjenige, für welchen er sich sowohl in der goldenen Krone als vor seinem Obersten erklärt habe. Pork war zu klug, um in dieser Sache gleich rasche, auffallende Schritte zu machen, so sehr ihn sein Herz aufreizte, dem unglücklichen Opfer gewissentloser Selbstsucht zum raschen Retter zu werden. Er kannte die Bestechbarkeit des Profosen, und da dessen Schwester Porks Klientin in einer wichtigen Erbschaftsache war, so mußte diese mit ihrem Bruder in geheim, von einem Goldstück unterstützte Umtauschhandlung treten. Schon am andern Tage schlüß der Priester der Themis, durch Mantel und Miße zum Soldaten umgewandelt, an der Seite des Profosen bei eingebrochenem Abenddunkel an der Casernenwache unbeachtet vorüber, und in Philipps Gefängniß. Der für jede gute Sache von jugendlichem Feuer begeisterte Pork scheute nicht eine volle Nacht in dieser triefenden, verpesteten Hölle zuzubringen, um Alles zu erschöpfen, was ihm zur Rettung des Unglücklichen frommen konnte. Er hatte ein Paar Flaschen Wein, kalten Braten und Gebäck unter seinem Mantel mitgebracht, sich und seinen Kerkergenossen zu laben. Erst nach der Tagesreueille wanderte er in seiner Verummung glücklich wieder aus der Caserne und konnte sich nicht einen Augenblick Ruhe, bis sein

Brief an den alten Herrern von Witten nach
Nobensfeld abzugeben war.

Neinade drei Monate waren verübergangan,
und noch keine Nachrichten aus Nobensfeld
eingelaufen. Porks Glaube an die Wahrheit der
Ansfage feines Schützlings fing an zu wanken und,
wegen zu ftrenger Redlichkeit bei Ueberrnahme von
Prozeffen, und aus großmüthigen Gefinnungen
gegen dürftige Partheien felbft in befchränkten
Verhältniffen, dachte er mit Kummer an die bes
deutende Summe, welche er bisher für Philipps
ante Belöftigung und forgliche Pflege dem Pro-
fessen heimlich zugeftellt hatte, und wovon der
größte Theil von ihm felbft ausgeborgt war.

Auch Philipp verzweifelte in feinem grauen-
vollen Gefängniße. Er befchoß zu fliehen. Lift
oder Gewalt follten ihm die Mittel zur Flucht bies
ten. Als der Abend einbrach, war der Plan zur
Flucht geordnet und deffen rafche Ausführung uns
erfchütterlich befchloffen. Der Profos kam mit
Wein und Nachtessen. Arglos fezte er fich auf
die Kerkerfchwelle, der gewöhnlichen Theilung der
Weinflafche gewärtig. Philipp ließ, wie durch
Anfall, ein Stück Geld, welches Pork ihm vor
einigen Tagen gefandt hatte, aus der Hand gleh-

ten. Dienstfertig bückte sich der Profos. In diesem Augenblicke faßte ihn Philipp an der Kehle, drückte sie ihm zu, und schwor, ihn zu erwürgen, wenn er nur das mindeste Geräusch mache und nicht stracks seinem Befehle gehorche. Bitternd schwieg der selige Profos. Philipp, der, wie jeder Militärgefangene, nur Hemd und Unterbeinkleider trug, befahl nun dem Profosen, sich anzuziehen, kleidete sich in dessen vollen Anzug, sprang aus dem Kerker, verschloß ihn von außen und kam glücklich aus der Caserne und aus der Stadt.

Noch kaum eine halbe Stunde auf einem Seitenwege fortgeritten, hörte er schon die Lärmkannonen auf Cöslins Wällen donnern. Mit dem heftigsten Erschrecken sah er nun, daß seine Flucht bereits verrathen sey, und machte sich die bittersten Vorwürfe, den Profosen nicht gebunden, ihm nicht den Mund verstopft, und so die Entdeckung seiner Flucht wenigstens bis zum anbrechenden Tag hingehalten zu haben. Bald hörte er, von Cöslin her, die Hufschläge galoppirender Pferde. Es waren die verfolgenden Husaren. Mit Mühe entfloß er den Nachsehenden über sumpfigen Grund in den nahen Wald. Diesen so schnell als möglich zu durchwandern und von Wald zu Wald zu fliehen, gebot ihm die Klugheit. Aber die Nacht war sehr dunkel hereingebrochen, bald hatte Phi-

Philipp sich verirrt, und als er beim Aufstehen der Morgenröthe endlich einen gebahnten Weg und bald den Ausgang des Forstes erreicht hatte, sah er sich plötzlich von vier bewaffneten Wauern umringt, welche, von den Husaren gegen den Deserteur aufgeboten, bisher auf Wache beordert waren.

Philipp wurde nach Cöslin zurück gebracht. Die über ihn verhängte Untersuchung währte nicht lange. Der Unglückliche wurde zum Tode des Erschießens verurtheilt. Nicht aus dem schönen Gefühle der Menschlichkeit, sondern weil Philipp durch seinen hohen, schlanken, kräftigen Wuchs und seine ausgezeichnete Geschicklichkeit in der Schreibstube, wie auf dem Exercitplatz, eine Bierde der Leibkompanie war, verwandelte der Oberst Graf Schurf die Todesstrafe in zwölfmaliges Gassenlaufen durch 400 Mann.

Ohne Bewußtseyn, mit dem Tode ringend wurde der Zerfleischte in das Militärspital getragen.

Zwei Tage und zwei Nächte lag Philipp unter der Behandlung der Aerzte, und seine Sinne waren noch nicht wiedergekehrt. Nur ein kaum fühlbarer Pulschlag verrieth den allmählichen Lebensfunken. In der dritten Nacht begann das

schleichende Blut zu rollen und die lebensmüde Brust sich zu heben.

Philipp schlug die Augen auf. Der gräßliche Schmerz des von den Ruthenhieben bis auf das Gebeine zerrissenen Rückens erzwang seinen bleichen, brennenden Lippen das Wimmern der heftigsten Leiden; aber dieses Wimmern verstummte, als jetzt eine Hand sanft die seinige faßte, ihn mit den sanftesten Worten der Liebe tröstete und er, beim Scheine der Nachlampe, in der sanften, tröstenden Gestalt seinen Vater erkannte. Die wennevolle Ueberraschung lähmte seine Lunge, und ließ ihn jeden Schmerz vergessen. Er hatte nur Thränen und zitternde Arme, die er dem weinenden Vater entgegen streckte und an das, in aller Wärme der kindlichen Liebe schlagende Herz drückte. Auf den Ruf des Krankenwärters eilte ein Arzt herbei, der ihm stärkende Tropfen gab. Aber kräftiger als jede Arznei wirkte auf seinen Körper, wie auf seine Seele die feierliche Versicherung seines Vaters und des Arztes, daß er von seinem Militärstande laut speciellen Befehle des Königs gänzlich frei und die Rückkehr nach Heidenfeld auf den Tag seiner hergestellten Gesundheit bereits festgesetzt sei. Und als in früher Morgenstunde der Regimentsadjutant an sein Bett trat, und ihm seinen Abschied mit der Erhebung zum Hauptmann außer Dienst überreichte, da erlag der

Glückliche beinahe seinen Gefühlen, und sein Herz schlug in einem unermessbaren Entzücken, und es hatte nur Raum für die Freude, Liebe und Dankbarkeit, aber keinen für die Erinnerung an so viele Leiden und an seiner Qualer Härte und Grausamkeit.

Der Advokat Port hatte an den alten Herrn von Witten alles geschrieben, was dem unglücklichen Philipp von dem Augenblicke seiner irdischen, unmännlichen Flucht aus Mönchhof bis zu dessen grausamer Strafe und Enterbung bezeichnet war. Vater Pöhlken erinnerte eben unter von glühenden Schmerzen der Nacht, als Ports Brief in Koblenz ankam. Noch in der nämlichen Stunde mußte der Gerichtshalter um Philipps Entlassung an den Obersten Graf Schurf und an Port um dessen kräftigste Unterstützung schreiben. Dem Briefe an Port war ein reicher Wechsel beigeschlossen, und ein Brief an Philipp, worin sein Vater, welcher für Philipps Befreiung und dem Mittelstande bei den Verhältnissen seiner entdeckten Unschuld und seiner adeligen Würde, keine Möglichkeit von Hindernissen sah, ihn unter den Annehmlichkeiten der zärtlichsten Liebe zur bequemsten Hülfe nahm. Es kamen

diese Briefe in Cöslin nicht an; Perle schrieb noch einmal, und nun warf sich der alte Willen, nicht achtend seiner gichtischen Leiden, in die Postschafse und eilte nach Berlin. Er hatte das Glück, schon am ersten Tage nach seiner Ankunft Audienz bei Friedrich, und diesen so gnädig zu finden, daß er noch vor seinem Austritte aus dem königlichen Palais einen Befehl an den Obersten Grafen von Schurf zu Philipps unverzüglichster Entlassung aus dem Regimente erhielt. Wäre der alte Willen nicht durch Mangel an körperlichen Kräften gezwungen worden, zwei Tage in Berlin zu seiner Erholung zu weilen, so wäre er noch vor Philipps gräßlicher Strafe in Cöslin angekommen, und seine Ankunft würde den unglücklichen Sohn dieser barbarischen Handlung entrißen haben.

Wald war Philipps wund'r Rücken geheilt. Die Freude und die schönen Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft hatten auf die schnelle Heilung wohlthätig eingewirkt. Der wackere Wirth zur goldenen Krone wurde dankbar belohnt, auch bei ihm für den räthelich zusprechenden Krämer ein reiches Geschenk niedergelegt, da, ohne dessen Erzählung, vielleicht Jahre hingegangen wären, bis sich Philipps Lage umgestaltet hätte. Der genügt.

same, eliasche Advokat Poik erschrak über die Summe, welche der alte, großmüthige Wilken ihm, dem so treuen, regen Freunde seines armen, verlassen Sohnes im blanken Golde übergab. Auch der wackere Feldwebel blieb nicht unbegabt, und die Mannschaft der Compagnie erhielt einige frohe Tage. Philipp blieb im Militärspitale bis zu seiner Abreise. Gleich nach der Ankunft seines Vaters hatte man ihm ein eigenes, anständig eingerichtetes, die reizendste Aussicht gewährendes Gemach eingeräumt, wo er, im Genuße jeder Pflege und Bequemlichkeit, sich so sehr gefiel, daß er es nicht verließ, bis er in den Wagen stieg.

Es hatte sich seit der Ankunft des alten Wilken bei seinem Sohne gar so sonderbar ereignet, daß dieser noch nicht nach den Umständen der Entdeckung seiner Unschuld an Stephanians Ermordung forschte. Es gab immer hindernde oder zerstreuende Einnemengungen. Jetzt im Wagen, kaum aus Cöelins-Thoren gerollt, drang Philipp in seinen Vater mit fürbissiger Bitte, ihm nun genau und umfassend die Geschichte jenes so lange dunklen Mordes ihm mitzutheilen. Der Vater erzählte:

„Daß Stephanie und Errom in dem aller- vertrautesten Verhältnisse lebten, hast du durch des treuen Rudolphi's geheime Entdeckungen erfahren, aber für Rudolph und für dich blieb Ste-

phaniens Schwangerschaft ein Geheimniß, welches die Aerzte bei der Oeffnung des Leichnams entdeckten.“

„Erst einen Tag vor jenem Auftritte zwischen dir und Stephanien hatte diese Strom vertrauet, daß sie sich von ihm Mutter fühle. Da der Tag ihrer Vermählung mit dir schon sehr nahe und ihre Schwangerschaft erst im Beginnen war, so wurden beide dadurch nicht beunruhigt. Nun aber wurde Stephaniens Verbindung mit dir plötzlich vernichtet, und dadurch auch Stroms geheimster Plan, von welchem Niemand die leiseste Ahnung hatte.“

„Es wurde nämlich Strom von der Postverwalterswitwe zu Schönau unaussprechlich geliebt. Auch er liebte das junge, feurige, wirklich sehr schöne Weib, wie ein so tugendloser, sinnlicher Mensch lieben kann. Die Witwe hatte ein schönes Haus in Schönau, ein bedeutendes, sicher angelegtes Kapital und einen Rhein in der Hauptstadt, durch dessen gewichtigen Einfluß seiner Nichter künftiger Gatte einer gehaltvollen Bedienung entgegensehen durfte. Ist auch der Koblenfeld und Schönau trennende Raum nur einige Stunden betragend, und mangelte es auch nicht im Städtchen an Gelegenheit, die Koblenfelder Neuigkeiten, Klatschereien und öffentlichen Geheimnisse täglich zu erfahren, so ruhte doch auf

Stephaniens und Stroms vertrautestem Verhältnisse immer der dichteste Schleier, und Strom benahm sich bei allen seinen heimlichen Ausschweifungen so klug und vorsichtig, daß die getäuschte Wittve in ihrem Geliebten nur die verwickelte Treue und Herzenstrennung sah.“

„Der seine Besessung war fest entschlossen, mit Stephanien, sobald sie seine Frau geworden wäre, in der allerheimlichsten Intimität fortzuleben, von der sinnlichen Verschwendung große Summen zu ziehen, und dann, so nach einigen Jahren, diese reiche Beute und seine verbrecherische Hand der Verwalterswitwe darzureichen, um mächtigen Theil eine bedeutende Ausstattung zu erheischen und die Früchte eines Lebens voll Trug und Entweihung in süßer Ruhe zu genießen. Das in allen seinen Zügen und Formen trefflich aufgeführte Gebäude einer angenehmen, viele Genuße bietenden Zukunft wurde durch deinen Rücktritt von der Verbindung mit Stephanien wie durch einen Lauberschlag vernichtet. Es schwand nicht nur jede Hoffnung auf die Verräuberung deiner Casse durch die Hand eines lasterhaften, verbuhlten Gatten, sondern es drohte die verderbende Gefahr, daß die schwangere Stephanie, keines elannen Vermögens mächtig, Ansprüche an Strom werben geltend machen, daß Stephanien's Zustand und diese Ansprüche, bald zur allgemeinen Kunde werdend,

ihm die Hand der Postverwalterswittve und mit ihr ein Leben voll froher, ungetrübter Tage entreißen müssen. Der entsetzliche Bösewicht beschloß Stephaniens Tod, um dieses furchtbare Hinderniß seiner Verbindung mit der Wittve aus dem Wege zu räumen.“

„Nächtlicher Weile unbemerkt in Stephaniens Gemach zu gelangen, war eine Aufgabe, die er seit seinem geheimen Einverständnisse mit ihr sehr oft und jederzeit glücklich gelöst hatte. Um seinen Mordplan auszuführen, galt es nun, daß er noch Stephanien allein in ihrem Gemache treffen könne, ehe er, von mir aus Nebensfeld verwiesen, auf immer scheiden müsse. Und diese geheime Zusammenkunft mit Stephanien auf ihrem Gemache mußte, des Mordes willen, bei Nacht Statt haben. — Strom schlich an Stephaniens Gemach vorüber, durch leises Husten seine Nähe verrathend. Jetzt öffnete sich die Thüre, Stephanie, geisterbleich, heftig zitternd, stürzte aus dem Gemache in seine Arme und flüsterte ihm das heiße Gelingen zu, diese Nacht zu ihr zu kommen, um sich über die Zukunft zu berathen. Das Lamm hatte den Tiger zu sich geladen. Der Mörder jauchzte im Stillen seiner blutigen That entgegen.“

„Du wirst dich erinnern, daß Strom, als er seine schriftliche Entlassung und die halbjährige Besoldung durch den Gerichtshalter erhielt, unver-

giglich seine Sachen packte, seinen Koffer durch einen Tagelöhner nach Schönau sandte und das Schloß verließ. Er folgte nicht seinem Gepäck, sondern barg sich im nahen Mülkerholze, um nach eingebrochener Nacht auf dem schon öfters betretenen Wege, nämlich am Weingeländer hinan, in Stephaniens Schlafzimmer zu gelangen. Erst in seinem Verstecke bemerkte er mit Schrecken, daß er in der Eile und Hast die den Oberrock von sehr lichter Farbe, welchen er am Morgen trug, nicht mit einem dunkeln Kleide vertauscht, und daher zu besorgen hatte, in dem lichten, durch die Dunkelheit der Nacht weithin schimmernden Kleide von dem Nachtwächter oder sonst Jemand bemerkt und erkannt zu werden. Plötzlich erinnerte sich der Bösewicht, daß sein Rusbolp gewohnt sey, seinen Anzug für den künftigen Tag, wie auch die Leibwäsche, sobald du zur Ruhe gegangen bist, auf dem Tischehen vor deinem Schlafgemache in Ordnung zu legen. Strom hatte einen Nachschlüssel zur kleinen, rückwärts in den Garten und in den Park führenden Thüre. Deine Kleidung zur Ausführung der Mordthat mit dem feinen zu vertauschen, war er nun fest entschlossen.“

„Unbemerkt kam er an die Hinterthüre, verbarg dort seinen Oberrock, schlich auf Zocken vor dein Zimmer und kleidete sich schnell in deinen

dort für den Gebrauch des folgenden Tages bereit gelegenen Jagdhabit. Beim Sternensichte bemerkte er daneben deine Mütze und ein Taschentuch. Er hatte sich mit einem Stricke versehen, um Stephanien zu erwürgen. Ein höllischer Geist hauchte ihm jetzt den gräßlichen Gedanken ein, das Opfer seines Verbrechens mit deinem Taschentuche zu erwürgen und deine Mütze in ihrem Zimmer liegen zu lassen, um durch diese anklagenden Zeugen deiner Gegenwart auf Stephanien's Gemache den schweren Verdacht der Ermordung auf dich zu wälzen.“

„Der Unmensch — so gestand er selbst in der Folge — umschlang die seiner mit Sehnsucht harrende Stephanie so feurig, und liebteste sie mit einer Härlichkeit, welche die innigste Liebe aussprach. Mit der Sinne höchster Lust schwelgte der unnatürliche Verbrecher in den Armen der Reizenden, und da, als die Sinnliche keines Gedankens und keines Gefühls als das der höchsten Reizung mächtig war, da schlang der Mörder das bereitete Tuch mit rascher Hand um ihren zarten Hals. Die unglückliche vermochte keinen Laut von sich zu geben, aber in der furchtbaren Todesangst, mit der letzten Anstrengung der Verzweiflung griff sie nach ihm und erfaßte einen Knopf der Seitentasche. Der Knopf blieb in der krampfhaft verschlungenen, ihre unnütze Beute

heftig an sich reißen den Hand. Nach wenigen Minuten hatte die Unglückliche ihr Leben verröthelt. Das Taschentuch am Halse der Erwürten noch in einen festen Knoten verschlingend, und die Mütze absichtlich in ihrem Schlafzimmer zurücklassend, eilte Strom sich fort, brachte dein Jagdkleid auf die vorige Stelle, und entfloh so glücklich, daß Niemand ihn bemerkte, weder in Kobensfeld noch in Schönan, wo er seine Geliebte, welche ihn gleich nach Empfang eines Gepäcks schon erwartet hatte, über seine nächtliche Abwesenheit durch recht wohl erfundene Angabe beruhigte.“

„Das Gräßliche war gelungen, Stephanie ermordet, und du als ihr Mörder bezüchtigt. Dein Taschentuch am Halse der Erwürten, der sehr kennbare Knopf deines Jagdrockes in ihrer Hand und deine Mütze auf dem Boden ihres Zimmers waren deutliche, furchtbare Winke über den Mörder, und deine zu rasche, ja, wie du selbst einsehen wirst, zu unbefonnene Flucht, gestalteten den Verdacht zur höchsten Ueberzeugung.“

„Unverhohlen gestehe ich dir, daß auch ich in der Stephanies Mörder glaubte, dein Mörder aus Eifersucht und aus wilder Leidenschaft, die ungesucht und zur vernünftigen Flamme entzündet war durch deine vermutete Ruhe und dein zerstörtes Lebensglück. Denke dich in die Befehle eines Vaters, und das grauenvolle Bild meines Schmer-

ges, meiner Leiden, und auch meiner Empfindung gegen den mordbelasteten Sohn würde in deinem Wachen und in deinen Träumen mit eiskaltem Flügelschlage stieß deine Seele umkreuzt haben, hättest du die blutige That gethan.“

„Aber Gottes ewig weise und ewig gerecht waltende Hand führte die tief verbergene That an das klar beleuchtende Licht. Sie führte den Mörder an die Gränze des Baierslandes. Dort wurde Strom von einem ehemaligen Jäger des Grafen Palm erkannt. Der Jäger wusste um Stroms Veranlassung der gräflichen Casse, um seine Flucht aus dem Gefängnisse, und gerade dieser Jäger, der ein recht ehrlicher Mensch, aber manchmal dem Trunke ergeben und dann ein Verschweiger war, unterlag dem Verdachte, an Stroms Entweichung aus dem Gefängnisse Antheil zu haben, da er bald darauf viel Geld zeigte, dessen Gewinn man einer Bestechung von Strom zuschrieb. Ein sehr geringes Dienstversehen führte seine Entlassung aus den gräflichen Diensten herbei, und ihn aus einem sehr angenehmen Leben in drückende Verhältnisse.“

„Jetzt sah der Jäger diesen Strom, der Schönauf und die, durch den unglücklichen Ausgang eines Processes verarmte Postverwalterswitwe verlassen hatte, in einem Gränzorte bei einer wandernden Schauspielergesellschaft. Strom in Haft zu bringen, ihn an den Grafen Palm ab-

besern zu lassen, und durch die sich nun ergebende Entdeckung seiner Unschuld an jener Einwickelung des Gefangenen seine vorige gute Stelle wieder zu erhalten, war der Gedanke, der den Jäger rastlos beschäftigte. Er durfte sich Strom nicht zeigen. Ihn in diesem keine Erinnerung an jenes Verbrechen und keine Furcht vor Haft oder Verfolgung zu erregen. Auch würde Stroms Verhaftung in diesem Lande, welches mit dem Nachbarstaate Italien keinesweges in freundschaftlicher Berührung stand, nicht ohne große Bemühung zu Stande gekommen seyn. Strom mußte über die Gränze gelockt werden, und dichter gelang dem schlauen Jäger durch Hüffe eines vertrauten Freundes so glücklich, daß Strom schon in den Händen lauernder Ge- richtsdienner war, als er sich noch immer auf fremdem, freiem Boden wohnte."

„In Ketten und unter sicherer Bedeckung, welche der Jäger anführte, wurde Strom an das gräflich Palmische Geiselt abgeliefert und in den nämlichen Kerker gebracht, aus welchem er einst entwichen war. Ein Mörder theilte die grauen- volle Wohnung mit ihm. Der Mörder erkrankte plötzlich nachtllicher Weise und hatte schon nach einer Stunde zu leben aufgehört. Strom war von Jugend auf der furchtsamste Mensch. In einem Gang über den Friedhof, selbst noch im Dämmer- lichte, würde ihn schon im Jünglingsalter, nicht

eine große Summe bewogen haben, und starb jemand in seiner Nähe, so bewirthe er viele Nächte hindurch gute Freunde, selbst Unbekannte, um mit seiner Furcht nicht allein seyn zu dürfen. Strom hörte das Nachzen des Mitgefangenen, sein Stöhnen und Röcheln. Jetzt ein kreischender, gewaltig hervergeschossener Ton und dann Grabesstille. Das war gewiß der Tod, der den Nachbar röcheln und kreischen machte, dachte Strom unter den Qualen einer lähmenden Angst. Da Bitternde tappte sich hin an das Strohlager des Krekerge nossen. Auf eine eiskalte Hand stieß die seinige. Das Mark gefror ihm in den Adern, das Herz drohte still zu stehen unter dem Drucke der entsetzlichsten Angst. Auf schlotternden Füßen schleppte er sich an die Thüre, er saß da daran mit der möglichsten Kraft, er hätte so gern geschrien, wäre ihm nicht die Kehle von der Angst zugeschnürt gewesen. Niemand hörte sein Schlagen aus dem tief und hinter mehreren Thüren des langen, unterirdischen Ganges gelegenen Gefängnisse. Die allerheftigste Furcht vor der Nähe einer Leiche machte seine Sinne schwinden. Bewußtlos fand ihn am Morgen der Hohnknecht dicht an der Thüre liegen.“

„Es war heller Tag, als Strom unter den Händen eines Arztes aus seinem Todesschlaf erwachte. Mit scheuen Blicken sah er hin auf die

gefürchtete Stelle, und es ward ihm besser zu Muthe, als er dort keine Leiche sah. Mit beiden Händen klammerte er sich an den Arze, da dieser sich entfernen wollte, und nur einige derbe Hiebe des Frohnknechts erwirkten dessen Lösung aus Stroms Händen, der mit weinender Stimme flehte, ihn nicht allein zu lassen. Man lachte über die Memme und entfernte sich. Stroms Zustand diesen Tag hindurch kann nicht geschildert werden. Er weinte und betete, er sang und schrie, er verhüllte sich das Gesicht mit seiner Schlafdecke, und sprang dann, so weit seine Fußkette reichte, im Gesängnisse umher, um sich zu zerkennen und die Erinnerung an die fürchterliche Leiche zu verschreiben.“

„Da brach die Nacht herein und mit ihr auf Strom los das ganze Heer der Wollustungen, der Furcht, der überheftigsten Angst; es umschürmten ihn im Gespenstertanze alle die grauenvollen Geblüde aus den Kammernabtheilen, und die drohenden Gestalten aus seinem Leben voll Sünde und Verbrechen. Und die furchtbare Umgebung der grauenvollen Gebüde durchbrach jetzt Stephanens Bild, die erwürgende Schlinge um den zarten Hals, mit gräßlich drohender Geberde. Der Mörder haulte vor Aufsetzen und verzweifelter Angst. Im Augenblicke der höchsten, dem Wahnsinn angränzenden Furcht trat der Frohnknecht

mit dem künftigen Nachtmahle ein. Strom, am ganzen Leibe behebend, das Gesicht, in dem Schweiß der Angst gebadet, kaum der Sprache mächtig, winkte den Frohnknecht an sein Lager und flüster- te ihm zu, daß er eine gar schreckliche That be- kennen wolle, wenn man ihn aus dieser furchtbas- sen Einsamkeit unter Menschen bringe. Der Frohn- knecht durfte nicht eigenmächtig handeln, sondern mußte zuvor Stroms Erklärung seinem Dienst- herrn melden. Aber Strom schrie und tobte wie ein Verzweifelter, als er wieder allein bleiben sollte. Der gutberzige Frohnknecht schloß den Kle- benden vom Bock los und führte ihn in die Wohnstube seines Herrn. Vor diesem warf sich Strom auf die Kniee und bat, hier bleiben zu dürfen, wo er dann willig ein sehr wichtiges Ge- ständniß thun werde.“

„Zur Stunde wurde der Criminalrichter herbeigeholt. Strom bekannte sich als Stephani- ens Mörder, und schon zwei Monate nach diesem Geständniß brach der Henker die Gebeine des Mörders durch die Wucht des Rades.“

„O mein Philipp, das Geschenk einer Krone würde meine Vaterbrust nicht mit einem so stolzen Entzücken gefüllt haben, als sie unter den süße- sten Empfindungen mit verjüngter Kraft sich hob, da der Gerichtshalter, ein offenes Schreiben in der Hand, in mein Zimmer stürzte, aus der Tiefe

der leuchtenden Brust einen langen Athem zog und mir entgegenkreischte: „Baron Philipp ist unschuldig, Strom hat Stephanien gemordet!“ — Ich war außer mir, ich hatte nicht die Kraft, mich von meinem Fehlschuss zu erheben. Jetzt las mir der Gerichtshalter das Schreiben des gräflich Palm-Johen Criminal-Amtes vor. O mein Philipp, da weinte ich die süßesten Thränen einer unbeschreiblichen Vaterstreu, und alle weinten mit mir in tiefer Rührung; dann jauchzte das ganze Schloß, alles jauchzte in Nobensfeld, Neuhof und Bergen. Ich gab den Armen ihr Wechengeld vierfach, allen meinen Unterthanen einen frohnlosen Monat, an jedem Sonntage dieß Monats ein gutes Essen, einigeässer Bier, einen Tanz auf der Saateswiese, und unter allen Fröhlichen war ich der Fröhlichste.“

„Es wurde noch viel von und her geschrieben, bis endlich mein regster Eifer den Tag herbeiführte, an welchem in ganz Baden unter Trompetenshall in den Städten und auf dem Lande von der Kanzel herab deine Unschuld an Stephanien's Ermordung zur Öffentlichkeit gebracht wurde.“

Emilie empfing ihren Stiefsohn mit einem Feuer und einer Zärtlichkeit, welche das früher

von tödtlichem Haffe gegen ihn erfüllte Herz als ein in die innigste Liebe und Theilnahme umgestaltetes beurlundeten. Sie konnte ihn gar nicht aus den Armen lassen, und weinte an seiner Brust die heissesten Thränen des Schmerzes über seine leidenvolle Vergangenheit, und einer unbeschreiblichen Freude über sein Wiedersehen. Auch Philipp's beide Stiefbrüder, so roh und heftig sie waren, gaben ihm Beweise liebender Anhänglichkeit. Der Gerichtshalter bat ihn mit aufgehobenen Händen um Vergebung und Vergessenheit für alle harten Worte, die er ihm auf dem Schlosse zu Neubhof in jener trauervollen Stunde mit dem Eifer eines tugendhaften Jörnes erlagte hatte, und schluchzte laut, als ihn Philipp an seine Brust zog und seiner herzlichsten Liebe versicherte. Doch von Allen, welche den Rückgekehrten mit den innigsten Empfindungen begrüßten, war der alte Rudolph der glücklichste, denn so hing kein Vater an seinem Sohne, wie dieser wackere Greis an seinem jungen Geblüthe.

Philipp glaubte nun in dem Hafen der Ruhe und eines unge störten Glückes mit sichern Segeln eingelaufen zu seyn. Aber schon nach einigen Wochen wurde sein Vater allmählig launenhafter, härter und herrischer gegen ihn, als er es je war. Philipp rechnete diese Gemüthsveränderung jener Verdüsterung und Menschenfeind-

lichkeit zu, welche gewöhnlich ein hohes, durch körperliche Pein verblümmertes Alter herbeiführt und bei Menschen, die in ihrer Jugend nicht das schöne Glück einer Ausbildung des Gemüths und des Herzens genossen, sondern ihre Tage nur in eichen Genüssen vergangen haben, immer mehr zum vorherrschenden Charakter wird. Auch von seinen Stiefbrüdern mußte Philipp manche bößart'g schmerzende Kränkung erdulden. Die leeren Köpfe waren alt genug, um so viel zu begreifen, daß, wenn Philipp nicht wiederkehrt, wäre, sie allein das selbe Erbe theilen würden. Was die boshafte Dummheit und der tollste Witz ersinnen konnten, ward von den verwilderten Zungenstößen an dem gefaltbollen, immer g'wüthig verzeihenden Philipp ausgeübt.

Wen nun Philipp durch des Vaters Launen und Härte, durch seiner Stiefbrüder Lücke und Verfolgung zum schweren Duld'g geworden, so fand er an seiner Stiefmutter die liebevollste Trösterin, die aufmerksamste Freundin. Jeden Augenblick, den sie nicht mit der Pflege des fast immer kränklichen Vaters, oder mit Besorgung hauswirthlicher Angelegenheiten zubringen mußte, verlebte sie an Philipps Seite. Sie begleitete ihn auf seinen Wanderungen in Kobenseids romantischer Umgebungen, sie, in den Jahren ihrer ersten Ehe eine muthige Reiterin, bestieg nun wieder ihres Gatten stolzen Normän-

der und ritt mit Philipp zu den Feldarbeitern, auf die Jagd, nach Bergen und Neuhof. Oft wurde sie nach längerer Abwesenheit von dem mütterlichen Gatten mit den heftigsten Vorwürfen und den pöbelhaftesten Beschimpfungen empfangen, selbst mehr als ein Mal von dem Ergrimmtten grausam geschlagen, aber sie duldete jede Mißhandlung mit kalter Ergebung und versicherte Philipp, unter Thränen lächelnd, daß seine Nähe, seine freundlichen Gespräche, ein Gang an seinem Arme sie auch für die allerhärtesten Leiden rechtlich entschädige. So rein und keusch auch Philipps Seele war, so gestaltete sich doch in ihm eine dunkle Ahnung, daß die Küsse, welche seine Stiefmutter ihm so oft und so zärtlich gab, und die Wärme ihrer Umarmungen, das Feuer ihrer Blicke, und das heftige Wogen ihres vollen Busens, wenn sie auf einsamem Plage an seiner Seite saß, nicht die reinen, heiligen Gefühle der Mutterliebe seyen. Immer auffallender wurde ihm, daß sie zu ihren Spaziergängen mit ihm stets die einsamsten, dunkelsten Gänge des Parks, zum Ausruhen die düsterste Grotte oder die umschlossenste Laube wählte; daß sie sich stets in die heißesten Klagen über die Gefühlslosigkeit und Altersschwäche seines Vaters ergoß, daß sie, bis zur Unwiderung unzaar, das Hinzuschleppen ihres frischen, kräftigen Lebens an der Seite eines verwelkten, gebrechlichen Greises bejam-

nierte, und daß sie, ihn oft mit wildem Feuer umschlingend, so manches Wort, gleichsam wie vor sich hin, mit halblauter Stimme sprach, welches mit den hohen Anforderungen der Tugend und Sittigkeit und weiblichen Bartgefühls nicht im Einklange stand.

Emilie war schon lange aus dem Blüthenkreise des Lebens herausgetreten, sie nähete sich mit raschen Schritten der Matrone, aber in ihren Adern rollte noch das heiße Blut der Jugend. Schon im zarten Alter, kaum noch zur Jungfrau heran geklüht, mit der Wollust vertraut geworden, hatte sie sich den Neigungen ihrer Sinne immer mit wilder Leidenschaft ergeben, und diese Leidenschaft beherrschte immer unbezähmbarer die alternende Frau. Seit Strens Entfernung aus dem Schlosse mußte sie ihre Begierden zügeln, da weder in Kobensfeld, noch in der Umgebung ein junger Mann war, dessen Sinne die verblühte Emilie zu reizen vermochte. Mit gewaltigem Kampfe mußte sie gegen die Sinne ankämpfen, und das verzehrende Feuer der Begierden zum glimmenden Funken niederdrücken. Da kam Philipp zurück, und der Anblick dieser hohen, rüstigen Gestalt mit den Rosen der Jugend und Keuschheit auf dem schönen, freundlichen Gesichte fachte den glimmenden Funken zur wilden Lohe an, und das ungezügelte Verlangen nach Philipps Umarmungen

zertat in Emiliens leidenschaftlicher Seele selbst jedes Gefühl für ihre heiligen Pflichten gegen den Mann, dessen Vater ihr Gatte war.

Je klarer und je tiefer Philipp das wollüstige Gewebe durchschaute, mit welchem seine Stiefmutter ihn umgarnen wollte, desto behutsamer suchte er so viel als möglich jedes Alleinsein mit ihr zu vermeiden, und das liebevolle Erwidern ihrer Güte und Aufmerksamkeit ward immer mehr zur kalten Ehrerbietung, in deren zarte Schranken er nur mit größter Selbstbeherrschung den heftigen Ausbruch seines Abscheues gegen die unnatürliche Stiefmutter zurück drängte. Emiliens scharfem Auge entging nicht, daß sich Philipp von ihr zurückziehe, und daß unter dieser kalten Ehrerbietung ein feindliches Gefühl, ein Gefühl des Widerwillens, der Verachtung sich berge. Mit der Feinheit einer vollendeten Buhlerin suchte sie die Sinne des so jungen, so blühenden Mannes in unreiner Begierde aufzuwallen zu machen; sie erschöpfte jede ihrer siegenden Künste, aber ohnmächtig prallten sie ab von dem dichten Panzer der Tugend, mit welchem Philipp sich gegen die Anschläge der Sinne umhüllte. Um hier zum verbrecherischen Ziele zu kommen, konnte nur durch ein eignes Unternehmen erweckt werden, und die listige Buhlerin erfaunte sich ein solches Unternehmen.

Nüchternheit war auch eine von Philipps Tugenden. Er trank bei Tische nur ein Glas Wein, sonst nur Wasser. Doch trotz seiner ihm zur Natur gewordenen Mäßigkeit liebte er den Champagner so sehr, daß er im Genuße dieses Weines der fröhlichen Laune und der gesellschaftlichen Begeisterung leicht aus den geregelten Schranken trat.

Es war am Vorabende von Philipps Geburtstage. Frau von Wilken hatte ein kleines Fest bereitet und dazu einige alte Freunde ihres Gatten geladen, um diesen, der nun wieder gesund, aber höchst übler Laune war, zu erheitern und für die gesellschaftlichen Freuden zu gewinnen. Es wurde köstlich gespeist und köstlich getrunken. Philipp, den die listige Emilie seit einiger Zeit nur mit der zartesten Güte, mit dem Scheine einer rein-mütterlichen Liebe behandelte, und dadurch allmählig seine bessere Meinung gewonnen hatte, war an diesem Abende vorzüglich heiter. Sie selbst kredenzte ihm den Wein, doch widmete sie den Freunden ihres Gatten auffallend mehr Aufmerksamkeit, als dem Stieffohn. Dieser nippte zwar nur an dem gewöhnlichen Hochheimer, dem feurigen, hochrothen Jätkerner und dem lieblichen Chiazello, aber als nun die Champagner-Flaschen entpfropft wurden, da sog er den begeisterten Hausvaters und Vaters in langen Zügen mit dem

süßesten Wohlbehagen ein. Seinem Wiegensfeste und seinem Lebensglücke wurden so viele Toaste gebracht, und man füllte ihm das hohe Kelchglas so oft, daß Philipp, sonst das Bild der Nüchternheit, von der Tafel hinweg betrunken zu Bette gebracht werden mußte.

Es mochte wohl tief in der Nacht seyn, als Philipp unter den feurigen Küssen eines ihn umschlingenden Wesens allmählig erwachte. Noch war nicht alle Betäubung von seinen befangenen Sinnen gewichen, er wußte nicht, wer sich zu so ungewöhnlicher Zeit an seine Seite dränge, was man von ihm wolle, doch ward es immer lichter in ihm. Mit Gewalt löste er sich aus den fest umschlingenden Armen und unter diesen Bewegungen überzeugte er sich von der zunehmlichen Nähe eines weiblichen Wesens. Philipp war nicht aus Ueberspannung, sondern aus reiner Tugend ein höchst keuscher Mann. Diese Schamlosigkeit eines Mädchens oder Weibes — es herrschte in seinem Schlafzimmer die tiefste Dunkelheit — empörte ihn aufs Heußerste, aber regungslos starrte er zurück, als er in beschwichtigendem Flüstern der sich aufdringenden Bettgenossin seine Stiefmutter erkannte. Die Vollüstige hielt das Schweigen seines Abscheues für eine ihre unnatürliche Begierde nach Genuß in den Armen des Stiefsohnes begünstigende Stille; sie flüsterte ihm die

jähtlichsten Worte zu, sie drang mit den frechsten Viehesummen in ihn. Aber nun brach des Empörten Verachtung und Abscheu gegen das lieberrliche Weib in der furchtbarsten Stärke aus. Er war zu aufgereizt, um die Verbrecherin durch sanfte Worte in die Pflichten ihrer Pflichten zurückzuweisen; er verließ die Stille der Nacht, in welcher jedes laut gesprochene Wort weit hörbar werden und das nicht seine Gemach seines ehnehin größtentheils schlaflosen Vaters erreichen müsse. Mit seinem kräftigen Rasse donnerte er die heftigsten Vorwürfe hervor und, da jetzt seine Stiefmutter immer fester sich an ihn anklammerte, ihn stürzend um Stille beschwor und ihre Hand auf seinen Mund zu drücken strebte, so umfaßte er sie, und entschlossen, die sich Zerschneidende aus seinem Bette und seinem Gemache zu schleppen.

In diesem Augenblicke öffnete sich rasch die Thüre. Auf ihrer Schwelle stand Philipp's Vater, in der rechten Hand den entbloßten Hirschfänger, und mit der linken sich auf seinen Kammerdiener stützend, der mit der hoch gehaltenen Lampe die Ringenden beleuchtete.

Beim Scheine des Lichtes erschrak Philipp über die Nähe seines Vaters so sehr, daß seine Arme bewegungslos herabsanken. Die einkerkelte, durch Philipp's Verärgung und harte Worte bis zur Wuth gereizte, Emilie hatte sich im Augen-

blicke gefaßt, und das allerschändlichste Vorhaben eronnen. Sie stürzte aus dem Bette in eine Ecke des Zimmers, warf sich auf die Kniee und flehte mit jammernder Stimme und gerungenen Händen ihren Gatten an, sie gegen diesen Wollüsthin zu schützen, der an ihre Thüre geklocht, unter dem Verwande heftiger Ueblichkeiten sie zur Reizung schmerzstillender Tropfen hieher gelockt und dann zur Befriedigung seiner thierischen Lüste zu sich in das Bett gerissen habe. Der alte Willen, seiner Gattin von jeher unbedingt vertrauend und noch immer bei der geringsten Veranlassung in die wildeste Hefigkeit ausbrechend, war in unbezähmbare Wuth gerathen. — „Blutschänderischer Dube!“ kreischte er Philipp zu, raffte alle seine Kräfte zusammen und stürzte mit geklammertem Hirschfänger auf seinen Sohn zu. Dieser hatte ihn dieser entwohnet. Auf einem nahen Tische lagen Philipps geladene Kleinpistole. Der Alte ergriff eine und spannte den Hahn. Philipp bemühte sich, sie ihm zu entreißen. Beide rangen. Die Pistole ging los. — „Vatermörder!“ schrie der Verwundete, und sank in die Arme des Kammerdieners. Nach wenigen Augenblicken hauchte er sein Leben aus. Die Kugel hatte die edelsten Gefäße zertrümmert.

Der Schuß in der Stille der Mitternacht, Emilens Geschrei, des Kammerdieners laute Weh-

Uge, versammelte schnell alle Schloßbewohner im Philipps Zimmer. Das entsehlche Weib schrie allen unter stürzenden Theanen, mit gerungenen Händen, mit den Zeichen der höchsten Verzweiflung zu, daß dieser armselichte Menschlicht an ihr habe zum Schänder werden wollen, daß er an seinem Vater zum Mörder geworden sey. Es war solch eine Scene des Entsetzens, daß alle Herbelgeskommenen regungslos standen, daß Niemand einen Entschluß fassen konnte, sondern nur die scheuen Blicke bald auf der Leiche, bald auf dem todeslos-ten, gichtlich zukenden, keines Wortes und keiner Bewegung mächtigen Philipp haften.

Unter den Herbelgeleiteten war auch der alte Rudolph. Er sah in Philipp nicht den Verbrecher, sondern nur den höchst unglücklichen Menschen. Seine Liebe zu dem alten Vater gab ihm Bewegung und Entschluß. Er sah sie zum Beste geladenen Edelknecht, die gnädige Frau vom Anblicke des toden Vaters hinweg zu führen und sie zu trösten. Die Dienerschaft wies er an, die Leiche auf ein anderes Zimmer zu schaffen. Wer noch müßig war, den wußte der Uge Weis zur Beförderung eines Geschäftes zu entfernen. Bald war das Zimmer leer, und Niemand dachte an Philipp, und was mit ihm jetzt geschehen soll. „Und nun fort, um Gotteswillen auf das Schnellste fort!“ — sprach Rudolph mit halbblauer

Stimme zu Philipp, dessen Betäubung immer rascher wich, und dem es nun immer klarer wurde, daß in diesem Augenblicke er fliehen und die Verweise seiner Unschuld nur der Erbarmung und der Gerechtigkeit Gottes überlassen müsse. Er war im Augenblicke gekleidet, hatte all sein Gold, eine große Summe in Papieren, wie auch seine Juwelen zu sich gesteckt und schwang sich in die Zweige einer dicht an seinem Fenster stehenden Linde, an welcher er leise hinabkletterte und aus dem Schlosse flog. In größter Eile schritt er bis zu Tagesanbruch auf der Landstraße fort, schlug dann einen Seitenweg durch das Holz ein und kam auf eine Mühle, dessen Besizer, er, unter dem Verwande, daß ihn sein schenes Pferd abgeworfen und er an das Sterbebette eines Freundes zu eilen habe, durch ein Goldstück zur schnellen Verpammung eines Wagens bewog, dann, als man schon eine gute Strecke von der Mühle hinweg war, den fahrenden Knecht durch ein bedeutendes Geschenk für die Fahrt nach entgegengesetzter Richtung gewann, vor dem nächsten Städtchen den Wagen rückkehren ließ, dort Postpferde nahm, und in beflügelter Eile sich der Gränze des benachbarten Hessenlandes nahte.

Auf der letzten Poststation an der Gränze fand Philipp keine Pferde, da alle, selbst die der Bauern von zwei reisenden Fürsten gebraucht wa-

an. Philipp schenke den mindesten Verzug. Er bot doppeltes, dann vierfaches Postgeld, wenn man ihn schleunigst befördere. Der Postmeister versprach auf die nächsten Dörfer um Pferde zu schicken, zweifelte aber, deren zu bekommen, da die nach längerem Regen jetzt so günstige Witterung für die Aernte die Landleute zu sehr beschäftigte.

In der Gaststube, welche Philipp, von Ungeduld und Bangigkeit gequält, im raschen Gange durchschritt, saß ein Jude. Dem feinen Menschenkenner entging nicht, daß der Fremde sehr bedeutende Gründe für die Beschleunigung seiner Reise haben müsse, und es ahnte ihm, hier einigen Nusch machen zu können. Er nahte sich Philipp, sprach mit freundlichem Bedauern über die Verzögerung der Reise, wandte das Gespräch nach den verschiedenartigsten Seiten und erhaschte glücklich die Nachricht, daß Philipp, der seine schnelle Reise als die Verfolgung eines ihm entwichenen Schuldners vorgab, mit keinem Passe versehen sey. Nun wußte ihm der Jude gleich durch die ergreifendste Beredsamkeit zu überzeugen, daß man ohne Paß die heftigste Ordnung nicht überschreiten könne. Philipp war in der höchsten Unruhe. Der Jude bot sich ihm gegen 10 Ducaten einen gehörigen Paß zu verschaffen. Philipp versprach 20 und wurde von seinem freundlichen Helfer gleich in das Gerichtshaus geführt. Der Beamte ging mit dem

Juden in ein Seitenzimmer, rief bald Philipp dahin, ließ sich die 20 Ducaten einhändigen, und nach wenigen Augenblicken hatte Philipp den gütigsten Paß, worin er als August Metz, Kaufmann aus Karlsruhe, aufgeführt war. Der gefällige Jude erhielt noch ein besonderes Geschenk, und da in dieser Zwischenzeit der Posthalter ein Paar gute Pferde aufgetrieben hatte, so sah sich Philipp schon nach zwei Stunden auf heißem Gebiete und auf dem Wege nach Darmstadt, in dessen nächster Umgebung er eine stille, einsame, dabei sehr angenehme Wohnung miethete.

Schon in der ersten Stunde seiner Ankunft schrieb Philipp an Rudolph und forderte schleunige Nachricht, ob seiner Stiefmutter Gewissen noch nicht erwacht und dadurch seine Unschuld an der bezüchtigten Blutschänderei, so wie an der Ermordung seines Vaters dargethan worden sey. Er bezeichnete ihm den angenommenen Namen und ermahnte zur baldigen Antwort. Aber es vergingen Tage und Wochen, ja es waren schon zwei Monate verflossen, und noch immer keine Nachrichten von Rudolph eingetroffen.

Im tiefen Nachdenken über seine Lage und deren künftige Umgestaltung war Philipp auf einem

Morgenspaziergänge so weit von seiner Wohnung abgekommen, daß er sich nun in einer wilden, waldigen Gegend und von jedem gebahnten Wege entfernt sah. Nach dem Stande der Sonne konnte die Mittagsstunde nicht mehr fern seyn, und er berechnete leicht, erst gegen Abend seine Wohnung wieder erreichen zu können, die er in sehr früher Morgenstunde verlassen hatte. Müde, hungrig und durstend blickte er nach einer Herberge oder sonst einem wirthlichen Hause umher, aber er sah nur kahle Heideplätze, dornige, verwachsene Hügel und im Hintergrunde dunkle, dichte Waldung. Mißmuthig, vielleicht noch lange herumirren zu müssen, bis er ein Dorf oder Haus finde, wollte er die Rückkehr beginnen, als vom Walde her ein Mann kam. Philipp war herzlich froh, in diesem einen Führer nach einer labenden Quelle, dann in eine Dorfschenke zu sehen, eilte ihm entgegen und machte ihn mit seinen Wünschen bekannt.

„Wenn Ihr mir die Ehre anthun wollt, lieber Herr — sprach der Mann mit der größten Freundlichkeit — in meine arme Hütte zu treten, und dort eine kleine Erquickung zu genießen, so werdet Ihr dann um so leichter Euern Weg wieder antreten, da wir, jeder Richtung nach, zum nächsten Dorfe immerhin eine gute Meile haben. Laßt es Euch nun gefallen, unter mein verwittertes Obdach zu kommen.“ — Willig folgte Phl.

lipp dem gastfreundlichen Manne und vermochte nicht zu begreifen, wie er auf seinem Spaziergange so in sich versinken konnte, daß er nun sich von seiner Wohnung, von der Landstraße, von jedem Dorfe so weit entfernte.

Schon waren beide eine lange Strecke dahin gegangen, als sie jetzt um einen Hügel bogen und Philipps Begleiter auf ein Häuschen hinwies, welches, dicht am Saume des Waldes, unter den weit sich ausbreitenden Nissen riesiger Tannen bescheiden hervorschaute. Das Häuschen war erreicht und Philipp gebeten, auf der Rasenbank unter den Tannen sich niederzulassen. Der Mann eilte in das Häuschen, und bald kam eine alte Frau mit Butter, Käse und Brod, wozu der Mann eine Flasche Wein brachte. Philipp ließ es sich trefflich schmecken und der Mann war immer bemühet, das leere Glas zu füllen und seinen Gast zum frischen Trunkte zu nöthigen. Dabei erzählte er, daß er Vater von zwei tüchtigen Jungen sey, mit diesen und seinem wackern Eheweibe sich vom Pechsammeln nähre und sein gutes Auskommen habe, da er von dem entfernt wohnenden Förster für die Aufsicht über diesen Forst eine Besoldung von jährlichen 60 Gulden beziehe. Der alte Mann plauderte nun über sein stilles, harmloses Leben, über sein wackeres Weib und seine fleißigen Söhne so angenehm, daß Philipp,

als er jetzt seine Uhr zog, mit Besondern die Zeit so weit vorgerückt sah, daß er seine Wohnung vor tief eingebrochener Nacht nicht mehr erreichen könne. Hastig drückte er dem Manne für die gute Bewirthung ein Goldstück in die Hand, versprach noch ein Geschenk für das Geleite in das nächste Dorf und ermahnte zum ungesäumten Aufbruche.

„Sie müssen mir doch die hohe Ehre erweisen — bat der Mann mit dem gutmüthigsten Gesichte — das Innere meines Häuschens zu besuchen, wo Sie zwar keine Pracht, aber Reinlichkeit und das freundliche Walten einer friedlichen, genügsamen Haushaltung finden werden. In einigen Augenblicken haben Sie die ganze Herrlichkeit überschaut, und für diesen Zeitverlust wollen wir dann desto rascher fortwandern.“ —

Philipp konnte sich der gutmüthigen Bitte nicht versagen. Er trat in das Häuschen, und fand überall die Spuren eines reinlichen, fleißigen, geregelten Lebens.

Nun muß ich Ihnen noch ein Stübchen zeigen und darin das Bild eines Heiligen, welches meine liebe Elisabeth in ihrer Jugend aus bunten Steinchen so künstlich zusammengefest hat, daß man mir schon gar viel Geld dafür bot.“ — So sprechend öffnete der Mann auf der Hausschwelle eine Kammertüre, und wies auf das bezeichnete Bild. Philipp trat selbem näher. Unter seinen Füßen

wich der Boden und, von des Mannes Hohnge-
lächter begleitet, sank der Betrogene rasch in die
dunkle Tiefe hinab.

Philipp war von dem Falle nicht betäubt,
denn der Boden der Tiefe war mit aufgeschichtetem
Heue belegt. Er glaubte, daraus schließen zu dür-
fen, daß man seinen Tod nicht wolle; doch war
es ihm ein unlösbares Räthsel, was man mit ihm
vorhabe, und er fühlte sich gar nicht in einer an-
genehmen, ruhigen Stimmung.

So mochte er eine Stunde im Sinnen über
dieses Ereigniß und in banger Erwartung der Zu-
kunft gelegen haben, als er dicht an seiner Seite
das Anstecken eines Schlüssels hörte. Gerade ne-
ben seinem Lager ging eine kleine Thür auf, und
er sah beim Scheine einer Pechfackel den trügeri-
schen Alten, an dessen Seite einige Männer stan-
den, deren wilde Gesichter, Kleidung und Waffen
ihr gefährliches, verbrecherisches Handwerk bezeug-
ten. Man gebot Philipp, in ihre Mitte zu
kommen. Er mußte sein Geld, seine Uhr und
seine Ringe einem der Räuber übergeben, dann
seinen vollen Anzug gegen eine Art von Kutte ver-
tauschen, die mit einem lebernem Gürtel an den
Hüften befestigt war. Jetzt trat der älteste dieser

Gesellschaft, eine wie aus Eisen gegossene, mit der höchsten Kraft und Gewandtheit ausgerüstete Gesellschaft, dicht an Philipps, faßte ihn bei der Brust und sprach mit rauher Stimme, den dunklen Blick wild und scharf auf den Erblichten heftend: „Ich will dir mit wenigen Worten dein Schicksal kund thun. Unter dieser unansehnlichen Hütte, worin du in die Falle gingst, sind Keller und Gewölbe, welche man oft im stattlichsten Schlosse nicht findet. In diesen unterirdischen Hallen bewahren wir unsere Vorräthe, Waffen und jene Gefangenen, deren Lösung nur durch bedeutende Summen geschehen kann. So lange diese Gesellschaft besteht, so muß immer Einer, der uns dazu tüchtig scheint, in diesen Gewölben weilen, der unsere Vorräthe ordnet, nach gegebener Anleitung Wundsalben bereitet, die Waffen reinigt und für die Bedürfnisse der Gefangenen sorgt. Der Mann, der seit acht und zwanzig Jahren dieses Amt verwaltete, starb vor einigen Tagen. Dich führte der Zufall in die Hände unseres Herbergevaters, und du bist nun zu diesem Amte bestimmt. Vergleiche auf die Oberwelt, denn dein Reich ist für immer dieser tiefe Nacht, und deine Flucht aus selbem unmöglich, da keine Thüre in diese Gewölbe führt, sondern man nur durch Maschinen in selbe und aus selbem gelangt. Aber dein Reich wird immer so köstlich besetzt seyn, als der eines Adels,

nur die trefflichsten Weine sollen deine Nichte nähren, und willst du die Freuden der Liebe genießen, so wird jederzeit eine schmucke Dirne die dein klösterliches Stillleben versüßen. Nun folge mir, auf daß ich dich in die verschiedenen Geschäfte deines Amtes einweihe!“ —

Man trat aus diesem kleinen Gewölbe in ein großes, welches mit Wein, eingefalgtem Fleische, Hülsenfrüchten und andern Lebensmitteln gefüllt war. Jetzt ging es in andere, worin Waffen und die verschiedenartigsten Kleider zu Vermummungen bei ihren Raubzügen und für Reisen Einzelner aufgehäuft waren. An diese Gewölbe stießen kleine Keller, worin man gefangene Männer, Frauen und Mädchen bis zum Empfange des bedungenen Lösegeldes verwahrte. Zuletzt wurde Philipp an eine große Nische geführt, an welcher Seile mit eisernem Haken herabließen, mittelst deren alles, was man oben in der Hütte aus den Gewölben haben wollte, hinaufgewunden, und eben so Menschen und Vorräthe in die Tiefe hinabgelassen wurden. An dieser Nische, in deren Nähe sich ein bequemes Nachtlager und ein Schrank mit Wäsche und andern Bedürfnissen für den unterirdischen Wärter befanden, wie in jedem Gewölbe, leuchtete immerfort eine große Lampe, und die Erhaltung dieses ewigen Feuers war auch eins von Philipps Geschäften, die ihm jetzt der junge,

elbige Häuptling mit genauer Angabe erklärte, und deren strenge Beforgung unter Androhung der grausamsten Züchtigungen ihm einschärfte.

Jetzt war die Unterrichtsstunde vorüber. Der Häuptling pfiß auf dem Fingee. Man hörte das Dröhnen einer schweren, langsam sich bewegendem Rolle. An starken Seilen senkte sich jetzt eine Trage bis zum Boden der Nische herab. Der Häuptling bestieg sie mit seinen Gefellen, und als die Trage jetzt nun verschwand in dem dunklen Schachte des hohen Gewölbes, und als sich nun Philipp allein sah in dieser Grabesfülle, herausgerissen aus dem Leben, der Freiheit und der eigenen Bestimmung, für immer geschieden von den erfrischenden Lüften, vom Anblicke blühender Schöpfungen, vom belebenden Lichte der Sonne und dem milden Glanze der Himmelsgestirne, und hinabgestoßen in die dumpfe, grauenvolle Stille der nur von dem Geirumm der armen Gefangenen, von dem mirstönenden Geschwirre der langsam sich schleppenden Rolle, nur von seinen eigenen Fußtritten wiederhallenden Gräfte, und als ihn nun der entseßliche Gedanke, in diesem Bereiche des lebendigen Todes sein ganzes Daseyn verwimmern zu müssen, mit der scharfen, zerfleischenden Hand faßte, da brach sein Herz unter den furchtbaren Schlägen des Schmerzes und der Angst, und er weinte Ströme von Thränen

und die Verzweiflung hätte ihn vernichtet, wären nicht das Vertrauen auf Gott und der Glaube an die ewige Barmherzigkeit und die Hoffnung auf des Allvaters rettende Liebe wie tröstende, er-muthigende Genien, zum lieblichsten Kranze sich verschlingend, seine süßen, treu ihn umschwebenden Begleiter gewesen.

So mochten wohl dem unglücklichen Philipp drei Jahre des allerqualvollsten Lebens dahingegangen seyn, als eines Tages Geräusches und Geschrei von oben herab ihm entgegen schallte. Man hörte lärmende Stimmen, donnernde Befehle, Waffengeklirr und rasch sich folgende Schüsse. Erschrocken horchte Philipp. So wie in seiner Gruft nur ein stilles Schleichen, und halblaute Sprache herrschten, so war auch oben, selbst wenn die ganze Horde sich versammelt hatte, die möglichste Vermeidung jedes Geräusches und jedes Ausbruchs einer wilden Leidenschaft oder einer lauten Freude eins der ersten Gesetze der Bande. Das wußte Philipp, da auch er in seiner Unterwelt, geschieden von jeder sonstigen Gesellschaft, die Gesetze der Bande mit einem gräßlichen Eide beschwören mußte. Daher erregte es ihm dieses überraschende Geräusch die heftigste Neugierde. Er schwankte in der Meinung von einem unter den Mäus-

bern selbst ausgebrochenen Kampfe, oder von einem durch Häfcher und Soldaten geschehenen Angriffe.

Es war ein feindlicher Ueberfall, der dieses Getöse erzeugte, die Bande zählte seit ihrem Bestehen, nach einem aus grauer Vorzeit stammenden Geseze, nur immer funfzehn Glieder, aber diese kleine Schaar überweg die zahlreichste Horde. Sport, der gegenwärtige Hauptmann, ein religiöser Student aus Wien, der tollkühnste und kraftvollste unter seinen Genossen, hatte diesen einen Geist der Berwegenheit, Ausdauer, Standhaftigkeit und Eintracht eingelöst, der ihnen auch das allerkühnste Unternehmen gleichsam zum Spielwerke machte. Sport führte mit seinen Raub- und Muthgesellen Thaten aus, die beinahe an das Unmögliche gränzten. Seit vielen, vielen Jahren hatte diese kleine furchtbare Bande nur immer in sehr fernem Gegenden größtentheils im Auslande geraubt, gemordet, und mit der schlauesten Vorsicht ihre Gefangenen und ihre Beute in die geheimen, tiefen Halden dieser Waldhütte gebracht. Nur einige Stunden war diese gräßliche Räuberhöhle von Darmstadt entfernt, aber Niemand ahnte in dem stillen, einsamen, friedlichen Pächterhäuschen den Versammlungsort einer Raub- und Bluthorde, die Niedersage ihrer Schätze. Da wurde Sport zum Häuptling ernannt. Entschlossen, den Sitz seiner Unthaten in die böhmischen Wälder zu verpflanzen, woll-

te er noch vor diesem Wechsel das immer verschonte Hessen brandschagen. Er und seine Gesellen raubten und mordeten nun in den Städten und Dörfern dieses Landes. Ganz Hessen zitterte vor dieser Hand voll Menschen, von welchen jeder eine eigene Bande war.

Die Regierung ließ von Darmstadt aus Aufgebote an die Gerichte zur Einfangung oder Vernichtung dieser Räuber und Mörder ergehen. Es zogen zahlreiche Streifzüge gegen sie aus, aber jede Mühe blieb fruchtlos, und es war in der Folge kein Geheimniß mehr, daß Spork und seine Gesellen, als Jäger, als wandernde Fleischhauer, als beurlaubte Soldaten verkleidet, die meisten dieser Streifzüge mitgemacht und die Justiz und ihre Diener auf die loseste Weise geüßt hatten. Die darmstädtische Regierung hatte den festen Glauben, daß unter der vorzüglichsten Heerde von Schafen gewiß ein räudiges und unter jeder Gesellschaft der schlimmsten Jünger ein verrätherischer Ischariot zu finden sey. Es wurde daher öffentlich und im ganzen Lande kund gemacht, daß derjenige, der die sichersten Mittel zur Habhaftwerdung der Spork'schen Bande angeben und selbe zur Wirklichkeit bringen werde, eine Belohnung von 1000 Ducaten, und ist er selbst ein Mitglied der Bande, vollkommene Amnestie erhalten solle. Dieser Schritt der Regierung führte, rasch zum ersuchten Ziele. An dem

Glanze des Goldes und dem Reize eines sichern, bemessenen Lebens brach die Treue, und hätte auch Gold und Amnestie nicht so mächtig eingegriffen, so würden Haß und Rache such sich zur Befriedigung der Sport'schen Bande erheben haben.

Es war einer in der Bande, den man nur das Blutbeil nannte, weil er bei Einbrüchen und bei Angriffen auf offene Straße nie eine andere Waffe, als ein kleines, scharf geschliffenes Beil führte, wovon jeder Hieb lähmte oder tödtete. Dieser teutsche Bravo war so schlau, so tollkühn, so ausdauernd und so rüstig, wie Sport, aber von den Gefellen der Horde nicht geliebt wie jener, sondern gemieden, und nur mit geheimem Unwillen in ihrer Mitte geduldet, wegen seiner Tücke, Schadenfreude und feindlicher Verschlossenheit. Er wollte nicht länger leben, oder der Bande Hauptling sein, da Herrschsucht und Tyrannel an der Spitze seiner Laster und Leidenschaften standen. Schon war es ihm gelungen, durch die Macht seiner ausgezeichneten Beredsamkeit, durch Geschenke und die großmüthigsten Verheißungen, den größern Theil der Bande für seine Wünsche zu gewinnen, Sport belauschte die Abtrünnigen. Er betrieb seine Getreuen und vertraute ihnen des Blutbeils verrätherische Umtriebe. Und nun trat er vor seinen Feind, der gerade auf einem abgelegenen Plage seine Anhänger galvanisirte, so rührn bei der Brust

und warf ihn mit furchtbarer Gewalt zu Boden. Säbel und Messer waren gegen Spert gezückt, Mündungen von Flinten und Pistolen auf seine Brust gerichtet, aber so hatte noch kein Held auf dem Felde der Ehre gestanden, wie hier der Räuber vor den Raub- und Blutgenossen stand. Sein furchtbar-fassender Blick machte die gehobenen Waffen sinken, und als er nun mit donnernder Stimme fragte: „Kennt ihr unsere Gesetze? — Kennt ihr mich?“ — da sanken alle Augen zu Boden, und auch dem Uebermüthigsten schlug das Herz im Schrecken und in banger Erwartung. Und zitternd lag der Niedergeworfene zu seines Meisters Füßen und drückte das wuchglühende Gesicht tief in das feuchte Gras.

Die Gesetze sprachen den Tod aus über den Verräther. Der großmüthige Spert verurtheilte die Todesstrafe in dreimonatliche Gefangenschaft bei Wasser und Brod. Der Verurtheilte wurde in die unterirdischen Gewölbe gebracht, und Philipp durch einen Eid verpflichtet, seinen Gefangenen nur Wasser und Brod zu reichen.

Einige Tage nach der Befreiung aus gefänglicher Haft kam das Versprechen der Darmstädter Regierung zur öffentlichen Kunde. In wilder Freude jauchzte das Blutheil, denn die Stunde der furchtbarsten Rache hob nun den vernichtenden Hammer. Ohne sich nur den geringsten Argwohn

des Häuptlings oder seiner Genossen zu erregen, schlich er sich nach Darmstadt, erhielt das erbetene Gehör beim Justiz-Präsidenten und erbot sich, den gefürchteten Spork und die gefürchtete Bande dem Gerichte zu überliefern. Man gab ihm Häuflein, Soldaten und Jäger, und er leitete den Ueberfall der Bande, gerade wie sie im Häuschen zur Berathung über einen großen Raubzug versammelt war, mit so glücklichem Erfolge, daß sie ganz aufgehoben und nur ein Jäger getödtet wurde.

Der Polizei-Lieutenant, welcher bei diesem Ueberfalle befehligte, ließ die gefangenen Räuber, schwer gefesselt und unter schwerer Bedeckung nach Darmstadt abführen, und sich dann mit dem Blutbeil und einem Gefolge in die unterirdischen Hallen hinabwinden, um dort den Gefangenen der Räuber schnell die Freiheit zu geben, die verwahrten Schätze, Vorräthe und Waffen der Regierung zu überliefern, dann, nach bereits ihm ertheiltem Befehle, die ganze Raubböhle in die Luft sprengen zu lassen. Philipp war vor Freude außer sich, als er aus der herabgewundenen Treppe stehend, bewaffnete Männer steigen sah und in ihnen einen Darmstädtischen Beamten und Darmstädtisches Militär erkannte. Im Uebermaße der Freude warf er sich dem Beamten zu Füßen, umklammerte seine Kniee und dankte mit lauchender Stimme

für seine Rettung aus dieser Todtengruft. Aber er starrte im sprachlosen Entsetzen zurück, als das Blutbeil, mit höhnischem Grinsen auf den Knien den weisend, sagte: „Herr Polizei-Lieutenant, gerade diesen empfehle ich sehr der sichersten Verwahrung und der strengsten Untersuchung, denn gerade dieser Heuchler ist der abgesäunteste und schuldigste Gefelle der ganzen Bande.“ — Im Augenblicke war Philipp mit schwerer Kette gefesselt, in der Mitte von Häschern hinaufgewunden, auf einen Wagen geworfen und in das tieffte Gefängniß des Darmstädter Stockhauses gebracht.

Umsonst bot Philipp alles auf, seine Unschuld an einer Gemeinschaft mit dieser Räuberbande klar und überzeugend zu machen. Man sah in ihm nur einen schweren Verbrecher, und der Verdacht gegen ihn wurde um so mehr gegründet, als man von dem Stadtgerichte zu Karlsruhe, welches Philipp, der seinen wahren Namen und seinen Geburtsort Robensfeld aus wichtiger Veranlassung nicht zu nennen wagte, als seine Heimath angegeben hatte, die Erklärung einging, daß dort weder im Kirchenbuche, weder in den Listen der Einwohner der Name eines August Meerz zu finden sey. Das Criminalgericht verurtheilte ihn als den hartnäckigsten Lügner zur Folter.

Der Unglückliche hatte schon die ersten drei Grade der Tortur, Peitschenhiebe bei ausgespann-

tem Körper und Zusammenquetschen der Daumen in eingekerbten Schraubstöcken, heftiges Zusammenschrauben der Beine und Zusammenschüren der Arme mit harten Schnüren, das Ausrecken des Rückens mit rückwärts aufgerecten Armen, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit und unter der festerlichsten Verheuerung seiner Unschuld erduldet, und schon sollte er neuerdings zur gräßlichen Folter geführt werden, als der Gerichtsdienner in seinen Hof trat, ihm die Kette abnahm, zur nähern, freudvollen Nachricht Glück wünschte, und den Unbetrübten in ein freundliches, unvergittertes Gemach führte. Es wurde warme Speise und Wein gebracht, eine Labung, die dem Unglücklichen seit seiner Verhaftung nicht geöhnt war, und der Gerichtsdienner bat ihn mit der gutmüthigsten Ausdruckslichkeit, Speise und Wein zu genießen. Aber Philipp vermochte es nicht, denn er ahnte seine nahe Befreiung und das Gefühl der Wonne war mächtiger in ihm, als das Verlangen nach Erquickung. Und nun trat der Criminalrichter in das Gemach und kündigte Philipp an, daß seine Unschuld an jeder, auch der geringsten Gemeinschaft mit den Räuberbande klar geworden und ihm hies mit voller Freiheit gegeben sey.

Es hatte die ganze Bande einstimmig Philipp's Unschuld beschworen, und endlich selbst der verläumderische Bösewicht seine Anklage widerrufen, welche er nur aus dem Grunde gemacht zu haben gestand, um sich an Philipp wegen der Strenge zu rächen, mit welcher selber ihm, während seiner Haft in den Gemölben der Raubhöhle, außer Brod und Wasser, jede Nahrung versagt hatte. Das Criminalgericht verurtheilte den Verläumder,

dreimal so lange, als Philipp unthätig gelitten hatte in seinen Gefängnisse bei kalter Koft und in schweren Ketten zu büßen.

Von dem Criminalgericht erhielt Philipp eine Urkunde über die Anerkennung seiner Unschuld, wie auch sein Gold, seine Papiere, Kleider und Wäsche, welche der redliche Eigenthümer des Hauses, worin Philipp gewohnt, schon einige Wochen nach dessen Entfernung, der Polizei zu Darmstadt überliefert hatte, da Philipps längere Abwesenheit und gleichsam sein Verschwinden ein ihm bezeugtes, höchst unglückliches Ereigniß vermuthen ließ.

Philipp ließ einen Wagen kommen, um sich in einen Gasthof bringen zu lassen, da der dreijährige Aufenthalt in den unterirdischen Gewölbten, die verpestete Luft seines Gefängnisses im Stockhause, die karge Nahrung und vorzüglich die furchtbaren Qualen der Folter seine Kraft und Gesundheit so zerrüttet hatten, daß er nur mehr zu wanken vermochte. Es brach auch gleich in ihm eine Krankheit aus, welche höchst gefährlich wurde und sein Leben aufzulösen drohte.

Den Tag seiner Genesung wollte Philipp in einem Kreise freier Menschen feiern, und er beschloß an der Wirthstafel zu essen, welche immer sehr zahlreich und von sehr gebildeten Menschen besucht wurde, da Philipps Gasthof der vorzüglichste in der Stadt war.

Die Augen aller Gäste wandten sich auf ihn bei seinem Eintritte in den Saal, da seine kühnen Schicksale allgemein bekannt waren, und

der Gießhölle von dem Leiden dieses Unglücklichen mit Rührung und reger Theilnahme sprach. Alle Gäste der Wirthst. sel bemühten sich, ihm ihre theilvollen Gesinnungen durch die freundlichste Aufmerksamkeit darzuthun und Philipp sah sich in der angenehmen Umgebung.

Die Tasa war zu Ende. Philipp saß noch auf seinem Plaze in stilles Geplauder mit einem alten Stabs-Officer und trank seinen Kaffee. Zufällig bemerkte er, daß zwei Herren, die in einer Fensterbrennung standen, ihn scharf betrachteten, dann eifrig zusammen flüsteren, und während des Gesprächs oft nach ihm hinsahen. Diese scharfen Blicke und dieses eifrige Geflüster beunruhigten ihn, um so mehr, da unter dem schweren Drucke der seit seinem Anabenalter bis beinahe zu dieser Stunde auf ihn gelagerten Leiden sein Gemüth durch die schmerzliche Vorstellung, nur für Leiden bestimmt zu sein, immer mehr eingeschüchtern und beangstigt wurde. Kein Oriental hing so fest dem Glauben an ein Fatum an, als Philipp seit seiner letzten Verbanung. Er lebte in der Ueberzeugung, daß alles, was ihm begegnet sey und noch begegnen werde, unabhängig sey von dem eignen Waoeln, gar nicht auf einem vorgängigen Grund beruhe, daß im Buche des Verhängnisses sein Lebensblatt nur mit sich reißenden Leiden bezeichnet sey und diese Reihe von Leiden ihn durch das Leben hindurch begleiten müsse, weil das Schicksal so wolle. Der Fatalismus beherrschte ihn mit aller Uebermacht und entmuthigte seine Seele, die doch unter den schwingenden Flamm von Menschens und seiner Mithosität so frei, muthig und stark hatte seyn sollen. Erst

als er sah, daß die beiden Männer ihn nicht mehr beachteten, in das Nebenzimmer zum Billard traten und, unbekümmert um ihn, unter Lachen und Scherz ihr Spiel machten, wurde er wieder ruhig und plauderte mit dem frohsinnigen Major traulich fort, bis diesen seine Dienstgeschäfte abriefen.

Kaum war Philipp auf einige Augenblicke auf sein Zimmer zurückgekehrt, als er an seiner Thüre pochen hörte und einen der beiden Unbekannten, deren Blicke ihn so beunruhigt hatten, rasch eintreten sah. „Sie sind der Baron Wilken aus Koblenz, der wegen Blutschuldungs-Versuch und Vatersmord schon seit drei Jahren durch Steckbriefe verfolgt wird!“ — sprach der Unbekannte mit dieser Betonung und drohendem Ernste. Philipp hielt sich mit Mühe aufrecht. Der vernichtende Gedanke, der gewaltigen Hand des unvermeidlichen Schicksals nicht enttrinnen zu können, machte ihn ein Ja über die tockleichen, bebenden Lippen hauchen. Der Fremde öffnete die Thüre, und auf seinen Wink traten zwei Pöhl-Soldaten ein. — „Bringt diesen hier in das Stadtgefängniß und dann seine Sachen in meine Wohnung! — gebot er und entfernte sich.

Als Philipp sich nennen hörte und ihn der Gedanke erfaßte, das rettungslose Opfer des verderbenden Geschicks seyn zu müssen, da war jeder Muth und jede Kraft von ihm gewichen. Aber jetzt erwachsen Muth und Kraft immer rascher in ihm, erregt von der Macht und dem Stolz des Willens, diesem Geschicke zu trotzen und unter seinen grausamen Schlägen als ein Held zu fallen. In edler Haltung schritt er raschen Gan-

aus dem Gefängnisse in, und als er gleich darauf
im Verhöre geführt wurde, erklärte er sich als
Blutschänder und Vaternörder.

In der Gesellschaft, mit welcher Philipp ge-
essen hatte, befand sich ein Criminal auch aus
Mainz. Dieser war gerade zu jener Zeit, als Phi-
lipp von Könn nach Koblenz zurück kam, bei
seinem Bruder, dem Domänen-Direktor von
Treßowin auf Besuch und hatte auch in Philipps
Gesellschaft mehrere Jagden mitgemacht, ohne je-
doch selbst mehr als bloß flüchtig geforschen zu
haben. Doch war ihm das schöne Gesicht des
jungen Mannes durch einen besondern Zug von
Friede und Herzgutmuth so anziehend geworden,
daß er dieses liebliche Bild nun tief eingeprägt hatte.
Auch zu ihm, als heimlichem Richter, gelangte der
Stückbrief, worin Philipp angeklagt und bezeich-
net war. Von diesen Augenblicke an war Phi-
lipps Bild noch lebhafter ihm entgegen, da er
mit solch einem Reize des Außern eine solche
Höflichkeit des Innern nicht in Einklang bringen
konnte. Durch Jammer-Angelegenheiten zu ei-
ner Reise nach Darmstadt veranlaßt, kam er da-
gerade am Morgen des Tages an, an welchem
Philipp zum erstenmal an der Wirthstafel aß.
Innere Unruhe, durch den unglücklichen Fatalismus
erzeugt, und drei Jahre unbeschreiblicher Leiden
hatten von Philipps Angesicht die frischen Blü-
then jugendlicher Reize abgestreift, aber doch ge-
hörte dieses Gesicht zu jenen glücklichen Gebilden,
die sich selbst unter den Stürmen der Zeiten und

der Duldungen noch in kräftigen Erhöhungen erhalten und, sich dem Wiedersehen darbietend, der erfassten Seele eine immer lebhafter sich gestaltende Erinnerung einflößen. So ging es dem Mainzer Criminalrath, als er Philipp wieder sah. Dieses Gesicht schon gesehen zu haben, und durch selbes an irgend etwas Inhaltreiches zurückgeführt zu werden, war der Punkt, in welchen sein ganzes Sinnen versfloß. Er betrachtete und sann, er glaubte diesen Namen nennen, diese That sich sagen zu müssen, wodurch ihm der Fremde so lebhaft vor die Seele trat, aber er erschöpfte sein ganzes Erinnerungs-Vermögen fruchtlos. In diesem Augenblicke reichte ihm sein Nachbar ein Zeitungblatt. Sein Blick fiel auf amtliche Anzeigen, auf einen Steckbrief. Jetzt zerfloßen die verhüllenden Nebel wie auf einen Hauberschlag, aus der aufregenden Erscheinung sprang ihm der Name Wilken und das geschehene Verbrechen kräftig entgegen, es war das Wort Steckbrief, welches das Verhüllte zur klaren, raschen Beschauung hervorriß.

Der Stadtdirektor hatte die Gewohnheit, täglich nach Lische in dieses Gasthaus zu gehen, dort ein Glas Wein zu trinken und sich mit seinen Bekannten zu unterhalten. In die Zahl dieser gehörte der Criminalrath. Der Stadtdirektor bemerkte an dem sonst so Heitern eine Befangenheit, eine trübe Stimmung. Er machte ihm darüber freundschaftliche Vorwürfe, und staunte und erschrak, als ihm dieser seine, bis zur festen Ueberzeugung erwachsenen Vermuthungen über den als Kaufmann Merz hier geltenden Fremden zuflüsterte. Auch der Stadtdirektor erinnerte sich jenes Steckbriefes und die in ihm auftauchende Erinnerung an jene

so genau bezeichnete Gestalt machten ihn immer in des Criminalraths Ueberzeugung eingehen, vorzüglich, als er jetzt sehr wohl bemerkte, daß Philipp seinen und des Criminalraths Blicken mit auffallender Unruhe und öfterm Erblicken begegnete. Des Stadtdirektors Pflicht forderte ihn auf, hier zu thun, was seines Amtes war. Er ging absichtlich in das Billard-Zimmer, und spielte dort unter Scherz und Lachen, um Philipps Aufmerksamkeit nicht zu erregen und ihn nicht vielleicht gar zu schneller Flucht zu veranlassen. Aber heimlich sandte er nach seinem Altkuar, ließ sich von diesem die Badischen Amtsblätter jenes Jahres bringen, und gab ihm Befehl, in der Nähe des Wasthauses zwei Polizeisoldaten seines Rufes gewärtig seyn zu lassen. Er und der Criminalrath lasen nun jenen Steckbrief in größter Aufmerksamkeit, mit welcher sie auch unbemerkt Philipp betrachteten, und der vollen Ueberzeugung sich hinzugeben mußten, in ihm den bezeichneten Verbrecher zu sehen.

Eine Stunde darauf war der Unglückliche, der unschuldige Dulder im Kerker des Stadtgefängnisses.

Die Darmstädtsche Untersuchungs-Behörde zeigte dem Criminalgerichte zu Treßviß die geschehene Verhaftung des Freiherrn Philipp von Willen an, und erbot sich zu dessen Auslieferung gegen Ersatz der bezüglichen Kosten.

Man gewährte dem unglücklichen Philipp die Wohlthat, in einem zwar vergitterten und

wohl verwahrt, aber geräumigen, hellen Gemache wohnen zu dürfen. Man gab ihm keine Fesseln und versah seinen Tisch mit guten Gerichten, wobei es nie an Wein gebrach. Es wurde ihm Bücher und Schreibzeug bewilligt, auch täglich der Besuch des Priesters gestattet, der Philipp während seiner langwierigen, sehr gefährlichen Krankheit im Gasthose so oft getröstet, ermuntert und erfreuet hatte.

So saß Philipp eines Abends mit dem Priester und hatte ihm eben bei seiner unerschütterlichen Hoffnung auf ein ewiges Leben die Verheißung zugeschworen, daß er an dem bezüchtigten Verbrechen rein und unschuldig, daß er das hilflose Opfer der schamlosesten Wollust und der verderblichsten Nachsicht einer unnatürlichen Stiefmutter sey, da hörte man, den hohen, gewölbten Gang herauf, rasche, kräftige Schritte vieler Menschen. Die Thüre des Gemaches wurde aufgerissen, und auf ihrer Schwelle stand, von einer Menge umgeben, der alte Gerichtshalter von Rodenfeld. Die heftige Bewegung seiner liebenden Seele hatte dem gefühlvollen Greise die Sprache geraubt, er streckte die zitternden Arme gegen den überraschten Philipp aus, er vergoß Ströme von Thränen. Jetzt ward ihm wieder das Vermögen zu sprechen, und er rief, allen Athem seiner wogenden Brust für die Worte der Barmherzigkeit und des Glücks zusammenfassend, mit jauchzender Stimme: „Gnädiger Herr, Sie sind unschuldig, Sie sind frei!“

„Unschuldig — frei!“ stammelte Philipp, und sank ohnmächtig in die Arme des Priesters.

Nach Philipps Rucht aus dem väterlichen Schlosse begann die Wittve Willen ihrer häuslichen Weisenden wieder anzufügen und unheimlich walten zu lassen. Schon zu altend und durch die Sünde zu wehl, um die Sinne eines Mannes aufzureizen, fuhr sie jede Woche einmal in die Stadt, wo im Hause einer vertrauten Kupplerin sie ihrem Laster im Umgang mit Menschen frönte, die, aus der Hefe des Volks, für Völl zu jeder Schandthat willig waren.

In diesem Hause der lasterhaften Vertrauten sog die verbuhlte Emilie das schreckliche Gift ein, welches ihren entnervten Körper um so gräßlicher zerstörte, als sie keinem Arzte sich anvertraute, sondern nur, unter der Weathung Kupplerin, sich selbst der behandelte. Sie konnte ihr Schmerzlager nicht mehr verlassen, und die vernichtende Hand streckte nach ihr der Tod aus, aber nicht im Reize des freundlichen Genies, der den Guten zurückführt in seine Heimath, in die Hallen der himmlischen Seligkeit, sondern als ein scheußliches Gerippe, drohend mit den klappernden Gebeinen, und in alle Augen ihres Gewissens gewaltig greifend. Und unter den Qualen des ruhelosen, anklagenden Bewusstseyns tief sie alle Leute des Schlosses zu sich und gestand vor der zahlreichen Versammlung, daß sie es war, die ihren tugendhaften Stieffohn zur Befriedigung ihrer wilden Gelüste habe verleiten wollen, daß sie, von ihm mit Harte zurückgewiesen, aus Rachsucht den Unschuldigen des Versuches der Blutschandung angeklagt habe, und daß sie bei allem, was dem Menschen heilig sey, beschwören könne, daß nicht durch Philipps, sondern durch seines Vaters Schuld der Schuß losgegangen

sey, indem dieser, wie sie recht gut gesehen, den Finger an den Drücker, jener aber die Pistole gar nicht, sondern nur den Arm seines Vaters gefaßt hatte.

Ueber Emiliens öffentliches Geständniß wurde von dem Gerichtshalter gleich eine Acte aufgenommen, in welcher sich mehr denn dreißig Zeugen unaufgefordert unterzeichneten. Wenige Stunden nach diesem Geständnisse starb Emilia unter den größtlichen Verwünschungen ihres lasterhaften Vampels. Der Gerichtshalter hatte sich so eben an seinen Schreibtisch gesetzt, um eine öffentliche Anzeige der Unschuld seines Gerichtsherrn für die Zeitungen des In- und Auslandes niederzuschreiben, als der Postbote die Mittheilung des Darmstädterischen Gerichtshofes von Philipps Verhaftung überbrachte. Der edle Geis war außer sich vor Schmerz, seinen innig geliebten Herrn im 16. Jüngnisse zu wissen, und vor unbeschreiblicher Freude, dessen Aufenthalt zu kennen, und er selbst der erste Verkündiger der glücklichsten Nachricht dem Leidenden zu werden. Der eifrige Freund erlaubte sich kaum so viele Zeit, die allernöthigsten Nachbedürfnisse einzupacken zu lassen, und tollte, die Postkutsche überreichlich beschenkend, mit der äußersten Schnelle dem ersehnten Darmstadt zu, wo er gleich beim Stadtdirector abstieg. Philipps Umarmung kuschelte und, begleitet von dem Stadtvater, dem Gefängnisse zuwies. Ein Schwarm von Kameraden folgte dem Erlenden, der in der Zerknirschtheit seiner Freude über Philipps Befreiung alle Vergleichen übergebend einlud, mit ihm das schönste, heiligste Fest der Menschheit zu feiern, das Fest der Eh-

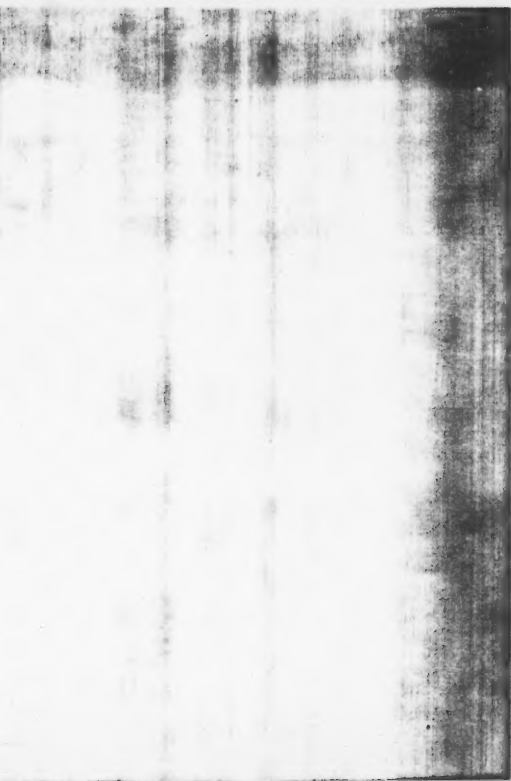
rettung aus der Verurtheilung eines unschuldig
Verurtheilten.

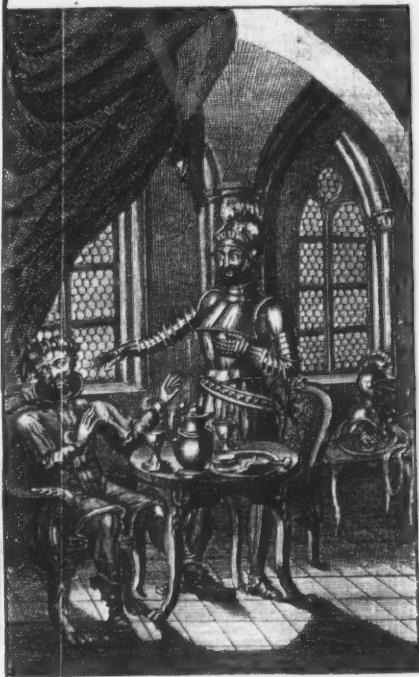
Ärzte wurden dort und diesen gelang es
schon nach vieler Mühe, den ohnmächtigen Philipp
wieder zu sich zu bringen. Als er jetzt die Augen
aufschlug, da rißte der edle, ehrwürdige Gerichts-
halter an den Häupten seines Bettes und vergoß
die heißesten Thränen der Freude, und alle Anwe-
senden schauten auf Philipp mit nassen Augen
an und wünschten ihm Glück aus tief gerührtem
Herzen. Philipp sah um sich her mit stillem,
kühnem Lächeln, er sprach recht oft die Worte:
„Unschuldig — frei“ und blickte dann, immer
hart lebend wie im Genuße einer geheimen, un-
beschreiblich süßen Empfindung ruhig vor sich hin.

Es war der ganze Tag dahingegangen, und
Philipp that nichts, als Jedermann anlächeln, jene
Worte wiederholen und mit dem Ausdrücke stiller
Wonne vor sich hinschauen. Bald herrschte kein
Zweifel mehr, daß der Unglückliche eine Beute
des Wahnsinns geworden sey. Die furchtbarsten
Leiden hatten nicht vermocht, seine Sinne zu zer-
stören; die zu große Freude über die Entdeckung
seiner Unschuld hatte es gethan. Man konnte nie
einen Augenblick um ihn fern, ohne von einem
unendlichen Schmerz ergriffen zu werden. Dies
seines sanften Lächeln, dieses freundliche Auge, die so
rein und innig gesprochenen zwei Worte und der
hohe Abglanz des stillen Entzückens auf dem schö-
nen, blühenden Gesichte rissen zur schmerzlichsten
Nährung hin, die sich immer in heiße Thränen
auflöste.

Der Gerichtshalter brachte ihn nach Kobensfeld. Als sie über den Hof fuhren, schrie Philipp im wilden Entsetzen auf, und suchte zu entfliehen. Der Gerichtshalter ahnte die Ursache dieser heftigen Bewegung, ließ auf der Stelle umlenken und fuhr nach Neuhof. Laut jauchzend warf der glückliche Irre diesem ihm von jeher so theuren Aufenthalte die zärtlichsten Kuschhändchen zu.

Nach einem halben Jahre nahm Philipps Wahnsinn den sonderbaren Charakter an, daß ihm jedes Dorf als die Festung Magdeburg, und jeder beim Eingange eines Dorfes sich befindende Mensch als ein lauernder Werber erschien. Man hätte für sein Leben fürchten müssen, wenn man ihn hätte zwingen wollen, in ein Dorf zu gehen. Aber täglich, zu jeder Jahreszeit, selbst in der ungünstigsten, rauhesten Witterung ging er auf die Landstraße und harrete der Wanderer. Da bat er jeden Reisenden, die Thore dieses furchtbaren Magdeburgs, unter deren rissigen Wölbungen verderbliche Werber lauern, nicht zu betreten. Mit aller Gütmüthigkeit bat und warnte er. Es gab manchmal gefällige Menschen, die ihm die Freude machten, seine Warnungen zu hören und das vermindliche Magdeburg auf Umwegen zu umgehen. Dann hüpfte er wie ein Kind umher, klatschte in die Hände und jauchzte laut, aus Freude, den rückfahrenden Werbern eine Beute entrißen zu haben. Aber verdüstert, oft bis zu Thränen betrübt schlich er seinem Schlosse zu, wenn seine herzlichen Warnungen, seine innige Theilnahme an Menschenwohl verhöhrend zurückgewiesen und seine Güte und seine Liebe mit verlegender Kälte und rohem Troße erwiedert wurden.





und der Mönch von Valambrosa bin ich!

26278.

B e m ä l d e

aus dem

Mönchs- und Nonnenleben

ritterthümlicher Zeiten.

Meyer,
Buchhändler

Nach

Urkunden und Handschriften aus dem Mittelalter,

von

J. H. von Train.



Erster Band.

Mit einem Titellapser.

Almshaus, 1838.

Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt.



1926.5206.110²

I n h a l t.

	Seite
I. Gedrängte Geschichte der Klöster von ihrer Entstehung an bis zur Reformation	1
II. Die Zensurenklause	35
III. Der Mönch von Ballombrosa	127

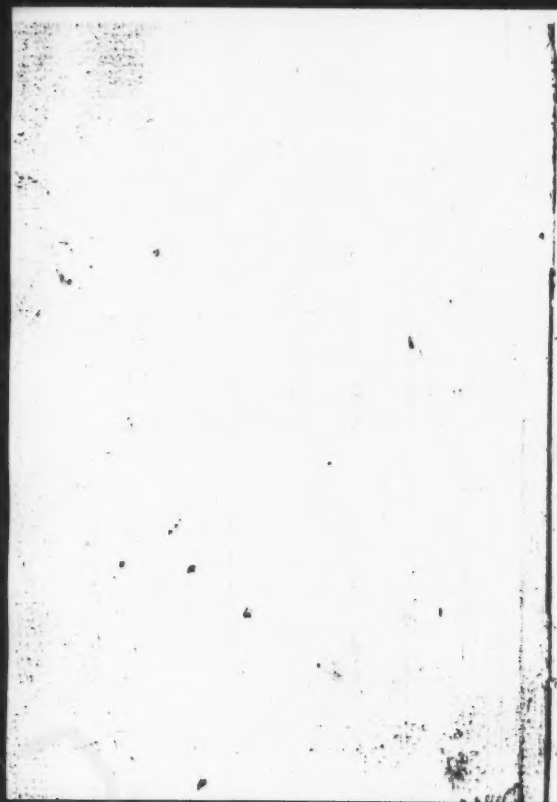


I.

Gedrückte Geschichte der Klöster

von

ihrer Entstehung an bis zur Reformation.



Schon in der vorchristlichen Zeit gestaltete sich die Neigung zum einsamen Leben aus den Verderbnissen des gesellschaftlichen. Gute, fromme Menschen, die sich dem Kampfe gegen die Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, flohen in unzugängliche Wüsten, empört von der Sittenlosigkeit ihrer Zeit, in der Entsagung alles Weltlichen, in der Einsamkeit Schutz suchend gegen das andringende Böse, gegen ungerechte Verfolgung. Die altmorgenländische Weisheit stellte ihnen ein hohes, heiliges, beglückendes Ziel dar, welches dem von bloßen Lüsten und irdischem Treiben sich losreisenden Menschen nach gehöriger Selbstübung und Abhärtung erreichbar sei, aber nur in der gegen gerstreuende, werthlose Eindrücke schließenden Einsamkeit, die den innern Blick eröffne, und in welcher Alles, was selbst die weisesten Weltkinder nicht zu schauen gewürdigt wären, sich dem Allein und immerdar zu Gott gewandten, heiligen Einsamen offenbare.

Dem Beispiele guter, frommer Menschen folgten auch Sünder, oft in Folge einer plötzlichen, gänzlichen Umwandlung und Wiedergeburt des ganzen Menschen. — Die fröhlichsten, übers

müthigsten, weltlichsten Personen, die jede andere Richtung verspottet, ja verfolgt hatten, weihen sich, hingerissen von einer Thatsache, einer Betrachtung, einem Worte, ergriffen von Reue über ein Leben voll Verwirrungen, voll Verbrechen, und geleitet von einer alten, im ganzen Orient verbreiteten Idee, daß man in der Einsamkeit, durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umganges mit Menschen, durch strenge Uebungen und Besserungen die Gottheit versöhnen könne, mit dem ihrem frühern Wandel entgegengesetzten Aeußersten, mit der härtesten Strenge im äußern und innern Mönchswesen, dem Fasten, Kaskelen, Geißeln, dem Gebet und der Beschäftigung mit geistlichen Dingen.

In den thebaischen Wüsten des obern Aegyptens, die mit ihren Wunderbauten und ernsten Erinnerungen das Gemüth für ein vom gewöhnlichen ganz abweichendes Leben aufregten, hatten die meisten dieser Siedler ihre einfachen Wohnungen unter einem Blätterdache oder in Felsenhöhlen.

So zeigt uns das vorchristliche asiatische Alterthum Gymnosophisten, Anachoreten, Eremiten, Büßer, und solche Gottgeweihte hatte das alte hebräische Volk in seinen Nazaräern, denen Moses besondere Rechte zugestand. Auch das Leben der Essäer und Therapeuten, die um die Zeiten Jesu in Palästina und Aegypten blühten, war ganz nach der Idee von Absonderung aus

der Welt und von klösterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die man später in der bessern Periode des christlichen Mönchswesens obwalten sieht.

Unter den Christen entstand die Vorliebe zu einem einsamen, contemplativen, mit den härtesten Entsagungen und Büßungen vereinten Leben im dritten Jahrhundert. Antonius, im Jahre 251 zu Roma bei Heraklea in Oberägypten geboren, genannt der Heilige, auch der Große, ging 285 aus Andachtstrieb in die Einsamkeit. Dahin gingen in jener Zeit noch Viele, deren Namen die Kirchengeschichte mit großer Auszeichnung nennt.

Antonius fühlte an sich die Größe der Wahrheit, daß unbedingte Einsamkeit nur wenigen Naturen ganz zusage, und daß, wenn man auch äußere Noth geduldig ertragen könne, doch das Bedürfniß innerer Wechselwirkung und geistiger Stützen zu überwiegend sei. Er sammelte um 305 mehrere Einsiedler, erbaute mit ihnen gemeinschaftliche Wohnungen und vereinigte sie, unter der Benennung Mönche, zu einem gemeinschaftlichen Leben und zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen, und gab diesem ersten cönobitischen Vereine den Namen Laura. Mit Recht wird Antonius der Stifter des Klosterlebens genannt.

Pachomius, sein Schüler, baute auf Tabenna, einer Nilinsel in Oberthebaïd, mehrere Häuser

in geringer Entfernung von einander, ließ in jedem eine Anzahl von Mönchen, zu drei bis vier, in Zellen zusammenwohnen und ernannte den frommsten und weisesten unter ihnen zum Prior. Als Pachomius im Jahre 328 starb, zählte diese klösterliche Anstalt 50,000 Mitglieder, welche von einem Obervorsteher, genannt Abbas (Vater), Hegumen oder Wandrit, regiert und zu einer bestimmten, gleichförmigen Lebensordnung angehalten wurden.

Der berühmte Kirchenvater Chrysostomus, geboren zu Antiochien um 344, der Sohn eines mächtigen Feldherrn, studirte die Beredsamkeit unter Libanius, dem berühmtesten Redner seiner Zeit, mit solcher Auszeichnung, daß er bald seinen Lehrer übertraf, hörte Philosophie unter Adragathius, widmete sich dem Studium der heiligen Schrift, und hatte, ein zwanzigjähriger Jüngling, einige Rechtsachen mit außerordentlichem Erfolge vor Gericht geführt, als er plötzlich den Entschluß faßte, fern von dem eiteln Glanze der Welt, in Syriens Einöden sein Leben Gott zu weihen. Er zog zu den Einsiedlern, welche die Gebirge auf der Gränze von Antiochien bewohnten, und vereinigete sie zu einer klösterlichen Genossenschaft. Ueber das Leben dieser Mönche schrieb er: „Sie stehen beim ersten Hahnenschrei oder um Mitternacht auf. Nachdem sie gemeinschaftlich Psalmen und Hymnen gelesen, beschäftigt ein Jeder sich in seiner Zelle mit Lesen der heiligen Schrift oder

Abschreiben von Büchern. Sodann gehen sie in die Kirche. Nach der Messe lehren sie ruhig in ihre Wohnung zurück. Nie sprechen sie mit einander. Ihre Nahrung ist Brod, Salz und Quellwasser; etliche nehmen etwas Del dazu, und die Kranken Gemüse. Nach dem Essen ruhen sie einige Augenblicke und nehmen dann ihre gewohnten Uebungen wieder vor. Sie graben die Erde, fällen Holz, verfertigen Körbe und Kleider, waschen den Reisenden die Füße. Ihr Bett ist eine auf die Erde gebreitete Matte, ihre Kleidung Felle, oder aus Ziegen- und Kameelhaaren bereitete Zeug. Sie gehen barfuß, haben kein Eigenthum, die Wörter mein und dein sprechen sie nie aus. Es herrscht in ihren Zellen ein ununterbrochener Friede, eine stille und ruhige, in der Welt kaum gekannte Heiterkeit." —

Auch die Wüsten und Wälder von Palästina, Syrien und Armenien füllten sich mit Cönobien. Aus den Wüsten und Einöden zogen sie sich später in und um die Städte. Wegen der Nähe der Weltleute und Versuchung wurde die Strenge der Clänsur eingeführt, um durch das Verbot, hinauszugehen aus den stillen, heiligen Mauern und mit den Weltleuten zu verkehren, den Mangel abgeschiedener Wüsteneien zu ersetzen. Dieses gab Veranlassung, die Cönobien Claustra (verschlossene Dexter), Klöster, zu nennen.

Menschen jedes Alters und Standes drängten sich zum Klosterleben, welches frei gewählt, noch

wenig durch andere Gesetze eingeschränkt wurde, als die Jeder, dem Zwecke andächtiger Einsamkeit gemäß, sich selbst gab. Basilius, Bischof zu Cäsarea in Kappadocien, unsterblich durch seine erfolgreiche Regelung der Kirchengucht und Bemühungen zur Beförderung des Mönchslebens, war der Erste, welcher eine gewisse Gleichheit der Verfassung in den Klöstern des Orients herstellte und für sie die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth verordnete. Basilius war vorzugsweise der Stammvater der Ordensgeistlichen des Morgenlandes, dem doch immer der ernste, finstere Charakter mehr eigen blieb, und worin die Mönche in Hinsicht auf Anbau des Landes, Umfang der Besitzungen, Fleiß, Gelehrsamkeit, volksmäßige Einwirkung und staatsrechtlichen Einfluß die Wichtigkeit der abendländischen nie erreichten.

Der Eintritt in ein abendländisches Kloster galt für eine stillschweigende Verpflichtung zur Keuschheit, zur Enthaltksamkeit von allen Weltfreuden, zum Gehorsam gegen die angenommenen Regeln der innern Lebensordnung, aber das Abendland kannte noch keine eigentlichen Klostergelübde, keine feierlichen Professien. Da lehrte Benedictus von Nursia aus der Einsamkeit, einer, vierzig Meilen von Rom, in der Wüste Subiaco, gelegenen Höhle, welche er schon in seinem vierzehnten Lebensjahre bezogen und worin er 515 eine Regel für Mönche entworfen hatte, in die Welt zurück,

zerstörte einen Tempel des Apollo auf dem Monte Casino bei Neapel, erbaute ein Kloster und besetzte es mit Einsiedlern, die auf seinen Ruf aus den fernsten Gegenden herbeigeströmt waren. Hier machte er seine mit tiefer Weisheit und Frömmigkeit bearbeitete Regel in ihrem vollen Umfange geltend. Ein Feind der Geschäftlosigkeit, verordnete er, außer den Werken Gottes, wie er Gebet und das Lesen geistlicher Bücher nannte, Unterweisung der Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Christenthum, ließ die Mönche auch Handarbeiten thun und die Deconomie des Klosters besorgen, war, ohne jedoch zu übertreiben, streng in Kleidung und Leibespflge, ließ eine Bibliothek anlegen und verwendete die alten, gebrechlichen Mönche zum Abschreiben der Handschriften. Benedictus, der Gründer des ersten occidentalischen Mönchsordens, der abendländischen Mönche, des Urs- und Stammklosters Monte Casino, mit Recht für das erste des ganzen katholischen Europa geltend, aus welchem so viel Inhaltschweres ausging, hatte Gottesdienst und Arbeit, Wissenschaft und strenge Lebensart so fromm, so weise vereint, und er war der Schöpfer der Grundbesitze und des Reichthums, der ständischen und staatsrechtlichen Vorzüge, die sich bald zu dem Geistlichen fanden. Benedicts Vorarbeiten dankt die gelehrte Welt die Erhaltung großer literarischer Schätze.

Benedict's strenge und zweckmäßige Regel wurde fast in allen Klöstern des Abendlandes als

eine gemeinsame Gesetzgebung angenommen, und selbst die abweichenden wurzelten in ihr. Die genaue Beobachtung dieser Regel gestaltete die Klöster vom sechsten bis ins neunte Jahrhundert zu Wohnsitzen der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und zum Asyle der Gelehrsamkeit, welche sich bei der Verwirrung jener Zeiten in die geweihten, stillen Mauern flüchtete. Von ihnen gingen Missionäre aus, Wälder, und Einöden wurden von Mönchen gelichtet und urbar gemacht; um den Anbau des Bodens, um die Bekehrung der germanischen und slavischen Völker erwarben sie sich wesentliche Verdienste.

Das Kloster Clugny in Burgund wurde ums Jahr 910 von dem heiligen Berno gestiftet, und von dessen Nachfolger, dem heiligen Odo, so erweitert, daß daraus die erste der großen Genossenschaften entstehen konnte. Die Mönche hießen die Cluniacenser. Das Kloster Clugny zählte im Jahre 1126 unter seinem Abte Peter dem Ehrwürdigen, 460 Mönche, und diesem Stammkloster waren mittelbar 2000 andere Klöster unterworfen, deren Bewohner zu den gebildetsten Mönchen gehörten.

Im Thale Camaldoli, bei Arezzo auf den Apenninen, stiftete der heilige Romuald, ein Benedictiner adeligen Geschlechtes, aus Ravenna, 1012 — nach Andern 1020 — den Orden der Camaldulenser und gab ihm die Bestimmung, mit der Regel des heiligen Benedict's ein einsiedleri-

sches Leben zu verbinden. Sie verbreiteten sich aber erst bei zunehmendem Reichthum und bei Anwachs ihrer Macht und ihres Einflusses in Italien, Frankreich, Deutschland und Polen.

Der Orden der grauen Mönche, 1038 von Gualbert dem Heiligen gestiftet, hatte Einsamkeit und beschauliche Andacht anfangs zum Zweck, aber das Stammkloster, von Gualbert nach seiner Lage im dichten Tannenwalde Vallombrosa genannt, und das erste, das Laienbrüder annahm, wurde durch Schenkungen reich und prangte 1637 als Abtei von außerordentlicher Größe in reicher Pracht der weitläufigsten, geschmackvollsten Gebäude. Die unter dem Namen Scagliola bekannte, später in Florenz sehr vervollkommnete Steinmalerei ging aus diesem Kloster hervor. Der Mönch Heinrich Hugford erfand sie und widmete sich während seines Aufenthaltes in der reizenden Einsiedelei il Paradisino bei Vallombrosa ihrer Ausbildung mit dem glücklichsten Erfolge.

Um das Jahr 1030 geboren aus einem alten und edlen Geschlechte stammend, zeichnete sich Bruno in seinen Studien zu Rheims so aus, daß ihm der Bischof Gervais die Aufsicht über alle Schulen seines Sprengels ertheilte. Mit dem heftigsten Eifer, mit dem ruhmvollsten Erfolge verwaltete er sein umfassendes Amt, aber die Sittenlosigkeit jener Zeit empörte ihn so sehr, daß er nur in der tiefsten Zurückgezogenheit von der verderbten Welt seine Ruhe und sein Glück

zu finden glaubte. Gefolgt von sechs gleichgesinnten Freunden, betrat er an der Hand des Bischofs Hugo das vier Stunden von Grenoble gelegene enge Thal Chartreuse, von hohen, schroffen, mit dunkeln Tannen, mit Schnee und Dornen bedeckten Felsen, von dichten Wäldern umgürtet und durchrauscht von einem wilden Flusse, Gnyge der Todte genannt. In dieser furchtbar erhabenen Einsamkeit erbaute Bruno mit seinen sechs Gefährten ein Bethaus, kleine abgesonderte Zellen zu ihren Wohnungen, gründete 1068 einen der strengsten Mönchsorden und gab ihm den Namen, den diese Schauerwüste hatte.

Die Mönche, nach ihrem Stammsitze Carthäuser genannt, erbauten eine Kirche, schufen durch Arbeit und Kunst einen Theil der Waldung in Garten um und belebten durch ihren Fleiß einen Ort, den die Natur nur zum Aufenthalte wilder Thiere bestimmt zu haben schien.

Aus seinem Orden jedes weichliche Leben zu verbannen, ja alle frühern Regeln durch Strenge und Entsagung zu überbieten, war Bruno's fester Entschluß, den er auch mit der ganzen Kraft seiner starken Seele ausführte. Nach seiner Anordnung trug der Carthäuser eine Kutte von grobem Zeug und auf diesem Leibe einen handbreiten, aus dünnem Drahte geflochtenen Gürtel mit vielen scharfen Spizen. Die Nahrung bestand größtentheils aus Vegetabilien und Kleienbrod. Quellwasser war das einzige Getränk, selbst für Kranke.

Bei keiner Speise durfte Butter, Fett oder Del gebraucht werden. In jeder Woche wurde drei Tage gefastet, von Kreuzerhöhung im September bis Ostern täglich nur einmal sehr karg gegessen und in den acht heiligen Wochen nur Wasser und Brod genossen. Die gottesdienstlichen Uebungen wurden Tag und Nacht nicht ganz unterbrochen, dem Schlasfe nur drei bis vier Stunden geschenkt und alle, die sonst für die Erholung gehören, zum fleißigen Abschreiben der Bücher benugt. Dabei lebten sie in der äußersten Armuth und besaßen an Gütern nur so viel, als ihre zu mäßigen Bedürfnisse in Anspruch nahmen. Zu betteln oder Geschenke anzunehmen war nicht erlaubt.

Nur fünf Jahr blieb Bruno in Chartreuse, dann ging er nach Italien, gründete zu della Torre, einer zum calabrischen Sprengel von Squillace gehörigen Ortschaft, eine zweite Carthause und starb dort 1101 in den Armen seiner Schüler.

Nach Bruno's Entfernung wurden die Mönche von Chartreuse von einem Prior regiert, den sie selbst wählten. Guigo, ihr fünfter Prior, schrieb ihnen, nebst den gewöhnlichen Mönchsgelübden, ewiges Stillschweigen und Einsamkeit vor.

Kein Orden war strenger, als der Orden der Carthäuser, keiner trieb die Entsagungen auf solche Höhe, und doch zählte er im Anfange des vierten Jahrhunderts 211 Mönchs- und Nonnenklöster.

Und obgleich so Manches in dem Leben eines Carthäusers unnatürlich, die Anforderungen der Menschheit verlegend war, obgleich in diesen grauenvoll-stillen Hallen der Einsamkeit und der Selbstverleugnung manche beschränkte, in leeren Aeußerlichkeiten untergegangene, alles Geistes und aller ächten Erhebung mangelnde Mönche vegetirten, so fanden sich doch meist Männer von den edelsten, humansten Gesinnungen, von herrlichem Gemüthe und von bewunderungswürdiger Tiefe des Geistes.

Nur durch einzelne geringfügige Verschiedenheit in Hinsicht der Fasten, Kleidung, häuslicher und kirchlicher Gebräuche von Benedicts Regel abweichend, wurde die klösterliche Genossenschaft von Gramont im Jahre 1083 durch den heiligen Stephan von Thiers gegründet. Die Mönche, ein beinahe so strenges Leben, wie die Carthäuser, während, überließen ursprünglich den Laien die Verwaltung alles Weltlichen; doch der Laien Uebermuth, ihre Eingriffe selbst in das Geistliche, hoben in der Folge diese Einrichtung auf.

Der im Jahre 1099 durch den heiligen Robert aus der Champagne entstandene Orden der Cistercienser führte seinen Namen von seinem Stammkloster Cîteaux, fünf Meilen von Dijon, in einem furchtbar einsamen Waldthale gelegen. Dieser Orden, der sich nur dem beschaulichen Leben unter sehr anstrengender Klosterandacht und Kasteiungen

widmete, strebte nach größerer Heiligkeit und Strenge, als die bestehenden, und die Cistercienser wollten, ihrer ursprünglichen Absicht nach, weder von Almosen, noch von Geschenken, sondern von ihrer Handarbeit leben. Bernhard von Clairvaux, der einflußreichste Priester des Mittelalters, durch strenge Lebensweise, einsame Studien, ergreifende Beredtsamkeit, freimüthige Sprache, durch den Ruf eines Propheten das Drakel des christlichen Europa, dieser Bernhard von Clairvaux, von welchem Luther sagt: „Ist jemals ein gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war's St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden“ — erwarb sich um den Cistercienserorden die größten Verdienste. Er verschaffte ihm durch die thätigsten, einflußreichsten Schritte Befreiung von der bischöflichen Aufsicht, bildete diesen Orden zu einem aristokratisch-republikanischen Mönchsstaat und wirkte so umfassend auf seine Ausbreitung ein, daß die Cisterciensergenossenschaft 100 Jahre nach ihrer Entstehung schon zu 800 reichen Abteien in verschiedenen Ländern Europa's angewachsen war und in der Folge an 2000 Klöster zählte. Die Cistercienser nannten sich, aus Achtung für den heiligen Bernhard, in Frankreich Bernharden.

Norbert, ein Adliger und Chorherr aus Xanten im Clevischen, wurde auf einem Spaziergange durch einen Blisstrahl zu Boden geworfen. Er

würdigte dieses Ereigniß als einen Wink von Oben, zurückzukehren aus einem Leben voll Schwelgerei und Lüsten in den Schooß der Austerität und der Gottesfurcht. Fest entschlossen, sich von nun an nur der strengsten Lebensweise, dem Eifer für Religion und Sittenreinheit zu weihen, verkaufte er sein Erbe, gab den Erlös an die Armen, ging barfuß, in Schaaffelle gekleidet, und sammelte Neuige und geistlich Gesinnte zu gemeinsamer Lebensweise und Eröffnung einer Sittenschule. Nicht die Rauheit des Ortes achtend, keine Regel zu streng findend, siedelte er sich 1120 mit dreizehn auserwählten Genossen in der Einsamkeit des Waldes von Coucy auf einer ihm, nach seinem Vorgeben vom Himmel gezeigten Wiese (*pré montré, pratum monstratum*) an, schöpfte von ihr den Namen für diesen neuen Orden und gab ihm Augustins Regeln mit einigen Verschärfungen. Die Armuth dieser Mönche war anfänglich so groß, daß man in Prémontré kaum Brod hatte, und kein Gesunder durfte Fleisch essen. In der Folge traten gesellig einige Milderungen ein, und der Orden der Prämonstratenser hatte einen sehr raschen, sich weit ausbreitenden Aufwachs.

Im Jahre 1146 stiftete Gilbert von Sempringham einen Orden, der sich durch Strenge, durch manche damit in Verbindung stehende Eigenthümlichkeiten sehr auszeichnete, jedoch solchen Zu-

lauf erhielt, daß schon in der ersten Decade seiner Stiftung 50 Klöster davon bestanden.

Papst Gölentin V. sammelte 1139 die Einsiedler des heiligen Damianus, gründete in Italien aus ihnen einen geistlichen Orden, nannte ihn nach seinem Namen und hielt die der Regel Benedicts einverleibten Mönche zu einem sehr strengen, entbehrungsvollen, menschenfeinden, beschaulichen Leben an. Die Gesellschaft dieser trüben Religiosen erhielt nie eine sehr bedeutende Ausdehnung.

Rotrou, Graf von Perche, stiftete 1140 in einem nordwestlich von Paris in der Normandie gelegenen, von Wald und Felsen eingeschlossenen Thale unweit Montagne eine Cistercienserabtei. Der enge, schwierige Eingang in dieses Thal hieß La Trappe (die Fallthüre). Nach diesem Namen wurde der Orden La Trappe und die Mönche Trappisten genannt. Zu dieser Abtei führte kein gebahnter Weg; um sie zu finden, mußte man sich nach dem Sonnenstande und nach den Kennzeichen der Bäume richten. Das tiefste Schweigen alles Lebens umher mußte selbst den strengsten Forderungen der Entsagung genuehen. Dennoch versielen in der Folge die Mönche in ausgelassene Zuchtlosigkeit. Straßenraub, Mordthat und das Stehlen weiblicher Kinder machten sie zum Schrecken des Landes, weswegen sie auch nur die Banditen von La Trappe genannt wurden.

Die Abtei zählte kaum noch sieben Mönche, da wurde Dominique Armand Jean le Bouthillier de Rancé, der, nach einer in Ausschweifungen vergeudeten Jugend, Professor in der Abtei von Parcelsigne gethan hatte, Abt von La Trappe und unternahm eine Reform seines Klosters, die, unter allen die härteste, viel Bewunderung bei den Andächtigen, aber wenig Nachahmung fand. Die Trappisten mußten täglich elf Stunden beten, ihre übrige Zeit aber bei harter Arbeit und in schweigender Betrachtung zubringen. Außer den gottesdienstlichen Gebeten und Gesängen, und dem Memento mori*), womit sie einander begrüßten, durfte kein Wort über ihre Junge kommen, denn auch ihre Wünsche und Bedürfnisse mußten sie nur durch Zeichen zu erkennen geben. Ihre tägliche Nahrung bestand in Früchten und Gemüse; Fleisch, Wein und Butter war ihnen gänzlich untersagt. Von dem, was in der Welt vorging und von den Schicksalen ihrer Verwandten erfuhren sie nichts; ihre Gedanken mußten stets auf Buße und Tod gerichtet sein, und jeden Abend gruben sie an ihren Gräbern.

Zu den wichtigsten Orden und Genossenschaften jener Zeiten gehörten noch die Sylvestriner, Grandmontaner, Feuillants, Augustiner, Serviten, Hieronymiten, Trinitarier oder Mathuriner und die Mönche des Ordens

*) Denk' an den Tod!

von der Gnade, welche beide lehte sich, neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden, mit uermüdetem Eifer dem segensreichen Geschäfte widmeten, Almosen zur Loskaufung gefangener Christen zu sammeln und Arme und Gefangene zu verpflegen.

Mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wurden die Mendicanten, oder Bettelorden gestiftet. Dahin gehörten die Dominicaner, Franciscaner, Minoriten, Conventualen, Observanten, Capuciner, Amadeisten, Carmeliter, Clarentiner, Spirituellen, Fraticellen, Alcantiner, Cordeliers, Minimien oder Paulaner, Serviten und Capuciner. Diese Mendicantenorden erhielten von den Päpsten die Vorrechte, von jeder weltlichen und bischöflichen Gerichtsbarkeit befreit und befugt zu sein, außerhalb des Klosters von Jedem Almosen zu fordern*), ohne Rücksicht auf die Parochialrechte der Pfarrer überall zu predigen, Beichte zu hören, Messe zu lesen und die päpstlichen Ablässe zu verkaufen, Vorrechte, welche ihnen zum Ersatz für die Strenge dienen sollten, mit der ihre alte Regel ihnen verbot, irgend ein Eigenthum zu besitzen. Charakteristisch wurde das Streben der Bettelmönche nach hierarchischer Bedeutung und nach Einfluß auf die Welt.

*) In der Kirchensprache: „terminare.“

Bischof Chrodogang von Metz ward in der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts durch das ausschweifende Leben der Weltpriester und Diaconen bewogen, die an seiner Kirche angestellten Geistlichen zu klösterlicher Gemeinschaft zu vereinigen. Diese Einrichtung erhielt auf der Kirchenversammlung zu Aachen 816 in der Karolingischen Monarchie gesetzliche Kraft und wurde bald bei allen Domkirchen der lateinischen Christenheit nachgeahmt. So entstanden die Stifter, ein engverbundenes Ganzes, welches die Geistlichen an Metropolitan-, Cathedral- und Collegiatkirchen mit ihren Bischöfen oder Decanen, wie die Conventualen in den Klöstern mit ihren Aebten, ausmachten, indem sie in Einem Gebäude — Münster genannt — wohnten, in Einem Saale schliefen, an Einer Tafel zusammen speisten und von dem Ertrage eines Theils der Stiftsgüter und Zehnten, den der Bischof oder Decan zu ihrem Unterhalte bestimmte, mit jedem Lebensbedürfnisse versorgt wurden. Wegen ihres canonischen, an die Gelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams gegen die Oben gebundenen Lebens erhielten sie den Namen Canonici und erwarben als Collegium die Rechte eines geistlichen Senats, der seinem Bischofe oder Decan beratend zur Seite stand. — So bildeten sich die Domcapitel, deren Glieder, die Canoniker, sich Capitularen, Dom- oder Stiftsherrn nannten, weil sie nach und nach in den Besitz eines bestimmten Antheils der zu ihrer

Kirche gehörigen Güter kamen. Ihre anwachsende Macht beschränkte die der Prälaten und erregte sehr die Eifersucht der Mönche, da immer häufiger Söhne aus adeligen Familien in die Mitte der Stiftsherren traten und von ihren Verwandten, wie von den Fürsten, unterstützt, ihre Einkünfte und ihre Lebensart von der bischöflichen Willkür unabhängig zu machen wußten. So erhielten in der Folge die deutschen Erz- und Hochstifter Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speier, Constanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freisingen, Regensburg, Trient, Brixen, Basel, Münster, Osnabrück, Püttich, Lübeck und Chur, so wie die Probstseelen Ellwangen, Berchtesgaden zc., die gefürsteten Abteien Fulda, Corvey, Rempten zc. Landeshoheit und Stimmrecht auf dem Reichstage, daher sie unmittelbar Stifter hießen und den Fürstenthümern gleich geachtet wurden.

Das Klosterleben der Mönche gab bald nach seiner Entstehung Anlaß zu klosterlichen Verbindungen gottseliger Jungfrauen. Es schlossen sich der Bildung neuer Mönchsorden gewöhnlich auch junge, fromme Mädchen — Nonnen genannt — welches in der koptischen Sprache die „Reine“ bedeutet — gleiches Namens und gleicher Regel an, vereinten sich in Frauenmünstern (Nonnenklöstern) zum gottseligen Leben, hatten mit den männlichen Zweigen Ordensgelübde und Farbe der Kleidung gemein, blieben aber von der prie-

sterlichen Wirksamkeit derselben ausgeschlossen. — So entstanden Benedictinerinnen, Camalbulenserinnen, Augustinerinnen, Prämonstratenserinnen, Carmeliterinnen, Trinitarierinnen, Dominicanerinnen, Franciscanerinnen, Paulanerinnen und Trappistinnen.

Es bildeten sich auch weibliche Orden, welche für sich bestanden, keinem männlichen Angehörten und sämmtlich nach der Regel des heiligen Augustinus lebten.

Diese waren:

a) Die Nonnen von der Buße der Magdalena, auch genannt Büsserinnen, Pönitentierinnen, in Frankreich Madalennetten, und getheilt in mehrere, durch weiße, graue oder schwarze Kleidung und mannichfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verschiedene Genossenschaften.

Gefallene Mädchen und Buhlerinnen, bereuend, nach Besserung stehend und beseelt von der Hoffnung, wie die Sündenin Magdalena begnadigt zu werden, erbauten schon vor 1215 in Deutschland ein Kloster. Rasch wuchs die Anzahl solcher Frauenmünster. Der Orden von der Buße der Magdalena verbreitete sich bis in beide Indien und wich in der Folge durch Ausnahme ehrbarer Jungfrauen von seiner ursprünglichen Bestimmung ab.

b) Im Jahre 1260 ließ die heilige Isabella, Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich, das Kloster Longchamps bei Paris erbauen. Aus diesem Kloster ging der Orden der himmlischen Annunciaten hervor, welche die ursprüngliche Bestimmung der Salesianerinnen hatten, anfangs von dem Bettelbrode der Mönche sich ernährten, aber bald von den Besitzungen ihrer Klöster lebten, deren man in der Folge 900 mit 28,000 Nonnen zählte.

c) Der höchst gemeinnützigste Orden der Ursulinerinnen wurde von der heiligen Angela zu Breslau 1537 gestiftet, jedoch ohne alle Beschränkungen eines cönobitischen Lebens, bloß als eine Schwesternschaft zur Uebung der christlichen Liebe. Es gestalteten sich später hieraus zwanzig Congregationen, wovon einige in Italien, jedoch bei der ersten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuschheit, doch die meisten im Jahre 1612 in Klöster zusammentraten und feierliche Gelübde thaten. Geleitet in schwarzes Gewand, umwunden von einem ledernen Gürtel, woran ein Strick zum Geißeln herabhängt, lebten diese Nonnen nach der Regel des heiligen Augustinus, standen nur unter Bischöfen und beschäftigten sich lediglich mit der Pflege der Kranken, mit dem Unterrichte junger Mädchen, wozu jede Nonne beim Empfange des Schleiers sich durch besondere Gelübde verpflichtete.

d) Johann von Gott, der 1540 den Orden der barmherzigen Brüder gestiftet hatte, war auch der Gründer der Hospitaliterinnen oder barmherzigen Schwestern, welche aus mehreren, von einander unabhängigen Genossenschaften bestanden, schwarze Kleidung trugen und der Aufnahme und Pflege von Kranken jeden Standes, jeder Nation, jeder Religion mit ächt christlichem Eifer und Gefühle sich widmeten.

e) Die Nonnen von der Heimsuchung der Jungfrau,

Der heilige Franz von Sales und seine Freundin Chanta stifteten diesen Orden im Jahre 1610 zu Annecy in Savoyen als ein Asyl für Witwen und kränkliche Frauenzimmer. Diese Nonnen, nach ihrem Stifter Salesianerinnen genannt, waren schwarz gekleidet und hauptsächlich zu geistlichen Übungen, nebenbei auch zur Krankenpflege bestimmt. Dieser Orden erweiterte sich so sehr, daß er im achtzehnten Jahrhundert 160 Klöster und 6600 Nonnen zählte.

f) Unter den Genossenschaften von Nonnen hatten sich mehrere gewissen Mönchsorden angeschlossen, ohne deren Namen zu führen, indem sie sich eigene schufen.

Dahin gehörten die Clarissinnen, nach der heiligen Clara, ihrer ersten Priorin, und die Ursulissinnen, nach dem Papste Urban IV.

sich nennend, die Nonnen von der Empfängniß unserer lieben Frau in Italien und Spanien, die Annuncladen und die der Regel der Barnabiten folgenden Angeliken oder englischen Schwestern.

Durch die Vereinigung von regulirten Chorfrauen entstanden die geistlichen weiblichen Stifter und glichen ganz den Klöstern. Es bildeten sich aber auch freie weltliche Stifter. Diese wichen in ihrer Verfassung nur dadurch von den klösterlichen ab, daß die Nonnen, Stiftsfrauen oder Canonissinnen genannt, bloß das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams gegen ihre Obern ablegen mußten, doch sich zur Armuth und Clausur nicht verpflichteten und die Freiheit hatten, die ihnen vom Stifte zufließenden Einkünfte zu verzehren, wo sie wollten. Nur die Vorsteherin, welche den Titel Pröpstin führte, hielt sich gewöhnlich nebst einigen Stiftsfrauen, die die klösterliche Einsamkeit liebten, oder sonst keinen Zufluchtsort hatten, im Stiftsgebäude auf. —

Mit den Mönchen und Nonnen entstanden auch Laienbrüder und Laienschwestern, welche zur Verrichtung der nöthigen Hausarbeiten in den Klöstern verwendet wurden. Bei den Mönchen wurden die Laienbrüder deswegen angenommen, damit diese die dem Gebete und den Betrachtungen zu widmende Zeit nicht auf häusliche Angelegenheiten verwenden durften und dem Besuche

des Chores in der Kirche, den Horas (canonischen Betstunden), ihren Andachtsübungen und Studien in ungestörtem Eifer obliegen konnten. Der Orden von Vallombrosa gab das erste Beispiel der Aufnahme von Laienbrüdern, welches bald in den Klöstern anderer Orden nachgeahmt und allmählig ein Mittel wurde, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchswesens beträchtlich zu vergrößern. Ungeachtet die Laienbrüder sich an die Klöster angeschlossen, ohne das volle Gelübde und die vollen Pflichten eines Mönchs zu übernehmen, gelobten sie doch in der Regel Gehorsam, Ehelosigkeit, verzichteten auf jede eigenmächtige Entfernung, trugen eine andere Kleidung, eine andere Tonsur und waren, so nahe sie auch sonst dem Mönche wohl treten mochten, doch nie geweiht. Die Laienschwestern hatten, nebst Verrichtung aller Hausarbeiten, vorzüglich die Bestimmung, den Verkehr mit den Weltleuten zu besorgen.

Die Klöster waren in ihrer frühern Zeit Wohnsitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mühsigkeit, der Menschenliebe und Andacht. Aber je mehr der Reichtum und das Ansehn der Klöster wuchs, je mehr veränderten diese im Seltalter der Nothheit so gemeinnützigen Anstalten allmählig ihre Natur. Müßiggang und Schwelgerei schlichen mit allen Tugenden der Welt in die ursprünglich der egersten Thätigkeit, den strengsten Entfagungen und dem

heiligsten Stilleben geweihten Mauern ein. Das so feierlich abgelegte Gelübde der Keuschheit wurde immer ungescheuter gebrochen. Es gab Klöster, worin Mönche und Nonnen neben einander Zellen hatten, wieder andere, die Herbergen glichen, wo die Mönche den Gottesdienst vernachlässigten und, wie Petrus Damianus sagt, fast auf den Pferden wohnten. Kette besuchten die Turniere, Krieg und Ritterleben trat an die Stelle des geistlichen Waltens und der wissenschaftlichen Beschäftigungen. Mönche lebten einzeln und nach Willkühr für sich. Bei Gelegenheit der Weinlese und des Weinverkaufs wurden Spieler, Lustigmacher und leichtfertige Dirnen in Klöstern beherbergt. Im Essen, Trinken, in der Kleidung, dem Hausgeräth und den Gebäuden wurden Schwelgerei, Weichlichkeit, Pracht und Verschwendung immer herrschender. Es entstanden Streit und Zank, und diese wurden zu blutigen Kämpfen, zu Mord und Brand.

Der Verfall der Klöster war unvermeidlich, da sie theils durch die unter den fränkischen Königen eingerissene und von andern Klöstern nachgeahmte Gewohnheit, Klöster wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verschenken, unter die Aufsicht von Laienäbten kamen, welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechthaltung der Zucht unter den verwilderten Mönchen und Nonnen thun mochten, theils von

den Bischöfen, welche die ursprünglichen Aufseher der Klöster waren, aber den Sinn für das cano- nische Leben meistens selbst verloren, entweder be- raubt und gedrückt, oder wegen der ihnen zuge- standenen Freiheiten und Exemtionen sich selbst überlassen wurden.

Das Bedürfniß der Herstellung früherer Klos- terzucht, des mächtigen Ankampfes gegen Ausar- tung und Unordnungen, und einer ernstern, durch- greifenden Zurückführung der Mönche und Nonnen in die engen Schranken ihres Berufes wurde allgemein gefühlt. Carl der Große stiftete, zur bessern Bil- dung der Geistlichen, Klosterschulen zu Tours, Lyon, Köln, Trier, Fulda, Osnabrück, Würz- burg &c., wovon die meisten den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im neunten und zehnten Jahrhundert zu behaupten wußten. Es wurde die Trennung des gemeinsamen Aufenthaltes der Mönche und Nonnen theils vorgeschrieben, theils aus eigenem Antriebe beschlossen, worin der Abt und die Mönche des Klosters Marchthal mit anregendem Beispiele vorgingen, „weil die Schalk- heit der Weibskleute alle andern Leichtfertigkeiten übertrifft, so in der Welt zu finden seynd, und daß kein Zorn ist über eines Weibes Zorn, und daß das Ottern- und Drachengift noch gelinder und heilbarer vor die Menschen ist, als der ver- traute Umgang mit Weibskleuten.“

Gleichzeitig suchte das Kloster zu Clugny in Burgund dem allgemein empfundenen Bedürfnisse einer Verbesserung und Umgestaltung durch wirksame Maßregeln abzuhehlen. Nach diesem Muster ließen sich sehr viele Klöster in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland einrichten; andere gaben der Regel Benedicts eine neue Gestalt und stifteten mehrere Orden mit Filialklöstern, die als Zweige des Hauptstammes der alten Benedictiner eben so viele, durch einen stolzen und eifersüchtigen Con föderationsgeist eng verbundene Mönchsstaaten bildeten. Die Visitationen, welche die großen Ordensgenossenschaften, oder auch, wo es noth zu thun schien, der Papst außer der gewöhnlichen Untersuchung veranlaßte, waren im Allgemeinen ein treffliches Mittel gegen Unordnungen und Ausartung. Ungehorsame Mönche wurden gestraft und in andere Klöster versetzt; unmoralische, oder zu barbarische, oder zu nachsichtige Aebte mußten würdigeru weichen, und ganz ausgeartete, oder in ihren Vermögensumständen zurückgekommene Klöster erhielten von Grund aus eine Umbildung.

Mit dem Aufse der wiederhergestellten Heiligkeit gewannen die Klöster neues Ansehn und neue Schätze. Viele wußten sich die Befreiung von aller, außer der unmittelbaren päpstlichen Gerichtsbarkeit zu verschaffen und wurden nun sogenannte exemte Klöster. Während der Kreuzzüge, wo eine Menge Kreuzfahrer ihre Güter so manchem Klo-

ster verpfändeten, oder auf den Fall, daß sie nicht mehr aus dem Kampfe gegen die Ungläubigen zurückkehrten, ganz überließen, vermehrten jene ihre Reichthümer. Ueberhaupt und vorzüglich war es das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das die öffentliche Meinung den Klöstern unter den Privatfeinden des Mittelalters zugestand, wodurch viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zustande der Justiz und Polizei jener Zeiten nicht besser sicher stellen zu können glaubte, unter den Schutz und in die Gewalt der Mönche gebracht wurde.

Aber leider riß damit, als jener Verbesserungseifer abgekühlt und die Macht der Orden befestigt war, auch neues Sittenverderben in den Klöstern ein, und es kam, da der landesherrliche und bischöfliche Einfluß durch die so eben erwähnten Exemtionen geschwächt war und gegen den durch die Politik der Päpste geschügten Uebermuth der in allen Ländern mächtigen Ordenskörperschaften wenig vermochte, meist nur auf die Persönlichkeit der Äbte an, welcher Geist unter ihren Mönchen herrschen sollte. Eben so verhielt es sich auch mit den weiblichen Klöstern, wo für die Nonnen die Tugenden oder Laster ihrer Äbtissinnen oder Priorinnen den herrschenden Ton angaben.

Die Begeisterung des Mittelalters für die Religion zeigte in ihren Wirkungen Dinge, deren Möglichkeit unsere Kühle kaum begreifen kann. Hunderte von Jünglingen und Jungfrauen, in der kräftigsten Lebensblüthe, schlossen sich in finstere Mauern ein oder zogen sich in wilde Einöden zurück, um ihre Lebenszeit mit Beten und Fasten hinzubringen; Tausende pilgerten barfuß und fastend jährlich viele hundert Meilen weit über Land und Meer, um am Grabe des Herrn ihm betend zu dienen; von Menschenalter zu Menschenalter wallten eben dahin Hunderttausende mit Kreuz und Schwert, um mit Todesgefahr jene heilige Stätte von den sie verunreinigenden Ungläubigen zu befreien.

Außerdem geeignet war diese schwärmerische Hingebung der Gemüther, die rohe Kraft jener Zeit zu mildern; aber eigennützige Menschen wußten sie auch zu selbstsüchtigen Zwecken trefflich zu benutzen. Der Gewissenszwang und die Keger- und Judenmordungen, der üppige Glanz des päpstlichen Hofes und die ganze weltumklammernde Maschine der Hierarchie wurden die traurigen Früchte dieses Mißbrauchs. Dem weltlichen Arm gegenüber, dem das Lehnswesen, das Heer der Vasallen, allein Festigkeit und Beweglichkeit verlieh, bildete der Papst aus Erzbischöfen, Bischöfen und Pfarrern, noch mehr aber aus Ordensgeneralen, Provinzialen, Aebten und Mönchen ein ungeheueres Heer,

unüberwindlich durch seine Macht über die Gewissen und durch die geistlichen Waffen, die ihm und seinem Haupte zu Gebote ständen. Nach Aller Glauben im Besitze der Gewalt, für diese und jene Welt glücklich und unglücklich zu machen, auf Ewigkeit zu binden und zu lösen, beherrschte der Papst unumschränkt die Gemüther der Christen. Alle Könige der Abendländer erkannten ihn für den lebendigen Statthalter Christi; viele waren ihm lehnspflichtig, viele zinsbar, fast alle gehorsam und unterthänig oder in kurzer Frist unglückliche Opfer des nichtigen Kampfes gegen Ueberlegenheit.

In jener Zeit, wo man in den wenigsten Ländern daran dachte, die Fürsten durch Staatsgrundgesetze zu binden, wo sie, nach dem Geiste der Zeit, Alles wagten, was sie vermochten, war es unschätzbare Gewinn, daß der Papst Jahrhunderte lang allein mit den Völkern gegen ihre Anmaßung stand; aber die Ueppigkeit, Grausamkeit, Herrschgier und Verfinsterungssucht der Geistlichkeit, vom Papste hinab bis zum untersten Bettelmönche, blieb ein Fluch und Schandfleck des sonst an herrlichen Erscheinungen so reichen Mittelalters.

Bergeblich strebten Arnold von Brescia und die Waldenser, Wiclef und Hus und seine Anhänger, begeistert durch Erinnerung an die Einfachheit und Reinigkeit der alten Kirche, die Hierarchie zu stürzen; sie fanden bei Zeitgenossen, der Uebermacht der Kirche zu gewohnt

und zur Geistesfreiheit noch nicht reif, wenig Gehör und größtentheils in ihrem edlen Streben einen schmachvollen Untergang.

Neuen Feinden wußte die Hierarchie neue Bollwerke entgegenzusetzen; Bettelorden und Inquisition mußten das aufdämmernde Licht verhindern, in ihr Reich der Finsterniß zu bringen; Bannstrahlen und Interdicte erhielten die Christenheit in Furcht und Zittern, bis endlich, als die Zeichen der Zeit allgemeine Verbreitung freien Nachdenkens in den Wissenschaften, eine verständigere Ordnung in den Monarchien und Abkühlung der religiösen Schwärmerci schon verkündigten, daß das Mittelalter zum Ende sich neige, Luther die Mündigsprechung Europa's feierlich vollzog.

Aus dem Mittelalter, jener Zeit voll Kämpfe und Thaten, Stolz und Freiheit, Hingebung und Liebe, Begeisterung und Andacht, so wie auch voll Aberglauben und Rohheit, Willkühr und Barbarei, Trug und Tücke, Schwelgerei und Sinnlichkeit, sind die Urkunden und Handschriften hervorgegangen, nach welchen folgende Blätter bearbeitet wurden. Die Quellen der Mittheilungen aus dem Nonnen- und Mönchsleben der ritterthümlichen Zeit versiegen in dem Strome der Reformation; daher kann auch die gedrängte Geschichte der

Klöster nicht jene Epoche überschreiten, und daher konnte auch in selbiger der geistliche Orden der Gesellschaft Jesu nicht aufgenommen werden, da er erst dann entstand, als das Mittelalter geendet hatte, als es nicht mehr galt, fromm-einfältigen Glauben zu üben, Gesellschaften für das beschauliche Leben zu bilden, und als die Mönche forthin für die Kirche nur einen untergeordneten Werth haben konnten.

II.

Die Teufelsklaufe.

1844

Auf hohem, mächtig ausgreifendem Schaumhengste trabte Ritter Budo von Ilmen, gefolgt von dem alten, treuen Leibknechte Wolf, seiner Beste zu. Er hatte zu Worms auf dem prachtvollen Turniere, vom Bischofe Adalbertus zur Feier der Vermählung seiner Nichte gegeben, im hohen Zeuge gekämpft, mit Lanze, Schwert und Kolben den ersten Dank erworben und gleich nach Ende des prächtigen Banquets, welches dem Turniere folgte, sein Roß bestiegen, um die drei Tagereisen entfernte Heimath so schnell wie möglich zu erreichen. Die Sehnsucht, bald wieder zu Rosen mit der jungen, blühenden Ehefrau und seine wunderholde Agnes zu erfreuen mit des Sieges werthvollem Lohne, mit der reichen Perlenchnur und dem kostbaren Geschmeide, das er für sie zum überraschenden Geschenke gekauft hatte, ließ ihn keinen Augenblick länger in Worms weilen, und die Ruhe, welche er auf dem schärfsten Ritze in der Mittagsherberge sich, seinem Wolf und den Rossen gönnen mußte, nur kurze Zeit genießen.

Als Budo aus der Herberge ritt, besäumte sich der westliche Horizont mit grauen, dunkelnden Wolken. Menschen, Thiere und Pflanzen schmach-

teten unter erdrückender Tagesschwüle. Das Heranziehen eines Gewitters war nicht zu bezweifeln, und Budo trachte, um vor dem Ausbruche desselben die noch ferne Nachtherberge zu erreichen, so scharf dahin, daß von des Rappen stolzgebogenem Schwannenhalse der Schaum in weißen Strömen floss, und Wolf auf seinem flüchtigen Klepper dem eilenden Gebieter kaum zu folgen vermochte. Immer dunkler wurde das Himmelsgewölbe, die Blätter des Buchenwaldes, durch welchen die Reiter eilend zogen, begannen in säuselndem Geräusche sich zu bewegen, die sanfte Bewegung der Luft wurde zum wirbelnden Winde, bald zum rauschenden Sturme und auf des Sturmes raschen Schwingen brauste das Gewitter mit seinen flammenden Blitzen und seinem rollenden Donner furchtbar daher. Flamme auf Flamme, Schlag auf Schlag, und die Erde erbebte, Riesenbäume beugten sich unter den entwurzelnden Erschütterungen des Orkans, der Tag war zur Nacht geworden und die Reiter vermochten kaum die schnäubenden, zitternden Hufe zu lenken. Ein gräßlicher Blitz, das Auge blendend, zischte an einem nahen Baume herab, rasch gefolgt von des Donners furchtbarstem Getrausch, und Budo's scheu gewordener Rappe, nicht mehr gehorchend der Kraft und der Kunst seines Reiters, prallte mit einem mächtigen Satz zur Seite und brauste, das zügelnde Gebiß mit unbezähmbarer Kraft in die breite, kräftige Brust hineindrückend, von der Landstraße ab einen Waldweg dahin.

Alles in den Forst hinein war das rasende Thier mit Budo gestürmt. Des Gewitters Macht hatte sich gebrochen, der heftig strömende Regen verfloß unter der aus zerrissenen Wolken auftauchenden Abendsonne, und der Rappe stand. Budo wußte aber nicht, ob er von seinem tollen Rosse in des Waldes ödeste Mitte fortgerissen worden oder ob das Ende dieses Waldes vielleicht schon nahe sei. Er vermistete seinen Wolf, lauschte nach den Hufschlägen des ihm folgenden Rosses, stieß in sein Hifthorn und sah ihn nach kurzer Dauer auf dem schaumbedeckten Klepper dahersprengen. Es wurde Rath gehalten, ob auf diesem Wege, der größtentheils mit niedrigem Gestrüppe bewachsen war und keinen häufigen Gebrauch verleiht, fürbaß geritten oder die Landstraße wieder aufgesucht werden sollte. Budo war bei dem rasenden Dahinbrausen seines Rosses nicht im Stande gewesen, Seitenwege zu beobachten, die sich an mehreren Stellen gekreuzt hatten, da er sich fast immer an seines Rosses Hals niederbengen mußte, um bei dessen öfterem Ausbiegen von dem Fahrwege nicht an den Ästen der Bäume den Kopf zu zerschmettern. Wolf aber hatte, ungeachtet seines raschen Nachsprengens, recht wohl bemerkt, daß nicht fern von da ein breiter, ausgetretener Fußpfad diesen verwachsenen Weg durchkreuze. Sie ritten dahin und schonten die Rosse nicht, um bald das Ende des Forstes und ein wirthliches Obdach zu erreichen.

Schon begann die Abenddämmerung sich mit ihrem häßlichem Schleier zu verhüllen; schon mußten Budo und Wolf absigens und die Pferde am Bügel leiten, um von dem dunkeln, an manchen Strecke mit hohem Grase bewachsenen Pfade nicht abzukommen, und schon trat ihnen die Ueberzeugung immer näher, diese Nacht unter einem Baume hinbringen zu müssen, als plötzlich ihren umherspähenden Blicken von einer Anhöhe herab ein Licht entgegenstrahlte, das sich langsam dahindewegte. Budo stieß in sein Horn, das Licht stand. Die Haischwänge stieg auf und trübten dem Lichte zu. Bald hielten sie vor einem Einsiedler, der, eine Fackel in der Hand, sie freundlich begrüßte. — „Ihr seid ja der edle Ritter von Ilmen, sprach der Siedler, als Budo ihn nach der nächsten Herberge gefragte und um das Geleite dahin gebeten hatte. — Ich danke dem allgütigen Gott recht herzlich, daß er mir Gelegenheit gibt, Euch nach Kräften dienen zu können. Die nächste Herberge ist noch fern, doch bedürft Ihr keiner, wenn es Euch genügt, in meines armseligen Klause zu übernachten und das zu genießen, was Armuth und guter Wille bieten können. Auch für Eure Rosse soll gesorgt werden, denn um meine Siedelei herum ist das üppigste Gras, die frischeste Quelle und auch ein gutes Obdach gegen Sturm und Gewitter. Folgt mir, edler Herr!“ — Budo erstaunte, in dieser Gegend, welche er noch nie besucht hatte, gekannt

zu sein, und sein Erstaunen wurde zur großen Freude, als er in dem Siedler, der erzählend neben dem Rosse dahinschritt, den wackern Robert, einen ehemaligen Knappen seines Vaters, so unvermuthet und zu so gelegener Zeit fand. Die Liebe zur Einsamkeit, die Reue über manche Jugendsünde, der innere Drang, durch Büssungen und fromme Liebeswerke an leidenden Menschen sich ein ruhiges, süßes Sterbestündlein zu bereiten, hatten Roberten, gleich nach dem Tode von Budo's Vater, in die Einsamkeit geführt, wo er sich aus den Ruinen einer seit zwei Jahrhunderten zerstörten Feste eine freundliche Klause erbaute, nur von Gemüse, Brod und Wasser lebte, den größten Theil der Nacht in Gebet zubrachte und am Tage auf Ritterburgen, in Klöstern und Meierhöfen Almosen erbettelte, welches er den Armen zutrug und dabei ihre Seele mit Worten des Trostes und der Erbauung labte.

Jetzt war des Klausners kleine ärmliche Hütte errichtet. Die Rosse wurden abgezäumt und abgefattelt, auf einen üppig bewachsenen Rasenplatz geführt und vom vorsichtigen Wolf an langer Peine befestigt. Budo trat in die Klause, wo Robert schon ein helles Feuer angezündet hatte, um eine Speise zu bereiten und das triefende Gewand seines Gastes zu trocknen. Die einfache, aber schmackhafte Speise wurde dem Ritter vorgesetzt, der es sich wohl munden ließ, im Stillen nach einem Pumpen Wein sich sehnte und sehr

erfreulich überrascht wurde, als Robert ihm herrlichen Nierensteiner kredenzte, welchen dieser nach einer langwierigen, schweren Krankheit vom Abte eines nahen Klosters zur Stärkung erhalten, das von noch nicht genossen und jetzt die Freude hatte, den edlen Sohn seines ehemaligen, ihm unvergesslichen Gebieters mit einem Labetrunk bewirthen zu können.

Die Blässe des Todes auf den benarbten Wangen, an allen Gliedern zitternd, stürzte Wolf in das Gemach, winkte dem Ritter und zog ihn mit allen Geberden des Schreckens und der Angst in das Freie. — „Wißt Ihr, edler Herr, wo wir sind?“ — stotterte er mit bebendem Laute hervor und bemühte sich, Budo immer mehr von der Siedlerhütte zu entfernen. — „Dieses verwitterte Gestein nennt man, wie mir der alte Kaug sagte, als er mir eine Fackel zur Besorgung der Rösse brachte, die Teufelsklaufe. Schon als Rüdens hube hörte ich von den bösen Geistern, die hier Tag und Nacht ihr entseßliches Wesen treiben, in allerlei Vermummungen die Verirrten an sich locken und sie dann gräßlich ermorden. Ich traue mir bei meiner Seligkeit zu schwören, daß der da drin so ein vermummtes Höllentind ist und schon frohlockt, uns in den teuflischen Klauen zu haben oder seinem Spießgesellen, dem ich gerade noch durch Gottes Hilfe entwischt bin, zu überliefern. Vernehm nur, was mir so eben begegnete. Als ich die Rösse an der Quelle getränkt und wieder

gekoppelt hatte, hörte ich gleich hinter der Klaufe eine schreiende, dann brummende, dann wild heulende Stimme gleichsam aus der Erde hervorschallen. Es überlief mich ein gewaltiges Grauen, doch gleich schämte ich mich wieder meiner Furcht, nahm die Fackel und schritt, den blanken Flammberg unter'm Arme, der sonderbaren Stimme zu. Sie kam aus der Tiefe eines Gewölbes, in welche eine morsche, größtentheils zerfallene Steintreppe führt. Vorsichtig stieg ich die unsichern Stufen hinab, und als ich unten ankam, umgab mich eine Todestille. Plötzlich ertönte Kettengerassel aus dem Hintergrunde hervor; das Gerassel näherte sich und bald beleuchtete meine Fackel eine grauenvolle Gestalt mit einem Leichengesichte, mit langem, wild verwachsenem Barte und in Lumpen gehüllt. An dem fast fleischlosen Fuße schleppte diese gräßliche Gestalt ein langes Stück einer zersprengten Kette. — „Bist du, nach dem ich mich so lange sehne, endlich gekommen? — kreischte der Unhold mit höllischem Grinsen und klappernden Zähnen. — Sterben mußt du, denn ich erwürge Alles, was ich in die Teufelsklaufe locke!“ — Mir war nicht bange vor diesem Gerippe und ich dachte anfangs, einen Wahnsinnigen zu sehen, der sich von seiner Kette losgemacht und Lust habe, aus seinem tiefen, dunklen Loche wieder einmal zu den Menschen hinauf zu steigen. Aber bei dem, aus dem Geisermunde dieses gespenstigen Ungethüms gehörten Namen „Teufelsklaufe“ sank all mein

Ruth; denn alle schreckenvolle Geschichten, die ich so oft gehört habe, erneuerten sich in den fürchterlichsten Bildern, und ich sah mich schon unter den erwürgenden Händen des bösen Geistes. Gott und die Heiligen anrufend stürzte ich mit Anstrengung aller meiner Kräfte die Treppe herauf, verlor in der Eile die Fackel und hätte vor Schrecken meinen Geist ausgegeben, würde ich nicht gleich die Klause erreicht haben, da ich den schrecklichen Kettenmann hinter mir verrasseln hörte.

In diesem Augenblicke erscholl hinter der Klause ein schauerliches Geheul. Der Klausner eilte an Budo und Wolf vorüber, ohne sie in der Dunkelheit zu sehen, laut betend dem Geheule zu; ihm folgte Budo, beinahe umklammert von dem zitternden Wolf. Da stand auf der letzten Stufe der Steintreppe die schreckliche Gestalt, gräßlich heulend und die von Wolf verlorene Fackel mit heftig wilder Bewegung um sich her schwingend.

„Im Namen Hildegardens gebiete ich dir, in deine Wohnung zurückzukehren!“ — rief ihm Frater Robert zu. Das Geheul verstummte, die Schreckensgestalt schmiegte sich demüthig an Roberts Seite und stieg mit ihm schweigend die Treppe hinab. — „Da hast du deine bösen Gesister — lachte Budo dem ängstlich staunenden Wolf zu. — Dieser Unglückliche ist, wie dir deine gesunde Vernunft gleich anfangs sagte, ein Irrer, welchen man, wie ich vermuthen kann, der Obhut

und Pflege des frommen Siedlers übergab, der seine Kette sprengte und nun einen Furchtsamen äßte. Um die bösen Geister, die hier haufen sollen, mag es wohl eben so stehen, wie um die Macht und Lockung dieses Narren, dessen Narr aber du warst. Komm und labe dich mit einigen Bechern Wein, damit die Furcht aus deinem Herzen weiche und die einfältigen Hirngespinnste dich nicht länger quälen.“ Laut lachend führte Budo seinen nun wieder ermuthigten Leibknecht in die Klausur, theilte mit ihm Wein und Nachtmahl und sah mit Verlangen der Rückkunft des Siedlers entgegen, um durch ihn mit den Schicksalen dieser gespensterartigen Gestalt bekannt zu werden.

Leise schlich der Siedler in die Klausur. Eine innige Wehmuth, ein reinmenschlicher Schmerz ruhten auf seinem Gesichte, das Auge schwamm in Thränen, und der Trauernde saß lange in tiefem Schweigen an Budo's Seite, nur manchmal den schmerzlichen Blick nach oben erhebend, als wolle er für den Unglücklichen Hilfe aus höhern Räumen ersuchen, da ihm das Irdische keine biete. Gewaltsam unterdrückte der Gefühlvolle die heftigen Bewegungen seines mächtig ergriffenen Innern, trocknete rasch seine Thränen, blickte Budo mit wehmüthig-freundlichem Lächeln an und bat, ihm nicht zu zürnen ob seiner Versunkenheit in schmerzliche Stimmung und ob seines so langen Stillschweigens.

„Guter Frater Robert — sprach Budo mit sanfter Stimme und legte vertraulich seine Hand auf des Siedlers Arm — auch ich habe die jammervolle und erschreckende Gestalt gesehen, welche Euer Wort so demüthig, so gehorchend machte. Ich vermüthe in diesem unglücklichen Wesen einen Menschen, den der Wahnsinn in diesen jammervollen Zustand und in die unterirdische Tiefe der Gewölbe dieser Ruinen gebracht hat. Der Wunsch, mit der Geschichte dieses Leidenden vertraut zu werden, gestaltet sich nicht aus schöner, gemeiner, kalter Neugierde, sondern aus herzlicher Theilnahme an einem unglücklichen Mitmenschen und aus heißem Verlangen, zur Verbesserung seiner harten Lage das Möglichste beitragen zu können.“ — „Ach, edler Herr — flüsterte Wolf, doch auch für den Siedler hörbar genug, seinem Rittfe zu — ersucht den frommen Robert, kund zu thun, warum dieses Eulenneß die Teufelsklaus genannt werde und ob hier die bösen Geister noch immer ihr verderbliches Wesen treiben.“ — Des Ritters verwelsender Blick machte den Neugierigen verstummen.

Auf Budo's Rede war der Siedler in tiefes Schweigen versunken. Er starrte vor sich hin, aber immer sprechend wurden seine Züge, man sah die Gewalt des Kampfes, den Verstand und Herz kämpften. Das Herz ward Sieger, und Robert, anfangs die Worte leise, gebrochen aus der bewegten Brust hervorhauchend, sprach bald

mit des Gefühls schöner Wärme und mit der Wahrheit fester, ergreifender Stimme:

„Ist mein Leben auch nicht das der klösterlichen Genossenschaft, bin ich auch nicht zum Priester geweiht, sondern nur ein armer, unbedeutender Eremit, so hätte ich doch in meiner Stellung gewisse Pflichten, tief zu wahren in der verschwiegene Brust so manches Böse und Verderbliche, was von Menschen ausgegangen ist und ausgeht, die sich die Gesalbten des Herrn, die frommen Knechte der allein selig machenden Kirche, die Lehrer des Volks, die Schützer der Witwen und Waisen, die eifrigen, tugendhaften Freunde der Menschheit mit demuthsvollen Geberden nennen. Aber ich, der alte Kämpfe, in dessen frommer, einfacher Brust nie Trug und Lüge geklumpt und gewurzelt hatten, beuge mich unter der Macht der Wahrheit eben so in dieser Siedlerkutte, wie ich ihr stets treu war im Panzerhemde. Wenn ich Euch nun, edler Ritter, eine Geschichte erzähle, vor welcher selbst Euer muthiges Herz erbeben wird, so glaubet, daß nicht Haß gegen die Mönche, sondern das Wahre und der Schmerz und der Abscheu gegen Greuelthaten aus mir die mächtige Stimme erheben, und bedenket wohl, daß, wenn auch aus den stillen Mauern der Klöster das Gräßlichste hervorgegangen ist, doch auch in diesen entweihten Mauern, unter diesen entarteten Menschen viele Edle weilen, die nur dem Gebete, den Betrachtungen, dem Wohlthun lebend und allem

sündlichen Treiben des Irdischen entrückt, nicht einverleibt werden in die Geheimnisse, in das böse Walten ihrer Umgebung, oder die, ahnend, oft selbst klar schauend das Entsetzliche, was sich aus mönchischer List, Habsucht und Sinnlichkeit zum Verderben Anderer erzeugt, zu ohnmächtig, zu furchtsam, zu knechtisch sind, um einzugreifen mit gewaltiger Hand in die höllischen Gewebe und mehr zu thun, als zu weinen über eine Zeit voll Sünden und Verbrechen, und mit inbrünstigen Gebeten Gott anzusehen um Bekehrung der Sünder und um Schutz für ihre unglücklichen Opfer.“

Da wo meine ärmliche Waldhütte einen kleinen Raum einschließt, stand vor mehr als zwei Jahrhunderten eine eben nicht sehr große, aber fest gebaute, mit tiefem Graben, mit hohem Walke und dicken Mauern umgebene, selbst dem Andrang zahlreicher Stürmender und langwieriger Belagerung trogende Burg. Dieser, nun die Klauen und meine Klausen umgürtende Wald mit seinen Eichen, Buchen und riesigen Tannen war in jenem Thale ein wohlgepflegtes, fruchtbares Land, auf welchem die Leibeigenen des Burgherrn, die in der Umher liegenden Hütten wohnten, Arbeit und Unterhalt fanden, und auf der langen Hügelkette jenseits des Waldes weideten seine zahlreichen Heerden, immer von wohlbewaffneten Mannen gegen die häufig umherstreifenden Räuber geschützt. Wilibald von Klausen, nach welchem diese Beste die Klausenburg hieß, war der letzte

seines Stammes. Er hatte nicht Kinder, nicht Anverwandte, aber eine besondere Zuneigung zu den Mönchen des nahen Klosters Altenberg, und daher eine letztwillige Verfügung gemacht, nach welcher die Beste Klauenburg nach seinem Tode das Eigenthum dieses Klosters wurde.“

„Es regierte die Mönche zu jener Zeit ein Abt, Hubertus genannt, von welchem die Klosterurkunden sagen: „Abt Hubertus war ein Auserwählter des Herrn, von tiefer Gelehrsamkeit, brüderlichster Nächstenliebe, Heiligkeit der Sitten und dabei gar stattlicher und wundersam schöner Leibesbeschaffenheit, welche aber der demüthige, alle Eitelkeiten und allen Prunk der Welt beseidende Gottesverehrer durch eine immer tief gebeugte Stellung und Verhüllung seines gar zu lieblichen Antlitzes der öffentlichen Beschauung entzogen habe, um nicht bei dem Weibsvolke sündliche Anreizungen hervorzubringen.“ Wohlweise verschwieg diese Urkunde, daß Hubertus ein Mann war, welcher, mit seinen Vertrautesten in einem unterirdischen, für alle Anforderungen der Wacht, der Weichlichkeit und der Sinnreizung ausgestatteten Gewölbe die leckersten Imbisse hielt, in den Feinsten, theuersten Weinen sich betraut und mit den reizendsten, theils geraubten, theils aus eigenem, frevelhaftem Triebe sich hier einschleichenden Dirnen buhlte, während jene Mönche, die für seine Gesellschaft zu tugendhaft, zu einfältig oder zu abgestumpft waren, mit farger Nahrung sich be-

gnügen, Tag und Nacht mit Gebet und Arbeit hinbringen, unter den strengsten Büssungen dahin welken und unter eigenen Geißelhieben bluten mußten.“

„Mehr als acht Jahre war Hubertus schon Abt, und keine Woche verging, ohne daß nicht bestimmte Tage durch Schwelgerei und Unzucht entweiht wurden. Dieses heillose Leben möchte wohl das sonst so fromme, unbescholtene Kloster zum schreienden Sündenpfehl umgewandelt haben, wäre nicht einer der Mönche, gerade des Abtes Liebling, plötzlich durch das erwachte Gewissen so aus seinem Sinnentaumel aufgerüttelt worden, daß er die Nähe des Abtes wie die Nähe eines Berpesteten floh, am Tage sich in seiner Zelle einschloß, die Nächte hindurch, auf das Antlitz hingestreckt, vor dem Hochaltare der Kirche lag und nur so viel Brod und Wasser genoß, als die Erhaltung seines Lebens ihm höchst nöthig machte. Nicht zufrieden, selbst streng zu büssen für ein im sündhaftesten Treiben vergeudetetes Leben, und vom heiligsten Verlangen begeistert, die verfluchten Sünden in den Schoß der Tugend und Pflichterfüllung zurückzuführen, ging er zu jedem der Mönche, welche die vertrauten Genossen seines lastervollen Wandens waren, sprach mit aller Wärme der Empfindung an ihre Herzen, warf sich vor ihnen auf die Knie und flehte sie um Besserung an. Der fromme, reulige Büsser wurde verhört. Er eilte zu dem Abt, er sprach zu ihm

mit dem Gefühle des höchsten Abscheues vor diesem schmachvollen, sündenbelasteten Leben, und als der Abt die Rede des frömmsten Eifers, das Flehen des Warners um Rückkehr zum Guten wie eine belustigende Posse belächelte, da erzürnte der Verhöhnende, da schwor er bei allem, was ihm heilig sei, noch in dieser Stunde zum Bischof zu eilen und ihm das sündhafte Leben zu entdecken, welchem hier im geheimnißvollen Schweigen nächtlicher Stunden und unterirdischer Gemächer zügellos gefröhnt werde.“

„Abt Hubertus erblaskte ob der kühnen, drohenden Rede, denn er kannte des Mönchs Entschlossenheit, seinen festen Sinn. Aber der Kluge hatte sich schnell besonnen. Mit süßfreundlicher Miene den frommen Eiferer hoch belobend, erheuchelte er die Empfindungen eines Menschen, der immer mehr in sich selbst, in der innern Beschaunung versinkt, dann von Stufe zu Stufe emporsteigt zum Lichtpunkte der Selbsterkenntniß, der Reue, der Bekenntung. Die Hände ringend warf er sich nieder vor dem Crucifixe, weinte, flehte um die Gnade des Herrn, um das himmlische Licht der innern Beleuchtung, um die Kraft der Selbstbeherrschung, des Wandels im Guten; dann drückte er den tief gerührten Mönch an seine Brust, nannte ihn seinen Vater, seinen rettenden Engel und beschwor ihn, die Nächte hindurch mit ihm zu beten. Feierlich mußte der Mönch geloben,

Gebet und Betrachtungen schon in dieser Nacht mit ihm zu beginnen."

"Der Klostermüller fand am andern Morgen die Leiche des Mönchs im Teiche. Man behauptete allgemein, schon seit längerer Zeit an ihm Spuren des Wahnsinns bemerkt zu haben, und erklärte sich daher sehr leicht die Art seines Todes. — Es war der Abt und seine Vertrauten, die den Unglücklichen auf dem Betschemel, vor dem Bilde des Gekreuzigten, in der heissesten, alles um sich her vergessenden Andacht knieend, erwürgt, um Mitternacht durch ein verstecktes Pförtchen nach dem Mühlteiche geschleppt und den gefürchteten Verräther in den Fluthen auf immer verstummen gemacht hatten."

"Im Namen des Klosters Altenberg nahm Abt Hubertus Besitz von des Klausenburger's reichem Vermächtnisse. Aber nicht die weithin sich ausbreitenden Fluren mit zwei stattlichen Mälerrhöfen, nicht die vielen Teiche, Waldungen und Gefälle, welche der kleinen Feste Klausenburg bedeutende Schätze gaben, erregten so sehr die Aufmerksamkeit des Abtes, als er dieselben vielmehr dem Bau der Feste selbst und ihren nächsten Umgebungen widmete. Er besichtigte die Prunkgemächer, die Wohnungen der Müssigen, der Knechte und des Gesindes, die Ställe und Zwinger mit prüfendem Blicke, aber noch genauer das Werkleß, die unterirdischen Gefängnisse und Gewölbe. Es hatten die Klosterleute und das Land

voll in der Nähe schon seit längerer Zeit sich so Manches zugeflüstert von Frauen und Dirnen, die meistens in stürmischen, dunklen Nächten und verhummt in das Kloster gebracht wurden, ohne daß je eine derselben wieder gesehen worden sei; über zwei sehr schöne Dirnen, die Töchter eines Waffenschmieds aus der Nähe von Altenberg, welche plötzlich aus dem väterlichen Hause verschwanden und schon seit Monden vermißt wurden, sprach man laut die Behauptung aus, daß sie im Kloster verborgen seien, da der Waldheger bei seiner Rückkehr aus dem Forste gerade gegen Mitternacht an dem Hinterpförtchen des Klosters zwei Gestalten gesehen und in ihnen, trotz der Mäntel, mit welchen sie umhüllt waren, die Töchter des Waffenschmieds erkannt habe. Alle diese nachtheiligen Gerüchte hatte der Abt von seinen geheimen Kundschaftern erfahren. Er sah recht gut ein, daß der Schleier, mit welchem er sein und seiner Gefellen wollüstiges Treiben bisher zu bedecken strebte, selbst für das von dem Glauben an die Heiligkeit des Mönchslebens befangene Auge der Klosterknechte und des Landvolks nicht mehr dicht genug war, und er jubelte im Stillen, auf der Beste Klausenburg alles gefunden zu haben, was ihm seine Genüsse bequem, unbelauscht und unverrathen machen konnte. Er ernannte einen Ritter, der, feig, abergläubisch und kriechend gehorfsam, von je her die Wünsche des mächtigen, reichen Abts Hubertus als die strengsten Gebote

beachtet hatte, zum Schutzvogt von Klausenburg und ließ auf der nördlichen, von hohen Eichen umschlossenen Seite der Beste eine geräumige Pilgerruhe erbauen, aber nicht aus der frommen, wohlthätigen Absicht, um dort arme, müde Pilger zu laben und zu beherbergen, sondern um von dieser Ruhe aus einen unterirdischen Gang bis in das schönste, geräumigste Burggewölbe graben zu lassen, und so, ohne daß einer der Burgbewohner es ahnte, die Dämonen seiner Wollust in dieses Gewölbe schleppen und dort unter dem Schutze des tiefsten Geheimnisses seine Abbrecherischen Feste im Kreise gleichgestimmter Genossen feiern zu können. Nur er hatte die Schlüssel zu diesem Gewölbe, das in das prachtvollste umgewandelt wurde. Den Boden bedeckten die feinsten Strohmatte; große, vielarmige Leuchter mit Wachsfackeln hingen von der Decke herab und beleuchteten mit einem Lichtmeere die weichen, üppigen Federbetten, den Krebzeisch mit silbernen Hümpen und kristallinen Gefäßen, die Marmortafel zum Festgelage von bequemen Stühlen umschlossen, und dieses Lichtmeer goß eine sanfte Dämmerung in anstoßende, durch seidene Vorhänge geschlossene Gewölbe, worin die unglücklichen Frauen und Dirnen, welche des Abtes sinnliche Wünsche erregt hatten und durch List oder Gewalt hierher gebracht wurden, ihre Wohnung hatten. Keiner der Burgleute, selbst nicht der Schutzvogt konnte sich diesen Gewölben nahen, da die oberste Pforte

am Eingange der dahinführenden Stelze immer mit des Abtes Siegel verschlossen und die mindeste Verletzung dieses Siegels mit lebenslänglicher Verwahrung im Burgverließe verpönt war. Auch von der Pilgerruhe her vermochte kein Ueinge-weihter die Gewölbe zu betreten, denn in dem Gemache der Pilgerruhe, worin eine geheime Thüre zum unterirdischen Gange führte, wohnte unter dem Verwande, für die Pflege der zusprechenden Wanderer zu sorgen, der vertrauteste der Mönche, welcher allein die Schlüssel zu dieser geheimen Thüre hatte, um mit Hilfe eines Taubstummen, der in der Kochkunst Meister war, die Bewohnerinnen dieser Unterwelt mit allem zu versehen, was ihnen zum Genuß eines schwelgerischen Lebens geboten werden konnte.“

„Eine lange Reihe von Jahren hatte Abt Hubertus in Vergeudung der Klosterschätze und unter den schändlichsten Ausschweifungen dahingelebt, und war durch diese schon im schönsten Mannesalter zum kraftlosen Siedling herabgesunken. Das Laster der Wollust hatte keine Reize mehr für ihn, aber ein anderes, das der allerheftigsten Habsucht, begann jetzt ihn mit unbezähmbarer Gewalt zu beherrschen. All sein Denken, alle seine Wünsche flossen in dem Streben nach unermeslichem Reichthume zusammen, und Tag und Nacht beschäftigte er sich mit den grausamsten Entwürfen, seine Goldgierde zu sättigen. Aus der Gewölbe nächtlicher Tiefe stieg er nun empor

in die obern Räume der Feste, um von da aus zu spähen und zu wirken für die Erfüllung seiner unmäßigen Leidenschaft. Er war noch menschlich genug, die in den Gewölben eingeschlossenen Frauen und Dirnen nicht der Furcht vor Verrath zu opfern und die Bewahrung seiner Geheimnisse mit ihrem Blute zu erkaufen; er ließ sie einzeln, in finstern Nächten, mit verbundenen Augen und geknebelt, so wie sie hierher gebracht wurden, in ferne Gegenden schaffen, immer noch entgegengesetzter Richtung von ihrer Heimath, aber auch immer tief hinein in große, wild verwaßene Wäldungen, wo sie der Wunde entledigt und dann ihrem Schicksale überlassen wurden. Die kostbaren, üppigen Geräthe der Gewölbe verschwanden, da diese nun nicht mehr zu dem Tummelplatze eines schwelgerischen Lebens, sondern zur Bewahrung geraubter Schätze und geraubter Menschen bestimmt waren.“

„Die Besatzung der Feste Klausenburg war theils wegen ihrer beinahe unmöglichen Erstürmung, theils weil in jenen Zeiten die Klöster äußerst selten besetzt wurden, nur aus wenigen abgelebten, greisen Knechten gebildet, befehligt von einem Schutzbogt, der eben so schwächlich, so friedliebend und noch feiger als seine Mannen war. Der Schutzbogt und die Mannen wurden in das Kloster Altenberg und auf einige dahin gehörende Vorwerke und Meierhöfe vertheilt, wo sie bei nothdürftigem Lebensunterhalte die Aufsicht über das Gesinde und über die fleißige Betreibung

der Landwirthschaft erhielten. Es kam nach Klausenburg ein Bogt mit funfzig Kämpen, kraftvolle, muthige Leute, aber stets bereit zu jeder lasterhaften, blutigen That, wenn damit Gold und Wohlleben zu gewinnen waren. Ein Mönch, eingeweiht in seines Abtes räuberische Pläne, war einige Menden auf nahen und fernem Burgen herumgewandelt, um Knechte zu werben; die Kraft, List und Tollkühnheit mit Seelenhärte und Gesessenlosigkeit einten. Der Mönch hatte funfzig Knechte ganz nach den Wünschen seines Gebieters geworben, und dieser stellte an die Spitze dieser Horde einen Bogt, der in der Schule des kühnsten, listigsten, grausamsten Raubritters sich gebildet und schon lange seinen Meßer überreilt hatte.“

„Der Bogt zog hinaus mit seinen Knechten, theils verumumt, theils in der Farbe eines fern hausenden, mächtigen Ritters, auf die Landstraße, und was auf dieser daherkam, wurde beraubt. Waren es Fuhrleute, so wurden diese mit ihren Frachtwagen in den Forst gebracht, dort erschlagen und die Kasse niedergestochen. Vorsichtig vergrub man die Leichen der Menschen und Thiere, lud die Wagen ab, verbrannte diese und schaffte das geraubte Gut nächstlicher Weile und auf Umwegen in die Klausenburg. Reiche Kaufleute, die ohne Gepäck oder mit Waaren die Straße von Worms nach Mainz zogen, wurden ausgeplündert, geknebelt und mit verbundenen Augen in die unterirdischen Gewölbe der Klausenburg geschleppt und

mußten dort unter den grausamsten Qualen so lange harren, bis sie ihre Befreiung mit einer sehr großen Summe erkaufte hatten. Eben so ging es reisenden Rittern, Edelfrauen und Edelfräulein, welche, wenn sie nicht ein zahlreiches, wohlbewaffnetes, sehr tapferes Gefolge hatten, immer eine sichere Beute des furchtbaren Klostervogts waren. Das Hinschleppen der Gefangenen in die Klauseburg, ihre Verwahrung in den dortigen Verliesen und die Erhebung des bedungenen Lösegeldes geschahen immer mit solcher Vorsicht und Schlaueit und zugleich mit solchem eisernen Schweigen, daß die Gefangenen von dem Augenblicke ihrer Verurtheilung, außer der kurzen Angabe des zu leistenden Lösegeldes und außer einigen, Qualen und Tod drohenden Worten, nie eine Stimme hörten und nach erlangter Freiheit ihren Wunden ledig und ihres Gesichtes wieder mächtig, jederzeit in einer Gegend, entweder in einem großen schauerlichen Forste, oder in einer Felsenschlucht, oder in dem dichtesten Gebüsch am Ufer eines Stromes sich befanden, um alle Schätze der Welt nicht den Ort, nicht die Richtung ihrer Haft gefunden hätten, und nie zu erforschen vermochten, wer das Lösegeld für ihre Freiheit erhoben habe.“

„Es zog eines Tages Ritter Albrecht von Ronenstein die Straße von Mainz daher, wo er mit seiner Ehegenossin längere Zeit am bischöflichen Hoflager gewohnt hatte. Auch zu ihm war der Auf der Unsicherheit jener Landstraße gekom-

men, der sich immer mehr verbreitete. Konenstein hatte nur ein kleines Gefolge, und da er viel kostbares Geschmeide und viel Gold mit sich führte, so warb er noch zu Mainz am Tage vor seinem Heimzuge einige Reisige, die eben nach einer bedeutigen Fehde ihres Mitters durch dessen Niederlage dienstlos geworden, aber von mehreren Rittern als biedere, höchst muthige Kämpen gerühmt waren. Konenstein wurde gerade auf einer Stelle, die links von schroffer Bergwand, rechts von einem jähen Abgrunde höchst beschränkt war, vorn und im Rücken von den Räubern in stürmischem Ueberfalle angegriffen. Dem tapfern Konenstein und seinen tapfern Mannen gelang es, die von vorn in Uebersahl ankämpfenden Räuber zurückzubringen, bis die Straße im freien Raume dahinkam. Nun erhob sich ein wüthender Kampf; der Ritter und sein Gefolge kämpften für Leben und Freiheit, begeistert von dem Wunsche, diese verderbliche Motte zu vernichten, und die Räuber fochten aus heißer Begierde nach den Schätzen, die ihnen die schwer beladenen Saumrosse verhießen, aus schändlichem Verlangen nach dem Genuße der jungen, stattlichen Mittersfrau und ihren reizenden Bosen, aus wilhem Grimme, solch tapfern Widerstand zu finden. Die gute Sache siegte. Was von des Abtes Knechten nicht niedergehauen war, floh mit der Hast der Verzweiflung über die Fluren hin dem Forste zu, aber Konensteins neu-geworbene Reisige sprengten nach auf ihren wal-

kern, flüchtigen Rassen, und am Saume des Waldes ward ein neuer, wüthender Kampf gekämpft, ein neuer Sieg für Konenstein's Männer erschollen und dieser Sieg gekrönt durch die Gefangennehmung aller Räuber.“

„Unter den Gefangenen war der Vogt von Klausenburg. Dieser, noch nicht als solcher, wohl aber als der Anführer der Räuberhorde erkannt, wurde gleich bei der Ankunft auf der Feste Konenstein in den tiefsten, undurchdringlichsten Kerker des Burgverlieses geworfen und so gefesselt, daß es ihm nicht möglich war, in der Angst vor der Folter, vor dem Tode durch Henkershand, in der wildesten Verzweiflung, verletzende Gewalt an sich selbst auszuüben. Ritter Konenstein glaubte, ohne in dem Gefangenen den Vogt einer Klosterveste, den Vertrauten und das Werkzeug eines frommenschen Priesters zu ahnen, in seinem Verliese einen Räuberhauptmann zu bewahren, der die vielen großen Wegelagerungen, von welchen immer häufigere Kunde einging, nicht mit seiner Rotte allein hätte ausführen können, sondern noch mit einigen Raubrittern in einem geheimen Bunde stehen müsse. Dieses zu erforschen war für Konenstein ein höchst wichtiges Verlangen. Aber alles Forschen, ja tägliche, von Stufe zu Stufe bis zur Unmenschlichkeit gesteigerte Foltermartern scheiterten an dem Eisenfinne, an der unerschütterlichen Hartnäckigkeit des Klostervogtes. Auch bei seinen Genossen blieb die grausamste Folter fruchtlos,

bis endlich Einer, der schwächliche unter diesen Eisenmännern, den furchtbaren Qualen unterliegend, alles gestand, was er zu gestehen vermochte. Und da gerade dieser der Liebling des Vogts, und von demselben in die Geheimnisse der unterirdischen Gewölbe von Klausenburg, seit diese Feste dem Kloster zum Eigenthum geworden, eingeweiht war, so traten nun aus dem bisher undurchdringlichen Dunkel Verbrechen an das hell beleuchtende Licht, vor welchen Konenstein zurückschauderte. Er hielt sich nicht befugt, hier nach seinen Rechten zu richten. Er wollte auch nicht dem Bischofe diese Entdeckungen mittheilen, da er eine zu gelinde Strafe des geweihten Verbrechers, vielleicht gar eine wohlberechnete Unterdrückung der ganzen Sache mit Recht vermuthete. Zu Kaiser Friedrich I., genannt der Rothbart, sandte Ritter Konenstein seinen Bruder, um an den Thronesufen dieses mächtigen, einsichtsvollen und gerechten Herrschers Klage zu führen über himmelschreiende Greuelthaten und gegen ihren Urheber die strengste Strafe zu erlangen.“

„Nicht einer der Knechte, die mit dem Vogte von Klausenburg auszogen zum Strauß gegen Ritter Konenstein, dessen Zug nach seiner Feste mit kleinem Gefolge und vielen Schätzen des Abts geheime Kundschafter angekündigt hatten, war auf die Feste zurückgekehrt. Abt Hubertus, unruhig ob der zu langen Abwesenheit seines Vogts, sandte einen Vertrauten auf Spähe aus und war außer

sich über die Kunde, daß dreißig seiner besten Maultknechte von Konensteins Mannen theils erschlagen, theils gefangen waren. Er zitterte bei dem Gedanken, daß der Bogt oder einer der Gefangenen durch die Qualen der Folter zu Geständnissen gezwungen werde. Es wanderte, von dem angstbelasteten Abte gesandt, ein Mönch, als Pilger verkleidet, nach Konenstein, wo er unter dem Vorwande plöthlicher Erkrankung mehrere Tage weilte, dem Burgpfaffen sich als Mitbruder zu erkennen gab und ihn durch ein Säckel voll Goldgülden für die Befreiung der Gefangenen zu gewinnen suchte. Der Burgpfaffe vermochte nichts bei der Wachsamkeit des Ritters und bei der Treue der Bemannung. Vor der Zukunft zitternd, eilte der Mönch nach Altenberg zurück und brachte seinem Abte die Schreckenskunde, daß einer der gefangenen Knechte alles, was seit vielen Jahren in Klausenburg geschehen, umständlich entdeckt habe, und Konensteins Bruder mit den Geständnissen des Knechtes an das kaiserliche Hoflager geritten sei. Noch in der nämlichen Nacht, in welcher der Mönch von seiner Kundschaft zurückgekehrt war, floh Abt Hubertus, von seinen Vertrautesten begleitet, mit Gold und Juwelen beladen, in der Kleidung gemeiner Reitersknechte, auf den flüchtigsten Rossen aus dem Kloster. Man hörte nie wieder etwas von ihm und seinen Genossen.“

„Der Kaiser, wohl vertraut mit den Gruescenen, die zu jener Zeit in so manchem Kloster

gespielt wurden, sandte einen Ritter mit einem zahlreichen Fähnlein wohlberittener, erprobter Reifigen nach dem Kloster Altenberg, um den Abt mit den Gehilfen seiner Verbrechen gefangen zu nehmen und ihn vor die Schranken des kaiserlichen Gerichts zu führen. Aber der Abt und seine Mitschuldigen waren entflohen. Auf des Kaisers Befehl wurden alle Mönche von Altenberg in entfernte Klöster vertheilt, und dieses Kloster, unter dem Vorstande eines sehr würdigen Abtes, mit alten Mönchen von ganz unbescholtenem Wandel und von ausgezeichnete Frömmigkeit besetzt. Die Beste Klausenburg ließ der Kaiser zerstören und deren Wiederaufbauung durch einen Spruch, dessen Kraft auf alle Zeiten ausgedehnt wurde, für immer verboten.“

„In der Folge ließ sich in den Gewölben, die nicht zerstört wurden, eine Räuberbande nieder. Zu dieser gesellte sich ein, in Böhmenland seinem wegen der schwersten Missethaten ihm lebenslänglich zuerkannten Gefängnisse entsprungener Mönch, erwarbte sich durch erheuchelte Demuth und Frömmigkeit von dem zu gutherzigen Bischofe die Erlaubniß, hier eine Hütte erbauen zu dürfen, um in tiefster Einsamkeit Gott zu dienen, und wurde das gräßlichste Werkzeug der Mörderbande, da er, bald den Ruf seiner Heiligkeit verbreitend, aus der Nähe und der Ferne Ritter und Knechte, Edelfrauen und Dirnen, Bürger und Landleute an sich lockte und seinen Blutgesellen so manche

reiche Beute und so manche Unschuld überlieferte. Er war so listig, das Gerücht in Umlauf zu bringen, daß nicht nur in den Stunden der Nacht, sondern auch zu verschiedenen Zeiten des Tages schreckliche Gestalten hier ihren Gräbern entstiegen, deren Macht er nur allein durch sein frommes Gebet bezwingen könne, da diese Erscheinungen Geister der Hölle seien. Niemand wagte, die unterirdischen Gewölbe zu betreten, alles Böse, was geschah, rechnete man auch den bösen Geistern zu, und da die Räuber, um ungestört hier hausen zu können, auf seinen Rath oft in gespensterhafter Verhüllung mit brennenden Fackeln und unter fürchterlichem Geheule sich nächtlicher Weile in den Umgebungen zeigten, so ahnte Niemand hier eine Räuberbande, und die Siedlerhütte wurde die Teufelsklaus genannt.“

„Alles dieses, edler Ritter, was ich Euch nun erzählt habe, ward mir vor drei Jahren von unserm hochwürdigsten Herrn Bischofs erstem Geheimschreiber kund gethan, welcher mit dem Burgvogt von Sternfels einige Tage in diesem Forste saßte und die Nächte in meiner Klaus zubrachte. Der Geheimschreiber hatte die Geschichte des Abtes Hubertus genau beschrieben, von dem Tage seines Eintrittes in das Kloster Altenberg bis zu seiner Flucht aus demselben, in der bischöflichen Urkunde-Kammer gefunden und mehrmals gelesen. Die Geschichte war von einem Altenberger Mönche niedergeschrieben, der, auch einer von Hubertus

Vertrautesten, nur wenige Tage vor dessen Flucht auf den Tod erkrankte, am Rande des Grabes in sich ging, nach erlangter Gesundheit eine Felsenhöhle in der schauerlichsten Einsamkeit zu seinem Aufenthalte wählte, dort unter den strengsten Büßungen lebte und zu eigener Anklage unter den Thränen der heißesten Reue diese Geschichte niederschrieb.“

So hatte Frater Robert erzählt, und jeder seiner Züge trug das hohe Gepräge des innigen Schmerzes, so erzählen zu müssen von Menschen, deren heiliger Beruf die Tugend, die Menschenliebe, die Gottesfurcht ist. Wolf saß in sprachlosem Erstaunen. Von frühester Jugend auf gewohnt, in jedem Mönche ein Vorbild der strengsten Keuschheit und des frömmsten Wandels zu erblicken, hörte er jetzt eine Geschichte, die ihn mit Schrecken und Grauen erfüllte; er hätte ihre Wahrheit bezweifelt, wäre sie nicht aus dem Munde eines Mannes gekommen, von dem man ihm auf Burg Ulmen schon so viel Gutes gesagt hatte, und dessen ehrwürdige Miene sein Herz mit Glauben und Vertrauen erfüllte. Aber der Ritter, schon lange seinen Unwillen und Abscheu nur mit Mühe bemeisternd, brach jetzt los. — „War es möglich — rief er und schlug mit geballter Faust kräftig auf den Tisch — daß Gottes Langmuth solch geraume Zeit diese entsetzlichen Sünder verschonte? Hatte er nicht Feuer und Schwert, um

solche Frevler und ihre Sündenhöhle zu zerstören? Traun, mir läuft die Galle über und ein Fieberfrost schüttelt meine Gebeine, wenn ich wieder einen Mönch sehe. Würde ich nicht so manches Kloster kennen, worin wahre Diener des Herrn auf dem Wege ihrer Pflichten wandeln, und wüßte ich nicht, daß mein Burgpfaffe in Gedanken, Worten und Handlungen zu den Reinen gehöre, so säße ich mit fünfzig Knechten auf, um jedes Kloster, das nicht im begründeten Ruß der Frömmigkeit steht, schwer zu befehlen und es zu züchtigen mit strenger Ruthe. Ich ahne, daß der Unglückliche, welcher in den Gewölben dieser Ruinen hauset, wohl auch ein Opfer mönchischer Greuelthaten ist, und da ich nun einmal im Angebin, recht viel Böses zu hören, so willfahret meiner Bitte, frommer Siedler, mich mit den traurigen Schicksalen dieses Leidenden vertraut zu machen.“

„Ja, edler Ritter, Ihr sollt die Geschichte dieses Unglücklichen hören, so tief es mich schmerzt, Böses, ja recht Böses erzählen zu müssen, und zwar wieder von einem Priester, dem sein Stand und seine Würde zur Pflicht machen, durch beseligendes Beispiel, durch schriftmäßige Lehre und heiligen Wandel ein Vermittler der Menschen mit Gott zu sein. Dieser schwere Sünder steht bereits vor dem Richterstuhle des Höchsten, um Rechenschaft zu geben über Alles, was er hienieden gedacht und gethan hat, aber ich würde, wenn er

auch noch lebte, seinen Namen laut nennen, so wie ich Euch den Namen seines noch immer dem Lasterleben fröhnenden Genossen in dieser Erzählung getreulich nennen werde, denn der keiner Besserung sich hingebende Verbrecher soll der Welt bekannt sein, auf daß man ihn fliehe und verabscheue.“ — Der Siedler füllte die Becher, auch für sich Einen auf Budo's dringende Bitte, und als sie einen tüchtigen Labetrunk gethan hatten, erzählte er die Geschichte des Wahnsinnigen.

„Der Vogt von Mottenstein hatte eine Tochter, welche schon als Kind ausgezeichnete Fähigkeiten und die Keime vorzüglicher Schönheit entwickelte. Otto Raumer — so hieß der Vogt — hatte seine wackeren Ehegenossin bald nach der Geburt dieses Töchterleins zu Grabe begleitet, und da er sonst keine Kinder, wohl aber eine bedeutende Habe, theils durch eigene Ersparnisse, theils durch den reichen Nachschuß seiner Ehegenossin besaß, so war die kleine Hildegarde der Gegenstand seiner zärtlichsten Sorge, und eine glückliche Ausbildung ihres Verstandes und Herzens sein eifrigstes Streben. Da auf Burg Mottenstein keine sittsame, fromme, verständige, zu Hildegardens Erziehung geeignete Frau sich befand, wohl aber läderliche, freche Dirnen, welche der alte unbescheidene Burgherr für seine lasterhaften Gelüste um sich hatte, ihr gefährliches, verführerisches Wesen trieben, so brachte Raumer seine Hildegarde, als sie in das achte Lebensjahr getreten war, in das

Kloster Maria-Trost, um sie da in der Religion und allen weiblichen Arbeiten unterrichten und für ihren künftigen Beruf, einen wackern Mann durch Sanftmuth, Herzengüte, Geschicklichkeit und Gottesfurcht als Ehefrau zu beglücken, in jeder Beziehung vollkommen ausbilden zu lassen.“

„Die Nonnen von Maria-Trost nahmen die schöne, kluge Hildegarde mit mütterlicher Liebe und Güte auf und gaben sich ihrer Pflgetochter mit Schwesterlicher Innigkeit hin. Von Jahr zu Jahr gewann Hildegarde an Reichthum von Kenntnissen und an körperlichen Reizen, aber auch von Jahr zu Jahr schwand in der Folge die Keuschheit, die Unschuld ihres Herzens, und als Hildegarde zum achtzehnten Mal unter den Blüthen und Düften des Frühlings wandelte, da glich sie einer Frucht, deren äußere Hülle in des frischen, unentweihten Lebens rothige Farbe getaucht war, aber deren Inneres ein giftiger Wurm zernagte.“

„In dem Kloster von Maria-Trost lebten seit vielen Jahren ehrwürdige, höchst fromme Matronen, die, beinahe noch in Kindesjahren mit dem Schleier bekleidet, die Welt nicht kannten und alle Menschen nach sich beurtheilten. Als Hildegarde zwölf Jahre alt geworden war, braunte das Kloster Heiligenberg ab und die hilflosen Nonnen wurden auf Befehl des Bischofs in andere Frauenklöster vertheilt. So kamen zwei Nonnen nach Maria-Trost, welche, noch sehr jung, erst vor einigen Monden Profess gethan hatten.

Die Nonnen von Heiligenberg standen nicht auf jener beglückenden Stufe der Sittlichkeit, der Bucht, der Eingezogenheit und der Andacht, welche die Nonnen von Maria-Trost erklommen hatten. Die Regel jener war sehr gelinde; sie gestattete Verkehr mit den Weltleuten, die Nonnen durften paarweise die Kranken des zum Kloster gehörigen Dorfes, selbst auf besondere Bewilligung der Aebtissin kranke Burgfrauen besuchen und pflegen. Es gab in Heiligenberg jährlich mehrere Kirchensfeste, wo viele Mönche naher und ferner Klöster sich einfanden, wo Nonnen und Mönche in dem nämlichen Refectorium speisten, wo die gemischte Genossenschaft den Abend im Klostergarten hinbrachte und wo es kein Geheimniß war, daß mancher Mönch bei nächtlicher Weile, unter dem Schutze der bestochenen Pförtnerin, in die Clausur schlich. Es herrschte in Heiligenberg ein höchst freies, den Weltleuten Aergerniß gebendes Leben, während zu Maria-Trost nur Gebet und Selbstbetrachtung, Schweigen und Entbehrung walteten. Dieses Stillleben war den jungen, feurigen, genussüchtigen Nonnen von Heiligenberg schon in den ersten Tagen ihres Aufenthalts in Maria-Trost eine unerträgliche Qual; sie eiferten laut gegen die fromme Sitte dieser ehrwürdigen Frauen und erstarrten in ohnmächtigem Grimme, als die strenge Aebtissin sie vor dem ganzen Convente mit hoher Würde und zürnender Miene in die engen Schranken der hier waltenden Bucht und Ordnung zurück-

wies und jede Verletzung der häuslichen Weise, der klösterlichen Sittsamkeit und der geheiligten Stille mit der Strafe der Geißel, des Hungers und des Gefängnisses bedrohte.“

„Thränen des Ingrimmes weinten die zu einem freien, regen, genüßreichen Leben Verwöhnten in der einsamen Zelle, aber sie waren klug genug, Gehorsam und Ergebung zu heucheln und dabei mit aller Vorsicht unermüdet umherzuspähen, ob sich denn diesem verhassten Stillleben nicht irgend eine freundliche, entschädigende Seite abgewinnen ließe. Sie sahen Hildegarden und waren verberbt genug, sich den Plan zuzustültern, diese Unschuld an sich zu ziehen und zu zerstören, um durch sie dereinst eine sichere Flucht zu bewerkstelligen. Das Mädchen an sich zu locken, war eine schwierige Sache, indem Hildegarde nur immer im Gemache der Äbtissin oder in dem der Priorin weilte, nur an ihrer Seite den Chor besuchte und in der Zelle der ältesten Nonne schlief. Seit dem sündhaften, verderblichen Plane auf die reizende, in der lieblichsten Frische der Gesundheit und der Unschuld blühende Hildegarde führten die Weiden ein Scheinleben, welches selbst die Strengsten der Nonnen bewunderten. Ihre Kunstfähigkeit in Verfertigung von Wachsfiguren bezeugten sie in der Gestaltung eines Jesusbildes, welches als An Meisterstück gewürdigt wurde. Hildegarde sah das Bild, und ihre Bitte, diese herrliche Kunst erlernen zu dürfen, ward von der Äbtissin für

zwei Stunden eines jeden Tages gestattet. Den Künstlerinnen ließ die Abtissin ein geräumiges Gemach anweisen und sie mit allen Erfordernissen zur Ausübung ihrer Kunst reichlich versehen. Unter der Aufsicht einer alten Nonne arbeitete Hildegarde mit ihren Lehrerinnen; da aber diese während des Unterrichts nur immer mit den frömmsten, erbaulichsten Worten zu Hildegarden sprachen, ihr die rührendsten Geschichten von heiligen Frauen erzählten, und da die oft lauschende Abtissin von solchen himmlischen Gesprächen sich entzückt fühlte, so durfte Hildegarde bald ohne alle Aufsicht die Lehrstunden besuchen, und diese, anfangs nur auf zwei beschränkt, verlängerten sich oft, die Zeit des Chorbefuches abgerechnet, von der Mittagsstunde bis zum Abend.“

„Nun war die arglose Unschuld in der verderbenden Gewalt der Sünderinnen. Hildegardens Phantasie zu erhitzen, die engelreine Spiegelfläche ihrer Seele zu trüben und in ein Herz, das nur für Religion und Keuschheit glühte, die giftige Saat entflammender Gelüste zu säen und dann die Verführte in jedes Laster der Wollust einzuweihen, war das höllische Unternehmen; das diese jungen Nonnen, ganz mit der Sünde vertraut und lechzend vor Begierde zu sündigen, an der Unglücklichen bis zur möglichsten Vollendung ausführten. Hildegardens Inneres war zur Flamme geworden, die sie mit ihrer unbezähmbaren Lohz zu verbrennen drohte. Ihr

ganzes Wesen glühte vor Sehnsucht, zu fliehen aus diesen düstern, stillen, beengenden Mauern in das Geräusch der Welt, in das ungezügelte, rauschende Walten der Sinne, und die achtzehnjährige reizende Dirne würde sich einem Unholde in männlicher Gestalt in die Arme geworfen haben, so sehr hatten die Verführerinnen das junge, rasch waltende Blut bis zum Feuerstrom erglühn gemacht."

„Da kam Hildegardens Vater in das Kloster und brachte ihr die Schreckenskunde, daß eine mächtige Räuberhorde die Beste Rottenstein bei nächstlicher Weile überfallen, ausgeplündert und dann niedergebrannt habe, daß er durch den Verlust seines Vermögens und seines Amtes nun zum Bettler geworden, und Hildegarde, als eine arme, aussichtslose Dirne, für den Schleier bestimmt sei. Der Gedanke, ein Leben voll Kraft und Tugend, sich anschließend allen Hoffnungen zu den süßesten Freuden und Genüssen, unter dem lähmenden Drucke der Entsagungen, im düstern, dumpfen Gemäuer des Schweigens und der Einsamkeit hinschleppen zu müssen, machte die Erstarrende ohnmächtig in ihres Vaters Arme gleiten, der durch das erlittene Unglück, durch die qualvolle Aussicht in eine mit Nahrungsorgen und Elend belastete Zukunft selbst jeder Kraft beraubt und zu sehr angegriffen, kaum vermochte, die Demuthlose auf seinen nahen Sitz zu tragen und um Hilfe zu rufen."

„Die Ohnmacht ward zu einer lange währenden, gefährlichen Krankheit, und als Hildegarde wieder stark genug war, erschütternden Eindrücken ohne Nachtheil entgegenzutreten, vernahm sie die schmerzvolle Kunde, daß ihr Vater schon einige Tage nach seiner Ankunft in der Klosterherberge gestorben sei.“

„Mit der wiederkehrenden Gesundheit und mit der wachsenden Kraft erhob sich auch das Verlangen nach dem Eintritte in das rege, bunte Leben der Welt immer mächtiger in Hildegardens begehrllichem Gemüthe. Sie eröffnete der Äbtissin den Wunsch, das Kloster zu verlassen, aber mit leichenblassem Gesichte, mit bebendem Herzen, mit Entsetzen und Verzweiflung hörte die Weltsüchtige, daß ihr Vater im letzten Augenblicke seines Seins ihr mit seinem Fluche gedroht habe, wenn sie nicht den Schleier nehme. In sprachlosem Schmerze, das Auge von Thränen umflort, wankte sie aus dem Gemache der Äbtissin ihrer Zelle zu. In der Mitte des langen, düstern Ganges fühlte sie sich von einer weichen, warmen Hand sanft ergreifen und als sie jetzt aufblickte, stand Veronica, eine der beiden jungen Nonnen, vor ihr. — „Wir wissen Alles — flüsterte ihr diese zu und nahm sie lieblosend an ihren Busen — was dich, theuerste Hildegarde, so schmerzlich bewegt und trostlos macht. Aber erheitere dich, meine Geliebte, und baue mit dem innigsten Vertrauen auf mich und Schwester Clarissa. Nur die Flucht

aus diesen verhassten, entseßlichen Mauern kann uns glücklich machen, und wir haben schon Vorkehrungen getroffen, welche uns bald diesen erdrückenden Fesseln entreißen werden. Erwarte mich um Mitternacht in deiner Zelle." — Das Wort Flucht hatte die eiskalte, marmorne Gestalt rasch belebt, der Purpur eines mächtig aufwallenden Entzückens goß sich über die blasse Wange aus, feurig blickte das Auge und des Vaters Fluch nicht mehr gedenkend, umschlang sie stürmisch den tröstenden, rettenden Engel. Eine alte Nonne hustete den Gang herauf, schnell bargen sich die Freundinnen in einer dunkeln Nische und schlüpfen dann in ihre Zellen, mit heißer Sehnsucht der mitternächtlichen Stunde entgegenharrend."

„Kaum war ihr letzter Schlag verklungen, als die beiden Nonnen zu Hildegarden schlichen. Veronica eröffnete nun Hildegarden, daß ihre Flucht sehr leicht bewerkstelligt werden könne, wenn man die Pförtnerin, deren Leidenschaft für geistige Getränke eben kein Geheimniß war, betrunken mache und sich dann des Schlüssels zur Clausur und zum Gartenpförtchen bemächtige, wo man, ohne große Gefahr und Mühe, an dem Rebengeländer über die Mauer sich schwingen könne und so unbemerkt entfliehe, als wenn man die große Klosterpforte öffnen wollte, da ganz nahe daran das Wohnhaus des Reichthums und des Schirmvogtes sei, welches immer von bösen, lärmenden Rüden bewacht werde. Doch zwei wich-

tige Hindernisse mußten noch beseitigt werden, nämlich der Mangel an allem geistigen Getränke, indem es an Gelegenheit und Geld gebreche, sich dasselbe aus der Klosterherberge zu verschaffen, und der Mangel an weltlichen Kleidern für Veronica und Clarissa, da, im Nonnenhabit, der erste Schritt aus dem Kloster die Aufmerksamkeit des Volks erregen, ihre Entweichung verrathen und eine unabwendbare Gefangenschaft zur Folge haben würde.“

„Beiden Mängeln vermochte Hildegarde zu steuern. Im Gemache der Äbtissin befand sich ein Schrank, angefüllt mit mehrern Flaschen einer köstlichen, äußerst lieblich mundenden Essenz, welche von einer alten Nonne bereitet, aber wegen der Seltenheit und Theuerung ihrer Bestandtheile so hoch geachtet wurde, daß die Äbtissin nur dem Bischofe jährlich einige Flaschen zum Geschenke machte und davon auch nur den Kranken und alten, gebrechlichen Leuten spendete. Für Hildegarden, welche das unbeschränkte Vertrauen der Äbtissin genoß und in deren Gemache manche Stunde allein zubrachte, konnte es keine schwere Aufgabe sein, eine Flasche dieser lieblichen, begeisternden Flüssigkeit unbemerkt sich zuzueignen. Da sie, von ihrem reichen, prunkstüchtigen Vater sehr glänzend ausgestattet, ein Säckchen mit Goldgülden, Gold- und Silbergeschmeide, einige werthvolle Ringe, besonders aber viele Kleider unter eigenem Verschlusse hatte, die für die beiden, ihr an Gestalt beinahe gleichen Nonnen

sehr geeignet waren, so ließ sich für ihr Unternehmen ein günstiger Erfolg erwarten. Die zehnte Stunde der nächsten Nacht wurde zur Flucht festgesetzt, und diese gelang so vollkommen, daß die Flüchtlinge schon mehr als eine halbe Tagereise vom Kloster entfernt waren, als man erst dort mit großer Bestürzung sich von ihrer Flug eingeleiteten und muthig ausgeführten Entweichung überzeugte.“

„Es brach der Tag an, als Hildegarde, Veronica und Clarissa von der Landstraße hinweg einem dichten Walde zuwielten, um hier einige Stunden zu ruhen und dann über das Ziel und die Art ihrer fernern Reise sich zu berathen. Weithin schon am Saume des Waldes fanden sie eine spiegelklare, süße Quelle, Gesträuche mit saftigen Beeren. Sie glaubten, Himmelstrahl und Himmelspeise zu genießen, als sie, erschöpft von der langen, flüchtigen, ungewohnten Reise, nach Labung lechzend, mit dem kühlen Gewässer aus hohler Hand sich erquickten und die labenden Früchte von den grünen Gesträuchen pflückten. Dieser hinein in des Waldes anmuthiges Laubgewölbe eilten sie, mit neuer Kraft und neuem Frohsinne ausgestattet, um sich ein weiches, trauliches Ruheplätzchen zu suchen. Sie fanden es auf einer üppigen Moosmatte unter tief herab sich neigenden, dicht belaubten Zweigen einer majestätischen Buche. Sich schwesterlich umschlingend, sanken sie auf das weiche, duftende Moos.

lager hin, und bald hatte das leise Flüstern sanftbewegter Zweige die Ermüdeten in süßen Schlummer eingewiegt."

"Hildegarde erwachte. Sie hatte so lange und so angenehm geschlafen, daß sie in der heitersten Stimmung sich von ihrem Lager erhob. Sie fand sich allein. Im Wahne, daß ihre Gefährtinnen sich von ihrer Seite hinweg an die Quelle geschlichen hätten, um einen Labetrunk und nahrhafte Früchte zu genießen, eilte sie dahin. Es war Niemand an der Quelle. Sie kehrte an die Ruhestätte zurück, rief, ging tiefer in den Wald, rief wieder, aber Niemand antwortete. Eine schlimme, eine sehr schlimme Ahnung erhob sich rasch in ihrem unruhigen Gemüthe, die Ahnung, daß sie nun sich selbst überlassen sei. Sie war es, ja sie war noch mehr als schändlich verlassen, denn ihr Gold, ihr Geschmeide, ihre theuern Ringe, welche sie unter den Kleidern befestigt und von dieser werthvollen Habe ihren Gefährtinnen kein Geheimniß gemacht hatte, waren dahin. Im tiefen Schmerze, so undankbar behandelt und ihres noch einzigen Vermögens auf die schamloseste Weise beraubt worden zu sein, warf sie sich laut weinend am Fuße des Baumes nieder und fühlte sich so ermattet, daß sie erst, als die Sonne schon die Nähe der Mittagsstunde verkündigte, fortzuwandern vermochte."

"In der wehmüthigsten Stimmung, tausend Pläne für ihre Zukunft bildend und wieder ver-

werfend, war Hildegard auf der Landstraße fortgewandert, als sie durch jubelnde Stimmen und Pferddegewieher aus ihrem tiefen Sinnen aufgeregt wurde. Sie sah sich in der Nähe einer Herberge, vor welcher Reifige unter der verwitterten Hauslinde fröhlich zechten und die Knechte des Wirths den an einer freistehenden Krippe angebundenen Rossen Futter und Wasser gaben. Die schüchterne Dirne, die seit ihrem achten Lebensjahre, außer dem alten Beichtiger des Klosters und einigen eilsgrauen Mönchen, kein männliches Wesen gesehen hatte, erschrak zum Umsinken beim Anblicke der kriegerischen, rauhen Gestalten, die, des Guten schon zu viel genossen, ihr entgegenjubelten und sich von ihren Sigen erhoben, um die reizende Wallerin in ihre Mitte zu nehmen. Bitternd flog sie zurück, die Trunkenen taumelten ihr nach und schon wollte sie Einer mit frechem Arme umschlingen, als ein stattlicher, leichtgerüsteter Jüngling hinter einer Hecke hervortrat und der Schaar ein donnerndes Halt entgegenherrschte. Betroffen standen die Reiter, der Jüngling winkte mit zürnendem Blicke, und sie kehrten zurück zur Kanne, leise vor sich hinbrummend, dann laut lachend und jubelnd. Schweigend faßte der junge Kämpf Hildegardens Hand, führte sie auf einem Nebenwege in die Herberge und gebot der Wirthin, die Fremde mit Speise und Trank zu erquicken. Einen langen, brennenden Blick auf die von den heißesten, noch nie gefühlten Empfindungen erglü-

hende Hildegarde werfend, verließ er den Zechgaden und ging langsamen Trittes zu seinen Reitern hinaus.“

„Die freundliche, geschäftige Wirthin brachte der Dirne ein Eiergericht nebst einem Becher Wein, erzählte, daß der junge, stattliche Kämpfe ein Sohn des Oberrüstmeisters des mächtigen Markgrafen von Thurn sei, so eben vom Geleite der Gräfin nach dem Frauenkloster Brigittenfeld, wo die fromme Dame jährlich einige Zeit in großer Andacht hinbringe, auf die Feste zurückkehre, und gab nun deutlich zu verstehen, daß auch sie über die Verhältnisse der Fremden einige Kunde zu erhalten wünsche. Hildegarde, eben so klug, als besonnen, vertraute der Neugierigen, daß sie die Tochter des bischöflichen Geheimschreibers zu Trier sei, die unbeschreiblichen Mißhandlungen ihrer grausamen, tückischen Stiefmutter nicht länger habe erdulden können, und gezwungen zur Flucht aus dem Hause ihres verblendeten, gefühllosen Vaters, bei einer frommen, gütigen Burgfrau als Jose unterkommen suche. Unter vielen Thränen klagte sie nun, auf der gestrigen Tagesreise, welche sie in Gesellschaft eines verabschiedeten Reiterknechtes und seines Weibes gemacht habe, in einem Wäldchen, wo unter der glühendheißen Mittagstunde einige Ruhe genossen wurde, plötzlich von diesen gottlosen Menschen überfallen, gemißhandelt und all ihrer Habe beraubt worden zu sein.“

„Schon nach wenigen Augenblicken hatte Roderich, des Rüstmeisters Sohn, die Lage der Fremden von der Wirthin erfahren. Hildegardens reizende Gestalt, der Zauber ihrer anmuthigen Gesichtszüge, die Frische ihrer Jugend und das sanfte Feuer ihres großen, seelenvollen Auges hatten das Herz des gefühlvollen, unschuldigen Jünglings in der ersten, mächtigsten Liebe erglühn gemacht. Er bebte vor geheimer Wonne, diesem wunderholden Wesen schon jetzt recht nahe sein zu können, da er wußte, daß die Schwester seiner geblutenden Gräfin, welche auch auf der Beste Thurn ihren Witwensitz hatte, schon längere Zeit um eine junge Soße sich bemühe, und da er gewiß sein durfte, daß ihr diese reizende Dirne sehr willkommen sein werde. Hastig wurde die Wirthin beauftragt, der Fremden die Hoffnungen, welche er ihr bieten zu können glaube, mitzutheilen, und Hildegarde, in deren lüsterinem Herzen der Anblick des herrlich gestalteten Roderich alle Flammen begehrender Liebe angefacht hatte, trat nun selbst aus der Herberge, schwebte gesenkten Blickes und mit der Miene der schüchternsten Unschuld zu Roderich hin, klagte ihm thränenden Auges ihre hilflose Lage und flehte seinen Schutz an. In der Fülle der innersten Wonne reichte ihr Roderich seine Hand, mit einem sanften Drucke und einem glühenden Blicke sein Versprechen besiegelnd, reichte der Wirthin ein Goldstück für genossene Bewirthung, gebot seinen Reitern den Aufbruch und ließ für

Hildegarden den zurückzubringenden Jeller der Gräfin vorführen. Diese hatte noch nie ein Ross bestiegen, und doch that sie es nun mit einem Muthe, einer Sicherheit und einem Anstande, der Roderichen mit immer heißeren Empfindungen begeisterte und selbst die alten, rohen Reiterknechte zur Bewunderung hinriß. Alles schwang sich fröhlich auf. Mit dem dämmernden Abend wurde in der Feste Thurn eingeritten, und wenige Augenblicke nach der Ankunft trat Hildegarde als Jofe in das Gefolge der gräflichen Witwe.“

„Es hausten auf der Feste Thurn, vom gebietenden Markgrafen bis zum Müdenknechte herab, nur Männer von gesehtem Alter und ernstem, verschlossenem Wesen. Es lag daher in der Natur der Sache, daß Hildegarde, in deren Seele die von ihren tugendlosen, verderblichen Lehrerinnen reichlich gesäete Saat unreiner Gelüste nun im Genuße eines freien, bunten Lebens zur üppigen Pflanze mächtig und wuchernd emporschoß, und die, wenn auch nicht durch die That, doch schon durch Unterricht und entzündende Gemälde eines genussreichen Treibens entweiht war, Roderichs flammendem Blicke, dem sanften Drucke seiner zitternden Hand, den Bewegungen seiner heftig wogenden Brust und dem Geständnisse der innigsten, treuesten Liebe nicht mit dem Erröthen der Unschuld und Jugend, nicht mit jungfräulicher Schüchternheit und Würde begegnete, sondern den Feurigen auch mit allem Feuer aufgeregter Sinne an den

glühenden Busen schloß und so manches Wort, so manchen Kuß und so manches Umschlingen mit einer Wärme erwiderte, welche die mächtig waltende Flamme unreiner Gefühle nicht zu biegen vermochte.“

„Hildegarde war unaussprechlich glücklich in der Liebe ihres Roderich; es verzehrte sie ein inneres Feuer, in seinen Armen zu ruhen, um an seiner Brust die Bilder ihrer Phantasie und ihrer süßesten Träume zur beglückenden Wirklichkeit zu gestalten. Aber selbst der Ueberreiz ihrer Sinne ließ sie, auch nicht unter den Aufwallungen der heftigsten Leidenschaft, Béronica's und Glarissa's Lehre vergessen, wohl jedem Reize der Sinne sich hinzugeben, wo kein Nebenweck zur Enthaltensamkeit rathe, aber dem Jüngling und dem Manne, von dessen Leidenschaft und Begierden irgend ein hoher Gewinn zu erwarten stehe, die volle Erfüllung seiner entzügelten Wünsche so lange zu verweigern, bis dieser Gewinn gesichert sei. Hildegarde wußte, daß Roderich einst der alleinige Erbe der beträchtlichen Habe seiner Aeltern sein werde und daß er bereits ein ansehnliches Vorwerk besitze, welches ihm der Markgraf von Thurn, sein Taufpathe, schon als Säugling geschenkt hatte. Aber Hildegarde wußte auch sehr wohl, daß Roderich's Vater, der reiche, hochansehnliche Oberkammerherr eines so mächtigen Markgrafen, während seiner Lebensdauer wohl nie in die Verbindung seines Sohnes mit einer armen Waise willigen

werde, ja daß er schon seit einiger Zeit unter den Burgfräulein des Landes nach einer Ehegenossin seines Sohnes umherspähe, da Roderich von dem Markgrafen das Versprechen hatte, im gesetzlichen Alter zum Ritter geschlagen zu werden, und da der alte, seit Jahren schon an das Siechbett gefesselte Oberrüstmeister seinen Sohn gleich nach empfangenem Ritterschlage mit einem Edelfräulein vermählen wollte, um noch vor seiner, immer rascher sich nähernden Auflösung diese so lange und so heiß genährten Wünsche gekrönt zu sehen. Hildegarde vertraute auf die Macht der Liebe ihres Roderich, auf seine hohen Schwüre, nie eine Andere, als sie, zur Lebensgefährtin sich zu erwählen, und auf die Hinfälligkeit seines Vaters. Doch vertraute sie noch mehr ihren feinen Künsten, Roderichen so an sich zu fesseln, daß er nur in ihr lebte, daß sein ganzes Wesen nur in das einzige Streben nach ihrem Besitze zusammenfloß. Und diese Buhlerin, noch in der ersten, reizendsten Blüthe des Lebens, noch nie durch die Schule der bildenden Welt mit ihren Täuschungen gegangen, beherrschte den gewaltigen Ankampf ihrer Lüste mit solcher Selbstmacht, daß sie ihrem Roderich auch in den Stunden der Einsamkeit, der stillen, verführerischen Nacht sich versagte, und des liebenden, feurigen Jünglings einziges Verlangen nach dem Besitze ihrer Hand und durch sie ihrer Reize immer höher steigerte.“

„Ein Jahr hatte Hildegard auf der Beste Thurn gelebt, als der Burgpfaffe starb. Der Raugraf, untröstlich über den Verlust dieses Greises, der allen Menschen ein weiser Lehrer und ein liebender Vater, den Unglücklichen ein tröstender, helfender Bruder und den Verirrten ein sanfter, erbauender, zum ewigen Lichte leitender Hirte war, sandte seinen Vogt zum Bischof mit der Bitte aus den Klöstern des Sprengels einen Mönch zu wählen, der ihm den schmerzlichen Verlust seines unvergeßlichen Urbanus möglichst ersetze. Der Bischof gab dem Abte des Klosters St. Guntram den Auftrag, aus seinem Convente dem Raugrafen von Thurn einen Beichtiger zu senden, und bald erschien auf der Beste Pater Felix, der neue Burgpfaffe.“

„Das Silberhaar, die gebeugte, demüthige Gestalt, die leise, weiche Sprache und der langsame, schleichende Gang gaben dem Mönche Felix das Alter und die Gebrechen eines Greises, aber die frische Farbe seines runden, geglätteten Gesichts und die Fülle und Kraft seines Körpers machten ihn zu einem rüstigen Mann im besten Lebensalter. Pater Felix war der gelehrteste, gebildetste und sanfteste aller Mönche von St. Guntram, aber unter allen Mönchen des Erdrundes auch der feinste, undurchdringlichste Heuchler, der listigste, besonnenste Bösewicht und der größte Wollüstling. Sein Abt, dieses Mönches ganz würdig, hatte ihn mit vieler Klugheit zum Burg-

pfaffen gewählt, da er des Mäugrafen Abneigung gegen die Klöster kannte, aber auch eben so sehr hoffen durfte, daß Felix durch die bezaubernde Kraft seiner Beredtsamkeit, durch die nie ermüdende Bewachung des blendenden Scheins eines heiligen Wandels und durch die Zauberkünste seines Benehmens dem Mäugrafen eine bessere Stimmung für das Mönchswesen einflößen und ihn, den Kinderlosen, allmählig zu mancher gewichtigen Schenkung für St. Guntram bewegen werde. Pater Felix zählte nicht mehr als vierzig Jahre, und selbst eine vergeudete Jugend und ein Leben voll Weichlichkeit und geheimer Schwelgereien innerhalb der verschwiegenen Klostermauern hatten die Fülle und die Kraft seines riesigen Körpers noch nicht zu zerstören vermocht. Aber das eiegraue Haar und die tiefgebeugte Haltung, das langsame, matte Sprechen und das wankende, stille Schleichen bekundeten seine Schlaueit und seine Menschenkenntniß, da er recht wohl wußte, daß der, gebeugte, lebensmüde Greis mit dem Zittern der kraftlosen Stimme und dem Wanken des gebrechlichen Körpers eher die Theilnahme, die Ehrfurcht, das Vertrauen gewinnt und fesselt, als der rüstige, muthig und kraftvoll durch das Leben hinschreitende Mann.“

„Nur kurze Zeit war Pater Felix unter seinem täuschenden Heiligenscheine knechtischer Demuth, eifriger Menschenliebe und höchster Frömmigkeit

auf der Beste Thurn spähend und lauschend umhergeschlichen, als er schon mit dem Innersten aller ihrer Bewohner innig vertraut war. Hatte er auch Hildegarde nur selten und da nur immer im Gemache ihrer Herrin, wenn er dort zur Morgenandacht erschien, auf wenige Augenblicke gesehen, und hatte ihm da auch die erbeuchelte Demuth nicht einen langen, festen Blick gestattet, so war ihm, dem Vielerfahrenen, doch nicht entgangen; daß nicht Schüchternheit, Unschuld und Schamhaftigkeit es wären, die dieses reizende Gesicht mit ihrem rothigen Zauber schmückten; sondern daß ein heißes, inneres Feuer der Dirne Wangen mit ihren Gluthen übergoss. Recht gut hatte der seine Beobachter bemerkt, daß Hildegardens feuriges Auge auf sein frisches Gesicht und auf seine kräftige Gestalt lange, wohlgefällige Blicke hefte, daß sie auch seinen Blicken zu begginnen suche und während seiner geistlichen Unterhaltung mit der Gräfin von Tag zu Tag immer öfter dieses Gemach besuche und sich darin irgend ein Geschäft mache. Er ahnte; dieser klugen, feurigen Dirne nicht als ein gebrechlicher Greis zu gelten und seine Ahnung täuschte ihn nicht. Hildegarde hatte sich eines Abends in das liebliche, am Fuße des Burgberges gelegene, von einem spiegelklaren Bache durchschlängelte Erlenwäldchen geschlichen, um dort der Rückkehr ihres Roderich, der im nahen Forste bei den Köhlern zu thun hatte, zu harren und mit ihm in dieser

traulichen Stille zu kosen. Sie saß am blumen-
bekränzten Mande des sanft dahinstutenden Ba-
ches und spähetee sehnüchtig nach dem Geliebten
umher. Eine weiße Gestalt schimmerte den Fuß-
pfad entlang durch die fernern Gebüschte ihr ent-
gegen. Befürchtend, daß ihre Gebieterin oder die
Mangräsfin daherwandle, sie sehe und ob des eigen-
mächtigen Verlassens der Burg Rechtfertigung
heische, flüchtete die Erschrockene in ein naheß,
dichtes Gesträuch. Die Gestalt kam rasch näher.
Hildegarde erkannte in ihr einen Mönch in seinem
Klostergewande. Die Gesichtszüge des Mönchs
traten ihr immer bekannter entgegen und sie war
außer sich vor Erstaunen, als sie nicht mehr zwei-
feln konnte, daß sich der zusammengekrümmte,
matt dahinschwankende Burgpaffe in einen hoch-
gewachsenen, rasch und stattlich daherschreitenden
Mann verwandelt habe. Nicht ferne von ihrem
Verstecke stand Felix, entkleidete sich, sprang in
den Bach und tauchte da nieder und auf und
schwamm mit der Gewandtheit und Stärke des
rüstigsten Jünglings. Solch einen wohlgeformten,
mit der Fülle der Gesundheit ausgestatteten Körper
hatte sie auch in den gelungensten Bildern erhistet,
unreiner Phantasie noch nie gesehen. Des Mönchs
ergrautes Haupt ward ihr zum dunkelsten Locken-
kopfe, seine Gestalt zum schlanken, reizenden Bau
des blühenden Jünglings, und kaum ihrer selbst
mehr mächtig, würde sie alle Schranken weiblicher
Schamhaftigkeit und Zucht niedergerissen haben,

wäre nicht plötzlich das Hifthorn des in der Nähe jagenden Raugrafen erschollen und der aufgeschreckte Mönch hastig entschwunden. Hätte jetzt Roderich seiner Hildegarde sich genähert, so wäre die so lange und kluge Selbstbeherrschung von den überreizten Sinnen vernichtet worden.“

„Einige Tage nach dieser Begebenheit schlich Vater Felix zu einem kranken Reissigen durch eine abgelegene, dunkelnde Halle. Ihm begegnete Hildegarde, so eben auf der Rückkehr von dem Kranken, dem sie eine Labung gebracht hatte. Der Mönch spähet scharfen Blickes umher, ob ihn Niemand belausche, und reichte Hildegarden die Hand. — „Zwingt Euch nicht, hochwürdiger Herr — flüsterte sie mit schelmischem Lächeln und einem flammenden Blicke — in meiner Nähe zu dieser greisenhaften, unnatürlichen Haltung. Ich bin nicht die zu täuschende Burgfrau und sehe den Mann gern in der Würde und Kraft seiner Gestalt.“ — Sie wollte entschlüpfen, aber rasch umschlang sie der Mönch. Seine heißen Küsse, seine feurige Umarmung, seine süßen Schmelzworte und das feierlichste Gelübde seines tiefsten Schweigens entfesselten alle Begierden der Unkeuschen. Noch in dieser Nacht öffnete sie ihr Schlafkämmerlein dem wollüstigen Mönche.“

„Hildegarde lebte nun ein Leben voll Schwelgerei und voll süßer Hoffnungen. Roderichs Vater nähete sich immer rascher seinem Grabe, während der von Liebe und Verlangen beherrschte Jüng-

ling ihr die nahe Aussicht auf seine Hand, auf den Genuß wonnevoller Tage immer mit aller Wärme seines treuen, glühenden Herzens verbürgte, und während sie sich für die kluge, standhafte Versagung aller Wonne an Roderichs Seite in den geheimen Umarmungen des Mönches entschädigte.“

„Aber der ränkevolle, gleisnerische Felix begnügte sich nicht, in Hildegardens Armen bloß zu schwelgen; er wollte auch mit ihren Reizen wuchern. Er kannte die Sinnlichkeit seines Abtes, er wußte, daß eine Dirne von Hildegardens unbeschreiblicher Schönheit eine sehr seltene Erscheinung sei; er faßte den Plan, diese bezaubernde Erscheinung in die Arme seines Abtes zu führen, um dessen Vertrauen und Dankbarkeit immer mehr an sich zu fesseln. In einer traulichen, unbezauften Stunde äußerte er gegen Hildegarden den innigen Wunsch, sich durch einen längeren, jedem Lauscher und jedem spähenden Blicke entrückten Verein für diese oft so kurz währenden, immer von der Gefahr der Entdeckung bedrohten Augenblicke zu entschädigen. Hildegarde, die in ihrer vorherrschenden, pflichtwidrigen Hinnneigung zu genußreichen Stunden die Wünsche ihres Buhlen theilte, forderte ihn auf, solch einen Verein in die Wirklichkeit treten zu machen. Schnell hatte der erfindungsreiche Mönch die leichte Möglichkeit der Ausführung erdacht. Er vertraute Hildegarden, bei dem Rautgrafen den Empfang eines Schreia

bens von seinem Abte vorzugeben, worin dieser ihn auffordere, wegen äußerst wichtiger Angelegenheiten des Klosters auf einige Zeit dahin zurückzukehren. Einen Tag nach seiner Abreise sollte Hildegarde von ihrer Herrin die Vergünstigung einer Reise zu einem fernen Wallfahrtsorte sich erbitten, um dort eines schon lange abgelegten Gelübdes sich zu entledigen. Diese Vergünstigung werde die äußerst fromme Gräfin gewiß nicht versagen, und daß ihre beiderseitige Entfernung von der Beste in irgend einer Verbindung stehe, könne wohl Niemand ahnen, da Felix sich den Ruf der strengsten Keuschheit erworben und aus sehr klugen Gründen gerade gegen Hildegarden wegen ihres fröhlichen Wesens und ihrer Puschucht sehr oft vor der Burgherrschaft, ja selbst vor den Mannen und dem Gesinde salbungsvoll geifert habe. Die Sache kam zu Stande. Eine Felsenhöhle in einem von der Landstraße abgelegenen Walde wurde zum Ort ihrer Zusammenkunft festgesetzt. Pater Felix verließ die Beste. Am andern Tage trat Hildegarde in der Kleidung einer Pilgerin, das von reichen Locken umflossene Haupt mit einem breiten, groben Hute bedeckt, die kleinen Füße in Sandalen geschnürt, eine Kürbisflasche um den schlanken Leib und den schwarzen langen Pilgerstab in der niedlichen Hand, ihre fromme Reise zu dem wunderthätigen Gnadenbilde an. Auf des Mönchs klugen Rath hatte Hildegarde sich als Pilgerin gekleidet. So, für einen gottesfürchtigen Knaben

geltend, konnte sie ungeschent an der Seite des Priesters wandeln, und so war es dem Mönche leicht, die Dirne ohne Argwohn und ohne Aufsehen in das Kloster einzuführen.“ —

„Die Hildegarden zur Wallfahrt vergünstigte Zeit war schon lange verfloßen und sie noch immer nicht auf die Wesse zurückgekehrt. Jetzt kam Pater Felix. Die Burgfrau und die gräfliche Witwe, beide die ihnen so lieb gewordene Bese recht hart vermissend, forschten bei ihm ängstlich nach ihr. Er betheuerte anfangs, keine Kunde von Hildegarden geben zu können, doch diese Betheuerungen trugen so sichtbar das Gepräge einer bedrängten Verlegenheit, einer schmerzlichen Zurückhaltung, und der fromme, menschenliebende Mann seufzte dabei so oft und sprach so viel über die Gefahren, welche eine allein und schutzlos reisende Dirne so vielseitig bedrohen, und klagte so wehmüthig über die verderbte, raub- und blutsüchtige Menschheit, daß jedem Zuhörenden sich die Ueberzeugung aufdringen mußte, der Pater wisse mehr von Hildegardens Schicksale, als er zu sagen wage. Man bestürmte ihn mit den innigsten Bitten, geradezu, sei es auch das Schrecklichste, über die Vermißte Kunde zu geben. Und nun erzählte der entfesselte Heuchler mit nassen Augen und schmerzgebrochener Stimme, daß man in der Nähe des Wallfahrtsortes eine gemordete Dirne mit zerschmettertem Haupte und ganz zerschnittenem Gesichte nackt ausgezogen gefunden und

ihm gerade bei seiner Vorüberreise einen Ring gebracht habe, welcher ohne Zweifel von den Räubern nicht bemerkt worden sei. Er glaube, diesen Ring, ohne Hildegardens Hand jemals eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, als den ihrigen erkennen zu dürfen, da der eingefasste Stein durch seine Größe und seine grelle Farbe zu bemerkbar sei. Hier zog er einen Ring hervor, welchen die Burgfrau und ihre Schwester auf den ersten Blick als Hildegardens Eigenthum erkannten. Es war kein Zweifel mehr, daß die Ermordete die Jose Hildegarde gewesen sei. Mit Thränen herzlicher Theilnahme und eines tiefen Schmerzes wurde die Unglückliche von den gefühlvollen Frauen beweint, und als Noderich die Kunde von dem Tode seiner Geliebten erhielt, warf ihn der allerheftigste Schmerz auf das Siechlager. Mehr als zwei Monden rang er mit Leben und Tod; seine kräftige Natur, seine unentweihete Jugend, die Frische und Macht seines Körpers entriß ihn dem gewaltigen Ankampfe des Todes, aber er ward nur für ein Leben voll Trauer und der tiefsten Schwermuth gerettet.“

„Es war in der Mitte dieses Frühlings — fuhr der Siedler Robert nach einer langen Pause der Erholung fort — als ich im Forster Walde Kräuter suchte. Diese, besonders zur Heilung neu ausbrechender Wunden vorzüglichen Pflanzen gedeihen nur in den dichtesten Gebüschcn jenes Waldes. Emsig

suchend und mich der reichen Ausbeute freuend, wollte ich unter einer Niesensichte am Rande einer Quelle etwas ruhen und mich mit Brod und einem frischen Trunke laben, als ich in meiner Nähe tiefes Stöhnen hörte. Ich erschrak über diese, in so einsamer, oft Jahre lang von keinem menschlichen Fuße betretener Wildniß so ungewohnten Töne, aber das Stöhnen ward immer mehr zum leisen Jammern und mir immer mehr die Ueberzeugung, daß dieses Jammern sich einer menschlichen Brust entwinde. Ich eilte den Tönen zu und fand unter einer Felsenwölbung eine zusammengekauerte, nur spärlich von modernden Lumpen verhüllte weibliche Gestalt mit den schreienden Jügen des Elends, des Hungers, der Verzweiflung in dem geisterbleichen Gesichte, das trotz seiner Verstorung und der eingebrochenen, glanzlosen Augen noch Spuren der Jugend und früherer Schönheit trug. — „Nur einen Tropfen Wasser, um Gottes Willen, einen Tropfen Wasser!“ flöhnte die Gestalt kaum hörbar hervor. Ich sprang zur Quelle, füllte meinen Holzbeker, tauchte eine Brodrinde in denselben und reichte sie der Unbekannten. Sie war so kraftlos, daß sie die welke Hand nicht emporheben konnte. Ich brachte ihr die Brodrinde in den Mund, ließ sie einige Tropfen Wasser schlürfen, fuhr so abwechselnd fort, und als das Stückchen Brod verzehrt und der Becher geleert war, schloß sie die Augen und sank in einen tiefen Schlaf. Jetzt bemerkte

ich, daß ihr Kopf auf einem rauhen Steine ruhe und ihre Füße wund gegangen seien. Ich sammelte Moos und bereitete ihr davon einen weichen Pfuhl, bestrich die wunden Füße mit einer heilsamen, kühlenden Salbe, die ich zum Behelfe armer, leidender Wanderer immer bei mir trage, und bedeckte die Schlafende mit trockenem Laube, um sie gegen die scharfe Frühlingsluft zu schützen und die erkalteten Glieder zu erwärmen."

"Lange währte ihr tiefer Schlaf. Sie erwachte, und sprach ihr Mund auch kein Wort, so sagte mir doch ihr bittender Blick, daß sie nach Labung verlange. Ich gab ihr Brod, getrocknete Wurzeln und Wasser, doch nur langsam und spärlich. So labte ich sie in Zwischenräumen bis zum hereindämmernden Abend. Ein: „Gott lohne Euch!“ liselte sie mir zu, aber selbst diese mehr hervorgehauchten als gesprochenen Worte gewährten mir die seltsame Ueberzeugung, daß meine Unglückliche schon durch diese einfache Nahrung von immer sich mehrender Kluft belebt und die dem Entfliehen so nahe Seele mit neuen, erstarrten Banden gefesselt sei."

"Ich wußte in der Nähe eine geräumige, trockene Felsenhöhle. Dahin wollte ich sie für diese Nacht bringen, am frühen Morgen mit Lebensmitteln zurückkehren und dann, wenn ihre Kräfte es gestatteten, sie nach meiner Klause leiten und so lange in einem der unterirdischen Gewölbe beherbergen, bis ich für die Ärmste ein aufräu-

diges Gewand erbettelt und sie Stärke genug gesammelt haben würde, zu den Ihrigen zurückzukehren oder sonst einen Zufluchtsort sich zu suchen. Mit wenigen Worten theilte ich ihr mein Vorhaben mit. Ihr immer heller werdendes Auge und ein schon kräftigerer Druck der Hand sagten mir einen innigen Dank. Ich umfasste sie nun, um ihr aufzuhelfen. Plötzlich starrte sie mich mit ängstlich-wildem Blicke an, sie sträubte sich mit allen ihr nur möglichen Kräften und stöhnte dumpf und bebend die gebrochenen Worte hervor: „Fliehe, schrecklicher Mönch, damit ich nicht verzweifeln sterbe und dir suche!“ Nur mit Mühe gelang es mir, sie glauben zu machen, daß diese Kutte kein klösterliches Gewand, daß ich kein Mönch, sondern ein armer Eremit sei, daß ich nur ihr Bestes wolle und sie nach Kräften pflegen und schützen werde. Ich brachte sie in die Felsenhöhle und am Abend des andern Tages in eins dieser Gewölbe, wo ich ihr, so viel ich vermochte, eine gemächliche Wohnung bereitete und dann für sie Kleider, Wäsche und nahrhafte Lebensmittel erbettelte. In den Klöstern, wo ich Almosen holte, verschwieg ich das Auffinden einer Unbekannten und ihren jammervollen Zustand, denn ihr heftiges Erschrecken bei dem Anblicke meiner Siedlerkutte, ihr Wahn, daß sie einen Mönch vor sich sehe, ließ mich ahnen, daß Mönche in das Elend ihres Leibes und in die Leiden ihrer Seele verwebt seien.“ —

„Einige Tage hatte sie in meiner Nähe hingebracht. Sie betete andächtig, sie schluchzte oft längere Zeit, war immer in sich versunken und gewann, ungeachtet ich ihr täglich dreimal guten Wein und kräftige Speise reichte, doch beinahe keine Kräfte. Ihre Seele war zu leidend, ihr Gram, ihre Verzweiflung zu mächtig, zu tief gewurzelt, um die Anforderungen des Körpers geltend machen zu lassen. Es war an einem Morgen, da ich ihr zum Frühstück einen Becher warmen Wein brachte, als sie mich fragte, ob ich die Beste des Raugrafen von Thurn wisse, und wie weit dahin sei. Ich entgegnete ihr, daß ich diese Beste gut kenne, dieselbe aber vier Tagereisen von hier entfernt liege. Sie faltete die Hände, sie flehte unter Thränen mich an, dorthin zu gehen und Anzuverrichten, dem Sohne des gräflichen Obrerüstmeisters, zu verkündigen, daß seine sterbende Hildegarde ihn bei seiner und ihrer Seligkeit beschwöre, an ihr Sterbelager zu eilen, damit sie ihm gestehe, was so tief, so zerstörend in ihrer zerrissenen Seele ruhe, und damit sie sich ausfühne mit Gott, mit ihm und mit der Menschheit. Ich sah, daß Hildegarde mit unaufhaltbarem Schritte ihrem Grabe sich näherte, daß nur die Erfüllung ihres letzten, heißesten Wunsches ihr das Scheiden vom Irdischen verführe. Gleich willig zu diesem Liebesdienste, versah ich sie mit Allem, was ihre Erhaltung während meiner Abwesenheit erforderte, und eilte der fernern Burg zu. Im Augenblicke der

Trennung beschwor sie mich, ihren Namen und ihren Aufenthalt mit strenger Vorsicht zu verschweigen und Roderich nur geheim und unbemerkt zu sprechen."

"Am Fuße des felsigen Burgberges saß ich in der Pilgerruhe, mich labend mit reichlichem Imbisse und kräftigem Weine, womit der fromme, gastliche Margraf jeden Wanderer bewirthen ließ, als ich einen jungen, schlanken Mann, die Arme verschränkt, das blass, eingefallene Gesicht auf die matte Brust herabgebeugt, in einiger Entfernung langsam dahin schreiten und sich in einem Gebüsch verlieren sah. — „Gott erbarme sich des armen Roderich und nehme ihn bald gnädiglich in seinen heiligsten Schoß, denn auf dieser Welt ist kein Kräutlein gewachsen, das seinen tiefen Schmerz heilt und ihn wieder gesund macht!“ — So sprach der mitleidige Knecht, dem die Bewirthung in der Pilgerruhe oblag, und sah mit nassem Auge dem leidenden Jünglinge nach. Auch mir floß das Auge über und es drängte mich mächtig, ganz vertraut zu werden mit Roderichs Leiden, aber ich vermochte nicht länger Hildegardens Bitte unerfüllt zu lassen und eilte, dankend für die großmüthige Bewirthung und die nothwendige Fortsetzung meiner Reise vorschüßend, von dannen. Bald hatte ich das Gebüsch erreicht und bald den Trauernden in schwermüthigem Sinnen unter dichten Gesträuche gefunden."

„Freundlich grüßend näherte ich mich ihm und lagerte mich an seine Seite. Er dankte nur flüchtig, kaum aufblickend, und die immer düsterer werdende Miene sagte mir, daß ihm die Nähe eines Menschen nicht behage. Ich begann zu sprechen über den herrlichen Abend, über die zauberischen Gebilde der Natur, über die Allgüte des Schöpfers, der alle diese unermesslichen Quellen der Freude, der tugendhaften Genüsse, der Pensenhebung und des beglückenden Trostes durch die Brust des Menschen in reicher Ergießung strömen lasse, der, wenn sich das gebrochene Herz auf den heiligen Schwingen der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung zu ihm erhebe, jede Thräne trocknet, jede Wunde heilt und in jede von Schmerz und Verzweiflung wild durchfluthete Brust den süßesten Frieden und die süßeste Ermuthigung mit huldvoller Vaterhand gießt. Roderichs tiefer, das Innerste seines Gemüthes krampfhaft umschließender Schmerz löste sich auf in mildernde Thränen, immer erleichterter hob sich seine Brust, er drückte meine Hand, er blickte mich an mit den überfließenden Augen, und durch der Thränen KrySTALL leuchtete mir aus den sanften blauen Augen der Glanz innerer Erhebung und der Dank für die Worte des Trostes und der Ermuthigung entgegen. Ich erzählte nun eine rührende Geschichte von beseligenden Erscheinungen, die das Vertrauen auf Gott in der öden, dumpfen Brust so manches Unglücklichen gestaltet habe, und von dem Wieder-

sehen eines Freundes, einer Geliebten, die man schon Jahre lang als verloren, als todt beweint hatte. So näherte ich mich im langsamen, wohlbesonnenen Gange meinem Ziele, und als ich in Roderichs verdüsterte, jeder Freude und jeder Tröstung verschlossene Seele den Funken des Gefühls für äußere Eindrücke und der Hoffnung auf so manche unerwartet und wonnig auftauchende Erscheinung gestreuet und diesen hellglühenden Funken allmählig zur sanftwallenden Flamme angefacht hatte, da eröffnete ich ihm, daß eine unglückliche Dirne in meiner stillen Klausel ihm entgegenharrte, daß ihres leidenden Herzens einziger heißester Wunsch sei, ihn zu sprechen und nach dem schönsten Augenblick ihres Lebens an seiner treuen Brust zu ruhen. Mit einer beseligenden Ahnung und unter den raschen Schlägen seines süßbewegten Herzens blickte er mich lange mit forschendem Auge an und fragte mich zitternd nach dem Namen der Dirne. Ich nannte den Namen Hildegard und das geisterbleiche Gesicht erglühete in der rothigen Farbe der Wonne, des Glücks, der seligsten Hoffnungen, und er sprang auf und riß mich mit gewaltiger Kraft empor und schleppte mich fort und rief mit jubelnder Stimme: „Du ihr hin, hin zu meiner Hildegard!“ — Ich mußte alle Mühe und Kraft gebrauchen, um den Rasenden zu beschwichtigen, um ihm zu bedeuten, daß Hildegard vier volle Tagereisen entfernt, daß ich von der langen, beschleunigten Wanderung zu

ermattet sei, um noch heute die Rückreise beginnen zu können. Er versank in ein tiefes, langes Nachsinnen, zog dann rasch aus seinem Wamme einige Goldstücke hervor, drückte sie mir in die Hand, ließ sich die Richtung nach meiner Klause zeigen und bat mich, in der nächsten Herberge auf der Straße dahin zuzusprechen, mir gütlich zu thun und mit Anbruch des Tages seiner zu harren. Er kam mit der Morgendämmerung, zu Rosse, ein lediges an der Hand. Dieses mußte ich bestätigen. Nun ging es rasch dahin, daß die Rosse nicht die erste Tagereise würden vollbracht haben, hätte ich nicht die übergroße Eile durch freundliche Bitte und ernste Ermahnung gehemmt."

"Bergönnt mir, edler Ritter, die Augenblicke des Wiedersehens der Liebenden unberührt vorübergehen zu lassen und ihre Empfindungen der Wonne und des Schmerzes nicht zu schildern. Ich mußte Roderichen schon in der ersten Stunde seiner Ankunft gewaltsam aus Hildegardens Armen reißen und von ihrem Lager entfernen, da der Ueberglückliche, in seiner Wonne Trunkenheit Hildegardens Schwäche übersehend, sie mit seinen Liebkosungen getödtet haben würde. Erst als es mir geglückt war, Roderichen in die Schranken der Ruhe und Besonnenheit zurückzuführen, und als die vom Wechsel der heftigsten Empfindungen erschütterte Hildegarde neue Kräfte gesammelt und das erregte Gemüth beruhigt hatte, vereinte ich wieder die Liebenden. Roderich drang in Hildegarden,

ihm ihre Gründe oder die Verantwortung zu vertrauen, welche ihre Rückkehr auf die Wüste nicht gestatteten, welche Schicksale sie im Laufe dieser zweijährigen Trennung erlebt und welche Leiden die üppigen Blüthen ihrer Frische und Gesundheit so grausam abgestreift hatten. — „Mein ganzes Leben, seit meinem Eintritte in das Nonnenkloster Maria-Trost — erwiederte Hildegard, unter Thränen wehmüthig lächelnd und aus der Tiefe der matten Brust schmerzlich aufathmend — ist mit meiner Entfernung aus der Wüste Thurn so fest, so unglücklich, so zerstörend verschlungen, daß ich sie nur Hand in Hand an dir, mein trauriger Moderich, vorübergehen lassen kann, um dich zur tiefen Beschauung meiner Verbrechen und meiner Leiden zu führen. Verlasse mich jetzt, mein guter, edler Moderich, damit ich mir Kräfte sammle zu dem offenherzigsten, reuemüthigsten Geständnisse. So hat noch keine Sünderin, auch nicht die zerknirschteste, im verschwiegenen Beichtstuhle dem Diener des Herrn jeden frevelnden Gedanken, jede unreine That und jede schwere Sünde bekannt, wie ich Alles bekennen werde vor dir und dem frommen Siedler. Gehe, mein tugendhafter, treuer Moderich, und ersuche auf deinen Knien von Gott die Stärke des Gemüthes, das Gefühl der Großmuth, die Macht der Selbstbeherrschung, einer Unglücklichen nicht zu suchen, deren letztes Athmen nur die Hoffnung versüßt, mit deiner Verzeihung, mit deinem Mitleiden und deinem Segen das Ir-

dische zu verlassen.“ — Bis zum Umsinken zitternd, die Blässe des Todes auf dem Gesichte, mit erlöschenden Augen vor sich hinstarrend und die heftig wogende Brust voll der schmerzlichsten Ahnungen, wankte Roderich an meinem Arme aus dem Gewölbe und würde die vielen Stufen der langen Steige nicht hinaanzuklimmen vermocht haben, hätte ich ihn nicht kräftig unterstützt. Er warf sich vor dem Christusbilde in meinem Gärtchen nieder und betete und rang die Hände und weinte laut.“

„Als ich mit meinem Thurmglöcklein das Zeichen zum Abendgebete gegeben hatte, stieg ich zu Hildegarden hinab, brachte Ihr Labung und freute mich, sie so wohl und freundlich zu finden, wie ich sie noch nie gefunden hatte. Sie bat mich, Roderich zu holen und mit ihm ihre Bekennnisse zu hören, Ich goß frisches Del in die Lampe, zündete noch die Kerze eines Wandleuchters an, holte Roderich herbei und setzte mich mit ihm auf einen Schragen zu Hildegardens Haupt.“

„Und nun erzählte Hildegarde unter sanftfließenden Thränen und mit allen schönen Zeichen der reinsten Wahrheit, mit der hochherzigsten Selbstanklage Alles, was ich Euch, Herr-Ritter, von dem Tage ihrer Geburt bis zur unglücklichen, verderblichen Stunde, in welcher sie die Weste des Ragrafen verließ, wahr und getreulich erzählt habe. Erlaubt mir jetzt, Hildegardens fernere

Schicksale und Moderichs Unglück Euch zu erzählen.“

„Hildegarde war im Wahne, daß Pater Felix für die Tage, welche sie in unbemerkter und ungestörter Stille nur ihren Vertraulichkeiten allein leben wollten, irgend eine abgelegene Hütte eines verschwiegenen, ihm höchst ergebenen Landmannes zu ihrem Aufenthalte bestimmt habe. Sie staunte und sagte mächtig, als Felix ihr eröffnete, daß sie ihm in sein Kloster folgen müsse. Seine feierliche Versicherung, daß Jedermann sie für einen aus frommen Gelübden und nach frommer Sitte pilgernden Jüngling halte, daß solche junge Pilger in den Klöstern die liebevollste Aufnahme finden und daß ihre gemeinschaftliche Bewohnung einer Zelle weder Argwohn noch Aergerniß erzeuge, beruhigte endlich Hildegarden und gab ihr den Muth, festen Trittes an seiner Seite dahin zu wandeln und ohne verrathende Angstlichkeit mit ihm durch die Klosterpforte zu treten. Schnell verbreitete sich die Nachricht, daß Pater Felix in das Kloster zurückgekehrt sei. Von allen Seiten eilten die Mönche herbei, um dem gefürchteten Lieblinge ihres Abtes die freudenvollsten Begrüßungen und tiefe Verehrung zu heucheln; aber Felix dankte nur flüchtig, bat einen der ältesten Mönche, diesen Pilgerjüngling zur Erfüllung seiner Gelübde in die kleine Klosterkapelle zu führen und eilte zum Abt. Bald kam er wieder mit freudeleuchtenden Augen, führte Hildegarden durch lange,

düstere Gänge eine schmale Wendelsteige hinan, öffnete ein kaum bemerkbares Pförtchen, schloß es wieder sorgfältig und trat mit ihr in ein Gemach, worin nicht klösterliche Einfachheit, sondern Pracht und Ueppigkeit herrschten. Gleich hierauf erschien ein alter Laienbruder mit Wein und süßem Backwerk, und Hildegarde und Felix benutzten die Stunde bis zum Nachimbisse, um sich im vollen Gefühle der höchsten Sicherheit dem wilden Feuer ihrer unreinen Triebe hinzugeben.“

„Während des Nachimbisses, der nicht köstlicher und ausgesuchter hätte sein können, hörte Hildegarde in dem Nebengemache einiges Geräusch, Hin- und Hergehen und das Füllen eines Gefäßes mit Wasser. Unruhig über die Nähe von Menschen, von welchen sie in ihrer traulichen Einsamkeit mit dem Buhlen gestört und durch einen vielleicht schnell Eintretenden in zu vertrauter Stellung überrascht werden konnte, bat sie Felix, sie aus diesem prachtvollen Gemache mit seiner zu belebten Nähe in eine einsam liegende, stille Zelle zu führen. Lächelnd öffnete Felix die Nebensforte, leitete Hildegarden in das kleine, von den süßesten Wohlgerüchen durchduftete Gemach, zeigte ihr ein bereitetes Bad und wies sie an, nach dessen Gebrauche sich des Ruhelagers im großen Gemache zu bedienen. Er zündete eine Lampe an, die im Wadestämmerlein hoch an der Decke hing und mit ihrer zarten Flamme nur eine matte Dämmerung ausgoß, und eilte von dannen.“

„Schon lange hatte Hildegarde, durch das kräftige, lieblich duftende Bad gestärkt und von einem süßen Wohlbehagen durchflossen, auf den üppigen Pfühlen geruht, und schon begann ein süßer Schlummer sich sanft auf sie niederzusenken, als des Gemaches Pforte sich leise öffnete. Hildegarde fühlte sich von den Armen eines Mannes umschlungen, und nur schwach kämpfend gegen die ermattenden, einschläfernden Wirkungen der ungewohnten Fußwanderungen, des reichlich genossenen Weins, des Bades und der immer regen Sinnlichkeit, gab sie sich in süßer Betäubung den Umarmungen des Mannes hin.“

„Das Glöcklein eines nahen Thurmes rief die Mönche zur Versammlung im Chore. Beim Schalle der Glocke erwachte Hildegarde, und bei der rothigen Beleuchtung der eben auftauchenden Sonne sah sie einen Unbekannten an ihrer Seite schlafen. Der Schnitt des Haars verrieth den mit einer leichten Decke verhüllten Schläfer als einen Mönch, und Hildegarde, nicht aus Tugend und Schamhaftigkeit, sondern aus Furcht vor einer Ueberraschung ihres Buhlen anfangs zurückgeschreckt, betrachtete mit immer größerer Ruhe das männlich schöne Gesicht des Schlafenden. Auch ihn weckte jetzt der gellende Glockenton, er wollte sich rasch erheben, aber sein Auge begegnete dem freundlichen, feurigen Blicke der reizenden Hildegarde und er zog sie rasch an seine Brust. Zum Scheine sich sträubend, entwand sie sich seinen Armen und

blickte, bange vor Felixens Eintritt, ängstlich nach der Thüre. — „Ich verstehe diesen Blick — sprach der Mann mit sanfter, wohlklingender Stimme — aber sei unbesorgt. Uns naht sich kein Lauscher und kein Störer, denn ich bin der Abt dieses Klosters, und eben dein trauter Felix ist es, der dich hierher führte, um mich in deinen Armen die süßesten Stunden meines Lebens genießen zu machen.“ — Hildegarde war von aller Keuschheit, von allem Gefühle der Frauenwürde, von allem Zartfinne schon zu lange und zu sehr verlassen, um die entehrende Schmach, sich als Buhldirne preis gegeben zu sehen, empfinden und würdigen zu können. Ihr heißes Blut und ihre zerstörte Schamhaftigkeit fesselten sie immer mehr an die verschwisterte Sünde, und sie sank so tief, daß in den Stunden, wo der Abt Geschäfte außerhalb des Klosters hatte, sie mit alten und jungen Mönchen buhlte, die ihr Felix schon am zweiten Tage ihres Aufenthaltes im Kloster durch das geheime Pförtchen zuführte. Da war es, wo sie ihn zum letzten Male sah, und wo er ihr, gleichsam scherzend, den Ring vom Finger zog. Es mochte wohl schon damals sein und des Abtes ruchloser Plan gewesen sein, Hildegarden, so lange ihre Reize nicht verblüht waren, im Kloster zu bewahren und dann spurlos verschwinden zu lassen; auch hatte sonder Zweifel Felix schon damals die Mähre von Hildegardens Tode ausgedacht und zu deren Bekräftigung ihren Ring sich zugeeignet.“

„Die Osterhaste dachte nicht mehr an die Rückkehr zu ihrer frommen, sie mütterlich liebenden Gebieterin. Die leckersten Gerichte, die süßesten Weine, stete Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden, ein willkommener Müßiggang und die Erfüllung aller nur zu erfüllenden Wünsche machten ihr den sündhaften Aufenthalt im Kloster zum wonnigsten Leben. Täglich wandelte sie an der Seite des Abts im herrlichen Klostergarten, besuchte mit ihm die umliegenden Dörfer und galt in ihrer einfachen Pilgerkleidung für einen frommen, gelehrigen Jüngling, der unter des Abtes eigener Leitung große Kenntnisse sammeln und zum Eintritt in das Klosterleben sich bilden wollte. Man sprach mit Ehrfurcht und Liebe von des Abtes hochverständigem, gottesfürchtigen Jüngling, und jene Mönche, die in die wahren Verhältnisse eingeweiht waren, bemühten sich am eifrigsten, Hildegardens Geschlecht gegen jeden Argwohn und jede Entdeckung zu schützen.“

„Der Abt vereinte mit der heftigsten Leidenschaft für Hildegarden die heftigste Eifersucht. Er ließ sie zwar in dem Gemache, welches sie bei ihrer Ankunft zur Wohnung erhielt, weil er durch einen geheimen Gang von seinen Gemächern aus unbemerkt dahin gelangen konnte; aber Hildegarde wurde zu allen Stunden, wo der Abt nicht bei ihr war, eingeschlossen, und Frater Anton, ein in Sünden ergrauter, tückischer, dem Abte mit der unerschütterlichsten Treue anhängender Calenbruder,

war ihr strenger, unermüdeter Wächter. Der Abt ahnte nicht, daß mit ihm irgend Jemand Hildegardens Genüsse theile, denn er hatte das geheime Pförtchen an der Wendeltreppe bald nach Hildegardens Ankunft uneröffnbar machen lassen. Und doch sündigte so mancher Mönch mit der reizenden Sünderin. Das Verschließen des Pförtchens raubte den Vertrauten die Hoffnung zu der Buhlerin fernern Besiz; da ersann der klügste unter ihnen ein Mittel zur Erreichung ihrer Wünsche. Er verfertigte eine Strickleiter, flüsterte im Chore, kaum einige Schritte vom Abte, mit der feinsten Schlaueit Hildegarden zu, was er für sie, für sich und für seine Freunde gethan habe, steckte ihr unmerkelt eine zarte Leine zu und belehrte sie, wie zur Zeit der Abwesenheit des Abtes diese Leine aus ihrem Fenster herabgelassen, daran die Strickleiter ausgezogen und die Haken derselben an dem Fenstergesimse befestigt werden müßten. Selbst bei Tage war das Hinanklimmen an dieser Leiter nicht zu sehen, da das Fenster von Hildegardens Nebengemache von hohen, beinahe bis zur Dachsparre aufsteigenden Mauern im engen Kreise umbaut war, und der kluge Mönch mit seinen Vertrauten aus dem abgelegenen Hinterhofe eine Oeffnung in diesen engen Mauerraum gebrochen hatte. Selbst in Hildegardens Gemache waren die heimlichen Zusammenkünfte gegen Ueberraschung gesichert, da Hildegarde, auf des Abtes ausdrückliches Gebot, ihre Thüre stets verriegeln, selbst

ihrem Wächter den Eingang verwehren und nur dem Abte selbst auf ein bestimmtes Zeichen die Pforte öffnen mußte. Wäre auch der Abt überraschend gekommen, so hätten Hildegardens Wuhler doch Zeit gehabt, die Leiter hinabzuklimmen, sich dieselbe nachschlendern zu lassen, mit ihr durch die Oeffnung zu entfliehen, und Hildegarde wäre Flug und besonnen genug gewesen, das verspätete Aufschließen ihrer Pforte durch einen klugen Vorwand zu entschuldigen und verdachtlos zu machen.“

„Aber nicht so vertrauend war der stets argwöhnische, immer das Schlimmste witternde Frater Anton. In des Abtes Abwesenheit schlich er oft und zu verschiedenen Zeiten mit bloßen Füßen an Hildegardens Gemach, lauschte mit verhaltenem Athem und hegte bald keinen Zweifel mehr, daß dieses Geflüster und selbst dieses leise Geräusch, welches er schon öfters gehört hatte, nicht allein durch Hildegarden hervorgebracht werde. Es mußte Jemand in ihrem Gemache sein; diese Ueberzeugung ward immer klarer und fester in ihm. Nun war sein einziges Streben, das, was ihm sein Inneres sagte, auch zur wirklichen Beschauung hervortreten zu lassen. Er wußte, daß zwei Fenster von Hildegardens Gemache in den Klostergarten gingen und das des Nebenkammerleins von einer thurm hohen Mauer umbaut war. Vom Klostergarten aus in Hildegardens Gemach zu steigen, auf einer Leiter oder am Weingeländer hinan, wäre ein nicht zu unternehmendes Wagstück ge-

wesen, da, vom Tagesanbruche an bis oft tief in die Nacht hinein die Gartenknechte darin arbeiteten oder Mönche wandelten, und da überdies, ehe man die Pforte schloß, mehrere sehr wachsame und wilde Rüden zum Schutze gegen Räuber darin losgelassen wurden. Es mußte also irgend eine Zusammenkunft in Hildegardens Gemache durch das umbaute Fenster bewerkstelligt werden. Zur Stunde des Imbisses, wo keine Störung zu befürchten war, eilte er eines Tages an den Fuß des verdächtigen Gemäuers und fand dort nach langer Bemühung die durch dicht belaubte Zweige eines nahe stehenden Holunderstrauches bedeckte Oeffnung; er kroch durch dieselbe, gewahrte im innern Raume sorgfältig aufgeschichtetes Reisig und zog unter demselben die Strickleiter hervor. Das tückische Herz voll der höchsten Schadenfreude und voll Stolz, klüger als der sich gar zu klug dünkende Abt zu sein, harrte er dessen Rückkehr vom Imbisse mit der heftigsten Ungeduld entgegen und vertraute ihm dann die gemachte Entdeckung. Der eifersüchtige, jähzornige Abt wollte stracks in Hildegardens Gemach hineinstürmen und an der Treulosen, an der Betrügerin furchtbare Rache nehmen; aber der kalte, jedes Opfer seines Hasses mit Besonnenheit fassende Cälenbruder wußte den Aufbrausenden zu beschwichtigen und ihn dahin zu bewegen, die Verbrecherin auf der That zu überraschen und dann sie und ihren

Wuhlen einer mit grausamer Kälte erfundenen Strafe zu überliefern."

"Einige Tage darauf kündigte der Abt dem Convente an, unverzüglich an den bischöflichen Sitz reisen und dort einige Zeit weilen zu müssen. Es wurden große Anstalten zu dieser Reise gemacht, die auf des Abts längere Abwesenheit deuteten. Einer der jüngsten Mönche, welchen der Abt als einen vertrauten Freund der ganzen Klostergenossenschaft, aber auch als einen leicht einzuschüchternden und zu Geständnissen zu bewegendem Mann kannte, erhielt den Auftrag, diese Reise mitzumachen, eben so auch der vertraute Laienbruder Anton. Unter den zärtlichsten Liebesfangen und erheucheltem Schmerze schied der Abt von Hildegarden, die mit erlogenen Thränen und erkünstelter Trauer ihn umklammerte, still jubelnd ob der Entfernung des sie immer mehr Anwidern den und ob der Abwesenheit des Laienbruders, vor dessen Schlanheit und Tücke sie ihre geheimen Wuhlen oft gewarnt hatten."

"Mit dem herandunkelnden Abend war der Abt dahingereist und bald die Strickleiter heraufgewunden, an welcher Pater Bernhard hinan-
klimm."

"Mitternacht war vorüber, als Hildegarde aus tiefem Schläfe aufgerüttelt wurde. Sie sah empor, sie sah zwei bekannte Gestalten vor sich, aber sie glaubte von einem bösen Traume geäfft zu sein und schmiegte sich dichter an den ruhig

schlummernden Bernhard. Es war nicht ein ässender Traum, es war die Wirklichkeit, welche furchtbar sie faßte. Der Abt, zitternd vor Wuth, stand vor ihrem Lotterbettlein, an seiner Seite der gefürchtete Laienbruder mit teuflischem Grinsen, eine hellflammende Leuchte in der Hand. Mit gewaltiger Faust riß der Abt den schlafenden Mönch von Hildegardens Seite, schleppte ihn an das Fenster des Nebenkammerleins und stürzte den fruchtlos Ringenden aus demselben. Die verderblichste Wuth in den verstörten Zügen, die blutigste Nachsicht im gräßlichsten Blicke, kehrte der Mörder zu Hildegarden zurück, drohte mit gezücktem Dolche der Lebenden den Tod beim ersten Laute, befahl ihr, rasch die Pilgerkutte überzuwerfen, und führte sie nun, dem voranleuchtenden Laienbruder folgend, über den langen Gang an eine durch ein hohes Heiligenbild verborgene Pforte, öffnete diese und stieg mit der vor Angst fast Leblosen eine Wendelstiege hinab, die tief in der Erde an einem eisernen Pförtchen sich endigte. Knarrend in seinen verrosteten Angeln that sich dieses auf, der Abt stieß Hildegarden in einen engen, feuchten, lichtlosen Kerker und schlug mit gräßlichem Hohn- gelächter das Pförtlein zu.“

„Wie lange die Unglückliche in dieser Hölle der Finsterniß und der Verzweiflung schmachtete, ehe ihre Pforte wieder geöffnet wurde, wußte sie nicht; aber es mochten wohl Tage und Nächte vorübergegangen sein, da sie dem wüthendsten

Hunger und dem drängendsten Durste beinahe erlag. Der Laienbruder trat herein mit einer Leuchte, einem Krüge Wasser und einem halb verschimmelten Brode. Er hatte die teuflische Grausamkeit, Hildegarden, während sie die gereichte Nahrung mit Heißhunger verschlang, unter höhnischem Lächeln zu erzählen, daß er es war, der die Oeffnung in dem Gemäuer, auch die bequeme Strickleiter gefunden und diesen wichtigen Fund dem Abte entdeckt, daß auf seinen Rath der Abt zur vorgeschühten Reise den jungen, furchtsamen, plauderhaften Mönch erkieset und von diesem eine genaue Entdeckung der mit ihr buhlenden Genossenschaft erzwungen habe, daß auch auf seinen Rath der Abt zur angenehmen Ueberraschung mit ihm die Strickleiter hinangekommen sei und seine treue Freundin nicht einem raschen, wohlthätigen Tode, sondern der lebenslänglichen, leidenvollen Einkerkierung übergeben habe. Die grausame Erzählung schloß der Unmensch mit der feierlichen Versicherung, daß im Kloster, wie in der ganzen Umgebung, der feste Glaube herrsche, der Pilgerjüngling und Pater Bernhard, dessen Leiche er und der Abt noch in jener Nacht unter Mauerschutt verscharrt haben, aus Ueberdruß an klösterlicher Stille und Andachtsübungen nächtlicher Weile entflohen seien, und daß jene vier Mönche, Hildegardens Buhlen, von Stunde zu Stunde dem sichern Tode rascher entgegenwelken, welchen die Arglosen in vergiftetem Rheingauer bei einem

fröhlichen Gelage auf des Abtes Wohl getrunken hatten.“

„Der furchtbare Gedanke, noch in der Blüthe des Lebens zu sein und dieses Leben in der schauerlichen Einsamkeit eines verpesteten Kerkers, jedem Lichtstrahle, jedem Sonnenblicke entrückt, zwischen triefenden Mauern, unter Kröten und Gewürme, in modernem Gewande, ohne Lagerstätte, selbst ohne Strohschütte bis zur fernen Todesstunde unter den Qualen der Verzweiflung dahinschleppen zu müssen, steigerte Hildegardens Gefühle fast bis zum Wahnsinn. Sie weinte, sie batete, sie schrie, sie wüthete gegen sich selbst, aber Niemand sah ihre Thränen und ihre Verzweiflung, Niemand hörte ihr Wimmern und ihr Jammergeschrei, als der entmenschte Laienbruder, der ihr alle zwei Tage stinkendes Wasser und schimmelndes Brod brachte, dem rührendsten Flehen, wie dem Toben der Verzweiflung nur mit kaltem Hohnlächeln begegnete und sich an den übermenschlichen Leiden der Verzweifelnden mit thierischer Lust weidete. Ja, der entseßliche Unmensch trieb seine grausame Rache so weit, daß er bei dem Abte über Hildegardens gräßliche Schmähungen, ausgestoßen gegen Gott, gegen die Kirche und ihre Diener, und die Drohungen der furchtbarsten Rache, welche die Gottlosen nach erlangter Freiheit an dem Abte auszuüben schwöre, mit frömmelnder Entrüstung klagte. Der rachsüchtige Abt, auch nicht durch alle schrecklichen Leiden der Unglücklichen versöhnt, noch immer

gegen die Betrügerin wüthend, eilte nun selbst in Hildegardens Kerker, entkleidete sie mit frecher Hand und hieb mit vielknotiger Geißel so lange auf die Nackte los, bis das Blut von Brust und Schultern träufelte, sich wollüstig weidend an dem Anblicke der Unverhüllten mit ihren noch immer so reizenden Formen, und die heiße Rache in ihrem strömenden Blute kühlend. In jeder Woche wurde die Unglückliche von dem Abte gezeißelt.

„So waren Monden unter den qualvollsten Martern für Hildegarden dahingeschwunden, als für sie die Stunde der Befreiung schlug. Der Laienbruder kam, wie jedes Mal, immer um die Mitternachtsstunde, mit der Nahrung in Hildegardens Kerker. Kaum hatte er die Leuchte niedergesetzt, als er, auf dem nassen Steinboden ausgleitend, mit aller Gewalt rücklings niederstürzte, das Hinterhaupt an der scharfen Wandoberfläche zerquetschte, zu röcheln begann und nach wenigen Augenblicken verschied. Der Tod des Wächters machte in Hildegarden die Hoffnung zur Freiheit aufleben und rasch wagte sie den Versuch. Sie ergriff die Leuchte, stieg die Wendelsteige hinauf und fand die obere, durch das Heiligenbild verdeckte Pforte nur angelehnt. Jetzt blickte sie die Leuchte aus, schlich durch den monderhellsten Gang an ihrem Gemache vorüber bis zur Treppe, welche zur Clausur führte, öffnete leise ein Fenster, welches in einen Hofraum ging, kletterte vorsichtig am Weingeländer hinab und eilte nun unter den

gewölbten Gängen der großen Hofpforte zu, durch welche die Ackerleute des Klosters bei ihren landwirthschaftlichen Geschäften aus- und eingingen. Die Pforte war verschlossen, nächtliche Stille herrschte im ganzen Kloster. Hildegarde kauerte sich in einer dunkeln Ecke nieder, den Albarmherzigen, der sich auch des größten Sünders, wenn er wahre Reue empfindet, liebreich annimmt, inbrünstig um hilfreiche Gnade ansehend. Mit dem dämmernden Morgen begann es in den Ställen und unter dem Klostergesinde rege zu werden. Der Pförtner kam, noch immer schlaftrunken, aus seiner nahegelegenen Kammer, schloß die große Pforte auf und schritt dann gemächlich der Gesindewohnung zu. Nicht drei Schritte von der geöffneten Pforte war Hildegarde, noch ging Niemand über den Hof, noch hörte sie außerhalb der Pforte keine Tritte, keine Stimmen, kein Geräusch. Muthig, auf Gott vertrauend, sprang sie ins Freie, eilte, die Klostermauer entlang, im schnellsten Laufe, einem Kornfelde zu, erreichte, immer fortlaufend in einer Furche und durch die hohen Palme gegen menschliche Blicke geschützt, den Wald, und schritt nun, jeden Fahrweg und jeden Fußpfad meidend, so lange und so hastig fort, bis ihre Kräfte schwanden und sie zwischen moosbedecktem Gesteine an einer hohen Fichte niedersank. Alle jene Kräfte, mit welchen Hildegarde aus ihrem Kerker bis hienher gestoßen war, wichen nun rasch der Schwäche, erzeugt von zu großen Leiden der Seele und des

Körperk, von den Einflüssen verpesteter Luft, einer immer zusammengekrümmten Stellung, und von dem Mangel an nahrhafter Kost und stärkender Bewegung. Von dem Augenblicke an, wo die erschöpfte Hildegarde ins Moosgestein hinsank, war sie auch wie gelähmt. Sie hörte das Rieseln der nahen Quelle, sie sah um sich her Gesträuche mit erquickenden Beeren, aber die Unglückliche vermochte nicht mehr, aus der Quelle zu schöpfen und die Früchte zu pflücken; sie wäre im Kreise der Labungen verschmachtet, hätte nicht der allbarmherzige Gott meine Schritte in die Nähe der Unglücklichen geleitet.“

„Getreulich habe ich Euch, strenger Mitter, das sündhafte Leben und die schweren Duldungen dieser unglücklichen Dirne erzählt, wie sie selbst, ohne ihre Schwächen zu bemänteln, nur sich selbst anklagend, mit inniger Reue erzählte. Vergönnt mir, nicht schildern zu dürfen, wie bei Hildegards Erzählung des armen Roderichs Seele von Schmerz und Wehmuth, von Ingrimm und Erbarmen, von Gram und Verzweiflung zerrissen wurde. Als Hildegarde geendet hatte, starrte er vor sich hin, die zitternden Arme krampfhaft ver-schlungen auf der in heftigen Wechselempfindungen wild wogenden Drust. Eine Feuerglut flammte auf in seinem Gesichte, dann zerfloß diese Glut in des Todes geisterbleiche Farbe, das gräßlich

Kalt starrende Auge ward zum wild rollenden, und hörbar wurden die Schläge seines Herzens. Hildegarde, von der langen, schmerzlichen Erzählung auf den Tod ermattet, hob mit Anstrengung aller Kräfte ihre Arme empor, faltete die Hände und flehte Roderich unter einem Strome von Thränen an, ihr, die sie seine Liebe und seine Treue so schändlich getäuscht und so grausam vergolten hatte, nicht zu fluchen und nicht Rache zu nehmen an ihren Verderbern. Jetzt sprang Roderich von seinem Siege auf und stürzte aus dem Gewölbe. Ich eilte ihm nach, so hastig als meine morschen Knochen es mir möglich machten, um sein zerstörtes Gemüth durch Worte der Liebe und des Trostes zu beruhigen und für Hildegardens heißes Flehen empfänglich zu machen. Es gelang mir, ihn vor dem Wilde des Gekreuzigten zum feierlichen Schwure zu bewegen, Hildegarden nicht zu fluchen und nicht Rache zu nehmen an ihren Verderbern.“

„Wie sehr Hildegarde durch ihre Erzählung angegriffen und ihrer Auflösung näher gerückt wurde, war mir nicht entgangen. Um Alles zu thun, was die Dauer dieses erlöschenden Glämmchens noch möglichst fristen könne, bereitete ich einen stärkenden Trank aus den kräftigsten Kräutern. Mit diesem eilte ich zu Hildegarden zurück. Aber sie hatte schon vollendet. Entflohen war ihre Seele in jene Räume, zu welchen auch der Sünder, sein Inneres erkennend und inniger Neue

sich hingebend, mit Trost und Vertrauen das Auge erheben darf."

"So vorsichtig wie möglich machte ich Noderich mit Hildegardens Tode bekannt. Er schrie gräßlich auf, er stürzte zur Leiche hin, umschlang sie mit der äußersten Festigkeit und ließ sie nicht aus seinen Armen, bis er, dem Schmerze und der Entkräftung unterliegend, ohnmächtig niedersank. Einen vollen Tag und eine volle Nacht lag er in dem Zustande der Bewußtlosigkeit. Ich hatte in dieser Zeit Hildegardens Leiche aus dem Gewölbe gebracht und in das Grab gelegt, das ich mir selbst bald nach meiner Ansiedelung im Kreise duftender Gebüsch geграben hatte."

"Als Noderich aus seinem Scheintode wieder in das Leben zurückgekehrt war, bangte mir vor einer Frage nach Hildegarden und vor dem heftigen Ausbruche seiner Gefühle. Aber er fragte nicht, er sprach nicht, er stand oder lag ganze Tage unter den dunkelsten Bäumen dieses Forstes, und würde vom Hunger und vom Durste verzehrt worden sein, hätte ich ihn nicht durch die liebevollsten Bitten, oft durch Gewalt zum Genuße von Nahrung gezwungen. Nach vielen, vielen Tagen sprach er wieder, aber sein Sprechen war nur die Bitte, ihn dahin zu führen, wo ich Hildegarden gefunden hatte, da er dort einige Tage zu weilen wünsche. Ich nahm für die Dauer einer Woche Lebensmittel mit und geleitete ihn dahin, mußte aber bald nach unserer Ankunft ihn auf

sein dringendes Bitten verlassen, da er ganz ungestört sein wollte. Nach einigen Tagen ging ich nach seinem Aufenthalte, fest entschlossen, ihn mit den dringendsten Bitten zu bestürmen, zu seinem Vater zurückzukehren und in den Zerstreuungen eines thätigen Lebens den verderblichen Strom der Leiden und der Verdüsterung versiegen zu lassen. Roderich war fort und ich sandte ihm meine besten, meine herzlichsten Wünsche nach und betete recht andächtig für den edlen Jüngling um Freiheit des gebrügten Geistes und Herzensruhe, und um sein Gemüth voll Heiterkeit und innern Frieden.“

„Es mag nun ein Paar Wochen sein, als eines Morgens gleich nach Tagesanbruch an meine Klause gepocht wurde. Ich öffnete sie und starrte mit einem Schrei des Entsetzens zurück, denn eben diese grauenvolle Gestalt, die Ihr, Herr Ritter, am Ausgange des Gewölbes gesehen habt, stand vor mir, in diesen Lumpen, mit dieser zerrissenen Kette am Fuße, und diese Gestalt war Roderich. Er winkte mir, ihm zu folgen, und führte mich in das Gewölbe hinab, wo Hildegard entschlafen war. Dort warf er sich auf die Erde nieder und vorließ es nicht, bis zur Mitternachtstunde, wo er die Treppe hinaufflog, auf der letzten Stufe mit gräßlicher Stimme rief: „Hildegard, ich habe dich blutig gerächt!“ dann auf den Ruinen umher kletterte, furchtbar heulte und mit der Morgendämmerung in das Gewölbe zurückkehrte. So trieb er es anfangs einige Nächte, auch seit einiger

Belt wieder; wird aber sein Geheul zu gräßlich, so darf ich nur mich ihm nähern und ihm in Hildegardens Namen Ruhe gebieten; schweigend und rasch kehrt er dann in seine unterirdische Wohnung zurück.“

„Sein steter Ruf: „Ich habe dich blutig gerächt!“ ließ mich eine furchtbare That ahnen, und da es keiner meiner rastlosen Bemühungen gelang, ihn zur Sprache zu bringen, so sagte ich den Entschluß, auf die Reste des Raugrafen von Thurn zu ziehen und mir dort Kunde über ihn zu holen. Ich versah meinen Einsamkeitsgefährten mit Lebensmitteln für die Dauer meiner Abwesenheit und ergriff den Wanderstab, nachdem ich Roderich in Hildegardens Namen geboten hatte, nicht einen Augenblick das Gewölbe zu verlassen. Ich war nun gewiß, daß er sich nicht aus seinem Aufenthalte wage.“

„Schon in der letzten Nachtherberge vor der raugräßlichen Reste ward mir die Kunde, daß Roderich den Burgpfaffen, Vater Felix, vor dem Altare niedergestochen, im Angesichte der von Entsetzen ergriffenen Burgleute seine Hand in das strömende Blut getaucht und einen gräßlichen Schwur gethan habe, eben so den wollüstigen Abt von St. Guntram niederzustossen. Man bemächtigte sich des Mörders, warf ihn in das Berließ und überzeugte sich bald, daß er vollkommen wahnsinnig sei. Der Graf, immer hold dem unbescholteneu, muthigen Jüngling, ließ ihn in ein

leichtes Gefängniß bringen. Dort zersprengte er seine Kette und entfloß, trotz seinem Wahnsinne, so klug und so vorsichtig aus der Wüste und jener Gegend, daß sich auch nicht eine Spur von ihm fand.“

„Ungeachtet dieser Kunde ging ich zum Raugrafen und bat um die Vergünstigung, den unglücklichen Roderich bei mir behalten zu dürfen, welches ohne alle Furcht vor einem vererblichen Ausbruche seines Wahnsinns geschehen könne, da ihn ein Gebot, in Hildegardens Namen gesprochen, in die mächtigsten Fesseln schmiellete. — Uebereich gewährte der Raugraf meine Bitte, gab mir für einige Tage die beste Pflege, beim Abschiede 50 Goldgülden für Roderichs Unterhalt und hieß mich jedes Jahr auf seiner Wüste einsprechen und für den Ärmsten eine neue Gabe empfangen.“

„So lebt nun der unglückliche Roderich seit dieser Zeit mit seinem stillen, unschädlichen Wahnsinne in dem tiefsten der Gewölbe dieser Ruinen, verschmäht jeden Wein und jede gekochte Speise, genießt nur Brod, getrocknete Wurzeln und Wasser, würde aber in die furchtbarste Raserei ausbrechen, wenn ich das Stück Kette, welches er seit seiner Entweichung aus der raugräßlichen Wüste am Fuße nachschleppt, abnehmen und ihm eine andere Bekleidung, als solche Lumpen, aufzwingen wollte.“

„Verzeihet, frommer Robert — fiel hier Wolf ein, der an die Worte des Wahnsinnigen, die Menschen an sich zu locken und sie dann zu erwürgen, noch immer mit einigem Schauer dachte — daß ich Eurer Sage von dem stillen und unschädlichen Leben dieses Wahnsinnigen nicht so ganz Glauben schenken kann. Habe ich nicht selbst gehört aus seiner eigenen Munde, daß Alles sterben müsse, was er in die Teufelsklausen locke? Da wollte ich doch lieber gleich dem Knöchler zur Beute werden, als in die Hände eines solchen Unholds fallen, der Einen recht langsam abdresseln würde.“ —

„Dank Euch, wackerer Wolf — entgegnete Frater Robert mit freundlichem Lächeln — daß Ihr meinem schwachen Gedächtnisse zu Hilfe gekommen seid und ich nun das Vergessene nachzutragen vermag. Da Roderich einige Tage unter meiner Obhut und Pflege war, führte ich ihn an einem schönen Morgen aus seiner Wohnung in das Freie, um ihn die wohlthätige, belebende Kraft der Sonne und die Erquickungen der aufblühenden Natur genießen zu lassen. Nicht fern von uns ging ein Köhler. Als ihn Roderich sah, blieb er wie eingewurzelt stehen, blickte mit wild rollenden Augen auf den Mann hin und flüsterte mir — es war das erste Mal, daß ich seit dem Zustande seines Wahnsinns ihn sprechen hörte — mit größtlich verzerrtem Gesichte zu: „Das ist der Abt von St. Guntram!“ und nun schrie er dem Köhler mit heulender Stimme entgegen, daß er ihn hier-

her gelockt habe, um ihn zu ermorden. Schon befürchtete ich ein höchst schlimmes Ereigniß, schon wollte ich durch die Macht von Hildegardens Gebot, welche mich ein Zufall kennen lehrte, den nahen Ausbruch einer gefährlichen Raserei hemmen, als Roderich bei der Annäherung des Köhlers, der muthig auf uns zuging, mit gräßlichem Geheul entfloß und sich in dem Gewölbe verbarg. Es traf sich noch einige Mal, daß ich, mit ihm im Freien wandelnd, auf Menschen stieß, wo es dann jederzeit, wenn auch die Leute, ohne seinen Ruf zu achten, ruhig dahingingen, den nämlichen Auftritt gab. Auch vor Euch würde er geflohen sein; daß er aber diesmal Euch nachfolgte, geschah gewiß nicht, um Eurer habhaft zu werden, sondern weil er, wie ich schon gesagt habe, von Zeit zu Zeit gegen Mitternacht seinen Aufenthalt verläßt und bis ich ihm Ruhe gebiete, heulend auf den Ruinen umher klettert. Uebrigens wird der Ärmste nicht lange mehr diesseits wandeln, denn eine unheilbare Abzehrung nagt mit scharfem und raschem Zahne an seinem morschen Lebensfaden.“

Mitter Budo von Ilmen hatte selbst in der Blüthenzeit der feurigen, reizbaren Jünglingsjahre seine edle, muthige Seele immer zum unentweiheten Aufenthalte der Keuschheit und Sittigkeit gemacht und immer gegen Schamlosigkeit und Wollust den

tiefften Abscheu gefühlt. Daher vernahm er Hildegardens Geschichte von dem Augenblicke ihrer durch Verführung erwachten und dann immer gesteigerten Sinnlichkeit an bis zur Einkerkelung in dem scheußlichen Klostergefängnisse zu St. Guntram mit Unwillen und Zürnen. Aber der Abscheu vor der tugendlosen, unzüchtigen Dirne wich nun der Empfindung des Mitleidens und er war durch Hildegardens reuemüthiges Bekenntniß mit der Sünderin ausgesöhnt. Doch dem unschuldigen, so unglücklichen Moderich flossen seine Thränen der Rührung, des Schmerzes und der Theilnahme. Er wäre so gern hinabgestiegen in die einsame, nächtlich dunkle Wohnung des Leidenden, um ihm seine Thränen des herzlichsten Mitleidens zu zeigen, um den Unglücklichen an seine Brust zu nehmen und ihm Worte des Trostes und der gefühltesten Theilnahme zu sagen; aber mit tiefer Wehmuth bethenerte ihm der Siedler, daß der arme Moderich durch den Anblick eines Unbekannten zu heftig erschüttert und dann immer für mehrere Tage in einen höchst leidenden Zustand versetzt werde.

Wolf kam nun mit den Rossen. Ritter Wudo drückte dem Siedler einige Geldgülden in die Hand, einst zu einem zierlich gearbeiteten Leichenstein für den unglücklichen Moderich, schwang sich auf und trabte dahin in düsterer, schwermuthsvoller Stimmung, die selbst die zärtlichsten Liebeslosungen seiner heißgeliebten Agnes längere Zeit

aus seinem zu tief bewegten Herzen zu verschrecken nicht vermochten.

Wenige Monden nach Budo's Beherbergung in der Siedlerhütte starb Roderich. Eine Stunde vor seinem Tode war seine Vernunft wiedergekehrt, aber mit ihr keine Erinnerung an Hildegarden und an seine blutige That. Er fühlte die Nähe seines Todes, glaubte sich in einem Gemache der Beste Thurn, hielt den Siedler für einen Mönch, der ihm seine letzte Stunde versüßen wolle, und verlangte nach seinem Vater. Als Frater Robert ihm bedeutete, daß sein Vater das Siechlager nicht verlassen könne, faltete er seine Hände und bat den Siedler, mit ihm zu beten. Und unter dem andächtigsten Gebete schloß er die erloschenen Augen und seine Seele entfloß der sterblichen Hülle und schwebte auf zu dem sternbesäeten Himmelsgewölbe, in die Heimath des reinsten Friedens, in die Halle der süßesten Ruhe, wo ein Vater wohnt, der die heiligste Wahrheit, das mildeste Erbarmen und die ewige Liebe ist.

III.

Der Mönch von Ballombrosa.



1.

Eine kleine, verwitterte, tief im Baiernlande gelegene Feste mit schwacher Besatzung, ein Duzend meist abgelebter Rosse, einige armselige Hütten, von dürftigen Selbigen bewohnt, und ein wildreicher Forst waren des Ritters Hugo von Rüdenstein ganze Habe, deren Erbe er nach seiner Aeltern Tod geworden und wovon er noch seiner Schwester Mathilde fünfzig Goldgülden zum Nachschlage geben mußte.

Arm war Hugo, aber ein blühender, rüstiger Kämpfer von hoher, schlanker Gestalt, eben so gewandt in den Turnierschranken, als tapfer im blutigen Kampfe. Seine Feste umkreisten viele stattliche Burgen, auch manche, deren Besitzer eben so mittellos wie Hugo waren, und die Edelfräulein in den stattlichen, wie in den armen Burgen würden diesen Hugo von Rüdenstein, hätte er um ihre Hand gefreiet, sie ihm mit süßem Erköthen und wonnigem Gefühle gereicht haben, denn der schöne, junge Rittersmann machte für sich jedes weibliche Herz in geheimer Liebe erglühen. Aber die Väter der reichen und armen Töchter würden Hugo's Werbung nicht mit Beifall gehört haben, da jene den Glanz ihres

„Häuses durch einen mächtigen, reichen Eidam noch zu mehrern strebten und diese, die eigene drückende Lage nur zu sehr fühlend, wollten ihre Töchter lieber in einem ehelosen Stande, als in einer mit Nahrungsorgen ringenden Verbindung sehen.

Aber auch Hugo, so sehr manches Edelfräulein der umliegenden Burgen sein Herz heißer schlagen und seine Brust in stillem, feurigem Verlangen heftiger wogen machte, ritt in keine der Burgen als Freier ein, denn er war zu stolz, um von einem reichen Vater sich einer Abweisung bloßzustellen, und auch zu klug, um eine Dirne als Ehegenossin heimzuführen, die ihm nichts geb'n konnte, als Liebe und Treue. Sein Streben nach Reichthum würde die Liebe seiner Schwester zu dem edlen, aber auch unbemittelten Ritter Wilibald von Hohenfels nur mit Widerwillen geduldet haben, hätte nicht sein Vater auf dem Sterbelager den Hund der Liebenden gesegnet und hätte Hohenfels nicht die Hoffnung gehabt, von seinem Herzoge für die in so mancher blutigen Fehde ihm so ritterlich geleisteten Dienste mit stattlicher Burg und umfangreicher Länderei belehnt zu werden.

Eintönig, sich nur selten eines angenehmen Wechsels erfreuend, gingen Hugo's Tage dahin. Der dämmernde Morgen, war auch die Bitterung noch so ungünstig, rief den eifrigen Waidmann zu Rosse und führte ihn hinaus in den Forst, begleitet von einigen Knechten und Mäden, zum Kampfe mit Schwert und Speer gegen Bären,

Wölfe und Säuen, oder mit der Keimbrust schwirrendem Geschosse zu erlegen in wildlustigem Getriebe den stattlichen Hirsch, das schlanke, flüchtige Reh und den Horst des Adlers auf schwindelnder Felsenspitze zu erklimmen und kämpfend den gefährlichen Kampf gegen das wüthende, mit Schnabel und Klaue zerfleischende Aelternpaar, die junge Brut aus des Horstes Tiefe zu rauben und am Gesteine zu zerschmettern. Die sinkende Sonne führte täglich den Deutereichen in die Beste zurück, wo Schwester Mathilde seiner mit dem Nachimbisse harzte, dessen einfache Gerichte die immer Fröhliche mit heiterem Scherze und herzlicher Liebe zu würzen wußte. Nach dem Imbisse wurde mit dem Burgpaffen, Schach oder im Brete gespielt, wobei Mathilde den Humper fleißig kredenzte und dann mit ihrem Hohenfels, der jeden Abend von seiner nahe gelegenen Beste auf Burg Rüdenstein zusprach, über ihr künftiges Eheleben in süßen Hoffnungen und traulicher Liebe plauderte. In den Prunksälen des Herzogs und in den Gemächern der reichsten Burgbesitzer saßen gewiß an keinem Abend vier so fröhliche Menschen zusammen, als in Hugo's schmucklosem Bechgaben, und nur an solchen Abenden, wo es an Wein gebrach und Mathilde den Humper nur spärlich kredenzte, war Hugo mürrisch und einsilbig, denn er, ein deutscher Becher nach der Urahnen Sitte, liebte den Wein, und gebrach es an diesem, so ergriß ihn das Gefühl seiner beschränkten Lage,

und dieses Gefühl machte ihn unmuthig und verschlossen.

Unter diesem Leben voll Einförmigkeit hatte Hugo drei Jahre nach dem Tode seiner Aeltern dahingebracht und nun drang sich ihm von Stunde zu Stunde die Ueberzeugung immer mehr auf, daß er auf seiner Wüste nicht länger weilen könne. Schon zur Zeit seines Vaters drohte diese auf der nördlichen Seite den Einsturz und dieser geschah jetzt in einer furchtbar stürmischen Nacht. Von den abgelebten Rassen waren nur noch drei zum Gebrauche übrig, die andern hatten die Anstrengungen der täglichen, zu lange währenden Jagd dahingerafft. Der größte Theil der Länderei war an das Kloster St. Bernhard verpfändet und die Frist zur Einlösung schon seit geraumer Zeit verflossen. Hugo besaß nicht die Mittel, die verfunzene Nordseite seiner Burg wieder aufzubauen und so den Einsturz des übrigen Gebäudes zu hemmen, und die Leere seines Säckels gestattete ihm nicht den Ankauf der nöthigen Rasse und die Erlegung des Pfandschillings. Hohenfels, der ihm herzlich zugethan war, und als künftiger Schwager dem Bedrängten Hilfe zu leisten für Pflicht hielt, aber dazu die eigenen Mittel nicht besaß, ritt an das Hoflager seines Herzogs, um diesen an das Versprechen einer Belehnung mit Burg und Länderei zu erinnern; aber der Landesherr, durch den bereits ausgebrochenen Kampf mit dem Papste Johann XXII. zu sehr beschäftigt und in der

Macht, jetzt Schenkungen zu machen, zu sehr beschränkt, vermochte in diesem Augenblicke nichts, als sein Versprechen durch eine Handveste zu bekrunden. So sah sich also auch Hohenfels ohne Hilfe für seinen Freund. Hugo faßte nun den Entschluß, die Trümmer seiner Burg, seine Länderei, seine Leibeigenen und seinen Forst zu verkaufen, aus dem Erlöse an das Kloster St. Bernhard den Pfandschilling zu entrichten, seiner Schwester Mathilde ihren Mahltag von fünfzig Goldgülden zu überliefern und dann, nach deren Bewählung mit Hohenfels, in des Herzogs Kriegslager zu ziehen, um für die gerechte Sache des geliebten Landesheeren wacker zu kämpfen.

Es war am Vorabende des Tages, an welchem ein reicher Ritter aus der Nähe zum Kaufe von Hugo's Besitztungen anlangen und man sich dann trennen sollte, als Hugo, Mathilde, Hohenfels und der Burgherr unter der großen Linde vor der Weste saßen, von dem letzten Schlauche Wein zechten, von der letzten Jagdbeute Imbiß hielten und, die Wehmuth über die nahe Trennung muthig bekämpfend, sich Bilder einer rosigen Zukunft schufen. Da trabte ein freudig gekleideter Reiterknecht auf schweißbedecktem Rosse im Thale daher bog in den Weg zur Weste Rüdenstein und hielt bald vor der Linde. Der Reiterknecht schwang sich vom Rosse und reichte Hugo, der sich ihn als den Burgherrn nannte, ein großes Schreiben. Hugo, des Lesens und Schreibens kundig, erbrach

es und sah mit Erstaunen die Unterschrift seines Ohms, des Schutvogts der gefürsteten Abtei Korvey. Dieser Ohm, schon von frühester Jugend an mit Hugo's Vater, seinem Bruder, im allerfeindlichsten Benehmen, hatte nach dessen Tode auch gegen Hugo, der ihm von seines Vaters Hinscheiden Kunde sendete, seinen tiefsten Haß in einer höchst rauhen Handschrift ausgedrückt. Und gerade dieser Ohm schrieb jetzt, daß er, seinem Ende nahe, nicht nur eine letzte Verfügung gemacht habe, kraft welcher Hugo der alleinige Erbe all seiner großen Habe werde, sondern daß er auch bereits von dem hochwürdigsten Abte zu seinem Nachfolger in dem Amte des Schutvogts ernannt und bestätigt sei.

Hugo las dieses überraschende Schreiben wieder und wieder; er ließ es sich von dem Burgpfaffen vorlesen und glaubte immer von einem Traume geäfft zu werden, da er solch eine Gemüthsveränderung seines ihm als höchst hartnäckig, gefühllos und unversöhnlich geschilderten Ohms nicht möglich wähnte, da er sein zu rasches Aufschwingen aus dem dunkeln Schachte der Armuth und der Sorgen zur hellflammenden Leuchte des Reichthums und wonnereicher Lebensgenüsse nicht zu fassen vermochte. Aber als der fremde Reitersmann, des Ohms vertrautester Knappe, den Inhalt des Schreibens als Zeuge der letzten Verfügung seines Gebieters in vollem Umfange bekräftigte, als er Hugo mit herzlichster Ehrfurcht als

den sehen allen Mannen der Abtei angekündigten Schutzherr begrüßte und ihm zur weiten Reise und sonstigen Bedürfnissen von dem Ohm einen gefüllten Goldsäckel überreichte, da zweifelte Hugo nicht länger an der Wirklichkeit seines Glücks und Alle jubelten laut und sie umschlangen sich mit freudetrunknem Herzen und dankten dem großmüthigen Ohm und segneten ihn unter Thränen der Wonne und den Ergießungen tief bewegter Seele.

Noch lange würde Hugo den Reitersmann mit Forschungen über den guten Ohm bestürmt und noch lange über ihn und den Zwist der beiden Brüder, über seines Vaters so oft ausgesprochenes Verlangen nach der Versöhnung mit dem Bruder und über alle Obwältung der Vergangenheit in gutmüthiger, Alles vergessender und Alles erschöpfender Freude fortgeplaudert haben, hätte ihn nicht Vater Ulrich aufmerksam gemacht, daß Reiter und Rosß nach Labung sich sehnten. Nun ging Hugo aus seiner vergeßlichen Freude gleich zur regsten Geschäftigkeit über. Es mußte der Knappe gleich am Tische sich niederlassen, wo Mathilde ihm rasch den vollen Pumpen reichte und die besten Gerichte ihm darbot. Einem der Knechte, die den fremden Reitersmann gewahrt und neugierig sich am Burghore gesammelt hatten, wurde hastig geboten, das Rosß zur besten Pflege zu übernehmen und zwei andere mußten stracks ihre grauen Klepper besteigen, um vom nahen Kloster St. Weit

einige Schläuche Wein heraufzuschaffen, damit Bemannung und Gesinde sich im lang' entbehrten Weine recht gütlich thun sollten. Zugleich wurde der Reiterbube in die Hütten der Leibeigenen gesandt, um sie mit ihren Weibern und Kindern zu einem fröhlichen Gelage in die Weste zu führen, denn es war Hugo's Wille, daß Alles, was zur Burg Rüdenstein gehörig sei, sich mit ihm freue.

Der Wein ward gebracht; Männer, Weiber und Kinder, der überraschenden Ladung freudig gehorchend, zogen schnell in die Burg; Mathilde gab die letzten Vorräthe aus ihrem Speisegewölke, es wurde auf dem Burghofe ein großes Feuer angemacht, gesotten und gebraten und bald hallte die Weste wieder von einem Jubel, der seit undenklichen Zeiten innerhalb dieser ärmlichen Mauern nicht ertönt war.

Der kleine Kreis an der Steintafel unter der Linde war nicht minder fröhlich, als die große Genossenschaft am hoch auflodernnden Feuer. Hugo erklärte, daß schon mit dämmerndem Morgen ein Eilbote an den Käufer der Weste gesandt werde, um ihn Kauf anzufagen, da er fest entschlossen sei, das armselige Rüdenstein in eine stattliche Burg umzugestalten, noch mehrere Fluren und Waldungen anzukaufen, und das ansehnliche Besigthum seiner theuern Schwester zum Wahlstabe zu geben. Auf seinen Wunsch, noch einige Zeit hier zu weilen und Mathildens Vermählung mit Hohenfels prächtig zu begehen, entgegenete der fremde

Knappe die bringende Bitte, ja schon am folgenden Tage gen Norvey auf flüchtigen, oft zu wechselnden Rossen zu eilen, da der gestrenge Herr Ohm dem nahen Tode rasch entgegenreife und nur die Gegenwart des heißersehten Neffen ihm das Sterbestündlein sanft und süß bereiten könne. Selbst Mathilde und Hohenfels vereinten mit dem Knappen ihre Bitten, stracks hinzueilen zu dem großmüthigen Ohm, und Hugo, die Wichtigkeit dieser Bitte würdigend und selbst sich sehend nach dem Anblicke seines gefühlvollen Wohltäters, zog zur Mittagsstunde des andern Tages, begleitet von des Ohms Knappen und einem Knechte, nach Norvey, nachdem er Mathilden, um ihren reinen Ruf gegen jeden Argwohn eines vertrauten, unbewachten Lebens mit Hohenfels zu schützen, in das nahe Nonnenkloster Brigittenruh gebracht und der mütterlichen Aufsicht der Aebtissin bis zu seiner Rückkehr mit brüderlicher Liebe anempfohlen hatte.

Es war am Tage Desiderii, fast vier Wochen nach des Ritters Hugo von Müdenstein Abreise, als Ritter Hohenfels an der Herberge des Nonnenklosters Brigittenruh sich vom schweißstrieelenden Rosse schwang. Hugo hatte, da er seine Schwester Mathilde dem klösterlichen Schutze übergab, ihre nahe Verbindung mit Hohenfels der Aebtissin kund gethan, und daher durften die Liebenden sich

täglich sehen und sprechen, jedoch geschieden durch das Sprachgitter und von den engsten Schranken der Sittigkeit und der reinsten Keuschheit umschlossen durch die Gegenwart einer alten Nonne, wie es die fromme Zucht dieses durch Sittenreinheit weit berühmten Klosters heischte. Hohenfels ward durch Besorgung wichtiger Angelegenheiten seines Vaters schon mehrere Tage an dem Besuche des Klosters verhindert und daher drängte ihn die Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Verlobten so mächtig, daß er, in tiefer Nacht zur väterlichen Burg zurückgekehrt, sich kaum einige Ruhe gönnte und schon mit des Tages Anbruch an der Klosterherberge hielt.

Des Liebenden Sehnsucht nach Mathildens Anblick hatte die Zeit überflügelt. Zu so früher Stunde ward kein Besuch im Kloster gestattet und Hohenfels mußte sich bequemen, bei einem Lumpen Rheingauer und unter dem ermüdenden Geplauder des äußerst redseligen Herbergewirthe seine Zeit hinzubringen. Nebst vielen Neuigkeiten, worunter die wichtigsten waren, daß ihm seine Ehegenossin ein Söhnlein geboren, daß dieser und jener Ritter einen waidmannischen Streit an der Grenze ihrer Markungen mit dem Schwerte in der Faust geschlichtet und die Hirsche und Säuen seine schönste Kiefernshonung verwüestet hätten, erzählte auch der Unermüdbare, daß gestern Abend sechs wohlgerüstete Knechte, prachtvoll gewappnet und auf stattlichen Rossen, bei ihm eingekehrt

seien. Die Farbe ihrer Wappentröcke und ihrer Feldbinden, wie auch ihre Mundart, habe sie als Mannen aus einem fremden Lande, und die Pracht ihrer Rüstung, die Kostbarkeit ihrer Pferde, ihr stolzes, herrisches Wesen und der Aufwand für den leckersten Imbiß und die theuersten Weine als Knappen oder Knechte eines sehr reichen und mächtigen Gebieters bezeichnet. Auch habe der jüngste von ihnen einen vollkommen geschwungenen Astler von seltener Schönheit und mit dem kostbarsten Aufputz an der Hand geführt. — „Ich habe so mein apartes Wesen — schloß der Wirth seine weit-schweifende Kunde — auch dem Verschwiegensten die Zunge stott zu machen, aber an diesen Eichen-Klösen scheiterten auch meine pfiffigsten und raff-losesten Versuche. Sie sprachen in ihrer fast kauerwälschen Sprache nur das Nothwendigste, aßen und tranken, was von der herrlichen Gottesgabe in sie hineinging, verschmähten das Ruhelager und warfen mich zum Bechgadon hinaus, als ich mich mit meiner Kanne an ihren Tisch setzen und ihnen Rede abgewinnen wollte. Mit dem ersten Tone unserer Thurmglöcke, der die Witternachtsstunde ankündigte und die Nonnen zu den Horas rief, sprangen die Reiter auf, bezahlten die Beche überreichlich, schwangen sich auf ihre riesigen Gaulle und sprengten davon. Es fiel mir auf, daß sie nicht auf der Landstraße dahirritten, sondern in den Seitenweg nach dem Kloster einbogen; noch mehr ward ich befremdet, als mir mein Gärge

sagte, er habe den ältesten dieser fremden Mannen gleich nach ihrer Ankunft dem Kloster zuschreiten und erst nach geraumer Weile zurückkehren gesehen. Es quälte mich baß die Neugierde, zu erlugen, ob die Fremdlinge beim Kloster anhalten würden und was sie dort zu handthieren hätten. Ich lief ihnen stracks nach. Aber da vorne an der rothen Wetterssäule, wo sich die Wege nach dem Kloster und nach dem Wiesengrunde, der Landstraße zu, kreuzen, hielt einer dieser Geheimnißvollen mit gezogenem Flammberg, nach allen Seiten umherspähend, und sprengte, als er meiner gewahrte, mit hochgeschwungener Waffe so rasch auf mich zu, baß ich nur mit großer Mühe über einen Zaun klettern und mich vor dem Wüthenden in des Nachbars Scheune verbergen konnte. Als ich mich wieder aus meinem Verstecke hervorwagte, waren die Mannen verschwunden, und alle Reisenden, die seit Mitternacht bis vor Eurer Ankunft von Osten und Westen, Süden und Norden hier vorüberzogen, bethuerten auf mein eifrigstes Forschen, keinen fremden Knechten begegnet zu sein.“

Es war bei des Wirthes sonderbarer Erzählung dem Ritter Hohenfels gar wunderbarlich zu Muthe. Dunkle, beunruhigende Ahnungen tauchten in seiner bewegten Seele auf und er wünschte den Stunden die Schwingen der schließenden Schwalbe, um in die klösterlichen Mauern treten und dort klar beschauen zu können, was jetzt sein inneres Auge mit immer nächtlicherem Schleier umhüllte.

Jetzt schlug die heißersehnte Stunde und er eilte mit fliegenden Schritten der Klosterpforte zu, deren Glocke er im Sturme seiner Unruhe fast aus ihren Klammern riß. Die erschrockene Pfortnerin erschien, beantwortete keine seiner stürmischen Fragen nach Mathilden und bat mit einer Ruhe und Kälte, die den Glühenden zur Verzweiflung brachte, so lange außerhalb der Pforte zu harren, bis sie seine Ankunft der Abtissin kund gethan und deren Vergünstigung zum Klosterbesuche erhalten habe. Jeder Augenblick seines Weilens ward ihm zur qualvollen Ewigkeit, und als jetzt die Laienschwester erschien, mit verzögernder Gelassenheit die Pforte öffnete und ohne Blick und Rede an seiner Seite die lange Steintreppe zum Gemache der Abtissin hinanschlich, da ward es ihm von Augenblick zu Augenblick schauerlicher klar, daß dieser gesenkte Blick, dieses starre Schweigen der sonst so freundlichen, wortreichen Pfortnerin mit seinem und Mathildens Gesichte, Unglücksverkündigend, verwebt sei.

Die Abtissin, eine Frau von hoher Würde, mit dem Ausdrucke der Sanftheit und der Herzengüte auf dem schönen, blassen Gesichte, kam dem Eintretenden wehmüthig lächelnd entgegen, und als jetzt Hohenfels, von diesem Lächeln der Wehmuth unbeschreiblich ergriffen, eine rasche Frage nach Mathilden über die erbleichenden Lippen fast nur hervorhauchte, da zog die Abtissin ein Schreiben aus ihrem Busenschleier und reichte es dem

Ritter hin. Der Eskelundige durchslog die wenigen Zeilen mit beflügelten Blicken und das Schreiben entsank seiner zitternden Hand, als er seines Freundes und Waffenbruders Hugo's Besuch an die Kettissin gelesen hatte, seinen abgesandten Knappen Rathilden zu übergeben, auf daß dieselbe von ihnen zu ihm nach Korvey geleitet werde. Ein flüchtiger Gruß an Rathilden und ein streng gebietendes Wort, unverzüglich unter dem Schutze seiner Mannen auf dem mitgeführten Zelter nach Korvey zu gehen, schlossen die kurze, feindlich ernste Botschaft. Des Ritters Hohensfels und seiner Verbindung mit Rathilden war nicht mit einer Silbe erwähnt.

Starr blickte Hohensfels auf das ihm entsunkene Schreiben nieder, seine Brust hob sich in stürmischer Bewegung, und der Schmerz über Rathildens Entfernung, das Zürnen über Hugo's verletzende Kälte und die furchtbare Ahnung, von nun an für immer getrennt zu sein von dem Wesen, in dessen Liebe nur allein sein ganzes inneres und äußeres Leben lebte, griffen mit scharfer, verwundender Hand in die Tiefe seines Herzens. — „Und Rathilde ist dahingezogen, ohne mir Kunde zu thun von der Grausamkeit ihres Bruders, der, wie mir eine innere Stimme immer gräßlicher und kräftiger zuruft, zwei so innig verschlungene Herzen mit unmenschlicher Härte zerreißen will! — Und Ihr, hochwürdige Frau, wohl wissend, daß Rathilde von ihrem sterbenden Vater mir zur

Verlobten, zum künftigen Weibe gegeben war
 und daß ein so inhaltreiches Ereigniß in Mathil-
 dens Leben auch in das meinige sich verschlinge,
 Ihr konntet Mathilden ziehen lassen, ohne mir
 einen Eilboten gesandt und ohne mit mir Rück-
 sprache genommen zu haben?“ — fragte Hohen-
 fels erglühend und wildblickend. — „Ritter Hugo
 von Rüdenstein — entgegnete die Abtriffin mit
 Ruhe und Würde — handelte für Mathildens
 rasche, geheime, jeder Verbindung mit der Außen-
 welt entrückter Fortführung nach einem eben so
 schlan ersonnenen und kraftvoll ausgeführten Plane,
 als er an der hohen Geistlichkeit von Korvey mäch-
 tige Freunde hat. Dieses Schreiben — hier nahm
 sie von ihrem Bettstempel ein mit großem Siegel
 ausgestattetes Papier — hat auch der Knappe ge-
 bracht, welcher mir Rüdensteins Zuschrift übergab.
 Es ist vom Bischofe von Freising, unter dessen
 Sprengel dieses Kloster gehört. Den Geboten des
 Bischofs mich jederzeit unverzüglich zu fügen, ist
 eine meiner ersten Pflichten, und der Bischof ge-
 bietet mir in diesem Schreiben mit aller Strenge
 und mit aller Macht seiner hohen Stellung, das
 Fräulein Mathilde von Rüdenstein den Knechten
 des Ritters Hugo von Rüdenstein unverweigerlich
 zu überliefern, ihre Entfernung aus dem Kloster
 zur mitternächtlichen Stunde geschehen zu lassen
 und das Fräulein bei der mindesten Verweigerung
 ihrer Abreise oder bei jedem Versuche, Schutz und
 Hilfe zu suchen gegen unfreiwillige Entfernung,

oder an Jemand mündliche oder briefliche Kunde zu thun, mit dem Borne und der Bestrafung der Kirche zu bedrohen. Dieses strenge Gebot unseres Bischofs konnte nur durch den Einfluß der Geistlichkeit von Norvege erwirkt werden."

"Und welche Gesinnungen und welche Zwecke muthet Ihr, hochwürdige Frau, diesem Hugo von Rüdenstein zu, der sich so plötzlich mit Geheimnissen umhüllt?" — brach Hohenfels los, nicht länger bemeisternd sein Bürgen gegen Hugo, in welchem er nicht mehr den Freund, den künftigen Schwager, sondern einen Wortbrüchigen mit dem Auge erbitternder Ahnungen sah.

"Ihr seid ein Mann, muthig, Flug und fest. Daher will ich — entgegnete die hochwürdige Matrone und betrachtete den edlen, jungen Mann mit wehmüthigem Gefühle — Euch nun offen vertrauen, was auch mir vertraut wurde. Hugo von Rüdenstein, aus dem Drucke der Armuth zu rasch, zu unerwartet in den Schoß des Reichthums und der Macht emporgehoben, ist nun verblendet von diesem Reichthume und dieser Macht. Bersiegt ist in seiner schwachen, den Eindrücken des Augenblicks sich zu willig hingebenden Seele die Erinnerung an die frühern Verhältnisse, mit ihr das Pflichtgefühl für Erfüllung früherer Verheißungen und Verbindlichkeiten. Die Höhe, auf welche ihn ein zu überraschender Zufall nun gestellt hat, ist dem Umgestalteten noch nicht hoch genug, er will noch höher sich aufschwingen, und was diesen hö-

hern Schwung verwirklichen kann, wird von ihm auf Kosten seiner frühern Biederkeit, auf Kosten der Ruhe und des Glücks eines liebenden Paares rücksichtslos eronnen und ausgeführt. Sein Ansehen und seine Schätze sollen durch Rathilden gemehrt werden. Ihre Hand ist dem mächtigen und reichen Grafen von Schöneck bestimmt, und zwei stattliche Burgen und das Banner über des Grafen ausgebreitete Kriegsmacht sind der hohe, lockende Preis, um welchen ein unnatürlicher Bruder das ganze Lebensglück einer edlen Schwester wucherisch verhandelt. Rathildens bestimmte Vermählung mit dem Grafen von Schöneck hat mir der Knappe, dessen Geleite ich Rathilden übergeben mußte, vertrauet. Wenn Euch, edler Hohensfels, Rathildens unbeschreiblicher Schmerz über die so plöglche Trennung von Euch und ihre feierlichsten, im letzten Augenblicke des Scheidens vor diesem Christusbilde laut und innig ausgesprochenen Gelübde der treuesten Liebe und der unerschütterlichsten Standhaftigkeit für ihren Hohensfels Ruhe, Trost und Hoffnungen gewähren können, so vermag ich deren Euch reichlich zu geben. Rathilde, die tugendhafte und fromme, aber auch standhafte und hochherzige Jungfrau, wird Euch Herz und Hand treu bewahren und ihre Liebe zu Euch und ihre Schwüre auch nicht in dem heftigsten Strome der allerhärtesten Leiden untergehen lassen. Dafür kenne ich Rathilden. Euch in dieser schwierigen Lage mit Rath und That beizustehen,

dazu bin ich nicht weise, nicht mächtig genug. Ihr einet Herz und Verstand genug, um Euer eigener Berather zu werden. Als mütterliche Freundin muß ich Euch innig bitten, die heftigen Wallungen des zu bewegten Herzens durch weises Sinnen und ernste Besonnenheit zu zügeln. Mein Gebet für Euer und Mathildens Glück wird täglich das innigste sein."

Hohenfels war durch diese, sein ganzes Erdenglück zerstörende Umgestaltung seiner Verhältnisse, durch einen ersten Hinblick auf Vernichtung seiner süßesten Hoffnungen zu aufgeregelt, um schon in dieser Stunde feste Entschlüsse fassen zu können; aber er war Mann genug, um dieses Aufwallen seiner Gefühle in die Schranken der Mäßigung zurückzudrängen. Mit einem Blicke, worin sich Alles ausdrückte, was sein Inneres bewegte und mit wenigen, aber tief gefühlten Worten der Ehrfurcht und des Dankes schied er von der Aebtissin, die ihm die Fortdauer ihrer mütterlichen Liebe für Mathilden und jeden möglichen Beistand aus mütterlichem Herzen verheißt.

Mathildens Ankunft in Norvey war nicht durch die Freude, nach längerer Trennung einen geliebten Vetter wiederzusehen, zur süßen, ersehnten Stunde geworden. Mit Thränen des Schmerzes warf sie sich an Hugo's Brust, denn auch ihr hatte der zu offenhertzige Knappe den

Schleier ihrer Zukunft gelüftet. Mit erheuchelter Wärme brüderlicher Liebe umschlang sie Hugo, zärtlich forschte er nach der Quelle dieser Thränen, welche sein scharfes Auge als Thränen eines tiefen Schmerzes erkannte. Da sank Mathilde zu seinen Füßen und flehte ihn an mit allem Ausdrücke des heissesten Gefühls, sie nicht zu trennen von Hohenfels und ihr Glück und ihr Leben nicht mit grausamer Hand zu zerstören. Hugo hob die Flehende auf, leitete sie auf ein Ruhepfuhl, gestand unumwunden, daß er ihre Verbindung mit dem Grafen von Schöneck unabänderlich beschlossen habe, und erschöpfte sich nun in dem reizendsten Gemälde der Schönheit und Liebenswürdigkeit dieses jungen Ritters, dessen Macht und Schätze die eines Fürsten überwögen. Schweigend hörte Mathilde die lockenden Darstellungen, ruhig ließ sie den Strom seiner begeisterten Rede und seiner lieblosenden, immer heissern Bitte um ihre Einwilligung dahingleiten. Mit dem Ernste einer kräftigen Seele erklärte sie dem Bruder, daß nicht die Schönheit eines Engels, nicht die Größe und Schätze eines Kaisers so viele Reize für sie haben würden, ihre Liebe und ihre Treue zu Hohenfels wankend zu machen, daß die furchtbarsten Leiden, selbst der grausamste Tod ihr willkommener wären, als die ausgebrungene Hand eines Andern. Und rasch erhob sie sich von ihrem Sitze, sank in der Mitte des Gemaches auf die Knie nieder, hob Arme und Blick zum Himmel und that das feier-

lichste Gelübde, Hand und Herz ihrem Hohenfels zu bewahren. Da wurde der schmeichelnde, stehende Bruder zum Wütherich, erbeugend vor Ingrimm faßte er Mathilden mit harter Hand, schleppte sie in einen unterirdischen Kerker und drohte ihr mit langsamem, qualvollem Tode, wenn sie nicht seinen Wünschen genüge.

Im wilden Zürnen ob der Schwester eisernem Sinne, welchen nicht die schauerliche Einsamkeit des dunkeln, dumpfen Kerkers, nicht die karge Nahrung und das Entbehren jeder, auch der geringsten Annehmlichkeit des Lebens zu beugen vermochten, schritt Hugo in seinem Gemache eines Abends auf und nieder, da öffnete sich die Thüre und Hohenfels stand vor ihm. Des betrogenen Freundes starrer Blick, sein feindliches Schweigen und des eigenen Gewissens strafende Stimme machten Hugo erbleichen und versagten ihm das Wort des Grusses. — „Wo ist Mathilde?“ — fragte Hohenfels mit scharfer Stimme und durchbohrendem Blicke. Hugo, der an Macht und Reichthum gewonnen, aber an Muth und Männlichkeit verloren hatte, wandte die scheuen Blicke abwärts und stammelte einige Worte, die Hohenfels nicht verstand. — „Ich weiß — sprach Hohenfels mit kaltem Zürnen — daß das edle Fräulein im scheußlichsten dieser Klostergefängnisse schmachtet, daß die Hochherzige das Gräßliche leidet aus Liebe zu mir, aus unerschütterlicher Treue, aus festem Sinne für heilige Bewahrung gemachter Gelübde. Allein, von fel-

nein mächtigen Gefolge umgeben, nur meiner guten Sache und meinem guten Schwerte vertrauend, stehe ich hier dem mächtigen Schutzherrn von Norvege gegenüber und fordere von ihm unverzügliche Befreiung der edlen, grausam gequälten Mathilde. Aus dem scheußlichen Kerker führe ich die Verlobte hin an den Traualtar, denn sie ist mein durch den Bund unserer Herzen, durch den Segen des sterbenden Vaters, durch des Bruders beschworene Zusage. Soll ich glauben, daß noch ein Funke von Menschlichkeit in dem Herzen eines Mannes glimmt, den ich stets mit brüderlicher Liebe umfaßte, so eile hin, öffne die Pforte des Kerkers, führe Mathilden in meine Arme und sei, was du sonst wärst, ein gefühlvoller Mensch, ein ritterlicher Mann im Herzen und in der That, und ein treuer Freund und ein liebender Bruder. Willst du aber nicht hören die Stimme des eigenen Gewissens, nicht den Zuruf des unbescholtenen, muthigen Mannes, dann ziehe ich umher in allen Gauen, wo Fürsten und Ritter hausen, und an jedem Hofe und in jeder Burg thue ich kund von deiner Schandthat, begangen an Schwester und Freund, und die deutsche Ritterschaft, erglühend vor Scham ob der Waffen- und Standesgenossenschaft mit solch einem Vuben, wird dich hinausstoßen aus ihrem heiligen Verbande, und ehrlos wirst du umherirren, der Leibeigenen unter den Leibeigenen. Jetzt wähle zwischen Pflichterfüllung und Schande, zwischen Liebe und Haß, zwischen

den Tagen voll Ruhe und einem Leben der Entehrung!“ —

Noch vor weniger Zeit ein muthvoller Ritter, selbst unter dem Drucke der Armuth stolz und hochsinnig, jetzt durch Reichthum verweichlicht, immer strebend nach Mehrung seiner Schätze, aber auch zitternd vor der geringsten Minderung seiner Macht und Habe, stand Hugo, auf dessen Wink eine Schaar von Weisigen herbeigestürzt wäre, bleich und zitternd vor dem Einzelnen. Das schuldbelastete Gewissen, die genaue Kenntniß des Charakters dieses Hohenfels, der noch nie ein gegessenes Wort gebrochen, dessen Kraft und Entschlossenheit sich so oft eifern bezeugt hatte, wirkten auf Hugo so mächtig ein, daß er Hohenfels feierlich verhiess, Mathilde noch in dieser Stunde ihrer Haft zu entlassen. Er bat ihn, ein Gemach zu beziehen und dort zu weilen, bis Mathilde in seine Arme fliehe. Hugo hielt Wort. Bald sank Mathilde an die Brust des Geliebten und bald schwand die Leichenfarbe des Kerkers und der Fesseln unter den Klüssen ihres Willibalds und dem Entzücken beglückter Wünsche, und ein rosiges Schmelz ergoß sich über die Willenwange, und durch den Glor der thränenwunden Augen brach immer leuchtender die Flamme verjüngter Kraft hervor und ein neues Leben voll Ermuthigung und Seligkeit gestaltete bald die Weichärnte zur blühenden Jungfrau und gab ihren Formen die Fülle der Heppigkeit und der frischesten Lebenskraft.

Hugo selbst bestimmte den Tag ihrer Vermählung mit Hohenfels schon für die künftige Woche, erneuerte für sie die Schenkung der Feste Rüdenstein und gelobte neuerdings den Ankauf naheliegender Meierhöfe, um diese Feste, an deren stattlichem Baue bereits begonnen war und rasch fortgeschritten wurde, zu einer der angesehensten im ganzen Gane zu erheben. So sehr Mathilde dem baldigen Lohne ihrer Treue, deren Feuerprobe sie so hochherzig bestanden hatte, in ihres Willkürs Armen zu ernten sich sehnte, so verzichtete sie doch auf die Nähe ihrer Verbindung, da ein im Kerker gemachtes Gelübde, nach ihrer Befreiung in das Nonnenkloster Brigittenruh barfuß, mit grobem Pilgergewande angethan, zu wallen und dort ein halbes Jahr sich der heißesten Andacht und den strengsten Entfagungen zu weihen, die so baldige Vermählung nicht gestattete. Schon am Tage nach ihrer Befreiung trat Mathilde die Wallfahrt an und Hohenfels trabte nach Rüdenstein, um dort auf Hugo's Bitte die Aufsicht über den Ban der Feste zu übernehmen und ihn zu beschleunigen.

Hoch von der Zinne des Wartthurms der Feste Rüdenstein wehte an einem schönen Morgen die Fahne herab, geschmückt mit den Wappen der Rüdensteiner und der Hohenfelfer. Und es standen auf der Zinne Trompeter und Puffer in silberbesetzten Wämfern, und auf den Mauern die

Knechte in neuen, prunkenden Wappenröcken und es hielten vor dem Burgthore auf stätlichen Rossen die Reissigen in weitglänzender Eisenrüstung, und Männer, Weiber und Kinder, die Kratzerhänden von Müdenstein, festlich geschmückt, hatten sich an den Seiten der Landstraße gereiht. Und Thürmer und Knechte, Reissige und Landleute späheten mit scharfem Auge in die Ferne, sehnüchtlig verlangend nach der Annäherung von Rathilden und Hohenfels, von dem Ritter Hugo von Müdenstein und dem Abte des Klosters St. Bernhard; denn heute war der Tag, an welchem Hohenfels und Rathilde, um auf Müdenstein ihr Beilager zu feiern, aus dem fernem Norvey mit großem und prachtvollem Gefolge erwartet wurden. —

Es wirbelte Staub auf in weiter Entfernung, die Thürmer thaten Probestöße in die Trompeten, die Mannen und das Landvolk jauchzten laut und sahen in froher Erwartung den zwei Reitern entgegen, welche mit verhängten Zügeln daher sprengten und bald als der Bogt und der Rüstkmeister von Müdenstein erkannt wurden, die schon mit Tagesanbruch burgaus geritten waren, um an der Gränzmarkung des müdensteinschen Bezirks den neuen Gebieter und die neue Herrin zu begrüßen. Jede Hoffnung auf die Freuden dieses Festtages, jede wonnevolle Erwartung, den edlen, so innig geliebten Hohenfels mit der eben so geliebten Rathilde nun für immer in ihrem Kreise weilen zu sehen, war schnell vernichtet, und aus dem Munde

und aus dem Herzen der Mannen und des Landvolks ertönten Lammertöne, als der Burgvogt und der Rüstmeister die erschreckende Kunde brachten, daß die Daherziehenden schon nicht mehr fern von der Markung ihres Gebieters von einem Haufen Räuber seien überfallen und durch deren Uebermacht überwältigt, theils gesprengt, theils gefangen fortgeführt worden. — „Wir beide haben — schloß der Vogt seine Erzählung — den Ueberfall der Räuber, welche aus dem nahen Forste auf flüchtigen Rossen hervorbrachen, gleich im ersten Augenblicke gesehen. Mit hochgeschwungenen Schwertern sprengten wir dem Zuge entgegen, aber schnell sonderten sich vom Haufen der Räuber zehn Wohlbewaffnete ab, besetzten die kleine Brücke, hielten uns die langen Speere entgegen und unfähig zum Angriffe mit unsern Schwertern gegen diese Speere, nicht vermögend, über den tiefen, breiten Wassergraben zu setzen, mußten wir in ohnmächtiger Wuth Zeuge sein, wie die Räuber siegten. Erst als diese im nahen Forste verschwunden waren, sprengten ihnen auch unsere Gegner nach. Wir eilten auf den Kampfplatz, wo wir zertrümmerte Waffen und Blut, aber keine Leiche fanden. Jetzt auf, wackere Kämpen, die Spur der Räuber zu verfolgen und für die Rettung der Unfrigen das Aeußerste zu thun!“ — Er riß sein Schwert aus der Scheide, warf seinen triefenden Gaul herum und sprengte an der Seite des Rüstmeisters dem Forste zu.

Wiltobend, mit hochgeschwungenem Flamberge folgten ihm die Reifigen. Bürennd, an der Rettung der geliebten Herrschaft nicht Theil nehmen zu können, rotteten sich die Knechte vor dem Burghore zusammen und trauernd schlichen die Landleute ihren Hütten zu.

Mit dem Muth und der Kraft des Löwen hatte Hohenfels am Rathildens Seite gekämpft. Er achtete nicht der Uebersahl der Räuber, da er alle seine Waffengefährten sich an Muth gleich dünkte, aber er erstarrte vor Entsetzen und Ingrimm, als er Hugo nach kurzer Gegenwehr mit dem größten Haufen der Knechte entfliehen sah. Ein Kolbensschlag lähmte seinen Arm, das Schwert entfiel der kraftlosen Faust, und als jetzt die Räuber jubelnd mit dem Gefangenen dahinsprengten, sank Rathilde ohnmächtig vom Selter. In einem prachtvollen, aufgeschmückten Gemache erwachte sie auf seidnen Pfählen. Der fröhliche Zug zum Belager und der plötzliche Ueberfall der Räuber, die Gefangennehmung ihres Hohenfels und ihr Aufenthalt in diesem Prunkgemache waren so räthselhafte, sich so bunt und so rasch durchkreuzende Ereignisse, daß sie sich im Bereich eines gar wunderbarlichen Traumes glaubte. Sie staunte mächtig, sie schrie auf vor Freude, als jetzt die Thüre sich öffnete und ihr Bruder zu ihr eintrat. — „Wo bin ich, wo ist Willibald?“

— fragte sie, rasch den Pfählen entspringend und mit heißer Neugierde in Hugo dringend. — „Ruhig, gute Mathilde, nur sehr ruhig — bat Hugo, und führte sie auf das Ruhelager zurück. — Der jähe Schrecken über den Angriff des Raubgesindels, Wilibalds Gefangennehmung und deine schon mehr denn zwölf Stunden währende Ohnmacht haben dich so sehr ermattet, daß du Ruhe und Heilmittel nöthig hast. Alles ist gut und wird noch besser werden, denn dein Glück ist zu sehr mit dem meinigen verschlungen, um nicht Alles zu thun, wodurch ich das deinige fördern kann.“ — Er öffnete die Thüre, ein Mönch trat ein, in der Hand einen silbernen Becher, aus welchem ein Trank lieblich herbeduftete, welchen Mathilde, auf des Mönchs Worte, mit Wohlbehagen schlürfte und bald in einen süßen, erquickenden Schlaf sank, welcher bis zur Morgenstunde des andern Tages währte.

Mit verjüngter Kraft hob sich Mathilde von ihrem Ruhelager und eilte, das hohe Bogensfenster zu öffnen, um sich zu laben im Genusse der reinen, milden Morgenluft und ihr erstes Gefühl der Anbetung und des Dankes dem Schöpfer darzubringen. Mathilde hatte gebetet und jetzt wandte sie das fromme, klare Auge von des Himmels azurner Wölbung auf das irdische Treiben nieder. Ihr Auge hätte so gerne auf dem Schmelze der Blumen, auf grünenden Hainen und in stillen, von des Flusses und der Bäche Silberfluthen durch-

schlängelten Thälern geruhet, aber es stieß nur auf dunkle, den Gesichtskreis beschränkende Mauern, auf einen unbelebten, mit aufgeschichtetem Holze und altem Geräthe bedeckten Hofraum. Jetzt hörte sie Glockentöne, bald einen langsamen Gesang von vielen Männerstimmen und es ward ihr nun zur Gewissheit, daß sie in einem Kloster weile.

Hugo trat in das Gemach, freute sich ihres blühenden Aussehens und bat sie, ihm zum Morgenmahl zu folgen. In des Abtes Prunkgemache war die Tafel mit den leckersten Gerichten und den feinsten Weinen besetzt. Der Abt und ein junger, schlanker Ritter von seltener Schönheit kamen Mathilden entgegen, als sie an ihres Bruders Hand eintrat. Man setzte sich, man aß und trank, aber Mathilden mundete nicht der leckere Imbiß, nicht der geistige Nierensteiner, selbst nicht Bälischlands süßester Wein, denn sie vermisse ihren Willibald, hatte von Hugo auf dringende Fragen, auf die innigsten Bitten nur ausweichende Reden gehört und dachte sich den Geliebten bald in der härtesten Gefangenschaft, bald unter schweren Banden, bald im heißen Ringen mit dem Tode. Doch wußte der junge Rittersmann von Zeit zu Zeit ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, denn sein Benehmen war so zart, so liebenswürdig, seine Haltung so edel und seine Gespräche verriethen so viele Kenntnisse und Erfahrungen, im schönen Gespräch lange mit der heitersten Laune und einem Reich-

thume des glücklichsten Wiges, daß man nie in seiner Nähe sein konnte, ohne sich angenehm und erheitert zu fühlen.

„Wer ist der fremde Ritter, der an meiner Seite saß?“ — fragte Rathilde ihren Bruder, als er sie vom Imbisse nach ihrem Gemache leitete. — „Dieser junge Rittersmann mit der Fülle männlicher Schönheit, mit der bezauberndsten Lebenswürdigkeit und mit einem unermesslichen Reichtume von Glücksgütern ist Graf Schöneck und — dein künftiger Gatte!“ — entgegnete Hugo, mit scharfem, herrischem Blicke sie fassend.

Erbleichend, das Herz von den trübsten Ahnungen verdüstert, starrte Rathilde zurück und hob langsam den furchtsamen Blick, um in ihres Bruders Miene zu lesen, ob er mit ihr kurzweile oder ob dieses Wort für sie zur gräßlichen Wirklichkeit werde. — „Du sollst nicht länger in Ungewißheit sein — sprach Hugo mit kaltem Ernste und nöthigte seine Schwester, sich an seine Seite zu setzen — auch widert es mich an, dieses Possenspiel unerreichbarer Wünsche dich länger spielen zu sehen. Betrachte dich als Schönecks künftige Gattin. Nur er führt dich an den Traualtar, und kalt würde ich meine Hand in dein Blut tauchen und mit der bluttriefenden Hand meinen Dolch in die Brust des Frevlers stoßen, der feindselig und hemmend meinen großen Entwürfen entgegenzutreten wollte!“

„Allmächtiger Gott — wimmerte Rathilde und rang die Hände — hier ist etwas Gräßliches geschehen, der Ueberfall der Räuber in einer Gegend, wohin sich seit undenklichen Zeiten keine Horde wägte, eine schnelle, unverfolgte Flucht, unser Zusammensein in diesem Kloster, Schöneck's Anwesenheit und dein starres Schweigen über das Schicksal meines Hohenfels sagen mir zu laut und zu klar, daß gegen mich und Willibald das Verderben unter allen Gestalten und von allen Richtungen heranzieht. Bei Gottes Barmherzigkeit, bei der Erinnerung an unsere Aeltern und bei dem Heile deiner Seele beschwöre ich dich, mir offen zu vertrauen, was aus Hohenfels geworden, was aus mir werden soll!“ —

„Ich traue dir den Muth zu, meine hochherzige Rathilde — lenkte Hugo aus dem frühern gebieterischen Tone in eine sanfte, trauliche Sprache ein — eine Kunde standhaft zu hören, die dein Herz tief verwunden wird, ich hoffe aber auch von der Größe deines Geistes, daß du diesen Schmerz nicht erst im Strome der Zeiten langsam wirst versiegen lassen, sondern daß du, fähig, den bisher stets ehrwürdigen, aber nie glänzenden Namen der Rüdensteiner auf eine der höchsten Stufen der Macht und des Ansehens zu heben, für dein und deines Bruders Glück Alles opfern wirst, was die Pflicht für die Mehrung unserer Würde und des Glanzes und der Gewalt unserer Nachkommen von dir fordert. Wisse demnach, daß Hohenfels von

den Räubern auch Nachsicht über den Tod ihres Häuptlings, welchen er in seiner heldenmüthigen Gegenwehr niedergestochen hatte, erdrosselt wurde, und wisse, daß Graf Schöneck, der deine Liebe zu Hohenfels kennt, dir seine Hand reicht, nicht nur, um in deinem Besitze glücklich zu werden, sondern um auch dir ein Glück zu bereiten, wie noch nie ein weibliches Wesen genoß. Laß deine Thränen um Hohenfels fließen, schenke ihm eine lange Frist der Trauer, aber dann erhebe dich Kraftvoll über jede Schwäche, beglücke den edelsten der Männer und werde selbst beglückt!“ —

Rasch enteilte Hugo den Gemache; er hörte nicht mehr die lauten Ausbrüche des unbeschreiblichen Schmerzes über Willibalds Tod; er sah nicht ihre glühenden Thränen, ihre Verzweiflung. An seiner Stelle kam der Abt zu ihr und bot alle seine Beredsamkeit auf, das zerrissene Herz zu heilen und den Balsam des Trostes, der Ermuthigung und der Stärke in die blutende Seele zu träufeln. Es gelang seiner salbungsvollen Rede, den gräßlichen Schmerz, unter welchem der Leidenden Herz stille zu stehen drohte, in eine sanfte Trauer umzuwandeln. An jedem Tage viele Stunden um Mathilden, söhnte er sie allmählig wieder mit dem Leben aus, das sie so gern von sich geworfen hätte.

Schon machte Hugo Anstalt, nach Norven zu ziehen, und schon hörte Mathilde seine dringende Bitte, den Grafen Schöneck bald mit ihrer Hand

zu beglücken, ruhig und ohne Thränen an, da wandelte sie eines Abends der kleinen Waldkapelle zu, welche sie täglich besuchte, um dort für ihren Wilibald zu beten und für sich Kraft und Stärke gegen den noch immer mächtig sie ankämpfenden Schmerz zu ersuchen. Auch an diesem Abend hatte sie mit der heissesten Andacht gebetet und jetzt wollte sie in das Kloster zurückkehren, da trat ihr unter den hohen Eichen vor der Kapelle ein Greis entgegen, im braunen Eremitenkleide, den breiten Siedlerhut tief in die Augen gedrückt. Der Greis spähet umher, dann trat er dicht vor Mathilden und sprach mit halblauter Stimme: „Edles Fräulein, man betrügt Euch, Euer Bruder selbst ist der Betrüger. Ritter Wilibald von Hohenfels ward nicht von Räubern erschlagen, er lebt, aber er lebt das Leben der Verzweiflung. Für heute kann ich Euch das schreckliche Geheimniß nicht ganz enthüllen, denn es schleichen Mönche um diesen Eichenhain und ich wäre verloren, würde ich hier erkannt. Besucht morgen diese Kapelle um eine Stunde früher, erschließet die Pforte und ich werde Euch aus der Nische hinter dem Altare entgegentreten. Vertrauet mir mit ganzer Seele, aber traует auch sonst Niemandem, beherrscht jedes Eurer Worte, jede Eurer Mienen mit der strengsten Aufmerksamkeit, auf daß auch nicht der feinste Beobachter eine Bewegung Eures Innern ahne. Ihr sollt noch glücklich werden an Wilibalds Seite, durch mich sollt Ihr es werden, das

schwöre ich Euch bei diesen spärlichen Silberlocken, über welche bald das kalte Wehen des Todes dahinsäuseln wird.“ — Man hörte Stimmen in einiger Ferne, der Eremit verschwand im Gebüsch, und Mathilde, die Brust voll Entzücken über die Kunde von Wilibalds Leben und voll der süßesten Hoffnungen, eilte dem Kloster zu, aber nicht auf dem gewöhnlichen Fußpfade, sondern auf einem wenig betretenen Seitenwege, um ungestört nachsinnen zu können über des Greises entzückende, doch so räthselhafte Rede, und um Zeit zu gewinnen, die Bewegungen ihres Innern zu beschwichtigen und die Wonne ihres Herzens mit der Miene stiller, freundlicher Behmuth zu verhüllen. Unter dem Vorwande, ein kunstreich gesticktes, dem Kloster zum Andenken bestimmtes Altartuch noch an diesem Abend zu vollenden, schloß sie sich in das innerste ihrer Gemächer ein und gebot ihrer Jose, jeden Besuch, selbst den des Abtes und ihres Bruders für heute abzuweisen.

Ritter Hugo von Rüdenstein, der reiche und mächtige Schutvogt der gefürsteten Abtei Korvey, ein Mann, um dessen Freundschaft die Edelsten des Gaues buhlten, dessen Werbung jedes Fräulein aus dem angesehensten Hause mit wonnigem, stolzem Gefühle aufgenommen hätte und um dessen Schwester der so hoch stehende Ritter Graf von Schöneck bei dem Bruder schon längere Zeit im

Geheimen freite, ohne sie gesehen zu haben, dieser, von Eigendünkel, Hochmuth und Rangsucht seit seiner Erhebung aus der Tiefe der Armuth gegängelte Hugo wüthete gegen sich selbst, als er nach jener furchtbaren Stunde, wo des Ritters Hohenfels Festigkeit und Drohung ihm Mathilden's schon vergebene Hand abgetrost hatte, die ganze Sache recht tief durchdachte und recht klar beschaute. Er hatte dem Grafen Schöneck Mathilden als künftige Ehegenossin mit Wort und Handschlag zugesichert, dafür bereits eine Eigenthumsurkunde über stattliche Besizungen empfangen, aber jetzt den geheimen Vertrag so eigenmächtig gebrochen und dafür nicht nur Schöneck's Rache, sondern auch von dessen zahlreichen Waffengbrüdern Haß und Verfolgung zu gewärtigen. Die Schätze, welche ihm der reiche Dhm hinterließ, konnte wohl Niemand ihm rauben, aber leicht würde es seinen mächtigen Feinden gewesen sein, ihn dem mißtrauischen Abte von Korvey verdächtig zu machen und durch rege, einflußreiche Umtriebe das reiche und gewichtige Amt eines Schutzbvogtes von Korvey ihm allmählig zu entreißen. War er auch im Besitze einer Habe, welche dem Reichthume der Vornehmsten des Gaues die Wage hielt, so schloß sich ihm doch, sobald er an Schöneck treulos wurde, selbst in ganz Deutschland, keine lieblich gelegene, gesicherte Freistätte auf, wo er mit seinen Schätzen sich niederlassen und sich selber im Genuße eines ungetrübten, wonnereichen Lebens

hätte erfreuen können, da Graf Schöneck in jedem deutschen Gaue einen mächtigen Anverwandten, einen Waffengefährten, einen Jugendfreund hatte, der durch diesen mit Rüdensteins Meineid und unmännlicher Handlung vertraut gemacht, stracks Alles aufgeboten haben würde, den Ankömmling zum Gegenstande der Verachtung aller Ritter seiner Umgebung zu machen und ihn mit ununterbrochener Fehde zu überziehen. Auch war ihm, dem nach Wehrung der Habe und des Ranges Strebenden, durch seine Wortbrüchigkeit an Schöneck eine unzerbrechbare Schranke gezogen, die es ihm von nun an unmöglich machte, in der Burg eines hochangesehenen und machtvollen Ritters als Freier um die Hand des Edelsräuleins einzureiten. Alle diese glänzenden Hoffnungen, alle die frohen Einblicke auf ein Leben voll Ansehen und Genüsse und voll ungestörter Ruhe hatte die Schwäche, die Unmännlichkeit eines einzigen, eines raschen Augenblicks für immer vernichtet. Schmerz und Verzweiflung, Nachsicht gegen Hohenfels, Haß gegen Mathilden, Haß gegen sich selbst und eine fieberhafte Angst vor Schöneck und seinen Genossen waren die Furien, welche sein Inneres mit allen ihren höllischen Martern rastlos zerfleischten. Er fühlte sich zu ohnmächtig, kräftig durchzugreifen für die Ausführung früherer Beschlüsse, und zu muthlos, um dem kalten, entschlossenen, gefürchteten Hohenfels Troß zu bieten und mit ihm auf Leben und Tod zu kämpfen. Diese Schwäche,

diese Muthlosigkeit und das Gefühl der eigenen Richtigkeit machten ihm einen klugen, erfahrenen Rathgeber nöthig. Er durchlief die Liste seiner Vertrauten, und all sein Denken und alle seine Wünsche vereinten sich in dem Abte von St. Bernhard. Im Augenblicke entschlossen, den Rath dieses gewandten, hochverständigen Mannes zu heischen, eilte er, sich freudig über Rathibolds Wallfahrt und Willbalds Zug nach Müdenstein, auf seinem flüchtigsten Rosse, nur von einem vertrauten Knechte begleitet, dem Kloster St. Bernhard zu.

Der Abt, ein feiner, schlauer, durch die Schule des Lebens vielseitig gebildeter Mann, einte mit tiefen Kenntnissen, mit dem ehrwürdigsten Aeußern eine Heuchelei, eine Verderbtheit des Herzens und einen Unternehmungsgeist, die ihn zum Abgott seiner Vertrauten und zum Schrecken seiner Feinde machten. Der Abt war auch sehr habgütig, das wußte Hugo, und dieser eröffnete, daher seinen Vortrag mit einer reichen Schenkung. Ruhig, still in sich hineinsäuselnd, hörte der Abt Hugo's Mittheilung seiner beängstigenden, schwerdrückenden Lage, das offenerzige Geständniß seiner Schwächen und die dringende Bitte um Rath und Hilfe. Beide wurden dem nun muthiger Athmenden zugesagt, doch, was geschehen soll, verhiess der Abt, diese Nacht hindurch reiflich zu überlegen und die Früchte dieser Ueberlegung am andern Tage dem Rathbedürftigen freundlich mitzutheilen.

Hugo wurde köstlich bewirthet und sein Schlaf war in dieser Nacht süßer, als er ihn seit längerer Zeit genossen hatte.

Beim Morgenimbisse vertraute nun der Abt seinem Gaste, was er für dessen Rettung aus solch drückenden Umständen ersonnen habe. Hugo's Stellung sollte gegen Hohenfels und Mathilden immer die des treuesten, ihre Wünsche fördernden Freundes bleiben. Es war beschlossen, daß das Weilager in der Feste Rüdenstein gefeiert werde. Auf dem Zuge dahin sollte ein Trupp fremder Knechte, die ein Vertrauter des Abts werben würde, schon nahe an Rüdensteins Markungen aus dem Walde hervorbrechen und die Reisenden angreifen. Da der Abt selbst in der Mitte der Brautleute zu ziehen verhieß, Hugo mit seinen Reisigen, welche den größten Theil des Geleites ausmachten, schon nach der kürzesten Gegenwehr fliehen und der Abt mit seinen wenigen Knechten Mathilden in Sicherheit bringen sollte, so war es nur darum zu thun, sich des Ritters Hohenfels zu bemächtigen, denselben fortzuschleppen, nächtllicher Weile geknebelt in das Klostergefängniß zu bringen und dann Mathilden die sichere Kunde zu geben, daß ihr Wilibald von den ob dem Tode ihres Häuptlings ergrimten Räubern sei erschlagen worden. Der Abt machte sich verbindlich, Alles aufzubieten, um Mathilden von Wilibalds Tod zu überzeugen und diesen lebenslänglich in dem Klosterverliese so zu verwahren, daß außer einem

vertrauten Laienbruder Niemand von dessen Dasein wisse. Es wäre ein Leichtes gewesen, Hohenfels im Kampfe mit solcher Uebermacht tödten oder im Verlicße an Gift sterben zu lassen; aber der Abt und Hugo waren noch nicht so tief gesunken, um zu Mordmördern eines edlen Mannes zu werden. Noch erbot sich der Abt, den Grafen von Schöneck, welcher den laßerhaften Grundsatz hatte, daß immer der Zweck jedes, auch das schändlichste Mittel heilige, in das Geheimniß zu ziehen und Hugo's gegenwärtige Einwilligung in Mathildens Vermählung mit Hohenfels durch Flugersonnene, das Gepräge der reinsten Wahrheit führende Beweggründe zu rechtfertigen.

Ein armer Ritter, dem Kloster St. Bernhard lehnspflichtig, von dem Abte ganz abhängig und zu jeder guten und bösen That gleich willig, wurde, so viel als nöthig war, mit dem Unternehmen vertraut gemacht, empfing einen Säckel voll Goldgülden, ward Knechte, kaufte Rosse und führte den Ueberfall des Brautzüges und die Gefangennehmung des Ritters Hohenfels so gelungen aus, daß der Abt und Hugo ihn reich begabten und sein Leben sorgenfrei machten.

Der Laienbruder, welchem die Pflege und Verwahrung des gefangenen Hohenfels von dem Abte vertraut wurde, erfüllte sein Amt, ohne nach dem Namen des Gefangenen zu forschen, ohne mit ihm zu sprechen und ohne eine seiner Fragen zu beantworten. So hatte Hohenfels schon einige

Zeit im Verliese geschmachtet, als der Laienbruder eines Tages, wo er dem Abte über den Gefangenen die gewöhnliche Meldung machen wollte, die Thüre des Gemaches verschlossen fand, darin heftig sprechen und den Namen des Ritters Wilibald von Hohensfels oft nennen hörte. Er lauschte mit gespannter Neugierde, er überzeugte sich, daß Ritter Wilibald von Hohensfels der Gefangene im Klosterverliese sei und erstarrte bei dieser Ueberzeugung. Auf der Feste Hohensfels war der Laienbruder geboren, vom Rüdenbuben bis zum Leibecknechte von Wilibalds Vater aufgestiegen, mit ihm zum Kampfe gegen die Ungläubigen nach Palästina gezogen, dort von den Sarazenen gefangen und von seinem großmüthigen Gebieter mit Aufopferung eines großen Theils seiner Habe losgekauft worden. Ein Gelübde, in der Gefangenschaft der Sarazenen gethan, führte ihn nach seiner Rückkunft ins Vaterland als Laienbruder in das Kloster St. Bernhard. Und der Sohn seines hochherzigen Wohlthäters, für welchen er noch täglich aus der Tiefe eines dankbaren, frommen Herzens betete, schmachtete nun in diesem Verliese und empfing seine karge Nahrung aus der Hand desjenigen, der aus der Hand seines Vaters Erziehung, Unterhalt, Tage des Wohllebens und der opferreichen Befreiung von der Sklavenkette empfangen hatte! — Der stille, demüthige, knechtisch gehorsame Laienbruder, ein morscher Greis, ward zum stolzen, kräftigen Helden, denn ihn be-

geisterte der erhabene, beseligende Gedanke, an dem Sohne vergelten zu können, was er an dem Vater zu vergelten nie vermochte. Mit verzüngter Kraft eilte er in das Verließ hinab, öffnete rasch die Pforte, sank zu Willibalds Füßen, drückte seine Hand an die heftig sich hebende Brust, an die bebenden Lippen, an die überströmenden Augen, und flüsterte dem Ueberraschten das feierliche Versprechen baldiger Rettung zu.

Als der bewegte Greis sich wieder gesammelt hatte und sich mitzuthellen vermochte, eröffnete er dem Ritter die Veranlassung seiner heftigen Bewegung, seiner Thränen, seines Entzückens. Begierig forschte Willibald nach Mathilden, und als ihm der Laienbruder sagte, daß diese im Kloster weile, beschwor er ihn, sie zu sprechen und zur Flucht mit ihm zu bewegen. Der Laienbruder, nicht für sich, nur für Willibald zitternd, und daher auch mit der höchsten Behutsamkeit handelnd, wagte nicht, aus Furcht vor Belauschung, Mathilden innerhalb der Klostermauern zu sprechen. Er erspähte ihren täglichen Gang nach der Waldkapelle, hüllte sich in die Kleidung eines vor Kurzem im Kloster verstorbenen Eremiten und schlich auf Umwegen zwischen bergenden Gesträuchen an den Eingang der Waldkapelle. Er war so glücklich, unbelauscht sich ihr nahen, von Willibalds Dasein Kunde geben und sie zu einer Unterredung auf den folgenden Tag in die Waldkapelle bescheiden zu können.

Da war es, wo er ihr Alles erzählte, was vorgegangen war seit Wilibalds Erscheinen in Norvey, und wie ihr feindlicher Bruder und der verbündete Abt alle diese Ereignisse herbeigeführt hatten; denn der Abt, oft dem Trunke ergeben und in der Trunkenheit mit kindischer Offenherzigkeit plaudernd, hatte ihm, ohne je Wilibalds Namen zu nennen, Hugo's Furcht vor diesem, vor Schöneck, seine Verzweiflung über das Scheitern großer Entwürfe und Alles vertraut, was mit dieser Sache in irgend einer Verührung stand.

Mathilde kannte nun ihren Bruder zur Genüge, um überzeugt zu sein, daß sie von ihm gegen Wilibald das Schrecklichste zu befürchten habe. Es wurde die schleunigste Flucht beschlossen. Mathilde besaß an Gold und Geschmeide mehr, als nöthig war, ihre Flucht zu fördern. Der Laienbruder, auch mit den geheimsten Einrichtungen der Klostersgebäude bekannt, bezeichnete Mathilden eine verborgene Wendeltreppe, welche von ihren Gemächern bis an ein abgelegenes Gewölbe des Hintershofs führe. Die folgende Nacht wurde zur Flucht festgesetzt. Schon in dieser brach der Laienbruder einige morsche Stäbe aus dem Fenster der Rüstkammer, nahm drei vollständige Knechtelleidungen mit Pickelhaube, Dolch und Flamberg, schaffte sie durch das rückwärts gelegene Einlaßpförtchen, wozu er den Schlüssel besaß, in die nächsten Gehäusche, und in der folgenden, vom Sternenlichte erhellten Nacht, gerade als der Thürmer die eilfte

Stunde verkündigte, schlichen Hohenfels, Mathilde und ihr Hefreier zum Pförtchen hinaus, wankelten sich unter dem bergenden Schutze der Gesträuche in wohlgewappnete und wohlgerüstete Reitersknechte um und schritten nun am Saume der Gebüsche rasch dem nahen Walde zu. Noch vor Tagesanbruch erreichten sie einen Meierhof, dessen Besitzer sich besonders mit der Zucht der Rostse beschäftigte. Sie pochten an der großen Pforte, die ein Knecht, von knurrenden Rüden umgeben, und in der Hand eine mächtige Streitart, aufschloß und rief nach ihrem Begehren forschte. Wilibald eröffnete ihm, nach geschehener Abrede, daß er und seine zwei Gefährten bei einem Ritter Dienste nehmen wollten, da aber die Burg noch sehr fern sei und dort kein Reisiger aufgenommen werde, der nicht auf eigenem Rostse einreite, so seien sie gesonnen, sich deren auf diesem Meierhose zu kaufen. Der Knecht zog an der großen Thorglocke. Kurz darauf erschien der Herr des Meierhofes, hörte das Verlangen der Fremden und gebot seinem Knechte, als er in Wilibalds Hand einen vollen Säckel gesehen hatte, die Reisigen nach dem großen Stalle zu führen und sie dort unter den dienstfähigen Rostsen wählen zu lassen. Schnell hatte Wilibald für sich einen jungen, stattlichen Hengst, und für Mathilden und den Laienbruder ein Paar ruhige, verlässige Klepper gewählt und Sattel und Zäumung dazu erkaufte. Im raschen Trabe, welchen aber oft des Laiens

bruders Schwäche unterbrach, ging es nun der Feste Hohensfels zu, und unter dem lauten Jauchzen der Burgleute, die den geliebten Gebieter auf die Nachricht von dem Kampfe mit den Mäubern an der Müdensteiner Markung schon als todt beweint hatten, zog Wilibald an Mathildens und seines Retters Seite in die ersuchte Rettungsstätte ein.

Mit des Mitters Rückkehr auf die heimatliche Feste gestaltete sich ein Leben der regsten Thätigkeit. Es wurden Vorbereitungen gemacht zu des Burgherrn Vermählung mit Fräulein Mathilde von Müdenstein. Wappner und Knechte sprengten hin auf alle Burgen des Landes, die befreundeten Ritter zu laden zum Feste des Belagers und dann zum blutigen Zuge gegen Hugo von Müdenstein und gegen den Abt von St. Bernhard. Auf Hohensfels wurden Schwerter und Dolche geschliffen und Rüstungen und Waffen geschmiedet, Steinkörbe gefüllt, die Wassergräben angelassen, Pechkränze gewunden, Reisige und Knechte erworben, Rosse gekauft und getummelt und die Mannen in der Führung des Schwertes, im Wurfe des Speeres und im Gebrauche der Armbrust geübt. Waffengeklirr, Rossgewieher und Müdengebell ertönten auf Hohensfels vom Anbruche des Tages bis tief in die Nacht, doch kräftiger noch erscholl das Jauchzen der Mannen, die, der langen Ruhe überdrüssig, mit wilder Lust dem nahen Kampfe entgegenjubelten.

Von nahe und von ferne zogen die Ritter daher, zu feiern das Beilager ihres Waffengefährten. Fest reihte sich an Fest und die sonst so stille Burg Hohenfels war jetzt der Tummelplatz der lautesten Freude und eines ununterbrochenen Geräusches. Als die Feste geschlossen waren und die Ritter, zum Heimzuge bereit, die zierlichen Prunkwämser mit dem Harnische, das künstlich gestickte Baret mit dem hochbesiederten Eisenhelme und die bunten Schnabelschuhe mit der bespornten Stahlschiene vertauscht hatten, da geleitete Hohenfels alle seine ritterlichen Gäste in den großen Zechgaden, und als sie zum Balettrunk die Humpen geschwungen und bis zur Nagelprobe geleert hatten, ertönte plötzlich im Seitengemache das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Pauken, die hohen Flügelthüren wurden rasch aufgethan und trat in den Kreis der staunenden Ritter eine feine, schlanké Gestalt, von des Hauptes Wirbel bis zur Ferse umschlossen von blauer, mit silbernen Sternen reichgeschmückter Rüstung, eine seidene, golddurchwebte Binde um die herrlich geformten Hüften und ein glänzendes Schwert mit künstlich gearbeitetem Silbergriffe an der Seite. Jetzt schlug die Gestalt mit rascher Hand den geschlossenen Helmsturz zurück und alle Ritter staunten in freudiger Aufwallung und beugten sich tief und begrüßten die herrliche Erscheinung mit hohem Jubel; denn Mathilde, die junge, reizende Burgfrau, stand im ritterlichen Schmucke vor der freudig überraschten Heldenschaar.

Mit stüdigem Erröthen und einer bezaubernden Reizung ihrer wunderholden Gestalt dankte die ritterliche Herrin den begrüßenden Männern, sie öffnete die frischen, rosigten Lippen zur gewinnenden Rede: die feierlichste Stille herrschte, wie auf einen Zauberschlag, in dem zahlreichen Kreise, und nun begann Mathilde mit immer sich mehrender Kraft und Wärme zu erzählen von den Tagen ihrer Kindheit, wo sie mit Wilibald von Hohensfels die harmlosen Spiele des glücklichsten Alters trieb, wie sie aufwuchsen zusammen und wie die Herzen des Jünglings und der Jungfrau sich immer fester umschlangen zum ewigen Bunde der treuesten Liebe, und wie ihre edlen Aeltern diesen Bund mit den süßesten Empfindungen segneten. Und dann schilderte sie den Wortbruch, die Grausamkeit ihres Bruders, seine schmachvolle Verbrüderung mit dem ränkevollen Abte von St. Bernhard, den Ueberfall der verummumten Klosterknechte, Wilibalds Gefangenschaft, seine Bestimmung zur lebenslänglichen Gast in des Verlieses grauenvollem Kerker und ihr schreckliches Loos, den habgüchtigen, stolzen Plänen eines unnatürlichen Bruders geopfert zu werden. Und als nun Mathilde, von der Stärke der eigenen Empfindung überwältigt, in Thränen ausbrach und die Ritter beschwör, ihrem Wilibald beizustehen in gerechter Fehde gegen den unmenschlichen Abt von St. Bernhard, auf daß er geächtet werde ob seinem verbrecherischen Treiben, und gegen Hugo, damit die Weste Rüden-

lein, ihr rechtmäßiges Erbe, seiner unbrüderlichen Habsucht entrisen werde, da erhebt der Fehdgaden von dem stürmischen Ausbruche der begeisterten Gemüther. Die Ritter rissen die Schwerter aus den Scheiden, und hoch die blinkende Waffe schwingend, umschlossen sie Mathilden, schworen ihr treues Bündniß auf Leben und Tod, umstürmten Wilibald und forderten ihn auf, stracks hinzuziehen mit ihnen zur Befehdung seiner Feinde. Es wurde der dritte Morgen zur Vereinigung auf der Beste Hohensfels anberaumt, jeder Ritter gelobte, mit allen seinen nur immer entbehrlichen Mannen zur festgesetzten Stunde auf Hohensfels einzureiten, und als nun Mathilde, bei der Fehdeklustigen wildestem Toben unbemerkt entschwunden, nun wieder im lieblichen Frauengewande unter den wildfröhlichen Männern erschien und sie bat, noch diesen Tag bei freundschaftlichem Imbisse und fröhlichem Bechen auf Hohensfels zu weilen, da schleuderten die Ritter Schwerter und Helme in die Ecken, lagerten sich um die glänzende Marmortafel und thaten sich gütlich und leerten so manchen Humpen auf das Wohl des Herrn und der Herrin und auf eine siegreiche Fehde.

Verjagt von dem Hohensfeller und seinen Fehdegenossen waren die Mönche von St. Bernhard, der Abt und der Schutvogt erschlagen, das Kloster ausgeplündert und niedergebrannt. Wildjanchzend

zogen die sieg- und beutereichen Hähnelein rasch auf die Feste Müdenstein zu, umschlossen sie, fortderten den Burgvogt zur Uebergabe auf und drohten der ganzen Besatzung den Tod, wenn nicht stracks das Burghor geöffnet würde. Der wackere Vogt beantwortete die Aufforderung mit einem Hagel von Pfeilen und Wurfspeeren, ließ die Tollkühnsten, welche am schroffen Gestein hinaufzuklettern versuchten, durch umgestürzte Steinkörbe zerschmettern und machte bei nächtlicher Weile einen Ausfall, der viele der Feinde dahinraffte. Jetzt beschloß Hohensfels, durch Styeln sich zum Meister von Müdenstein zu machen. Es wurden Leitern gezimmert und Balken herbeigeschleppt. Der Sturm begann. Furchtbar war der Kampf. Des Hohensfelters Uebermacht siegte. Müdenstein wurde erstürmt und jeder der Burgbewohner von der Linde des Wartthurms in die felsige Tiefe herabgestürzt. Drei Tage weifte die Schaar des Hohensfelters und seiner Verbündeten in der Feste, und was in derselben nicht Raum hatte, am Saume des nahen Forstes, bei reichlicher Bewirthung, bei Gesang und Trompetentönen. Am Morgen des vierten Tages wurde aufgebrochen. Hohensfels ernannte einen armen, burglosen, aber höchst tapfern Ritter zum Schirmvogt von Müdenstein, gab ihm aus den bewährtesten Wappnern und Knechten eine zahlreiche Besatzung und zog dann, umgeben von seinen Bundesgenossen, auf seine Feste zurück, wo die fremden Knechte mit reicher Klosterbeute auf die

Burgen ihrer Herren heimkehrten, die Ritter aber auf Hohensfeld noch eine volle Woche Gelage hielten.

Gegen Ritter Wilibald von Hohensfeld wurde schwere Klage geführt vor dem päpstlichen Stuhle und vor den Schranken des kaiserlichen Gerichtes. Die Mönche von St. Bernhard klagten, daß Hohensfeld den Landfrieden gebrochen, ihr Kloster ohne Absagebrief gleich einem Räuber überfallen, die heilige Stätte durch die grausame Ermordung ihres Abtes und Vogtes entweiht, durch Plünderung geschändet und durch das Niederbrennen eines Gotteshauses und geweihter Mauern sich der furchtbarsten Strafe des Himmels und der Erde verdienst gemacht habe. Der Schutzbogt der gesürsteten Abtei Korvey, Hugo von Rüdenstein, trat an die Thronestufen des Kaisers und führte Klage, daß Ritter Wilibald von Hohensfeld das Edelfräulein Mathilde von Rüdenstein, die Verlobte des Grafen von Schöneck, räuberischer Weise entführt, die Besatzung Rüdenstein ohne Absagebrief überfallen, erstürmt, die ganze Besatzung erschlagen und sich sein, des Schutzbogts rechtmäßiges, nach väterlicher Verschenkung ihm allein angehöriges Besitztum auf gewaltthätige und sathungswidrige Art angeeignet habe.

Die Kirche sprach den Bann, der Kaiser die Acht über den Angeklagten aus, welcher der dreimaligen Vorladung, sich zur Verantwortung zu stellen, bei Strafe, für geständig und überführt geachtet

zu werden, nicht gehorcht hatte. Hohenfels, auf die Unbezwingbarkeit seiner Feste, auf die Treue seiner Waffenbrüder und Mannen, auf seinen, aus den geraubten Klosterschätzen reichlich gefüllten, Säckel trogend, lachte über Bann und Acht. Als aber der Kaiser allen Rittern, die noch mit dem Geächteten Freundschaft und Bündniß hegen wollten, auch mit dem Verfall in die Acht drohte, als Herzolde das Land durchzogen und in Städten und Märkten, Burgen und Dörfern laut lasen: „Wir Kayserliche Mayestät theilen des Hohenfelsers Wirthin zu einer wissenhaften Wittwen und seine Kinder zu ehehastigen Waisen, sein Lehn dem Herrn, von dem sie zu Lehn rühren, sein Erb und Eigen seinen Kindern, seinen Leib und sein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften. Wir Kayserliche Mayestät erlauben, den geächteten Hohenfeler männiglich auf allen Straßen, und wo ein jeglicher Mann Fried und Geleit hat, soll er keines haben, und wir weisen ihn in die vier Straßen der Welt im Namen des Teufels“ — da schlossen auch die treuesten Freunde dem Geächteten ihre Burgen, die Mannen flohen aus seiner Feste, und Hohenfels, wehrlos in der ungeschützten, unbemannten Burg, keinen Augenblick sicher, von einem Freunde des Kaisers ergriffen und dem Blutsgerichte überliefert zu werden, sattelte in einer stürmischen, tiefdunkeln Nacht sein Roß und Rathildens Zelter, raffte alles Gold und alles Geschmeide zusammen, schwang sich mit seiner Ehefrau auf

und floh auf der Straße nach Palästina hin, fest entschlossen, in fernen Landen sich einen gesicherten Aufenthalt zu bereiten, da ihm auf heimatlichem Boden jeder Schutz und jede Ruhe versagt war, und jetzt im kriegerischen Getümmel, jetzt in Stunden der Ruhe mit Rathilden da zu leben, wo kein deutscher Kirchenbann, keine deutsche Kaiseracht ihre furchtbare Macht ausübte.

In leichter Rüstung, nicht auf einem Franensattel, sondern nach Mannesfittē reitend, trabte Rathilde an ihres Willibalds Seite in die dunkle, sturmburchrauschte Nacht hinein. Sie würden sich auf ihrem Zuge durch Waldungen leicht verirrt haben, wäre ihnen nicht die kalksteinige Landstraße mit ihrem weißen Gewände ein leuchtender Wegweiser gewesen. Noch vor Mitternacht theilten sich die fliehenden Wolken, der Mond goß sein reines, helles Licht aus, und nun mußten die Rosse schärfer ausgreifen, denn Hohensels kannte die Gefahr, die in der Nähe seiner Feste und deren weiter Umgebung, aus jeder Burg, aus jedem Weiler, aus jedem ihm begegnenden Menschen seiner Freiheit, seinem Leben verderblich entgegentrat, und seine Blicke wandten sich nicht rückwärts, sondern flohen nur immer der weitesten Ferne zu, welche so schleunig wie möglich zu erreichen sein heißes Sehnen war. Sobald der Tag anbrach, lenkte er von der Landstraße ab, tief in einen Wald hinein, suchte eine einsame Stelle, wo er für Rathilden und sich eine Quelle und Früchte,

für die Kofse eine nahrhafte Weide fand, ruhte mit seiner Unglücksgefährtin bis zur herandunkelnden Nacht und brach dann wieder auf, um unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels und der nächtlichen Einsamkeit die gefahrbedrohte Reise rasch fortzusetzen. So ging es dahin, bis Mathilde, des scharfen, langen Mittes ungewohnt, durch die Entbehrung stärkender Speise zu entkräftet, bis Wilibald selbst und die zu angegriffenen Kofse des weitem Zuges nicht mehr mächtig waren, wo dann von Zeit zu Zeit in einer einsamen Köhlerhütte oder auf einem abgelegenen Meierhofs zugesprochen und Nahrung und Ruhe genossen wurde.

Mathilde, die beim anbrechenden Morgen und bei herandunkelnder Nacht, wenn Wilibald zur Auffindung eines Ruhelagers von der Landstraße abbog und zur Fortsetzung der Reise auf sie wieder einlenkte, immer eifrig umherspähete, glaubte zu diesen Zeiten schon öfters einen Reiter bemerkt zu haben, der auch zu so ungewöhnlichen Stunden seine Reise machte, aber immer in sehr weiter Entfernung von ihnen blieb; selbst Hohenfels, den Mathilde auf diesen sonderbaren Reisegefährten aufmerksam machte, glaubte sich erinnern zu können, den Reiter, aber nur auf den flüchtigsten Augenblick, gesehen und auch in einigen Nächten hinter sich dumpfe Hufschläge gehört zu haben. Hohenfels, die verfolgende Rache der Mönche mehr befürchtend, als die kaiserliche Acht, verän-

derte, um den muthmaßlichen Späher irre zu leiten, die Richtung seines Zuges, kaufte von einem Wildheger, an dessen Waldhütte ein Seitenweg vorüberführte, einen Vorrath von Brod, Käse, getrocknetem Fleische und eine große Kürbisflasche voll Wein, wählte eine Felsenhöhle in der schauerlichsten Tiefe des wildverwachsenen Forstes zum Aufenthalte und blieb dort mehrere Tage, um jede Spur seines Zuges sich verlieren zu machen. Und doch sah er mit Befremden und schlimmen Ahnungen beim Mondlichte den nämlichen Reiter auf der Landstraße dahintraben, als auch er auf weitem Umwege sie wieder erreicht hatte.

Freudig schlugen Mathildens und Willbalds Herzen, als sie jetzt Deutschlands Gränze sich näherten und das fremde Land ihnen Ruhe und Sicherheit zuwinkte. Kräftig spornen sie die matten Rosse, um bald dahin zu ziehen auf den ersehnten Boden der Freiheit. Sie lenkten ab von der Landstraße, um nicht durch das Gränzdorf ziehen zu dürfen, wo immer, des Jolles wegen, kaiserliche Wappner lagen, und deren Forschen und scharfe, belauernde Blicke sie fürchteten. Schon lag vor ihnen in mäßiger Ferne ein schmaler, ziemlich seichter Fluß, der die Lande schied, schon sahen sie die Furch, die an das Ufer des Nachbarstaates führte, da sprengten aus dem Dorfe her auf hohen, raschen Pferden geharnischte Männer, an ihrer Spitze ein Reiter in dunkelm Wappentrock,

einen reich besiederten Hut auf dem Haupte, die breite ritterliche Binde von der Schulter herabflatternd. Hohenfels ahnete die Gefahr, die wie eine verheerende Gewitterwolke auf des Sturmes mächtigen Schwingen rasch hinbrausend, in bewegelter Eile daherstürzte. Es galt Freiheit und Leben. Blutend von des scharfen Spornes verlegendem Drucke rafften die angegriffenen Kasse die letzte Kraft zusammen, aber dicht an des Flusses Ufer waren die Fliehenden umzingelt. — „Ergebt Euch, Hohenfels, im Namen des Kaisers seid Ihr mein Gefangener!“ herrschte der Führer des geharnischten Haufens dem Ritter zu. — „Nur meine Leiche soll Euch werden!“ rief Hohenfels mit donnernder Stimme, warf sich vor Mathilden, riß das scharfe Schwert aus der Scheide und kämpfte den furchtbarsten Kampf der Verzweiflung. Aus den Fugen der Rüstungen seiner Gegner strömte das Blut, verwundet kämpfte der Führer mit schwacher Kraft und Hohenfels bahnte sich immer siegreicher den Weg zur Furth des Flusses zu seiner und Mathildens Rettung, da slog seine Klinge, von einem furchtbaren Hiebe getroffen, zersplittert vom Griffe, und ehe Hohenfels die wuchtvolle Streitart ergreifen konnte, ward er von kräftigen Armen umschlungen und vom Kasse gerissen. Auf einen Wink des Führers nahm ein Geharnischter die laut jammernde, verzweifelte Mathilde vor sich auf den Sattelknopf und sprengte mit ihr davon. Hohenfels wurde mit Stricken ge-

bunden, auf sein Roß gehoben und, von den Mannen dicht umschlossen, dem Gränzdorfe zugeführt.

Festig schritt der Schirmvogt von Korvey in seinem prunkvollen Gemache auf und nieder. Sein Auge brannte mit dem Feuer einer wilden Freude, die Farbe seines Gesichtes wechselte rasch, Gang und Haltung zeigten die ärmliche Bewegung seines Innern. Er stand oft still, lauschend nach der Thüre des Gemaches, dann trat er zum Kredenzische und leerte den silbernen Pumpern in raschen Zügen, als wolle er die innere Glut mit Nebensaft löschen oder sich Muth holen im begehrenden Nierensteiner. Jetzt klirrten Ketten den langen Gang heran, der Schirmvogt warf sich in seinen seidenen, goldstropfenden Armstuhl mit der Haltung des mächtigen Gebieters, er raffte alle innere Kraft zusammen, um Stolz, Hoheit, herrische Kälte und einschüchternde Würde in seinem Gesichte zu einem gewaltigen Ganzen sich vereinigen zu machen, aber je näher die Ketten heranklirrten, je mehr erloschen die erkünstelten Züge der Hoheit, des Muthes, der innern Stärke und nur ein bleiches Grinsen der Lücke wechselte mit der Dunkelheit, wild auslobernden Glut des Hasses und gesättigter Rache.

Es that sich auf die hohe Flügelthüre des Prunkgemachs und herein traten zwei Reifige mit blankem Flamberge, in ihrer Mitte der schwarze gefesselte Ritter Willibald von Hohenfels. Ihm

folgte ein Ritter im leichten Hauswamse, den rechten Arm an einer Schlinge tragend. Schweigend stand Hohenfels an der Schwelle des Gemaches, mit wildrollendem Auge auf den Schirmvogt hinstarrend, der den Gefesselten mit scheuen Blicken betrachtete.

„Was soll ich hier vor Euch — sprach Hohenfels mit rauher Stimme — ich gehöre vor die Schranken des kaiserlichen Gerichtes und nicht vor den weichlichen Armstuhl eines Pfaffenvogts. Nur der Kaiser hat mir zu rechten, nicht ein feiger, wortbrüchiger Hugo von Rüdenstein.“ —

„Ich konnte mir die Lust nicht versagen — höhnte der Schirmvogt mit tückischem Lächeln — den wundertapfern Kämpfen, der mit einer Schaar von dreihundert Reissigen und Fußknechten ein wehrloses Kloster bemeisterte und eine Hand von Rüdensteiner Knechte besiegte, jetzt in Fesseln vor mir zu sehen.“ —

„Den muthigen Mann vermag der Hohn eines Lotterbuben nicht zu verletzen“ — entgegnete Hohenfels mit eisiger Kälte.

„Lotterbube du — kreischte Hugo und sprang mit Ingrimme von seinem Sige auf — ehrloser, zehnfacher Lotterbube, der wie der schamloseste Räuber die Braut eines Andern stahl, seine Greuelthat in das Blut eines hohen Dieners der Kirche tauchte, geweihte Schätze raubte, heilige Mauern niederbrannte und treue Knechte wie ein Henker schlachtete!“

„Nicht an mir klebt das Blut der Ermordeten, nicht mich klagten die hochaufblühenden Feuerfäulen des brennenden Klosters an. Wärest du, unmenschlicher Bösewicht, deinem beschworenen Worte treu geblieben, hättest du nicht, herabgesunken zum Verbrechen des Meineides, zur Zerstörung des Lebensglückes einer edlen Schwester, mit dem lasterhaften Abte den teuflischen Plan geschmiedet, Rathildens Hand um schnöde Güter zu verkaufen und mich für die Dauer meines Lebens im schreulichen Kerker zu begraben, hättest du nicht alle höllischen Geister des Jornes, des Hasses und der Rachsucht in meine zerrissene Seele geschleudert, so wäre nicht Mord und Brand geschehen, nicht deine Schwester eine Beute der Verzweiflung, nicht dein treuester, innigster Freund ein Opfer kirchlicher Rache und richterlicher Härte. Dich klage an das rauchende Blut der Erschlagenen, die grauenvolle Brandstätte, und über dich rufe ich Wehe und Jeter!“

„Ich lache deines ohnmächtigen Rufes, armfeliger Wicht — sprach der Schirmvogt mit der Wechselfarbe des Schreckens und des Grimmes — aber ehe wir scheiden, muß ich dir noch die süße Kunde geben, daß deine edle Gattin verurtheilt ist, ihre Tage in einem Kerker des Nonnenklosters Maria-Schein zu versammern, auch muß ich dich noch einen belnet wärmsten und eifrigsten Freunde kennen lernen. Beschaue mit recht scharfem Blicke diesen Ritter. Kennst du ihn nicht? Erinnern

dich seine Züge nicht an einen Mann, der sein edles, frommes Leben unter deiner blutgierigen Hand aufhauchte?“

„Ich kenne den großen Helden — entgegnete Hohenfels nach einem flüchtigen Blicke und mit kalter Verachtung — der mit einer Schaar schwergerüsteter Mannen mich, den Einzelnen, wohl nicht überwältigt hätte, wäre mir nicht die treulose Klinge vom Hefte gesprungen. Diese Armwunde um eine Spanne mehr links und er wäre gestürzt unter dem strömenden Herzblute und seine Helden-schaar hätte die Flucht ergriffen.“

„Elender Prahler — herrschte ihm mit stolzer Miene der Ritter zu — ich allein würde dich leicht vom Rosse gehauen haben, aber der Tod von Mittershand wäre für dich zu ehrenvoll gewesen. Strenge gebot ich meinen Mannen, dich nicht zu verwunden, dich nicht zu tödten, denn ich mußte dich lebendig fassen, um dich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit unverletzt zu überliefern und so an deiner Schmach, an deinem Leiden, an deiner Verzweiflung und an deinem Tode durch Henkershand die heiße Flamme meiner Rachlust kühlen zu können. Wisse, Mörder und Mordbrenner, daß ich der Bruder des edlen Klostersvogts von St. Bernhard bin, dem du, erbarmungslos gegen den Kraftlosen Greis, dein entweihtes Ritterschwert in die Brust stießest. Erst einige Tage nach deiner himmelschreienden Frevelthat von einem Strauße gegen den Raubritter Schrossensfeld zurückgekehrt,

faßte ich eine seiner Silberlocken und schwor den gräßlichsten Eid, den Gemordeten an seinem Mörder furchtbar zu rächen. Ich warb Knechte, um deine Burg zu belagern, sie zu erstürmen, niederzubrennen und dich in die Flamme zu schleudern. Da wurde gegen den Verbrecher der Kirchenbanng ausgesprochen und über ihn die kaiserliche Acht verhängt. Deine Knechte waren aus deiner verpesteten Burg gewichen, ich eilte hin, um dem kaiserlichen Fähnlein, welches dich zu fangen abgesandt war, zuporzukommen, aber du warst entflohen. Dich mit einer Schaar Knechte zu verfolgen, wäre unklug gewesen, da die Menge die Eile meines Zuges gehemmt hätte und mir ohne hin jeder Ritter, dem ich deine Nähe angezeigt hätte, nach kaiserlicher Satzung seine Knechte zur Einfangung des Geächteten bewilligen mußte. Drei wackere Rosse hatte ich zu Schanden gesetzt, bis ich deine Spur fand, aber nun war ich auch deiner gewiß. Ich ruhte manchen Tag in deiner Nähe, ich hätte oft aus einer nahen Burg Knechte zu deiner Gefangennehmung herbeiholen können, aber da ich nach der Richtung, die du nahmst, wohl wußte, daß mir an Deutschlands Gränze das Opfer meiner Rache nicht mehr zu entgehen vermochte, so ließ ich dich friedlich ziehen, bis der glückliche Augenblick erschien, der dich mir und durch mich deinem Gesichte und der lothstehenden Vergeltung überlieferte.“

Seiner nicht mehr mächtig, stürzte Hohenfels auf den lächelnden, seiner verächtlichen Häscherthat sich hochrühmenden Feigling hin, schlug ihn, trotz seiner gefesselten Hände, mit einem Schlage zu Boden und würde den tückischen Gegner erwürgt haben, hätten ihn nicht die Reisigen seiner Faust entrisen. Der Schirmvogt, zitternd wie eine Memme, bleich wie das böse Gewissen, floh aus dem Gemache, sammelte Knechte und ließ Hohenfels, wie einen Räuber mit Stricken gebunden, in seinen Kerker zurückführen. Erst nach drei Tagen erlaubte die Wnabe Wodo's, der den Ruhm nicht lassen wollte, den Geächteten selbst gefangen und dem kaiserlichen Blutgerichte überliefert zu haben. Hohenfels nach seiner Bestimmung abzuführen.

Es war am Vorabende der Ankunft im kaiserlichen Hof- und Gerichtssitze, als Ritter Wodo, gefolgt von dem Gefangenen unter dem Geleite von sechs wohlgerüsteten Knechten, durch einen Wald zog, der mit seinen hohen, düstern Tannen und Fichten immer dunkler und verwachsener wurde. An einem Kreuzwege hielt ein bewaffneter Reiter, sprengte jetzt dem Zuge näher und fragte barsch, ob dieser Ritter in der Mitte der Reisigen Wilibald von Hohenfels sei. Wodo maß den kühnen Frager mit wilden Blicken, dieser aber, dem Hohenfels sich nannte, jagte jetzt mit verhängten Bügeln auf einem Seitenwege dahin. Wodo eiferte gegen Hohenfels, daß er dem frechen,

naseweisen Fant Rede gestanden habe, und spornete sein Roß zum Trabe, seiner Begleitung rasche Folge gebietend, da dem Feigling in dem dichten, schauerlichen Walde immer böser zu Muth wurde. Plötzlich ertönte Hufschlag den Trabenden entgegen, und eine Schaar Reiter, deren Aeußeres eine Räuberhorde bezeichnete, sprengte ihnen mit gezogenen Schwertern und geschwungenen Streitkolben entgegen. Rasch warf Bodo und sein Gefolge die Gaule herum, rückwärts zu fliehen, aber zu beiden Seiten der Landstraße sprangen Räuber zu Fuße aus dem Dickicht hervor und fielen den Rossen in die Bügel. Der feige Bodo, dessen kräftiger Hengst sich gewaltig eine Bahn brach, entfloh. Die Reissigen, muthiger als ihr Führer, rissen die Flammenberge aus den Scheiden, aber stracks waren sie entwaffnet und zu Boden geworfen. Jubelnd schwangen sich Räuber auf die erbeuteten Pferde und sprengten, den Ritter Hohenfels in ihrer Mitte, tief in den Forst hinein.

Von Hohenfels hörte man nie wieder.

II.

Mehr denn zwanzig Jahre waren im Strome der Zeiten verstrichen. Hugo von Rüdenstein hatte eine junge Witwe aus einem gräflichen Hause als Gattin heimgeführt, mit ihr einen Sohn und eine Tochter erzeugt, die Tochter im fünften Jahre ihres Lebensalters durch Raub verloren und bald

nach dem Verluste dieses liebenswürdigen Kindes seine edle Gattin, deren Herz die Sehnsucht nach der theuern Emma und der Mutterschmerz brachen, zu Grabe begleitet.

Romuald, Hugo's Sohn, war unter des Vaters sorgsamer, liebevoller Pflege, unter der Leitung eines gelehrten, frommen Mönchs und bei dem ritterlichen Unterrichte auf der Stechbahn, im Tummeln der Rosse, in der Führung des Schwertes und der Armbrust und im Kampfe mit Bären und Wölfen zu einem schönen, blühenden, kraftvollen Jüngling herangewachsen.

Hugo hatte am Sarge der unvergesslichen Gattin hochgelobt, nur allein seinem Romuald zu leben und sich der Erziehung und Bildung seines Sohnes mit der innigsten Vaterliebe zu weihen. Und Romuald, ausgestattet mit seltenen Geistesgaben, das gefühlvollste Herz in der keuschen, engelreinen Brust, war eine lieblich blühende Knospe, die sich zur reichgeschmückten Blume entfaltete, und das liebenswürdige Kind, der zarte Knabe und der hohe, schlanke Jüngling erfüllte alle Hoffnungen des Vaters, vor dem die jugendliche Seele seines Romuald wie ein klarer, von keinem Hauche getrübler Spiegel immer offen dalag, vor dem sich keine Regung des fühlenden Herzens verschloß und kein Geheimniß sich umhüllte.

Als Romuald das neunzehnte Lebensjahr angetreten hatte, kündigte ihm sein Vater an, daß

er ihn schon nach einigen Tagen nach Mainz senden werde, um dort im Hause des Marschalls, seines nahen Anverwandten, ein Jahr den Unterricht der gelehrtesten Männer am bischöflichen Hofe zu genießen und sich zu seiner Bestimmung, in der nächsten Umgebung des Bischofs einst eine hohe Stelle zu begleiten, vollkommen zu bilden.

Der Tag der Trennung brach an. Romuald blickte hin in die aufstauende Sonne mit tiefer Wehmuth. Er schlich aus seinem Gemache, um noch einmal alle Spielplätze seiner Jugend, die freundlichen Zeugen seiner Tage voll Unschuld und Frohsinn zu besuchen und ihnen ein herzliches Lebewohl zu sagen. Auf einem Hügel, wo er so oft die aufgehende Sonne mit einem Gefühle der Bewunderung, der Ehrfurcht und mit einer heißen Anbetung der Macht und Güte des Schöpfers begrüßt hatte, warf er sich auf die Knie und betete für seinen Vater, für alle Menschen und für sich. Tief bewegt kehrte er zurück, und als schon sein und seines Gefolges Rosse auf dem Klosterhofe der Reise ungeduldig entgegenwieherten, da lag er noch immer voll der tiefsten Rührung an seines Vaters Brust. Vater und Sohn konnten sich nicht aus den Armen lassen, und mit sanfter Gewalt löste der ehrwürdige Abt, der auch gekommen war, den scheidenden Jüngling noch zu segnen, die innig verschlungene Umarmung und geleitete den sanft Weinenden zum harrenden Rosse.

Nomuald war im Hause des Marschalls angekommen, wurde von diesem mit väterlicher Liebe empfangen, schon des andern Tages dem Bischofe vorgestellt und in den Kreis gelehrter Männer geführt, die willig gelobten, all ihr Wissen der Bildung des geistvollen Jünglings zu weihen. Nomuald brachte die meisten Stunden des Tages in Gesellschaft dieser Männer zu und die übrigen verfügte ihm der Umgang mit dem tugendhaften, Kenntnißreichen, immer heitern Marschall, der, schon lange Witwer und kinderlos, dem hoffnungsvollen Anverwandten ein Herz voll Vaterliebe aufschloß und ihm der herzlichste Freund und der helterste Gefährte war. An jedem schönen Abend ritten beide ins Freie und an manchem Morgen mit dem Bischofe hinaus auf die Jagd, und hörte man Nomualds muthigen Schaumhengst durch die Straße dahinbrausen, so öffnete sich so manches Fenster, und die schönen Edelfräulein und die schönen Bürgerdiernen betrachteten den reizenden, das wildtobende Ross ruhig und kraftvoll zügelnd den Jüngling mit sehnsuchtsvollen Blicken und hochwollendem Wuseh.

Ein Jahr beinahe hatte Nomuald im Hause des Marschalls hingebracht, als er eines Abends in einer abgelegenen, düstern Straße von drei Männern mit dem Schwerte angegriffen wurde. Nomuald, nur leicht bewaffnet und nicht durch Helm und Panzer geschützt, würde trotz seiner muthvollen Vertheidigung und der gewandten,

Kunstfertigen Führung seines Schwertes verloren gewesen sein, wäre nicht in dem entscheidenden Augenblicke, wo er im Widerstande zu ermatten begann und mit jedem Pulschlage dem Todesstreiche entgegensehen mußte, ein hochgewachsener, völlig gerüsteter Ritter herbeigestürzt, der mit einem Hiebe den Kopf eines Muechel Mörders spaltete, den andern niederhieb und nun unwillig das bluttriefende Schwert in die Scheide Rieß, da der dritte beim Stürzen seiner Mordgefährten rasch die Flucht ergriff. Schweigend ging der Ritter dahin, und Romuald, der sich von seinem Erstan-
nen über diese rasche, rettende Erscheinung nicht gleich gesammelt hatte, eilte ihm nun beflügelten Schrittes nach.

„Ich weiß — sprach der Unbekannte, als ihn jetzt Romuald ereilt und seine Hand gefaßt hatte — daß Ihr mir danken wollt. Ich glaube, daß Euer Herz den Dank fühlt, aber laßt ihn ja nicht über Eure Lippen kommen, denn solch eine Heldenthat, ein paar feige Schnapphähne niederzuhauen, verdient wohl keine Erwähnung, und wäre ich in Eurer Lage gewesen, so würdet Ihr das nämliche an mir gethan haben. Kein Wort mehr davon. Aber ich muß Euch näher kennen lernen. Ihr habt da mit dem handlangen Blechmesser in der zarten Frauenhand Euch so tapfer gewehrt, daß die Fegen mit ihren schweren Flambergen Euch gar nicht auf den Leib kamen, und solcher ritterlicher Muth gefällt mir. Dort ist die Herberge

zur goldenen Lange, und darin ächter, alter Rheingauer. Laßt uns einen Humpen leeren und ein paar Stunden traulich kosen!" — Nomuald hatte zwar noch keinen Abend in einer Herberge zugebracht, auch war er kein Freund des Bechens, doch gestattete ihm nicht das Gefühl der Dankbarkeit, dem Manne, der ihm vor wenigen Augenblicken das Leben gerettet hatte, sich feindlich zu versagen. Sie traten in den Bechgaden, wo mehrere Ritter an einer runden Tafel Würfelspiel trieben. Das Lachen der Gewinnenden, die rohen Ausbrüche der Verlierenden und das Lärmen der Uebrigen, die den Bechern schon zu viel zugesprochen hatten, machten auf die Eintretenden solch einen unangenehmen Eindruck, daß sie flüchtig durch den Bechgaden schritten und sich in ein leeres Nebengemach Wein und Imbiss bringen ließen. Bald waren sie im tiefen Gespräche, und Nomuald und der fremde Ritter gefielen sich von Augenblick zu Augenblick besser. Daß der fremde Ritter, als ihm Nomuald seinen Namen nannte, plötzlich aufsprang, heftig einen Gang durch das Gemach machte und den Jüngling mit gar sonderbaren Blicken maß, bemerkte dieser nicht, indem er gerade die Thüre zu verschließen ging, um durch das Lärmen im großen Bechgaden nicht so gestört zu werden. Der Fremde zeigte in jedem seiner Worte eine seltene Bildung und in seinem ganzen Benehmen eine würdevolle Haltung mit hoher Geisteskraft. Ungeachtet des sehr verschiedenen Alters, da der Fremde schon an

der Gränze zwischen Mann und Greis stand, und ungeachtet seines ernsten, kalten Gesichtes, das durch einen struppigen, beinahe bis an die Augen wild hinanwachsenden Bart sehr verdüstert wurde, fühlte sich Romuald doch zu Berthold von Rabenhorst — so nannte sich der Ritter — mit solcher bezaubernden Gewalt hingezogen, daß nur der Gedanke an die Vorfälle seines väterlichen Freundes wegen so langer, ungewohnter Abwesenheit mächtig genug war, ihn vor Anbruch der Mitternacht von dem neuen Freunde zu trennen.

Unruhig schritt der Marschall in seinem Gemache auf und nieder und harrete sehnsuchtsvoll der Diener, welche er zur Auffuchung seines Lieblings ausgesandt hatte. Rasch öffnete sich die Thüre, Romuald flog an die Brust seines väterlichen Freundes, erzählte ihm von seinem, mit Räubern oder Mordeländern bestandenen Strauße, von der glücklichen Rettung, und sprach nun von seinem Retter mit solcher Begeisterung, daß der Marschall, voll Freude, seinen Romuald gerettet zu sehen; und voll heißem Verlangen, dem edlen Retter den gefühltesten Dank bezeugen zu können, augenblicklich einen seiner Diener herbeirief und ihm gebot, mit dem frühesten Morgen eilig nach dem Ritter Berthold von Rabenhorst zu forschen und denselben zum Imbisse zu laden.

Der Ritter erschien und ward von dem Marschall mit dem feurigsten Danke für die Rettung eines Lieblings, von Romuald mit aller Wärme

der gefühltesten Freundschaft empfangen. Der Marschall drang in Rabenhorst, für die Dauer seines Aufenthaltes in Mainz bei ihm zu wohnen, und sandte, kaum der Erfüllung seiner Bitte gewärtig, nach Rabenhorsts Herberge, um von dort dessen Knecht mit den Rossen und dem Gepäcke in sein Haus geleiten zu lassen.

Von Stunde zu Stunde entwickelte Rabenhorst immer höhere Vorzüge des Geistes und des Herzens. Der Marschall, ein vielersahrner und vielseitig gebildeter Mann, erkannte, seinen Gast so unterrichtet zu finden und zu sehen, wie jener mit den Sitten und Gebräuchen der meisten Völkerschaften der Erde so vertraut war und immer die einsichtsvollsten und freisinnigsten Urtheile fällte. Die schwächste Seite jener Zeit war die wissenschaftliche. Diese Schwäche erzeugte sich aus dem jugendlichen Geiste jener Zeit, denn die Menschen, vom Knabenalter an bis zu den Jahren des Greises, richteten sich einzig auf Thaten. Die Fehde, die Jagd, das Umherziehen auf Abenteuer, die Turniere und Zweikämpfe waren die Strebpunkte ihres Seins und hieraus gestaltete sich die Abneigung vor sitzendem Leben, vor anhaltenden Studien. Die wenigsten Ritter, kaum die vornehmsten, konnten lesen oder schreiben und wer darin es zu einer besondern Fertigkeit gebracht hatte, der galt fast für einen Gelehrten. Es mußte daher den Marschall befremden, daß dieser Ritter sich in seinen Kenntnissen so hoch

erhob und so viele Gelehrsamkeit darthat. Un-
 verholen äußerte er seine Bewunderung und sein
 Erstaunen. — „Es sind nun etliche Jahre, daß
 ich mit einem Manne, genannt Johann Schild-
 berger, bekannt wurde. Dieser Schildberger zog
 als gemeiner Kriegsknecht gegen die Ungläubigen,
 gerieth bei Nikopolis in türkische, hernach in mon-
 golische Gefangenschaft, erhielt dadurch Gelegen-
 heit, viele Völker näher kennen zu lernen, und er-
 zählte mir so viel Wunderbarliches und Anziehens-
 des, daß ich gleichsam von einer Leidenschaft er-
 griffen wurde, hinzuziehen in ferne, mir fremde
 Lande und mich mit Kenntnissen und Erfahrungen
 zu bereichern. Fehde und Strauß, Jagd und Tur-
 nier, Bechelage und Würfelspiel, sonst mein ein-
 zigcs, mit mir aufgewachsenes und verschwiftetes
 Treiben, ekelten mich nun an. Ich verpachtete
 die Gefälle meiner Leibeigenen, meine Aecker,
 Wiesen und Teiche, verkaufte von meinen Forsten
 den entlegensten, bestellte einen wackern Kämpen
 zum Burgvogt, zog, nur von einem Knechte be-
 gleitet, hin in die unbekannte Ferne und sah und
 lernte so Vieles, was sich so Mancher nicht träu-
 men läßt. Jetzt ist die Pachtzeit meiner Besiz-
 zungen vorüber, mein Säckel leer, ich kehre heim,
 um ihn zu füllen und den Zug von Neuem zu be-
 ginnen.“

Der Marschall, der in seiner Jugend selbst
 ein paar fremde Länder bereist und sich überzeugt
 hatte, daß das Reisen ein angenehmes und wich-

tiges Mittel ist, sich für die Welt zu bilden und wissenschaftliche Kenntnisse zu fördern, war bald nach Nomualds Ankunft in seinem Hause mit dessen Vater darin übereingekommen, daß der Jüngling die Welt sehen sollte, ehe er in die Dienste des Bischofs trete. Er selbst hätte Nomuald so gern begleitet, um für seine Bildung das Aeußerste zu thun und den Unerfahrenen, Unschuldigen, Arglosen gegen die feinen Künste der Verführung väterlich zu schirmen, aber seine wichtige Stellung am bischöflichen Hofe, ja beinahe noch mehr die ihm zu lieb gewordene Bequemlichkeit und Ruhe, wie auch viele Mahnungen der Altersschwäche, fesselten ihn zu sehr an den heimatlichen Heerd. Schon lange hatte er mit scharfem, prüfendem Blicke nach einem Reisebegleiter für Nomuald umhergesehen, in dessen leitende Hand er den lebhaften, geistvollen, unverdorbenen Jüngling mit hohem Vertrauen geben könne; fruchtlos blieben bis jetzt seine Bemühungen, aber schon in den ersten Tagen des Umganges mit Rabenhorst gestand er sich selbst, daß er für seinen Liebling keinen bessern Leiter und Reisegefährten finden könne, als diesen sehr unterrichteten, ernsten und doch so liebenswürdigen Mann. Ueber Rabenhorsts weise Gespräche, edle, kräftige Haltung und zuvorkommende Aufmerksamkeit übersah er den widrig verzerrten Zug um den Mund, die oft finster lauernden Blicke, welche in dem wildverwachsenen, narbigen Gesichte fast

zur abschreckenden Einheit wurden. Und selbst Romuald, in seiner hohen, seltenen Schönheit und nur dem Schönen sich hinneigend, hatte kein Auge für dieses abstoßende Gesicht, sondern nur ein Herz voll warmer Anhänglichkeit an diese ihn fesselnde und begeisternde Erscheinung.

Auf weiten Umwegen, mit leisen, schleichen- den Tritten wollte sich der Marschall der Aeußerung seines Wunsches nach Rabenhorsts Begleitung des Jünglings nähern. Seine Ueberraschung und seine Freude waren unbeschreiblich, als Rabenhorst eines Morgens den Marschall für eine Reise Romualds in fremde Länder zu gewinnen suchte und sich zu dessen Begleiter anbot. — „Es ist mir nun einmal unmöglich — sprach er mit freundlichem Lächeln — mich wieder hineinzuschmiegen in das eintönige Leben der Beschränktheit auf Zechgaden, Forst und Bretspiel, selbst die Fehden in meinem Vaterlande sind mir zu einkörmig, und soll ich zu eigenem Schutze oder zur ritterlichen Hilfe eines Bedrängten mein Schwert ziehen, so thue ich es lieber im unbekannten Lande, wo ich auch unbekannt mit freierm Sinne handeln kann. In die Ferne zieht mich mein Geist, mir gleichgiltig, wohin mich der Zufall führt. Ueberall weiß ich den Lohn zu finden, nach welchem ich strebe, den Lohn für so manche Gefahr und Beschwerlichkeit in der Wehrung meines Wissens. Wollt Ihr, edler Herr Marschall, den wackern, hoffnungsvollen Romuald mit anvertrauen, so ver-

gönnet mir, ohne von Euch vorgeschriebene Richtung mit ihm in die Welt hinauszuziehen, denn frei muß der Mensch sein, der, um Vieles zu sehen und zu lernen, aus dem beschränkten Kreise seines alltäglichen Lebens in die unbekannte Ferne dahinzieht.“ —

Mit der innigsten Freude nahm der Marschall Rabenhorsts Anerbieten an und willigte in Alles, was dieser wünschte. Schon am andern Morgen ritt Romuald, mit Gold und Empfehlungen an fremde Höfe reichlich ausgestattet, auf seinem brausenden Schaumhengste, an Rabenhorsts Seite durch die Thore von Mainz. Der Marschall hätte so gern seinem Romuald die Begleitung mehrerer Knappen, Handrosse und stattliches Gepäck mitgegeben, um den reichen Erben des Hauses Müdenstein an fremden Höfen im strahlenden Glanze zu wissen, aber Gefolge und Pracht wies Rabenhorst mit durchgreifendem Ernste zurück, denn Romuald, sagte er, soll nicht in die Welt hinausziehen, um gesehen zu werden, sondern um zu sehen, nicht um eitel zu glänzen, sondern um Viel zu erfahren und zu lernen.

Es war ein reizender Maimorgen, an welchem Romuald, aus der dumpfen, beengten Stadt hinauszog über die blühenden, fruchtbaren Gefilde. Voll freudiger Hoffnungen blickte der feurige Jüngling in das neue, bunte, vielverheißende Leben, das sich

ihm nun aufschließen sollte, und seine junge Brust durchstieß ein belebender Strom der süßesten Wünsche, Ahnungen und Erwartungen. Ueber Rabenhorsts Lippen kam kein leeres, inhaltloses Wort. Er wußte seines Bögling's jugendliche Phantasie mit tausend neuen Bildern zu erfüllen, ihm alle Gegenstände zu verschönern und seinen Geist weit über das Gewöhnliche und Gemein seines Zeitalters auf mächtigen, raschen Schwingen hinschweben zu machen.

Mit jedem Tage wurde die Reise anziehender, mit jedem Tage winkten Romuald neue Lebensblüthen und die lieblichsten Genüsse. Sein Freund und Lehrer lehrte ihn immer mehr das Kleine, Unwürdige der Schranken, in deren engem Kreise der gewöhnliche Mensch sich langsam und träge bewegt, tief verachten und munterte ihn auf, mit frischen Sinnen zu genießen und sich nur diesem schönen und lohnreichen Zwecke eines sonst verlorenen oder durchträumten Lebens zu weihen. Romuald sog das süße Gift solcher Reden und Lehren immer gieriger ein und, seit seiner frühesten Jugend gewohnt, in dem Hause seines Vaters wie in dem des Marschalls täglich zu festgesetzten Stunden dem Gebete obzuliegen und erbauende Worte über die Religion, ihre Wichtigkeit, ihre Segnungen zu hören, ritt er jetzt täglich an Kirchen vorüber, ohne nur öfters als in der Woche ein Mal das Haus des Herrn zu besuchen, und lauschte immer begieriger seines Führers kalter,

oft zum Hohne steigender Rede, worin dieser seine Ansichten über religiöse Gegenstände aussprach.

Das Alpenland, so reich begabt an den mannichfaltigsten Naturschönheiten, enthüllte jetzt die Niefenhäupter seiner himmelaufstrebenden Gebirge den trunkenen Blicken des Jünglings; es wehte ihn die Luft der Fremde, die reinste, erquickendste Luft an und seine junge Brust hob sich im süßesten Gefühle. Nur zu kurze Zeit für Romuald, der nicht satt werden konnte, hier die Natur in ihren zartesten Geheimnissen zu belauschen und an ihren so seltenen Schauspielen das unermüdete Auge zu weiden, bat ihn Rabenhorst, die Reise fortzusetzen. Romuald gefiel sich so sehr in dieser erhabenen Natur, welchem aber sein Gefährte nur die unfreundliche, ermüdende Seite der Gewöhnlichkeit, des Alltäglichen, jeder Hemmung des freien Aufschwunges des Geistes abgewinnen konnte, und für welchen des Schweigers Seelenruhe, seine Stille, zufriedene Heiterkeit, dieses Bild eines schönen, die fromme, genügsame Seele beglückenden Lebens keinen Reiz hatte.

Rabenhorst erzählte seinem Freunde so viel von dem herrlichen Neapel, von den an Wundern der Natur so reichen Umgebungen dieser belebten, prachtvollen Stadt, daß Romuald nicht mehr so gedankenvoll, so sehnüchtig nach der hohen Alpenkette zurückblickte und den neuen, bezaubernden Gegenständen, die sein Freund in bunter, anziehender Reihe an seinen offenen Sinnen süß be-

täubend vorüberschweben ließ, mit Sehnsucht entgegenharrte. Neapel war erreicht, und schon in den ersten Tagen ihres dortigen Aufenthaltes wurde Romuald von Jünglingen seines Alters und von reizenden Frauen und Dirnen, in deren frohen, ungebundenen Kreis ihn Rabenhorst führte, in einem steten Sinnenrausche erhalten. Es reichte sich Vergnügen an Vergnügen. Romuald wurde von seinem Gefährten an den Würfeln geführt und bald von solch einer Leidenschaft beherrscht, daß er, nicht mehr gedenkend der Lehren seines Vaters, der ihm die Spielsucht als das verderblichste Laster bezeichnete, ganze Nächte mit Würfeln vergeudete und sonst ein nüchterner Jüngling, jetzt bald im Jorne über das verlorene Gold, bald in der Freude über großen Gewinn, sich unter die tüchtigsten Becher mischte und bald es ihnen gleich that. Hatte er auch ganze Nächte verschwärmt, kehrte er auch oft am lichten Morgen im Zustande der Trunkenheit mit geleertem Säckel in die Herberge zurück und zürnte dann mit sich selbst, Wein und Spiel verwünschend, so hatte Rabenhorst, statt gebührender Zurechtweisung und ernster Ermahnungen, nur ein kaltes Lächeln, belehrte den Zürnenden, daß dem freien, das Leben genießenden Manne jedes leidenschaftliche Treiben das große Verdict eines genußreichen Waltens zur beengenden Schranke mache und versprach seinem Zögling mit geheimnißvollem Lächeln, daß er ihn mit Vergnügungen vertraut machen werde, welche ihn

für die Entbehrung des Spiels und der Zechgelage süß und reichlich entschädigen sollten.

Der Führer hielt Wort. Durch ihn sollte Romuald die Liebe mit allen ihren süßen Schmerzen und all ihrer süßen Wonne kennen lernen. Ein reicher Nobile gab ein glänzendes Banquet. Der Sohn des Nobile hatte mit Romuald bald nach dessen Ankunft in Neapel den Bund der Freundschaft geschlossen und ihn nebst Rabenhorst zum prachtvollen Feste eingeladen. Kein Edelfräulein, keine Dame blieb unbewegt bei Romualds Eintritt in den prachtvollen, vielbelebten Festsaal. Er war der schönste unter allen Jünglingen dieses Kreises, und seine Kenntniß der wälschen Sprache, die er schon in des Marschalls Hause erlernt hatte, gewährte ihm den wonnervollen Genuß, mit den reizendsten Fräulein und Frauen Gespräche führen zu können und so manches Schmeichelwort zu hören, das ihm tief in die süßbewegte Seele drang.

Die Reizendste der Anwesenden war Ludmilla, die Gattin eines alten, mürrischen, tränklichen Ritters, der seine einsame, tief im Gebirge gelegene Besse verlassen hatte, um die Herstellung seiner gerüttelten Gesundheit dem berühmtesten Arzte von Neapel anzuvertrauen. Ludmilla's Vater, ein armer, burgloser Ritter, der mit sechs Wappnern, dem Ueberreste seiner frühern Macht, in der Umgebung von Neapel reisende Kaufleute zum Schutze gegen Wegelagerer und Schnapphähne geleitete, war dieses ruhelosen, oft tagen Erwerbes müde

und beschloß, nach langem Kampfe mit Vaterliebe und Nahrungsforgen, den Bewerbungen seines alten Waffengefährten um Ludmilla's Hand Gehör zu geben und das ihm dafür zugesicherte Wohlleben zu genießen. Ludmilla wurde zum Traualtare geschleppt und verzweifelnd rang sie die Hände, als der alte, gebrechliche, immer polternde Eheherr sie aus der Kapelle in ihre Gemächer geführt und dort der Beschauung ihres freudenlosen Seins überlassen hatte. Mit dem Entschlusse des Eheherrn, sich zur ärztlichen Behandlung in Neapel niederzulassen, begann für die Unglückliche ein erträglicheres Leben, da sie dort ihrer Mutter Schwester, die Gattin eines sehr reichen und mächtigen Höflings, fand und in Begleitung dieser ehrwürdigen Frau an manchem Vergnügen Theil nehmen durfte.

Ludmilla hatte das Leben zu genießen begonnen, ehe sie noch Gattin war. Schon als Kind von einigen Jahren mutterlos, bei der fast ununterbrochenen Abwesenheit ihres Vaters nur der Aufsicht einer leichtsinnigen, verbuhlten Zofe überlassen, eben so mit körperlichen Reizen, als mit heißem Blute ausgestattet, hatte sie, noch in ihrem Blüthenalter, schon vom süßen, bedeutenden Gifte der Wollust geschlürft. Ein schöner, gewandter Knappe war der Gegenstand ihrer heißesten Neigung. Die Zofe, tugendlos und bestechbar, vereinte die Liebenden und schützte sie vor Ueberraschung. Daher Ludmilla's Verzweiflung, als sie

Mattin werden mußte, denn sie war überzeugt, daß keine frohe Stunde auf dieser einsamen, schauerlich gelegenen Feste, deren Zugbrücke immer aufgezogen, deren Thor jedem Besuche eines jungen Rittersmannes stets verschlossen war, ihr die Trennung von dem unvergeßlichen Buhlen erleichtern werde. Wie eine belebende Quelle zog die Hoffnung in ihre verdüsterte Seele, als sie Neapels prächtige Thürme in nebelgrauer Ferne aufsteigen sah.

Und von der Zaubergestalt dieser Ludmilla, von ihrem feurigen Auge und dem Flötentone ihrer Stimme war Romuald so entzückt, so hingerissen, daß er Alles um sich her vergaß und für die Wunderholde nur athmete und lebte. Seiner Gefühle nicht mehr mächtig, stürmte er auf Rabenhorst hin, riß ihn aus dem Saale, warf sich mit dem Feuer der höchsten Leidenschaft an seine Brust und vertraute ihm, daß er Ludmilla liebe, daß er ohne den Besitz dieser Huldin sich der Verzweiflung hingeben müsse. Ruhig lächelnd hörte der ernste Freund das glühende Geständniß des Jünglings und gelobte, seinen Wünschen mit aller Macht seines Wiges und seiner Erfahrungen die Bahn zum Ziele zu eröffnen. Sie lehrten in den Saal zurück. Bald war Rabenhorst mit Ludmilla im Gespräche. Auf einen Wink von ihm nahte sich Romuald. Die Bahn der Bekanntschaft war eröffnet und Romuald konnte sich im süßen Geplauder mit Ludmilla nicht glücklicher fühlen, als

diese sich in der Nähe des reizenden Deutschen fühlte, dessen erster Anblick ihr entzündbares Herz zur hochwallenden Flamme gestaltet hatte. Es war noch nicht Mitternacht vorüber, als Ludmilla und Romuald, durch den Zufall begünstigt, sich in einem leeren, dämmernden Nebengemache fanden. Schweigend, erröthend, mit dem süßen Wesen der heißesten Liebe nahten sie sich. Da hoben sich die Arme, da schlugen die Herzen ihre heißen Schläge in dichter Umschlingung sich zu, da schloß sich ihnen ein Himmel voll Wonne im ersten glühenden Kusse auf. Im namenlosen Entzücken, sprachlos vor Seligkeit, hielt Romuald die Geliebte in seinem Arme; er vergaß die Welt, er schwebte nur in der glücklichsten Vergessenheit auf den Schwingen der süßesten Wonne, er fühlte kaum die Hand, welche seinen Arm rasch faßte, um den Versunkenen aus seiner Trunkenheit aufzurütteln. Es war Rabenhorst, der den Eingang des Gemaches bewacht hatte, jetzt die Gattin des Mobile mit einigen Frauen sich nahen sah und die Liebenden der Ueberraschung zu entrücken herbeieilte. — „Heiße, ewige Liebe!“ — flüßelte Ludmilla, floh durch eine Seitenpforte, und Romuald wankte im Uebermaße seiner Gefühle, gleich einem Trunkenen, am Arme seines Freundes aus dem Hause des Mobile.

Romuald, das Erwachen der ersten Liebe in der jugendlichen, unentweiheten Brust, wäre, ein keuscher, schüchterner Jüngling, in dem Strome

seiner Gefühle, seiner Wünsche, seiner Sehnsucht untergegangen, hätte ihn nicht der kluge, erfahrene Freund die rettende Hand gereicht. Ein feines Netz mit glänzendem Golde gewann Ludmilla's Jose schon am andern Tage. Momwald, nicht ahnend die Nähe seines Himmels, konnte nicht begreifen, warum ihn Rabenhorst beim Anbruche der Nacht bat, sich festlich zu kleiden, ihm dann einen weiten, dunkeln Mantel überwarf, den breiten Hut eines Landmannes auf den Kopf drückte und sich selbst in gemeine Tracht hüllte. Stau- nend folgte er dem Freunde durch ferne, abgele- gene Straßen. Man stand an der Pforte eines von hohen Mauern umbauten Gartens, Rabenhorst zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete und klatschte zweimal in die Hand. Eine weiße Ge- stalt eilte aus der Tiefe des Gartens heran. — „Wenn die Hora geläutet wird, harre ich hier deiner“ — flüsterte Rabenhorst Momwald zu, schlüpfte aus der Pforte und verschloß sie. Schweigend fasste die Gestalt Momwalds Hand, leitete ihn, die tiefste Stille heischend, einem klei- nen Gebäude zu, öffnete die Thüre und — Lud- milla eilte dem Ueberraschten, dem Ueberglücklichen mit offenen Armen entgegen. Als das Zeichen zur Hora gegeben wurde, leitete die vertraute Jose Momwald dem harrenden Rabenhorst zu. Schweigend schritt Momwald an des Freundes Arme in seine Wohnung zurück, schweigend stand er am hohen Bogenfenster und blickte in die saust dahin-

ziehenden, von der Morgensonne glühendem Schimmer rosig besaumten Wolken, aber dieses Schweigen, dieser trunkene Blick des feuchten Auges, dieses süße Lächeln der zarten, frischen Lippen waren eine lautsprechende Stimme, welche dem Beobachter das vollendete Glück seines jungen Freundes mit der Fülle des Entzückens vertraute.

Monden waren dahingegangen und Romuald, der vor Rabenhorst kein Geheimniß mehr hatte, versicherte seinem Freunde mit aller Wärme seines liebenden Herzens, daß er der Glückliche aller Sterblichen, daß durch Ludmilla's Liebe sein ganzes inneres und äußeres Leben erhöht sei. Im unendlichen Gefühle seiner Liebe schwanden ihm die Tage wie Augenblicke, es beseligte ihn die Uebersetzung, daß Ludmilla seine glühende Liebe, seine unerschütterliche Treue mit eben diesen Gefühlen erwidere, er hörte mit stillem Entzücken, daß ihr Gatte täglich für das Grab reifer werde und er schwor seinem Freunde zu, in dem Augenblicke, wo der Tod Ludmilla von ihren drückenden Fesseln befreie, einen Eilboten an seinen Vater und an den Marschall abzusenden und ihnen seine Verbindung mit der reizendsten aller Töchter des italienischen Landes anzukündigen.

Mit der Rede höchstem Feuer, mit der Sprache des Entzückens ergoß er sich einst gegen Rabenhorst in ein romantisch schönes Gemälde der glücklichen Tage, welche ihm so freundlich winkten, wenn der Augenblick erscheine, seine jetzige Ver-

bindung mit Eudmilla durch die heiligen Bande des Priestersegens für immer zu befestigen und dieses reizende Weib voll glühender Liebe und unerschütterlicher Treue als Gattin in seine Heimath zu führen. Mit einem Lächeln, das mehr höhrend als kalt war, erwiderte Rabenhorst auf des Schwärmers begeisterte Ergießungen nur die flüchtige Ermahnung, nicht immer dem Scheine zu trauen und sich vorzusehen. Diese wenigen Worte machten den Liebetrunkenen stugen. — „Wie, Berthold, kannst du den reinen Spiegel meines unendlichen Vertrauens auf dieses Wesen mit dem Hauche giftiger Warnung trüben? War nicht ich es, dem sie ihre heiligen Pflichten gegen den Gatten, ihre Tugend, den Frieden ihrer Seele aus zu heißer Liebe hingab? Soll diese Eudmilla fähig sein, mich zu täuschen, da sie mir so unzählige Male feierlich geschworen hat, nur für mich zu empfinden und nur für mich zu leben? Soll dieses Weib meiner im Arme eines Andern höhnen, meiner, der ich nur Liebe, nur Treue bin?“ — Sein Herz schlug im höchsten Vertrauen zu Eudmilla, aber das ägende Gift des Argwohns war nun einmal in dieses reizbare Herz geträufelt, die Wunde schmerzte immer mehr, eine rasende, sinnlose Eifersucht erwuchs immer rascher, immer kräftiger in seiner aufgeregten Seele, und seiner nicht mehr mächtig, riß er das Schwert aus der Scheide, setzte die Spitze auf Rabenhorsts Brust und drohte mit allen Zeichen eines Wüthenden,

ihn niederzustoßen, wenn er ihm nicht stracks von Ludmilla's Untreue Ueberzeugung gebe. Mit verächtlicher Kälte entwaffnete Rabenhorst den Tobenden, schleuderte das Schwert in die Ecke und sprach in ernstem, scharfem Tone: „So wisse denn, du armer Getäuschter, daß diese treue, nur dich allein liebende Ludmilla mit Spoleti, deinem innigsten Freunde, in vertrauter Buhlschaft lebt und unter seinen wollüstigen Umarmungen deiner Treue spottet. Dein Auge hat heiße Lieber, heißes Vertrauen umflort, das meinige sieht klar, und mein unbefangener Blick hat diese mit einem siebenfachen Schleier umhüllte Buhlschaft durchschaut. Die Stunden, den Ort der geheimen Zusammenkünfte zu erforschen, kostete mich ein paar lumpige Goldgülden, wofür mir Spoleti's Diener, ein feiler Wälscher, alle Geheimnisse seines Gebieters verkaufte. Ich gehe jetzt zu Ludmilla's Gatten, forsche mit freundschaftlicher Wärme nach seiner Gesundheit und erzähle, so ganz hingeworfen, daß ich heute Abends mit dir und einigen Rittern auf die Jagd ziehe, erst nach einigen Tagen zurückkehre. Wir reiten diesen Abend in jägerlicher Kleidung und Rüstung an Ludmilla's Fenstern vorüber, und noch in dieser Nacht soll die der süße Genuß werden, die treulose Buhlerin in deines Freundes Armen zu finden. Ich gehe und überlasse dich deiner Vernunft, die dir sagen wird, daß solch eine Schändliche nicht die Mühe, den Schmerz eines Pulsschlages verdient und daß auf

Wälschlands üppigem, sinnentzückendem Boden Tausende der Frauen, Fräulein und Dirnen wandeln, welche ihre runden, weichen Lilienarme dem schönen Romuald von Rüdenstein im heißen Verlangen nach Gegenliebe öffnen und ihn mit aller Wärme des vaterländischen Blutes zum süßesten Genuß an ihren glühenden Busen drücken werden. Lebe wohl und harre hier meiner.“ —

Der Abend kam und Romuald und Rabenhorst ritten, zur Jagd leicht gerüstet, an Ludmilla's hohen Bogensfenstern vorüber, die ihnen mit dem weißen, flatternden Tuche ihre Grüße zuwinkte. In einer Herberge, nicht fern vom Thore, schwangen sie sich von den Rossen, ließen diese in den Stall bringen und forderten für sich ein Gemach nebst Wein und Imbiß. Der Wächter verkündigte die Mitternachtsstunde, Rabenhorst eilte mit Romuald in's Freie und bald schlich unter den säuselnden Pappeln eine dunkle Gestalt daher. Die Gestalt stand, gab ein Zeichen, Rabenhorst erwiderte es und Spoletti's Diener stand vor ihnen. — „Folge diesem und strafe das schändliche Paar, welches deine Liebe und deine Freundschaft mit so gräßlicher Undankbarkeit vergolten und deine schönsten Hoffnungen, deine süßesten Träume, den reinen Frieden deines sanften Herzens so unmenschlich zerstört haben“ — flüsterte Rabenhorst dem vor Wuth und Machedurst bebenden Romuald zu, drückte ihm einen Dold in die

Hand, warf dem verrätherischen Diener einige Goldstücke zu und empfahl Vorsicht und Stille.

Geführt von dem Diener, eilte Romuald dem Gartenpförtchen zu, welches sich ihm so oft zu den wonnenvollsten Stunden geöffnet hatte. Sie schlichen an das Gartenhäuschen, mit Hilfe des Astes einer Pinte schwang sich Romuald in ein offenes Fenster, fand die Thüre des Gemaches, dieses geheimen Zeugen seiner glücklichsten Augenblicke, nur angelehnt, öffnete sie leise und sah Ludmilla und Spoleti, hellbeleuchtet von des Mondes klarem Silberlichte, in der innigsten Umschlingung süß schlummern. Vernichtet, aus allen seinen Himmeln geschleudert, zerstört in seinem Innern, stand er da. Jetzt erhoben in seiner zerrissenen Seele die Eifersucht und die Wuth ihr zischendes Schlangenhaupt, die Flammen der furchtbarsten Leidenschaften durchströmten mit der vernichtenden Gewalt des reißenden, unbezähmbaren Stromes sein Herz, und seiner nicht mehr mächtig, stürzte er mit gezücktem Dolche auf die Schlummernden hin und durchstieß Spoleti's Brust mit solch einem furchtbaren, sichern Stöße, daß der Unglückliche nur mit einem leichten Zucken und einem leisen Seufzer seine Seele aushauchte. Schon hatte der Mörder den blutriesenden Stahl gezückt, um auch Ludmilla zu durchbohren, da faßte ihn die Macht ihrer Schönheit, des himmlischen Zaubers, mit welchem sie, nicht ahnend die Nähe einer mordenden Hand, so süß schlummerte,

mit solcher Gewalt, daß er, nur noch mit einem Blicke des tiefsten Schmerzes die Reizende über-
schauend, den Dolch auf die Leiche warf, sich aus
dem Fenster schwang und dem Garten enteilte.
Schon einige Schritte von der Pforte hinweg
unterlag er dem Uebermaße seiner Gefühle und
sank zu Boden. Spoleti's Diener, der seiner ge-
harrt hatte, hob ihn rasch auf und schleppte den
Kraftlosen an das Thor, in dessen Nähe Raben-
horst mit den Rossen hielt. Romuald wurde zur
Eile dringend ermahnt, er sammelte alle Kräfte,
schwang sich auf und nun ging es im schärffsten
Mitte dahin. Nur von Zeit zu Zeit ließ man die
Rosse langsam schreiten, um Athem und Kraft zu
sammeln. Kein Wort wechselten die Reiter, jeder
trabte im tiefen Sinnen dahin. Mit dem An-
bruche des Tages ward eine einsame Waldschenke
erreicht. Romuald staunte mächtig, als er dort
Rabenhorst's Knecht schon ihrer harrend fand.
Dem Staunenden bedeutete Rabenhorst, daß er
ihren Aufenthalt in Neapel theils nicht mehr an-
gleichend, theils nicht mehr sicher genug gefunden
habe, um noch länger dort zu weilen, und von
dem gereizten Romuald einer blutigen That ge-
wärtig, ihre rasche und unbemerkte Abreise von
Neapel schon in der Stunde des vorgegebenen
Zugtrittes aus kluger Vorsicht von ihm vorbe-
reitet gewesen sei. Jetzt gestand Romuald dem
kalt und tückisch lächelnden Freunde Spoleti's Er-
mordung. Nur einige Stunden gönnte man sich

und den Koffen Ruhe, dann ging es rasch, doch in gemäßigterem Gange, Deutschlands Gränzen zu.

Seit Ludmilla's Untrene, seit dem Augenblicke der blutigen That ward Romuald die Welt zur grauenvollen Wüste, zur dürren, brennenden Steppe, und entschwunden waren auf schnellen Fittigen alle seine Jugendträume, alle seine Hoffnungen für das Leben, denn die Liebe umwand es nicht mehr mit ihren duftenden, wunderholden Kränzen. Sein hartes, freundliches Herz begrüßte sonst jeden Menschen mit den süßesten Namen und erschloß sich dem freundlichsten Wohlwollen, aber jetzt hatte sich die kalte Verachtung mit ihrem eisigen Flügel- schlage in dieses erstarrte Herz gesenkt, er verachtete und haßte den Mann noch heißer als das Weib, ihm ward die Jugend, die Liebe, die Treue und die Freundschaft allmählig nur ein nichtsiges Hirngespinnst und sein verdüsterter Sinn ließ ihn das Leben nur würdigen als ein verächtliches Sein, welches dem Menschen nichts bietet als Augenblicke eines flüchtigen Genusses und bittere, verletzende Erfahrungen. Solche Ansichten sprach er auf dem Zuge nach Deutschland oft aus gegen seinen Gefährten mit der lobenden, verzehrenden Flamme der Leidenschaft in der wunden Brust, mit wildrothendem Auge, aber mit kalter, erstarrter Stimme. Ruhig hörte der Kalte, besonnene Gefährte die Ausbrüche des wildbewegten Jünglings, und wies ihn dann hin auf so viele

liebliche Zeiten, bei welchen das Leben erfasst werden könne. Er wahrte ihm, daß dieses Leben, welches ihm jetzt anwidere, einstens wieder in lockender Gestalt vor ihn treten und dem Ueberreizten mit sich ausöhnen werde. Es sei nicht die einfache, nur den Beschränkten beherrschende Tugend, die das Leben beglücke, und der Weise, der sich über die Vorurtheile der Gemeinheit hinwegsetze, sei allein so glücklich, das Leben mit frischen Sinnen zu genießen und sich in seinem süßen, wechselnden Genusse nicht durch den Wahn eines aus der Hand, der Tugend zu empfangenden Glückes stören zu lassen.

Immer tiefer, immer verderbender schlugen diese heillosen Lehren ihre giftigen Wurzeln in die empfängliche Seele des getäuschten, verführten Jünglings, und nur diesen Lehren lauschend, nur seines Meisters aufreizenden Worten sein Innerstes aufschließend, ritt er in Augsburg ein, fest entschlossen, hier nur der Freude zu leben und in ihren weichen Armen die Treulosigkeit einer so heiß geliebten Ludmilla und alle seine zerstörten Hoffnungen und eine gramvolle Erinnerung untergehen zu lassen.

Der gewandte, weltkundige Nabenhorst hatte Remuald bald in einigen Häusern eingeführt, worin ein frohes Leben waltete. Reizende Frauen und Fräulein, die schönsten Bürgerweiber und Dirnen nahmen den schlanken, mit den Blüthen der Jugend, der Kraft und Schönheit reichge-

schmückten Korveyer voll Wohlwollen und Hingebung auf. Romuald, der früher nur die jugendhafteste Liebe mit ihren reinsten Genüssen gesucht hatte, war nunmehr nur die ohnmächtige Beute der Sinnenlust und strebte nur mehr nach dem Vergessen aller schönen Träume seiner begeisterten, flottenlosen Jugend. Genuß war die Axt, um welche alle seine Wünsche, all sein Treiben in betäubendem Schwunge sich bewegten. Die Sinnlichkeit der Frauen und Mädchen winkte dem Genußsüchtigen unter den lockendsten Gestalten. Er floh von dem Busen einer ehebrecherischen Gattin in die Arme einer zerstörten Unschuld und schwebte, dem Schmetterlinge gleich, von der üppig aufgeblühten Rose zur keimenden Knospe, von der stolzen, in voller Pracht erglühenden Blume zum einsamen, lieblichen Weilchen. Aber alle diese wechselnden Genüsse, all dieß gierige Schlürfen aus dem schäumenden Becher der Sinnlichkeit erkaltete sein Herz immer mehr gegen die Achtung für das weibliche Geschlecht und immer tiefer wurzelte in seiner erstarrten Seele eine gränzenlose Verachtung gegen die Menschen. Es war ihm selbst nicht mehr klar, was er eigentlich wollte, er vermochte nicht mehr, nach klarer Anschauung zu ringen, denn er war schon zu dicht umschlossen von dem verhüllenden Nebel der Betäubung. Es gab Augenblicke, wo dieser Nebel vor der aufwallenden Flamme der Erinnerung an die glücklichen Tage seines Lebens voll Unschuld und tugendhafter

Wünsche zerrann. In solchen lichten Augenblicken wurde seine Seele von einer unendlichen Sehnsucht nach dem verlorenen Himmelsfrieden seines Innern erfüllt. Und in solchen lichten Augenblicken heißer Sehnsucht ward er von der tiefsten Verachtung, von einem entsetzlichen Hasse gegen Rabenhorst beherrscht, denn es sagte ihm ein klar sich gestaltendes Bewußtsein, daß dieser Mensch die Harmonie seines Innern mit den Künsten eines bösen Geistes vernichtet und ihn um sein Leben und um den heiligen Zweck desselben gräßlich betrogen habe.

Dem scharfen Blicke des lauernden Beobachters entgingen nicht die innern Bewegungen des Jünglings, und der gewandte Verführer wußte den Schwankenden immer aufs Neue zu fassen und durch das betäubende Gift süßer Worte wieder an den Abgrund hinzulocken, von welchem den Befangenen ein guter Engel schon einige Schritte hinweggeleitet hatte. So war oft in Romualds Seele ein Schwanken, so war immer mehr die Einheit seines Seins und Wollens zerspalten; er schauderte, vorwärts zu gehen, und um rückwärts zu schreiten war seine Kraft gebrochen und die Herrschaft der Sinne über ihn zu mächtig.

Romuald hatte alle Genüsse, die Augsburg bieten konnte, zu sehr erschöpft, um dort noch einen längern Aufenthalt anziehend finden zu können. Es ging nun gerade auf Würzburg zu, um dort in einen neuen Strom neuer Freuden und

Gewisse sich zu tauchen. Vänger währte hier der Aufenthalt, als in Augsburg, aber noch verderbter, ganz herabgesunken zum gemeinen, unersättlichen Lüfling, dem keine Unschuld mehr heilig war, die Tugend und Gott verläugnend, zog er aus Würzburgs Mauern an der Seite seines höllischen Meisters der Heimath zu, um dort beim herannahenden Herbst seiner leidenschaftlichen Reigung für die Jagd in Korveys wildreichen Forsten sich hinzugeben, die winterliche Feste am schwelgerischen Hofe des Bischofs von Mainz im Kreise der schönsten Frauen und Fräulein hinzubringen und dann mit neugefülltem Säckel unter Rabenhorsts Geleite in sehr ferne Länder zu ziehen.

Es mochten die Reisenden noch gute sechs Tagereisen von Korvey entfernt gewesen sein, als sie zur Mittagsstunde in der kleinen Schenke eines Dörfchens zusprachen, welches eine unbeschreiblich reizende Lage hatte. Als Rabenhorst sich vom Rosse schwang, schaute er mit immer befremdeten Blicken um sich her. Romuald bemerkte in seinen Augen ein immer schärferes Beobachten, in seinem ganzen Benehmen eine auffallende Bewegung. Stumm gegen Romualds Frage, schritt er hastig einen nahen Hügel hinan, betrachtete mit Aufmerksamkeit die Herberge mit den umschließenden Bünden, die Hütten der Dorfbewohner, die Gluren und den sie sanft durchschlingelnden Bach. Jetzt ruhte sein Auge auf einem Häuschen, welches, von fruchtbedeckten Bäumen umschattet, einsam jen-

seits des Baches stand und durch ein gefälliges Aeußeres, durch glänzend übertünchte Wände und einen niedlichen Blumengarten sich vor den übrigen dunkeln, unfreundlichen Wohnungen gar lieblich auszeichnete. Fest wurzelte Rabenhorsts Auge auf diesem stillen, freundlichen Häuschen; er rief den Herbergewirth zu sich und forschte, wer dort hause. Als der Wirth ihm bedeutete, daß dieses Häuschen ein alter Leibdiener des ehemaligen würzburgischen Kanzlers schon seit vielen Jahren bewohne, aus der Hinterlassenschaft seines ehemaligen Gebieters eine nicht unbedeutende Leibrente genieße und Witwer und Kinderlos an einer wunderholden, gottesfürchtigen Dirne, die als Kind von gottlosen Aeltern nächtlicher Weile an der Schwelle seiner Thüre ausgesetzt worden, Vaterstelle vertrete, da quoll eine glühende Röthe über Rabenhorsts bleiche Wange, das Feuer einer wilden Freude schlug auf mit rascher Lohe in dem düstern, dunkeln Auge und mit einer Heftigkeit, die Romuald noch nie an ihm bemerkt hatte, bat er diesen, hier einige Tage zu weilen, der um so lieber einwilligte, als er von eigener Sehnsucht erfüllt war, hier an diesem so lieblich gelegenen Orte, wo beseligende Ruhe und der Friede Gottes die Natur und die Menschen zu umfassen schien, sich zu erholen von dem geräuschvollen Treiben der Städte, um hier auszuruhen von den Ermüdungen eines unregelmäßigen, erschöpfenden Lebens.

Noch am nämlichen Abend wandelten Romuald und Rabenhorst in der Nähe des Häuschens; sie sahen eine weibliche Gestalt, beschäftigt mit dem Begießen der Blumen und ihrer Pflege. Der feine, hohe Wuchs, das lange, in reiche Locken ausfließende, dunkelbraune Haar, der zarte Fuß ließen dem aufwallenden Romuald ahnen und hoffen, daß mit diesem reizenden Gebilde gesehener Formen auch das Antlitz im reinen Einklange stehe, und er verwünschte den grünen Schleier, der, Auge und Gesicht der Jungfrau gegen die stehende Abendsonne schüßend, Haupt und Busen umfloss. Mit sanfter Gewalt zog Rabenhorst den Erglühenden aus der Nähe der bezaubernden Gestalt in die Herberge hin.

Es standen zwei Rosse im Schatten der Hauslinden, gehalten von einem Knechte, der sich Wein und Brod wacker munden ließ. Nicht fern davon saß ein Ritter vor einer gewaltigen Kanne, rief beim Anblicke der Kommenden nach zwei Bechern, füllte sie und lud Romuald und Rabenhorst zu einem freundlichen Bechgelage. Otto von Welden — so nannte sich der Ritter — war der muttigste Kämpfer, der tüchtigste Becher und der leidenschaftlichste Waldmann im ganzen Gause. So eben von einem langwierigen Strauße, in welchem er zur Hilfe eines Waffenbruders gekämpft hatte, nach seiner nahen Weste heimkehrend, konnte er seine Freude über die große Hirschjagd, welche er, von morgen an, eine lange Reihe von Tagen hindurch

anstellen werde, nicht genug ausdrücken, und mit allem Ungestüm seines offenen, menschenliebenden Herzens drang er in die Beiden, noch heute mit ihm burgeln zu reiten und lange Zeit unter seinem gastlichen Dache zu weilen. Rabenhorst, war es um die Neigung zur Jagd, oder ein geheimer Beweggrund, nahm Welden's Anerbieten stracks an, doch Romuald, sonst der leidenschaftlichste Waidmann, lehnte des Ritters Ladung unter einem schätlichen Vorwande ab; es war die reizende Gestalt der Unbekannten, welche ihn mit süßen, dicht verschlungenen Banden an ihre Nähe fesselte. Die Kanne war geleert, die Rosse wurden vorgeführt, Rabenhorst, Welden und ihre Knechte schwangen sich auf, und im raschen Trabe eilten die Jagdblustigen der gastlichen Burg zu. Mit angenehmer Empfindung sah Romuald seinen Gefährten dahinglehen; es war ihm so wohl, sich nun unbelauscht und unbeobachtet von lauernden Blicken, im süßen Kreise dieses Stillebens, dieser Hoffnungen, welche ihm aus jenem freundlichen Häuschen winkten, unter den schönen Träumen seines sehnenden Herzens bewegen zu können.

Raum hatte die Morgenröthe die grünen Höhen, die bunten Fluren und den mit sanftem Geflüster dahinfließenden Bach vergoldet, als schon Romuald dem Lager entstellte, in sein lieblichstes Gewand sich kleidete und am Ufer des Baches dahinwandelte, immer in mäßiger Entfernung das liebliche Häuschen umkreisend. Ein

alter Mann trat aus der Thüre, eine lange Angelruthe in einer, ein Netz in der andern Hand und schritt am Ufer hinab, wo er in weiter Entfernung sich am Ufer niederließ und zu fischen begann. Schon wollte Romuald, dem aus einem Gemache des Häuschens ein reiner, lieblicher Gesang entgegentönte, sich der anmuthigen Sängerin nähern, als ihm die Klugheit rieth, zuerst die Bekanntschaft des Greises zu suchen und ein Wohlwollen zu gewinnen, um sich dann einer freundlichen Aufnahme von der Pflegetochter erfreuen zu dürfen. Raschen Trittes schritt er dem Greise zu. Nicht mehr ferne von ihm sah er mit Entsetzen, wie der unterhöhlte Rand des Ufers plötzlich einstürzte und der Greis, vom raschen Sturze, vom jähen Erschrecken betäubt, in den Fluthen versank, die gerade an jener Stelle reichend einem nahen See, in welchen sich der Bach ergoß, weit sich ausbreitend zuströmten. Romuald, ein gewandter Schwimmer, sprang in die Fluthen. Jetzt tauchte der Greis, fortgerissen von der gewaltigen Strömung, in weiter Entfernung auf und versank im Augenblicke wieder. Mit des Bliges Schnelle hatte Romuald die Stelle erschwommen, tauchte nieder, faßte den Bewußtlosen, hob ihn mit riesiger Kraft hoch über die Wellen und erklomm das steile Ufer. Was ihn, schon als Knaben, der verständige Klosterarzt von Korbey über die Behandlung der Ertrunkenen gelehrt hatte, wandte Romuald jetzt, so viel hier

geschehen konnte, mit dem regesten Eifer an und genoß bald die unbeschreibliche Wonne, den Greis in das Leben wiederkehren zu sehen. Dieser hatte auch nach einer Stunde Ruhe schon so viele Kräfte wieder gesammelt, daß er, von seinem Netter unterstützt, dem Häuschen zuwandern konnte.

Theolinde, des Greises Pflgetochter, sah aus dem Blumengarten, dem bunten, duftenden Bereiche ihrer Morgen- und Abendstunden, ihren Vater unter Hilfe eines Unbekannten sich daherschieben. Wie ein flüchtiges Reh slog sie ihm entgegen, und wie sie jetzt die Geisterbleiche seines Gesichtes und das Bittern seines Körpers und das riesende Gewand erblickte, da wäre sie kraftlos niedergesunken, hätte nicht die kindliche Liebe und die innigste Sorge sie aufrecht gehalten. Aber als jetzt der Greis mit seinem freundlichen Lächeln voll Güte und Seelenruhe ihr in kurzer Rede seinen Sturz in die Fluthen, seine schnelle Rettung durch diesen heldenmüthigen Jüngling erzählte und sie bat, voran zu eilen, trockene Kleider und das Ruhelager dicht am sonnenewärmten Fenster ihm zu bereiten, da warf sie einen Blick zum Himmel empor, einen auf den heldenmüthigen Jüngling, in diesen flammenden Blicken den heißesten Dank für die Rettung des unaussprechlich geliebten Pflegevaters laut ausprechend, und eilte mit beflügelten Schritten dem Häuschen zu, Alles mit geschäftiger Liebe zu ordnen, was die zärtlichste Sorge heische. Bald ruhte der Greis, von

Romuald mit reger Hand in gemächliche Hand-
Feldung gehüllt, auf dem weichen, sonnenbeleuch-
teten Lager, trank einen Becher Wein und genoss
nach wenigen Augenblicken die Stärkung eines
wohlthätigen Schlafes.

Aheolindens zarte Sorgfalt, die kindliche Liebe
und das innige Gefühl, womit sie sich der Pflege
des Greises widmete, erfüllten Romualds Herz
mit tiefer Achtung, und die Reize, womit die
Natur sie so verschwenderisch ausgestattet hatte,
zogen den Jüngling, der mit den schönsten und
mächtigsten Gefühlen seit der Trennung von Eup-
milla nur ein verachtendes Spiel getrieben hatte,
auf eine wunderbare Weise an. Und als sie jetzt,
schweigend, um die Ruhe des Greises nicht zu
stören, an Romualds Seite im Garten auf und
nieder wandelte und dann wieder mit leichten
Schritten an das Fenster hinschwebte, den Schla-
fenden zu betrachten und bei seinem Erwachen je-
dem seiner Wünsche zuvorzukommen, da erhob sich
in Romualds Seele ein ihm bisher ganz unbe-
kanntes Gefühl, von dem er sich keine Rechens-
chaft zu geben wußte. So waren Beide eine
Stunde zusammen gewesen, ohne daß Aheolinde,
nur immer erröthend vor der Nähe eines männ-
lichen Wesens, da sie noch nie mit einem Jüng-
linge allein gewesen war, den Muth hatte, zu
sprechen oder ihre Blicke zu dem Unbekannten ein-
vorzuheben. Beglückt würde sich Romuald durch
einen Laut aus diesen zarten Purpurlippen, bese-

ligt durch einen Blick aus diesen züchtig niedergeschlagenen Augen gefühlt haben. Jetzt verkündigte ein Geräusch im Gemache das Erwachen des Greises, Theolinde eilte zu ihm und Romuald, den Dank des Geretteten meidend, verlor sich in die Gebüsche eines waldigen Hügel.

Von diesem Augenblicke an war alle Nähe von Romuald gewichen; in jeder duftenden Blume, in jedem Schmelze der Ratten, in jeder glänzenden Welle des Baches sah er nur Theolindens Bild, das Bild der Einzigen. Die Sehnsucht, sie am andern Morgen wiederzusehen, raubte ihm den Schlaf, und mit dem frühesten Strahle des Morgens trieb es ihn hinaus in Wald und Flur, immer näher zu Theolindens Wohnung. Noch nie hatte ihm das Lied der gefiederten Waldbewohner, noch nie der Lobgesang der steigenden Lerche so herrlich geklungen, noch nie war ihm der Thautropfen in dem Blütenkelche von so glänzendem Krystalle erschienen, noch nie die Sonne so feierlich schön aufgegangen, als an diesem Morgen. Seine Seele war innigst bewegt; er mußte seiner Kinderjahre, seiner Knabenzeit, der süßen Tage seiner reinen Unschuld, seines tugendhaften Wandels gedenken. Thränen flossen aus seinen Augen, eine süße, kindliche Wehmuth rang mit einer unaussprechlichen Wonne in seinem Herzen; er sollte sie ja wiedersehen, sie, die er seit dem ersten Augenblicke mit solch heißer Liebe liebte; es durchfloß ihn die Seligkeit der Hoffnung, von Theo-

dem Granen dachte, beschenkte den Wappner reichlich und verließ, in kurzer Frist zu folgen.

Täglich, schon von früher Morgenstunde bis zur tief herandunkelnden Nacht war Romuald um Theolinden. Er hatte ihr, überwältigt von der Macht seiner Gefühle, schon einige Tage nach seinem Eintritte in ihre Wohnung seine heiße Liebe gestanden und täglich gestand er ihr nun wieder seine Liebe und täglich entzückte ihn das Geständniß ihrer Gegenliebe. Allmählig schwand die Reinheit seiner Empfindungen und seine Sinnlichkeit loderte auf an den unendlichen Reizen der Jungfrau zur immer gewaltigern Flamme. Aber die keusche, engelreine Theolinde wankte nicht auf diesem schlüpfrigen Pfade, wankte nicht in der Tugend und Unschuld. Romuald, nun wieder nur die lockende Stimme der Sinne hörend, versuchte die feinsten Künste der Verführung, in Rabenhorst's Schule und im Umgange mit gewandten Bühlerinnen erlernt, aber an der Jungfrau heiliger Keuschheit scheiterten alle Versuche, und Romuald, verzehrt von der Glut seiner Begierden, ward eine Beute der Verzweiflung. Mit Sehnsucht blickte er nun hin nach dem klugberathenden Freund und es war sein einziges Verlangen, ihm seine Wünsche, Hoffnungen, Zweifel und Befürchtungen mitzutheilen, von ihm Trost, Beruhigung und Lehre zu heischen, um die erdrückende Bürde von der wildbewegten Brust zu wälzen und einen Damm dem Strome namenloser Qualen entgegen

zu legen, die schon so lange sein ganzes Innere zerstörend überflutheten. —

Da kam eines Morgens Rabenhorst überraschend an, und kaum hatte er sich vom Rosse geschwungen, als Romuald mit offenen Armen auf den willkommenen Freund hinstürzte, ihn rasch nach seinem Gemache führte und dort gleich mit seinen Geständnissen begann. Und als er Alles, was tief in der Brust ruhte, dem Freunde vertraut hatte, da flehte er um Rath und Hilfe, um nicht verzehrt zu werden von den lodernden Flammen, die in seiner Brust brannten, seit dem Augenblicke, als er Theolinden sah, seit dem Geständnisse ihrer Gegenliebe, seit der furchtbaren Qual, täglich die bezauberndsten Reize zu sehen, täglich die süßesten Liebesworte von ihren rosigen Lippen zu hören, aber täglich bei der geringsten Aufwallung seiner Sinne zurückgestoßen zu werden von der strengen Tugend, die zwischen dieses Himmelsgebilde und seine glühenden Wünsche wie ein gepyenstiges Wesen mit eisiger Kälte tritt.

„Rein Rath ist — sprach Rabenhorst mit bemessener Anhe und lauernden Blicken — die durch zu strenge Tugend tödende Jungfrau noch in dieser Stunde zu fliehen und am Busen feuriger Frauen und Dirnen die Sprode zu vergessen.“ Da starrte Romuald erbleichend zurück. Sein ganzes Innere sagte ihm, daß bei der Trennung von ihr die wilden Gluthen ihn verzehren würden, die sie in ihm entzündet hatte und daß nur der

Wess' ihres Herzens, vereint mit dem vollen Besitze ihrer Reize, ihm Glück, Ruhe und Befriedigung geben könne. In der Leidenschaft heftigem Ausbruche streckte er die Rechte zum Himmel und schwor, daß Theolinde sein werden müsse, sein um jeden Preis der Erde.

„Welchen Preis setzt die Hartherzige auf die Hingebung ihrer Gunst?“ — fragte Rabenhorst. — Da gestand ihm Romuald, daß Theolinde versprochen habe, seine heftigsten Wünsche zu krönen, aber nur als seine rechtmäßige Gattin, nur anerkannt als Tochter von dem Schirmvogte Hugo von Rüdenslein. Und wie konnte Romuald, der den Stolz und die Ehrsucht seines Vaters kannte, je hoffen, daß er mit einer mittellosen Waise, einer Fremden auf dieser Erde, die ihre Kellern nicht kenne, die keinen Namen habe, an den Traualtar treten dürfe? Diese Vorstellung verbannte alle Ruhe, alle Hoffnung aus seiner Seele und brachte ihn zur Verzweiflung. Mit Heftigkeit warf er sich an seines Freundes Brust und suchte ihn um Hilfe an.

„Dir soll geholfen werden — tröstete der Freund — laß dich nicht an Kleinlichen Vorurtheilen kleben und nicht zu stolz bist, den Sieg über die Epyros nicht ihrem Herzen, ihrer Liebe zu dir, der Macht deiner Schönheit und deines Eindrucks, sondern einem zum Ziele führenden Hilfsmittel verdanken zu wollen. Sieh diese glänzende braune Flüssigkeit — hier zog Rabenhorst eine

Phiole aus dem Busen — ist allein im Stande, deine heißesten Wünsche zu krönen; und dich zum glücklichsten aller Sterblichen zu machen. Wie du mir vertrauest, so losest du, wenn der Dirne Pflegevater zur Ruhe geht, noch manches Stündchen mit der Geliebten auf ihrem stillen, einsamen Kämmerlein. Ich habe aus der Hand des gastlichen Welken eine Flasche wälschen Wein erhalten, welcher, zu süß, zu weibisch für den Gaumen des Mannes, selbst einer Fürstin als himmlischer Trank munden würde. Von dieser Flasche sollst du ihr Kredenzen in der Stunde des traulichen Kosens. Sie wird nippen, dann schlürfen, dann den Krystallbecher in langen Zügen mit Wohlbehagen leeren. Gieße von dieser braunen Flüssigkeit nur einige Tropfen in ihren Becher, und bald wird das sanfte, schmachtende Auge in wilder Glut aufstammen, der volle Busen die keusche Hülle zersprengen, der weiche, üppige Arm dich mit heißem, verzehrendem Verlangen an das glühende Herz drücken und die Liebetrunkene, keiner Wehre mehr mächtig, mit der Wonne höchstem Gefühle deinen Umarmungen sich hingeben. Benutze den ersten günstigen Augenblick, denn hier wird unseres Weilens nicht mehr lange sein.“

Nomuald war noch nicht so tief gesunken, um das Gräßliche, eine Unschuld durch solche höllische Mittel zu worden, nicht in seinem schauerhaften Umfange zu fühlen. Aber die Leidenschaft, die den unglücklichen Jüngling seit seinem Umgange

mit Theolinden unter ihre Zwingherrschaft beugte, hatte seiner Seele alle Kraft zum Widerstande geraubt, vor ihr schwebte nur Ein Verlangen, das unbeschreibliche Verlangen nach Theolindens Besitz, ohne welchen es keine Seligkeit, kein Glück, keinen Himmel mehr für ihn gab, und dieses Verlangen allein belebte die matten Pulse seines Lebens. Er schauderte immer weniger zurück vor dem Gedanken, seine Sinnenglut an Theolindens gemordeter Unschuld zu kühlen; die Leidenschaft, der Schmerz seiner von dem heissesten Sehnen zerrissenen Seele machte allmählig die immer schwächerere Stimme des Gewissens verstummen. Rasch griff er nach der Phiole und barg sie in seinem Busen. Mit dem Lächeln eines Teufels schlich Rabenhorst aus dem Gemache. Romuald, mit der krampfhaft verschlossenen Hand die Phiole noch immer an das wildpochende Herz drückend, saß da in dumpfer Betäubung, Alles um sich her vergessend. Jetzt erwachte er aus seinem tiefen Versinken, er schaute umher, er sah sich allein. Mit einem Angstgeschrei sprang er auf von seinem Bette, sich selbst fürchtend, vor sich selbst erbebend, und stürzte hinab in den Fehlgaden der Herberge, freier athmend im lauten, regen Kreise von Menschen. Er floh Rabenhorsts Nähe, drang sich in die Mitte roher, lärmender Becher und genoss des Weines so viel, daß er bald seinem Lager zutaumelte.

Die Phiole im Busen, in der Hand die Flasche mit Wälschlands süßestem, feurigstem Weine, schlich er mit anbrechender Nacht Theolindens Häuschen zu. Er blickte durch das niedrige Fenster, er sah Theolinden, geschmückt mit allem Zauber der Jugend, Schönheit und engelreiner Unschuld ruhig an ihres Pflegevaters Seite sitzen und traulich mit dem lieben Greise plaudern. Eine geheime Macht trieb ihn von dem Fenster hinweg, weit hinweg von des Häuschens Pforte. Ein Tempel schien ihm der Jungfrau Wohnung zu sein, welchen der entweihende Fuß des Sinnlichen nicht betreten dürfe. Wie von Furien gepeitscht rannte er fort, in wilder Hast das Häuschen umkreisend. Durch zerrissene Wolken goß der Mond sein helles Licht; wunderbarlich war ihm die Himmelsleuchte, er eilte in des Gartens dicht umrankte Laube, um sich zu bergen vor dem klaren Mondlichte. Nahe am Gemache Theolindens lag die Laube; er sah sie, zurückkehrend von dem Geleite des Pflegevaters, ihre Thüre verriegeln, die Leuchte ausblasen und an das Fenster treten. Sie schien ihn zu erwarten, denn leise öffnete sie es und schaute bald in den Garten, bald nach dem Fußpfade zur Herberge hin. Alle Bangigkeit, alle Schauer des Gewissens flohen nun vor dem raschen Andränge der Sinne; er eilte an das Fenster hin und gab der Geliebten seine Nähe kund. Ein nur mit Mühe gedämpfter Ausruf der Freude empfing ihn und

der Bonnetrunkens schwang sich leicht in das Fenster.

Eraulich flüsternd saßen beide, vom Mondlichte hell beleuchtet, auf dem weichen Polsterlager. Romuald bat Theolinden, ihm einen Becher zu bringen, Schnell nahm sie den schönsten aus dem glänzend getäfelten Schranke. Romuald zog seine Flasche hervor, füllte das Krystall und bat Theolinden, von diesem seltenen Lebenssaft zu trinken. Sie schlürfte einige Tropfen und des Wohlbehagens Lächeln war noch süßer als der italische Trank. Es dünkte ihnen, als bewege sich etwas auf der Haustür. Theolinde eilte dahin. Rasch leerte Romuald den Becher bis auf eine Reige, goß in diese einige Tropfen aus einer Phiole und nöthigte die Zurückkehrende unter süßem Gerändel, die Reige zu schlürfen.

Bald stieß des süßen Giftes betäubende Macht durch Theolindens ganzes Wesen, bald rang die weibliche Schamhaftigkeit, vom höllischen Trunke ohnmächtig, nur noch matt in den Armen des Verführers. Weinend entschwebte der schützende Genius, gebrochen lag die süße Blüthe der Unschuld, vollendet war das höllische Werk der Finsterniß, und entweiht, gräßlich vernichtet das schöne Jugendleben Theolindens.

Zu liebend den reizenden Verführer, zu ohnmächtig, selbst schon zu aufgereizt von der eigenen Sinnenmacht, wurde nun jede Nacht ein Zeuge frevelnder Gelüste. Romuald hatte noch nie so

geliebt, noch nie in weiblicher Umarmung solchen, fesselnden Reiz gefunden, als jetzt. Rabenhorsts dringende Ermahnungen, zurückzukehren in die Arme des Vaters und in dieser immer rauhern Jahreszeit die unerträgliche Langeweile des Dorflebens mit den reichen, wechselnden Genüssen des schwelgerischen Mainz zu vertauschen, blieben unbeachtet. Romuald lebte nur in seiner Theolinde. Kein Ueberdruß, keine Gleichgültigkeit, keine Uebersättigung traten ihm entgegen, jeden Tag fand er an der Geliebten einen Reiz der Neuheit und sein Verlangen nach ihren Umarmungen war noch immer so brennend, als in den ersten Aufwallungen seiner Sinnlichkeit. — „Ziehe hin — sprach Romuald zu Rabenhorst, da dieser in langer, ermunternder Rede den Glauben an eine Ewigkeit der Liebe und des Schmerzes als kindische Träume belacht und dem Jünglinge zugesprochen hatte, aus diesem ermüdenden Einerlei sich wieder hineinzustürzen in das bunte, frische Leben — ziehe hin, wo du glaubst, froh und glücklich zu werden. Jenes stille Häuschen umschließt mein Glück, meinen Himmel, mein Alles, denn wisse, daß Theolinde mir heute mit der Scham und der Wonnesüßestem Erröthen gestanden hat, ein Pfand unsrer Liebe ruhe unter ihrem kuscheln, glücklichen Herzen.“ —

„Wie, Theolinde fühlt sich Mutter, und Mutter von dir? — rief Rabenhorst, und sein dunkles Auge brannte auf in wilder Ebe, und heftig zuckte der

häßliche Mund und sein starres, erdfahles Gesicht ward zum grauenhaften Spiegel einer tödtlichen, höllisch wilden Freude — nun da will ich euch schon heute das Hochzeits- und Taufgeschenk überreichen und stracks nach Norvey traben und deinen Vater hierher leiten, damit er sich überschwänglich erfreue in dem Glücke seines Sohnes und in dem Besitze solch einer gar seltenen Schwiegertochter. Gehe hin, mein Romuald und verkündige Theolinden, daß ich nach dem Mittagseimbisse bei ihr zusprechen und sie mit einem wunderbaren Geschenke erfreuen werde.“

Rabenhorst rüstete sich zur Abreise. Als der Imbiß vorüber und der letzte Humpen von ihm auf Romualds glückliche Minne; von diesem auf des Freundes Wohl geleert war, schritten sie, Arm in Arm, Basils Häuschen zu. Dieser, durch Romuald schon von Rabenhorsts Abreise benachrichtigt, harrte mit Theolinden an der Schwelle seines Häuschens und geleitete sie dann in sein bestes Gemach zu freundlicher Bewirthung.

Es arbeiteten Leute nahe am Häuschen im Ackerlande. Diese sahen die Fremden in das Häuschen gehen, sie hörten bald ein Geschrei des Entsetzens, gellende Klagetöne, Ausbrüche der Verzweiflung, schauerliches Achzen des tiefsten Schmerzes und ein brüllendes Gelächter. Die Leute naheten sich voll Erstaunen und Besorgniß

dem Hänschen, da wurde die Pforte aufgerissen, Ritter Rabenhorst sprang mit gräßlichem, weit-schallendem Gelächter an den Staunenden vorüber an die kleine Brücke, winkte seinem vor der Herberge mit den Rossen harrenden Knechte, schwang sich auf und sprengte mit verhängten Bügeln auf der Landstraße dahin.

Im Häuschen ward es immer stiller, so still, wie im Grabe.

III.

In wehmüthig ernster Stimmung saß der Schirmvogt von Korvey, Ritter Hugo von Rüdenstein, auf seinem Gemache. Die hohe silberne Kanne und der vergoldete, mit bunten Steinen und zierlichen Schnörkeln künstlich geschmückte Humpen, voll des edelsten Rheingauers, und die wohlgeordneten, aus Ebenholz und Elfenbein meisterhaft geschnittenen Bilder luden ihn zum Trunk und zum Schachspiele ein, aber der Verdüsterter verschmähte den duftenden Saft der Trauben und hatte den Mönch abweisen lassen, der, ein Meister in dieser geistreichen Erfindung der Chineser, sich täglich zur bestimmten Stunde einfand, um den hochgeachteten Schirmvogt mit diesem liebgeordneten Spiele zu vergnügen.

Jetzt trat Hugo's Leibknappe ein und that dem Gebieter kund, daß ein fremder Ritter vor dem Klosterthore halte und gastfreundliche Auf-

nahme heische. Die Erscheinung des fremden Ritters war dem Schirmvogte willkommen, um die üble Stimmung zu verplaudern und aus dem Leben und Treiben der Welt, die sich schon seit langer Zeit für ihn auf den einfachen Umgang mit den Mönchen beschränkt hatte, so manche neue Kunde zu hören. Er gehot dem Knappen, stracks den Fremden zu ihm zu geleiten und für dessen gute Bewirthung Sorge zu tragen.

Der Ritter, eine hohe, kräftige Gestalt, mit den Furchen des herannahenden Greisenalters in dem blassen, wildbehaarten Gesichte, angethan mit prunkloser Rüstung, trat klirrenden Schrittes in das Gemach, reichte dem Schirmvogt die bepanzerte Rechte und leerte den zum freundlichen Willkommen dargereichten Humpen in langen Zügen. — „Ich heiße Rudolph von Bilmsen, bin ein Thürlinger, ziehe zum Kampfe gegen die Ungläubigen und erbitte mir etwas Imbiß und Wein, da ich nur kurze Zeit hier weilen kann, um noch heute die Herberge am schwarzen Steine zu erreichen und mich dort mit befreundeten Kreuzfahrern zu vereinen.“ — sprach der Fremde mit tiefer, rauher Stimme, legte Helm und Schild, Handschuhe und Schwert auf einen Seitentisch, lüftete den schweren Panzer und nahm, dem Schirmvogte gegenüber, Platz an der Marmortafel. Bald brachte der Leibknappe Imbiß und Wein. Trefflich mundete es dem Gaste, der zum Danke für die gute Bewirthung aus fremden Landen so manche neue

Mähre erzählte und ein recht heiterer, Flug plan-
dernder Geselle war.

„Fürnet nicht, edler Schirmvogt — begann
jetzt Wilmsen, nachdem er den in sich versunkenen
Rüdenstein lange mit scharfem Blicke beobachtet
hatte — daß ich so geradezu nach der Quelle
Eurer Verstimmung forsche, denn Ihr verschmähet
ja den Wein, schenket miriner Rede nur halbes
Gehör und seid fast immer im tiefsten Sinnen.
Vertrauet mir, was auf Eurem Herzen lastend
ruhet, wenn Ihr glaubet, daß Euch mein Rath
oder doch wenigstens ein freundlicher Trost genügen
kann.“

„Es ist die Sehnsucht nach meinem einzigen
Sohne — entgegnete der Schirmvogt mit weicher
Stimme — der von Mainz auszog mit dem Ritter
Berthold von Rabenhorst, um fremde Länder zu
sehen und viele Kenntnisse sich zu sammeln. Diese
Sehnsucht nach meinem Nomuald und die Unge-
wissenheit, wo er ist, ja selbst, ob er noch lebt, lasten
schwer auf dem liebenden Vaterherzen, und ich
würde demjenigen, der mir sichere und frohe Kunde
von ihm brächte, einen guten Theil meiner Habe
willig spenden.“

„Gott wird Euren Sohn geleiten und Euch
schützen, damit es Euch nicht ergehe, wie einem
Rittersmanne geschah, dessen grauenvolle Ge-
schichte ich in der vorigen Nachtherberge von
einem reisenden Harsner vernahm.“

„Erzählt mir diese Geschichte, edler Wilmsen — bat Hugo — damit ich mir aus den Leiden eines unglücklichen Vaters Stärke und Ermuthigung schöpfe, um jenen Leiden, die vielleicht meiner harren, kräftiger die Seele erschließen und mich mit frommer Ergebung in den Willen des Herrn reichlicher ausrüsten zu können.“

„Ihr sollt die grauenvolle Geschichte hören, aber wenn Eure grauen Haare sich sträuben, wenn Euer Herz erbebt und über dem Entsetzlichen zu brechen droht, dann sei auch nur Euer die Schuld, denn Ihr habt es gewollt.“ — So sprach Wilmsen mit ernstem, tieffassendem Blicke und scharfbetonten Worten. Er füllte sich einen frischen Humpen, rückte näher an Hugo und erzählte:

„Es lebt ein Ritter — der Name thut nichts zur Sache, er mag Breitenbach heißen — der durch eine großmüthige Verfügung seines Anverwandten plötzlich aus den Fußblöcken der Armuth und Unbedeutendheit auf den weichen, prunkvollen Teppich des Reichthums und der Macht sich empor schwang. Des reichen, mächtigen Mannes erste Handlung war, ein liebendes, seinem Blute und Herzen nahe verwandtes Paar grausam zu trennen. Die Liebenden überlisteten den Feind ihres Glücks, ihrer Freuden, ihrer Hoffnungen, ihres Lebens. Gerhard entfloß dem Verließe, Helena einer verabscheuten Verbindung, eine wohlgeschirmte Wette nahm sie auf, des Priesters Segen weihte den Bund ihrer Herzen und sie träumten sich einen irdischen

Himmel. Gerhard zog aus, um Rache zu nehmen für Wortbrüchigkeit und Verrätherei. Seine Rache gelang, aber mächtiger als er war sein Todfeind, er wurde gefangen, mit ihm seine Gattin. Helena mußte den Schleier nehmen und bald stand ihr Herz still unter dem zermalmenden Drucke der Trennung von dem heißgeliebten Gatten. Gerhard wurde zum Blutgerichte abgeführt, eine Räuberhorde entriß ihn seinem Geleite.“

„Die Horde kannte Gerhards Muth und seine Schicksale. Sie ernannte ihn zu ihrem Häuptling, Alles hoffend von seiner Verzweiflung über die entrißene Gattin und von seiner Rachsucht gegen ihren Verderber.“

„An der Spitze des tollkühnen, heute, und blutgierigen Gesindels zog Gerhard aus des Forstes wildesten Schluchten zur Befreiung Helena's, zu Breitenbachs furchtbarer Vernichtung. Schon lange war diese gefährliche Bande der Schrecken der Reisenden, wehrloser Klöster und schwachbesetzter Burgen, von verbündeten Rittern verfolgt und befehdet. Jetzt ward es kund, daß der geächtete Gerhard der Horde Häuptling sei, und rasch zogen kaiserliche Mannen in zahlreichen Haufen aus. In einem von hohen Felsen umschlossenen Thale kam es zum Gefechte. Die Räuber kämpften den Kampf der Verzweiflung, sie thaten Wunder der Tapferkeit, aber die feindliche Menge erdrückte sie. Nur einige entrannen, denen es gelang, sich vom Gange an die Felsen.

zacken zu schwingen und an furchtbaren Abgründen hinweg, auf handbreitem Raume, über weitgespaltene Steinmassen springend, die Kuppe der Felsen zu erklimmen."

Unter den Entronnenen war auch der Häuptling Gerhard. Er floh im unwegsamsten Gebirge viele Tage hindurch und stieg erst dann in die Ebene herab, als er sich vor Verfolgung sicher dünkte. Unter seinem Panzerhemde trug er einen ledernen Gürtel, gefüllt mit Gold; es war der gemeinschaftliche Säckel der Räuberhorde, den stets ihr Anführer bewahrte. Dieses Gold war ihm sehr willkommen, denn es gewährte ihm die Mittel, seinen Entschluß, noch Rache zu nehmen an dem furchtbar gehafteten Breitenbach, Helena den Klostermauern zu entreißen und mit ihr in ein fernes Land zu fliehen, wo ihn nicht der mächtige Arm unermüdeter Rache und des strafenden Richters erreichen könne. Von einem fahrenden Ritter, der dem Tode nahe, in einer Waldschenke lag, kaufte er eine vollständige Rüstung und ein stattliches Roß, warb einige Knechte, machte sie beritten und zog nun aus, seiner Rache gegen Breitenbach zu genügen. Aber es gelang ihm nie, den wohlumschirmten Feind, gegen dessen Befehdung er sich zu ohnmächtig fühlte, in's Freie zu locken. Da raubte einer seiner Knechte, der als Pilger verummmt, in Breitenbachs Nähe sich gewagt hatte, dessen Töchterlein. Jubelnd empfing Gerhard die willkommene Beute. Schon zückte

er den Dolch, um das liebliche Kind zu durchbohren, die verstümmelte Leiche dem Vater zu senden und sich an seiner Verzweiflung zu weiden. Des Kindes siegender Liebreiz, noch mehr die dunkle Ahnung einer künftigen, furchtbareren Rache, entwandten den Mordstahl seiner Faust. Er zög mit dem Kinde dahin. Sich von ihm zu trennen; forderte seine Sicherheit. Mehrere Tagereisen vom Raubplage sah er an der Schwelle eines niedlichen Häuschens einen besahnten Mann sitzen, dessen Antlitz das anziehende Gepräge der Güte und der Sanftmuth trug. Rasch war sein Entschluß gefaßt. Er weilte bis zur tiefen Nacht im nahen Walde, schlich sich mit dem Kinde, welches er durch süßen, reichlich gereichten Wein in den festesten Schlaf versenkt hatte, an die Pforte des Häuschens, legte es dort nieder, zerbrach einen goldenen Fingerreif, barg die eine Hälfte im Busen der Kleinen und eilte dann zu seinen Knechten zurück. Stracks wurde aufgebrochen und im raschen Zuge ging es nun dem Nonnenkloster zu, wo seine Helena schmachtete.“

„In einer nahen Felsenschlucht sich lagernd, sandte er seinen vertrautesten Knecht, jenen Räuber von Breitenbachs Töchterlein, auf Spähe in das Kloster. War seine Seele schon früher von Haß und Rachgier gegen Breitenbach tief verwundet, so wurde es jetzt von Wuth und Verzweiflung zerrissen, als ihm der Knecht die Trauerkunde brachte, daß Helena nicht mehr sei. Keines

Entschlusses mächtig, eine wehrlose Beute der allerheftigsten Leiden, lag er mehrere Tage in dumpfer Erstarrung; er verschmähet Speise und Trank, er würde gegen sich selbst gewüthet, sich selbst zerstört haben, hätten nicht seine treuen Knechte ihm die liebeichste Sorge geweiht und durch freundliche Tröstungen seine kraftlose Seele wieder aufgerichtet und ermuntert. Er schenkte ihnen sein Ross und seine Rüstung, theilte alles Gold unter sie, hüllte sich in ein härenes Gewand und pilgerte Palästina zu. Doch bald vertauschte er dort die Kutte mit dem Stahlwams, den Pilgerstab mit dem Schwerte. Ludwig der Heilige, der Heldenführer auf morgenländischem Boden, gab ihm ein wackeres Ross, die Führung eines zahlreichen Fähnleins und zählte den, nicht mehr nach Ehre und Beute, sondern nur nach des Todes eifriger Hand sich sehnenenden Gerhard bald unter die Tapfersten seines Heeres.“

„Im Pilgerkleide lehrte Gerhard wieder auf vaterländische Erde zurück.“ Noch tobte in der tiefsten Höhle seiner Brust der Haß gegen Wreistenbach, aber die Zeit hatte die scharfe, tödende Spitze allmählig abgerundet und es gab schon viele Augenblicke, wo Gerhard ohne Berwünschungen an seinen Todfeind denken konnte.“

„Ohne Beste, ohne Habe, ohne Freunde, noch immer der sich nicht verführenden Gerechtigkeit verfallen, durchpilgerte er Deutschland in rascher Eile, bestieg die Apenninen und trat als Kaiser

bruder in das Kloster Ballombrosa. Nach zwei Jahren ward er Mönch.“

„Gerhard besaß seltene Geistesgaben, durch die er sich vor seinen Genossen auszeichnete, das Vertrauen der Vorgesetzten gewann und bald zu wichtigen Sendungen gebraucht wurde. Er machte weite Reisen, und da er in Geschäften seines Klosters ein volles Jahr zu Paris weilen mußte, so hatte er sich dort in stetem Umgange mit den gelehrtesten Männern zu einer geistigen Höhe aufgeschwungen, welche ihn weit über alle Mönche seiner Genossenschaft erhob.“

„Was sein Geist gewann, verlor seine Seele immer mehr, denn der Friede, die Ruhe, die Ergebung und die Menschenliebe hatten schon allmählig auf milden Schwingen in seine verödete Brust sich gesenkt, aber sie begannen nun zu fliehen vor dem giftigen Hauche des Hasses und der Rachsucht, dieser gräßlichen Furien, die sich die Seele des Unglücklichen zu ihrem verpesteten Aufenthalt zu wählen begannen.“

„Es war nicht Einer der Mönche in dem stillen, einsamen Ballombrosa, dessen Herz in reiner, brüderlicher Liebe, in schöner Vergessenheit erduldeten Unbilden, unter den Segnungen verzeihender Großmuth und wohlthuender Vergeltung schlug. Gerade die Mönche dieses Klosters schienen von Einem Geiste beseelt zu sein, von dem höllischen Geiste glühender, unversöhnlicher Rachsucht. In den Stunden, die der Erholung und

traulichen-Gesprächen gegönnt waren, traten sie zusammen zu drei und drei, oft in zahlreicherer Gesellschaft, und dann erzählte jeder, was er, noch wandelnd unter den Weltleuten, von Freunden und Feinden dulden mußte, wie schwer verletzt, wie tief gekränkt er sich noch immer fühle und wie sehr er nach Rache verlange. Dann erzählte ein Anderer, wie er sich gerächt habe, und je besonnener, je furchtbarer diese Rache war, desto mehr huldigten ihr diese Scheinpriester der Wahrheit, Liebe und Demuth, diese nur von der heftigsten Leidenschaft des Hasses und der Rachsucht beherrschten Verkündiger der heiligsten, mildesten Worte des Herrn.“

„Auch Gerhard erzählte sein Leben. Und als er geendigt hatte, trat einer der Mönche hervor und eröffnete den übrigen, daß er gerade zu jener Zeit, als Helena in das Kloster geschleppt wurde, dort als Beichtvater gestanden habe. Schauderhaft war das Gemälde, das der berebte Mönch von Helena's Leiden so ergreifend aufstellte. Jedes Wort war ein heißer Strom der Rachgierde, der mit seinen versengenden Fluthen in Gerhards blutende Brust floß. Zerrüttet bis in die tiefste Tiefe seiner Seele athmete er jetzt nur Rache. Er ging bei Nacht in die Zelle des Mönchs und dieser mußte ihm jedes Wort, jeden Seufzer, jede Klage, die er von Helena's Lippen gehört hatte, in unzähligen Wiederholungen sagen. Von den heftigsten Leidenschaften beherrscht, nur mit Mühe

den lauten Ausbruch furchtbarer Wuth hemmend, wankte Gerhard aus der Zelle des Mönchs. Am andern Morgen war er aus dem Kloster verschwunden.“

„Einen scharf geschliffenen Dolch in dem klösterlichen Gewande verborgen, fest entschlossen, ihn kräftig zu tauchen in Breitenbachs Brust, stieg Gerhard von den Appenninen nieder und eilte Deutschland zu. In einem weit auslaufenden Forste sich verirrend, stieß er auf eine Siedlerhütte, die unter einem Dome himmelanstrebender Tannen stand. Die Thüre war verschlossen. Er zog an der Glockenschnur, aber kein Siedler erschien. Müde, durstend und hungrig warf er sich in das weiche Moos nieder, der Rückkunft des Waldbruders sehnsuchtsvoll entgegenharrend. Schon dunkelte der Abend heran und noch nahete sich Niemand der Klause. Rismuthig hob er sich von seinem Mooslager, die Hütte zu umgehen und in ihrer Nähe eine Quelle zu suchen. Das kleine Fensterchen auf der Südseite stand offen und ein Blick durch dasselbe zeigte ihm die Leiche des Siedlers auf einem Lager von Blättern und Moos. Rasch sprengte er die morsche Thüre. Schon hauchte die Leiche den Geruch nahender Verwesung aus. Gerhard trug sie in's Freie, fand im kleinen Gemüsegarten eine Schaufel, grub ein Grab und gab den Todten der Erde. Das immer mächtigere Verlangen nach Labung trieb ihn zurück in die Hütte, und nicht achtend die

verpestete Luft, spähet er eifrig nach Nahrung umher. Er fand Brod, getrocknete Früchte und eine Kürbislflasche mit Wein. Sich des willkommenen Fundes freuend, eilte er hinaus, lagerte sich im lüppigen Moose, aß und trank. Jetzt hörte er das Rieseln einer nahen Quelle, badete darin die müden, wunden Füße, lagerte sich an ihrem Rande und war bald von ihrem sanften Geriesel in einen süßen Schlaf eingewiegt.

„Mit dem ersten Strahle der Morgensonne erwachend, wusch er Kopf, Brust und Arme in der krystallinen Quelle, schöpfte einen frischen Trunk und wollte so eben seinen Nachweg wieder antreten, als die unangenehme Vorstellung, in dieser waldigen Wildniß vielleicht noch den ganzen Tag ohne Labung umherirren zu müssen, ihn bewog, die Klause nach Nahrungsmitteln zu durchforschen. Schnell trat er in die Hütte, fand aber nichts als getrocknete Früchte und Wurzeln. Sein Blick fiel auf ein Thürrchen, welches seiner Lage nach einen Keller oder eine Vorrathskammer schließen konnte. Hastig war sie geöffnet und Gerhards Staunen das größte, als er in einer Vertiefung unter Strohmatten eine vollständige Ritterrüstung hervorzog. Mit dem Erstaunen paarte sich eine mächtige Freude, denn er fand in der grünen Leibbinde einen Säckel mit vielen Goldgülden. Das Pilgerkleid mußte bald der ritterlichen Hülle weichen, und nicht mehr auf den Wanderstab sich stützend, schritt der Mönch von

Ballombrosa, in einen stolzen, wohlgerüsteten und reich ausgestatteten Ritter umgewandelt, mit dem Speere in der kräftigen Faust durch den Forst dahin, dessen Ende er bald erreichte und mit ihm die Landstraße. In mäßiger Entfernung fand er ein Dorf mit einer Herberge, ihm sehr willkommen, um sich kräftig zu laben und ein Roß zu kaufen. Er fand guten Imbiß, kaufte um einen mäßigen Preis einen tüchtigen Gaul, wohlgezäumt und wohlgefättelt, ließ sich den Weg nach seinem Ziele genau angeben und trabte nun rasch auf der Landstraße fort."

"Mit dem dunkeln Abend in eine Stadt einreitend, schlenderte er in den Straßen umher, hörte auf abgelegener Stelle Waffengellier, entriß einen muthigen Jüngling den Dolchen der Meuchelmörder, ging mit ihm zum Bechgelage und — war außer sich, als er in dem Veretteten Breitenbachs Sohn fand."

"Nicht des Jünglings Schönheit, nicht sein gebildeter Geist, seine Herzensgüte, seine Unschuld konnten den Rachgierigen mit seinem Todfeinde, mit sich selbst, mit der Menschlichkeit wieder ausöhnen; all das fürchterliche Gift des Hasses und der Rachgierde, welches die eigenen erlittenen Leiden in seine reizbare Seele gegossen und die rachsüchtigen Mönche mit ihren unmenschlichen Aufregungen aus allen Fugen seines Innern unbegreifbar hervorstrudeln machten, brauste nun auf in ihm mit erneuerter Kraft, und in seinem wild-

entflammten Herzen gestaltete sich der feste Entschluß, diesen unschuldigen Jüngling aus seinem Himmel voll Tugend, Seelenruhe und Glück herabzureißen in den verpesteten Schlamm des Lasters, der geistigen und körperlichen Vernichtung, und die wildbrausende Flamme seiner Rachsucht mit den Thränen des trostlosen, verzweifelnden Waters zu löschen."

"Der Jüngling hatte Lust zu reisen und Gerhard wurde sein Gefährte. Alles, was die jugendliche Einbildungskraft erhizen, die Bande der Tugend und Unschuld locker machen und die Freuden der Welt, ein Leben voll sinnlicher Genüsse mit den anziehendsten Reizen schmücken konnte, erschöpfte allmählig der gewandte Verderber, und immer mehr siegte die listige Verführung und bald erntete sie die wuchernden Früchte ihrer verderblichen Rüge. In den Armen eines wollüstigen Weibes ging des Jünglings Schamhaftigkeit und Unschuld zu Grabe. Der Unglückliche wurde der Mörder seines Nebenbuhlers. Die Treulosigkeit der so heiß Geliebten, der so treu Gewählten hatte das Herz des Betrogenen mit dem giftigsten Hasse gegen die Menschheit erfüllt. Sein Inneres war zerspalten, er achtete die Tugend nunmehr als ein Hirngespinnst, als eine Kinderpuppe, und stürzte sich in die stürmischen Wogen der Schwelgerei und ungezügelter Sinnlichkeit. Jede Blüthe der Unschuld zerknickte er mit frecher Hand, lachte der Verzweifelten und verführte dann durch den

hauber seiner Gestalt und die Macht seiner betäubenden Rede und seiner aufregenden Liebkosungen so manches blühende Weib, das bisher an der Seite eines edlen Gatten heiter und glücklich durch das Leben gegangen war, aber jetzt eine Beute der Gewissensbisse, zerfallen mit dem Frieden ihrer Seele, mit allen Hoffnungen und mit allem Glücke im zerstörenden Gefühle ihres Verbrechens dem frühen Grabe zuwelkte.“

„Dahin wollte Gerhard das Opfer seiner Nachsicht haben. Mit geheimem Entzücken sah er den Unglücklichen täglich umstrickter von den festen Banden der Sünde, täglich sich hinneigender zu jedem Laster. Aber das Gräßlichste sollte noch gethan werden. Die Reise führte den verkappten Mönch und den Jüngling in ein reizend gelegenes Dörfchen. Das Dörfchen mit seiner lieblichen Umgebung schien Gerhard so bekannt. Die wildeste Freude durchzuckte seine Seele, als er nicht mehr zweifeln durfte, daß jenes, so freundlich aus einer Umgürtung gründer Bäume hervorblickende Häuschen das nämliche sei, an dessen Schwelle er Breitenbachs geraubte Tochter niedergelegt hatte. Er sah die Geraubte. Das Kind war zur Jungfrau herangereift, die durch die Fülle ihrer unbeschreiblichen Reize selbst in seinem, für die Liebe erstorbenen Herzen eine heiße Begierde entzündete. Er gab dem Jüngling Gelegenheit, die Reizende zu sehen und entfernte sich dann auf mehrere Tage, um den Jüngling sich selbst zu

überlassen, überzeugt, daß die bezaubernde Schönheit der Jungfrau den Reizbaren mit unendlicher Liebe begeistern und bald diese Liebe zur vergehrenden Flamme der Sinnlichkeit sich gestalten werde."

„Was der tiefblickende Menschenkenner sich selbst gesagt hatte, war zur vollen Wirklichkeit geworden. Bei seiner Rückkehr fand er den Jüngling von Verzweiflung gesöltert, eine Deute der brennendsten Wünsche, kraftlos ringend mit den mächtigen Hemmungen seines unbezähmbaren Verlangens. Des Gleichmuths starre Kälte auf dem eisigen Gesichte und die Flamme des wildesten Entzüdens in der jauchzenden Seele, gab Gerhard dem sinnengefesselten Jüngling das Mittel zur Erreichung seines verbrecherischen Strebens. Gebrochen wurde die süße Knospe der Unschuld, das Verbrechen mit unersättlicher Lust erneuert und bald warf sich der übergläckliche Jüngling an die Brust seines Verführers und gestand ihm mit jubelnder Stimme, mit des Entzüdens höchster Trunkenheit, daß seine Geliebte sich Mutter fühle und daß er noch heute seinem Vater durch einen Eilboten sein Glück und den unerschütterlichen Entschluß seiner baldigen Vermählung mit diesem, allein ihn beglückenden Wesen ankündigen werde."

„Nun hatte die grauenvolle Stunde der allerheißesten Rache geschlagen. Gerhard ging mit dem Jünglinge zu Agnes und ihrem Pflegevater. Mit dem erschreckenden Lächeln eines höllischen

Geistes reichte er die Hälfte des Ringes Agnes hin und bat sie, die Hälfte des andern, welchen man in ihrem Busentuche gefunden haben müsse, herbeizuholen. Schnell brachte die Arglose das Verlangte. — „Ich war es — sprach er mit dumpfer, schauerlicher Stimme — der dich deinem Vater raubte und an der Schwelle dieses Häuschens niederlegte. Hier brach ich den goldenen Reif und theilte ihn zwischen dir und mir, einst zum Wahrzeichen des geschehenen Raubes. Du bist Breitenbachs Tochter, dieser Jüngling ist Breitenbachs Sohn und die gräßliche That der Blutschande ruft über euch ihr furchtbares Wehe!“ —

„Erstarrt im entsetzlichen Gefühle blut-, schändender Verbrechen stieß Agnes ein gellendes, schauerlich und weiterschallendes Geschrei aus und sank ohnmächtig nieder; der Jüngling, plötzlich ernüchtert von jedem Sinnenrausche, nur das schauerliche Wehe der himmelschreienden That hörend, stürzte bewußtlos an die Seite der geschändeten Schwester und, die zitternden Arme um die Säule des gewölbten Gemaches schlingend, starrte der Pflegevater mit erlöschenden Augen und geisterbleichem Antlitz auf die Bewußtlosen hin, vor Schrecken und Entsetzen in des Jammers herzzerreißendes Wimmern ausbrechend. Da lachte der Mönch von Vallombrosa mit dem brüllenden Gelächter der Hölle auf, labte sich an dem Anblicke der Opfer seiner Nachsucht, gedachte mit teuflisch-

schem Entzücken der Verzweiflung des Vaters dieser Unglücklichen, schwang sich auf sein Ross und sprengte in wilder Hast davon.“ —

„Nur bis zur nächsten, in mäßiger Entfernung liegenden Herberge — schloß der Ritter Rudolph von Wilsen seine grauenvolle Erzählung — ritt Gerhard. Hier nahm er Wohnung, einer Kunde von dem Erfolge der geübten Rache entgegenhaltend. Schon am zweiten Tage verbreitete sich die wahre Botschaft, daß Agnes aus ihrer Ohnmacht nicht mehr in das Leben zurückgekehrt sei und der verzweifelte Ritterjüngling an ihrem Sarge sich in sein Schwert gestürzt habe.“

Rädenstein.

Fraun, edler Ritter, Ihr habt nicht wohlgethan, mir eine Geschichte zu erzählen, die auch den Gefühllosesten schmerzlich ergreifen mußte. Ich bin Vater, und dieses Vaterherz durchzittert täglich der Schmerz um eine geraubte Tochter und die erbängende Frage, ob sie noch lebe, tugendhaft und glücklich, oder verführt und elend sei; ich habe einen Sohn, einen edlen, verständigen Jüngling, geschmückt mit reinen Sitten, Tugend und Gottesfurcht, aber schon lange bewegt er sich, fern vom wachenden Vaterauge, im bunten Kreise fremder Menschen, einer anziehenden, gefährlichen Welt, im traulichen Umgange mit einem Manne, dessen Geist und Erfahrung mir hoch gerühmt wurden, aber in dessen Seele mein prüfender Blick

nie drang. Schmerzlich hat mich Eure Rede erschüttert, und hätte ich nicht das Vertrauen, daß mein Nomuald nicht abgleiten werde vom Wege des Guten und daß Gottes schützende Hand auf ihm ruhe, so möchte wohl mein erschüttertes Herz nicht zu beben aufhören, bis Nomuald, rein und unbescholten, stark in der Tugend und der Frömmigkeit, in das Waterhaus zurückgekehrt sein würde. Man behauptet, daß das Waterherz in der Todesstunde nichts als Verzeihung für ein verirrttes Kind habe, aber wäre mir das furchtbare Loos beschieden, meine Tochter als ein gebrochenes Opfer höllischer Verführung, meinen Sohn als einen verbrecherischen Lüstling zu wissen, so hätte ich nicht die Kraft, zu verzeihen und zu segnen. Ich würde die unglückliche Tochter beweinen, den verbrecherischen Sohn verfluchen und dann unter den Zerstörungen des Schmerzes und der Verzweiflung mein Leben aushauchen.

Wilmfen

(rasch aufstehend und dicht vor Hugo tretend, mit starrem, furchtbarem Blicke).

Nun so beweine, verfluche und stirb in Schmerz und Verzweiflung, denn dieser unglückliche Breitenbach bist du, diese mit dem Verbrechen der Blutschande Hinübergangenen waren deine Kinder, und dieser Mönch von Ballombrosa — bin ich. —

„Hohensfeld, gräßlicher Hohensfeld!“ — wimmerte Hugo — und sank erstarrend in den Lehns-

stahl zurück.“ Das Gefühl gesättigter Rache in der entmenschten Brust, blickte Hohenfels auf das zerstörte Opfer seiner gräßlichen Rache mit wildfunkelndem Auge, enteilte dem Gemache, schwang sich auf sein Ross und sprengte in stürmender Hast dahin.

Als Hugo's Leibknappe, den Gebieter zur Tafel des Abtes ladend, in das Gemach trat, starrte er mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Hugo's Lebenspulse hatten aufgehört zu schlagen. Umrauscht von des Todes kaltem, eisigem Flügelschlage war er hinübergegangen im Augenblicke des vernichtenden Schmerzes, aber das heitere Lächeln auf dem sanft erbleichten Antlitz, die an der Wimper perlende Thräne und der Hände frommes Falten sprachen laut, daß der Sterbende seine unglückliche Tochter und seinen verirren Sohn beweint, daß er seine Kinder gesegnet und für sie gebetet habe.

Bei dem Verleger dieses ist erschienen und
in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Gräfin als Amazone, oder das blutige
Haupt; Wahrheit und Dichtung aus dem
letzten Polenkriege. Mit einem Portrait.
1 Rthl. od. 1 fl. 48 kr.

Das Erscheinen dieses Romans erregt bei dem
ungemein großen Interesse der handelnden Perso-
nen und der sich darin häufenden Menge höchst
abentheuerlicher Ereignisse, so wie durch die ge-
lungene geniale Erzählungsweise bereits die allge-
meine Aufmerksamkeit.

Polens letzte Anstrengungen für Nationallität
und europäische Freiheit, oder zusammen-
hängende Darstellung des polnischen Hel-
denkampfes seit dem 29. November 1830
bis zur Wiedereinnahme von Warschau
durch die Russen am 7. September 1831.
Mit einem Anhang, enthaltend die voll-
ständige Geschichte Polens von seiner Ent-
stehung an. Den Freunden dieses helden-
müthigen Volkes gewidmet von D. F. H.
Ungewitter. Nebst Chlopicki's Portrait. 12.
in Trauerumschlag. 1½ Rthl. od. 2 fl. 24 kr.

Wenn die Genien der Freiheit, Menschlichkeit
und Gerechtigkeit ihren Blick weinend auf ein
Volk heften, das Europa durch das Unglaubliche
in Staunen setzend, weniger der Gewalt der
Waffen, als der auch hier endlich erwachenden
Sympathie der Uneinigkeit und Verrätherie erlag, so
muß dem denkenden Erdenbürger, der nicht nach

den Erfolgen urtheilt und richtet, die Geschichte dieser letzten Anstrengungen ewig denkwürdig bleiben. Vorstehendes Werk stellt solche mit furchtloser Unparteilichkeit in einem so zusammenhängenden und abgeschlossenen Ganzen historisch auf, daß es schon dieses Vorzugs wegen über allen bisherigen fragmentarischen Erscheinungen steht.

Zuchthaus und Rabenstein. Eine Gallerie merkwürdiger Verbrechen. Aus Criminalacten gezogen von J. K. v. Train., 1stes Bändchen. Mit 1 Titelfupfer. 8. 1 Rthl. od. 1 fl. 48 kr.

Menschen von ausgezeichnete[r] Tugend und von seltener Verworfenheit gleichen sich darin, daß sie beide das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen und zu psychologischen Beobachtungen führen. Die vorliegende, mit vielem Fleiß und Auswahl aus bisher noch weniger bekannten Criminalfällen gezogene Schrift bestätigt dieser Erfahrung auf's Neue und zeigt, bis zu welchen Extremen der Mensch sich durch seine Leidenschaften führen läßt und wie grausam sich Uebelthaten oft gegen alle menschliche Berechnung an ihren Urhebern rächen. Sie belehrt und unterhält und bei der Wahrheit der Thatfachen, bei der Lebendigkeit des geistvollen Vortrages erhält sie den Leser um so mehr in fortwährender Spannung, als durchaus nichts Langweiliges und Gleichgiltiges aufgenommen ist.

Carl Ludloff, thüringische Sagen und Volksmärchen. Nebst dem Prospect des Kopenhäuser's. 8. 1 Rthl. od. 1 fl. 48 kr. (Diese Schrift hat bereits in der Leipz. Sitzg. 1823. Nr. 276 gerechte Anerkennung gefunden. Vergl. Jen. Sitzg. 1823. Nr. 220.)

Mit der Gemüthlichkeit und Popularität eines Rufs und bei Webers führt uns der Verfasser in die Phantasien des Mittelalters und gewährt uns durch Stoff und Darstellung eine angenehme Unterhaltung. Wenn es auch nur größtentheils Sagen und Märchen sind, die er uns übergibt, so hat doch sein Werkchen für Alterthumsforscher, die hier auf jeder Seite die Spuren des fleißigen Sammelns und Forschens finden werden, ein ganz besonderes historisches Interesse.

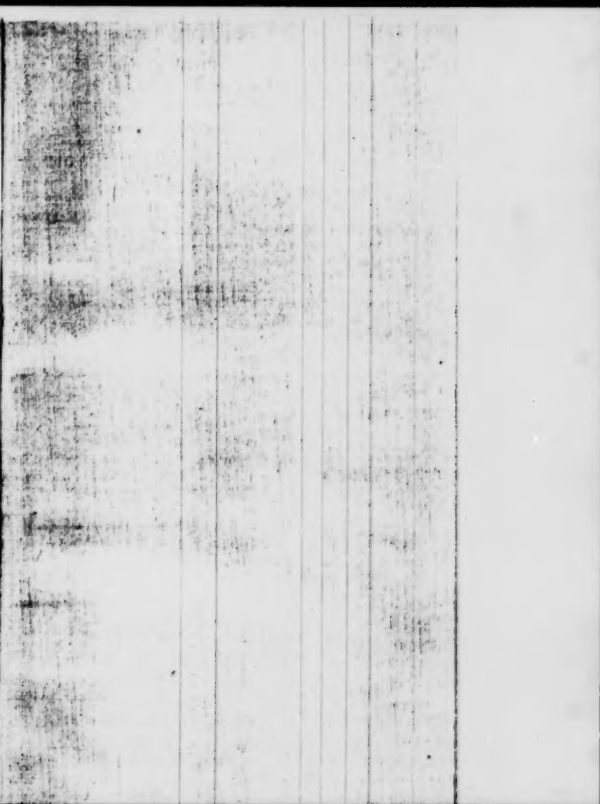
Die Wasserbrüder oder das Mädchen des Eilandes. Eine Geschichte aus der Griechischen neuestem Freiheitskampfe, von Victor Ducange, deutsch bearbeitet von Fr. Gleich, 2 Theile. Schreibpap. 8. 1½ Rthl. od. 2 fl. 42 kr. (Dem Recensenten in der Jen. Litztg. 1825, Nr. 166 gefiel dieser Roman so wenig, daß es ihm unmöglich wurde, den ersten Band durchzulesen — dagegen behauptet der in Beck's Repertor. 1826. II. 4, daß die Begebenheiten dieses Romans — der hier mit keinem Worte getadelt wird — leicht und gefällig verknüpft, angenehm erzählt, daß der verwickelte Knauel der räthselhaftesten Schicksale natürlich und doch überraschend entwickelt seien, und daß überall die Moral ohne Zwang eingestreut sei. — Wer hat nun wohl Recht — doch wohl der, der das Buch erst durchlas, bevor er urtheilte.)

Freunde einer abentheuerlichen Lektüre, voller Handlung und Leben, die mit seltener Unterhaltungsgabe Schlag auf Schlag, Ereigniß auf Ereigniß häuft und den Leser so anregt, daß er sich vor dem Schlusse nicht von ihm trennen kann, daselbst ihren Lesern die interessantesten Kriegsszenen und Schlachtengemälde aus dem Kampfe der Neu-

griechen treu und lebendig schildert, wodurch diese geistreiche Schrift noch einen eigenen geschichtlichen Werth erhält — werden sich durch dieses unterhaltende Buch sehr angesprochen finden und dessen Anschaffung allen Leihbibliotheken mit Grund empfehlen.

Die Gespenster der Nacht oder die Schrecken der Schuldigen. Ein Schauplatz der Frevel, enthaltend in Form historischer Novellen Erscheinungen höllischer Ungeheuer, unheilbringender Truggestalten, mörderischer Kobolde, grauser Gespenster und triefender Blutbühnen. Aus dem Französischen. 2 Bde. mit Kupfern. 8. 1² Rthl. od. 3 fl. 9 kr.

Wer das Schauerliche liebt, wird hier seine Rechnung finden. Die hier vorgestellten Katastrophen sind erschütternd, aber eben dadurch vielleicht dem nach starken Reizen verlangenden Geschmack unserer Zeit willkommen. Die Entwicklung der in Dunkel gehüllten Knoten der Schuld ist oft äußerst überraschend. Eine furchtbare, aber gerechte Nemesis waltet im ganzen Werke und schärft bei ihren Blutgerichten den Grundsatz ein, daß Laster und Verbrechen ihre Hand nie frevelnd ausstrecken, ohne sich selbst zu verlegen, und daß nur das Gute im Reiche Gottes besteht.





Albert Wienke.

~~1915~~ 3701
~~Roslock~~

Wenzel Müll und Wafensepp.

1713

Criminalerzählung

von

H. H. von Train.

Zwei Bände.

Mit zwei Stahlbildern.



Erster Band.

Meissen,

bei Friedrich Wilhelm Goedsche.

1834.

L. GOLDNER

3798



Albert Wienke.

— Rostock —

L. GOLDBERG

OPPELN.

In einem schönen Augustmorgen wurde es in allen Gassen und Gäßchen der kleinen Stadt Birkenrode recht lebhaft und rüthig. Es war aber nicht das rege Treiben des wirkenden Geschäftslebens, das zu dieser Morgenstunde in Birkenrodes Mauern waltete, sondern das Geräusche, das Geplauder, das Hinströmen des Volkes nach Einem Punkte, dem untern Stadthore, bezeichneten ein Ereigniß, dessen Erscheinung eine gar sonderbare Anziehungskraft für die Birkenroder haben mußte, aber größtentheils nur für das gemeine Volk, denn Leute mit Schurzseilen, die Hemdeärmel aufgestulpt, oder erst gar

noch auf der StraÙe, der Eilfertigkeit wegen, die Toilette vollendend, und Frauen und Mädchen, aus der servilen Klasse, eilten, und plauderten und gesticulirten dem Thore zu.—

Mit Befremdung sah Herr Bron, ein Kaufmann aus dem Norden, der in der Nacht hier angekommen, von seinem Fenster im Gasthose zum rothen Hirsch auf das geräuschvolle Dahinwogen der Birkenroder Kleinwelt, die sich bald außerhalb des fernnen Thores verloren und in den ~~menschen~~ leeren Straßen eine fast nächtliche Stille hinterlassen hatte. Um nicht neugierig zu scheinen, wollte Bron bei den Wirthsleuten nicht forschen nach der Ursache dieser Volkswanderung; doch verlangte es ihn sehr, mit dem Gegenstande solch allgemeiner Aufregung bekannt zu werden. Obnehin schon zu einem Frühgange in Birkenrodes liebliche Umgebungen völlig gekleidet, verließ er den Gasthof und nahm seinen Weg nach dem untern Thore.

Ein Geschwirr und Gefumse, als hätten tausend Bienenschwärme sich hier versammelt, tönte ihm außerhalb des Thores aus einiger Entfernung entgegen und bald sah er die plaudernde, schnatternde, um eine nähere Stelle mit gewandten Bewegungen, oder durch der Ellenbogen bohrende Kraft sich bemühende Volksmenge vor einem gewaltigen Thore zusammengescharrt, hinter welchem ein hohes Steingebäude trozig hervorschaute und mit seinen hohen, dicht vergitterten Fenstern, und mit dem riesigen Seitenthurme, aus dessen runden Öffnungen hinter dicken Eisenstäben, bleiche, wildbehaarte Gesichter hervorstarrten, und der Ketten gräßliches Geflirre herauscholl, sich als den abschreckenden Aufenthalt des bestraften Verbrechens ankündigte.

In bescheidener Entfernung von der tosenden, sich drängenden und zankenden Menge stand Bron, und blickte umher, nach einem Manne verlangend, dessen Äußeres doch so

viel versprechen möchte, um auf eine gebildete Unterhaltung rechnen zu dürfen. Jetzt erblickte er einen sehr wohlgekleideten Herrn, der am Zuchthaussthore eilig vorüber ging, einen kalten, fast verächtlichen Blick auf das Volksgewühle warf, und dann langsam auf einem Sandwege fortschritt, der nach einem von Acacien und Pappeln recht anmuthig umschlossenen Kaffeehaus, dem Lieblingsplatz der gebildeten Welt von Birkenrode, führte. Rasch folgte Bron. Außer ihm und diesen Herren, den der Marqueur Herr Amtsrath nannte, waren keine Gäste da, und Beide durch die Verwandtschaft geistiger Bildung sich gegenseitig angezogen fühlend, hatten sie bald im traulichen Gespräche genähert.

Bron hatte über die annehmliche, vielseitige Bildung beurlundende, Unterhaltung des Amtsraths die Volksversammlung vor dem Zuchthause und seine Frage nach deren Veranlassung vergessen, als der Amtsrath nach einer kleinen Pause im Gespräche, die

fen Gegenstand aufgriff und Bron fragte, ob er bereits wisse, welcher ein humaner Actus heute den Birkenroder Plebs vergnüge. Bron verneinte und bat um Mittheilung.

„Seit undenklichen Zeiten“ — erzählte der Amtrath — „herrscht im hiesigen Zuchthaus die Sitte, daß jeder Züchtling bei seiner Entlassung aus dieser Straf-Anstalt mit 25 Stockschlägen regalist, dann von einem der Zuchtknechte an die Schwelle des Hofthores geführt und mit einem derben Fußtritte über selbe hinausgeschoben wird. Diesen zärtlichen Abschied nennt man das Birkenroder-Vergiftmeinnicht.“

„Diese Profanirung des Namens der lieblichen Pflanze“ — lachte Bron — „möchte für Roth und Waldstadt, die Schöpfer dieser sinnigen Benennung, nicht sehr erfreulich sein. Solch ein unsanftes Valet, allensfalls *Gentiana lutea**) benannt, möchte das

*) Bitterwurz.

Serbe des Abschiedes mehr versinnlichen, und den frommen Wunsch aussprechen, daß die Erinnerung mit ihr die Abneigung vor einem künftigen Da Capo tiefe und heilsame Wurzeln schlage.“ —

„Die Reminiscenz an das Lebewohl a posteriori möchte wohl“ — fuhr der Amtrath fort — „auf den künftigen Wandel des Entlassenen von recht günstigem Erfolge sein, wenn sie nicht, wie es größtentheils bei Anstalten dieses Gelichters der traurige Fall ist, schon nach den ersten Stunden in dem Meere der Unmoralität und Schamlosigkeit für immer untergehen würde. Aber daß die Behörde den so sehr entehrenden Act, einen entlassenen Züchtling mittelst eines Fußtrittes in sein neues Leben hinaus zu stoßen, und so seiner bisherigen Erniedrigung das letzte Siegel der Schmach und Verwerfung aufzudrücken, noch immer duldet, ist ein recht schlimmes Zeichen unserer Zeit.“

„Hier erlaube ich mir die Bemerkung,“

— fiel Bron ein — „daß der Mangel an Besserung, welcher bei den entlassenen Sträflingen so vorherrschend gefunden wird, ein noch viel schlimmeres Zeichen unserer Zeit ist.“

„Die unverantwortliche Schuld daran“ — eiferte der Amterath mit gerechtem Zornen — „geht allein von jenen Staatsbeamten aus, in deren Macht es liegt, Zuchthäuser so einzurichten, daß sie, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, nicht bloß Straf-, sondern auch wirkliche Besserungsanstalten werden. In England wurde zu Bury, in der Grafschaft Suffolk, schon 1589 ein Zucht- und Arbeitshaus errichtet, und in den Jahren 1595 und 96 folgten diesem Beispiele die gewerbfleißigen und speculativen Niederländer, die uns Deutschen, wie in vielen andern Dingen, so auch darin zum Vorbilde wurden, nicht nur die Kräfte und Fähigkeiten selbst böser und verdorbener Menschen zu nützlichen Zwecken zu verwenden, sondern auch auf eine heilsame Umge-

staltung ihrer Ansichten, Principien und Handlungsweise, größtentheils sehr erfolgreich einzuwirken. Zu Amsterdam wurden in dem Zuchthause für männliche Sträflinge eigene Classificationen nach Alter, Charakter und größerer oder minderer Bedeutung der begangenen Verbrechen eingeführt, so wie auch in der weiblichen Strafanstalt. Diesem schönen und wirkungsvollen Vorbilde nachzukommen, ist in unsern Zuchthäusern bisher nicht das mindeste geschehen. Leider zeigt uns immer die Erfahrung, daß unsere Zuchthäuser, wenn sie nicht schlimmer machen, doch nur wenig moralische Besserung bewirken. Und warum? Weil man den noch nicht ganz verderbten, vielleicht bloß leichtsinnigen Sträfling mit dem größten Verbrecher sowohl bei der Arbeit, als in den Erholungsstunden gemeinschaftlich zusammenleben, ja selbst das Nachtlager theilen läßt. Da wird der junge Verbrecher von den ältern und erfahrenern auf das genaueste unterrichtet

und verläßt meistens die Strafanstalt als ein der bürgerlichen Gesellschaft doppelt gefährliches Mitglied. Äußerst selten wird man einen sehr verwegenen, listigen, gewandten Dieb, einen berühmten Räuber oder Mörder finden, der nicht früher vielleicht mehr als ein Mal Zuchthausstrafe erduldet hat. Die Einführung der Religionübungen in den Strafanstalten ist höchst löblich, doch lehrt uns die Erfahrung, daß selbst die eifrigsten Bemühungen der Zuchthauspriester nur selten bei Einem oder dem Andern Besserung bewirkten, so lange sie in vermischter Gemeinschaft leben. Meiner Ansicht nach ist das einzige Mittel, größere Immoralität in den Anstalten selbst, und die Folgen derselben, wenn die Sträflinge entlassen werden, zu verhüten, daß man jede solche Anstalt in das eigentliche Zuchthaus, worin der wahre Auswurf der Menschheit verwahrt wird, und in das Besserungshaus für junge, in der Seelenverdorbenheit nicht zu weit vorgeschrittenen Sträflinge theilt.

schrittene, des Sinnes für Selbsterkenntniß, Reue und Bekehrung noch mächtige Verbrecher abtheilt."

„Selten verläßt ein Züchtling die Strafanstalt im Besitze einiger Baarschaft" — bemerkte Bron — „und gerade der Moment seiner Entlassung ist der entscheidende für seine physische und moralische Existenz. Von Gelde ganz entblößt, bleibt dem entlassenen Züchtling, wenn er nicht ein eigene Vermögen besitzt oder auf die Unterstützung der Verwandten rechnen darf, nur die Alternative, zu betteln, oder zu stehlen, da es für ihn, wenigstens in der ersten Zeit nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause, sehr schwierig ist, bei der, leider mit Recht so tief eingewurzelten Abneigung gegen frühere Züchtlinge, Unterkommen und Unterhalt zu finden." —

„Ehre, dem Ehre gebührt" — fuhr der Amtsrath in seiner Mittheilung fort — „Ist der größte Theil der Birkenroder auch roh

genug, sich an dem Anblicke der Valetthiebe und des zarten Vergifmeinnichts, womit der Austritt eines Züchtlings zur Schande der Humanität setirt wird, mit großem Gaudium zu ergötzen, so tritt gleich nach dieser barbarischen Gemüthsergötzung eine Wohlthätigkeit ins Leben, welche schon vielen entlassenen Züchtlingen, die als gebefferte Menschen in die bürgerliche Gesellschaft zurück kehrten, ein Sort für sich und für ihre Nachkommen begründet hat. Es herrscht hier nämlich die Sitte, von der Schwelle des Zuchthausess hinweg jeden entlassenen Sträfling in ein Wirthshaus, beziehungsweise recht bildlich genannt: „zur lustigen Erledung“ unter Gesang und Gejauchze zu führen; eine Auszeichnung, welche der Janhagel, den Freigewordenen dicht umringend, für keinen Preis hingeben würde. Drei Tage wird der Entlassene von den Eigenthümern des Gasthofes unentgeltlich bewirthet, der aber auch dabei seine gute Rechnung findet,

Da drei Tage und Nächte hindurch sein Haus übervoll und der Tummelplatz der Schwelgerei und Verschwendung ist. Außer dieser Bewirthung empfängt der Entlassene von allen Einwohnern des Städtchens Geldgeschenke und diese Spenden werden in der Regel so reichlich gegeben, daß mancher entlassene Sträfling in Besitze von einigen hundert Thalern Birkenrode verließ. Es sind nun schon einige Jahre hinüber gegangen, ohne daß unser Johann Bul das gemüthliche Gaudium der Darreichung eines Vergißmeinnichts genoß, und ich bin daher überzeugt, der Empfänger des heutigen Angebindes werde sich einer sehr splendiden Reisegehrung erfreuen dürfen."

"Der liebe Himmel gebe" — schloß Bron auf der Rückkehr ins Städtchen den besprochenen Gegenstand — „daß eine warnende Erinnerung an die Schmach und das Jammerleben des Zuchthauses den Freigewordenen immer warnend zur Seite stehe und

auf dem entarteten Böglinge des Lasters und der Verbrechen den achtbaren Schüler der Tugend Pflichterfüllung und Gottesfurcht gestalte.“

In der „lustigen Erbsung“ tobte ein tolleres und bunteres Leben, als Name und Aushängeschild dieses Lummelplatzes frisch erzugener Freiheit bezeichneten. Hinter aufgethürnten Schüsseln voll leckerer Gerichte und einer gewaltigen Batterie von Bier-, Wein- und Brantweinflaschen, saß Wenzel Müll, der entlassene Buchtling, in stattlicher Kleidung, einem Geschenke des mildthätigen Dollschreibers, und maß mit gierigen Blicken bald Schüsseln und Flaschen, deren lockenden Inhalt er zur Entschädigung für die schmalen Bissen der zweijährigen Zuchthausbüßung gar zu gerne auf einmal verschlungen hätte, bald ruhte sein feuriger Blick recht wohlgefällig auf der großen Zinnschüssel, die sich mit schönen blanken Geldstücken, von wohlthätigen Händen gespendet, immer reichlicher füllte.

Ein dichter Kreis von Gästen, beinahe ganz aus der niedrigsten Volksklasse, auf Stühlen und Bänken, in roher Stellung gelagert, umschloß den Gefeierten, die Bierkrüge in den gewaltigen Häusten und mit fast unzügelbarer Sehnsucht dem Augenblicke entgegen harrend, wo der werthe Gast seinen ausgegorgelten Leibe gütlich genug gethan und Lust und guten Willen habe, seine Lebens- und Zuchthauschicksale dem höflichen Auditorium gar ausführlich mitzutheilen.

Bis zur schmerzlichsten Betrübniß sah dieses, selbst bei den unsinnigsten Aufschneidereien und dem lächerlichsten Geprahle zum treuherzigsten Glauben immer willige Auditorium sich in seinen süßesten Erwartungen getäuscht, denn Müß hatte in seinem Lodenwenger von den köstlichen Gerichten sich so übergelassen angesackt, daß es ihm an dem nöthigen Athem zur Herzensergießung in gar aufrichtiger und wahrheitsvoller Mittheilung seiner harten, jedoch ganz unschuldig erdul-

deten Leiden gebracht, und dieses kräftige Bier, dieser geistreiche Wein und dieser gar zu liebliche Doppelmanier mundeten ihm so vortreflich und so lange, bis er aus den höhern Regionen seiner süßen Begeisterung sinn- und wortlos unter den Tisch und zu den Füßen der getäuschten, fluchenden Umgebung sank. —

Man tröstete sich auf den zweiten, auf den dritten Tag. Umsonst. Müß fast ununterbrochene Trunkenheit vernichtete gar grausam ~~jede Hoffnung~~, in seine Fata eingeweiht zu werden, und ehe der Morgen des vierten Tages angebrochen war, zog Müß, durch einen zwölfstündigen Schlaf ernüchtert, und eine wohlgefüllte Geldkase um den Leib, auf der in seinem Laufzettel vorgeschriebenen Landstraße seiner Heimath zu, nachdem er noch den Wirth zum Gratiale für Pflege und Beherbergung ein bißchen bestohlen hatte. —

Wenceslaus Müll, aus Deutschböhmen gebürtig, der Sohn eines Wafenmeisters, und schon im zwölften Lebensjahre elterns- und vermögenslos, wurde von seinem, tief im Gebirge hausenden Vetter, auch einem Wafenmeister, aufgenommen und in seinem Gewerbe wohl unterrichtet, noch besser aber im Bildschießen und in jeder Art von Gaunerei.

Dem fünfzehnjährigen Müll wurde das beschränkte Gaunermwesen innerhalb des Umkreises einiger Meilen zu einfach, zu niedrig. Nach etwas Hohem, nach einem Aufschwunge unter berühmtesten Ausübern seiner freien Kunst, verlangte der Tollkühne.

Von dem Vetter noch mit einem Reichtume guter Lehren ausgerüstet, worunter die: sich nie ertappen zu lassen, und, wenn man ertappt würde, aufs hartnäckigste zu läugnen, zog er dahin, von Land zu Land, von Gaunern zu Gaunern, und kehrte nach sechs Jahren zu dem Vetter zurück, nicht mehr

mehr als ein armer Fußwanderer; sondern auf einem recht hübschen, mit zwei stattlichen Pferden bespannten Korbwagen, der eine mit geraubten Gelde und Gute reichlich gefüllte Kiste barg.

Gleich nach der Rückkunft hatte Wenzel dem Vetter die Meisterei abgekauft und mit diesem zur nunmehrigen recht thätigen Gaunerei, zum Wildschießen, Einbrüche und Straßenraub ein feierliches Schutz- und Trug-Bündniß geschlossen.

Einige Monate nach dieser, für die bürgerliche Gesellschaft so gefährlichen Vereinnung starb des Veters Weib, das bisher die Hauswirthschaft geführt hatte. Rüss Verhältnisse foderten nun, daß er sich verheirathe. In jenen Zeiten durfte der Wassenmeister nur auf die Hand einer Dirne Rechnung machen, die ihm ebenbürtig, das heißt, auch aus einer Wassenmeisterfamilie war. Rüss, ein wohlgebauter, junger Mann, im Besitze eines Anwesens und eines Erwer-

beß, wodurch er unter sehr vielen seines Standes auf einer Stufe empfehlender Bedeutung stand, würde wohl ohne vieles Suchen und ohne Schwierigkeiten eine ihn ebenbürtige, wohlgestaltete, wirthliche Hausfrau gefunden haben. Aber, eine zu finden und an seinen Heerd zu führen, die zu seinen Gaunereien, zu Diebstahl und Raub, zu einem Leben voll Gefahren und Verbrechen, das ihr doch nicht leicht hat verheimlicht werden können, ~~geschwiegen~~, ~~ja~~ selbst daran regen Antheil würde genommen haben; das war eine um so schwerer zu lösende Aufgabe, da die wenigen Wafenmeisterstöchter, welche in einem Umkreise einiger Meilen von Rülls Behausung lebten, die Kinder wackerer Eltern und christlich erzogen waren.

„Alle Hagel, jetzt kommt mir ein kluger Einfall“ — rief der Vetter während eines Gesprächs mit Rüll über dessen Verheirathung, und schlug ihn mit derber Freundschaft auf die Schulter. — „Zwischen Billin

und Edlitz haust ein Kamerad von uns, Niklas Hernberger. Stolz ist der Patron auf sein bedeutendes Anwesen, auf das große Gefälle, wie es vielleicht im ganzen Lande keines giebt, noch stolzer aber auf seine schöne Tochter, das einzige Kind und die einzige Erbin seines ganzen Vermögens. Du bist ein schmucker Bursche, weißt die Reden wohl zu setzen, hast empfehlende Manieren, dazu Haus und Hof, ein Säckchen voll blanker Thaler und ein Gefälle, das jedem in unserm Lande die Wage hält. ~~Willst Du nun gegen den alten Niklas in aller Vertraulichkeit mit der rechten Farbe hervor, giebst Du Dich ihm als einen gewandten und erprobten Kochem zu erkennen, so kann es Dir bei Deiner Anwerbung um Margarethen nicht fehlen, denn Niklas hält nicht nur ein Kochembayeres*), sondern ist selbst ein recht tustler Broschemblater**), und giebt — wist~~

*) Diebsherberge.

**) Verzüglicher Dieb, Räuber.

ich aus guter Quelle weiß, seine Tochter nur solch einem. — Nun frisch ans Werk, mein lieber Wenzel!“

In der stattlichsten Kleidung seines Standes, an der großmächtigen Sackuhr die schwere, silberne vielgängige Kette, mit zierlich gearbeiteten Messerchen daran, dem Wahrzeichen des Wafenmeistergewerbes, und aus dem riesigen massiv und werthvoll beschlagenen Maserkopfe dampfend, trabte Rüd am frühen Morgen des andern Tages auf dem spiegelblanken Klappen der einsam gelegenen Wohnung des Meisters Niklas Hernberger zu. Der Hufschlag des kolossalen Rosses auf dem Steinpflaster des weiten, von Hund und Hühnervolke vielbelebten Hofraumes, lockte am Abende des folgenden Tages Vater und Tochter unter die Thüre. Mit einer angenehmen Empfindung betrachtete Margaretha den in leichter, kunstfertigen Haltung daherreitenden, mit Gewandtheit vom stattlichen Rosse sich schwingenden Frem-

den; und als er sich ihr im freien, raschen Gange näherte, den seinen Kasstörhut von dem schwarzen Lockenkopfe nahm und mit sonorer Stimme und zierlicher Rede sie begrüßte, da erwuchs recht kräftig und schnell in ihrem aufgeregten Herzen der Wunsch, mit diesem schönen, wohlgebauten und reichgekleideten Gaste näher bekannt zu werden. Auch Meister Niklas, an dem zierlich geformten Wahrzeichen, an der schweren Silberkette den Gewerbe-Verwandten anerkennend, besah sich recht gemächlich und mit immer größerer Zufriedenheit den stattlich herausgeputzten Fremden und fühlte sich gleich recht traulich zu ihm hingezogen, als Rüll ihm einen wortreichen Gruß in rothwelscher Sprache mit großer Geläufigkeit darbrachte. Niklas bedeutete Margaretha für einen guten Imbiß zu sorgen und führte Rüll zu einem Gange nach Stallung und Scheunen, auf Feld und Wiese, um seinem Gaste ein wenig auf den Zahn zu fühlen, da der alte Schlaus

Kopf gleich ahnte, dieser Gewerbbegonnte sei nicht durch einen Zufall, oder bloß eines kameradschaftlichen Besuches wegen, hierher gekommen.

Ehe eine Stunde verflossen war, wußte Meister Niklas, was Wenzel Rüll, der Fallmeißter an der rothen Grube bei Trüffelsstein, an Haus, Feld und Gefälle habe, was er zur gemeinschaftlichen Bewirthung seines Besigthums heimzuführen wünschte, und welcher tüchtiger Geselle des edlen Gaunergewerbes er sei. Der Freier war so uneben nicht, ungeachtet Niklas eines viel reichern Eidams gewiß sein durfte. Er legte das Vermögen und das Ansehen des Scharfrichters von Hohenprun, der um Margaretha warb, in die eine Schale der Wage seiner Geldsucht, in die andere Rülls Habe, aber auch dazu den Werth, welchen Rüll als gewondter Gauner und schlauer, verwegener Räuber besaß.

Und — siehe da, die Schale Rülls sank

immer tiefer. Mit einem bedeutenden Nicken lud Meister Niklas den Geprüften und Wohlbestandenen ein, Margaretha bei ihrer häuslichen Geschäftigkeit zu besuchen, die, ihre Hühner fütternd, manch spähenden Blick auf den Vater warf, um aus seiner Miene zu erlauern, ob ihm der Fremde auch wohl angenehm sei, wenn dieser, wie eine intimere lichte Abnung ihr sagte, ihrer wegen hier eingeritten sei.

— Sie hatte sich nicht getäuscht. Nach einer, an zärtlichen Schmeicheln überreichen Einleitung, erklärte ihr Nikl; ohne ihren Besitz nicht glücklich sein zu können; und bat sie, sein Weib zu werden. Margaretha, eine sehr schöne, aber höchst leichtsinnige und wollüstige Diene, die, unter ihres Vaters strenger Aufsicht, der über ihre Keuschheit sorglich wachte, nur selten von der verbotenen Frucht naschen konnte, setzte Nikl's Bewerbungen die gewöhnliche, wenn auch meistentheils nur erkünstelte Prüfung, Da

denkzeit, Überlegung heischende Gegenrede nicht lange entgegen, sondern beglückte, nur die anstürmende Zusprache ihrer Sinnlichkeit hörend, den Bewerber mit dem unumwundenen Geständnisse, recht gerne die seinige zu werden, wenn der Vater einwillige.

„Nimm, werther Kamerad, die Bedingung, unter welcher ich Dir meine Margaretha zum Weibe und eine reiche Aussteuer gebe,“ — begann Niklas nach eingenommenen Abendbrode und füllte die Gläser mit edlem Ungarweine. — „Sie ist für Dich leicht zu erfüllen, von mir aber als unerläßlich festgesetzt. Nun höre, was ich von Dir fodere.“

„Der Förster zu Hainbuch, das zwei Meilen von hier in einem Waldthale liegt, hat mich im vorigen Jahre schwer beleidigt. Wir kamen gerade an einem Sonntage im Wirthshause zu Redlingen zusammen. Die Bechstube war voll Gäste, und nur noch ein leerer Platz an dem Tische, wo der Förster mit einigen

Bauern saß. Ich ging mit meinem Krüge dahin, grüßte recht höflich, und wollte mich eben auf einem Stuhle niederlassen, als der Förster aufsprang, mich mit aller Hefigkeit zurück stieß und mit den harten Worten anschnaubte: „Marsch da, ein Unehelicher*) gehört nicht an meinem Tische!“ Durch ein lautes höhnisches Lachen belobten die Gäste die verächtliche Behandlung, wodurch mich der Förster öffentlich so erniedrigte. Schweigend, aber das Herz voll Gift und gleich zu schwerer Rache entschlossen, verließ ich auf der Stelle das Wirthshaus.“

„Seit dieser Zeit konnte ich meine Rache suchte nicht befriedigen. Oft lauerte ich ihm nächtlicher Weile auf, das blanke Messer in der Faust, und voll Begierde ihn niederzustechen. Er kam mir nie in den Wurf, und ich stand von dem Vorhaben der Ermor-

*) In jenen Zeiten der Finsterniß und Barbarei wurden Scharfrichter, Gerichtsdienner und Abbeder für unehrlich gehalten.

dung ab, da die Sigeunerin Mamerta, eine
 weise Frau, deren Prophezeihungen immer
 richtig in Erfüllung gehen, mir wahr sagte,
 daß ich sieben Tage nach einem von mir be-
 gangenen Morde, eines elenden Todes ster-
 ben werde. Um meine Rache auf eine an-
 dere Art zu befriedigen, versuchte ich mit
 meinen verlässigsten Kameraden einige Ein-
 brüche und auch zwei Brandstiftungen im
 Forsthaufe. Aber das Haus, von hohen
 Mauern umbauet und durch starke Eisengit-
 ter an allen Fenstern wohl verwahrt, dabei
 von einem Rudel höchst wachbarer, bissiger
 Hunde geschützt, ist gleichsam eine kleine Fe-
 stung, in welche man um so weniger durch
 Gewalt oder List gelangen kann, da, wenn
 auch der Förster und seine fünf Jägerbur-
 sche nicht daheim sind, seine vielen rüstigen
 Knechte und Dienern das Haus bewachen.“

„Endlich habe ich die Mittel gefunden,
 mich recht nachdrücklich für den erlittenen
 Schimpf zu rächen. Schon seit Jahren gab

es in dem Revier dieses Försters kein Hochwild mehr, da mein Kamerad, der rothe Thomas, sich mit seiner Bände in dieser Gegend längere Zeit aufgehalten und alles Hochwild niedergeschossen hatte. Erst im verfloffenen Frühjahr ließ der Förster den Lannenbergs, statt einer Umzäunung, mit einem sehr tiefen Graben umgeben und sechs Stück Hochwild einsperren. An diesen Thieren hängt seine einzige Freude und er würde leichter den Verlust der Hälfte seines Vermögens, als den seiner Lieblinge, ~~wissen~~. Du, lieber Bengel, sollst dieses Hochwild niederschießen, und dadurch mich an dem hochmüthigen Patron herrlich rächen. Der Tag, an welchem Du das letzte Stück dieses eingesperrten Hochwildes erlegt hast, giebt Dir Margarethen zum Weibe. Hast Du aber nicht Willen oder Muth, meine Bedingung zu erfüllen, so erspare Dir jede fernere Bemühung um Margarethes Hand. Nun hängt es von Dir ab, zu thun oder zu lassen!“

Kein Beding würde Nikla willkommenen gewesen sein, als dieses. Er, der verwegene Bilddieb, der sichere Schütze, hatte nun Gelegenheit, durch ein kühnes Unternehmen sich bei Vater und Tochter hoch zu stellen, und die schöne Dirne mit dem reichen Mahlschafe auf eine, ihm so leichte und so liebe Art, zu erringen. Jubelnd schlug er ein, umschlang Margaretha mit der Hefigkeit wilder, sinnlicher Liebe, schüttelte den Meister Niklas die Hand und stürmte aus der Stube.

„Wohin so schnell?“ — rief Niklas dem Enteilenden nach. — „Der Lohn ist zu schön, um mit seinem Gewinne zu zögern!“ tönte dem Fragenden schon aus der Ferne entgegen, und bald scholl flüchtiger Hufschlag über den Hof hin und dem Thore zu. Nicht der Genuß angenehmer Stunden an der schönen Margaretha Seite, nicht das tiefe Dunkel der hereingebrochenen Nacht, nicht der durch lange Waldung führende, oft an Schluchten dicht und gefährlich dahinlaus-

fende Weg waren mächtig genug, Rüll im Hause des Meisters zurück zu halten; das heiße Verlangen, in rascher Eile das ersehnte Ziel zu gewinnen, spornte ihn mit scharfem Stachel. Nur seiner bewährten Büchse vertrauend, und um bald mit dieser das Hochwild des Tannenberges zu erlegen, eilte er in die dunkle, von nahenden Hochgewitter stürmisch bewegte Nacht hinein.

In einen ärmlichen Kittel gehüllt, den zerlumpten Hut in die Augen gedrückt, Lippe und Kinn durch einen ~~fälschen~~ wildverworrenen Bart entstellt, trat Rüll schon mit Einbrüche der nächsten Nacht in das Haus des Meisters Niklas Hernberger. In seiner Vermummung sah er so furchtbar aus, daß Margaretha schen hinter dem Vater trat, und dieser und seine zwei Knechte, selbst an die wildesten Gaunergesichter und Gaunergestalten gewohnt, sich durch Winke zur Wachsamkeit aufforderten. In lautes Lachen ausbrechend, warf Rüll Hut und Bart von sich, zog

seine Büchse unter dem Rittel hervor, und reichte sie Margarethä hin, mit der Bitte, die Büchse mit Weihwasser zu besprengen und über selbe vor einem Gnadenbilde ein Gebet zu sprechen.

Willig und schnell that die Abergläubische, was der Aberglaube von ihr forderte. Es wurde noch ein kleines Festmahl bereitet, wo man bis zum Eräuen des Tages zusammen blieb, dann Rüll von Meister Niklas zur Grabeneinfriedigung des Tannenberges geführt, auch in dessen Nähe mit einem vertrauten Pechsieder bekannt gemacht wurde, bei welchem er während der Zeit seines Wildschießens Unterkommen und Verpflegung erhalten sollte.

Vier Stücke Hochwild hatte Rüll erlegt. Beim fünften wurde er in dem Augenblicke, als er seine Büchse wieder lud, von dem Förster und drei Jägern überfallen. Der muthige Rüll floh nicht, mit der Kolbe seiner Büchse schlug er den Förster zu Boden,

lächelte den Arm eines Jägers und würde,
 tollkühn und mit riesiger Körperkraft aus-
 gestattet, auch die noch übrigen bemeistert
 haben, wäre nicht sein Fuß, in dem thau-
 nassen Grase ausgeglitscht und er zur Erde
 gestürzt. Man warf sich auf ihn und
 schnell waren seine Hände mit der Hundes-
 Schnur bis zum Plagen der Adern um-
 strickt. Bei der Hestigkeit der Gegenwehre
 hatte Rüll Hut und Bart verloren, und
 wurde gleich von einem dieser Jäger erkannt,
 der, ehe Rüll seinen ersten Bauger-Ausflug
 gemacht hatte, im Dienste des Wildhüters
 von Trüffelstein und öfters auf der dortigen
 Fallhütte, eines erkrankten Schweishundes
 wegen, gewesen war. Der Förster ließ Rüll
 unter der Aufsicht seiner Jäger zurück, eilte
 nach dem Forsthaufe und kam bald mit ei-
 nem Wagen, auf welchen Rüll geworfen
 und in das Criminalgefängniß des Bezirks-
 gerichtes abgeführt wurde.

Nach zweimonatlicher Untersuchung, in

welcher Rüd sich zur Erlegung eines Anzigt
Hirsches bekannt, die Folter mit unerschüt-
terlichem Gleichmuth erduldet, und über
jedes Verhältniß zu dem Wafenmeister Nik-
las Hernberger das besonnenste Stillschwei-
gen beobachtet hatte, wurde er zu zweijäh-
riger Zuchthausstrafe verurtheilt, die er in
Birkenrode erstand, und nach erlangter Frei-
heit um so rascher seiner Heimath zwelte, da
ihm die Sehnsucht nach der geliebten Mar-
garetha keine Ruhe gönnte, und er fest ent-
schlossen war, sie um jeden Preis, selbst um
ein Menschenleben, die seinige zu nennen.

Auf der Höhe des letzten Berges, der
Rüd von der heimathlichen Wohnung schied,
lag er unter einer verwitterten Eiche und
blickte hin in die Gegend, die so oft der
Berge

Zeuge seiner geheim und listig geübten Verbrechen war, die es nun bald wieder werden sollte. Nicht eine weite Fläche mit fruchtbaren Fluren und bunten Wiesen breitete sich vor seinem Auge aus; nicht freundliche Dörfer mit blühenden Gärten, nicht lieblich gelegene, weinumrankte Weiler tauchten hervor aus der Matten anmuthigen Schmelze; nicht das Silber eines in mannigfaltigen Windungen sanft dahingleitenden Flusses schimmerte im rosigen Scheine der Morgensonne zum Beschauenden herüber; ein schmales, tiefes Thal, vom schäumenden Sturzbache durchtoset, gähnte ihn an, und hohe, felsige Berge, mit verküppelten Tannen und verworrenem Gestrüppe starrten ihm entgegen, trohig und wild, wie es war im Innern des ungehefferten Verbrechers. Duster schaute er hin in die eintönige, reizlose Gegend, von keinem guten Gedanken, von keinem guten Vorsatze eines bessern Wandels erhoben, mit sich selbst zürnend, daß er nun seinem

Körper Ruhe und Unthätigkeit gönnen mußte, um von den Anstrengungen des weiten Marsches Erholung zu sammeln und seine durch Mangel, schwere Arbeiten und häufige Züchtigungen abgemergelte Gestalt wieder in die kräftige Frische der frühern Tage umzuwandeln. Mit Mühe schleppte er sich den tiefen Steig hinab, die hohen Berge der heimathlichen Nähe hinan, und, bis zum Tod ermattet, sank er an der Schwelle seines Hauses nieder, wo er, von dem Vetter beinahe nicht erkannt, gleich zur Ruhe gebracht werden mußte, gefährlich erkrankte und erst nach vielen Wochen am Stocke ins Freie wandern konnte.

Im Laufe seiner Krankheit hatte Rüll von dem Vetter vernommen, daß Meister Niklas Hernberger vor einem Jahre plötzlich gestorben sei, daß Margaretha das ganze Anwesen verkauft und diese Gegend mit auffallender Eile verlassen habe. Der Vetter vermuthete, Margaretha habe befürchtet;

daß die geheime Verbindung ihres Vaters mit der Bande des rothen Thomas möchte verrathen, sie, als Mitwisslerin, besonders als Theilnehmerin an Beherbergung und Kundschafterei verhaftet, und Freiheit und Vermögen ledig werden könnte. Wo Margaretha hingezogen sei, hatte der Vetter, ohne geachtet eifriger Bemühung, nicht in Erfahrung gebracht, doch alle Ursache, fast mit Gewißheit glauben zu dürfen, daß sie zu ihrer Base, einer Wassenmeisters Wittwe in Württembergischen, gezogen sei.

Mit des Körpers wiederkehrenden Kräften erwuchs in Rüll auch immer mächtiger das leidenschaftliche Verlangen nach Margarethas Besitz. Er mußte sie suchen und finden, sollte er auch ganz Deutschland durchspähen. Zu hochmüthig, um als reisender Wassenmeister befürchten zu müssen, von manchem hochnasigen Gastwirth zum Nachtquartier in eine Meisterei verwiesen zu werden, faßte er den Entschluß, den ein-

gebrochenen Winter zur Bereitung verschiedener Arzneien für Thiere zu benutzen, dann einen Paß als reisender Thierarzt unter andern Namen um jeden Preis sich zu verschaffen und so im Württembergerlande zu Margarethas Auffuchung umher zu wandern. In der Thierarzneikunde durch den Vater, seine vielerfahrenen, heilkundigen Lehrmeister, schon in früherer Jugend wohl unterrichtet und durch selbstgemachte Ausübung kenntnißreich geworden, brachte er nun die Wintertage mit dem fleißigen Lesen thierärztlicher Bücher, mit Bereitung sogenannter Wunderessenzen, Salben und Pulver zu. Als unter des Frühlings belebender Wärme das winterliche Leichentuch den aufsprossenden Pflanzen wich, zog Rüll, einen Kasten voll Arzneien auf dem Rücken, und eine schwere Geldkase um den Leib, dem fernen Württemberg zu. In seinem, von einem feilen Beamten um eine hohe Summe erkauften Passe, Johann Helm genannt, und als reis-

sender Thierarzt angegeben, in bürgerlich-städtlicher Kleidung, mit städtisch verschnittenen Haaren, begabt mit einer Beredsamkeit und einem Anstande, wie man bei niedriger Volksschicht äußerst selten findet, durfte Müll der Überzeugung sich hingeben, daß Niemand in ihm ein Mitglied des unehrlichen Gewerbes und einen durch Zuchthausstrafe gebrandmarkten Verbrecher ahne.

„Wem gehört das Schößchen dort?“ — fragte Müll, unter einem blühenden Apfelbaume an der Landstraße ausrufend, einen mit seinem Gespanne vom Felde heimkehrenden Bauer. Redselig, wie alle gutmüthigen Schwaben, berichtete der Bauer in breiter Auseinandersetzung, daß dieses Schößchen einem in Ruhestand versetzten

Mauthbeamten gehöre, der mit seiner jungen Frau und bei seinem beträchtlichen Vermögen gewiß das herrlichste Leben führen könnte, wäre er nicht ein gar so düsterer, feindseliger Mensch, über dessen Hartherzigkeit und Jähzorn beinahe weniger das Gesinde, als die gar so hübsche Ehefrau zu klagen haben. Den Schluß der langwierigen Beschreibung des Hundelebens, wie der Bauer das häusliche Treiben auf dem Schloßchen benannte, machte die Erzählung von einer barbarischen Mißhandlung, welche vor einigen Tagen der Wüthrich an all seinem Hauspersonale ausgeübt habe, weil durch ein Versehen des Hirtjungen der bissige Hofhund von der Kette los gekommen war, und Kühe und Schweine verwundet hatte.

„Ich bin ein Thierarzt,“ sagte Rüll — „und würde dem Schloßbesitzer gerne meine Hülfe für sein verwundetes Vieh anbieten, wenn ich nicht, nach der so eben gehörten Schilderung seines Charakters, be-

fürchten mußte, mit Rohheit zurück gewiesen, oder sehr kärglich bezahlt zu werden. Auf die Versicherung des Bauers, daß der Schlossherr gegen Fremde recht mamerlich und gewiß für so unerwartete Hülfe besonders erkenntlich sein werde, da in weiter Umgebung Niemand auf die Heilung kranker Thiere sich verstehe, lud Rüd seinen Arzneikasten auf, schied mit einem freundlichen Gruße von dem treuherzigen Referenten und wanderte dem Schloßchen zu.

Schon war Rüd über den Hofraum und an der offenen Stubenthür des Erdgeschosses verübergangen, ohne noch Jemand gesehen zu haben. Unschlüssig, ob er länger weilen, oder wieder fortwandern solle, hörte er jetzt im nahen Hühnerstalle eine weibliche Stimme, und sah gleich darauf ein Mädchen heraus kommen, gefolgt von einer sehr zahlreichen Schaar von Hühnern, Enten und Gänsen; wurde auch gleich berichtet, daß der Herr in den Wald gegangen, alles Ge-

finde auf dem Felde, wohl aber die Schloß-
frau im Garten sei. Neugierig, diese zu
sehen, da der Bauer des Lobes ihrer Schöns-
heit und ihrer gutherzigen Herablassung gegen
Leute vom niedrigsten Stande nicht satt ge-
worden war, setzte er seinen Arzneikasten ab,
und ging in den Garten.

Auß dem Hintergrunde hervor, zwischen
Rosengesträuchen, glänzte ihm ein weißes
Gewand entgegen und bald näherte er sich
einer hochgebauten, üppig gerundeten, leicht
und anmuthig gekleideten Gestalt, die, eine
Rose zerstückend, noch tiefer hinein in den
dunkeln Dom von Buchen und Linden wan-
delte. Leise, aber immer rascher, schlich Müß
der Wandelnden nach, und seine lusternen
Blicke ruhten bald auf dem blendend weißen
Halsen, den kein neidisches Tuch verhüllte, bald
auf den üppigen Formen, die unter dem fei-
nen, anschmiegenden Morgenkleide so lockend
emporquollen, bald auf dem niedlichen Fuße.
Hingerissen vom unbezähmbaren Verlangen,

das trunkne Auge in die Reize des blühenden Antlitzes zu tauchen, trat er jetzt kräftig auf. Horchend stand die Gestalt, sie wandte sich dem nahe Herangeschrittenen zu, und sprach: loß, mit festgewurzelten Füße, starrte Rüll die Aufschreiende an — Margaretha war die überraschende Erscheinung, die, eben so überrascht, im Gefühle des Schreckens und der Freude aufgeschrien hatte.

Mehrere Augenblicke standen sie sich bewegungslos gegenüber. Jetzt hob Margaretha die Arme, mit stürmischer Hefigkeit umschlangen sich Beide und Lippe brannte auf Lippe. Rasch entwandt sich Margaretha Rülls Umarmung, zog ihn eilenden Schrittes unter gewölbten, schattenden Laubgängen an das Ende des Gartens, wies auf ein Pförtchen der hohen Gartenmauer, und sagte unter Wechsellüssen: „Wenn die Thurmuhr des nächsten Dorfes die eilfte Stunde dieser Nacht verkündet, so erwarte ich Dich an diesem Pförtchen, welches Du von außen

auch in der Dunkelheit leicht finden wirst. —
 Dann geleite ich Dich an einen Ort, wo
 unsere Freuden des Wiedersehens und unsere
 Gespräche Niemand stören wird. Jetzt fort,
 denn es naht die Zeit, wo das Gesinde
 vom Felde zurückkehrt und ich im Hause
 sein muß, wenn ich mich nicht den rohesten
 Mißhandlungen meines Mannes —“

„Also wirklich verheirathet — Du das
 Weib eines andern?“ — unterbrach sie
 Kull mit rauher Stimme, wildroßenden Aus-
 ges die Treulose messend.

„Ja das Weib eines andern, aber ge-
 wesen —“ fiel Margaretha ein und be-
 schwichtigte den Zürnenden mit heißen Küffen:
 — „daß ich von dieser Stunde an nunmehr
 Dein Weib bin, wirst Du im Laufe dieser
 Nacht hören. Um aber ganz Dein werden
 zu können, so entferne Dich jetzt schleunig.
 Zu Deinem und meinem Glücke ist es nö-
 thig, daß Du Dich diesen Tag hindurch ir-
 gend wo verbirgst. Nun fort, um bald

auf immer vereint zu sein." Rüll eilte in das Schloß zurück, nahm seinen Kasten und entfernte sich unbemerkt.

Die nächste Umgebung war eine aus Wiesen und Aekern gestaltete Fläche, von einem breiten und tiefen Bache durchschlängelt. In einiger Ferne erhob sich ein sanfter, bebuschter Hügel. Dort nach Margarethas Wunsch, sich den Tag hindurch zu verbergen, war Rüll gleich entschlossen, konnte aber nicht in gerader Richtung dahin kommen, des Baches willen, über welchem erst im Dorfe eine Brücke führte. Als Rüll an den Fenstern des Wirthshauses vorüberging und keine Gäste darinnen bemerkte, ließ er seine Reiseflasche mit Wein füllen, kaufte sich Käse und Brod, und so mit Lebensmitteln versehen, eilte er dem Hügel zu, wo das dichte hochaufgeschossene Gesträuch ihm einen recht kühlen Versteck gab.

Noch war nicht vom nahen Kirchturm herab der letzte Schlag der eilften Nacht-

stunde verhalet, als sich das Gartenpförtchen leise öffnete, Margaretha, von des Mondes klarem Lichte in der Fülle ihrer Reize beleuchtet, den Harrenden mit Kuß und süßen Worten begrüßte, und sanft in den Garten zog, leise und vorsichtig das Pförtchen verschließend. Arm in Arm wandelten sie eine Strecke dahin. Jetzt blieb Margaretha vor einer Fallthüre stehen, die sie öffnete und Rüll behutsam über verwinkelte Stufen hinableitete, dann eine Thüre aufschloß und den Überraschten in ein Gewölbe führte, aus dessen Hintergrunde ein mit Wein und kalter Küche besetzter Tisch zur Erquickung, hinter ihm ein weiches Sopha, als gemächlicher Ruhesitz, zu traulichem Kosen einlud.

Eilbergeräthe glänzte auf dem Tische und das ganze Gewölbe schimmerte in klarem Lichte, das die Wachskerzen eines hohen, vielarmigen, silbernen Leuchters ausströmten.

„Der Erbauer dieses Gewölbes“ — lä

Helte Margaretha ihrem Begleiter zu:
 „mochte wohl nicht geahnet haben, daß
 hier einst das glückliche Fest des freudigsten
 Wiedersehens gefeiert werde, denn von jeher
 wurde dieses Gewölbe nur zur Aufbewahrung
 des Gemüses benützt. Es ist der beste Ort,
 um hier unbelauscht und ungestört zu sein;
 daher hab ich es für unsere Zusammenkunft
 erwählt. List und Mühe hat es mich gekos-
 tet, diese wenigen Sachen hieher zu schaf-
 fen; denn ich durfte mich ja Niemand ver-
 trauen, und wäre mein Mann nicht gleich
 nach dem Mittagessen abgereist; so würde
 es mir wohl schwerlich gelungen sein, für
 unsere Zusammenkunft ein sicheres und be-
 quemes Plätzchen zu bereiten. Jetzt laß
 Dich mit Speis' und Trank; dann sollst Du
 hören, was ich eronnen habe, um für ima-
 mer die Deinige zu sein. Mit Zuversicht
 rechne ich auf Deine Liebe, die mir dieses
 Höllenleben einer qualvollen Gegenwart in
 eine Zukunft der süßesten Wonne umgestalten

soll. Nun komm und laß uns das erste
 Glas auf unsern erneuerten Liebesbund lee-
 ren!“ — Sie füllte zwei Gläser, und sie
 wurden geleert, auf die Freude und das
 Glück und die Dauer des erneuerten Liebes-
 bundes. Rüd. ließ Wein und Gerichte un-
 beachtet, denn er hatte nur Sinn und Blicke
 für die schöne Margaretha, die dicht an seiner
 Seite saß, auf den weichen, zur Anschmiegung
 lockenden Pfühlen, im höchst freien, leichten
 Anzuge, den vollen nackten Arm um seinen
 Hals schlingend und alle Sinne und alle
 Begierden des Sinnlichen zu immer wilder
 lodernnden Flamme ansachte, und, selbst von
 der Gluth des überwallenden Blutes durch-
 strömt, das verzehrende Feuer der entzügel-
 ten Doppellust in ehebrecherischer Umarmung
 zu löschen verlangte.

Bis zum Verglimmen waren die Ker-
 zen niedergebrannt und bis in die Tiefe des
 Gewölbes tönten schon die zum Gebete und
 zur Arbeit aufrufenden Glockenklänge der

fröhlichsten Tagesstunde, als Karl und Margaretha aus ihrem Sinnenrausche sich zur ersten Beredung sammelten.

„Schon lange erwuchs in mir der Entschluß,“ — vertraute nun Margaretha dem aufmerksamen Zuhörer — „meinen Mann, einen hartherzigen, geizigen, anwidernden Anhold, heimlich zu verlassen, und mit einer Summe, die mir einen anständigen Unterhalt sichert, in ein fernes Land zu fliehen. Dein Erscheinen fällt in die glücklichste Zeit, denn gerade heute ist mein Oudler, eines wichtigen Prozesses wegen, nach Stuttgart abgereist, wo er wenigstens vierzehn Tage verweilen muß. Seine Reise begünstigt meine Flucht, wie ich nicht besser zu wünschen vermöchte und nur allein von Dir hängt es ab, schon nach einigen Tagen an Deiner Seite aus diesen verhaßten Mauern verschwinden zu können. Morgen mache ich meinen Leuten bekannt, daß ich meine Schwägerin in Reutlingen besuchen und bei ihr eine Woche

zubringen werde. Wagen und Pferde hat mein Mann mitgenommen, daher ich die Kutsche und das Gespann unsers Pfarrers bis zur nächsten Poststation benütze, von da aber nicht nach Neutlingen, sondern nach Nördlingen ununterbrochen reise. Dort, im erstgelegenen Gasthose der Vorstadt, mußt Du mich erwarten und bis zu meiner Ankunft eine leichte Chaise und zwei flüchtige Pferde angekauft, auch Dir genaue Kenntniß der nächsten und sichersten Nebenwege an die böhmische Gränze verschafft haben, um so viel als möglich die große Landstraße, wie auch Orte von Bedeutung, zu vermeiden und jedes allenfällige Verfolgen oder Nachforschen fruchtlos zu machen."

"Bis zur einbrechenden Nacht bleibst Du in diesem Gewölbe, wo Du vor jeder Entdeckung sicher bist. Da heute nicht im Garten gearbeitet wird, mein lauernder Tyrant entfernt ist, und ich durch eine Hinterthüre des Schlosses unbeachtet in den Garten ge-

lan-

langen kann, so werde ich diese Stilleheit benutzen, Die recht oft die Einsamkeit zu ver-
scheuchen, Dich mit manchem von mir sorg-
fältig bereiteten Gerichte zu erfreuen und in
Deinem Herzen manche angenehme Erinner-
ung an diesen unterirdischen Aufenthalt zu
gründen. Ich eile, um eine Unternehmung
vorzubereiten, welche allein vermag, mich zu
Deiner künftigen Lebensgefährtin, und da-
durch ganz glücklich zu machen!" — Schnell
zündete sie frische Kerzen an, und eilte aus
dem Gewölbe, dessen Thüre sie sorgfältig
verschloß.

Als sich die Nacht auf ihren dunkeln
Schwingen über Berge und Thäler gelagert
hatte, entstieg Rüd an Margaretas Seite
dem Gewölbe, schlich durch das Gartenspört-
chen und schritt im hastigen Gange, den Arz-
neikasten seinem Schicksal überlassend, der
nach Nördlingen führenden Landstraße zu,
vorhabend, noch eine Strecke fortzuwandern,
dann in einem Wirthshause bis zum Anbruche

des Tages zu verwellen und von da mit Eyle nach Nördlingen zu eilen. Er war schon tief in die Nacht hinein gegangen, als er ein Wirthshaus erreichte, dessen beleuchtete Fenster ihm schon aus der Ferne noch Gesellschaft und Aufnahme zusicherten. Von Wirth und Wirthin freundlich empfangen und mit dem Versprechen guter Bedienung erfreuet, nahm er an einem Seitentische der geräumigen Zechstube Platz, und besah sich die Gäste, von altem Handwerke her noch auf den ersten Blick jene Gesichter erkennend, mit deren Besitzern es nicht gut zu wohnen sei. Sein geübtes Auge fand nichts verdächtiges, desto aufmerksamer lauschte sein Ohr auf das Gespräch eines Kavallerie-Offiziers mit dem Wirth, der gegen diesen klagte, durch die Erkrankung seines Kutschers in seiner schnellen Reise gehemmt zu sein, da, einer kaum verhaschten Handwunde wegen, er selbst die Pferde nicht lenken könne. Am Ende dieser Mittheilung bot er

sein Gespann dem Wirth zum Kaufe an, sich verbürgend für die Güte und Fehlerlosigkeit der Pferde. Der Wirth lehnte das Anerbieten ab, worauf Nüll zum Offizier kam, und als Käufer sich erklärte, wenn auch die Kutsche abgelassen würde und der Werth der Pferde mit dem Preise im Einklange stehe. Man kam überein, zur recht frühen Zeit des folgenden Morgens den Handel zu machen.

Der Inhalt einer schweren Goldbörse, die Nüll von Margaretha im Augenblicke der Trennung zur Beförderung ihrer Flucht empfangen hatte, war reich genug, jede Berücksichtigung eines besondern Gewinnes bei diesem Kaufe um so mehr zu beseitigen, als Nüll vielleicht nie mehr Gelegenheit gefunden hätte, solch eine leichte bequeme Chaise und ein Gespann so kraftvoller, flüchtiger Ukrainer sich zu verschaffen. Mit wenigen Worten war der Kauf abgeschlossen. Nach einem leckern Frühstück, wobei der Flaschenkorb

des Offiziers manche Lücke erhielt, bestieg Rüll die Chaise, und die wildfeuerigen Goldsucher brausten mit ihm auf der Straße nach Nördlingen dahin.

Auf einem raumvollen Tische, eine Anzahl von Landkarten vor sich, war Rüll eben in größter Thätigkeit, sich mit einer Zusammenstellung der nächsten und sichersten Seitenwege nach dem Böhmenlande abzumarken, als seine Zimmerthüre rasch geöffnet wurde, und Margaretha, unter dem Staubmantel ein gewichtvolles Kistchen tragend, den freudig Überraschten begrüßte. Daß Margaretha, auf der ersten Station nach Neutlingen der schwerfälligen Kutsche des Pfarrers entstieg, ohne den geringsten Aufenthalt Postpferde genommen, dann statt nach Neutlingen, die Straße gegen Nördlingen eingeschlagen, durch sehr ansehnliche Trinkgelder die Postkutione beflügelt, und, aus kluger Vorsicht, schon eine halbe Meile von Nördlingen, die Postchaise zurück geschickt habe, er

fuhr Rüll, nachdem Margaretha, von den ununterbrochenen Fahren, von Entbehrung alles Schlafes und, der Eile wegen, bei nahe jeder Erquickung, bis zum Umsinken ermattet, durch einen tiefen, vielständigen Schlaf, dann durch Suppe und Wein wieder Kräfte gesammelt hatte.

Mit Einbruch der Nacht bestiegen Beide die Chaise, und im raschen Trabe ging es der fernern Heimath zu.

Ein Jahr nach Rülls Abführung in das Zuchthaus verbreitete sich die Nachricht, er sei mit mehreren Züchtlingen der Strafanstalt entflohen, von den Zuchtknechten auf der Flucht eingeholt und im wüthenden Kampfe getödtet worden. Bald nach Verbreitung dieser Kunde fand sich bei dem Meis-

ster Rißlaß Hernberger einer seiner Raubge-
nossen, der auch aus dem Zuchthause zu
Birkenrode entsprungen war, mit der Be-
stätigung dieser Nachricht ein.

Zu diesem falschen Gerüchte hatte eine
Namenverwechslung Anlaß gegeben. Wenzel
Riler, auch aus Böhmen gebürtig, und wes-
gen versuchten Raubmorde zu 20jähriger
Zuchthausstrafe in Birkenrode verurtheilt,
hatte mit mehreren Mitgefangenen ein Com-
plot gemacht, Ketten und Gefängnißthüre
gebrochen, die Schildwache erschlagen, und
schon die Nähe eines schützenden Waldes er-
reicht, als die Flüchtlinge von berittenen
Zuchtknechten eingeholt und umrungen wur-
den. Nur mit den Trümmern ihrer Ketten,
mit Eisenstäben und Knütteln ausgerüstet,
setzten sie den wohlbewaffneten Zuchtknechten
in der Tollkühnheit der Verzweiflung die
furchtbarste Gegenwehr entgegen. Der Tod
Rilers, der schon zwei Zuchtknechte von den
Pferden gerissen und mit seiner Handschelle

erschlagen hatte, jetzt aber mit gespaltenem Kopfe zu den Leichen hinstürzte, entflammte die Wuth der Sträflinge bis zur thierischen Raserei. Sie alle sanken unter dem Geschoße und den Säbeln der Suchtknechte, bis auf einen, der, minder muthig als seine Gefährten, bei Rilers Niederstürzen entronnen, in Hernbergers Haus kam. Schon seit einem Jahre mit Riler im eigenen Kerker von den andern Süchtlingen abgesondert, daher mit Rül unbekannt, und Rül mit Riler verwechselnd, bestätigte er die Todesnachricht, deren Ugrund sich gewiß in Hernbergers Hause aufgeklärt hätte, würde er darin so lange verweilt haben, bis Margaretha und ihr Vater von der Hochzeit eines Anverwandten zurück gekehrt wären.

Es ist in der Regel, daß ein wollüstiges Weib ohne Grundsätze und Charakter den Gegenstand ihrer sinnlichen Liebe nur so lange liebt, als dieser Gegenstand nahe, und für die Dauer solcher Neigung anziehend ge-

nug ist. Margaretha, ein höchst sinnliches und charakterloses Geschöpf, war eine seltene Ausnahme dieser Regel. Nur wenige Zeit hatte ihr Verhältniß zu Rüll gewährt, aber ihr Herz und ihre Sinne mit solchen festen, dauernden Banden an den jungen, schönen, durch Geist und Haltung über Leute seines Standes hochstehenden Mann gefesselt, daß es unter dem Schmerze über den Tod des Geliebten zu brechen drohte. In diese Zeit ihrer gramvollen Tage fiel der plötzliche Tod ihres Vaters. Sie wollte nun keinen Augenblick länger in einer Umgebung weilen, wo sie so vielseitig und auf das allerschmerzlichste an den Verlust zweier Menschen erinnert wurde, denen sich ihre Seele mit aller Wärme einer süßen Gewohnheit und einer an Hoffnungen so reichen Liebe erschlossen hatte. Daß, ihr Innerstes durch schmerzliche Erinnerungen tiefverletzende, Walten in diesem Hause, bestimmte sie, gleich nach des Vaters Tode das Anwesen zu verkaufen. An diesem

Entschlusse mochte wohl auch die Furcht vor der nachhinkenden Remesse einen gewichtigen Antheil haben. War auch Margaretha nie die Gefährtin ihres Vaters bei seinen höchst geheim und vorsichtig unternommenen Bege-
 lagerungen und Raubzügen, so hatte sie doch viel mit Gaunern verkehrt, die von Zeit zu Zeit auf der Meiserei zusprachen, oft Wochenlang in unterirdischen, durch künstliche Vorrichtungen selbst dem strengen Forscher verborgenen, Gewölbten weilten; und da Margaretha, von dem Feuer ihres Temperamentes und von ihrer Neigung zu sinnlichem Ges-
 triebe hingerissen, mit manchem jungen Gau-
 ner schon ein gar zu trautes Verhältniß an-
 gesponnen und für die Zukunft zu den süße-
 sten Erwartungen aufgeregt hatte, so mußte
 sie nicht ohne Grund befürchten, Hand und
 Erbe von einem dieser Begünstigten dereinst
 in Anspruch genommen zu sehen, oder,
 würde sie sich ihm versagen, aus Rachsucht
 dem Gerichte verrathen zu werden.

Schon einige Tage nach ihres Vaters Beerdigung ging Margaretha zu dem Beamten, unter dessen Gerichtsbarkeit sie gehörte, und den sie als einen sehr würdigen und mildherzigen Mann kannte. An die Erklärung ihres Vorhabens, Haus und Gewerbe zu verkaufen, dann in das Württembergische zu ihrer Base zu ziehen, reichte sie die Bitte um Begünstigung des Gerichtes und um Mitwirkung zum schnellen Vollbringen ihres Vorhabens. Das lange Schweigen und der scharfe prüfende Blick des Beamten machten ihr Herz in fürchtender Unruhe, in jener von einem nicht ganz freien Gewissen erzeugten Beängstigung, schlagen.

Da fasste der Beamte ihre Hand und sprach anfangs mit der ernstesten Würde des Richters, bald im liebevollen Tone des Vaterherzens: „Margaretha, vor einem andern Richter würdest Du nicht stehen, als Erbin Deines Anwesens, im Genuße Deiner Freiheit, wie Du vor mir stehst. Mit ei-

nem siebenfachen Schleier hat Dein Vater
 sein frevelhaftes Treiben, gelinde von mir so
 bezeichnet, umhüllt und seine List und Kluga-
 heit gab ihm eine Strahlenkrone, deren
 Glanz auch das schärfste Auge blendete, nur
 nicht das meinige. Erst ein Jahr bekleide
 ich diese Stelle, und, selbst unter den An-
 drange meiner Amtsgeschäfte mache ich mir
 zum wichtigen Augenmerke, auch in das
 häußliche Walten, in das äußere und innere
 Leben meiner Pflegebefohlenen aufmerksam
 und tief zu blicken. Vor meinem Blicke
 schwand schon manches glänzende Zerlicht
 und vor ihm ward schon manches täuschend
 geschmückte Jugendbild zur häßlichen Froge.
 Nicht lange mehr, und Pflicht und Gewissen
 hätten mir geboten, daß, was ich von den
 geheimen, verbrecherischen Antrieben Deines
 Vaters zu ahnen begann, durch weises Ama-
 tes Macht und Mittel aus der Tiefe schütz-
 der Verborgenheit an das klare Licht der
 Wahrheit und der Vergeltung empor zu zie-

hen. | Wäre dieser Augenblick gekommen, so befürchte ich sehr, daß Du Margaretha nicht als die Freie vor dem freien Manne stehen würdest. Gott hat Deinen Vater zu sich genommen, und Friede sei mit seiner Asche. Aber auch Friede sei von nun an in Deinem Innern, Friede sei zwischen Dir und der Tugend und der Gottesfurcht, gegen welche heiligende Vorzüge Du die erniedrigenden Waffen des Leichtsinnes, der Hinniegung zur Unzüchtigkeit, der verderbenden Kälte gegen Frömmigkeit und Gebet mit frevelnder Hand geschwungen hast. Werde gut und züchtig wie Du es in den ersten Aufkeimen Deiner Jugendblüthe warst, schaue hinter Dich mit dem Blicke des Abscheues und der Vereuung, und erhebe Dein Auge mit Muth und Vertrauen zu den klaren, schönen Lichtpunkten, die Dir auf der Bahn des Guten, bei tugendhaften Wandel nach einem glorreichen Ziele wie leitende Himmelsgebilde vorschweben. Dein Entschluß dieses

Land, diese Gegend, einen Ort für immer zu verlassen wo nur beängstigende Erinnerung und ein unheimliches Gefühl jeden Deiner Schritte begleiten, wird Dir sehr heilsam sein, und ist auch mein herzlich gemeinsamer Rath. Kehre heim Margaretha, und sei versichert, daß ich das Beste für Dich thun werde; wandle aber keinen Tag länger unter den stummen Zeugen Deiner frühen Verirrungen, als die Verhältnisse Dich noch darin fest halten, damit keine Versuchung aus frühern Zeiten Dir lockend entgegen trete, und damit Du recht bald aus der unheimlichen Stätte, wo tief verborgene, aber schon lang geahnte Unthaten früh oder spät aus ihren Gräbern anklagend emporsteigen, in das freie klare Reich eines tugendhaften und pflichtgetreuen Lebens hinaus trittst. Gott bessere und beschirme Dich!"

Die heißen Thränen eines schönen Gefühls, wie sie noch nie diesen Augen entfloßen waren, weinte Margretha auf die

Hand des Gerichtsbeamten nieder, die sie mit einer kindlich dankbaren Innigkeit an ihre bebenden Lippen drückte.

So hatte noch Niemand mit ihr gesprochen, so ward ihre Seele noch nie ergriffen und erschüttet. Von diesem väterlichen Freunde hinweg eilte sie in das Gotteshaus, und sie betete mit einer Andacht, und sie gelobte alles Gute mit einer Inbrunst, wie sie noch nie gebetet, noch nie gelobt hatte.

Es war eine rasch und hoch aufwallende Flamme des bessern Ich, die in ihrer Seele mit belebender Wärme aufstauete und kräftig emporwallte, so oft sie der milden, mahnenden Waterworte des edlen Mannes gedachte. Aber immer leiser, immer unhörbarer verflangen die Worte, und die Flamme, von keinem heiligen Hauche genährt, und keiner warmen Tiefe eines reinen Herzens entwallt, ward immer mehr zum flackernden Lichte, zum glimmenden Funken, der auf der Moorslepye seiner Geburt in nächtliche Finsterniß versank.

Der wackere milde Gerichtsbeamte, seinem Versprechen treu, hatte selbst den Verkauf von Margaretha's Anwesen mit einem reichen Wassenmeister's Sohne seines Gerichtsbezirks in aller Stille geschlichtet, die baare Summe in gute Papiere umgesetzt und nächst diesen für Margaretha einen Reisepaß ausgefertigt, worin er das Gewerbe ihres Vaters ganz umging, in Erwägung so mancher Kränkung, die Margaretha, als die Tochter eines Wassenmeisters, auf so weiter Reise von der Hartgefühllosigkeit und der Absurrität gar so vieler Menschen zu erdulden hätte.

Dies im Würtemberger Lande, in einem armseligen Dörflein und in einer größtentheils verfallenen Hütte lebte die Waise, an deren Seite Margaretha wenigstens ein Paar Jahre hinzubringen beschloß. Seit undenklichen Zeiten hatte sich keine Kutsche in diesem einsam und unfreundlich gelegene Dörflein verirrt. Die ganze Einwohnerschaft, ein

armes, schmutziges Wdllein, umstarrte die Kutische mit dummsüchtiger Verwunderung, und Margaretha mußte ihre Frage nach der Wittwe Hallfelder einige mal wiederholen, ohne Antwort zu erhalten, da die Leute nicht begreifen konnten, wie in ihrer armseligen Mitte sich eine Person vorfinden solle, über die ein so schönes, kostbar gekleidetes, in einer Kutische vornehm daher stolzendes Frauenzimmer Auskunft verlange. Margaretha sah sich am Ende gezwungen, sich in der genauesten Angabe und Bezeichnung aller, diese Wittwe Hallfelder aus Tageslicht befördernden Umstände, zu erschöpfen, bis endlich der Scharfsinnigste der bornierten Gesellschaft zur Idee sich aufschwang: diese vornehme Weibsperson verstehe unter der fraglichen Wittwe die alte Schinderbäbel. Der Scharfsinnige wurde von seinen minder erleuchteten Nachbarn über diesen vermeintlich dummen Einfall derk ausgelacht. Aber als Margaretha, des Gefragtes und Angaffens müde, und mit der

proa

profanen Benennung ihrer werthen Cousine schon längst vertraut, jezt dem Nächsten einen Thaler zuwarf, mit der Aufforderung, den Kutscher nach der Wohnung der Schinderbärbel anzuweisen, da war die ganze Dorfgemeinde wie angewurzelt, und, vor Erstaunen sprachlos, schauten sie mit glühenden Augen und weit aufgesperreten Mäulern der mühselig über den verfallenen Knüppeldamm sich fortwälzenden Kutsche nach.

War das Dorfschöcklein über die für sie ganz wunderbare Erscheinung vor Erstaunen außer sich, so war es Margaretha nicht minder vor höchst widerlicher Bestremdung, als die Kutsche an einer äußerst armseligen Hütte hielt und der hierhergeleitende Mann ihr dieselbe als die glänzende Wohnung der theuern Base, allda Schinderbärbel benamset, bezeichnete. Vor dem Führer, dem Kutscher und vor sich selbst über Hundestall und Anverwandtschaft erröthend, huschte Margaretha über die schmutzigen Dielen ei-

nes fast unheimlichen Einganges in eine rauchgeschwärmte, von zwei spannhohen Fensterchen höchst sparsam erleuchtete und im vollen Gepräge der Unreinlichkeit und Armuth sich darstellende Stube, aus deren dunkeln Hintergrunde eine verkrüppelte hegenartige Gestalt hervorwankte und eine unwillige Frage nach dem Begehr der Eintretenden aus der schwindfüchtigen Brust hervorkeuchte.

Es währte lange, bis Margaretha die harthörige und ungläubige Alte ganz überzeugt hatte, daß sie die eheleibliche Tochter des jüngst verstorbenen Niklas Hernberger, mithin ihre sehr nahe Unverwandte sei. —

„Du bist eine gar schmutze Dirne, und wie eine Prinzessin gekleidet“ — stöhnte die Alte, vom Keuchhusten oft unterbrochen, mit dumpfen Tone hervor und maß und beschaute Margaretha mit wohlgefälligen Blicken — „daher ist es für Dich bei mir nicht wohnlich; auch könnte ich Dich nicht anständig bewirthten, da ich mein elendes Le-

ben nur mit Kräutersäfte friste und im ganzen Dörflein nur Kartoffeln und Haberbrod zu finden sind. Ubrigens sollst Du, mein gar liebes Väschen, die weite Reise nicht umsonst gemacht haben. Reiche mir dort aus der Ecke meinen Krückenstock und harre hier meiner.“

Stechend und hinkend schleppte sich die Alte in die Nebenkammer, aus der sie mit einem kleinen, in schmutzige Lumpen sorgfältig gewickelten Väschen zurückkehrte.

„Bis auf eine kleine Summe, die aber, für die kurze Zeit, die ich hier noch zu leben und zu leiden habe, meinem Unterhalt zur Genüge sichert“ — sprach die Alte, oft mit Mühe nach Athem ringend — „enthält dieses unscheinbare Väschen mein bißchen Habe, schon seit vielen Jahren dem Better Niklas Hernberger, dem mir liebsten unter allen meinen Unverwandten, bestimmt. Der liebe Gott hat ihn zu sich gerufen, und nun bist Du meine Erbin. Jetzt reise mit

Gott, mache mir das alte schwache Herz nicht mit einem schmerzlichen Abschiede schwer, und erspare mir fernere Worte, da ich schon zu viel gesprochen und wieder Ruhe zu meiner Erholung nöthig habe. Lebe wohl und gedenke meiner in Deinem Gebete!" — Mit diesen, kaum hörbar gestöhnten Worten, drückte sie Margarethen das schwere Päckchen in die Hand, nickte mit nassen Augen und wehmüthigem Lächeln ihr ein Lebewohl zu und wehrte die Dankende mit einem Wink der wellen, zitternden Hände von sich ab, die sie gefaltet empor hob, gleichsam flehend um Ruhe und Alleinsein. Lautweisend und mit recht innig gerührtem Herzen schied Margaretha von der großmüthigen Waise.

Woll rohen Unwillens und fluchend über dieses Eulennest von Dorfe, worin weder Wirthshaus noch eine geräumige Scheune zur Unterkunft für seine Pferde sei, trat ihr der Kutscher entgegen und erklärte im bar-

sehen Zone, hier keinen Augenblick länger zu weilen, da der Abend schon heran dunkle und die nächste Herberge noch ferne sei. Margaretha gebot ihm, sie dahin zu fahren und beschwichtigte den Unwilligen durch das Versprechen eines reichlichen Nachtmahles und einer guten Flasche Wein.

Daß die Base Hassfelder von ihrem Ehemanne, der Menschen und Thiere gar glücklich geheilt, viel Geld erworben und recht wirthschaftlich gelebt hatte, ein für ihren Stand nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt habe, wußte Margaretha aus der Erzählung ihres Vaters. Aber solch eine Summe hätte sie nicht erwartet, denn 250 Goldstücke, darunter sehr viele von seltenem Gepräge und von seltener Größe, rollten ihr aus der schmutzigen Lumpenhülle entgegen. Weinade die ganze Nacht brachte sie mit dem Entwurfe ihrer künftigen Lebensweise zu. Darüber endlich mit sich im Reinen, vor der Hand nach Stuttgart zu gehen,

dort einige Zeit die Annehmlichkeit eines sorgenlosen, an bunten Freudenwechsel so reichen Lebens einer geräuschvollen Hauptstadt zu genießen, und die fernere Gestaltung ihres Seins dem Zufalle oder ihrem Herzen zu überlassen, fuhr sie in der frohen Stimmung des leichten Sinnes und der jugendlichen Lebenslust der Hauptstadt des Würtemberger Landes zu.

So zurückgezogen Margaretha in Stuttgart lebte und, außer dem Kirchenbesuche und von Zeit zu Zeit einem Gange ins Freie an der Seite einer ältlichen Witwe, bei der sie wohnte, nur an ihrem Fenster sichtbar wurde, so blieb sie doch nicht lange unbenutzt, und junge Gecken und alte Lustlinge machten die Nähe ihrer Wohnung immer belebter. Die schöne Eschechin*) — so nannte man Margaretha in Stuttgart — ward immer mehr der gefeierte Gegenstand

*) Eschechen nennen sich noch jetzt die Böhmen in ihrer Sprache.

der Wünsche und Huldigungen, die sich in schlechten und guten Versen, in zärtlichen Billets, oft in Serenaden und in mancher inhaltsreichen, anonym und sinnig dargebrachten Opfergabe, immer klarer und anregender aussprachen. —

Margaretha war nicht eines jener, durch Güte und Blüthe der Reize sich auszeichnenden Landmädchen, deren man dort und da findet, bei welchen aber immer irgend etwas, dem reinen, zarten Ethnositätsinn verlegend entgegentritt. Das schönste Ebenmaß, vom rabenschwarz umlockten Schmelz bis zur lieblichen Fußspitze herab, reizte das Auge zur immer neuen Beschauung, und das garte blühende Antlitz, dieser Cherubkopf auf den blendend weißen Schultern, mit dem feurigen Blicke, den frischen Purpurlippen und alle diese dem Meißel des vollendeten Bildners entquollene Formen, verfloßen in ein Ganzes, dessen Harmonie dem Herzen wie den Sinnen gleich gefährlich wurde.

Auch an Geistesbildung war Margaretha, wenn auch nicht ein leuchtender Stern, doch, mit Hinblicken auf ihre Geburt, Erziehung, Umgebung und einwirkende Vorbilder, auf einer sehr hohen Stufe. Sie las sehr gut und verstand, was sie las, schrieb eine sehr niedliche Hand, tanzte mit Grazie, sang als Ierliebste und verrieth in Gang, Haltung, im Anstande und in der Leichtigkeit der Bewegungen, daß nicht die Hand der Rohheit, und des Gemeinen an ihr plump gemodelt, sondern eine Lehrerin aus der gebildeten Welt sie durch eine feine Schule geführt habe.

Diese Lehrerin war Ernestine, die Zuhälterin des schönen Ferdinands, eines berühmten Wilschützen und Gauners. Ernestine, in Straßburg geboren, die Tochter nicht unbemittelter Eltern, die beim Theater eine Anstellung hatten, wurde schon von frühesten Jugend an für die Bühne gebildet, machte in Thalias und Terpsichores anmu-

thigen Reiche recht glänzende Fortschritte, und würde in den Reihen ausgezeichneter Künstlerinnen sich zu einer Ehrenstufe aufgeschwungen haben, hätte nicht Leichtsinns und eine unbezähmbare Neigung zu einem freien, unregelmäßigen, genußreichen Leben, in ihr die Kraft des Aufschwunges gelähmt. Hinter den Coulißes zu frühe in jene Geheimnisse eingeweiht, die dem keuschen Mädchen erst der Torus enthüllt, immer mehr die Beute ihres heißen Blutes, war sie in der schönsten Blüthe ihres Alters schon eine öffentliche Dirne. Ferdinand, der Büchsenspanner des Gouverneurs von Straßburg, ein ausgezeichnet schöner Mann, wurde der Gegenstand ihrer heißesten Leidenschaft, die der eben so Sinnliche bald mit gleichem Feuer erwiderte. Ferdinand, ein Mensch ohne Grundsätze und ohne Tugend, gerieth in lüderliche Umgebung und verspielte an einem Abend sein Geld, seine Uhr, und seine beste Kleidung, überdies 30 Dukaten, die

ihm sein Herr zur Bezahlung einer Rechnung gegeben hatte. Vom Spieltische weg, eilte Ferdinand zu Ernestinen, erzählte ihr sein Unglück im Spiele und erklärte, noch in dieser Nacht über die Grenze fliehen zu müssen, da ihm der Verlust des anvertrauten Geldes Zuchthausstrafe bereiten würde. Ernestine, das leichtsinnige, unmoralische, verführte Geschöpf, betheuerte auf das feierlichste, mit ihm zu gehen. Sie verabredeten den Ort ihrer Zusammenkunft, und die Entflohenen wurden noch nicht vermißt, als sie schon viele Meilen in das Nachbarland hineingegangen waren, Beide reichlich ausgestattet, da Ferdinand seinem Herrn drei Goldrosen, werthvolle Ringe und Uhren entwendet und Ernestine die erst vor einigen Tagen erhobene, halbjährige Befoldung ihres Waters durch gewaltsame Erbrechung des Schreibtisches geraubt hatte. Das umher-schwärmende Leben immer mehr liebend und in den Gasthöfen bloß das Beste genießend,

was Küche und Keller zu geben vermochten, war Ferdinand nach kurzer Zeit vom Gelde entblößt, das Mitglied einer Räuberbande und der gefährlichste Wildschüß. Von Land zu Land ziehend, wurde er mit Margaretha's Vater auf das innigste vertraut. Beinahe drei volle Jahre, während Ferdinand auf Raub und Wildddieberei umherzog, und nur in kurzen Zwischenräumen sich bei Hernberger aufhielt — hatte Ernestine mit Margaretha zusammen gelebt, in dieser eine gelehrige Schülerin gefunden, und ihrem Geiste einige Bildung, ihrem Körper Anstand, Gang, Haltung und Leichtigkeit und Anmuth in den Bewegungen gegeben.

Aber all das wenige Gute, was von den Lehren und den Beispielen ihrer frommen, von des Ehemannes Verbrechen schmerzlich ergriffenen Mutter, seit deren Tode in dem Herzen der leichtsinnigen Margaretha noch als ein schöner Funke glimmte, ging in dieser Schule rettungslos unter. Erne-

sine, ein höchst unmoralisches Geschöpf, gefiel sich, auf Margaretha einzuwirken, und jede bessere Empfindung in der warmblütigen Schülerin zu ersticken, so, daß Tugend, Keuschheit, Achtung für fremdes Eigenthum, daß das heiligste, was die Brust des guten Menschen mit den süßesten, unvergänglichen Blüthen = Kränzen schmückt und sie zu dem Tempel des Göttlichen weiht, von Margaretha immer mehr als eine läppische Possen belacht wurde. Schon in Ernestinens Umgange wäre sie, von ihrer Hinnäheigung zu sinnlichen Genüssen fortgerissen und von der schamlosen Lehrerin angefeuert, die willige Beute jedes Sinnlichen geworden, hätte nicht ihr Vater, die Seelenverdorbenheit der Tochter belächelnd, aber über die Kleinheit ihres Körpers strenge wachend, sie mit scharfem Auge gehütet.

Jetzt, des Mentors ledig, im Genuße vollen Freiheit, im Besitze einer reichen Goldbörse, die heiße Brust voll Sehnsucht nach

Kühlung, sah sie mit wilder Freude den Chor schöner kräftiger Gestalten, die huldigend sie begrüßten, und in dem Feuer ihrer Blicke die heißen Wünsche des Innern aussprachen.

Wittwe Erich, Margaretha's Hausfrau, die gefälligste aller Menschenfreundinnen, wenn sie für einen respektablen Gewinn fremden Wünschen hold sein konnte, dabei eine sehr erfahrene kluge Person, hatte sich durch alle die sieben Schleier, mit denen anfangs Margaretha ihr Inneres verhüllte, bald recht leise durchgewunden, und das Gebilde der Sinnlichkeit und der Herzensverderbtheit war dem scharfspähenden Auge immer nackter und klarer geworden. Die liebe Frau Erich bewegte sich nun recht wohlgemuth und hoffnungreich in ihrem Elemente; sie hatte jetzt die langersehnte Gelegenheit, viele Schaflein und Schaafse zu scheeren, die von ihr als Anverwandte, als Hausfreunde, Margaretha vorgestellt, der Präsentantin Klin-

gende Dankbarkeit bewiesen. Margaretha sah sich bald durch ihrer Freundin rege Theilnahme im Kreise vornehmer reicher Leute, und war klug genug, auch gegen Verliebte die zärtliche hingebende Freundin zu sein, und von den reichen Geschenken der Bethörten wie der Begünstigten, ihre Cassette zu füllen.

Fast athemlos kam eines Abends Frau Erich zu Margaretha und erzählte ihr mit großem Gepränge, so eben auf dem Residenzplatze Herrn Willer, den pensionirten Zoll-Oberbeamten, nach einer vieljährigen Trennung wieder gesprochen zu haben. Herr Willer sei ein gar reicher Kauz, dabei der großmüthigste Verehrer des schönen Geschlechtes, und, seiner eben gegebenen Versicherung nach, fest entschlossen aus dem Hagenstolzleben einen kühnen Salto in das eheliche zu thun. Frau Erich vermaß sich gegen Margaretha auf das feierlichste, ihr diesen Goldvogel zu kuppeln, jedoch nur un-

ter der Bedingniß, für List und Mühe mit einigen Schwungfedern aus seinem reichen Gefieder vergnügt zu werden.

Hinter verschlossenen Thüren und bei einigen Schälchen Kaffee wurde am Neße für den Goldvogel die halbe Nacht hindurch mit geschäftiger Hand gestrickt. Bald nach Tagesanbruch schlüpfte Margaretha an ihrer Freundin Arm aus der Stadt, und hatte nach kurzer Zeit ein allerliebsteß zwischen reichen Weinbergen und Gärten gelegenes Häuschen erreicht, dessen Besitzerin, Frau Erichs Base und Vertraute, ein paar recht freundliche, artig eingerichtete Zimmer leer stehen hatte, die Margaretha gleich mietete, sich recht bequem einrichtete alle ihre Sachen aus der vorigen Wohnung heimlich sich nachbringen ließ und der Dinge harrete, die sich zu ihrem Wohle durch der Frau Erichs Kuppelnisse entwickeln sollten.

Das stille, rebenumrankte Gartenhäuschen, war bald ein vertrauter Zeuge der Lies

bedachte und Liebeschwüre des, von Margaretha's üppiger Fülle und jugendlicher, reizender Frische bezauberten, von der seinen Heuchlerin Unschuld, Kindlichkeit und engelreiner Tugend bis zum Uebermaße entzückten Herrn Willert. Das betrügerische Possenspiel schloß sich recht komödienartig mit einer Hochzeit, wobei es aber nach der stillen Trauung nicht Tanz und nicht Gesellschaft gab, sondern, in dem ärmlichen Wirthshaufe eines einsam gelegenen, einige Meilen von Stuttgart entfernten Dörfleins, bloß ein leckeres Frühstück von kalter Küche und Burgunder, im traulichen Sirkel des frohen Ehepaars und der heimlich triumphirenden Frau Erich. Gleich nach dem Imbisse fuhr der überglückliche Gatte an der Seite seiner, in vielen Beziehungen, die aber dem Gestandenen verborgen blieben, nicht minder glücklichen Gattin seinem Schlosse zu, das er gekauft hatte, um bei den angenehmen Geschäften einer kleinen Landwirthschaft die

Lanz

Langeweile zu verschrecken, und die Zinsen seines großen Vermögens in gemüthlicher Ruhe und im geräuschlosen Landleben zu verzehren.

Margaretha's geheime Entfernung aus Stuttgart hatte so viele junge und alte Lustlinge um die schönsten Stunden ihres Lebens betrogen. Von Schmeichelnworten umfost, mit Goldstücken versucht, auf ihrem Wege belauert, mußte Frau Erich, die bei Margaretha ab und zugin, gegen den Ansturm der eigenen Plauderlust, der Geldsucht und gegen die aufmerksamsten Beobachtungen ihrer Gänge auf das mühevollste und listigste kämpfen, um Margaretha's Aufenthalt, und ihr neues Verhältniß als das tiefste Geheimniß zu bewahren. Die einsame, wüsten umschließenden Weinbergen und Gärten verborgene Wohnung, die stille Trauung in der kleinen abgelegenen Kirche eines Waldorfes waren das Werk der Klugen, die als unerläßlich fand, Margaretha der Stutt

garter Welt zu entrücken, und Herrn Biller immer an die Seite seiner Angebeteten zu fesseln, damit ihm Margarethens Verhältnisse und ihr unmoralisches Walten ein Geheimniß bleibe, und sie des reichen Stuppelpelzes ja nicht verlustig werde.

Der reiche Sprenger, ein Wüstling sonder Gleichen, schlau, tückisch, unternehmend, hatte mit zu heftiger Leidenschaft an Margaretha sich angeschlossen, um ihre Entfernung mit Ruhe zu ertragen. Standhaft wies Frau Erich sein Gold zurück; sie hatte sich durch einen feierlichen Eid verbunden, Margarethas Vermählung und Aufenthalt als das unverletzbarste Geheimniß zu bewahren. So geldsüchtig Frau Erich war, so würde sie doch nicht um eine Tonne Goldes ihren Eid verlegt haben. Sprenger hatte Zeit, Geld und eine Legion gefälliger Freunde. Es gelang seinen rastlosen Bemühungen, klugen Anstalten und seiner sinnlosen Verschwendung, Margarethas eheliche Verhältnisse und

Wohnort zu erforschen. Als Galanteriehändler sprach Sprenger in Willers Schlosse zu; ein unbewachter Augenblick ließ ihn der über seine Erscheinung höchst bestürzten Margaretha die Bitte um eine ungestörte Unterredung zuflüstern. Sie ward ihm gewährt, und Ort und Zeit genau bestimmt. Sprenger hoffte glücklich zu werden, ward aber zur Statue, als ihm Margaretha mit zürnender Miene entgegen trat und, wenn er sich nicht unverzüglich entferne, oder je wieder solch eine Zudringlichkeit wage, die fühlbarste Strafe und Beschimpfung drohte. Die heftigste Leidenschaft des Hasses und der Rachsucht in der tückischen Brust, kam Sprenger von seiner verunglückten Expedition nach Stuttgart zurück.

Alles wurde mit der regsten Thätigkeit in Bewegung gesetzt, um die Rachsucht des Verschmähten verderbend ins Leben treten zu lassen. Ehe zwei Monate verflossen waren, hatte Sprenger die gütigsten Dokumente über

Margaretha's Abstammung, über den höchst zweideutigen Ruf ihres Vaters, über ihr Hetärenleben unter der Ägide der berühmtesten Wittwe Erich. Mit dem tückischen Lächeln gestillter Nachsicht siegelte Sprenger das verhängnißvolle Packet, und einer seiner Vertrauten übergab es in Willers Hände.—

Stolz auf seine Abkunft aus einem guten Hause, auf unbescholtenen Wandel, auf sein großes Vermögen, auf den Titel eines Ober-Zollbeamten, beglückt durch den süßen Wahn, in seiner jungen schönen Gattin die edle Tochter wackerer Eltern, ein tugendhaftes, unbestecktes Wesen zu umfassen, hatte Willer alle seine übeln Gewohnheiten, seine schlimme Laune, seinen Zähjorn, seine Rohheit, wenn auch gegen andere Menschen ausübend, doch an Margaretha's Seite bisher mit der strengsten Selbstbeherrschung unterdrückt. Jetzt kamen die von Sprenger mit so vieler Mühe und großem Kostenaufwande verschafften Dokumente vor Willers Augen,

von Ueberraschung und Entsetzen umflort, verschwammen die anklagenden Zeilen, die Papiere flogen in den wuthzitternden Händen und der Enttäuschte ward zum gefühllosesten Wütherich, dessen unmenschlichen Mißhandlungen die bluttriefende, fast das Leben ausröchelnde Margaretha, von den mitleidigen Gesinde entrißten werden mußte.

Höllestage gingen nun für die Berrathene auf. Oft sank sie zu ihres Gatten Füßen, umklammerte seine Knie, und flehte ihn um die einzige Gnade an, ohne alle Habe, als eine Bettlerin, von ihm ziehen zu dürfen, um im fernsten Lande sich ihr Brod durch Hände-Arbeit zu erwerben. Der Unversöhnliche stieß die Flehende mit barbarischem Fuße von sich und lachte ihr mit der Zücke und dem Grimmes wildesten Zügen die schreckliche Versicherung zu, sie nie von seiner Seite zu lassen, um die heiße Flamme seines Hasses und seiner Rache täglich in ihren Leidenthänen fühlen zu können. Jeder,

auch noch so schlaue Versuch einer Flucht mißlang, und hatte immer eine grausame Mißhandlung zur Folge.

Willer erkrankte auf den Tod, und sieben volle Wochen war Margaretha nicht von seinem Lager gewichen, nur jederzeit am zweiten Tage sich höchstens die Ruhe einer Stunde gönnend und mit fast übernatürlicher Kraftanstrengung die allerschwersten Opfer bringend. Diese Krankenpflege, Margarethas stilles Dulden, ihr tugendhafter Wandel, ihre Wirthlichkeit und Ordnung begannen die Fesseln der Unmenslichkeit von Willers Herzen immer mehr abzulösen. Margaretha wurde nicht mehr mißhandelt, nicht mehr auf jedem ihrer Schritte belauert und bewacht, sie durfte wieder an des Gatten Tische essen und frei in den Umgebungen wandeln; aber feindlich schweiften noch immer Willers Blicke an ihr hin, kein mildes, trauliches Wort, nur höchstens das Nothigste, durch landwirthschaftliche oder häus-

liche Gegenrede erzwungen, wurde ihr gegönnt, und jeder Versuch einer Annäherung, jedes herzliche Streben nach Sühne von dem Eiskalten mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen. Länger vermochte nicht Margaretha in den Fußstapfen dieses freudlosen, stumpfen Lebens, dieser verwundenden Consequenz auszudauern. Mit schwerer Selbstüberwindung hatte sich die listige Heuchlerin in die unerträglichen Fesseln der opferreichsten Krankenpflege, des stillen Duldens und tugendhaften Wandels, der Wirklichkeit und Ordnung geschmiedet. Nur wenig, höchstens eine lauernde Beobachtung und Bewachung ihrer Schritte hatte sie durch ihren lästigen Scheinwandel gewonnen, dazu den vollen Glauben, daß es in ihren Verhältnissen zu Willer nie anders werde. Fest war sie entschlossen, die erste günstige Gelegenheit zur Flucht mit Besonnenheit und Muth zu benutzen. —

Gleichsam die Erscheinungen ^{der} "Sü-

kunst ahnend, hatte Margaretha von dem großmüthigen Geschenke der Base Hallfelder, von dem Gelde aus dem Verkaufe ihres Anwesens und von den Kleinodien im Golde, das sie erbuhlt, nur einen sehr geringen Theil bei ihrer Vermählung zur Schau gebracht, und das übrige mit kluger Vorsicht dem Gatten verborgen. Jetzt wurde dieser Schatz seiner tiefen Verborgenheit enthoben, um als sicheres Mittel zur geheimen Flucht benützt zu werden.

Alle Vorkehrungen waren mit weiser Umsicht und in tiefster Stille getroffen, auch die Nacht ihrer Flucht hatte Margaretha schon festgesetzt, da sie nicht aus Willers Munde, sondern von dem Kutscher, seinem Vertrauten, hörte, daß ein wichtiger Prozeß die Reise des Gatten nach der Hauptstadt, und dort dessen längern Aufenthalt nothig mache. Da erschien Rüll, der Todtegeglaubte, und mit ihm tauchte das schier klostähnliche Bild des frühern Geliebten mit

aller Frische und aller Kraft wieder in Margarethas heftig bewegten Gemüthe auf, und ihre Brust hatte nicht Raum genug, für das Entzücken des Gedankens, nun bald dem Manne ihrer wärmsten Neigung ganz anzugehören, und an seiner Hand aus dem grauenvollen Dunkel knechtischer Erniedrigung und gefesselter Lebenslust hinauszutreten in das strömende Licht der Freiheit, in das bunte Reich der Freuden und der Genüsse. Nur mit ihren Juwelen und ihrem Golde, unbeachtend die werthvollen Kostbarkeiten und die reiche Kasse ihres Vaters, wäre sie ohne Müß Erscheinung entflohen; nun, bei der Flucht an Müß Seite, bei der Hoffnung einer festen Verkettung ihres Schicksals mit dem Seinigen, wurde sie habgüchsig, und von dem Verlangen hingerrissen, so viel als möglich an sich zu raffen, um in ihr und ihres Geliebten Leben die Annehmlichkeiten der Wohlhabenheit zu verflechten. Noch aus dem Waterhause her

mit dem Gebrauche der Dietriche vertraut, öffnete sie schon einige Stunden nach ihres Gatten Abreise nach Stuttgart Kasse und Schreibtisch, nahm aus den geheimen Fächern theure Pretiosen und alles vorrätliche Gold, mit Habgierde auf die vielen Thalerrollen hinblickend und schmerzlich betrübt, nicht mehr davon sich zueignen zu können, als nebst Kleinodien und Gold noch an Silbergeld ihr Reisekästchen zu fassen, und sie fortzuschleppen vermöge.

Vom Glücke begünstiget, erreichte sie das Ziel ihrer Wünsche, eine unbemerkte, ungehinderte Flucht aus dem Hause des furchtbar betrogenen Gatten, die Vereinigung mit dem gleichgestimmten Buhlen, das wildlustige Hineilen in die schützenden Wälder und Schluchten des heimatlichen Tschechenlandes.

Von des Schaumes weißgrauen Gelfet bedeckt, aus den weit aufgerissenen Rüstern keuchend und vor Ermattung oft stille stehend, schleppten sich die abgemergelten Goldsucher durch die grundlosen Hohlwege auf eine steile Höhe des Böhmerwaldes, wo vom Fahrwege abseits, ein üppiger Rasenkreis, gegen Norden von himmelstrebenden Tannen umschlossen, östlich von einer klaren Quelle bespühlet, Rüll und Margaretha freundlich einlud, sich und den müden Rossen Erholung und einen frischen Trunk zu gönnen. Dahin lenkte Rüll das Gespann, das nun des Geschirres ledig, die helle Bluth in langen Hügen langsam einsog und dann im fetten, kräftigen Grase sich gütlich that, während Rüll Wein Brod und kalte Küche aus dem Wagen einer Fichtengruppe zutrug, unter welcher Margaretha mit geschäftiger Hand ein Mooslager bereitet hatte. In traulichem Geplauder wurde der, seit der Abfahrt aus Nördlingen entworfenen und von

Beiden als festbestehend anerkannte Plan ihrer künftigen Einrichtung, wieder besprochen und, die Rechte in einander verschlungen und mit der Linken die gefüllten Reisebecher anstoßend, schwuren sie sich treues Aushalten in herzinniger Liebe, beim klaren, milden Sonnenscheine, wie unter den tobenden Stürmen des Lebens.

„Nun, solchen Schwur lobe ich, denn ein festes Zusammenhalten in Leid und Freud giebt Muth und Kraft“ — sprach ein tiefer Bass in ihrem Rücken. Befremdet wandten sich die beiden rasch der Stimme zu. Auf einen Knittel gestützt, den breitrandigen Hut tief in die Stirne gedrückt, in den langen grünen Rocke mit den schwarzen Lederhosen und mit dem Geldgürte um den Leib für einen Viehhändler geltend, stand hinter ihnen, wie aus der Erde aufgeschossen, ein hochgewachsener, breitschultriger Mann, die kleinen feurigen Augen-fest auf sie gerichtet, und das wildernste Gesicht zu einem

freundlichen Lächeln zwingend. Schweigend reichte Rüll seinen Becher dem Manne, der ihn mit einem Zuge leerte und zur Erwidern dieser Höflichkeit seine Kümmelflasche darbot.

„Woher des Beget, Ihr lieben Leute?“ fragte der Mann und heftete die prüfenden Blicke auf die weidenden Pferde, und das schmucke Wägelchen. Rüll antwortete kurz und bedeutete Margarethen, um zur weitem Reise aufzubrechen, da der Abend schon heran zu dämmern beginne.

„Habt Ihr vielleicht Geld oder Geldeswerth bei Euch“ — sprach der Mann nach der Seite hin und ein tückisches Lächeln suchte um den struppig beharteten Mund — „so rathe ich Euch wohlmeinend, von diesen Höhen in die Ebene hinab Euch zu spuden, denn hier oben ist es nicht recht geheuer.“

„Das mag wohl der Fall sein“ — entgegnete Rüll im kalten Tone und maß den Mann mit einem ernsten Blicke — aber

die Doppelpistole und der gute Säbel, von sicherer Hand mit Muth und Kraft geführt, möchten wohl eine breite Lücke unter dem Raubgesindel machen, dem es nach meiner Habe gelüsten sollte."

"Macht Euch nicht so pathig" — lachte der Mann und stach mit schnell schweifenden Blicken aus den kleinen Dolchaugen nach des Waldes Hintergrunde — „auch des Löwen und des Tigers Tod sind viele Hunde, und wo" — hier schlug er mit seinem Knittel an den Stamm der Fichte, daß es weit in den Wald hinein dröhnte — „gleichsam wie auf einen Zauberschlag Büchsen und Menschen hinter den Bäumen hervorstachen, da ist es zu Ende mit Heldenmuth und Riesenstärke. Schauet doch ein bißchen um Euch!"

Der muthige Rüll erbleichte, als er jetzt in der Bäume dichtes Gehege hineinschaute, und die Mündungen von Flinten und Pistolen und scheußliche Raub- und Mordgesichter ihm drohend entgegen starrten.

Der Mann winkte und im Augenblicke waren Rüll und Margaretha umrungen, von rauhen Fäusten gepackt, und nach der Tiefe des Waldes hingeschleppt, während einige des Raubgesindels die Pferde anspannten, und, in den gefundenen Vorrath von Wein und Lebensmitteln sich brüderlich theilend, unter lautem Jubel langsam dem Zuge nachsuhren.

In tiefer Thalschlucht lag unter einer riesigen Tanne der Hauptmann der Bande, umgeben von seinen Raub- und Blutgenossen, und mit zufried'nem Nücheln den weitläufigen Bericht seines Vertrauten, des Preußenlipß anhörend, der auf wochenlangem Streifzuge reiche Beute gemacht, viele künftige ausgekundschaftet und die Verdienste

dieser Woche mit dem Fange Rüll und seiner schönen Sponsin, und des werthvollen Fuhrwerkes nebst schweren Geldkistchens gekrönt hatte. Rüll und Margaretha mußten näher treten. Eine hochaufliegende Flamme des frisch angeschürten Feuers beleuchtete Beide mit vollem Lichte, und rasch sprang der Hauptmann von seinem Mooslager auf und schaute Rüll im tiefen Schweigen mit einem langen scharfen Blicke in das ernste, furchtlose Gesicht.

„Stricke hinweg, Flaschen und Becher herbei!“ gebot der Hauptmann im raschen Tone, und schnell waren die Gebundenen von den Banden los, und mit gefüllten Bechern standen geschäftige Räuber an des Hauptmanns Seite. Und alle staunten, als der Hauptmann den Gefangenen die Becher reichte, mit ihnen anstieß, den seinigen auf ein frohes Wiedersehen jauchzend leerte, dann mit liebender Hestigkeit Rüll in seine Arme riß und fest an die kräftige Brust drückte.

„Wie,

„Wie, noch immer gönnst Du mir kein freundliches Wort“ — fragte der Hauptmann mit ungewöhnlich sanfter Stimme den Staunenden. — „Oder sollte eine Trennung von acht Jahren mein Bild in Deinem Innern verlöscht, oder dieser wildverworrne Bart, die tiefe Narbe auf Stirn und Wange, diese seltsame, Weltchlands Banditen nachgeäffte Kleidung, mich so entstellen, daß Du Deinen Kolinský nicht mehr kennst?“

„Kolinský!“ — schrie Rüll mit dem Ausbruche der freudigsten Überraschung und warf sich stürmisch an des Freundes Brust.

„Ein Faß Wein aus der Felsengrube hieher!“ — rief Kolinský über den Umarmenden hin der neugierigstarrenden Gesellschaft zu — „und alles, was wir an Geflügel, Wildpret, und Pöckelfleische zum Vorrathe bestimmt haben, schnell an ein hochloderndes Feuer, denn Sechselage und Schmaus sollen das Wiederfinden dieses

meines Lebensretters bei Fröhlichkeit und Jubel feiern. Nun spudet Euch, wackere Gefellen, dann sollt Ihr die That meines Rüßs hören!“ —

Unter dem Freudengebrülle der Bande verklang des Hauptmanns Gebot, und ein Walten der regesten Thätigkeit bewegte sich rasch und geräuschvoll im beengten Raume der Thalschlucht. Schon nach wenigen Augenblicken prasselte unter felligem Vorsprunge ein gewaltiges Feuer, von geschäftigen Dienern umringt, die aus dem Gießbache Wasser herbei schleppten, von dem Proviantmeister reichlich Lebensmittel holten, und das Freudenmahl mit Eifer und Gewandtheit bereiteten. Ein Theil der Räuber wälzte aus der Felsengrube das mächtige Weinfäß herauf; unter einer hohen Buche, wo schnell aus zusammengeschleppten Steinmassen, mit weichem Moose hoch bedeckt, für den Hauptmann und seine lieben Gäste ein bequemes Sitz, und vor diesem, aus einer Strohmatte,

über Föhle gespannt, ein Tisch bereitet wurde. Auch der Thiere gedenkend, waren einige der Räuber aus der unwirthlichen Steinschlucht nach einer nahen Waldwiese geeilt, von wo sie duftendes Futter voll Kraft und Würze brachten, die Pferde tränkten, aus zusammengerafften Moos und Laub ein weiches Lager bereiteten und das fette Gras vorwarfen. Was Preußenlip schon als sichere Beute mit habfüchtigen Augen betrachtet hatte, nämlich, Margarethas Schatzkistlein, das trug er jetzt zur Sicherung gegen minder discrete Kameraden, mit eiliger Dienstfertigkeit an Rüß Seite, der eben im vollen Zuge war, dem Freunde Koslinsky seine und Margarethas Schicksale traulich mitzutheilen.

Der Schmauß war vorüber, um den Hauptmann und seine Gäste her hatte sich in dichtem Kreise die Bande gelagert, neugierig der versprochenen Erzählung harrend, aus verschieden gestalteten Pfeifen, wie sie

Laune oder Raub dem Schmaucher ~~gewürs-~~
 felt hatte, behaglich dampfend, und den
 preisgegebenen Weine tüchtig zusprechend.
 Eine Grabesstille hatte sich über die fröhliche
 Gesellschaft verbreitet, als Kolinsky nach
 einem Toaste, dem Wiedersehen seines Le-
 bensretters gebracht, und vom Chorus nach-
 gebrüllt, also begann: „Wollte ich auch auf
 meinem Eintritt in das Leben zurück gehen,
 so wüßte ich wenig zu erzählen, was anzie-
 hend für Euch sein könnte. Nicht sonderbare
 Zügungen, nicht einzelne, auf das ganze
 Leben des Menschen so bestimmend und fol-
 genreich eingreifende Erscheinungen haben
 mich auf meine jetzige Laufbahn geführt.
 Das Lied meines Waltens und Treibens
 ward mir schon in der Wiege gesungen.
 Mein Vater, in Prag lebend, ein cassirter
 Verwalter, näherte sich als Winkeladvokat,
 falscher Spieler, geheimer Agent der Polizei,
 und durch die feinsten Betrügereien; meine
 Mutter, schon in zarter Jugendblüthe ein

gefallenes, immer tiefer sinkendes Geschöpf, kuppelte, schlug Karten, zog auf den Jahrmärkten mit einem Glücksspiele herum, und verführte Jünglinge oder Mädchen, je nachdem es ihrem Vortheile zusagte. Unter solchen vortrefflichen Mustern erwachsen, war ich zur Zeit, wo gewöhnlich der Mensch in der Unbeholfenheit des Knabenalters herumtappet, schon ein recht tüchtiger Geselle der Gaunerinnung, verließ Prag, meinen Geburtsort, als funfzehnjähriger Bursche; gleich nach dem Tode meiner Eltern, die eines bedeutenden Einbruches wegen, in das Zuchthaus gebracht, aber bald von einer ansteckenden Seuche hingerafft wurden, trieb mich einige Zeit im bayerischen Walde umher und kam dann unter die Bande des berühmten Spiegelschleifers, mit dem ich den größten Theil von Deutschland durchzog.“

„Es mögen nun wohl acht Jahre sein, als wir, aus Schlesien vertrieben, nach Währen zogen, um auch den Hanaken und

Slowaken die Ehre unserer Bekanntschaft zu gönnen. Oft einzeln umherstreifend, hatten wir alle Ursache, die Gastfreundschaft jener zu rühmen, während uns diese durch ihre Klugheit, ihren Witz und ihre Beredsamkeit sehr erfreuten. Aber bald lernten die Hanaken und Slowaken des Spiegelschleifers rührige Gesellen näher kennen, und hatten gar keine Veranlassung, auch uns zu bewundern oder über uns sich zu erfreuen, da gegen alle Ursache, unsere Thätigkeit zu beschränken. Ganze Gemeinden, wohlbewaffnete, muthige Leute, standen gegen uns auf, und obgleich die meisten ihrer Unternehmungen an unserer Vorsicht, Schlaubeit und Tollkühnheit sich brachen, so wurde Spiegelschleifers Häuflein doch immer kleiner, und gerne würden wir aus Mähren hinweg gezogen sein, hätten wir es gerade in den anliegenden Ländern nicht gar zu bunt, folglich an allen Grenzen die schärfste Aufmerksamkeit gegen uns rege gemacht.“ —

„Es wird Deinem Gedächtnisse, trau-
ter Wenzel, nicht entfallen sein, daß Du
gerade an jenem Tage, als ein Haufe Ha-
naken uns in der Walsdschenke des Spie-
gler Schneeberrgs überfiel, und die Zuhäl-
terin des Spiegelschleifers gefangen nahm,
zu unserer Gesellschaft stichest, auch gleich
mit Mund und Hand gelobtest, für die Be-
freiung des Liebchens unsres wackern Haupt-
mannes Dein Möglichstes zu thun.“

„Daß Juliana — so hieß des Spie-
gelschleifers Zuhälterin — im Schloßthurne
des Freiherrn von Borreck, dessen Bauern
uns überfallen hatten, wohl verwahrt sei,
kundschafteten wir auß; zugleich aber auch,
daß dieses Schloß eine zahlreiche Bemannung
habe, und die Dicke und Höhe der Mauern
jedes Unternehmen eines Einbruches mißlin-
gen machen werde. Dem Hauptmanne mit
brüderlicher Liebe zugethan, wollte ich durch
List erschleichen, was durch Gewalt nicht
zu erringen war. Es glückte einem meiner

Kameraden, mir eine Kapuziner-Kutte zu verschaffen. Gleichgültig sah ich dem Fal-
len meiner schönen Locken unter der scharfen
Schere zu, selbst eine Tonsur, um die
Täuschung zu steigern, schmückte mein Hin-
terhaupt, der lange, sonst durch das Hals-
tuch verhüllte Bart wurde sorgfältig hervor-
gestülpt, und, von der Hoffnung belebt,
als Priester zur Ertheilung tröstender und
erbauender Ansprache bei der Gefangenen zu-
gelassen zu werden, schritt ich mit feierlich
ernstem Gange dem Edelsitze zu, in der ver-
borgenen Tasche meiner geräumigen Kutte
mit seiner Säge und Feile versehen.“

„Von den Schloßwächtern schon aus
der Ferne erblickt, ward mir das wohlver-
wahrte Thor mit raschem Eifer geöffnet und
tiefe Reverenz gemacht. Kaum hatte sich im
Schloß die Kunde verbreitet, ein hochwürdi-
ger Vater Kapuziner habe das Heil seines
Einganges dem Hause wiederfahren lassen,
als der Schloßherr herbeieilte, um mich

nach Stand und Würde zu empfangen. Der beste Schauspieler konnte die Rolle eines Kapuziners nicht täuschender geben, als ich sie gab. An der Seite des ehrfurchtvollen Edelmanns stieg ich die Marmortreppe hinauf, schon im Geiste die Freuden der nahen Tafel und des befreienden Besuches bei Juliana genießend, als uns ein Mann entgegen trat, dessen Anblick mich mit einer nie gefühlten Bangigkeit und recht schlimmen Ahnungen durchschauerte. In dem gefurchten erdfahlen Gesichte verkloffen List, Schlaueit, Lücke und Grausamkeit zu einem schauderhaften Gebilde und seine pechschwarzen funkelnden Augenlein waren ein Paar Congrevsche Raketen, die, wo sie einmal fest saßen, bis auf das innerste sich hinein zu brennen und mit ihrem sprühenden Feuer alle Geheimnisse der menschlichen Brust zu beleuchten droheten. Da mir Baron Vorreß diese lange spindeldürre Figur, mit dem Satansgesichte und den Brandaugen, als

seinen wohlbestallten Criminalbeamten vorstellte, wurde es in mir noch banger und ohnungsvoller. Mit einer Stimme, so fein, als hätte er sie einem Hänfling abgeborgt, fragte er mich nach dem Namen meines Klosters. Darauf war ich nicht gefaßt. In der Angst meines Herzens nannte ich das Kloster Heiligenstein, dessen Namen ich irgend wo gehört hatte. Mit tückischem Lächeln hörte er meine Antwort, ließ dann seine furchtbaren Leuchtfugeln auf meine Füße fallen und fragte mit höhnisch zusammengekniffenem Munde: wie lange es unter den ehrwürdigen Vätern des heiligen Franziskus Sitte sei, statt barfußig in Sandalen einher zu gehen, die Füße mit zierlichen Schuhen und weißen Strümpfen zu bekleiden. Von aller Besonnenheit verlassen, verblüffter als der dümme Junge, schaute ich auf meine unmännliche Fußbekleidung nieder, und dann mit dem allereinfältigsten Gesichte zu dem weinlichen Trager auf."

„Euer Gnaden Herr Baron“ — wandte sich nun der furchtbare Inquisitor zum Schloßherrn, und das widrig grinsende Gesicht wurde zur starren Eisenlarve, zum lebendigen Bluturtheile. — „Ein Kapuziner, der das Nonnenkloster Heiligenstein für das Seinige ausgiebt, statt Sandalen zierliche Schuhe trägt und, wie ich so eben bemerke, auf recht weltliche Weise in der linken Ohrklappe ein gar schmuckes Ringelchen führt, solch ein sonderbarer Kauz hat mit den Kapuzinern wohl nichts als die Kutte gemein, die wir ihn ein wenig ausziehen lassen, auf das man ersehe, welchen Schall sie bürgt, und ob meine Vermuthung in diesem ehrwürdigen Herrn einen von des Spiegelschleifers Spitzbuben zu verkehren, begründet ist!“

„Meine Besonnenheit war wieder da, mit ihr die feste Überzeugung, nur durch Muth und Raschheit mir Freiheit und Leben zu erretten. Schnell hatte ich mein scharfes

Messer aus der Brusttasche gerissen; ein Paar schnelle Stöße, und es würde mir ge-
 glückt haben, über die Leichen des Edels-
 manns und des Beamten hinweg, zu ent-
 fliehen. Aber in dem Augenblicke, als ich
 den Arm zum Stöße hob, wurde ich am
 Genicke gefaßt, zu Boden gerissen, und mit
 Entsetzen starrte ich in den offenen Rachen
 eines riesigen Fanghundes, der die leiseste
 meiner Bewegungen mit grimmig funkelnden
 Augen hütete. Der Baron stieß ein Jeters-
 geschrei aus, der Criminalteufel rief nach
 den Schergen. Bald war ich aus der Kette
 geschält, wie ein reißendes Thier mit Ketten
 fast unwickelt und in ein scheußliches Loch
 geworfen. Es mochte wohl eine Woche hin-
 gegangen sein, die ich unter der sanften Be-
 handlung meines lebenswürdigen Kerker-
 knechts, bei leckerem Haberbrode und Pfützen-
 wasser, auch im recht traulichen Umgange
 mit Syden und Gewürme gar angenehm
 hinbrachte, als ich eines Morgens auf einen

Wagen geschlossen wurde, und wieder einer von den zwei mich begleitenden Schergen mit höhnischem Lächeln zuflüsterte, nach Brunn abgeliefert, das hieß soviel, als schnurgerade auf die Richtstätte, denn Spiegelschleifer und Kompagnie hatten sich durch ihr frommes Leben bei den Mährischen Criminalgerichten so beliebt gemacht, daß auch der einfältigste Wicht unserer Bande aus seinem Kerker in eine ewige Versorgung-Anstalt unter den Galgen befördert wurde, und ich genoß das besondere Glück, bei der hochpreißlichen Obrigkeit als eine gar wichtige Person in hohen Ehren zu stehen.“ —

„Gegen Mittag zu kamen wir in einen tiefen schmalen Hohlweg, auf beiden Seiten von dichtem Gebüsch berandet. In der Mitte des Hohlweges schleppte sich uns ein dürrer, lebensmüder Gaul mit einem armseligen Wägelchen entgegen, auf welchem der Koflenker, ein grauhariger und

grau beharter zusammen gekrümmter Kerl
 und ein altes Bettelweib saßen. Hinter
 dem Wägelchen hinkte recht mühsam ein
 Barfüßermönch daher. An ein Ausweichen
 in diesem Hohlwege war nicht zu denken,
 und jede Seitenwand zu hoch und zu steil,
 um nur etwas Raum machen zu können.
 Plötzlich sprangen die beiden Schergen vom
 Wagen und mit geschwungenen Stöcken auf
 den verkrüppelten Kerl los, der gar des-
 müthig und ängstlich that, aber auf dem
 Wägelchen wie angenagelt sitzen blieb. Der
 Barfüßermönch war indessen auf seinem
 Krückenstocke herangewankt und bemühte sich,
 die tobenden Schergen zu beschwichtigen, de-
 ren Zorn durch des Krüppelmännchens Un-
 thätigkeit bis zur Wuth gereizt geworden.
 Durch ein Paar Hiebe in Arhem geseht,
 bequemten sich der graue Patron und das
 alte Bettelweib zum Absteigen, aber Beide
 waren so kraftlos, daß selbst die ergrim-
 mten Schergen Mitleiden hatten und ihnen die

Hände behülfflich reichten, Im Augenblicke, wie auf einem Zauberschlag, waren Krüppelmännchen und Bettelweib zu hohen Kräfte vollen Burschen geworden, unter deren würgenden Fäusten die niedergeworfenen Schergen röchelten und an tiefen Messerstichen verbluteten. Der Fuhrmann meines Wagens, ein junger rüstiger Mann, hatte in der größten Eile eine Hacke ergriffen und sprang nun, über die Pferde hinweg, den Schergen zu Hülfe, aber der nun auch ganz rüstige Barfüßermönch schlug ihn mit seinem Krückenstocke, einem bleischweren Knüttel, so gewaltig auf die Brust, daß er rückwärts niederstürzte und unter den schnellen zerschmetternden Schlägen des Mönchs Gehirn und Leben ausspritzte. Noch hatte ich mich von meinem Erstaunen und freudigen Schreck nicht gesammelt, als mir schon von Hand und Fuß die Kette fiel. Nun wieder der Freiheit und dem Leben gegeben, kletterte ich rasch die steile Wand hinan, während meine

Befreier die Erschlagenen ausraubten, und die Pferde niederstachen, um jede Verfolgung zu erschweren.“

„Dieser Wenzel Müll, hier an meiner Seite, war das Krüppelmännchen und mein Lebensbretter. Wißet Kameraden, daß ich ihm, den Helfer in der höchsten Noth, nicht einmal recht danken, noch weniger diese brüderliche Handlung vergelten konnte, denn am nämlichen Abende wurden wir neuerdings von Bauern überfallen und zerstreuet. Glückliche erreichte ich die Grenze, und acht Jahre sind hinüber gegangen, bis nun endlich der heißersehnte Augenblick kam, der mir in dem Wiedersehen meines Lebensbretters die allerinnigste Freude gab. Dir, Preussenslipß, danke ich diesen Augenblick, den schönsten meines Lebens, und ich gelobe Dir bei dem Eide unsers Bundes, Dich würdig dafür zu belohnen. Und nun Kameraden, die Krüge gefüllt und auf das Wohl des wackern

„dem Wenzel Rüll, meines Lebensretters,
bis auf die Reige geleert!“

Und die Felsenhügel der Thalschlucht
erbebten unter dem Wivatgebrüll der Räuber,
und alle stürmten hin zu Rüll, ihre Kameradschaft,
ihre Liebe und Treue auf Tod und
Leben mit wildfreundlicher Herzlichkeit ihm
zuschwörend und die Dirnen der Bande um-
ringten Margaretha und reichten ihr den vol-
len Becher und boten sie unter rohen Lieb-
lösungen um Schwesterschaft.

Das Loben der freude- und weintrunk-
nen Rotte verscholl allmählig, und sie
lagerte sich wieder im dichten Kreise um den
Hauptmann und die neue Kameradschaft,
neugierig entgegen horchend der Erzählung,
wie Rüll die Befreiung ihres Hauptmanns
erfunden und geordnet habe.

„Das verdient lange nicht solch ein Ge-
pränge“ — sprach Rüll zu seinem Freunde
und zur Gesellschaft — „denn ein bißchen
Lift, ein paar derbe Tränke und das Herz

am rechten Flecke, damit war alles abgethan. Kaum hieß es unter uns: Skolinsky liege gefangen im Schlosse des Freiherrn von Borreck, als ich, dem wackern Kumppane gar absonderlich zugethan, gleich fest entschlossen war, das möglichste für seine Befreiung zu thun. Im Schlosse war ich nicht ganz fremd. Du weißt, Skolinsky, daß ich mit meinem falschen Pässe als vancirender Jäger ungehindert und unbeachtet mich in jener Gegend umhertrieb und Euch manche willkommenene Botschaft brachte. Das Schloß des Freiherrn, vielmehr sein Reichthum, stach mir in die Augen, und mein Wunsch, mich darin etwas einzubürgern und gute Gelegenheit zu erlauern, wurde mir so ziemlich durch die Viederlichkeit des Herrschaftlichen Jägers erfüllt, der mich, bei einem Zuspruche auf dem Schlosse um weidmännische Reisezehrung, gleich in sein Revier mit nahm, auch Kost und Schußgeld mir gab, wofür ich seine Jagd begehren

musste, während er in den Wirthshäusern lag oder hübschen Dirnen nachging. In der Zeit meines Aufenthaltes auf dem Schlosse lernte ich Euphrosine, die Tochter des Frohnmeisters, kennen und das schmucke Mädchen, mit den sanften Augen und dem frischen Liebreize des blühenden Gesichtes, machte so tiefen Eindruck auf mich, daß ich dem lustigsten Scherzgelage und allen Gelüsten entsagte, um recht viel in Euphrosinens Nähe zu sein, um ihr, mehr durch Blicke, als durch Worte, da sie von der strengen Mutter sehr bewacht wurde, sagen zu können, daß ich ohne ihren Besitz keine frohe Stunde habe."

„Das glaube ich Dir Wenzel, recht gerne“ — fiel Kolinetsky in die Rede, „die Dirne ist die lebendige Annehmlichkeit, dabei die Herrenegüte selbst. Verhungert wäre ich in meinem Pestilenzloche, hätte mir nicht das gute Kind alle Tage ein Stück Fleisch und nahrhaftes Brod durch mein Gitterfenster

heimlich zugesteckt. Der Himmel gebe ihr dafür heute und ihr ganzes Leben durch, einen frohen Tag!" —

„Ich mußte all meinen Wiß erschöpfen und die größte Mühe anwenden“ — fuhr Rüd in seiner Erzählung fort — „bis ich sie etwas kiere machte und so weit für meine Wünsche gewann, daß Feinliebchen mir doch ein Stündchen schenkte, wenn ihre Leute zur Ruhe gegangen waren. Wir wurden recht gute Freunde.“

„Da kamst Du in die Patsche, das heißt, in das tiefe Thurmloch des Vorrecker Schlosses. Gerne hätte ich Dir Brecheisen und Seile zugesteckt, aber als Euphrosine, die ich mit aller Feinheit über die Lage und Festigkeit Deines Kerkers ausforschte, mich durch dessen Beschreibung von der Unmöglichkeit des Ausbrechens überzeugte, beschloß ich Deine Befreiung erst außerhalb des Schlosses durch List und Gewalt zu erwirken. Schon zwei Tage vor Deiner Ablieferung

nach Brünn hatte ich durch Kuphrosinen Kunde davon; und Strolch und der starke Jörge, mit mir zur Hülfe für Dich durch einen furchtbaren Eid verbunden, machten sich rasch ans Geschäft. Jörge verschafte die Mähre mit dem Wägelchen, Strolch die Verkleidungen. Ich wußte die Stunde Deiner Abfahrt aus dem Schlosse, konnte leicht berechnen, wenn Dein Fuhrmann den uns wohlbekannten Hohlweg erreiche, und da war es wohl keine so große Kunst, ein Paar vor Jörn ganz blinde Schergen, die eher des Himmels Einsturz, als in einem Barfüßermönch, einem zusammen gekrümmten Bäuerlein und in einer alten Bettel drei rüstige Bengel vermuthet hätten, zu überumpeln und den Betäubten in aller Schnelligkeit den Caraus zu machen. Die Posse ist nicht der Erwähnung werth, aber jetzt, da ich Dich als den Bonnherrn solch wackerer Gesellschaft zu veneriren habe, jetzt gedenke ich der Posse mit doppelt freudigem Herzen!“—

Ein oftcs „Lebehoch“ johlten die Raub-
 gesellen dem Retter ihres Hauptmannes, dem
 Hauptmanne und sich selbst; ein „Vereat“
 erscholl aus den heisern Kehlen einiger relegir-
 ter Studenten zu Ehren der Justiz nächst
 ihren Sattapen. Von der Wucht der Trun-
 kenheit niedergeworfen, trat bald ein rauhes
 Schnarchen an die wechselnde Stelle des
 Geplauders, der wilden Gefänge, der ge-
 räuschvollen Lustigkeit und des Becherge-
 llichs.

An dem nämlichen Tische saßen am an-
 dern Morgen Kolinskij und Müll, den Plan
 ihrer nunmehrigen Verbindung für Gegen-
 wart und Zukunft ordnend, während Mar-
 garetha, von einer der Dirnen beschickt, den
 kräftigen Morgen=Imbiß bereitete. Dann

versammelte Kolinsky die Bande, Rüd' und Margaretha schwuren den gräflichen Eid der Bundesstreue, und der Hauptmann donnerte den Befehl zum Aufbruche. Gegen Westen zog die Kotte, nach Süden zu lenkte Rüd' das flüchtige Gespann.

Die Fallmeisterei an der rothen Grube bei Trüffelstein, sein Eigenthum, hatte Rüd' erreicht, und wurde von dem Wetter mit großer Freude, Margaretha mit lautem Gesauche empfangen. Ein Festmahl ließ der Wetter bereiten und besetzte den Tisch mit manchem werthvollen Silbergeräthe, das er, während Rüd's Abwesenheit, theils gestohlen, theils gegen geraubte Waaren eingetauscht hatte.

In Folge der mit Kolinsky geschlossenen

ten Pläne, mußte Rüll sein Wohnhaus erweitern, aber mehr unter, als über der Erde. Es war nämlich unter Beiden die Übereinkunft getroffen, daß Rülls Meisterei für Kolinsky und seine Bande, für die Einzelnen, so wie für die Gesamtzahl, einen geräumigen und sehr sichern Versteck gewähre. Eine Erweiterung der Meisterei würde die Aufmerksamkeit der Obrigkeit, bei der Rüll ohnehin sehr im Schatten stand, erregt haben; auch war voraus zu sehen, daß Rülls und Margarethas uneheliches Zusammenleben der Gemeinde von Trüffelstein Ärgerniß geben und die Geistlichkeit zu trennender Einschreitung veranlassen würde. Mit aller Frechheit trat Rüll, an Margarethas Seite, vor die Gerichtsschranken, bat um Begünstigung, diese seine Braut, die Tochter des verstorbenen Wafenmeisters Hernberger, ehelichen zu dürfen, und zeigte zugleich an, gesonnen zu sein, seinem Wohnhause eine geräumige Stallung anzubauen, um für die

Heilung kranker Thiere, deren ihm gar viele zugeführt wurden, hinlänglichen Raum zu erhalten.

Ruß erlangte die Erfüllung seiner Wünsche. In ihrem Leichtsinne nicht die schweren Folgen der Entdeckung ihrer bereits bestehenden ehelichen Verbindung beachtend, trat Margaretha mit frecher Viederlichkeit an den Traualtar, und schon einige Tage nach der Hochzeit wurde mit der Erbauung der Stallung begonnen. Aber es waren nicht Gewerksleute aus der Trüffelsteiner Gegend, welche den Bau führten und bearbeiteten, sondern kunstverständige Maurer und Zimmerleute aus Kolinskys Bande, die Kelle und Beil mit dem Dietrich, dem Mordmesser und der Brandsackel vertauscht hatten.

Das Gebäude ward vollendet, und eine geräumige Stallung, mit Behältnissen für verschiedene Thiergattungen, trat bequem und dauernd gestaltet dem Beschauer entgegen; aber das tiefe und große Gewölbe unter dem

Gebäude, so wohlberechnet gebauet, daß es nicht nur eine große Anzahl von Menschen, sondern auch gestohlene Pferde, Ochsen, Kühe und Schafe aufnehmen und bergen konnte, wäre auch durch den unauffindbaren Eingang der strengsten Forschung des Uneingeweihten entgangen.

Nur selten und bloß dann, wenn in weiter Ferne ein sogenannter Hauptschlag ausgeführt werden sollte, war Rüll von der Parthie. Seinem Freunde Kolinkn, wie auch der ganzen Bande, lag alles daran, gegen die Meisterei und ihre Bewohner nicht den leisesten Argwohn zu erregen. Trüffelsstein mit weitem Umkreise, war der Sitz der bürgerlichen Ruhe, der allergrößten Sicherheit für Gutbesitzer, Landleute und Reisende. Rüll hatte die kluge Einrichtung getroffen, kein fremdes Gesinde im Hause zu haben, sondern für die Geschäfte der Meisterei, so wie für die weiblichen Hausarbeiten, Männer und Dirnen aus der Bande zu

ziehen, deren Verschwiegenheit, Selbstbeherrschung und schlaue Heuchelei im Umgange mit Andern zur Genüge erprobt waren. Sein Trüffelsteiner besuchte die Kirche so fleißig, gab so gerne und so reichlich in den Klingenbeutel, den Hausarmen und herumziehenden Bettlern, sprang bei Feuer- und Wassergefahr den Bedrängten so muthig und so rasilos zu Hülfe, wie Rüll, sein Ehe-
 weib und sein Gesinde. Selbst von der Kanzel herab ertönte das Lob des Basenmeisters und der Seinigen für so manche menschenfreundliche That, und die Trüffelsteiner, so wie die umliegenden Dorfbewohner, sonst die Genossen des unehelichen Standes und Gewerbes mit Abscheu vermeidend, scheuten sich immer weniger, an Sonn- und Feiertagen auf der Meisterei zuzusprechen, und Rüll und sein Weib bei Hochzeit und Kindtauschmauße freundlich zu bewirthten.

Ein undurchdringlicher Schleier, von den starken Fäden der raffiniertesten Schlaus-

heit durch Müß und seine vertraute Umgebung gewebt, verhüllte die scheußlichsten Verbrechen. Oft erscholl bei den Tönen der Abendglocke weit hinaus in die Umgebung das laute, scheinheilige Gebet der Meisterei= bewohner, während das unterirdische Gewölbe die weinenden Stimmen und das Schmerzgeschrei der Unglücklichen durchjitzten, die aus weiter Ferne, mit geknebeltem Munde und zusammen geschnürten Gliedern, hieher geschleppt, von Kolinäky und seinen Blutgesellen zur Angabe ihres verborgenen Geldes durch unmenschliche Grausamkeit gezwungen, und hatten sie das Verborgene entdeckt, erschlagen wurden, wo die Rotte dann nicht säumte, schleunig in die Häuser der Ermordeten zurückzukehren, und die blutigen Früchte des unmenschlich erzwungenen Geständnisses zu erndten.

Unter dem Wechsel öffentlicher Unbescholtenheit und geheimer Gräueltthaten, ein genügsames, nüchternes Leben vor beobachtenden Augen führend, dagegen nächtlicher Weile im eigenen Hause, oder in ferne liegenden Diebherbergen der Wöllerei und den schreiendsten Lastern fröhnend, hatte Rüll vierzehn Jahre hingebracht, im Laufe dieser Zeit sein Weib und seine Kinder zu Grabe getragen, und nun den Entschluß gefaßt, seine Meisterei an Kolinskys Bande zu verkaufen. Die Bande, um immer einen sichern Zufluchtsort zu haben, ward gleich zum Kaufe willig.

Einer der Bande, Sohn eines Wafenmeisters in Sachsen, von seinen Raub- und Mordgesellen in jeder verbrecherischen Beziehung höchst bewährt gefunden, wurde zum Scheinkäufer einstimmig erwählt. Raspe — so hieß der Sachse, — ging nach seinem Geburtsorte, von der Bande reichlich mit Geld versehen, und durch diesen gewaltigen

Hebel gelang es ihm, sich aus der Hand eines feilen Beamten Urkunden zu verschaffen, die alles erfüllten, was die Erreichung seines und der Bande Vorhabens herbeizuführen und zu begründen vermochte. Schon nach einigen Wochen zahlte Rakpe in der Geschäftsstube des einschlägigen Amtes an Rüll für Haus und Hof, Gewerbe und Einrichtung baare dreitausend Thaler, und wurde sogleich in seiner Besizung und der Ausübung seines Gewerbes vom Amte be-
stätigt.

Auch hier gab es einen gefälligen Menschen, der jenen Pof, mit welchem Rüll als Johann Helm, ein reisender Thierarzt, zu Margaretha's Auffuchung fortgewandert war, durch einen neuen ersetzte. In einem leichten Korbwagen, bespannt mit einem kräftigen, sichern Rosse, schied vom Vaterland und Haus, von Kolinsky und den treuen Verbrechensgenossen, der nach einem ruhigen, gefahrlosen Leben verlangende Rüll,

ein wohlhabender Mann, der in seinem Koffer aus seinem vierzehnjährigen Raubanteile eine Summe in Gold mit sich führte, die den Erlös von der verkauften Meisterterti um mehr als das Dreifache überstieg.

Es ist wirklich eine merkwürdige psychologische Erscheinung, daß in Mülls Herzen, welches sich nie einer guten Empfindung erschlossen, nur immer allen scheußlichen Lasten mit wilder Lust sich aufgethan hatte, die Erinnerung an Euphrosinen, die Frohnmeisters Tochter auf dem Freiherrlich Vorreckschen Schlosse, während dieser langen Trennung nie erlosch; daß des holden Mädchens Bild von Zeit zu Zeit mitten aus der Tiefe seines verpesteten Innern wie ein verklärtes Gebilde aufstauhte und ihm oft unter dem Geräusche und den rohen Freuden eines zuchtlosen Bacchanals verstummen und theilnahmslos machte. Diese Erscheinung ist in psychologischer Hinsicht um so merkwürdiger, da Müll, der diese Unschuldsknospe jerspflückt

hatte, nie jener so süßen Stunden mit dem wilden Gelüste nach Erneuerung gedachte, sondern von reiner Sehnsucht, von dem einzigen Verlangen nur nach einem Augenblick des freundlichen Wiedersehens sich immer ruheloser an die Unvergeßliche hingezogen fühlte. Dieses Sehnsuchtsgefühl bewog ihn vorzüglich zum Verlaufe seines Anwesens, zu seiner Trennung von der Bande, er träumte sich unter dem raschen Trabe seines kräftigen Rosses manche Stunde mit recht süßer Empfindung in den Augenblick hinein, wo er Euphrosinen wieder sehe, sie unvermählt finde, und ihr seine Hand, mit dieser ein Leben voll Ruhe und Bequemlichkeit anbiete.

Mehr als zwei und zwanzig Jahre waren vorüber, seitdem er Euphrosinens Nähe verlassen hatte; er durfte nicht hoffen, sie wieder zu erkennen, aber auch nicht, von ihr, oder von einem der Schloßbewohner, oder von den Landleuten, unter welchen er
 sich

sich in jener Zeit, zur Auskundschaftung für die Bande, meistens als Jäger, umher getrieben hatte, wieder erkannt zu werden. Und doch wagte er nicht im Wirthshause des Dorfes, worin das Freiherrliche Schloß lag, Wohnung zu nehmen; er stieg in dem Gasthose eines entfernten Ortes ab.

Mit seiner schlaun Gewandtheit in Erforschung fremder Geheimnisse, begann Ruff die alte, gesprächige Wirthin zu bearbeiten und er hatte noch nicht die Hälfte seiner Forschungskreise von der Seder bis zum Hof vollendet, als er schon mit einer recht wehmüthigen Empfindung hörte, daß Euphrosine aus dem Schlosse, aus der ganzen Gegend spurlos verschwunden, und über ihre fernern Schicksale, ob sie noch lebe oder schon modere, auch nicht die geringste Kunde hieher gekommen sei, auch keine mehr erwartet werden dürfe, da ihre Eltern bei der furcht-

baren Überschwemmung, die schon in der ersten Woche nach Euphrosinens Verschwinden plötzlich eingebrochen sei, ihr Leben in den Fluthen vollendet hatten. —

Mit dieser Nachricht begnügte sich Rüll nicht; eben so listig wußte er viele Leute, welche ihm mit Euphrosinens Schicksalen vertrauter zu sein schienen, darüber auszuforschen; er ging selbst nach dem Edelhofe und ward in seinem Eifer bis zur Unvorsichtigkeit rastlos, ohne auch nur die leiseste Spur von der Verschwundenen aufzufinden. Nur so viel wurde ihm klar, daß Euphrosinens Verschwinden in jene Zeit fiel, wo er Mähren verlassen hatte. Eine unruhvolle Ahnung, daß Euphrosinens Entfernung ihn vielleicht sehr viel berühre, dunkelte in seiner verdüsterten Seele wie ein trüber Lichtpunkt auf. !

Hätte Rüll nur einen beachtungswers-

then Wink über Euphrosinens Leben, über ihren Aufenthalt erspäht, und wäre dieser am fernsten Pole gewesen, so würde der immer Sehnsüchtigere rasch und freudig hoffend dahin gezogen sein. In dieser mitternächtlich-dunkeln Ungewißheit wollte er doch nicht in die weite Welt hinein irren; er beschloß, vor der Hand nach Wien zu reisen, dort einige Jahre, unter der Menge sich verlierend, die goldnen Früchte seiner Gewandtheit in Spiel und Gaunerei auf recht feine Weise zu erndten, dann in unbemerkte Stille sich zurück ziehend, und von den Zinsen seines Geldes lebend, der Welt an Reizen noch so viel abzugewinnen, als sie der alternden Kraft und Leidenschaft dargubieten vermöge.

Herr Johann Helm, der reisende Thierarzt — unter diesem Namen und Stande kannten die guten Kleinbürger in der schma-

len Vorstadtstraße den gar freundlichen, from-
 men, bescheidenen Nachbar — hatte schon
 beinahe zwei Jahre bei Tag in den Kirchen
 von Wien und größtentheils auf seinem Zim-
 mer, in der Abenddämmerung auf Gau-
 ner-Spekulationen, und größtentheils die
 Nächte in geheimen Spielhäusern hingebracht,
 als er eines Tages durch den Eintritt einer
 verschleierte Frauengestalt sehr unlieb in
 seinem Morgenschlummer gestört wurde.
 Auf Rüks bursche Frage nach ihrem Begehr
 schlug die Gestalt schweigend den Schleier
 zurück, dem Fragenden ernst und scharf in
 die scheu ihr begegnenden Augen schauend.
 Tiefe Züge des Grams und des bitteren
 Mangels, welchen zugleich die zwar rein-
 liche, aber höchst dürftige Kleidung verrie-
 then, waren in das marmorweiße Gesicht
 eingegraben, die Lippen des kleinen Mundes
 trugen nicht die rosige Farbe der Frische
 und Lebendigkeit, und unter dem Drucke

von Leiden schien das Auge erloschen, die Kraft und der Muth des Lebens dahin geschwunden zu sein; und doch, je schärfer und länger Rüll diese Leidenzüge betrachtete, je lebendiger und klarer verfloßen diese von Zeit und Verhältnissen abgegriffenen Formen in ein früheres Gebilde voll Anmuth und Jugendreiz, und immer kennbarer gestaltete sich alles, und mit dem Gefühle eines freudigen Schreckens rief Rüll, die Arme der Erkannten entgegen streckend: „Euphrosine!“ —

„Ja, ich bin Euphrosine“ — sprach die Erkannte mit immer heftigerer Stimmung, und immer feindlicherem Blicke — „ich bin die Unglückliche, die Du, gewissenloser Verführer, um die Reinheit ihres Herzens, um die Ruhe ihres Lebens, um alle die reichen Segnungen ihrer Unschuld betrogen, der Du die Liebe ihrer Eltern in Abscheu, ihre beglückende Nähe in Verstoßung, ihren Segen

in Fluch verwandelst, der Du mir ein Leben voll Thränen, Sorge und Leiden, der Du einem Wesen das Dasein gegeben hast, das, beladen mit dem Schimpfe der unehelichen Geburt, jetzt herum irrt, vielleicht eine Beute der verderblichsten Verführung, oder das harte nackte Leben unter den niedrigsten Arbeiten eines schimpfbelasteten Standes hinschleppend, da ihm ein, durch die unglückliche Schwäche seiner Mutter gewordenes, durch keine priesterliche Hand gesweißtes, Dasein nur eine Zufluchtsstätte in Kreisen von Menschen öffnet, die der ehelich Geborne verabscheuet.

Schon oft bist Du an dem kleinen, trüben Fenster meiner armseligen Kellerwohnung, wo ich durch Hände-Arbeit mir kaum hinlänglich Brod erwerbe, im ruhig festen Schritte, mit der Miene der Zufriedenheit und den Kennzeichen des Wohlhabens vorübergegangen. Mein gutes Auge, mein

Herz, daß Dein Bild bis in die innerste
 Tiefe eingefogen hatte, erkannte Dich auf den
 ersten Blick. Ich erstarrte vor Schreck,
 Born und Abscheu, ich gelobte mir, nie vor
 Dein Angesicht zu treten, und die Strafe
 meines Verführers der höhern Vergeltung
 allein zu überlassen. Aber als vor einer
 Stunde ein unbarmherziger Gläubiger in
 meine Kellergruft trat, und auf seinen Wink
 von den Dienern des Gerichts mir alle meine
 wenige Habe entriß und ich, mit diesem
 abgenügten Kleide kaum mehr kurze Zeit
 meine Blöße zu verhüllen im Stande, eine
 Beute der allerhöchsten Armuth, auf die
 Strafe hinaus gestossen wurde, da entschloß
 ich mich, vor Dich zu treten, und Dein
 Inneres durch den schauderhaften Anblick
 der Unglücklichsten aller Verführten zu er-
 schüttern und Dich dem rächenden Gewissen
 als ein ewig blutendes Opfer vorzuwerfen.
 Segnen kann ich Dich nicht, aber ich werde

Die auch nicht fluchen, und wenn Du am Strande der Donau wandelst, und Dein bebender Fuß vor Euphrosinens ausgepühlter Leiche wurzelt, dann bete für sie und ihren Verführer, auf daß Gott mir und Dir gnädig sei!" —

In heftiger Bewegung wandte sich Euphrosine, noch einen Blick des Hasses und der Liebe, des Hürnens und der Vergebung aus den erlöschenden Augen auf den Erbleichten werfend, der Thüre zu, aber alle Kräfte schwanden, und die Bewußtlose würde einen schwer verwundenden Fall gethan haben, hätte sie nicht der herbeieilende Rüll in seine Arme aufgefangen. Er trug die Todtenähnliche auf sein Lager, er besorgte einen Arzt, eine Wärterin, und gab mit vollen Händen hin, um der leidenden Euphrosine, die er den Leuten als seine unverhofft wiedergesundene Schwester bekannt machte, seine Liebe, seine Reue, seine innig-

sten Vorsätze nach Kräften zu beweisen, und durch die That zu erproben.

Wieder in einem leichten Korbwagen, aber nicht mehr allein, sondern an der Seite der in neuer Lebenskraft, in der Frische der Gesundheit und der innern Zufriedenheit gleichsam blühenden Euphrosine, fuhr Müll aus den Thoren der prachtvollen Kaiserstadt und ließ das schlanke, flüchtige Ungarpaar auf der Straße nach Ling lustig dahin traben, der Gegend zuwendend, wo er hoffen konnte, nach Euphrosinens Vermuthungen, seinen Sohn aufzufinden und ihn durch Vaterliebe und Begründung eines gesicherten Daseins mit dem Urheber erlittener Schmach und Drangsale zu versöhnen.

Die Folge von Euphrosinens vertrautem Umgange mit Rüd blieb ihren Eltern nicht lange ein Geheimniß. Die innigste Liebe, die heißeste Bärtlichkeit, mit der sie stets das einzige Kind umfaßt hatten, ward vom Augenblicke der Entdeckung der Schwangerschaft zum höchsten Abscheu und zur tiefsten Verachtung. Nur mit Mühe entriß sich Euphrosine dem gezückten Messer, der würgenden Faust des wüthenden Vaters, und schon kletterte sie die schwankende Leiter zur Zinne des Gefängnisthurnes hinan, um sich zum Tode herab zu stürzen, als sie von der ahnenden Mutter ereilt und in ihre Kammer gesperrt wurde. Zwei Tage und zwei Nächte war sie sich, ihrem Schmerze, ihrer Verzweiflung überlassen, kein Trunk Wasser, kein Bissen Brod wurde der Ver- schmachtenden gereicht. In der dritten Nacht, gerade, als der dumpfe Schlag der alten Thurmuh die Scheidestunde der Nacht ver-

kündigte, trat ihr Vater, zur Reise gekleidet und wohl bewaffnet, in die Kammer, mit halbbläuter Stimme ihr Folge und die tiefste Stille gebietend. Die steile Wendeltreppe herab, durch den langen Gang an dem Gewölbe vorüber, worin die Frohknecchte schliefen, zu beiden Seiten die Kerker, aus denen das Schnarchen, das Kettengerassel, das Stöhnen, Wimmern und Fluch der Gefangenen in grauenvoller Abwechslung hervorscholl, schlichen sie der Hinterpforte zu, die der Vater leise öffnete, leise schloß, Euphrosinens Hand rauh erfaßte und die kraftlose eilenden Schrittes fortzog. Jetzt um die Ecke des herrschaftlichen Gartens biegend, erblickte Euphrosine ein Fuhrwerk, daneben eine Gestalt, in einen weiten, bis zur Erde reichenden Mantel gehüllt, die breite Krempe des Hutes tief in die Augen gedrückt; die Gestalt hielt mit sichtbarer Anstrengung die Bügel

der ungeduldigen Pferde. Mit verletzender Hand warf der Vater Euphrosinen auf das Strohlager des unbedeckten Wagens, ergriff die Zügel, schwang sich auf den Sitz und hieb in die Pferde. Da blickte Euphrosine, von einer innern Stimme aufgeregt, nach der Gestalt zurück, und als sie sah, wie diese auf den Knien liegend die gefalteten Hände im Gebete für die Scheidende zu dem Sternenheere empor hob, da sagte ihr das kindlich ahnende Herz: es sei in dieser entstellenden Hülle die verzeihende Mutter, die für ihre unglückliche Tochter bete. Das Herz von diesem Anblicke, von dem unendlichen Schmerze bis zum Verbluten zerfleischt, drohte der Tod mit zerstörender Hand in den schwachen Lebensfaden der Verzweifelnden zu greifen. Nach mehrtägiger Reise, von Euphrosinen unter den Qualen eines unbeschreiblichen Schmerzes, unter ihres Vaters gefühllosester Härte in

dumpher Erstarrung hingebracht, wurde bei herandunkelndem Abend der Burgfrieden von Linz erreicht. Hier gebot der Vater Euphrosinen, vom Wagen zu steigen. Kaum war sie mit Mühe von diesem geklettert, als der Vater ihr ein schweres Bündel zuwarf, mit wildem Blicke und rauhem Tone sie belehrte, in diesem Bündel das Weitere zu ihrem Fortkommen zu finden, und ihr den Tod drohte, wenn sie es wagen sollte, je vor seinen Augen zu erscheinen. Von dieser grausamen Drohung vernichtet, keines Wortes mächtig, starrte Euphrosine, in ihres klutenden Herzens ungeheuren Leiden, noch immer regungslos vor sich hin, als ihr Vater, die Verlassene keines freundlichen Blickes, keines milden Scheidewortes würdigend, schon die Pferde gewandt und im harfen Trabe den Rückweg angetreten hatte. —

Euphrosine fand in dem Bündel Kleider

und Wäsche, 300 Gulden in Silbergeld; ihre Sparbüchse mit den Puthen-, Namens- und Christkindgeschenken, endlich einen Brief, adressirt an Frau Elisabetha Rohz zu Aschau bei Efferting. Die Aufschrift dieses Briefes senkte einen wohlthätigen Strahl der Hoffnung in Euphrosinens schmerz erfülltes Herz, da sie im Hause ihrer Eltern immer gar viel Gutes von der Base Elisabeth, des Gerichtsdieners zu Aschau Ehefrau, gehört hatte.

Liebreich wurde sie vom Vetter und von der Base empfangen, nie durch einen Vorwurf über ihren Fehltritt gekränkt, von den Kinderlosen wie die leibliche Tochter gehalten, den neugierigen Nachbarn als die Wittwe eines, von Schmugglern erschossenen, Grenzwächters vorgestellt, und bei ihrer Niederkunft mit der zärtlichsten Liebe gepflegt.

Als ihr Sohn Joseph das 13. Lebensjahr erreicht hatte, machte sich Euphrosine mit

mit ihm auf, um nach Efferting zu gehen und den Knaben, seinem Wunsche gemäß, zu einem Kupferschmidt in die Lehre zu thun.

Wohlgefällig überzählte der geldgierige Meister das von Euphrosinen in blanken Silberstücken pränumerirte Lehrgeld, behielt Joseph gleich bei sich, forderte aber des Lehrlings Taufschein, um selben, der Innungs-Sitte gemäß, bei der Ausdingung durch den Vormeister an die Obrigkeit abgeben zu lassen. Euphrosine versprach, den Taufschein auf das schnelligste aus ihrer Heimath zu verschaffen.

Aber wie erschrock Euphrosine, als Wetter Rohr, dem sie gleich nach ihrer Rückkehr Josephs Unterbringung freudig erzählte, sie belehrte, daß, nach den einfältigen und herzlosen Innungs-Gesetzen, ein uneheliches Kind äußerst schwer zur Lehre gelassen, nie aber Meister werden könne.

übrigens versprach Rohr, die Sache, wenigstens für die erste Zeit, ins Gleich zu bringen, wußte auch von Zeit zu Zeit durch sehr wahrscheinliche Angaben, mehr aber durch erneuerte Geschenke, den Kupferschmidtmeister des verlangten Tauffcheines wegen zu beschwichtigen.

Eine dunkle drohende Gewitterwolke entleerte sich mit all ihrer verheerenden Zerstörung auf einmal über Euphrosinens freundliches Stillleben. Wether Rohr wurde bei einem Streifzuge gegen eine Gaunerbande erschossen; seine wackere Ehefrau, nur in seinem Besitze das einzige Leben und die einzige Zufriedenheit genießend, sank beim Anblicke der Leiche lautlos über sie hin, und an der erkalteten Brust des unbeschreiblich geliebten Gatten hatte ihr treues Herz zu schlagen aufgehört. Euphrosine war von diesen lieben Pflege-Eltern zur alleinigen Erbin feierlich ernannt, mit Mund und Hand, aber

nicht mit einem Schriftzuge, nicht vor Zeu-
gen, nicht vor Gericht; es kamen die recht-
mäßigen Erben, und Euphrosine rettete mit
Mühe die eigene Habe aus den harten
Klauen der argwöhnischen, unersättlichen
Menschen. In dem Augenblicke, wo die
Weinende das Haus der unvergeßlichen An-
verwandten verließ, stürzte ihr Joseph, er-
higt von des Laufes Eile, Schmerz und
Wuth in den wildblickenden Augen, entge-
gen, erzählte der erschrockenen Mutter, daß
sein Lehrmeister ihn einen Bankert, einen
unehelichen Schuft geschimpft, und zum
Hause hinausgeworfen habe. Mit wildem
Troße verlangte der ungestüme Bursche ein
Reisegeld, um dahin zu gelangen, wo er
gewiß Unterkunft und reichlich Brod er-
lange. Im Augenblicke der ersten Bestür-
zung öffnete die Mutter, eben so dieses
Haus verlassend, wie sie es betreten hatte,
ihr Bündel, und reichte dem Sohne eine

Rolle mit 100 Gulden. Mit auffallender Eierde, mit ängstlicher Hast riß Joseph die Rolle an sich, nahm kalten flüchtigen Abschied, und entlief mit einer Eile, als wenn er den Furien des schlimmen Gewissens oder verfolgenden Häschern entrinnen wollte. Trostlos und mit überströmenden Thränen wankte Euphrosine den Weg gegen Linz. —

Von einer reisenden Dame, deren Hofe unterwegs erkrankt war, gegen Dienstleistungen nach Wien mitgenommen, hatte Euphrosine sich da eine Reihe von Jahren hindurch, anfangs bei großen Herrschaften dienend, dann durch seine Handarbeit, recht anständig ernährt. Aber in eine schwere langwierige Krankheit verfallen, von einer diebischen Wärterin bis auf das letzte Hemd bestohlen, war die Unglückliche so in Armuth versunken, daß sie die allerarmseligste Wohnung beziehen, und durch die langwierige Krankheit der besten Kunden beraubt,

nur mehr für die Armuth selbst beschäftigt, größtentheils von Brod und Wasser leben mußte. Der rückständigen Mierthe wegen von dem unbarmherzigen Hausbesitzer auf die Straße geworfen, war sie fest entschlossen, ihrem Verführer, als das erschütternde Bild der Folgen seiner heillosen That, vor das rächende Gewissen zu treten und dann sich und die erdrückende Last ihrer Leiden in den Fluthen der Donau zu begraben.

Mülls zärtliche Sorge, seine eifrige Pflege, sein feierliches Gelübde, sich nie wieder von ihr zu trennen, gossen die belebende Wärme der Hoffnungen, des Muthes, des Vertrauens auf eine bessere Zukunft in das verödete, erkaltete Herz, und, mit dem Verführer und mit dem Leben wieder versöhnt, rollte sie jetzt an der Seite des Wiedergefundenen in froher Stimmung auf der Straße nach Linz dahin, um dort, in Efferting und Aschau, und, würde es da

nicht gelingen, auch in weiter Umgebung das Möglichste zu thun, ihren Sohn, oder doch wenigstens eine Spur aufzufinden, die ihr ein glücklicher Leitfaden zum Wiedersehen des so schmerzlich Vermissten werden sollte.

Die unglückliche Mutter ahnte nicht, daß sie der Erfüllung ihres heißesten Wunsches, und durch sie dem schauderhaftesten Momente ihres Lebens nahe sei.

Ende des ersten Bandes.

L. GOLDBERG

OPPELN.





Kannst du mich nicht mehr, Haseisepf!

Albert Wlenke.

Alfred Wienke.

1915 3701
Rostock

Wenzel Rühl und Wafensepp.

1716

Criminalerzählung
L. GOLDBERG

von

OPPELN.
J. K. von Train.

Zwei Bände.

Mit zwei Stahlbildern.

Zweiter Band.

Meissen,

bei Friedrich Wilhelm Goedsche.

1834.

Handwritten text, possibly a title or date, mostly illegible due to fading.

Handwritten text, possibly a date or reference number, mostly illegible.

~~3749~~

Handwritten text, mostly illegible.

Handwritten text, mostly illegible.

Handwritten text, mostly illegible.

Handwritten text, mostly illegible.



Albert Wienke.

— Rostock —

~~L. GOLDBERG~~

~~OPPEL~~

Im Laufe der Reise vertraute Rati mit aller Offenherzigkeit Euphrosinen, daß er nicht ein Wäidmann, für welchen er im Schlosse des Freiherren von Borred gegolten, sondern ein Wafenmeister aus Böhmen und durch den Verkauf seines Anwesens im Besitze eines bedeutenden Vermögens sei. Über seinen damaligen Aufenthalt in Währen wußte er eine recht wohl-erfommene Lüge als dichten Schleier zu decken, eben so über sein ganzes so verbrechenvolles Leben; doch Euphrosine, die bei nahe an jedem Winterabend die grausenvollen Erzählungen ihres erfahrenen Vaters

ters von dem Treiben und Walten der Diebes- und Raubleute immer recht ausführlich gehört, und, in ihrem steten Umgange mit Häschern, mit geringen und schweren Verbrechern, sich in der Beurtheilung und Erkenntniß schuldbelasteter Menschen einen tiefen Blick, einen richtigen Takt erworben hatte, überzeugte sich mit bitterm Schmerz und sehr banger Empfindung immernmehr, daß Null nicht der tugendhafte unbescholtene Mann sei, als welcher er zu glänzen strebe. Seine Neigung zu Wein und geistigen Getränken oft im Uebermaße befriedigend, dusierte er sich in der Trunkenheit frecher Laune auf eine Art, die Euphrosinens rege gewordenen Argwohn zu erhöhen ganz geeignet war. Von früher Kindheit an zu Rechtschaffenheit und Gottesfurcht erzogen, hatte Euphrosine in der Blüthe des Lebens, unter einem angenehmen Wohlleben im Hause ihrer Eltern, während der Verstoßenheit aus diesem, und unter dem schweren Drucke

der Leiden und Armuth, ihr Herz immer als einen reinen Tempel der Gewissenhaftigkeit, Menschenliebe und Gottverehrung bewahret; die Fromme konnte den Mann ihrer ersten Liebe und Schwäche, dessen Inneres sich ihr immer grauenvoller aufthat, nicht mehr mit dem Auge des Wohlgefallens betrachten, sich nicht mehr mit dem innigen Gefühle der Vergangenheit ihm anschmiegen; sie wünschte immer sehnlicher, recht ferne von dem Unheimlichen zu sein und der Entschluß, ihn zu verlassen, selbst dem größten Elende lieber mit reinem Bewußtsein, als dem süßesten Wohlleben an der Seite dieses Schuldbelasteten entgegen zu gehen, ward in ihr täglich fester, doch sie klug genug, bis zum schicklichen Augenblicke der Ausführung ihres Vorhabens, die täuschende Rolle der Unbefangenheit und des Gleichmuthes mit großer Selbstbeherrschung spielen zu wollen. So in ganz entgegengesetzter Stimmung und mit ganz entgegen-

gesetzten Entschlüssen, Rüll von dem hölli-
 schen Wunsche befeelt, seinen Sohn als ein
 Kind des Lasters zu finden, und in dem
 verbrecherischen Wandel des gleichgesinnten
 Sprößlings sich verjüngt zu sehen; Euphro-
 sine nur dem frommen Verlangen mit aller
 Kraft ihres Herzens sich weihend, in ihrem
~~Tosch einen fleißigen, moralischen Menschen~~
 zu erblicken und an seiner Hand dem gefähr-
 lichen Vater zu entfliehen, eilten Beide in rascher
 Fahrt, dem ersuchten Ziele ihrer Wünsche zu.
 Es war zwischen Aunfetten und Lins,
 als Nachmittags drei Uhr ein Gewitter so
 heftig ausbrach und unter flammenden Blitz-
 leuchten und dem Prasseln des Donners der
 Hagel so dicht fiel, daß die scheuen Pferde
 kaum zu bändigen waren und nur mit
 größter Mühe, von der Straße abseits, zu
 einem einsam gelegenen, armseligen Häuß-
 chen gelenkt werden konnten. Eine leere,
 fast verfallene Scheune gab für Pferd und
 Wagen auf kurze Zeit ein nothdürftiges

Unterkommen. Müll befestigte die Pferde an einem Balken, mochte zur Verhütung eines Unfalls die Stränge los und eilte mit Euphrosinen nach dem Häuschen.

In einer Ecke der niedrigen rauchgeschwärzten Stube saß ein Mensch, gut bürgerlich gekleidet, die Arme über die Brust gekreuzt, und den Hut so tief in die Stiene gedrückt, daß die größte Hälfte des Gesichts bedeckt war. An dem Gelenke der rechten Hand saß eine breite Eisenschelle, mit einer schweren Kette, die um seinen Leib geschlungen und durch ein schweres Schloß befestigt war. Ihm gegenüber lag auf der Ofenbank ein kleiner stämmiger Kerl, den Kleidung, der breite kurze Säbel, die Pistole in dem Leibgurt und der schußfertige Karabiner in der Hand, die Mündung nach dem Gefesselten gerichtet, als einen Diener der Justiz ankündigten. Nahe an der Thüre, auf den schmutzigen Fußböden schnarchte ein Grenadier, in riesiger

Größe ausgestreckt, und hinter dem Ofen kauerte ein altes Mütterchen, an einem mächtigen Rosenkranze knäuelnd und bei jedem Blicke ein Duzend Kreuze schlagend.

Ueberrascht, solche Gesellschaft in diesem Häubchen zu finden, grüßte Euphrosine beim Eintritt mit furchtsamer Stimme, erschrocken und mitleidig den Gefesselten betrachtend, während Rüll, in diesem einen unglücklichen Kunstverwandten ahnend, Kette und Wächter mit feindlichen Blicken beschaute. Noch viel unfreundlicher maß der Gerichtsdiener die Eintretenden, ließ Euphrosinens Gruß unerwidert, richtete sich aus seiner liegenden Stellung auf und bedeutete Rüll, der für Euphrosinen einen Stuhl suchte, mit gebieterischem Tone, von dem Arrestanten ferne zu bleiben. Es herrschte in der Stube eine recht unheimliche Stille, die von dem Schnarchen des Grenadiers, dem halblauten Geplapper des bedenden Weibes und dem Kettengeflirr bei

der leisesten Bewegung des Gefesselten, gar widrig unterbrochen wurde."

Müll stopfte sich eine Pfeife und hatte kaum die sehnächtigen Blicke des Gerichtsdieners nach dem vollen Tabackbeutel bemerkt, als er selben ihm hinreichte.

„Das ist ein Hundetag“ — brummte der Schmauchlustige, und presste den riesigen Kloben aus Leibeskraften voll — „Wie haben noch einen weiten Weg nach Linz, der Arrestant hat wundte Füße, der verhoffene Grenadier da, den man mir, daß sich Gott erbarme, zur Sicherung des Transports beigegeben, trank sich im letzten Wirthshause um seine Sinne, im Umkreise von einer Meile ist kein Fuhrwerk aufzutreiben und auch keine Hoffnung, bei diesem heillosen Wetter fortzukommen. Mir klebt die Zunge am Gaumen, aber nicht einmal eine Reige Milch findet sich in dieser Betelhütte, und der Brunnen giebt nur Pfähelwasser.“

„Für Aehle und Magen will ich sorgen!“ — tröstete Rüll mit freundlichem Lächeln, aus seiner unangenehmen Stimmung gleichsam durch eine besonders froh- anregende Ahnung aufgerüttelt, und eilte aus der Stube nach seinem Wagen, um Wein und kalte Küche, wovon der Wohl- schmecker immer einen tüchtigen Vorrath mit sich führte, herbei zu holen.

Noch kramte Rüll unter seinen Vorrä- then, als Euphrosine, bleich, zitternd, mit dem vollen Ausdrucke der heftigsten Erschüt- terung, in die Scheune stürzte, den Stau- nenden mit fieberhaft heißer Hand in die fernste Ecke zog, und, aus der stürmisch wogenden Brust nur mit Mühe Kraft zur Sprache erholend, ihm zustöhnte: „der Ge- fangene ist Joseph, unser unglücklicher Sohn!“

Sprachlos, mit stieren Augen, das Herz wild bewegt von dem Wechselgefühl des Schreckens und der Freude, blickte Rüll

in starrer Unthätigkeit auf die Lebende hin, deren zerfleischter Seele ein Thränenstrom wohlthätige Milderung und bald das Vermögen gab, auf das feierlichste zu betheuern, daß, als der Gefesselte, gleichsam wie aus einer tiefen Betäubung erwachend, den Hut hoch aus der Stirne gerückt, und scharf um sich geschauet, sie, ohngeachtet der vieljährigen Trennung, in diesen dunkeln, feurigen Augen, in diesen ausgebildeten Zügen, in den sammtschwarzen Haaren ihren Sohn erkannt, und eine schnelle Aufwählung des Mutterherzens ihr dieses Erkennen verbürgt habe. Euphrosine war so angegriffen, daß sie auf ein Strohbandel nieder sank. Rüll stärkte die Erschöpfte mit einem Trunke Wein, ermannte sie zur Ruhe und vermaß sich mit einem derben Fluche, recht bald im Reinen zu sein, ob hier Wahrheit oder Täuschung herrsche. Voller Flaschen und einem ansehnlichen Vorrathe von Eßwaaren in Händen und

Tasche daher schleppend, eilte er in die Stube zurück.

Mit dem allerfreundlichsten Lächeln der Freude über angenehme Befriedigung einer tüchtigen Ess- und Trinklust, empfing der kleine stämmige Gerichtsdiener den gastlichen Wirth, aß mit Heißhunger, hatte in wenigen Zügen die erste Flasche geleert und nickte im Eifer des Kauens keiner Worte mächtig, Rußs Bitte, auch den Arrestanten bewirthen zu dürfen, eine huldvolle Erhörung zu. Der Vielfraß war für Gaum und Magen zu sorglich, um über die aufgeschichteten Leckerbissen und Flaschen hinweg zu sehen und zu hören; dem Eifrigen entging, wie Ruß mit lauter Rede dem Arrestanten Speise und Trank anbot, dann ihm einige Worte in der rothwelschen Sprache zuflüsterte, jetzt wieder zu einer unbedeutenden Bemerkung die Stimme erhob, dann wieder flüsterte.

Euphrosine hatte sich nicht getäuscht,

Ruß nannte die Namen Effertingen, Aschau, Euphrosine, Rohr, berührte einige Jugendstreiche, die, nach Euphrosinens Erzählung, ihr Sohn gemacht hatte, und gab manches aus des Kupferschmiedmeisters häuslichem Treiben mit wenigen Worten, aber solcher Genauigkeit an, daß der Arrestant, anfangs im tiefen Schweigen gegen den flüsternden Ruß, dann durch Farbenwechsel des immer mehr erglühenden Gesichts, durch manche heftige Bewegung nur zu deutlich verrieth, wie sehr ihn und seine früheren Verhältnisse diese Aufklärungen berührten. Und als nun Ruß, in oft sich unterbrechender Rede, und ohne sein, durch die Wunde des Blutes ihn an den Gefundenen so innig fesselndes Verhältniß zu enthüllen, dem Ueberraschten gerade zu erklärte, daß er ihn und seine Mutter genau kenne, daß seine Befreiung vielleicht schon das Werk der nächsten Stunde, daß seine Rettung gewiß sei;

Da betrachtete der Erkannte den sonderbaren Fremden, diesen Tröster, diesen Verheißer der Befreiung mit einem langen, die Gefühle des Erstaunens, der Freude, der Zuversicht aussprechenden Blicke. Müß selbst mußte mit starker Gewalt über sich Herr werden; die Freude, seinen und Euphrosinens Sohn gefunden zu haben, das wilde Entzücken des eingelebten Bösewichts, seinen Sohn in Ketten in der Hand der Justiz, also gewiß in ihm einen wackern Junftgenossen zu sehen, und die Begierde nach dem sicher berechneten Augenblick, diesen Genossen der verhassten Gewalt eines Schergen zu entreißen, durchwogten so stürmisch das verbrechenlustige Herz, daß die mächtigste Selbstbeherrschung zusammen gerastet werden mußte, um diesen innern Sturm in die Schranken eines erkünstelten Gleichmuthes zurück zu drängen.

Der ansehnliche Imbiß war verzehrt,

die dritte Blase ausgestochen, und mit glänzendem Gesichte, zum Berplahen angefaßt, schob sich der wohlgenährte Gerichtsdiener an ein Fensterchen, und klagte fast trostlos über den noch immer firdmenden Regen, die ausgeschwemmte Straße und die Unmöglichkeit, bei der Ermüdung und den wunden Füßen des Arrestanten, noch heute die Trohpveste von Pnz zu erreichen. Nach einigem Besinnen bedeutete er Rüd, durch einen Wink, ihm nach der Hausflur zu folgen.

„Liebwerthester Herr“ — sprach er mit gedämpfter Stimme, und aufmerksam nach seinem Pflegebefohlenen schielend — „irre ich mich nicht gar zu sehr, so steht mir ein großes Glück bevor. Diesen Burschen habe ich auf meiner Rückreise von Wien, wohin ich zwei Staatsgefängene abgeliefert, in der Gegend von Ips, wegen Mangel an Legitimation aufgegriffen. Er gab sich als einen wandernden Kupferschmidt an, zugleich,

daß in der letzten Nachtherberge ihm Wanderbuch nebst Lehrbrief gestohlen worden und er so eben im Begriffe sei, sich vom nächsten Gerichte einen Paß zu erbitten. Daß sind faule Fische. Alle Steckbriefe, die seit zehn Jahren erschienen, habe ich im Kopfe und das allertreueste Gedächtniß.

Ein Jahr lang will ich im Hundeloch verkrummen, wenn diese ~~schlaue~~ Bestie da nicht der berühmte Wafensepp ist, der schon seit einem Monate durch Steckbriefe verfolgt wird. Vortrefflich! 250 baare Gulden sind von unserer hochpreislichen Regierung für Wafensepp's Verarretirung ausgesprochen. Augen, Nase, Mund, Kinn, Haare, Gestalt und Leibesgröße — Zug für Zug, wie der Spießhube Wafensepp im Steckbriefe gar getreulich abkonterfeiet ist. Die 250 Gulden sehe ich schon aufgezählt vor mir. Dazu aber können Sie das Beste thun. Zu Fuße bringe ich den Kerl nicht bis in das nächste Dorf, sei es nun wirk-

liches Fußleiden, oder spihbübisch-pfiffige Verstellung. Ich will Sie reichlich bezahlen, wenn Ihr Fuhrwerk mich und meinen Arrestanten nur nach einem Orte schafft, wo ich Pferde und Wagen erhalten kann. Herr, Sie sollen prompt bezahlt und noch dazu von mir in Lini trefflich bewirthet werden, wenn sie mich und meinen Arrestanten ungesäumt fortbringen wollen."

Rüll, der im Laufe dieser Ansprache seinen Plan zu Josephs sicherer rascher Befreiung vollkommen geordnet hatte, ging, im Innern höchst erfreut, nach scheinbarem Bedenken, in die Wünsche des Gerichtsdieners ein, erklärte aber, als dieser den betrunkenen Grenadier aus seinem todähnlichen Schlafe aufrütteln wollte, mit aller Bestimmtheit, sein Fuhrwerk zu versagen, wenn er diesen unbehülfsichen Coloss mitzuschleppen in Anspruch genommen würde: „überdies" — versicherte er mit tückischem Lächeln — „sind ihrer Zwei ja schon genug,

den Dritten dahin zu schaffen, wo sein Geschick ihm entgegen harret.“ — Der Beruhigte ließ den Trunkenbold ungestört fort schnarchen.

Müll eilte nach der Scheune; er fand Euphrosinen mit gesammelten Kräften, aber in noch sehr aufgeregtem Zustande und voll der ängstlichsten Erwartung. —

„Es ist unser Sohn“ — flüsterte Müll ihr hastig zu — „der, weiß der Himmel warum, unter der Gewalt eines erbärmlichen Schergen schmachtet. Daß, und wie er befreit werden muß, ist von mir vollkommen beschlossen und ausgedacht; von Dir fordere ich keine Mithülfe, sondern nur Ruhe, geschehe auch, was da wolle.“ — „Um Gotteswillen“ stöhnte die Erbleichende — „Josephs Befreiung wird doch nicht durch Blut, durch ein Menschenleben erkaufet werden müssen?“ — „Schweig — herrschte ihr der Erzürrte entgegen — „was beschlossen ist, wird geschehen, und wo der Mann
hans

handelt, muß das Weib Ergebung üben. Im nächsten Augenblicke wird Joseph an Deiner Seite sein. Beherrsche Dich mit aller, auch noch so mühsamer Anstrengung, die Unbefangene zu scheinen; bald ist Deinem Herzen kein Zwang mehr auferlegt, dem wiedergefundenen Sohne ganz Mutter sein zu dürfen." Mit Hast ordnete er das Gespann, hob Euphrosinen in den Wagen, und fuhr am Häuschen vor, unter dessen Thüre der Gerichtsdiener mit seinem Arrestanten zur Reise bereit stand.

An der Seite der zitternden, todtbleichen Euphrosine mußte, wie der schlaue Rüll rieth, der für die Sicherheit der Transportirung des Gefangenen äußerst besorgt und eifrig schien, dieser Platz nehmen, während des Aufsteigens durch ein zugestüstertes Wort von Rüll schnell belehrt, die Eisenschelle an den Fuß befestigen zu lassen. Auf die Angabe eines unerträglichen Schmerzes im Handgelenke brachte Joseph es dahin.

hin, daß ihm der Gerichtsdiener die Kette an dem Fuße befestigte. Auf dem Vorder-
 sitze nahmen nun Rüll und der Gerichtsdiener ihre Plätze ein, Letzterer seinem Arrestanten gegenüber, mit dem Gesichte nach ihm gewandt. Im raschen Trabe ging es nun auf der Landstraße nach Linz fort.

So mochte es eine Meile dahin gegangen sein, als die Höhe eines Hügels, von einer weitauslaufenden Fläche umschlossen, in langsamer Fahrt erreicht wurde. Rüll hob sich von seinem Sitze, nach allen Seiten umherschauend, gleichsam, als wolle er den herrlichen Anblick der weiten Fläche mit ihren wallenden Kornfeldern und dem bunten Teppiche der Wiesen, und dem lieblichen Grün der fernen Hügel in all ihrer reizenden Gestaltung recht tief auffassen; seine Blicke schweiften aber nicht nach allen Richtungen hin, um sich an der Fülle dieser Naturreize zu weilen, sondern nur um zu erspähen, ob kein gefährlicher Beobachter

die Landstraße daher ziehe, oder in der Nähe weile. Menschenleer waren Straße und Umgebung, der Moment zur raschen Vollbringung des grauenvollen Beschlusses der günstigste. Rüd sang die Strophe eines Gassenhauers und endigte mit den stark betonten Worten: „é'flamert lamatte*)!“

— Während des Gesanges befestigte er leise die Fügel am Vorderfuge. Eine rasche Wendung nach rückwärts, ein bedeutender Wink auf Joseph hin, der, die Worte und den Sinn des Gesangschlusses wohl verstehend, bereits das Halstuch locker gemacht hatte, und im Augenblicke lag der Gerichtsdienner, rückwärts von Rüd mit riesiger Kraft am Genicke gefaßt, mit dem Gesichte zwischen Josephs Füßen, der ihm auf das schnellste das seidne Halstuch um den Hals warf, dessen Enden Vater und Sohn rasch ergriffen, und den Unglücklichen, welchem

*) „é'Halstuch herunter.“

Joseph mit starkem Fuße den Kopf auf den Boden des Wagens niederdrückte, zu Tode würgten.

Schon hatte der Gerichtsdiener sein Leben ausgedüchelt, und Euphrosine lag noch immer in tödtähnlicher Ohnmacht, in die sie der Schrecken und das Entsetzen über diesen schauderhaften Mord versenkt hatten.

Vater und Sohn bekümmerten sich nicht um die Bewußtlose, die Leiche nahm ihre Thätigkeit ganz in Anspruch. Zuerst wurde der Schlüssel zu Josephs Ketteneschloß aus der Tasche des Ermordeten hervorgesucht und Joseph seiner Fessel entledigt, dann, nachdem Uhr, Geldbeutel und Briefftasche dem Entseelten abgenommen waren, schnürten sie mit starken Stricken die Leiche knaulförmig zusammen, schoben sie unter den Vorderseß und gaben ihr recht sorgfältig eine dichte Umhüllung mit den Pferdedecken. Alles dieses war in größter Eile vollbracht, und mit größter Sicherheit, denn auch nicht

in weitester Ferne wurde ein Mensch erblickt. Scharfen Trabes ging es nun auf der Landstraße fort, bis ein abseits führender Weg erreicht wurde, welchen Rüll gleich einschlug, um die Leiche irgendwo zu beseitigen, dann Ling zu vermeiden und auf Umwegen die bairische Gränze zu überschreiten.

Erst jetzt entdeckte Rüll dem Befreiten, daß es sein Vater sei, dem er seine Rettung aus den gefährvollen Händen der Justiz verdankte, daß er in dieser ohnmächtigen Frau seine Mutter gefunden habe. Josephs Freude vergrößerte sich noch mehr, und er beschäftigte sich nun mit allem Eifer, seine Mutter ins Leben zu rufen. Aber jede Mühe war fruchtlos. Das Entsetzen über die grauenvolle That, der furchtbare Gedanke, in dem Sohne schon im ersten Momente des Wiedersehens einen Verbrecher unter Schergens Hand gefunden, einige Augenblicke später als grausamen Mörder erblickt zu haben, die erdrückende Vorstellung nie

mehr die Wonne der innern Ruhe genießen, einst nicht zur ewigen Seligkeit gelangen zu können, wenn sie nicht selbst den mordbefleckten Sohn der vergeltenden Gerechtigkeit überliefere; diese gräßlichen Eindrücke, diese zerfleischenden Gefühle waren stärker, als das Gewebe ihres Lebens, an welchem ohnehin schon jahrelange Leiden mit scharfem Gifte gekäst hatten. Sie war nicht mehr.

Die Überzeugung von Euphrosinens Tod führte zwischen Vater und Sohn die Scene eines sehr heftigen Schmerzes herbei, der aber in den rauhen, verwilderten Gemüthern keine langwährende Stätte hatte, und bald der eigensüchtigen Sorge für Selbsterhaltung wich. Zwei Leichen mußten in das tiefe Grab ewiger Verborgenheit versenkt werden; die Entdeckung der Einen wie der Andern würde für die Freiheit, für das Leben der beiden Verbrecher unabsehbare Gefahren herbeigeführt haben. Die Nacht dunkelte heran, die Pferde waren zum Umsinken

ermattet, in der Herberge eines Dorfes durfte, aus Furcht vor Entdeckung, nicht Ruhe, nicht Erquickung gesucht werden. Langsam schleppten sich die Pferde durch den sumpfigen Fahrweg hin, Rüd und Joseph gingen zur Seite des Wagens, bei jedem Strahle des Mondes, der durch die Zwischenräume der ziehenden Wolken sich ausgoß, nach einem einsamgelegenen Obdache, nach einem Grasplatze, nach einer Tränke für die lechzenden Rosse umherspähend. Im klar ausströmenden Lichte des nun unverhüllten Mondes tauchte seitwärts der dunkle Saum eines hohen Gebirges auf. Dahin wurde das Gespann gelenkt. Bald fuhren sie in die Waldnacht hinein, und die klugen Rosse, unter einer hohen Buche verschnauwend, wandten die Köpfe mit frohlichem Wiehern seitwärts, eine nahe Quelle witternd, die Joseph bald auffand, auch in ihrer Nähe eine üppige bewachsene Grasschneide. Für die Pferde war nun gesorgt, auch an

Wein und Lebensmitteln gebrach es den Reisenden nicht, es mußte nur noch dahin getrachtet werden, in diesem Gehölze die Leichen wohl zu bergen. Sie zu verscharren, mangelte es an Werkzeugen; es wurde nach einem tiefen Sumpfe, nach einer Schlucht gesucht. Müß fand auf einer felsigen, nur von niedrigem ~~Gestrüppe~~ spärlich bewachsenen Hügelluppe, eine breite Kluft, von deren bedeutender Tiefe er sich durch das lange Kollern eines hinabgerollten Steines überzeugte, die Leichen und die Kette wurden in diese Kluft gestürzt, und eine hohe Masse von Steinen darauf hinab gewälzt, damit nicht ein hungriges Raubthier das Verborgene an das Tageslicht fördere und einst aus diesem Felsengrabe ein gefährlicher Ankläger empor steige. Keine Thräne des Schmerzes träufelte auf diese Schauerstätte, keine trübe Stimmung, kein strafendes Wort des Gewissens begleitete die grauenvollen Todtengräber bei ihrer Trennung von dem

Ruheplaz einer edlen Frau, die einem Vds
 fawichte den Blüthenkranz ihrer Jugend, ih-
 res Friedens geopfert hatte, um einen an-
 dern das Leben zu geben und es im tödtens-
 den Entsezen über des Sohnes Schauders-
 that auszuhauchen. Mit jenem Wohlbeha-
 gen, daß man bei Entledigung von einer
 unangenehmen Bürde empfindet, kehrten die
 Entmenschten zu ihrem Ruhelager an der
 Quelle zurück um bei einer Flasche Wein
 den Plan ihrer weitem Reise zu bereden und
 zu ordnen.

Ruß, der sich nach der Heimath und
 nach der Umgebung gleichgesinnter Freunde
 heftiger als je sehnte, schlug die Reise nach
 der Meisterei am rothen Sonde bei Trüffels-
 stein vor, und Joseph, dessen scharfem Blicke
 das Gewerbe seines Waters, ohne nach von
 diesem in sein Gauner- und Raubleben ein-
 geweiht worden zu sein, und ohne selbst
 noch von dem eignen Treiben Geständnisse
 gemacht zu haben, schon gar zu klar gewor-

den, ging um so freudiger in diesen Vorschlag ein, da er hoffen durfte, seinen Namen, den Namen Wasensepp, bald auf böhmischen Boden so gefürchtet zu sehen, wie er ihn bisher im Bereiche seines räuberischen und blutigen Waltens gemacht hatte.

Nur bis zur Winternachtstunde gönnte man sich und den Pferden Ruhe. In rascher Eile wurde die Reise fortgesetzt, die böhmische Grenze auf einem gefährvollen Seitenwege glücklich erreicht, und die Felsenschlucht im Böhmerwalde, Kolinskys und seiner Genossen nach langem Raubzuge oft erwählter Aufenthalt, erbebte unter dem Donner des Freudengebrülles, in welches die entzügelte Bande ausbrach, als Wenzel Müll überraschend in ihre Mitte trat, und seinen Wasensepp, dessen berühmtester Name von den meisten dieser Räuber gekannt und gefeiert war, in Kolinskys Arme führte.

Mit herzlichster Liebe, mit weisem Ernste wurde Joseph von seiner Mutter Euphrosine erzogen, vom Vetter Rohr, von der Base Elisabeth wie das eigene Kind gepflegt; er genoß alle Annehmlichkeiten der innigen Liebe seiner Umgebung, und auch alle Leute, mit denen er in Berührung kam, waren ihm aus voller Seele gut, ob seiner ausgezeichneten Schönheit, seiner immer heitern Laune, seiner Gütherzigkeit, ob des rastlosen Fleißes und der wahren Andacht, wodurch er in Schule und Kirche sich vor seinen Jugendgenossen hervor that.

Als Joseph seinem zwölften Lebensjahre sich näherte, gestalteten sich aus seinem Wandel viele kummervolle Stunden für seine Mutter, Rohr mußte oft an Vaterstelle zum strengen Zuchtmeister werden, und die Liebe und das Lob anderer Leute wurden immer feltner und lauer. Es war in moralischer Beziehung mit den Knaben

eine Veränderung vorgegangen, die sich zur auffallenden Erscheinung entfaltete. Früher sanft, gehorsam, demüthig, ohne Kriecherei, lernbegierig, ein freundlicher, liebenswürdiger, frommer Knabe, wurde nun Joseph von Woche zu Woche, von Tag zu Tag durch Rohheit, Trotz, Unverschämtheit, ~~Trägheit~~, ~~Trägheit~~, ~~Trägheit~~ und unverkennbaren Abscheu gegen strenge Sittlichkeit und Religionsübungen, immer mehr die trübe Quelle mütterlichen Kummerd und der Gegenstand allgemeiner Vermeidung. Selbst den gerechten Verdacht mancher grausamen Mißhandlung, an armen hülflosen Kindern in abgelegenen Winkeln ausgeübt, manches unzuchtigen Versuches und einiger, nicht unbedeutender Diebstähle im eignen Hause, wie in den Wohnungen seiner Schulgefährten, hatte schon der zwölfjährige Knabe gegen sich erregt. Vetter Rohr, den stillen Schmerz der Mutter über den entarteten Sohn tief fühlend, und

Durch seine herzlichste Liebe, durch seine übernommene Vaterpflicht zu jedem Versuche der Besserung des Verirrten angeregt, widmete nun jedem Schritt desselben die strengste Aufmerksamkeit, belauerte all sein Thun und überzeugte sich bald, daß Josephs schnelle Verschlimmerung durch seinen vertrauten, unzertrennlichen Umgang mit einigen höchst verderbten Lehrsüßlingen erzeugt worden. Rohr säumte nicht, diese vergiftende Quelle, die ihre zerstörenden Fluthen über Josephs Gegenwart und Zukunft auszustürzen drohte, schnell versiegen zu machen. Er gebrauchte seinen Einfluß bei dem Gerichtsbeamten, diese jungen Verführer, welche ohnehin aus fremden Bezirke waren, von Aschau zu entfernen.

Wurde Joseph dem Bereiche seines frühern schönen, tugendhaften, alle Herzen gewinnenden Wandels auch nicht gleich in der ersten Zeit der Trennung von seiner

gefährlichen Umgebung wieder gegeben, so begann er doch, sich wieder auf dem Pfade des Guten zu versuchen, und bald schritt er auf dieser geheiligten Bahn mit immer sicherem Fusse, immer mehr erstarrend im Muthes zum Ankampfe gegen das Schlimme, in der kräftigen Dauer der Anstrengungen. Als Joseph nach Effertingen in die Lehre gebracht wurde, sah Mutter Euphrosine, und der treue, väterliche Freund Kober und die ermahnungsreiche, nicht minder thätig gewesene Elisabeth, dem Scheidenden mit dem süßen, bis zur Überzeugung gediehenen Wahne nach, ihn wieder für die Tugend gewonnen, und darin befestigt zu haben.

Die Wahrheit des Sprichwortes: „der Rede Kraft bewegt; des Beispiels Macht reißt hin!“ — erprobte sich auch an Joseph. Meister Knoch, sein Lehrherr, ein derber, oft aufbrausender, aber sehr wackerer Mann, Sucht und Fleiß in seinem Hause

strenge Handhabend, begann und beschloß
 jeden Tag mit einem kurzen andächtigen
 Gebete, dann mit recht weisen und frommen
 Ermahnungen zu einem arbeitsamen, fried-
 fertigen, gottvertrauenden Wandel, sowohl
 zu dem Gesellen, als auch zu dem Lehrling
 Joseph recht wohlmeinend gesprochen. Den
 heilsamsten Einfluß auf Josephs Denkungs-
 weise und Handlung hatten die frommen
 Lehren des Meisters; aber leider nur für
 kurze Dauer. Der Schlimmste jener bösen
 Buben, die in Aschau auf Josephs Moralität
 so verderblich eingewirkt hatten, stand zu
 Efferting bei einem Schuhmacher in der
 Lehre, wurde Anfangs von Joseph sorgfäl-
 tig gemieden, wußte aber den frühern Ver-
 trauten allmählig durch List und Heuchelei
 so zu umstricken, daß dem jungen Bösewicht
 seine Beute nicht mehr entgehen konnte.
 Daß anfangs lockere Band der Freunds-
 chaft und des Vertrauens verschlang sich
 immer fester und es war wieder die Zeit

gekommen, wo Joseph mit heifester Sehnsucht jedem Augenblick entgegen harrte, den er mit seinem Freunde Berger hinbringen konnte. Bald hatte er wieder sein verführtes Gemüth allen jenen Verirrungen und Lastern aufgethan, deren giftige Keime schon früher in seiner, sich leicht und gerne zum Bösen hinneigenden Seele, recht wuchernde Wurzeln zu bilden begonnen hatten. Mit dem nun mehr gereiften Alter reiften nun auch mehr die schlimmen Triebe und Handlungen, und der Knabe Joseph überbot schon in vielen Lastern manchen an Alter und Erfahrungen männlich gewordenen Taugenichts.

Meister Knoch, durch die Leiden der Sicht einige Wochen aus Krankenlager gefesselt, überzeugte sich bei dem erneuerten Handthieren in der Werkstätte, daß die Klagen seiner Frau und des Gefellen über Josephs Arbeitsunlust, Rohheit, Trotz und Zähjorn nur zu sehr gegründet waren; damit

mit vereinten sich recht anklagende Mittheilungen von Unverwandten und Freunden über des Lehrlings Ausschweifungen, daß er an Sonn- und Feiertagen die dem Gottesdienste zu weihende Zeit in einer berüchtigten, außerhalb dem Städtchen einsam gelegenen Branntweinschenke unter dem liederlichsten Gesindel, beiderlei Geschlechtes, verludere, mit verrufenen Leuten traulichen Umgang pflege, mit Karte, Würfel und auf der Kegelbahn um hohes Geld spiele, schon oft des Betrügens überwiesen worden sei, und bei jeder Gelegenheit sich als einen liederlichen, zotenvollen, höchst verderbten Wüstling erprobe. Meister Knoll war nicht der Mann, der die Ausschweifungen seiner Untergebenen ohne derbe Rüge und eingreifende Bücktigung hingehen ließ. Seinem Grundsatz gemäß, zum Versuche und der Erwirkung der Besserung strenge Hauspolizei zu üben, und erst dann, wenn selbe fruchtlos bleibe, den Unverbesserlichen aus dem Hause

zu sagen, wusch er den ausschweifenden
 Zehelring mit seiner kraftvollen ungeschmin-
 teten Rede schärfster Laune, handhabte bei der
 ersten Überzeugung von der Erfolglosigkeit ge-
 gebener Ermahnungen den wuchtvollen Sch-
 lenziemer und sperrte Joseph, als wieder
 neue Klagen sich erhoben, an den Sonn-
 und Feiertagen zweier Monate, jederzeit nach
 geendigtem Gottesdienste, in ein unterirdi-
 sches Gewölbe, bei kärglicher Nahrung.

Der listige Berger hatte kaum von sel-
 nes Freundes erzwungenem Siedlerleben
 Kunde erhalten, als er auch schon die Ge-
 legenheit erschlich, unbemerkt zu dem Gita-
 terfenster des Gewölbes zu gelangen, und
 sich mit Joseph zu besprechen. Auch Ber-
 ger erndtete von Zeit zu Zeit die süßen
 Früchte seines liederlichen Lebens in den
 Schwülen und Striemen, die seines Meis-
 ters tüchtiger Knieriemern ihm reichlich auf
 Rücken und Lenden säete. Des Lernens und
 der Hiebe überdrüssig, drang er in Joseph,

mit ihm zu entfliehen, und einem bessern Loose entgegen zu gehen. Aber Joseph war zur Flucht nicht zu bewegen; er hatte öfters gehört, von dem Vetter Rohr einst zum alleinigen Erben seiner nicht unbedeutlichen Habe bestimmt zu sein. Fest entschlossen, den Meister durch Scheinheiligkeit zu täuschen, die Lehrjahre zu erstehen, dann, von seiner Mutter und dem Vetter reichlich mit Geld ausgestattet, nach Wien zu wandern, und dort durch das lustigste Tollen, sich für die freudenlose Beschränktheit dieses Zwanglebens im Uebermaße zu entschädigen, beschwichtigte er den zürnenden Unmuth seines Vertrauten durch die trostvolle Hinweisung auf die Kürze des noch zu erduldenden Lehrlingsstandes und unterstützte seine Zureden durch ein feierliches Gelübde, ihn mit nach Wien zu nehmen, und seine Börse und alle Genüsse der frohlichsten Zukunft mit ihm zu theilen.

Es kam anders. So sehr in Rohr

Hause darauf gesehen wurde, Euphrosine überall als Wittwe gelten zu lassen, so hatte doch ein unglücklicher Zufall gewollt, daß Rohr und seine Elisabeth in einem vertrauten Gespräche über Euphrosinen von einer Magd behorcht, und dadurch alle ihre Bemühungen für Geheimhaltung von Euphrosinens wahren Verhältnissen zerstört wurden. Die Magd hatte leider genug gehört, um zu wissen, daß Euphrosine niemals verheirathet gewesen, daß ihr Sohn unehelich geboren, mithin, nach den Begriffen und den Bestimmungen jener Zeit, ein uneheliches Geschöpf sei. Die Magd hielt reinen Mund gegen alle Leute im Orte, gab sich aber bei Euphrosinen ein gewisses Ansehen, vernachlässigte oft ihren Dienst und entgegnete auf Euphrosinens Rüge ganz barsch: daß sie ein gar feines Stückchen von ihr wisse, und für dessen Geheimhaltung recht wohl einer freundlichen Behandlung werth sei. Eu-

phrosine ahnte gleich den wahren Grund dieser herrischen Rede und vertraute ihre Ahnung dem Vetter Rohr. Dieser rief unverzüglich die Magd vor sich, und forderte sie zur unumwundenen Erklärung ihrer, hämischen, ungezogenen Äußerung auf. Die Magd, ihren Herrn kennend und fürchtend, gestand offen, was sie in einem Gespräche zwischen ihm und der Frau über die Base gehört. Rohrs unverkennbare Betroffenheit war zu bestätigend, um die Bemühung, das Gehörte als etwas unrichtig Aufgefaßtes zu unterdrücken, bei der klugen Magd mit günstigem Erfolge einwirken zu machen. Sie gab sich den Schein einer nun von ihrer ungegründeten Meinung Zurückgekommenen, bat recht demüthig um Verzeihung, war aber fest entschlossen, daß, was sie gehört hatte und nun um so triftiger glaubte, bei der ersten Erscheinung eines unfreundlichen, verlegenden Benehmens, an den rechten Mann zu bringen.

Euphrosine fühlte von diesem Augenblicke an einen tiefen Widerwillen gegen die unberufene Theilhaberin ihres gefährlichen Geheimnisses, und war unbesonnen genug, gegen selbe dieses Gefühl durch immerwährende Unzufriedenheit mit jeder Dienstleistung, durch kaltes, herrisches Behandeln genügend zu bezeugen. An einem Sonntage ging die zur Ausübung ihrer Rache Gereizte nach Effertingen, und zur Ehefrau des Meisters Knoll, bei der sie früher gedient hatte, machte großes Wesen von der Pflicht der Dankbarkeit für die vielen, in diesem Hause genossenen Wohlthaten, erklärte sich der Ausübung dieses Pflichtgefühls nun vollkommen mächtig, da sie im Stande sei, von ihrer alten, so geliebten Dienstherrschaft, eine bevorstehende, große Schmach abzuwenden und vertraute nun der begierig Horschenden, daß die angebliche Wittwe Euphrosine eine ledige Person, ihr Sohn Joseph ein in Sünden erzeugtes

und geborenes Hurenkind sei, und dem Herrn Meister Knoll, von Seiten der ehrenwerthen Kunst, wie auch von der hohen Obrigkeit, Schmach und Schaden drohe, wenn es kundig werde, daß er einen Bankert zum Lehrburschen in sein Haus aufgenommen habe.

Die Frau Meisterin mußte sich setzen, und nach Athem ringen, so außerordentlich ward sie von dieser entsetzlichen Hiobspost in ihren Nerven und Gebeinen angegriffen. Daß war ein Schlag, von dem sie sich kaum zu erholen vermochte. Frau Knoll war in ihrer Jugend auf geheimen Wegen ein grundliederliches Weibsbild, dann aber, wider ihren Willen von der Sünde verlassen, die allerstrengste Sittenrichterin, in Worten und Thaten eine rasselose Geißel für alle gefallenen Mädchen und die gefühlloseste Seele gegen Kinder der Liebe. Die Magd wurde für ihre rachsüchtige Verrätherci mit einem abgenutzten Anzuge belohnt, zugleich aber

beauftragt, den Meister Knoll von seinem feiertäglichen Lauboberspiele im Gasthose zum schwarzen Widder, unverzüglich hierher zu holen und in dessen Beisein nochmals umständlichen Bericht von Josephs unehlichem, also unehrlichem Dasein zu erstatten.

Ward Meister Knoll von dieser unangenehmen Nachricht auch nicht so heftig angegriffen, wie seine überkessche, zartfühlende Eheliebste, so hing er doch zu sehr an den grossen Vorurtheilen, und dem intoleranten Stolze seines Standes, um einen Menschen, auf den die Verachtung der Ehrlosigkeit so abstoßend laste, noch länger im Haus und Werkstätte zu dulden. Die Magd wurde mit gebührendem Danke entlassen, Joseph auf der Stelle herbeigerufen und barsch gefragt: ob er wisse, daß er ein Bankert, mithin der Erlernung eines wohlthätlichen Handwerkes unfähig sei. Joseph, von seiner Mutter in die Verhältnisse seiner Geburt eingeweiht, in Folge ihrer nachdrück-

hichsten Ermahnung aber das strengste Stillschweigen darüber stets mit größter Vorsicht bewährend, erbleichte bei dieser überraschenden, schreckvollen Frage und vermochte kaum ein Ja zu stammeln. Mit firschbraunem Sorngeichte versetzte ihm die humane Meisterin eine gewaltige Ohrfeige, zur gerechten Strafe für die freche Verheimlichung seiner schmachvollen Geburt, wies mit dem klappernden Handgerippe nach der Thüre hin und schnaubte ihm den Befehl zu, binnen fünf Minuten sein Bündel zu schnüren und sich über Hals und Kopf aus dem Hause zu packen, um es nicht länger durch seine Nähe zu entehren. Auf eine handgreifliche Ermahnung der gebietenden Ehefrau bestätigte Meister Knoll mit lauter Stimme das Verbannungsbedict. ✕

Vor Schmerz und Wuth weinend, stürmte Joseph in seine Dachkammer hinauf, packte seine Habseligkeit in ein Bündel zusammen und schlich dann langsam aus

dem Hause, nachdem er lange an der Treppe auf das Vorübergehen der Meisterin geharrt hatte, um Beschimpfung, Ohrfeige und Verjagung durch einige tüchtige Faustschläge zu vergelten.

Sein erster Gedanke war nun, Berger aufzusuchen, um sich mit ihm zu berathen. In der abgelegenen Branntweinschenke fand er den Halbtrunknen, und die Erzählung seiner so eben erlebten Ereignisse wurde von dem liederlichen Gesellen mit wildem Gejubel begrüßt. Zur vertrauten Unterredung gingen sie in die Gliederlaube des Hausgartens, jeder durch ein volles Glas Branntwein zu dem Entwurfe künftiger Großthaten sich begeisternd. Die Convention wurde dahin abgeschlossen, ohne Verzug nach Baiern zu gehen, und dort im Militäre sich einreihen zu lassen, da es doch bald Krieg gebe und dann das lustigste Leben im Feindeesland, reiche Beute und Beförderung ihnen zu Theil werden müsse.“

„Aber ich sage Dir Franchement“ —
 schloß Berger mit schwerer Zunge, das
 Schutz- und Trutzbündniß — „daß ich Dich
 nicht für meinen Kameraden erkenne, wenn
 Du Dich an dem hochmüthigen Todtenger-
 rippe nicht noch heute recht empfindlich rä-
 thest!“ Joseph, von eignem Hone und dem
 Geiste des Brantwein aufgereizt, erklärte
 mit einem verben Faustschlage auf den Tisch,
 unverzüglich in Knolls Haus zurückzukehren,
 und die Bestie von Meisterin unbarmherzig
 durchzuprügeln. — „Was prügeln“ —
 lachte der Trunkene und rief nach frischem
 Brantwein — „das wäre gar zu einfältig
 und überdieß viel zu gewagt, da der rüthige
 Knoll oder sein stämmiger Gefelle die auß-
 getheilte Tracht Schläge Dir mit reichlichen
 Sinsen dankbar erstatten möchte. Geld und
 Geldeswerth sind mit der Seele der lieben
 Frau Knoll, wie ein theures Geschwister-
 paar, auf das innigste verwachsen; davon
 reiße los, so viel Du kannst, und die gelds-

gierige Seele wird an dieser Wunde sich verbluten, und Deine erlittene Schmach im Andenken an die süßeste Rache erlöschend. Wo hat die Bettel ihr Schatzgeld, ihr Gold- und Silbergeschmeide? Auf, Bruderherz, und einen tüchtigen Griff in das Schatzkästlein gethan! kannst Du es ganz leeren, desto besser, auf meinen Beistand rechne mit Zuversicht!

Joseph versicherte seinem gewissenlosen Rathgeber, den Ort recht wohl zu kennen, wo Frau Knoll ihr Schatzkästlein unter Schloß und Riegel wahre; doch sei dessen Beraubung die allerschwierigste Aufgabe, da sich selbes in einer Kammer des dritten Hausstockes befinde, von innen unbemerkt nicht dahin zu gelangen sei, und von außen das starke Eisengitter des Kammerfensters jeder Gewalt trocke. Joseph mußte die Örtlichkeit der äußern Umgebung genau bezeichnen. Kaum hatte Berger gehört, daß dieses Kammerfenster des wenig umbauten

Hauseß auf einen iden Hofraum auslauffe
 dort unter dem Vorsprunge eines Daches
 einige Feuerleitern sich vorfänden, überdies,
 daß Meister Knoll und dessen Ehefrau von
 jeher der Sitte getreu gewesen, am Abende
 eines jeden Fesertages sich bis zur Sinnlos-
 sigkeit und einem zwölfstündigen Schlaf zu
 betrinken, so jubelte der fecke, raublustige
 Bösewicht, und vermaß sich hoch und theuer,
 noch in dieser Nacht Frau Knoll von der
 schweren Sorge für die Bewahrung ihres
 Schatzkästleins zu befreien. Er eilte mit
 unsichern Schritten fort, kehrte bald mit
 Feile und Dietrich zurück, leerte auf das
 Glück dieser Nacht noch ein volles Glas
 und wurf sich unter einen Baum, um durch
 den Schlaf sich Nüchternheit und Kräfte
 zur glücklichen Vollbringung des Einbruches
 zu sammeln.

So eben hatte der Nachtwächter von
 Efferting auf dem Hauptplatze des Städte-

chens mit Horn und Ruf die eilfte Nachts-
 stunde verkündet, als Joseph die angelehnte
 Feuerleiter auf Socken hinanglomm, leise
 die Gitterstangen durchseilte, selbe mit Vor-
 sicht beseitigte, behutsam eine Gläscheibe
 lösmachte und durch das leicht geöffnete
 Fenster in die Kammer stieg. Beim Ein-
 bruche von außen durch die tiefe Dunkelheit
 der Nacht begünstigt, hatte er in der stock-
 finstern Kammer viele Mühe zur Auffindung
 des Schrankes mit dem Schackästlein, da
 er ihn nur einmal, als er die Meisterin von
 der Beänglung ihres Wammons in die
 Werkstätte abrufen mußte, flüchtig gesehen
 hatte. Auch der Schrank fand sich, mit
 glücklichem Erfolge ward der Dieterich an-
 gewandt, und, das gewichtige Schackästlein
 unter dem Arme, gleitete der junge Räuber
 in rascher Eile die Leiter hinab. Mit scheuer
 Vorsicht vom Hofraume schleichend, eilten
 die wackern Gefährten durch die einsamsten
 Gassen aus dem Städtchen, nach Aischau

zu und borgen sich, nicht fern davon, ^{hat}
Gesträuche.

Joseph, bange vor Entdeckung des
Raubes und vor Verfolgung, hätte gerne,
aus Furcht und von dem schönen Gefühle
der kindlichen Liebe verlassen, auf den Ab-
schied von der Mutter verzichtet, würde ihn
nicht Berger's wohlberedte Vorstellung, daß
dieses Kästlein allerdings einen reichen In-
halt fasse, aber keine gangbare Münze,
und, um nicht durch die Hingabe eines seltsa-
men Goldstückes zur Zahlung der ersten Beche
gefährlichen Argwohn zu erregen, gewöhn-
liches Geld zur Beschleunigung ihrer Flucht
höchst nöthig sei, bewogen haben, bei seiner
Mutter Reisegeld zu erhalten. Gleich nach
Tages Anbruch machte sich Berger auf, um,
wie er gegen Joseph vorgab, ihn, auf der
Richtung nach Feuerbach zu, im nächsten
Gehölze zu erwarten, dort unterdessen das
Kästlein zu erbrechen, den Inhalt zu theilen

und dann mit ihren wohlverwahrten Schätzen nach Baiern sich zu flüchten.

Als Joseph von seinem Verstecke aus wahrnahm, daß es in Aschau rührig zu werden beginne, eilte er dahin, erhielt von seiner Mutter, die eben zur Abreise bereit, auch gesonnen war, über Efferting zu gehen, und einige Tage bei Meister Knoll zu weilen, ein ansehnliches Reisegeld, und floh ohne viele, zärtliche Abschiedsworte von der über seine Eile und lieblose Kälte höchst befremdeten und verletzten Mutter scheidend, querseld dem bezeichneten Gehölze zu, in seiner bangen Gemüthsstimmung und in der Raschheit der Eile selbst seinen Hut nicht vermissend, welchen ihn auf dem hastigen Gange aus Efferting der vorgestreckte Ast eines Obstbaumes abgestreift hatte.

Das kleine Gehölz war erreicht, nach allen Richtungen durchpflissen, durchrufen, durchstöbert, aber kein Gefährte Berger aufgefunden. Lange konnte sich Joseph dem

dem schmerzlichen Gedanken nicht hingeben, von seinem Freunde verlassen, auf das Schändlichste betrogen zu sein; als er aber auch die umliegenden Gebüſche und Gehölze auf das ſorgfältigſte durchſucht hatte, als der Gedanke an Bergers auffallend dringende Bemühung, ihn zum Gange nach Reiſegeld zu bewegen, immer lebhafter zum Argwohne ſich geſtaltete, und der größte Theil des Tages im fruchtloſen Suchen und Erwarten hinging, ſo durfte er nicht länger zweifeln, das Opfer der treuloſeſten Betrügerei und ſeines zu leichtſinnigen Vertrauens geworden zu ſein. Er ſchwur dem Verräther blutige Rache, beruhigte ſich aber ſchon in der nächſten Schenke bei einer Flaſche Wein und einem tüchtigen Ge-
richte, als er heimlich das ſeiner Mutter faſt entriſſene, über ſeine Erwartung anſehnliche Reiſegeld zählte und das Bild des Schmerzens und Entſehens der über ihre Beraubung untroſtlichen Frau Knoll mit

an den großen Gardendünen immer lebendiger vor das tückische Gemüth des Schandenstohen trat.

Im ersten bairischen Städtchen, das Joseph erreichte, lag eine Grenadier-Compagnie. Er gab sich als östreichischen Deserteur an und bat um Einreihung in die Compagnie, wurde aber, ob gleich an Größe und Rüstigkeit zwanzigjährig scheinend, nicht unter diese härtigen Riesenmänner aufgenommen, sondern zu den Füsilieren der nächsten Garnison hingewiesen. Gleich gab er genügende Probe seiner, von einem Effertinger Trommelvirtuosen bis zur Meisterschaft erlernten Kunst, und wurde als Tambour eingereiht.

Anfangs ging es recht gut, denn die Mutterpfennige erlaubten ihm ein wahres Wohlleben und die Gewinnung der Huld und Nachsicht des Feldwebels und der Korporale durch manchen leckern Schmaus. Es wurde aber immer lückenhafter in den

blinkenden Reihen der Silberstücke; das durch immer ernstler und rügender in den Mienen und Worten der spärlich bewirtheten Granden, der leichtsinnige, lebenslustige, dem Zwange und der strengen Ordnung abholde Tambour mußte sich bald zur unlieben Einquartierung auf der Stockwache, zu einem oft wochenlangen Zimmersarrest bequemen, empfand auch von Zeit zu Zeit die süße Wucht des immer fertigen Korporalstockes. Der in seinen lieblichen Träumen von Lustleben, Beute und Beförderung so fühlbar Gestörte wollte bei seiner Enttäuschung um so mehr verzweifeln, als die jedem Ausländer verweigerte Erlaubniß, das Garnisonstädtchen zu verlassen, die strenge Aufmerksamkeit der Schildwachen und hohe Mauern und tiefe Gräben jeden Versuch der Desertion fruchtlos machten.

Der oft wunderbaren Waltung des Geschickes, den Zufällen und einflußreichen

Erscheinungen eine bessere Zukunft vertrauend, wollte Joseph so viel als möglich der Gegenwart eine angenehme Gestalt geben. Dazu war Geld das erste Bedürfnis, und Joseph verlorbte genug, sich dieses auch durch jedes Verbrechen aneignen zu wollen. Er verdingte sich, in Folge eines listig schändlichen Planes, zu Lohnarbeiten bei wohlhabenden Einwohnern, spielte den Genügsamen, den Unermüdeten, den Frömmlichen, erheuchelte sich das Vertrauen argloser Menschen, wurde in den meisten Häusern, wo er Arbeit hatte, recht einheimisch, beging kleine, dann immer größere Diebstähle und wußte bei deren Entdeckung sich so sehr von jedem Verdachte zu reinigen, dieselben aber auf seine Mitarbeiter, auf das Gesinde, auf fremde Leute so fein überzutragen, daß der redliche, fromme Tambour bei den Betrogenen und Bestohlenen zum wahren Goldfinde, zum wahren Haukorakel wurde. Selbst das

Vertrauen seines Hauptmanns wußte der listige Heuchler so zu gewinnen und zu fesseln, daß ihm, den Ausländer, die bisher einem solchen nie ertheilte Erlaubniß gegeben wurde, ohne Begleitung eines gedienten, vertrauten Grenadiers, halbe Tage außerhalb des Städtchens zubringen zu dürfen.

Diese Erlaubniß war das heißersehnte Ziel, nach welchem Joseph schon lange mit regem Eifer gestrebt hatte. Nur selten war es ihm gelungen, in den Häusern, worin er für Lohn arbeitete, baares Geld, desto öfter hingegen Silbergeräthe, Uhren, Ringe, Leinwand, Tischzeug und Leibwäsche zu stehlen. Eine trockne Grube in einem abgelegenen, verfallenen Gebäude, war sein Raubmagazin, worin aber die gestohlene Waare zu verderben drohte, da Joseph den Verkauf innerhalb des Städtchens nicht wagen durfte, ohne der Entdeckung seiner verbrecherischen Handlungen entgegen sehen

zu dürfen. Aller dieser Sorge wurde er durch die Erlaubniß zum Besuche der Umgebung ledig, da diese ihm Gelegenheit genug bot, gewissenlose Käufer geraubter Sachen zu finden. Schon beim ersten Besuche umliegender Dörfer gelang es ihm, entsprechende Bekanntschaft zu machen, und ein Krämer, ein Pferdehändler und eine ehemalige Marquetenderin waren die wackern Leute, mit welchen er seine Contracte schloß, und die dann selbst, an regnerischen, gewittervollen Abenden, wo die, ohnehin fast unbewohnte Gegend des verfallenen Gebäudes Niemand beging, dahin kamen und aus dem Raubmagazine die Waare wählten.

Bruck, ein geborner Preuße, schon acht Jahre bei dieser Grenadierkompagnie, hatte sich durch unbescholtenen Wandel, Dienstleiser und Gewandtheit immer rühmlich hervor gethan, aber doch beim Hauptmanne nie die Erlaubniß erwirkt, die

Garnison nur für einige Stunden verlassen zu dürfen. Mit großer Mißgunst sah er dem gleich ihm ausländischen Tambour ein Vorrecht eingeräumt, dessen sich seine lange Dienstzeit, sein Eifer, seine Pünktlichkeit, sein gesittetes Leben nicht erfreuen durften. Er faßte den Beneideten schärfer ins Auge, berechnete ganz richtig, daß Löhnung und Arbeitslohn nicht die einzige Quelle sein könnten, aus welcher der Tambour seine Trinkgelage, die seine Montur, die Auslage bei öffentlichen Lustbarkeiten, den immer reichlichen Geldvorrath schöpfe, und ward in unbemerkter Stille zum lauernden Beobachter. Es fügte sich eines Tages, daß Joseph und Bruck bei der Miethenveränderung einer Beamtenfamilie gemeinschaftlich beschäftigt waren. Noch hatte der sorgfältig spähende Bruck keine verdächtige Handlung seines Kameraden gesehen, als schon der letzte Schrank aus der geleerten Wohnung hinweg geschafft werden sollte.

Es war Niemand gegenwärtig, als Joseph und Bruck. Dieser schügte heftigen Durst vor und eilte fort, um in der nächsten Schenke sich mit einem Trunk zu erquickten. Aber an der Treppe schlich er wieder zurück, in ein Nebenzimmer, spähte durch das Schlüsselloch und sah, wie Joseph mit einem Dietrich den Schrank öffnete, seine Wäsche herausnahm, sie auf dem bloßen Leibe barg und den Schrank sorgfältig verschloß. Bruck spielte nach einiger Zeit den aus der Schenke Rückkehrenden, half den Schrank in die neue Wohnung tragen und versteckte sich dann in der Nähe des Hauses, um zu ersauern, wohin Joseph das Gestohlene schaffe. Es begann schon zu dämmern, als Joseph aus dem Hause kam, sich sorgfältig umsah und dann rasch forteilte. Eben so rasch schlich ihm Bruck nach, sah Joseph in das verfallene Gebäude gehen und nach geraumer Weile auf entgegengesetzter Seite forteilen.

Bruck war gleich überzeugt, Joseph habe hier seinen Raub verborgen; wollte sich aber nicht mit Nachsuchung befassen, sondern ging nach der Kaserne und vertraute die Sache dem Feldwebel. Dieser warf den Mantel um, versah sich mit einer Handlaterne und ging mit Bruck in das Gebäude, wo gleich Licht gemacht, genau nachgesucht und nach vieler Mühe die Grube, Josephs Magazin, mit verschiedenen, Verdacht erregenden, Gegenständen reichlich versehen, entdeckt wurde.

Der Feldwebel ließ den Grenadier Bruck zur Bewachung der gefundenen Sachen zurück und meldete seinem Hauptmanne den Vorfall. Auf der Stelle wurde der Tambour Joseph arretirt, in Ketten gelegt und zum Verhöre vorgeführt. Im ersten Schrecken beim Anblicke der ihm vorgezeigten Gegenstände und auf die Frage des Hauptmanns: „Wie er zu deren Besitz gekommen sei“ — ward der Überraschte von aller Be-

sonnenheit und seinem sonst äußerst getreuen Lügengeiste so hämisch verlassen, daß er sich gleich zum Diebe der vorgefundenen Sachen bekannte, doch jedes früher begangene Verbrechen mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit verschwieg. In schweren Ketten und wohlbewacht wurde er an den Sitz des Regiments-Kommando abgeliefert, vom Kriegsgerichte zur Spießruthen-Strafe verurtheilt, und dann mit Laufzetteln des Landes verwiesen.

Den wund gehauenen Rücken kaum nothdürftig geheilt, im Besitze weniger Groschen, die ihm nach der blutigen Exekution das Mitleiden einiger Zuseher gespendet hatte, höchst armselig gekleidet und durch den infamirenden Laufzettel vor jedem Auge gebrandmarkt, lag Joseph am Abende seiner Ausstoßung vom Militairverbande am Saume eines Waldes unter einer Buche, mit sich selbst nicht einig, ob er seinem hoffnungslosen Dasein, oder den eines Vorüberreisens

den das Ende machen solle. Zum Selbstmorde hatte er nicht Muth genug, selbst in seiner verzweiflungsvollen Lage noch zu viel Lust zum Leben, aber desto mehr Verlangen, durch einen Mord sich Geld und Kleidung, dadurch die Mittel zu verschaffen, wieder mit einem anständigen Außern unter Menschen treten zu können und nicht von Augenblick zu Augenblick der Gefahr unterliegen zu müssen, in seinem erbärmlichen Aussehen als gefährlicher Vagabund aufgegriffen und in ein Zwangarbeitshaus gesteckt zu werden. Aus seinem dumpfen Brüten, aus seinem wilden Niederstarren rüttelte ihn eine kräftige Faust auf, und eine tiefe Bassstimme ermahnte ihn mit freundlichen Worten, sich von seinem Trübsinne loszureißen. Ein Mann von starker Gestalt, mit sonnengebranntem Gesichte und scharfem Blicke, in guter, ländlicher Kleidung, einen ungewöhnlich großen Fanghund an der Seite, stand vor dem Aufschauenden,

lagerte sich ganz zutraulich neben ihn und holte aus der Tasche seines grünen Oberrockes Wurst, Brod und eine strophumwundene Flasche hervor.

„Lange zu, Kamerad und thue Dir etwas zu gut“ — sprach der Mann und reichte Joseph Imbiß und Flasche hin — „Ich kenne Dich; aber nur von jener verdammten Stunde her, wo Dich unsere unmenschliche Justiz, solch einer Lumperei willen, wie einen Hund mißhandeln ließ. Ich stand dabei, als sie Dir den Rücken zerfleischten, und schwur auf der Stelle, mich Deiner brüderlich anzunehmen. Schon vorgestern war mein Geschäft beendet, aber ich wollte die Heimreise nicht eher vornehmen, bis auch Du den Wanderstab ergreifen konntest. Vom Stadthore an bis hierher bin ich Dir gefolgt, immer in einiger Entfernung, da ich meine guten Gründe hatte, mich nicht eher an Dich anzuschließen, bis ich Dich allein fände. Jetzt sind

wir zusammen, und, wie ich hoffe, nicht bloß für diesen Augenblick. Laß Dir die Labung munden, dann wollen wir gemeinschaftlich fortwandern. Ein gutes, reichliches Nachtmahl, eine Gesellschaft wackerer Leute, hübsche Kleidung und schmucke Diener werden Dich noch heute alle Deine schlimme Vergangenheit und Deine grausamen Peiniger vergessen machen; auch Wohlleben, Sorglosigkeit und Geld in Fülle harren Deiner, wenn Du der Patron bist, der sich meines Vertrauens werth macht!" —

Ohne ein Wort auf diese überraschende Anrede zu erwidern, sorgte Joseph recht thätig für Kehle und Magen, und bald war reine Tafel gemacht. Der Fremde brach auf, und gerne folgte Joseph, mit froher Hoffnung einer bessern Zukunft entgegen sehend, und schon ahnend, was seiner harre.

Rasch an Ganges schritt der Fremde auf dem Waldwege fort, schweigend, und, wie es schien, über irgend etwas tief nachdenkend;

nur mit Mühe vermochte Joseph ihm nahe zu bleiben, da der lange Arrest, die schmale Kost, das klare Brunnenwasser und die Leiden des Gassenlaufens ihn sehr entkräftet hatten. Die Abenddämmerung begann in das Dunkel der Nacht sich zu verlieren, als das Ende des Waldes und bald ein abgelegenes Haus erreicht wurde, welches mit seinen weißen Wänden aus der Nacht hervor, umschließender Bäume hervorschimerte. Der Fremde pochte mit seinen gewichtigen Stachelstöcke an das verschlossene Hofthor.

• Eine Heerde Hunde fuhr mit wildem Ungeflume und heftigen Gebelle gegen das Thor heran. Aus den raschgeöffneten Fenster fragte eine rauhe Stimme nach Namen und Begehr des Pochenden. Ein schallendes Zusammenklatschen der Hände war die Antwort. Die Hausthüre that sich auf, ein gellender Pfiff machte die wilde Meute verstummen und im raschen, dröhnenden Gangeschritt ein Mann daher, öffnete das Hof-

thor und begrüßte den Fremden mit freudigem Zurufe. Auf der, von einer Lampe erleuchteten Hausflur, beschaute er Joseph mit scharfem Blicke, reichte ihm aber gleich mit freundlichem Grusse die Hand, als dessen Gefährte den neuen Freund, wie er Joseph nannte, zur guten Aufnahme empfahl.

Aus einer Hinterstube scholl fröhliches Gelärme, Gläsergeklinge und weiblicher Gesang hervor. Dabin führte der Hauswirth die Angekommenen. Gelärme und Gesang schwiegen im ersten Augenblicke ihres Eintrittes, um aber gleich dem tobenden Ausbruche eines wilden Jubels Raum zu geben. — „Willkommen, Bruder Jost!“ schrien die Bechenden, und alle wetteiferten, dem theuern Gaste die vollen Gläser dazwischen zu reichen. Auch Joseph erhielt freundliche Begrüßung und ein gefülltes Glas, als Jost in rothwelscher Sprache, worin auch Joseph schon durch Bergers Unterricht große Fertigkeit

erlangt hatte, seines Gefährten jüngste Schicksale kurz mitgetheilt und zur Aufnahme in die Gesellschaft für würdig erklärt hatte. In bunter Reihe lagerte man sich um den Tisch und schon nach einigen Augenblicken wurden Jost und Joseph mit einem leckern Nachtmahle bewirthet.

Die Gesellschaft, aus Männern, jungen Leuten und Dirnen vom In- und Auslande, schön und häßlich, wildernst und freundlich zusammen gewürfelt, aber alle die scharfen Züge der Verworfenheit, des frechen Uebermuthes, des liederlichen, lasterhaften, wollüstigen Treibens in Miene und Haltung, war ein, seine Bedeutung zur Genüge ausprechendes Gebilde, um Joseph schon bei dem ersten Überblicke mit ihrem Gewerbe vertraut zu machen. In dieser Umgebung fühlte sich der Lasterhafte auf seiner liebsten Stelle, und er gelobte sich feierlich, durch Tollkühnheit, List und Ausdauer

dauer sich bald zu einer Ehrenstufe unter den tüchtigsten Kumpanen aufzuschwingen.

Alles war in Jost gedrungen, zu erzählen, was ihn aus seiner fernen Heimath hieher geführt, was er Rühmliches gethan habe. Jost ließ die Neugierde unbefriedigt, bis er sein reichliches Mahl vollendet hatte. Jetzt rückte er die Flasche näher an sich, machte seine Pfeife zurecht und erzählte:

„Es mögen vier Monate vorüber sein, als ich mit vier Kameraden von dem Einbruche in das Gerichtsschreiberhaus zu Waidlingen mit guter Beute zurückkehrte, unglücklicher Weise aber einem Streifzuge geradezu in die Hände lief. Der rothe Niklas — Ihr alle kennt den wackern Burschen — wurde, trotz seiner tapfersten Gegenwehr, festgenommen, ich aber und die übrigen schlugen uns durch. Wir hatten die Gesichter geschwärzt und staßen, wie gewöhnlich bei unsern Einbrüchen, in geräumigen Kitteln. Schnell wusch ich mir im

nächsten vertrauten Hause die Farbe vom Gesichte, zog gute Kleidung an und eilte dem Streifzuge nach, um zu erlauern, wohin sie den Niklas bringen würden. Kaum hatte ich mich überzeugt, daß Niklas im Rothensteiner Eisenhause sitze, als ich gleich Anstalt traf, die tüchtigsten von meiner Bande an mich zu ziehen, und mit ihnen den braven Kameraden los zu machen. Wir kamen zu spät. Niklas war schon nach Wildenburg abgeliefert, um ihm dort den Prozeß zu machen, da einige von Braundorfers Bande, die auf den rothen Niklas ausgesagt hatten, in der Wildenburger Frohnveste inne lagen. Auch da würde seine Befreiung nicht schwer gehalten haben, hätte die bischöfliche Regierung zu Passau nicht ein gar so absonderliches Verlangen nach unserm Niklas getra-gen, um sich an ihm für seine im Krumms-
 stab-Ländchen ausgeübten Wohlthaten dank-
 bar abzufinden. — Im Passauer Stockhause,
 dem festesten aller Gefängnisse verwahrt,

konnte er auf unsre Hülfe nicht mehr Rechnung machen.

Vor 14 Tagen erfuhr ich durch einen meiner Baldoverer^{*)}, daß Niklas lebenslänglich zur Karre verurtheilt worden sei. Nun war der rechte Augenblick gekommen. Die Befreiung des Niklas schien mir kein schweres Stück Arbeit, da ich wußte, daß die Gefangenen fast täglich zur Reinigung der Straßen gebraucht und von wenigen bischöflichen Soldaten ganz nachlässig bewacht werden, indem diese die Entweichung eines Gefangenen, der schweren Kette wegen, womit er an die Karre, oder an einen Kameraden angeschlossen ist, für eine pure Unmöglichkeit halten. Wohl ausgestattet, mit einem Passe als Viehhändler, mit Feile und Dietrich, einen Mantel über den Schultern, wanderte ich nach Passau, und fand meinen lieben Niklas an seiner schweren Karre in voller Arbeit. Die Freude über unser

^{*)} Kundschafter.

Wiedersehen blickte ihm aus seinen schwarzen Augen hervor. Ich machte mir an einer Obstkude in der Nähe zu thun, kaufte meinen Hut voll Äpfel und theilte sie unter die Gefangnen aus, wobei ich Gelegenheit hatte, Niklas zu sagen, daß ich zu seiner Befreiung gekommen, aber mir zu wissen höchst nöthig sei, welche Gelegenheit dazu er mir bieten könne. Niklas erwiderte, daß er Morgen früh in der Residenzstraße karre, und ich das weitere durch einen Zettel erfahren werde. Schon vor Tagesanbruch trieb mich das Verlangen nach dem wackern Kameraden aus dem Gasthause, und ich glaubte, vor Ungeduld verzweifeln zu müssen, bis die achte Morgenstunde schlug und ich das Kettengeflirr der Sträflinge hörte. Mit Erlaubniß des wachhabenden Unteroffiziers bat mich Niklas um Schnupftabak, und reichte mir seine Dose hin; ich säumte nicht, sie im nächsten Kramladen füllen zu lassen. In der Dose fand ich einen Zettel,

der mir Nachricht gab, daß Niklas am nächsten Montage ganz allein, unter Aufsicht eines Soldaten, den hintern Hofraum im Hause des Bürgermeisters reinige, daß dieser Platz sehr abgelegen, unbesucht und ganz geeignet sei, den wachhabenden Soldaten aus dem Wege zu räumen, und dem Entweichen durch ein Seitenthürchen nichts im Wege stehe, wenn für das Losmachen von der Kette und für Kleidung gesorgt sei. Der Schluß des Zettels rieth mir, mich bis zu dem bestimmten Tage ihm nicht mehr zu nähern, um nicht einen nachtheiligen Argwohn zu erregen.

Durch listiges Ausforschen meines Gastwirthes mit der Örtlichkeit des Hinterhofes im bezeichneten Hause zur Genüge bekannt, harrete ich, einen vollständigen Anzug in meinem zusammengerollten Mantel bergend, auf den Boden hingestreckt, als wie im tiefen Schlafe, des Niklas und seines Wächters. Sie kamen. Der Soldat stieß mich mit

dem Gewehrkolben an, und als ich mit dem dummen Gesichte der Schlastrunkenheit zu ihm aufstierte, gebot er mir Entfernung, da hier kein Fremder zu verweilen habe. Ich entschuldigte mich recht demüthig, kigelte seine Eitelkeit durch ein wortreiches Lob seiner martialischen Gestalt, Propretät und Respect einflößenden Haltung, bat, ihm einen recht kräftigen Morgentrunk reichen zu dürfen, und schlich mich recht ehrerbietig davon, nachdem der Soldat ein Paar tüchtige Büge aus meiner Brannntweinflasche gethan hatte. Aber schon nach einer Stunde kehrte ich wieder zurück und erfreute mich der herrlichen Wirkung des Opiums, womit mein Pomeranzengeist überreichlich gemischt war. Wie ein Todter lag der Soldat in einer Ecke und schien den ewigen Schlaf schlafen zu wollen. Nach einigen Augenblicken war Niklas von seiner Kette los und vom Fuß bis zum Kopfe neu gekleidet. Das Luchtingsgewand, die Kette, die Karre, vorher

aber den getreuen Wächter, versenkten wir in die nahe Schwindgrube. Leicht erbrach Niklas das morsche Seitenthürchen und schlüpfte hinaus, während ich mich unmerkelt aus dem Staube machte. Der Verabredung zufolge, trafen wir außerhalb des Reichbildes der Stadt in einer Schenke zusammen und leerten noch einige Flaschen auf das Wohl der bischöflichen Regierung und das selige Ende des Kriegsmannes, der am Tage der allgemeinen Auferstehung gar unsäuberlich und übelriechend aus seinem Schlammgrabe hervorkriechen wird. Niklas ging, seinen Bruder auffachend, nach dem bairischen Walde, ich aber recht wohlgemuth meiner Heimath zu, und genieße nun die Freude, einen wackern Kameraden aus den Fußblöcken eines lebenslänglichen Elendes, und zugleich diesem Kunden hier zu Verdienst und Wohlleben geholfen zu haben."

Beifall und Lob wurde dem schlauen Jost mit lärmender Freude zugerufen und

zugetrunken. Erst mit Anbruch des Tages warf sich die edle Gesellschaft, der Sinne nicht mehr mächtig, in zuchtloser Gemeinschaft auf das bereitete Strohlager.

Nach einem derben Frühstück brach am andern Morgen Jost mit Joseph auf, der aus dem Vorrathe gestohlener Kleidungsstücke einen ländlichen Anzug erhielt, an Schnitt und Farbe dem des Jost sehr ähnlich. Während der Wanderung erfuhr nun Joseph, daß der herrschaftliche Wildheger, in dessen Hause sie die Nacht hingebracht, der vertrauteste Singer *) in dieser ganzen Gegend; zugleich auch der verlässigste Kundschafter und der treueste Verwalter des bei ihm jederzeit niedergelegten Eigenthums dieser Bande sei, die, gegenwärtig schon unter den vierten Böhern **), beinahe seit ihrer Entstehung in der Wildhegerei

*) Diebsherberger.

**) Anführer.

Unterkommen und Niederlage habe. — „Diese Bande ist —“ redete nun Tost über seine eigenen Verhältnisse: — „mit meiner Chavrusse *) in freundschaftlichster Verbindung; und ohngeachtet wir drei volle Tagereisen von einander entfernt sind, so unterstützen wir uns doch gegenseitig bei jeder Ausführung eines Hauptstreiches. Ich bin der Abdecker Tost, habe meine Meisterei nicht zu ferne von dem Dorfe Obernberg am Saume eines großen Waldes, recht tauglich gelegen zur Beherbergung der Gesellschaft, handle **), (schorne ***) und flaggere †) aber nur in weiner Ferne, halte dadurch mich und meine Hausgenossen von allem Argwohne rein und gelte bei Obrigkeit und Nachbarn für einen treugbraven Mann. Unser Herr Pfleger ist gar strenge in der

*) Bande, Gesellschaft.

**) Stehle.

***) Raube.

†) Nordbrenne.

Aufnahme fremder Leute. Dich stelle ich ihm vor als den Sohn meiner in Mähren hausenden Schwester, den ich zu mir genommen habe, um ihn für das Gewerbe, besonders in der Behandlung kranker Thiere, recht tüchtig zu machen, zugleich lasse ich Dich als meinen Knecht einschreiben. Bist Du damit zufrieden, so gelobe mir Gehorsam und Vertrauen, damit ich mich nicht umsonst bemühe, Dich zu einem vollkommenen Chaschnemalochner *) zu bilden; willst Du aber Dein Glück auf andern Wegen versuchen, so gebe ich Dir einen Schrypfennig und meine besten Wünsche mit. Nur möge es Dich nie gereuen, die freundlich gereichte Hand des erfahrenen und wohlberühmten Iosf von Dir gewiesen zu haben!“ mit Hast gelobte Joseph Gehorsam und Vertrauen. Der wackere Meister ließ sich von dem gleichgesinnten Jünger

*) Räuber.

den Handschlag geben, und die heillose Bruderschaft, der lastervolle Verein zu Betrug und Raub, zu Mord und Brand war zwischen diesen Hyänen der bürgerlichen Sicherheit und Wohlfahrt innig geschlossen.

Im Hause seines Meisters fand Joseph die beste Aufnahme, und bald von der wirklich schönen, aber sehr verbuhlten Christine, Jostens Tochter, die seit dem Tode ihrer Mutter das Hauswesen führte, sich so angezogen, daß er den Aufenthalt in dieser Abdeckerei und den Umgang mit der liederlichen Wasendirne nicht für den Besitz großer Habe hingegen hätte. Er wurde in einer drei Meilen von Obernberg entfernten Schenke, deren Besitzer ein Mitglied der Bande war, feierlich in diese aufgenommen, nachdem er den gräßlichen Bluteid geschworen hatte. Von nun an war er der eifrigste Theilnehmer an den grauenvollen Verbrechen, die die Bande allenthalben ausübte, und selbst die Listig-

sten und Tollkühnsten dieser entmenschten Verbrüderung sahen sich sehr oft veranlaßt, ihren Wasensepp — ein Name, den Jer sich selbst geschöpft — zu bewundern und hoch zu feiern.

So manchen schönen Burschen der Bande hatte Christine im Geheimen begünstigt, doch, mit ihres Vaters Einwilligung, sich dem jungen, durch Muth und Schlaueit ausgezeichneten Bold, einem entlaufenen Jäger, mit besonderer Neigung als ihrem künftigen Ehemanne angeschlossen. Diese schwand aber immer mehr, als Wasensepp, der schönste und ruhmvollste unter seinen Kameraden, seine Leidenschaft für Christinen täglich durch überzeugendere Beweise erkennen ließ. Es herrschte unter der Bande der feste Glaube, Bold werde Iostens Eidam und einst der Voget der Kabrosche *). Als Christine gegen Bold immer kälter

*) Hauptmann der Gesellschaft.

wurde, dann förmlich mit ihm brach und ihre Liebe zum Wafensepp ungeschmeuet erklärte, da gab es unter der ganzen Bande nur Wenige, die über Christinens treulose Gesinnungen sich beifällig aussprachen. Bold hatte sich durch seine Verdienste die Anhänglichkeit seiner Kameraden im hohen Grade erworben, und seine Rechte auf Christinens Hand, auf Tostens nicht unbedeutendes Vermögen und auf die Nachfolge in der Anführerstelle durch die kühnsten, immer glücklich durchgeführten Unternehmungen, oft durch sein Blut, zur Genüge begründet; Wafensepp dagegen galt selbst noch bereits zweijähriger Einverleibung in die Bande unter der langen verbrüderten Gesellschaft noch als ein Neuling, war überdies sehr vielen durch seinen schnellen Aufschwung zur ruhmvollen Höhe, durch Stolz, Rechtthameri und Eigensinn ein Gegenstand des Neides, der Abneigung geworden, und seines Verhältnisses mit Christinen wegen, erhob

sich bei den meisten Trinkgelagen Ranz und Rauferei, wo es immer blutige Köpfe gab und Wasensepp mit seinem kleinen Anhang, trotz ausgezeichnete Tapferkeit und Körperstärke, fast immer der Übermacht seiner gehässigen Gegner erlag. Mit schwerem Unmuth und dunkeln Ahnungen einer verderblichen Zukunft, diese gefährliche Spaltung ersehend, würde Jost, nach dem Rathe seiner ältesten Gefährten, Wasensepp aus der Bande entfernt haben, wäre er nicht von seiner übergroßen Schwäche gegen Christinens herrschenden Willen zu sehr gegängelt worden.

Eines Tages saß Bold in einer Waldschenke, über Racheplänen gegen seinen glücklichen Nebenbuhler und zum Verderben des wortlosen Jost brütend, als ein baumlanger, rüstiger Mann, wie ein Metzger gekleidet, in die Bechstube trat; ihm folgte eine junge schlanke, wunderschöne

Dirne. Freundlich grüßend setzte er sich mit seiner Begleiterin an einen Nebentisch, und bestellte gutes Essen, wie auch Nachtlager. Bold vergaß über den Anblick der reizenden Dirne alle seine Rachepläne und hatte für jetzt keinen andern Gedanken und Wunsch, als mit dieser Fremden näher bekannt zu werden. Auch die Dirne übersah nicht den Hochgebauten, mit männlicher Schönheit reich ausgestatteten Bold, und ihr ofter, feuriger Blick nach ihm verrieth die sehnstüchtige Bewegung ihres Innern. Bold glaubte, Engelstöne zu hören, als die Dirne zu ihrem Gefährten einige Worte in rothwelscher Sprache mit halblauter Stimme redete; er war nun in der beglückenden Überzeugung, in den Beiden willkommenen Reute seines Gewerbes zu sehen, und beschloß, unverzüglich aus der wahren Quelle zu schöpfen. Mit dem vollen Glase nähete er sich dem Manne, begrüßte ihn auf gaunerisch und stieß mit ihm und der Dirne

an, das Glas auf Beider Wohl und eine freundliche Bekanntschaft leerend.

Der Fremde erwiderte Gruß und Zuspruch, vermied aber jede zuvorkommende Annäherung, wie auch eine Gegenrede in der Gaunersprache und benahm sich so kalt-ernst, daß Bold, durch diese abweisende ~~Kälte verlegt~~, unmutig die Sechstube verließ, entschloß, nach einem frischen Trunke aus der Schenke aufzubrechen, um durch die gefährliche Nähe der gar zu schönen Diene nicht für längere Zeit ein Opfer seiner entflammten Sinne zu werden.

Außer den Beiden war Niemand in der Sechstube, und Bold, der sich auf einer Bank vor dem offenen Fenster niedergelassen hatte, vernahm mit unbeschreiblicher Freude, wie der Fremde gegen seine Gefährtin die Bemerkung machte, nicht mehr allein unter den Ehehemern *) sondern auch unter den Fleisch-

*) Vertraute, Kameraden bei einer Bande, Gauner.

Fleischmännern, Lampen und Peterfieseln*) sei das Eochemer-Loschen**) bereits sehr einheimisch geworden und man müsse sich sehr hüten, einen net Maffern***) der in dieser Sprache anrede, für einen Eessens-Id zu halten. Rasch trat Bold in die Stube, reichte dem Manne die Hand und sprach mit geläufiger Zunge und freundlichem Gesichte: „Kammerusch, anih schefste kein Fleischmann, kein Lampen, kein Peterfiesel, sondern nacher der tusten Eochemer.“

„Ohne Dich und diese Schiffe zu kneifen, habe ich so viel Nemonen, Euch ächtig zu zegmen, daß ich zur Bingertei des Kaslers Jost gehöre, Bold mich schemme, und euch meinen Liebes und meine Knolle

*) Polizeispione; Aufspasser gegen Gauner; Gerichtsdiener.

**) Gaunersprache; rothwelsche, jenische Sprache.

***) Unbekannter.

†) Vertrauter der Diebe.

auf Ehahes und Beckur anbiete, wenn ihr mit mir Nivo glitschen wollt *)!“

Immer freundlicher lächelnd hatte der Fremde Bolds vertrauende Rede angehört, stieß mit ihm auf Bruderschaft an und erwiderte Vertrauen mit Vertrauen, indem er ihm entdeckte, daß er, unter dem bekannten Namen, der lange Zeit, das Haupt einer größtentheils im Böhmerwalde und in der Oberpfalz hausenden Bande sei, vor Kurzem durch einen zu raschen und heftigen Überfall von Soldaten, Jägern und Gerichtsdienern beinahe die ganze Bande verloren habe, jetzt auf Werbung umherziehe, und dann Schles

*) Kamerad, ich bin kein Polizeispion, kein Aufpasser gegen Gauner, kein Gerichtsdiener; sondern einer der wadern Diebsgesellen. Ohne Dich und dieses Mädchen zu kennen, habe ich so viel Vertrauen, Euch aufrichtig zu gestehen, daß ich zur Bande des Abdeckers Jost gehöre, Bold mich nenne und Euch meinen Kopf und meine Faust auf Leben und Tod anbiete, wenn Ihr mit mir Freundschaft schließen wollt!

sien oder Sachsen zu seinem künftigen Aufenthalte bestimme, wo er sein Gaunerleben begonnen und bei diesen unruhigen Zeiten gegründete Hoffnung auf recht gute Geschäfte habe. Nun kam eine dringende Aufforderung an Bold, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, und Marie, die blühende, üppige Diene, bat so süß, und wußte ihre Bitte durch so vielsagende Blicke, und solch lockende Bewegungen zu unterstützen, daß Bold nur mit großer Mühe sich so weit beherrschte, bis zum kommenden Morgen Bedenkzeit zu erheischen.

Der Wirth trug ein reichliches, gut bereitetes Nachtmahl auf und hatte kaum versichert, daß er auch guten Wein vorsetzen könne, als Zeit gleich einige Flaschen bestellte, und Bold zum Schmaus und Sechsgelage einlud. Bold aß und trank nur wenig, Mariens Reize, ihre Feuerblicke, die lockenden Buhlkünste, die sie immer freier entfaltete, machten Bolds

junges, frischströmendes Blut zu glühenden Fluthen, und der Gedanke, diese Reizvolle in den Armen eines andern zu wissen und vielleicht nie der Hoffnung auf ein beglückendes Verhältniß mit ihr sich hingeben zu dürfen, goß wieder einen eisigen Strom in die brausenden Wellen seiner glühenden Wünsche.

Mit lauernden Blicken, unter dem Scheine der Unbefangenheit, hatte Veit das sturmberwegte Innere des jungen Gefährten durchschauet. Unter dem Vorwande, mit dem Wirth, der als Chef von Bold ihm bezeichnet worden, ein wenig zu plaudern, ging Veit aus der Stube, nicht ohne Marien mit einem bedeutenden Winke auf Bold seinen Wunsch nach gegenseitiger Annäherung zugelächelt zu haben. Mit der, einer Dirne dieses Gelichters eigenen, schamlosen Offenherzigkeit, erklärte Marie dem übergelücklichen Bold, wie sehr er ihr gefalle, wie froh, wie vertraut sie

mit ihm leben wolle, wenn er mit Zeit sich für immer vereinen würde. Diese freche Versicherung bethätigte sie durch noch frechere Bewegungen, und Bold, auf der höchsten Stufe des Sinnenrausches, wollte sich eben Zeit zum unzertrennlichen Gefährten anbieten, als dieser die Thüre öffnete, und schon von der Schwelle aus dem Glühenden zurief:

„Verschaffe mir drei Kameraden, die nur halb so wacker sind, wie Du, und ich trete Dir Marien als Zuhälterin ab!“ — „Ein Duzend der tüchtigsten Kunden schaffe ich Dir für die Dirne!“ — schrie Bold mit freudeblühenden Augen und hielt die Hand zum Einschlage hin. Zeit schlug ein, Bold bedung sich eine Frist von zwei Tagen, leerte eine Flasche in raschen Zügen, und stürmte fort, Mariens Besitz durch schnelle, kräftige That zu erringen und an Christinen und Wasensepp, diesen ihm so

verhassten Liebespaare, sich tückisch und verderbend zu rächen.

Es war noch nicht ein Tag verfloßen, und vierzehn Glieder von Iostens Bande hatte Bold schon um sich versammelt, und selbe theils durch die Macht seiner Beredtsamkeit, theils durch ihre innige Anhänglichkeit an seine Person für den geheimen Übertritt zu Weiz gewonnen. Er wußte recht wohl den großen Nachtheil zu würdigen, welcher dem Iost aus dem Verlusste der Tüchtigsten seiner Bande erwachse; aber damit begnügte sich der Nachsüchtige noch nicht; das Verderben des wortbrüchigen Iost, der treulosen Christline, des verhassten Wasensepp war von dem Unversöhnlichen unerschütterlich beschlossen. In einem ausführlichen Schreiben an das Justizgericht, unter welches Iost gehörte, entdeckte Bold alle Verbrechen, die Iost bisher begangen, bezeichnete Christinen als eine höchst gefährliche Gaunerin, den Wasen-

sepp als Räuber und Mörder, gab auch die Namen, das Gewerbe, den Aufenthalt aller noch mit Iost Verbundenen genau an und bezeichnete die Waldhöhlen, die Baarnhäuser, die Schenken, worin Iost und seine Genossen theils die Niederlage geraubter Waaren, theils sichern Versteck hatten. In der Nacht, wo er, an Mariens Seite, mit Veit und den treuen Gefährten für immer aus dieser Gegend dahin zog, sandte er dieses verrätherische Schreiben durch einen reichlich bezahlten Boten an das Justizgericht, und sein tückisches Gemüth weidete sich mit wilder Lust an dem Hinblicken auf den Rabenstein, wo die Opfer seiner Rache, von ihm dem Blutgerichte vorgeworfen, bald unter den grauenvollen Händen des Henkers vollenden würden.

Im festen Schläfe ruhte Iost mit den Bewohnern seiner Meisterei, sich Kräfte sammelnd zu einem weiten Raubzuge, der mit dem Aufstauen der Morgensonne an-

getreten werden sollte; nur Wafensepp, der Urheber dieses Raubzuges, wachte noch, alles reiflich erwägend, was bei dem gewagten Unternehmen auf das Sorgfältigste zu beachten und zu vermeiden sei. Da war es ihm, als höre er in der nahen Umgebung der Meisterei leises Waffengeklirre, flüsternde Stimmen, schleichenden Gang. Rasch, aber in aller Stille, entschlüpfte er seinem Bette, spähet vorsichtig aus dem Fenster, und viele unkenntliche Gestalten traten aus dem Dunkel der Nacht den scharfen Blicken des Entsetzten entgegen, der, die nahe Gefahr ahnend, sich nur in die allernöthigste Kleidung warf, seine Pistolen, seinen Säbel aus ihrem Versteck hervorriß, in beflügelter Eile die Treppe hinab schlich, und Tost aus tiefem Schläfe aufrüttelte. Kaum hatte er diesem die Nähe unbekannter Gestalten, seine Ahnung drohender Gefahr zugeflüstert, als er mit leisen Tritten in die Knechtstammer,

in den unterirdischen Behälter, wo einige der Bande übernachteten, eilte, ihren Schlaf durch die Nachricht von der Nähe eines gefährlichen Besuches verscheuchte, und ihnen schnelle Bewaffnung gebot. Schon auf seiner flüchtigen Rückkehr zu Jost hörte er das Pochen an die Hausthüre und das Begehren nach Einlaß. Jost riß das Fenster auf und forschte im barschen Tone nach der Veranlassung so ungewöhnlich späten Verlangens nach Einlaß. Es nahen sich ihm zwei Gestalten mit freundlicher Rede, Verirrung von der Landstraße angehend, und um einen wegekundigen Führer dahin, oder um Nachtherberge bittend.

Auch Jost hatte, der tiefen Dunkelheit ohngeachtet, dort und da Leute erblickt, und, mit sich selbst nicht einig, ob er, um dem erbeuchelten Rufe seines rechtschaffenen Wandels nicht eine zu Verdacht führende Schattenseite zu geben, wie ein sich keiner Schuld Bewußter willig die

Hausthüre öffnen, oder dem gefährlichen Besuche den Eingang verweigern und der Gewalt eine muthige Gegenwehre bieten sollte, wollte er sich so eben vom Fenster zurück ziehen, den Rath des klugen Wasensepp's zu erhalten, als die beiden Gestalten ihm eine Schlinge um den Hals warfen, und sie so kräftig handhabten, daß er, keiner Gegenwehre, kaum des Athmens mächtig, seinem fernern Schicksale in verzweiflungsvoller Stimmung entgegen harren mußte. Wuchtvolle Artschläge donnerten an die wohlverwahrte Hausthüre, und, in zwei Hälften zersplittert, öffnete sie den Anstürmenden die Bahn zum Eindringen in das Haus. Da bligte es auf von allen Seiten, und tödtend schlugen die Kugeln aus Wasensepp's und seiner Gefährten Geschosse in die Reihe der Eindringenden. Auch die Häfcher und Jäger schossen, und drei von der Bande röchelten in ihrem Blute, aber die Säbel und Beile der Räuber wür-

den die Erstürmung des Einganges, wo nicht ganz unmöglich, doch zur Leichensaat gemacht haben, hätten nicht einige Bauern; zur Verhaftung des Post aufgeboten, und mit dem Baue der Meisterei bekannt, eine versteckt gelegene Hinterthüre erbrochen, schnell die mitgebrachten Pechfackeln angezündet, und mit Stangen und Knütteln die Räuber von rückwärts angegriffen. Knirschend sah Wafensepp seine minder tollkühnen Gesellen die Waffen wegwerfen und mit todtbleichen Gesichtern, mit zitternden Lippen, mit schlotternden Händen um ihr elendes Leben flehen. Wüthend stieß er einem Jäger, der ihn bei der Kehle faßte, den Säbel in die Brust, hieb sich durch den dichten Haufen der Bauern, erreichte, den Schüssen, den nachgeschleuderten Knütteln und Messern glücklich enttrinnend, die offene Hinterthüre und entfloh, der abgelegtesten Wege des nahen Waldes kundig, den ihn fruchtlos Verfolgenden.

Bis zum anbrechenden Tage eilte Wassefey, in der rechten Hand den blanken, blutgefärbten Säbel, in der linken eine abgeschossene Pistolet, im Walde fort. Ermattung, heftiger Durst und die Besorgniß, durch seine höchstwenige Bekleidung, das Hemd von dem Blute befleckt, daß aus den Wunden seiner Gefährten im dichten Gesträuch über ihn hingestossen war, die Aufmerksamkeit der ihm Begegnenden zu erregen und seine Verhaftung herbeizuführen, veranlaßten ihn, eine Quelle zur Befriedigung seines heftigen Durstes aufzusuchen, dann in einem Dickichte, nicht ferne vom Fahrwege, sich zu verbergen, und da eine Gelegenheit aufzulauern, sich, und wenn es selbst durch einen Mord geschehen müsse, einen Anzug zu verschaffen, der ihn gegen Aufmerksamkeit und Argwohn sichere.

Mit habgierigen, mordlustigen Augen ersah er einen jungen Handwerkéburschen, der arglos und wohlgemuth, das hochbe-

packte Felleisen auf dem Rücken; singend und pfeifend daherzog. Der Wanderer stand plötzlich still, nach allen Seiten umherhorchend und schauend. Kläglich tönte es ihm aus dem nahen Dickichte entgegen, und rasch schritt derselbe ihm zu, das menschenfreundliche Herz voll des besten Willens, einem Leidenden nach allen Kräften Trost und Hülfe zu geben. Aus der Tiefe des Dickichts wimmerte es hervor, und der mitleidig Suchende erblickte einen Menschen, der, mit bloßen Füßen, nur mit dem Beinleide angethan, den unbedeckten Kopf zur Erde gebeugt, durch sein Gewimmer und die Blutsflecken im Hemde die Schmerzen schwerer Verwundung verrieth. Hastig warf der gutherzige Handwerksbursche das schwere Reisebündel von sich, zog seine Schnapßflasche hervor, reichte sie dem Stöhnenden, und forschte recht theilnehmend nach der Lage und Beschaffenheit der Wunden, um sie so viel als möglich verbinden, und dann aus dem näch-

sten Orte Hülfe schaffen zu können. Zur Besichtigung der angeblichen Wunden hatte er sich kaum niedergekauert, als Wafensepp ihn rasch bei den Haaren faßte, die unter sich verborgene Pistole hervorriß und mit der scharfen Kante der Mündung so schnell und kräftig auf Schläfe und Hinterhaupt loßschlug, daß aus dem zerschmetterten Kopfe das Gehirn ausspritzte und der Unglückliche nach wenigen Augenblicken vollendet hatte. So schnell Wafensepp den grausamen Mord ausgeübt, so hastig riß er nun das Felleisen auf, kleidete sich in den besten Anzug des Ermordeten, konnte aber nicht mehr die herausgerafften Sachen wieder einpacken und mit dem Felleisen entrinnen, da Peitschengelasse, Hundegebell und tönende Pferddeglocken ihm den nahen Anzug eines oder mehrerer Fuhrwerke ankündigten. Nur noch Pistole und Säbel an sich reißend, sprang er in den dichtesten Wald hinein und eilte, jeden Fußpfad und Fahrweg meidend,

so lange in ununterbrochener Hast fort; Bis er, ohne noch das Ende des Waldes erreicht zu haben, sich zu erschöpft fühlte, um seine Flucht fortzusetzen. Die Ermattung warf ihn am Fuße einer hohen Tanne nieder. Die Thauperlén, von dem Laube des Mooses und den Halmen des Grases gierig aufgesogen, kühlten nur in etwas seine fieberhaft brennenden Lippen, und der Schlaf, auch dem entmenschten Bösewicht, wie dem Reinen ein gütiger Wohlthäter, breitete seine stärkenden Schwingen über den Kräftelosen bis zum neuen Tageblichte aus.

Nach einem Morgenimbis von Beeren und Quellwasser wanderte Wasensepp rüstig fort, das Finden des Waldendes dem Zufalle überlassend, aber sehr darnach verlangend. Nach der Wanderung von einigen Stunden stieß er auf eine armselige Hütte, von dichtem Gebüsch fast bis zum Eingange hin umwachsen. Vorsichtig näherte er sich ihr und erblickte vor selber einen alten

Mann, der an einem Rehe besserte. Pistole und Säbel sorgfältig verbergend, ging Wamsenpapp auf den Alten los, klagte recht herzbewegend, das Unglück gehabt zu haben, von einem räuberischen Gesindel angegriffen, seines Felleisens, seiner Uhr, seines Geldes beraubt worden und nur mit Mühe den grausamsten Mißhandlungen, wohl dem Erschlagen, entronnen zu sein. Auf seine Bitte um ein Stück Brod und ein Maßchen zur Ruhe für einige Stunden führte ihn der Alte, den sonderbaren Gast in dieser Wildniß mit scharfem Auge langsam beschauend, in die Hütte, hieß ihn niedersitzen und pfliff auf dem Finger. Eine junge Dirne von unweiblicher Größe und Rüstigkeit, trohig blickend, und den Fremden scharf messend, war auf das Zeichen des Alten in die Stube getreten, ihr folgte ein kleiner, verwachsener, starkknochiger Bursche. Nach dem Gebote des Alten brachte die Dirne ein Gefäß mit Milch, schwarzes Brod, und ein Stück

Stück Käse. Während Wafensepp mit Heißhunger die vorgesehten Gerichte verslang, spähte er doch lauernd umher, und bemerkte, wie der Alte beim Gange aus der Stube dem Burschen winkte, ihm einige Worte zuflüsterte und dieser raschen Laufes im Walde sich verlor. Sein Blick fiel auf einige Büchsen, auf Waidtase und Hirschfänger, die an der Wand hingen, in traulicher Gemeinschaft mit leichtem Fischezerzeuge. Der rückkehrende Alte, die Blicke des Fremden beobachtend, erzählte unaufgefordert, daß er als Wildheger diese Wafsen, die Neze zum Fischefange im nahen Forellenbache gebrauchte, öffnete die niedrige Thüre einer Seitenkammer, wies auf armseliges Bett und lud Wafensepp ein, einige Stunden darauf auszuruhen. „Daß ich die Kammer mit Schloß und Riegel versperre“ — sagte der Alte zu dem Eintretenden mit einem gar seltsamen Lächeln — „darf Euch nicht befremden; es geschieht

II.

aus Vorsorge für die Ungeßtohrtheit Eurer Ruhe, damit sie nicht unterbrochen werde von meinen ungestümen Enkeln, die oft aus dem nahen Dorfe den Großvater besuchen, und dann in ihrem lustigen Treiben die ganze Hütte durchstöbern.“ — Nach diesen Worten schloß er sorgfältig die Thüre.

Den muthigen Wasensepp, diesem tollkühnen Räuber und kaltherzigen Mörder, wurde es unheimlich, ja, in der Nähe dieses alten Mannes mit seinem scharfen, stechenden Blicke, und der riesigen Dirne, an rüstiger Körpergestalt und mit dem Aussehen voll Troß und Feindslichkeit einem gefährlichen Unholde gleich, fühlte er jetzt sein Inneres von einer Bangigkeit erfaßt, die er bei den gefährvollsten Einbrüchen und im blutigsten Kampfe mit der Übermacht seiner Gegner nie gekannt hatte. Das ganze Benehmen des Alten, sein Flüstern mit dem Burschen, dessen eiliges Verschwinden und das Lauernde, Feindliche in Blicken

und Worten der Dirne erregten in seinem Innern Unruhe und die Furcht vor der Nähe irgend einer verderblichen Gefahr. Unwillkürlich umfaßte er den Griff seines Säbels und würde gerne auf die vielleicht sehr reiche Beute des nächsten Einbruches oder Raubmordes verzichtet haben, hätte er dafür eine einzige Ladung für seine Pistole erkaufen können. Unruhig der Dinge harrend, streckte er sich auf seinem Lager aus, mit dem Vorsatze, unter dem Scheine eines festen Schlafes aufmerksam zu lauschen, und, trete ihm eine Gefahr entgegen, für Freiheit und Leben bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen.

Eine Stunde mochte unter großer Stille in der Hütte hingegangen sein, als die Kammerthüre leise geöffnet wurde, und Wafenscupp bei der zurückgebeugten Haltung seines Kopfes durch eine unscheinbare Öffnung der Augenlieder ersah, wie der Alte herein schlich, sich über ihn leise beugte,

und einige Versuche machte, sich vom tiefen Schlafe des Beherdorgten zu überzeugen. Auf der Thürschwelle stand die riesige Dirne, ein scharfgeschliffenes Beil in der kräftigen Faust und schreckhaft — wild auf den Liegenden hinstehend. Durch das verstellte Schnarchen getäuscht, verließ der Alte die Kammer und schloß sie wieder sorgfältig. Aber auch in diesem Augenblicke schlich Wafensepp von seinem Bette an die Thüre, lauschte mit verhaltne'm Athem und vernahm recht gut die Vorwürfe der Dirne, mit gedämpfter Stimme den Alten gemacht, daß er die beste und sicherste Gelegenheit, den Fremden aus dem Wege zu räumen, unbenutzt gelassen habe. — „Dochel muß ja längstens in einer halben Stunde mit Matthes hier sein, dann soll der Bube zum erstenmal das Mordbeil handhaben“ — entgegnete recht vernehmlich der Alte; auch hörte Wafensepp, daß beide die Stube verließen.

„Hier ist nicht gut wohnen“ — dachte der Bedrohte, schwankte jedoch zwischen dem Entschlusse, sich dem Alten als einen Kunstverwandten zu entdecken, oder mit seiner guten Klinge den Ausgang zu erkämpfen, oder durch das geräumige Fenster der Kammer zu entweichen. Er bestimmte sich für das letzte, war aber frech genug, nicht eher von dannen scheiden zu wollen, bis er sich der Erinnerung seines Todtschlägers *in spe* bestens empfohlen habe, wozu ihm der Inhalt einer großen grellbunt angestrichenen Truhe ganz geeignet schien. Schnell hatte er von der Wand einen langen Nagel los gemacht, diesen in einen Dietrich umgeformt und damit das Schloß der Truhe auf das leiseste geöffnet. Kleider und Leinzeug warf er bei Seite; er suchte nach etwas bessern, fand auch auf dem Boden der Truhe einen ziemlich großen Säckel mit Geld, zwei silberne Uhren, noch verschiednartige, größtentheils

gebrochene Silbergeräthe und einen tüchtigen Bündel von Goldtreffen, allen Merkmalen nach die Ueberreste geraubter Kirchensachen. Seinen Fund hastig bergend, öffnete er leise das Kammerfenster, schlüpfte durch selbes, schlich an einem, bis zu dem die Hütte nahe und dicht umschließenden Gebüsche auslaufenden Holzstoß in den Wald und eilte nun gerade fort. Nach einer Weile stieß er auf einen breiten Fahrweg, worauf er fortzuwandern beschloß, um doch einmal aus diesem endlosen Walde wieder ins Freie und unter Menschen zu gelangen.

An einem Baume lehnend, und von den Anstrengungen des flüchtigen Ganges verschraubend, sah er aus der Ferne zwei Menschen mehr laufend als gehend, daher kommen. Gleich erkannte er in dem Vervachsenen den Boten des alten Hüttenbewohners. Die Lust, für die liebevolle Intention seiner prompten Beförderung in die Freuden des ewigen Lebens sich recht

dankbar zu bethätigen, ward gleich zum
 festen Entschluß. In ermuthigenden Ge-
 fühle errungener Freiheit des Willens und
 der That, seiner Kräfte bewußt, von den
 wilden Verlangern nach blutiger Rache ent-
 flammt, schritt er mit gezogenem Säbel in
 kräftig raschen Gange den Dahereilenden
 entgegen. Sie blickten auf, Jockel erkannte
 ihn. Wasenscepp meinte, sie würden, von
 seiner blanken Klinge und seinem wildrol-
 lenden Auge in Furcht gejagt, in die Ge-
 büsche entspringen. Er täuschte sich. Mat-
 thes riß die scharfe Art von der Schulter,
 Jockel ein langes Messer aus der Tasche
 und Beide stürzten mit hochgeschwungenen
 Waffen auf ihn los. Ein rascher Seiten-
 sprung rettete Wasenscepp von dem tödtenden
 Artstiche, und ehe Matthes zum neuen
 Stiche die schwere Waffe aufschwang,
 stürzte er mit gespaltenem Kopfe sterbend nie-
 der. Im nächsten Augenblicke flog Jockels
 Hand mit dem Messer zur blutbedeckten Erde.

— „Die Nürnberger hängen keinen, den sie nicht haben!“ — rief Wasensepp dem Verstümmelten mit höhnischem Gelächter zu.
 — „Bringe diese weise Lehre dem alten Spitzbuben als meinen Dank für gute Bewirthung und Reisezehrung“ — und so kalt und so ruhig wanderte der Unmensch nach dieser blutigen That seine Straße fort, als hätte er so eben eine edle Handlung vollbracht.

Das Ende des Waldes erreichend, sah Wasensepp ein weit ausgebreitetes, fruchtbares Thal vor sich liegen und in mäßiger Ferne ein großes Dorf mit stattlichen Gebäuden. Lustern blickte er darnach hin, schon in Gedanken an den ersehnten und dem Erschöpften so nöthigen Genüssen guter Bewirthung und eines weichen Nachtlagers schwelgend; aber die Erinnerung an die jüngsten, so inhaltreichen Ereignisse, die Furcht, daß der Einfall der Justiz in Tostens Meisterei schon in weiter

Umgebung zur Kenntniß sich verbreitet haben, daher die Ortsgerichte unbekannten Reisenden besondere Aufmerksamkeit widmen würden, und der Mangel eines Passes oder befriedigender Legitimation große Gefahr bereiten müsse, erlaubten ihm nicht, in diesem Dorfe sich Labung und Ruhe zu gönnen. Seinem sehnsuchtsvollen umherschweifenden Blicke trat der hohe dunkle Giebel eines hügelich gelegenen Gebäudes entgegen, das, dicht von Bäumen umgürtet, in mäßiger Ferne lag. In diesem Gebäude Herberge und Beköstigung zu suchen, ging Wasensepp selbst zu. Das Haus war stattlich, doch erkannte Wasensepp in der Menge großer, an langen Ketten befestigter Hunde, an den Karren mit Winde und Strick und mehreren bezeichnenden Attributen, daß er vor einer Meisterei stehe. Diese war ihm angenehmer, als die Nähe des trefflichsten Gasthofes, und als er den daher kommenden Meister auf die Frage nach seinem Begehren, sich gleich

durch Spruch und Wahrzeichen als einen
 Gewerbsgenossen zu erkennen gab, wurde
 er recht freundlich aufgenommen, mußte
 jedoch über seinen, für den angegebenen
 Stand nicht gewöhnlichen Anzug, Auskunft
 geben, worauf er durch die Erzählung,
 bei der schnellen Eindscherung der von ihm
 bewohnten Meisterei all seine Habe verlor-
 ren und diese Kleidung nebst Waffen von
 einem mitleidigen Bürger zum Geschenke er-
 halten zu haben, den Fragenden vollkommen
 befriedigte.

Außer seinem Wirth und dessen Ehe-
 weibe, das ihm gleich nach seinem Ein-
 tritt einen Eierkuchen, Käse, Brod und
 Bier vorsehte, auch recht freundlich that,
 bemerkte Wafensepp bisher keinen Bewoh-
 ner der Meisterei. Die einbrechende Nacht
 führte immer mehrere Gäste herbei, so daß
 er sich in Gesellschaft von vierzehn rüstigen
 Männern und Burschen sah, zu denen sich
 bald einige recht hübsche Weibspersonen ge-

setzten. Eine lange Tafel wurde mit Spei-
 sen und Getränken besetzt, von einer Güte
 und Seltenheit, wie sie Wafensepp viel-
 leicht in einem vorzüglichen Gasthose einer
 Stadt nicht besser würde erwartet haben.
 Der kluge, erfahrene Gauner hatte noch
 nicht die erste Flasche geleert, als er schon
 auf das innigste überzeugt war, von Leuten
 seines Schlages umgeben zu sein. Es ge-
 fiel ihm hier unbeschreiblich wohl, er konnte
 seine Sehnsucht in diesen herrlichen Bund
 aufgenommen zu werden, nicht länger be-
 schwichtigen und führte stracks den Haus-
 wirth in das Freie, wo er ihm sich gab,
 wie er war, und um Aufnahme in diese
 Gesellschaft bat. Der Abdecker hatte schon
 öfters einige seiner Kameraden über Jost
 und Wafensepp höchst rühmend sprechen ge-
 hört; freudig wurde er durch Wafensepps
 Vertrauen und Bitte überrascht und gelobte,
 unverzüglich für dessen freundliche Ausnahme
 in die Gesellschaft mit Erfolg zu wirken.

Alles horchte hoch auf, und sah mit wohlgefälligen Blicken auf Wasensepp hin, als Meister Kunz den Fremden unter seinen, auch hier günstig bekannten, Gaunernamen vorstellte und dessen Wunsch zum Eintritt in die Bande ankündigte. Einstimmig ward seine Aufnahme ausgesprochen, die Hand auf kreuzweis gefügte Messer legend, schwur Wasensepp den Eid der Treue und alle stürzten die vollen Gläser auf das Wohl der neuen Gemeinschaft aus. Wasensepp, tranken von Wein und Freude, nahm nun ganz allein das Wort, erzählte mit prahlendem Übermuthe die schwersten seiner Verbrechen, zeigte seinen Raub aus der gefährlichen Hütte, und foderte von der Gesellschaft die Einwilligung zu einer recht halbsbrecherischen That, die er allein ausführen wolle. Man gab ihm die Einwilligung, und Kunz versprach, schon Morgen auf Kundschaft fortzuziehen und gewiß etwas auszumittern, durch dessen glückliche

Wollbringung sich das neue Mitglied mit
unsterblichem Ruhme krönen könne.

Stoll und Bracher, junge, kräftige
Gestalten, auf deren schwarzbraunen Ge-
sichtern Lust und Verwegenheit zu den grau-
envollsten Verbrechen ihre scharfen Züge
eingedätzt hatten, suchten Wasensepp an sich
zu ziehen, und zu einer vertrauten Unterre-
dung von der Gesellschaft zu entfernen.
Über schwüle Zimmerhize klagend, trugen
sie einen vollen Krug unter die Linde im
Hofraume und beredeten Wasensepp, sich zu
ihnen zu gesellen, da sie ihm etwas sehr
angenehmes zu vertrauen hätten.

„Du hast den Wunsch ausgesprochen“
— begann Bracher mit gedämpfter Stimme,
während Stoll zur Sicherung gegen unbe-
rufene Lauscher aufmerksam umher späbete
— „etwas Großes, und zwar ohne fremde
Beihülfe auszuführen. Schon Morgen bie-
tet sich Dir die herrlichste Gelegenheit,
wenn Du unserm freundschaftlichen Rathe

Dich fügen wißt. Fast eine Tagereise von hier, nicht ferne von der österreichischen Grenze, lebt in einer wahren Wildniß, fast Meilenweit von andern Wohnungen entfernt, ein pensionirter Rittmeister, reich, Kisten und Schränke mit Geld und kostbarem Geräthe angefüllt. Seine Tochter, zwei Mägde, ein invalider Husar, ein stämmiger Thorwächter, und ein Jäger sind seine Umgebung. So klein diese Besatzung ist, so würde doch eine zahlreiche, tollkühne Bande sich die Köpfe an den Mauern der festen Burg zerschellen, die von außen durch einen hohen Wall, tiefe schlammige Gräben und unzerbrechbare Eisengitter, auch durch eine immerwährend aufgezoogene Brücke geschützt, innerhalb von zwei furchtbaren Wolfshunden und dem tapfern Rittmeister nächst seiner, eben so muthigen, stets bis an die Zähne bewaffneten Dienerschaft, bewacht wird. Täglich reitet der Rittmeister, von seinem Jäger begleitet,

auf die Jagd. Dieser Ritt soll und zum Ziele führen."

"Ich und Stoll vermunnen uns als Mönche, bitten um einige Labung und erhalten gewiß Einlaß, da der Rittmeister gegen die Menschen ein Satan, aber gegen alles, was nach der Kutte riecht, ein demüthiges Schaf ist. Hat der Rittmeister seinen Jagdritt angetreten, so wird es mir und Stoll eine Kinderleichte Spielerei sein, den invaliden Husaren und den Thorwächtern nieder zu stechen, die Weibskleute zu binden und Kisten und Schränke rein zu machen. Das Große sollst Du nach Deinem hochmüthigen Wunsche allein vollbringen, nemlich den Rittmeister und seinen Jäger im Forste aufzulauern und ihnen das Lebenslicht auszublasen. Wie Du damit zum Ziele kommen kannst, überlassen wir Deiner Schlaueit und Deinem Muth, denn unsere Sorge ist, in der Burg aufzuräumen, Dich nach Deinem Siege über Herr und

Diener, an die aufgeschichteten Schätze, in Keller und Speisegewölbe, dann zu dem Gräulein und ihren Dienerinnen zu führen, und für Dich und uns ein Leben zu bereiten, um welches uns selbst Fürsten beneiden sollen. Ist Monate lang, wie ich sicher weiß, kommt dieser Wildniß Niemand nahe. Haben wir den Rittmeister und seinen Jäger spurlos verscharrt und die Zugbrücke aufgezo-gen, so sind wir im freien Besitze der Burg so lange geborgen, als Keller und Vorrathskammer für unser Wohlleben ausreichen. Die Weib-
 leute, gar schmucke Geschöpfe, wie man sie mir beschrieben hat, sollen uns die Zeit kürzen. Schlägt die Stunde unser Abzuges, so versenken wir, zu unserer Sicherheit vor Verrath, die Dirnen in den Schlamm des Schloßgrabens, spannen die Pferde des Rittmeisters vor einen Wagen, beladen ihn mit unserer Beute, und dann — Heida fort, zu den Kameraden zurück, oder hinaus

aus in die Welt, wie es uns gelüstet, denn die Beute wird gewiß so reich sein, daß jeder von uns dreien mit seinem Antheile sich in Ruhe setzen und das angenehmste Leben genießen kann.“

„Nun will ich Dir vertrauen, daß keiner aus unserer Bande von dem Rittmeister und seinem Reichthume irgend eine Kunde hat; auch soll es allen ein Geheimniß bleiben. Ich und Stoll müssen Morgen ins Gebirge, um einige wichtige Aufkundschaftungen zu vollbringen. Ehe der Hahn kräht, brechen wir von hier auf, gehen aber nicht nach Osten, sondern nach Süden. Gerade am Fuße des Berges dort, dessen weiß Felsenkuppe Dir jetzt im Mondlichte entgegen glänzt, und wohin Du, am Ufer jenes Baches fortwandernd, sicher gelangen wirst, harren wir Deiner.“

„Ist Dir mein Vorschlag angenehm, und siehst Du den Reichthum der Früchte, die aus diesem Geschäfte zu erndten sind,
II. 8

klar genug ein, so gieb Hand und Wort darauf, mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen, aber gegen Jeden der übrigen unser Unternehmen als das heiligste Geheimniß zu bewahren. Glaube mir, Waseusepp, daß eine ganze Lebensdauer, bei Gaunerei, Einbruch und Raubmord mit der reichhaltigsten Ergiebigkeit, zugebracht, nicht solch eine Summe zusammen schafft, wie dieses Unternehmen allein, dessen glückliche Vollendung unsere List und unser Muth erwirken muß. Nun eingeschlagen, Bruder Waseusepp, und reinen Mund gehalten!“

Mit großer Anstrengung mußte Waseusepp seine tolle Freude über solch ein willkommenes, mit angenehmen und lohnreichen Erfolge einendes Wagesstück in die Tiefe seines Innern zurück drängen, um nicht durch lauten Jubel die Aufmerksamkeit und Neugierde der übrigen Mitglieder rege zu machen. Beide Hände reichte er den Vertrauten hin, zur Bekräftigung seines thätigen

Beitrittes. Bracher gab ihm den Rath, zur Vermeidung jedes Argwohnes, sich jetzt ganz unbefangen unter die Übrigen zu mengen, dann laut zu erklären, er habe von Stoll erfahren, daß in der Mühle am Schieferbruche viel baares Geld liege, und sei fest entschlossen, trotz der Gefahr und der gewichtigen Hindernisse, die dem Einbruche und Raube vielseitig entgegen stehen, beides zu unternehmen. Wafensepp that nach diesem Rathe; zechte noch ein Stündchen, vermied jedes Gespräch mit seinen beiden Vertrauten und ging dann in die Scheune zur Ruhe.

Zur bestimmten Zeit fand sich Wafensepp mit Bracher und Stoll auf dem bezeichneten Plage zusammen. Diese beiden waren reichlich mit kalter Küche und Brantwein versehen. Es wurde ein Frühstück eingenommen, aber recht eilig, wegen der weiten Entfernung des beabsichtigten Ortes, und weil Bracher und Stoll von dort noch

eine gute Meile zur Wohnung eines mit ihnen einverstandenen Trödeljuden zurück zu legen hatten, von welchem sie die nöthigen Mönchskutten zu erhalten versicherten. Fast immer durch Wälder und einsame Wiesenthäler, sehr selten und nur kurze Strecken auf Fahr- und Fußwegen, wurde scharfen Schrittes fortgewandert, zur Mittagessunde kurze Ruhe und ein tüchtiger Imbiß genossen, dann wieder rasch dahin gezogen und mit sinkender Sonne ein kleines Thal erreicht, dessen einförmige Stille nur das Rauschen eines schäumenden Sturzbaches unterbrach.

„Für heute sind wir am Ziele“ — tröstete Bracher den bis zum Umsinken erschöpften Wasensepp. „Unter dieser stattlichen Eiche wollen wir uns recht gütlich thun, und jene Felsenhöhle dort, sonst gar oft mein Nachtquartier, wird Dir, lieber Wasensepp, ein recht weiches Mooslager und ungestörte Ruhe gewähren. Vor allen

laß uns den brennenden Durst mit dem vorztrefflichen Wasser dieses kristallhellen Baches stillen, und dann tüchtig tafeln und zechen.“ Sie stillten ihren Durst, lagerten sich unter der Eiche und ließen sich Speise und Getränke bei fröhlichem Geplauder trefflich munden.

„Nun den Balettrunk, ehe wir Dich der Einsamkeit überlassen“ — sprach Stoll und zog eine Flasche Rum hervor. Wassen sepp hatte des Guten schon zu viel gethan, war tüchtig betrunken, und genoß zum Überflusse noch so unmäßig von diesem, seinen Lieblingsgetränke, daß er, die Reige schlürfend, sinnlos mit dem überschweren Kopfe in das Grab zurück sank, nicht mehr so viel seiner mächtig war, das Moosbett der Felsenhöhle zum Nachtlager zu erwählen, und, ehe noch Bracher und Stoll sich zur weitem Wanderung anschickten, bereits im tiefften Schlasse lag.

Schon hoch war die Sonne am wol-

fenreinen Himmel herauf gezogen, als Wasse-
 sensepp erwachte, und, von dem unmäßigen
 Genuße der geistigen Getränke, noch immer
 im Zustande erschlaffender Betäubung, lange
 mit sich selbst zu thun hatte, bis er sich aus
 dem Chaos seiner Empfindungen und Ge-
 danken zu einiger Klarheit der Erinnerung
 und der Wirklichkeit herauf arbeiten konnte.
 Ein dringender Durst führte ihn an den
 Bach, und als er diesen gestillt, und Kopf,
 Brust und Arme in der kühlenden, belebenden
 Fluth gebadet, und seine Sinne zum
 kräftigen Denkvermögen allmählich gesammelt
 hatte, fühlte er einige Unruhe über
 das Außenbleiben seiner Kameraden, die
 ihm doch versprochen hatten, noch vor an-
 brechendem Tage sich hier wieder einzufinden,
 um dann gleich ans Werk zu gehen. Bei
 seiner Ankunft auf diesem Plage hatte er
 seinen Rock an einem Aste der Eiche aufge-
 hangen; er nahm ihn jetzt herab, und
 hatte bald ohne viele Mühe sich überzeugt,

daß der Räuber zum Beraubten geworden. Die Uhren, der inhaltreiche Säckel mit Geld, das Silbergeräthe, der werthvolle Treßensbündel waren dahin, in ihrem Gefolge auch Säbel und Pistole. Die Großmuth der Räuber hatte ihm doch seine volle Kleidung und einige Silbermünze, die er in der Tasche des Beinkleides verwahrt, noch übrig gelassen. Hätte er auch nicht, wie einst Odißus, das gesungene Räthsel der Sphing gelöst, so war er doch klug genug, das Räthsel seines an ihm verübten Raubes und der tückischen Betrügerei seiner vermeintlichen Freunde zu lösen. Daß ein in der Wildniß lebender Rittmeister mit wohlbeschirmter Burg, ein reizendes Fräulein mit schönen Dienerinnen und ein fürstlicher Reichthum hier nicht aufzufinden, und nur zur Lockung in die sinnig gelegte Falle ein trügerisch anziehendes Märchen gewesen sei, daß dieses Märchen ein anreizender Köder zu seiner geheimnißvollen Entfernung.

von der Bande und zur Hinführung in eine ihm wildfremde Gegend geworden, und diese schändlichen Betrüger durch häufiges Zutrinken, durch den betäubenden Rum, seine Sinne hinweg geschwemmt, und dann ihn, den Bewußtlosen, beraubt hatten, ward ihm nun so klar, wie Sternenglanz, und mit dieser Klarheit vereinte sich die Überzeugung, diese heillose Täuschung und den schmerzlichen Verlust seiner Schätze durch eigne Schuld, durch die unbesonnene, prahlerische Vorgeigung seiner werthvollen Sachen herbei geführt zu haben. Er wüthete gegen sich selbst, er würde in seiner furchtbaren Stimmung jedes menschliche Wesen, welches ein unglücklicher Zufall jetzt dem Wuthvollen zugeführt hätte, mit thierischem Rasen angefallen und auf's schauerhafteste zerfleischt haben. Stunden gingen vorüber, bis sein kochendes Blut zu erkühlen begann, und in das sturmbewegte Gemüth wieder so viel Ruhe einzog, um einen Entschluß fassen zu können.

Auß der Gesellschaft in der Meisterei des Kunz hatte er Einen gar rühmend von dem Halleiner Martin sprechen gehört, zugleich, daß dieser tapfere und listige Räuberhauptmann, jetzt mit seiner Kleinen, aber ausgezeichneten Bande, in der Gegend zwischen Mölk und Kemelbach sich umher treibe. Dieser rühmenden Rede erinnerte sich nun Wasensepp, und bestimmte sich auch gleich zur Vereinigung mit dem Halleiner. Ungesäumt brach er zur Ausführung seines Entschlusses auf, so manche Stunde der Wanderung durch Erfindung grausamer Qualen verkürzend, die er an Bracher und Stoll mit teuflischer Lust ausüben würde, wenn der Racheengel sie ihm zuführe.

Glücklich kam er bis in die Nähe von Ipf, wo er, wegen Mangel an Aufweisung verdächtig, von dem Gerichtsdiener als der berüchtigte Wasensepp erkannt, aufgegriffen, und dann, mit dem verbrecherischen Vater vereint, durch Muehlmord

seiner Kette ledig und ein willkommenes Mitglied von Kolinskys berühmtester Bande wurde.

Bald nach der Ankunft des Rüll und Wosensepp bei Kolinsky fing dieser an zu kränkeln und sehr gebrechlich zu werden; es waren die Nachwehen einer in Sinnlichkeit und Völlerei vergeudeten Jugend, auch der Anstrengungen und Mühseligkeiten des fast immer ruhelosen Gaunerlebens, denen Kolinsky in der Kraft des schönsten Alters unterliegen mußte.

Die schmerzlichste Gicht fesselte ihn an das Leidenlager, an eine verhaßte, erdrückende Unthätigkeit. Unfriede und Spaltungen erhoben immer verderblicher ihre Hydrahaupt unter den Mitgliedern der Bande,

der gefürchtete Löwe stöhnte machtlos in den Fußböden seiner Krankheit und Schwäche, Jeder, auch der Feigste und Beschränkteste, wollte hoch über den übrigen stehen und die Auflösung der Bande war nahe, ungeachtet Müß und Waksenapp alles aufboten, die lockere Schlinge wieder fester zu schnüren und Gemeinsinn und Verbrüderung, als das einzige Mittel, mit Erfolg zu wirken, und jede drohende Gefahr von außen abzuhalten, mit aller Macht ihrer Beredsamkeit aufrecht zu erhalten.

Kolinsky, von der verderblichen Lage der Seinigen unterrichtet, versammelte die Bande um sein Krankenlager in der Felsenhöhle, erklärte seine körperliche Unfähigkeit zur fernern Bekleidung der Anführerstelle, sprach sich über die Nothwendigkeit eines Oberhauptes, über die Pflicht des Gehorsams gegen den Anführer, über den zerstörenden Nachtheil des Unfriedens, der Spaltungen der einzelnen Herrschsucht unter

einer Räuberbande, in kräftiger Rede aus, und bat die Gesellschaft, einen Anführer zu wählen. Die Namen Wasensepp, Müll, Michinger und Zink wurden ausgerufen. Kolinsky sammelte die Stimmen, deren Mehrzahl Wasensepp erhielt. In Kolinsky's Hände schwur der neue Anführer und die Bande gegenseitig den Eid der Treue.

Kolinsky hatte sein Geld unter die Bande vertheilt und ihr ein Faß Wein, das letzte seines Vorrathes, Preis gegeben. Die Räuber stürmten fort zum lustigen Bethgelage, und auch Wasensepp und Müll, die, in trüben Ahnungen, den verdüsterten Freund nicht verlassen wollten, mußten sich auf seine Bitte entfernen, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und des Friedens unter den Zechenden. Nur ungerne erfüllten sie diese Bitte und gingen fort mit zögerndem Gange. Noch hatten sie nicht den Vorsprung der Felsenhöhle erreicht, da scholl aus dem Hintergrunde ein dumpfer Knall

hervor. Das Schlimmste befürchtend, stürzten sie in die Höhle zurück. Mit durchschossener Brust röchelte ihnen Kolinsky entgegen, durch die Folterschmerzen seiner unheilbaren Wicht, durch das herbe Gefühl seiner ohnmächtigen Lage, seines vernichteten Wirkens, zum Selbstmorde hingerissen.

Es war ein stürmischer Frühlingstag des Jahres 1757, als Wasensepp, an einer verwitterten Wildhütte lehrend, in die von des Sturmes Macht heftig dahingewälzten Wolken mit verdüstertem Blicke starrete. Fünf Jahre waren seit der Stunde hingegangen, wo er seiner Bande in Kolinsky's Hand den Eid der Treue geschworen und auch den übrigen empfangen hatte. Unerschütterlich treu seinem Eide, war all sein

Denken und Handeln nur dem Wohle seiner Kameraden gewidmet gewesen, aber seine Treue wurde nicht vergolten, denn über seine Strenge für Aufrechterhaltung der innern Ordnung, über die Schärfe und Festigkeit, womit er ein von ihm beschlossenes Unternehmen, selbst im Andrang der größten Gefahren, ausführte, hatten gar so viele die rastlose Sorge vergessen, welche ihn für die reichliche Ernährung, für das Wohlleben, für reiche Beute der Seinigen beschäftigte. Beinahe alle, die ihm als Anführer gehuldigt hatten, waren zu andern Bänden übergegangen, und die wenigen seiner Getreuen, an ihrer Spitze sein Vater, Nachinger und Zink, moderten schon, theils im Kampfe getödtet, theils unter dem Schwerte des Nachrichters gefallen. Nur wenige Gauner, lumpiges Gesindel, über die schmutzige Grenze der Taschendieberei, der Plünderung eines abgematteten Handwerksburschen und gefahrloser Einbrüche abgelegener Schafställe sich nicht

hinaus wogend, bildeten jetzt die armselige Horde eines Basensepps, dessen Name allein für eine gefürchtete Bande galt. Im Wechselgeföhle der stolzen Erinnerung an seine glänzende Vergangenheit und der anerkennenden Beschauung seiner jämmerlichen Gegenwart, lehnte er an der morschen Wildhütte und starrte in die dahin brausenden Wolken, die raschen Segler der Küste mit feindlichen Blicken begleitend.

Nicht ferne von ihm lagen zwei seiner Leute am Feuer, mit der Bereitung eines gestohlenen Schafes eifrig beschäftigt, und von Zeit zu Zeit an prahlerischen Erzählungen ihrer Großthaten sich überbietend, — „Alle Teufel,“ — sprach der eine und legte frisches Holz auf — „das war ein Hundeleben bei dem Salzburger. Geld, stattliche Kleider, Essen und Trinken hatten wir allerdings vollauf, dafür aber in mancher Woche nicht eine ganze Nacht zum schlafen, alle Tage neue Gefahren, oft, wenn uns die

verdammte Lustig, von allen Seiten her, mit einer Unzahl von Häschern, Jägern, Soldaten und Bauern in die Klemme trieb, die mühsamsten Eilmärsche, Tag und Nacht hindurch, beinahe ohne Rast, und gewiß in jeder Woche einen Einbruch, eine Kundschafterei, eine Wegelagerung, wo man schon beim Ausbruche dazu das Testament machen durfte. Ein halbes Jahr lang trieb ich es mit, dann sagte ich ganz im Stillen Valet und ließ den ruhelosen, sich selbst und seine besten Gefellen stündlich aufopfernden Salzburger, nach seiner, mir gar nicht angenehmen, Weise wirthschaften.“

Wie ein recht bekannter Name, mit den aber eine höchst widrige Erinnerung verknüpft ist, klang der Name Salzburger dem aufhorchenden Wafensepp entgegen. Er ließ sich diesen Salzburger näher bezeichnen.

„Es ist mir gar verwunderlich — informirte der Gauner den Fragenden — daß Du diesen Salzburger nicht persönlich kennen

nen, doch wenigstens von seinem Ruhme ge-
 hdet haben sollst. Im Salzburgischen ge-
 boren, kennen ihn alle Ehochemer unter dem
 Namen Salzburger, den er freilich erst
 recht zu Ehren und zur allgemeinen Kunde
 gebracht, seitdem er den sonst gar berühm-
 ten Abbecker Jost verlassen und mit dem
 langen Weit Gemeinschaft gemacht, dann
 nach dessen Verblutung auf dem Hadensteine
 zu Straubing die Anführerstelle übernommen
 hat. Man nannte ihn früher Bold.“

„Bold!“ — schrie Wasensepp mit
 gräßlich rollenden Augen, und die Erinne-
 rung an jene Nacht, wo, durch Bolds
 ihm später kund gewordenen Verrath, die
 Meisterei des Jost überfallen, wo er von
 dem Aheuersten seines Lebens, von seiner
 unendlich geliebten Christine, auf immer ge-
 rennt wurde, das Andenken an jene Stunde,
 in welcher er die sicherste Kunde erhielt,
 daß Jost und die mitgefangenen Gefellen
 durch Rad und Strang hingerichtet wor-

ben, daß Christline, vor der Verdammung zum lebenslänglichen Buchthause zurück schauend, durch einen Sturz aus dem Fenster sich getödtet habe; diese erschütternden Rückblicke auf eine grauenvolle Vergangenheit, und der Name Bold, der entsetzliche Name des furchtbar gehaßten Verräthers, warfen in diesem Augenblicke die wildeste Flamme der blutigsten Rachbegierde in die stürmische Seele. Zitternd vor Wuth und Rachedurst, riß er den Gauner vom Feuer hinweg, zog ihn tief in die Gebüsche hinein, schleuderte seine volle Geldgurte ihm vor die Füße und foderte dafür die genaueste Mittheilung über Bolds gewöhnlichen Aufenthalt, seine nächste Umgebung, und über so manches seines Treibens, woraus Wasensepp seinen Racheplan ersinnen und zur Reife der Ausführung fördern könnte.

Lange hatte die Unterredung gewährt. Nach ihrem Schlusse ließ Wasensepp drei rasche Pflöcke durch den Wald dahin gellen.

Das bekannte Zeichen versammelte schnell die kleine Bande, Wafensepp kündigte ihr an, daß er sie auf einige Zeit verlasse, ernannte den Muthigsten dieser Schnapphähne zu ihrem Anführer und gebot selben, sich nach einigen Tagen tiefer ins Gebirge zu ziehen, wo er sich mit der Bande bald wieder vereinigen werde.

Nach Mitternacht sah man Wafensepp, mit Waffen wohl ausgerüstet, die Hütte verlassen. Das nächtliche Dunkel entrückte den rasch dahin Wandernden bald dem neugierigen Nachblicken seiner Gefellen.

In einem Kreise von Verwundeten und Leichen, nur von wenigen seiner muthigsten Gefellen umgeben, fast ohne Ladung für die durch das viele Feuern heisigen

wordenen Büchsen, kämpfte in einer engen Thalschlucht der Salzburger den Kampf der Verzweiflung gegen eine aus Jägern und Soldaten gebildete Übermacht. Die oft wiederholte Aufforderung zum Ergeben mit kaltem Troste, mit herrischer Verachtung des, gegen Gefangenschaft auszutauschenden, Lebens zurück weisend, schien das Häuflein sterben zu wollen.

Da fielen Schüsse im Rücken der Angreifenden, zwei Soldaten stürzten; wieder ein Schuß und der Anführer der Jäger wälzte sich in seinem Blute. Ein hochgewachsener kräftiger Mann mit tief-schwarz-braunem Gesichte, die abgeschossene Doppelsbüchse übergehungen, in der rechten Hand eine breite blinkende Klinge, mit der linken eine gespannte Pistole schwingend, stürzte aus dem Gebüsch hervor. Überrascht wandten sich Jäger und Soldaten gegen den kühnen, sicher treffenden Feind, ihn mit Schuß und Kolben empfangend. Die

Schüsse hatten gefehlt, und der scharfe Säbel des Tollkühnen wüthete tödtend und verstümmelnd unter den Gegnern des Salzburger, der mit seinen Wenigen durch die hülfreiche Erscheinung Zeit und Raum gewann, die eignen Büchsen, und die der Todten und Verwundeten zu laden, mit schnellen, sichern Schüssen viele der Feinde niederzustrecken und dann, mit hochgeschwungenen Säbel und Gewehrkolben, furchtbar anstürmend, nach kurzem wüthenden Kampfe, von dem nichelnden Helfer unterstützt, die Tapfersten der Gegner zu tödten und die Ubrigen in rascher Eile entfliehen zu machen.

„O Du, hülfreicher Freund in der höchsten Noth, mein rettender Schutzgeist, sage mir, wer Du bist, und wie ich Dir vergelten kann!“ — rief der Salzburger und riß Wasensepp mit dem Ungestüme will der Freude an seine, noch von des Kampfes Hitze und dem heftigsten Freudengefühle der Rettung stürmisch wogende Brust. —

„Ein brauchbarer Gefelle bin ich“ — entgegnete der schwarzbraune Held mit kalter Ruhe im Tone, aber kochender Wuth im Innern — „den der Zufall in diese Gegend und das treue Ehochemerherz zum Kampfe gegen die Bluthunde der Justiz führte. Sehe ich in Dir den hochberühmten Salzburger, so wirst Du mir durch Aufnahme unter Deine Getreuen für die erfüllte Kameradschaftspflicht am schönsten vergelten. Ich bin der schwarze Ulf, und von nun an Dein mit Leib und Seele!“

Unter lautem Jauchzen wurde der Bund geschlossen, und der Salzburger war außer sich vor Freude über die neue Kameradschaft. Er ahnte nicht, in diesem Manne mit dem tief dunkelgefärbten Gesichte den rachelustigen Wafensepp; er hörte nicht den dumpfen Flügelschlag seines heranziehenden Verderbens.

Wafensepp wollte sich an Bold da-

durch rächen, daß er ihm seine Geliebte zur Untreue verleite, durch sie ihm sein Gold, seine Kleinodien raube, mit der Geliebten entfliehe und dann, Gleiches mit Gleichem vergeltend, diesen so berühmigten Räuberhauptmann durch seine List, oder, wenn es nicht anders geschehen konnte, selbst durch Gewalt, in die Hände der Justiz liefern.

Schon beinahe drei Monate war Wasensepp unter der Bande des Bold, fast immer an seiner Seite, der vertrauteste Liebling des Arglosen; aber mit dem Gefühle eines verzehrenden Ingrimms überzeugte er sich, daß die Ausführung seines Racheplans noch ferne vom Ziele sei. Marie, auch jetzt noch so reizend, wie sie es bei dem Beginnen ihres Vereines mit Bold war, und die Begierde des sinnlichen Wasensepp zur unbezähmbaren Flamme ansachend, hing mit so inniger Liebe und unerschütterlicher Treue an ihrem Bold, daß Wasensepp, bei

an seiner gütlichen Aufmerksamkeit für sie von ihr unbeachtet, mit wüthendem Schmerz der ersten Hälfte seines Racheplans entsagen mußte. Auch für sein Vorhaben, Bold, durch List oder Gewalt, der Obrigkeit zu überliefern, winkte ihm fast keine Hoffnung; da der letzte Kampf gegen den gefürchteten Salzburger für seine Gegner so verderblich geworden, daß zu seiner Aufhebung herbei gerufene Militär nach sehr fühlbarem Verluste wieder in seine ferne Garnison zurück gekehrt war, und der Justizbeamte dieses Bezirkes zu wenige und zu muthlose Leute hatte, um mit Erfolg einen Überfall oder einen Angriff im Freien wagen zu dürfen.

Bold hatte eines Tages die ganze Bande in kleinen Abtheilungen entsendet, um abgelegene Edelsitze, Einödhöfe und Mühlen auszurauben; nur er, Marie und Waisenpopp waren bei einem vertrauten Köhler

zurück geblieben. Man hatte tüchtig geschmaust und gezecht, Marie nahm nach dem Essen die jüngsten Kinder des Räublers mit sich, um mit ihnen Erdbeeren zu pflücken, und Bold ging mit Basensepp tiefer in den Wald hin, zur Unterredung und Beräthung über einen sehr gewagten, aber, im Falle des Gelingens, auch überreich lohnenden Einbruch. Basensepp hörte nicht, was Bold zu ihm sprach; durch einige freche Scherze, die sich Bold während des Essens, als das Gespräch zufällig auf Jost kam, über seinen vertrauten Umgang mit Christinen erlaubte, ward der Grimm des Rachesüchtigen schon in diesem Augenblicke so aufgeregt, daß seine Hand nach dem Messer suchte, und er den gehassten Verräther gewiß niedergestochen hätte, wäre nicht der baumstarke Räuber mit seinen drei riesigen Edhnen gerade in der Stube gewesen. Aber fest entschlossen, mit Befriedigung seiner Rache nun nicht länger zu zögern, folgte er

Bold zum Gange in den Wald. Während dieser über den nahen Einbruch sprach, hörte Wasensepp nur die laute, drängende Stimme seiner zum verderbenden Ausbruche entflammten, in ihrem Aufbrausen jetzt unbezähmbar gewordenen Rachelust. Begünstigt durch die Einsamkeit der Waldwildniß, vertrauend auf seine körperliche Kraft, stürzte er sich mit gezücktem Messer auf den arglos dahinwandelnden Bold. Aber kaum hatte dieser das blinkende Eisen, die drohende Haltung, die wildeste Blutgierde in dem verzerrten Gesichte des Rachedürstenden gesehen, als er, rasch bei Seite springend, eine Sackpistole hervorriß und die Mündung der gespannten Waffe dem Zurückstarrenden entgegen hielt.

„Drücke los, elender Verräther“ — brüllte der Wüthende — „ich bin Wasensepp, den Du, Schurke, verrathen und dem Verderben bestimmt hast. Schieße mich

nieder; oder ich morde Dich mit tausend schwachen Messerstichen, daß Du Deine teuflische Seele unter dem Ausströmen einzelner Blutstropfen, unter den langen Zuckungen Deines zersaerten Herzens verzweifeln ausbredest!"

Mit hochgeschwungenem Messer stürzte er auf Bold los. Die Pistole versagte. Ein Messerstich, von der wuthzitternden Faust unsicher geführt, verwundete Bold nur leicht am Halse. Mit all seiner riesigen Kraft umklammerte er Basensepp, ihn niederzuwerfen und dann zu erwürgen. Sie rangen, von gleicher Mordgierde entflammt, mit gleicher Kraft. In der heftigsten Bewegung des Ringens nahen sie sich dem Rande eines tiefen, in zerstreutes Gesteine und einen reißenden Wildbach sich schroff hinab senkenden Abgrundes. Basensepp warf einen flüchtigen Blick in die gräßliche Tiefe, raffte alle seine Kräfte zur letzten,

bezwingenden Anstrengung zusammen, und
Wald, der fürchtbaren Anstrengung erliegend,
stürzte in die gräßliche Tiefe.

„Ich bin gerächt!“ jauchzte Wosensepp
dampf aus der stürmisch wogenden Brust
hervor und blickte mit dem teuflischen Grinsen
gesättigter Rache dem Stürzenden nach. Da
wich der gräßliche Rand des Abgrundes unter
seinen zitternden Füßen, und den gellend
kreischenden verschlangen die schäumenden
Gluthen des reißenden Wildbaches.

Die Schlacht von Kollin war geschla-
gen, Friedrich der Große nur durch Be-
vern's Entschlossenheit und Biethens Aus-
dauer gerettet, die Belagerung von Prag

aufgehoben, und das preussische Heer auf seinem Rückzuge nach Sachsen.

Friedrich ließ sich im ersten Nachquartiere von dem Regiments-Kommandanten die Listen der Braven vorlegen, die sich in der ~~Schlacht von Kottin~~ vorzüglich ausgezeichnet hatten. In der Liste der grünen Husaren fand er den Namen Franz von Schely mit besonderer Empfehlung bezeichnet. Schely mußte vor ihm erscheinen, Friedrich faßte den kräftigen wohlgebauten Mann mit seinem scharfen Blicke.

„Nach dem Berichte Seines Kommandanten hat Er sich vorzüglich brav gehalten. Wie ich höre, ist Er von Adel! wie kam Er in meine Armee? warum dient Er als gemeiner Husar?“

„Österreich, mein Vaterland, hat mich ausgestoßen, weil ich, um mir im Militair eine Charge zu kaufen, nicht Geld genug,

wohl aber den Muth hatte, dem Kriegsminister zu sagen, daß es eine bis zur Lächerlichkeit gediehene Dummheit ist, nur reichen Hohlköpfen eine Ehrenstelle zu geben, und mit Amt und Würde zu feilschen. Der Kriegsminister befahl in seinem sultanischen Grimme, den Vorlauten für ein Duzend Jahre auf die Festung zu schicken. Durch List und Geistesgegenwart ~~ent~~wich ich meiner Bedeckung, erreichte glücklich die preussischen Vorposten, meldete mich beim General Mannstein und wurde dem Regimente der grünen Husaren einverleibt.“

„Sie sind Offizier, und diese 200 Ducaten werden zu Ihrer Equipirung hinreichen!“ —

Auf einen Wink des Königs entfernte sich Bschesky.

Ausgezeichneter Muth, rastloser Dienst-eifer und tadelloser Wandel hatten für
Bschesky

Bischoff die lohnreiche Folge; daß er, nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, mit dem Verdienstorden auf der kühnen, stolzen Brust und als Rittmeister in seine Garnison einzog.

Es mochte ein Jahr vorüber gegangen sein, als es sich ereignete, daß ein gemeiner Husar, der erst vor Kurzem ins Regiment kam, und bisher bei einer vom Regimente entfernt gelegenen Schwadron gestanden hatte, wegen Desertions-Versuch zur Untersuchung und Bestrafung an das Regiments-Kommando abgegeben wurde. Das Militair-Gericht sprach über ihn die Strafe von fünfzig Hieben und dann der Ablieferung an ein Garnisons-Bataillon aus. Der Husar wurde vor das, aus dem Auditor, einem Major, dem Rittmeister Bischoff und einem Lieutenant gebildete Militair-Gericht zur Anhörung seines Urtheils geführt.

Raum auf den Vorgeführten hinblickend, stand der Rittmeister ruhig neben dem Major und beschaute ein Schlachtgemälde, das gegenüber hing. Der Auditor hatte das Urtheil vorgelesen, und der Husar flehte um Gnade, sein Flehen mit den auffallenden Worten schließend: „denn sonst muß ich aus der Schule schwächen, und da möchte es Einem dieser Herren wohl den Kopf kosten.“

Befremdet sahen alle auf den Flehenden hin, und der Auditor herrschte ihm zürnend den Befehl zu, sich über diese Äußerung erklärend auszusprechen, außer dessen es nicht an Mitteln gebrechen werde, ihn dazu unverzüglich zu zwingen.

Da trat der Husar rasch auf den Rittmeister Beshef zu, starrte ihn an mit den Dolchblicken der kleinen, funkelnden Augen und kreischte, die fahlen, aufgeworfenen Lippen zum widrigsten Lächeln tückisch

scher Bosheit verzerrend: „Kennst Du mich nicht mehr, Wasensepp?“ —

„Hölle und Teufel!“ — schrie der Erkannte gräßlich auf und taumelte an die Wand zurück, mit beiden Händen die Augen bedeckend, gleichsam als scheue er den grauenvollen Anblick einer vernichtenden Erscheinung.

„Ja, dieser Herr Rittmeister mit dem blinkenden Ehrenzeichen auf der besleckten Brust ist der berühmte Wasensepp, jener gefürchtete Räuber und Mörder, auf dessen Kopf viele Potentaten einen hohen Preis gesetzt haben. Und daß ich diesen weltkundigen Verbrecher nun der schätzbarsten Justiz überliefere, um deshalben wird mir wohl der allergnädigste Herr König Barmherzigkeit angedeihen lassen für meine einfältig ausgedachte Desertion und meine frühern Streiche!“ — so sprach der Husar, gestand, unter der Bande des Abdeckers kostete sich einige Zeit im Kleinen versucht zu ha-

ben, und erzählte dann mit geldufliger Zunge einige der schauderhaftesten Momente aus dem Leben des Wasensepp, womit er sehr vertraut zu sein schien.

Der Husar schwieg, man hörte das Picken der Taschenuhren, es herrschte eine grauenvolle Stille im Gemache, denn Alle waren erstarrt vor Überraschung.

Mit einem tiefen Athemzuge ließ jetzt Wasensepp die bebenden Hände vom todbleichen Gesichte langsam niedergleiten; er schaute um sich, mit matten, trüben Augen, wie erwachend aus tiefem Schlafe. Jetzt fiel sein Blick auf den Husaren, auf die tückisch grinsende Frage des Verräthers. Die dunkelste Gluth des furchtbarsten Grimmes übergoss mit raschem Strome das Leichengesicht, zur wildesten Flamme wurde das erloschene Auge, zischend flog die Klinge aus der Stahlscheide, und mit gespaltenem Kopfe stürzte der Husar sterbend nieder.

„Ich bin der Wafensepp, thun Sie Ihre Pflicht!“ — sprach er mit eifriger Kälte zum Major und warf den bluttriefenden Säbel auf die zuckende Leiche.

Mit strenger Wahrheitsliebe bekannte Wafensepp in den Verhören jedes, auch das geringste seiner Verbrechen. Den Schluß seiner Geständnisse machte die Erzählung, daß er, durch einen besonders glücklichen Zufall, gerade in die Mitte des reißenden Mühlbaches gestürzt sei, welcher ihn eine Strecke fortschweramte und dann ans Ufer warf. Wafensepp kehrte nicht mehr zu seiner frühern Bande zurück, sondern suchte in aller Eile einige Plätze auf, wo er schon seit langer Zeit Geld vergraben

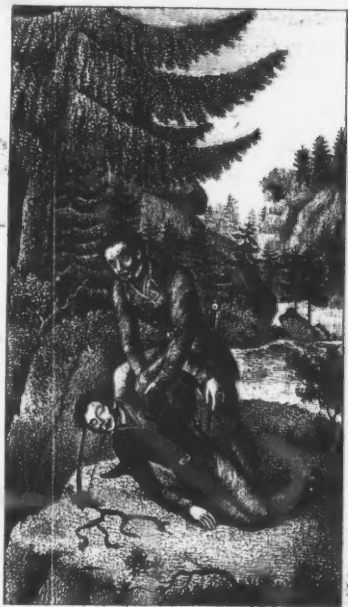
hatte. Mit dem unerschütterlichen Entschlusse, dem Räuberleben zu entsagen, und als Soldat entweder ehrenvoll zu fallen, oder durch Muth und Sittenstrenge sich empor zu schwingen, floh er dem preussischen Heere zu, entrannte glücklich jeder Gefahr der Entdeckung und gewann durch das Währchen seiner Geburt und der jüngst erlebten Schicksale, noch mehr durch das Empfehlende seiner schönen Gestalt und Haltung, das Wohlwollen des Generals Mannstein und die Aufnahme unter das Regiment der grünen Husaren.

Wasensepp wurde dem Civil-Criminal-Gerichte übergeben, und von diesem zum Tode durch das Rad verurtheilt. Nach Ankündigung des Urtheils bat er die seiner schon harrenden Priester, ihn einige Stunden sich selbst zu überlassen, um zur Beichte sein Gedächtniß auf das tiefste zu durchforschen, und sich zum würdigen Empfange

des Abendmahls genügend vorzubereiten.
Als nach Verlaufe der hiezu bewilligten Zeit
die Priester in die Armenfunder-Stube tra-
ten, fanden sie Wafensepp, in seinem Blute
röchelnd, das Leben ausschauend; mit ei-
nem Stüdchen Glas hatte er sich die Puls-
adern durchschnitten.

L. GOLDBERG

OPPELN.



John Burdett in the forest of St. Albans

28223

Die
schwarze Mappe
des
grauen Waldbruders.

Schaudergemälde aus den Wechselge-
staltungen des Lebens

von

J. A. von Train.

Zwei Bände.

Erster Band.

Mit einem Titelbilde.

Meissen,
bei Friedrich Wilhelm Goedsche.
1835.



*Meyer's
Buchhandl.*

1910. 7. 28, 44

I n h a l t

	Seite.
Der graue Siebter.	1
Wahn und Enttäuschung.	31
Das Grab giebt Frieden und Sühne. .	107
Der Felsenschlund am See.	217



Der

graue Siedler.



Mein Oheim, der reiche Kammerrath von
Bernfeld, hatte seine Stelle niedergelegt, und
sich ein herrliches Landgut im schönsten Theile
von Süd-Deutschland gekauft, um auszu-
ruben von den Anstrengungen zwanzigjähri-
ger Dienste, seinem Fürsten mit regem Eifer
und treuer Pflichterfüllung geleistet, um nur
seiner Unterthanen, ihrem und ihrer Kinder
Wohl zu leben, und in den dankbaren Thra-
nen der Freude, womit in der Hütte des
Landmanns sein Name genannt wurde, das
schönste Ziel, den reichsten Lohn seines wohl-
thätigen Sinnes zu finden. Schon lange

von einer edlen Gattin und einem hoffnungsvollen Sohne verlassen, die der Herr zu sich genommen, fand Bornfeld nur darin sein einziges Glück, allen Menschen, denen er wohl zu thun vermochte, ein liebevoller, großmüthiger Wohlthäter zu seyn.

Auch ich war einer derjenigen, die sich vorzüglich seiner Güte und Sorgfalt erfreuen durften. Von armen Eltern erzeugt, schon früh eine Waise und mit drückenden Sorgen umfungen, konnte ich keine großen Ansprüche an das Leben machen, deren größter wohl der gewesen wäre, mich so viel auszubilden, daß ich, in einer Kanzlei der Landesherrlichen Diskasterien meine beschränkte Laufbahn beginnend, allmählig durch rastlosen Fleiß und willenslose Schmiegunz zu einer, an Rang und Gehalt sehr mäßigen Stelle mich aufgeschwungen haben würde.

Bornfeld, der sich im Stillen nach seinen Anverwandten, ihrem häuslichen Leben und Wollen erkundigte, und an seine gehei-

men Wohlthaten den Maßstab des Verdienstes und Bedarfs anlegte, hatte kaum erforscht, daß meine gute Mutter dem geliebten Gatten zur Ruhe gesellt sey, als er selbst nach dem Dörfchen fuhr, wo meine Eltern gelebt, mich mit nach der Hauptstadt in sein Haus nahm, meine Fähigkeiten prüfte, und wie der zärtlichste Vater für meine Erziehung sorgte. Ich besuchte die Schule, kam auf die Universität, machte meine geachtliche Laufbahn durch und erhielt eine sehr anständige Stelle. Drei Jahre mich ununterbrochen meinem Dienste zu weihen, hatte ich dem Oheim gelebt, in der Stunde, als er sein Amt niederlegte und auf das Land gieng. Die festgesetzte Zeit war nun verstrichen, und mit ihr die unbezähmbare Sehnsucht gekemmen, meinen väterlichen Wohlthäter wieder zu sehen, und mir im belebenden Kreise der Natur und in den Genüssen eines freien, heitern Lebens neue Kraft zu neuer Arbeit zu sammeln. Der Präsident

gab mir auf zwei Monate Urlaub und ich flog mit Extrapost dem ersuchten Ziele zu, das junge, warme Herz voll Fröhlichkeit, denn die schönsten Bilder, aus der rosigen Zeit meiner Kinderjahre, meines Waltens als Knabe und Jüngling auftauchend, und die reichen Freudenkränze der Gegenwart und Zukunft schwebten in bunten Farben vor meiner unentweiheten Seele. —

Acht Tage hatte ich in meines Oheims schönem Schlosse und auf Streifereien in der reizenden Umgebung äußerst angenehm hingebracht, als mich der Oheim eines Abends fragte, ob ich auf meinen Spaziergängen, oder beim Jagen noch nicht die Bekanntschaft des grauen Siedlers gemacht habe. Ich verneinte, Jemanden getroffen zu haben, der auf das Aussehen eines Siedlers, und, noch dazu eines grauen, Anspruch mache und bat um nähere Erklärung. Darauf ließ sich der Oheim in diesem Augenblicke nicht ein, sondern bezeichnete mir von der

Terrasse aus, wo wir Thee tranken, die Gegend, in der ich ein dicht verwachsenes Gehölze und darin eine recht interessante Erscheinung finden würde.

Skaum war es Tag geworden, als ich mich in mein Jagdsleid warf, Büchse und Waidtasche ergriff, im Gehen ein waidmännisches Frühstück nahm und der bezeichneten Gegend zueilte. Ich fand das Gehölze und nur mit Mühe einen etwas betretenen Fußpfad, der in das Nachtdunkel der hohen, enge sich reihenden Tannen führte, und wo die Spur bezeichnete, daß hier ein menschliches Wesen wandte. Ich folgte dem leitenden Fußpfade. Grabesstille umfloß mich, es war so schauerlich — einsam, wie in den Hainen, die kein profaner Fuß, nur der geweihte des Priesters betreten durfte.

Möglichst trat ich aus der dichten Umgürtung der dunklen Tannen auf einen freien Platz, in dessen Mitte eine Klause stand, aus rehen Baumstämmen erbauet, das Dach

von Stroh, mit einem Thürmchen, darin eine kleine Glocke, nicht ferne vom Eingange ein verwittertes Kreuz mit dem kolossalen Bildnisse des Erlösers, vor selbem, statt des Betschemmels, ein Steinpfeiler. Einfacher konnte eine Siedlerhütte der grauesten Vorzeit nicht seyn, als diese es war, aber auch ihre Umgebung nicht friedlicher, nicht anregender zu frommen Empfindungen. Trotz des warmen Blutes, das in meinen jugendlichen Adern rollte, trotz meiner Liebe zum geselligen Leben und dem Wechsel des bunten Treibens im vielbewegten Sein konnte ich recht wohl begreifen, daß ein einsames Leben in solch heiliger Stille das Gemüth recht wunderbar anziehe, und es mit süßen Banden an ein Leben der Abgeschiedenheit, den Betrachtungen, der Mäßigkeit und dem Gebete geweiht, für immer zu fesseln vermöge.

Der hölzerne Kiegel der Bretterthüre knarrte und ich zog mich in die Tannen zu-

rück, neugierig dem Wesen, das hier einsam waltete, entgegen spähend, und ahnend, in ihm nicht einer gewöhnlichen Erscheinung gewahr zu werden.

Aus der Thüre der Silaufe trat eine Gestalt, deren Anblick mich auf schnellen Schwingen in den Kreis der Urpatriarchen zurückführte und mit Ehrfurcht erfüllte. In ein graues Gewand, nach Siedler= Art gekleidet, einen grauen, breitrandigen Hut auf dem ehrwürdigen Haupte, und die bloßen Füße von grauen Sandalen umschlossen, trat erossen Ganges, das Auge gesenkt, der Siedler aus der Hütte. Er entblößte sein Haupt, warf sich vor dem Kreuzbilde auf die Kniee, faltete die Hände, hob die faustten frommen Blicke zu dem Erlöser auf, und sprach:

„Vater im Himmel, Du dessen Allmacht und Güte den Tag mit seiner strahlenden Sonne und die Nacht mit dem glänzenden Sternengewölbe geschaffen, der Du dem Könige und dem Bettler, dem Löwen und

dem Insekte Vater und Ernährer, Richter und Vergelter bist, empfangen meinen Dank für den Schlummer dieser Nacht. Erhöre mein Flehen um Muth in allen Stürmen des Lebens, um Ergebung in jedes Leiden, um Vertrauen zu Dir. Sey mein Trost und mein Stab, bis diese morsche Hülle in Asche zerfällt, sey meiner Seele ein huldvoller Richter, wenn sie zu Deinem Throne aufschwebt. Herr, an Dich allein glaube ich, Du allein bist meine Liebe, und allein meine heiligste Hoffnung!“ So betete der Siedler.

Es war die ehrwürdigste Gestalt, die ich je gesehen. Ein dichter Bart, silberweiß, wie die spärlichen Locken des Hauptes, floß fast bis zum Strickgürtel herab. Daß schöne Roth der Wangen, die aufgerichtete Haltung des kräftigen Körpers verkündigten eine Fülle von Gesundheit; kindliche Gemüthlichkeit, innige Andacht und das ernste Gottvertrauen

strahlten im verklärten Lichte vom freundlichen Antlitz des Betenden.

Als der Greis sein Gebet geendet und von den Knien sich erhoben hatte, und nun auf und nieder wandelte, da wurde es mir unter dem Beschauen immer weicher ums Herz. Des Auges Lächeln wurde zum düstern Blick, der Züge milde lichtvolle Freundlichkeit umschattete immer dunkler ein trüber Ernst und schwermüthige Zurückgezogenheit in sich selbst, die schroffen Grenzen des Menschenhasses fast berührend, schien der Grundten dieses veränderten Wesens zu seyn.

„Dieses Gemüth beugt nicht die Schuld des Verbrechens, nur die Lücke des Schicksals, die Härte, der Verrath, die Grausamkeit der Menschen konnten es aus seinem Himmel voll innern Friedens, voll Güte und Wärme hinab stoßen in die eisig kalte Schlucht tiefer Verdüsterung, und feindlicher Menschenseu.“ — So dachte ich, und

zugleich mit Wehmuthsgefühlen der Wechselwindungen des Lebens.

Der Greis kehrte in die Klause zurück, er brachte nun selber ein Tischchen, nur aus einigen Brettern roh geformt, Tinte in einem irdenen Gefäße, und eine große, schwarze Mappe. Ein Baumstrunk, den er mit rüstiger Kraft an das Tischchen trug, war sein Sitz. Er nahm Papiere aus der Mappe, las, legte sich weiße Blätter zurecht und schrieb.

Ich mochte wohl eine Stunde geharret haben, bis er die Feder niederlegte, von seinem Sitze sich erhob und mit verschränkten Armen vor der Hütte auf und nieder ging. Ohngeachtet ich wohl bemerkte, daß er in tiefes Sinnen versunken sey, und befürchten mußte, ihm durch Störung lästig zu werden, so konnte ich doch nicht länger mein Verlangen nach einem Gespräche mit diesem, mich wunderbar anziehenden Greise bezähmen. Ich trat rasch hinter den Lannen hervor und

auf ihn zu. Des Laubes Rauschen unter meinen Füßen regte den Sinnenden auf. Vom Scheitel bis zur Sohle maß er mich mit einem langen scharfen, immer mehr feindlichen Blicke, streckte mir dann die rechte Hand entgegen, in starrer Haltung, als wolle er etwas von sich abwehren, und sprach dumpf und eintönig: „In diesem Leben habe ich an die Menschen nur noch eine Bitte, die Bitte, mir Ruhe zu gönnen.“ — Er trat in die Kaulaue und verschloß die Thüre.

Weniger verletzt von so kaltem, rauhen Wesen, als schmerzlich betrübt, enteilte ich der Nähe des unglücklichen Menschenfeindes, fest entschlossen, diese Gegend nicht zu verlassen, ohne ihm ein Herz voll warmer Theilnahme gezeigt zu haben. —

Am Mittagstische fragte mich der Oheim, ob ich das Gehölze besucht, den grauen Siedler gesehen und — hier lächelte er mit etwas spöttischer Miene — recht

freundliche Aufnahme und lebhafteste Gesprächigkeit gefunden habe. — Ich erzählte, und bat den Oheim, mir mitzutheilen, was er von dem Schicksale dieses ehrwürdigen Greises wisse, der mir, trotz seiner Verschlossenheit und rauhen Abweisung, soviel Ehrfurcht und Vertrauen eingeflößt; dessen ganzes Wesen mich mit Wehmuth erfüllt und so wunderbar angezogen habe.

„So sehr mich dieser Greis“ — erzählte der Oheim — „von dem ersten Augenblicke seiner Erscheinung an interessirt, und so sehr die Verschlossenheit, das Geheimnißvolle und Ungewöhnliche seines Wals tens, meine eifrigste Thätigkeit zu deren Enthüllung aufgeregt hat, so vermochte ich doch nicht, nur mit einem Blicke durch das dichte Gewebe zu dringen, welches wie ein siebenfacher Schleier, seine Vergangenheit umhüllet. Selbst der Name unter welchem er von Zeit zu Zeit bedeutende Summen auf der nächsten Poststation erhebt, eigentlich erheben

läßt, dünkt mich, ein angenommener zu seyn."

„Es mögen nun zwei Jahre verüber seyn“ — fuhr der Oheim fort und entstieg eine neue Flasche — „als dieser Sonderling, gerade so gekleidet, wie Du ihn heute gesehen — ein Bündelchen unterm Arme, und eine raumvolle schwarze Kappe an einem Riemen über der Schulter, mit einem freundlich ernstern Gruße bei mir eintrat, eine bedeutende Anzahl Geldstücke auf den Tisch zählte und mich bat, ihm dafür die Trift — so heißt das Gehölz, in welchem er nun hauset — zu verkaufen, indem sein einziger Wunsch sey, in der stillen Einsamkeit dieses Waldes seine letzten Tage hinzubringen. Sein Auge ruhte bei dieser Bitte so wehmüthig auf mir, aus seinem ehrwürdigen Gesichte sprachen mich die Büge eines stillen, tiefen Grames so bewegend an, daß ich gleich entschlossen war, ihm gefällig zu seyn. Ich erklärte, das Gehölz nicht verkau-

fen zu können, da dessen Verkauf den Werth meiner Besizungen mindern würde, erbot mich aber, ihm darin ungestörten Aufenthalt zu bewilligen, auch alle Materialien zur Erbauung eines Wohnhauses zu den allerbilligsten Preisen zu liefern. Schweigend stand er einige Augenblicke, hob dann das nasse Auge empor, gleichsam als wolle er dem Himmel seine Leiden und Wünsche sagen, faßte meine Hand und sprach mit bebender Stimme: „Ach ich sehne mich nur nach einer Hütte, nach ungestörter Ruhe, nach der tiefsten Einsamkeit, nach einem Plätzchen, wo ich in Frieden sterben kann!“ — die tiefste Rührung ergriff mich bei diesen Worten. Ich gab ihm die feierliche Zusage, daß, so lange er in der Trift lebe, darin keine Jagd gehalten, darin kein Baum gefällt werde; daß er aus diesem Gehölze so viele Stämme nehmen könne, als er zum Bau einer Hütte bedürfe, daß er alles Nothwendige zur Einrichtung von mir erhalten könne, ich auch bereit

reit sey, für seine recht anständige Ernährung Sorge zu tragen. Die schönste Versicherung ergoß sich bei dieser Zusage über sein Antlitz; er dankte nur mit wenigen Worten, aber in diesen athmete der Geist des innigsten Gefühls."

"Nach einigen Tagen hörte ich, daß mein lieber Sonderling im nahen Dorfe Kleinhuben ein Stübchen gemiethet habe, von Tagesanbruch bis zur Nacht seine Zeit in der Trist hinbringe, mit Hülfe eines Zimmermanns den Bau einer Hütte zu betreiben; daß die Hütte beinahe vollendet, und in ihrer äußern Gestalt sowohl, als der innern Einrichtung, ein Bild der höchsten Einfachheit und Genügsamkeit sey."

"Als der Bau der Klause vollendet und ich überzeugt war, daß gewiß noch Manches nöthig sey, dem Leben dieses Greises, wenn auch seiner Sehnsucht nach dem friedlichsten Stillleben nun ganz genug gethan würde, einige Unnehmlichkeit zu bieten, ging ich

nach seiner Hütte. Er empfing mich so herzlich, zeigte mir die armselige Hütte und das eben so ärmliche Geräthe mit solch einem Ausdrücke von freudvoller Zufriedenheit und ergoß sich in so innigen Dank, daß mein Herz in der süßesten Wonne schlug, zu dem Glücke eines Menschen mein Scherflein gebracht zu haben. In seiner frohen Stimmung sprach er viel, mehr, als ich von seiner Verschlossenheit, die schon in Alleinhuben und der Umgebung zum Gerede geworden, erwartet hätte. Ton und Haltung hatten so viel Feines, seine Reden bezeugten solch ein ausgebreitetes, tiefes Wissen, daß ich wohl einsah, er habe sich viel und so in den höhern Kreisen eines, der äußersten Bildung, wie der Bereicherung des Geistes gewidmeten Lebens bewegt. Ich näherte mich immer mehr meinem sehr erregten Wunsche, etwas über seine frühern Verhältnisse zu erfahren. So leise und zart ich diese Saite berührte, so mißthnend hallten mir ihre

Klänge, die sich an dem plötzlichen Schweigen des Greises, dem raschen Wechsel der Gluth und des Erbleichens auf seinen Wangen, in der wilden Düsternheit des Blickes und dem Versinken in sich selbst, wie ein dissonirendes Intervall brachen. Unbefriedigt mußte ich von dem, nunmehr Wortlosen, scheiden. Ich machte in der Folge noch einige Versuche, die nicht nur mißlangen, sondern diesen Menschenscheuen auch gegen mich so einnahmen, daß er bei meinem Anblicke in die dichtesten Gebüsche seines Waldes floh. Seit dieser Zeit störte ich seine Abgeschiedenheit nicht wieder."

"Weit und breit, bei Alt und Jung, heißt dieser Unbekannte der graue Siedler, der grauen Kleidung und des Eremitenlebens wegen. Ein alter Invalide, zu Kleinhüben wohnend, ist der einzige Mensch, mit welchem der graue Siedler in Rede und Beratung steht. Das Weib des Invaliden kocht für ihn und besorgt seine Wäsche.

Lebt auch dieser Greis in der allertieffsten
 Zurückgezogenheit, so theilt er doch nicht die
 ärmstliche Wurzelkost, den Quelltrunk, die
 Kasteiung und die Unreinlichkeit mit dem ge-
 wöhnlichen Klausnertröffe. Unser Anachoret
 liebt einen guten Fisch, den die Frau des
 Invaliden, eine vortreffliche Köchin, nach den
 Gelüsten des feinsten Wohlgeschmeckers berei-
 tet; er liebt ein gutes Glas Wein, ein wei-
 ches Bett; die bedeutenden Summen, die
 sein Invalide vierteljährig von der Todtsätter
 Post für ihn abholt, geben Mittel genug,
 den Gelüsten des Gaumens und der Be-
 quemlichkeit zu willfahren, kein Fürst trägt
 feinere Wäsche, als dieser Siedler, und
 man kann für die Reinlichkeit des Körpers
 nicht mehr thun, als er thut."

„Aus dem Munde des Invaliden, mit
 dem er übrigens nur das Allernöthigste und
 dieses mit finsterner Kälte spricht, kenne ich
 seine Lebensweise sehr genau, die in allen
 Verhältnissen sich täglich gleich bleibt, und

weder durch Zahreckzeit noch Bitterung, um eine Linie aus ihrer streng geregelten Bahn gerückt wird. Bei Tagesanbruch verläßt er sein Lager, wäscht sich vom Scheitel bis zur Sohle mit frischem Quellwasser, kleidet sich in gewechselte Linnen und Kutte, deren er bis zum Überflusse hat, und betet dann sehr lange vor dem hölzernen-Kreuze mit dem Christusbilde, das außerhalb seiner Klausur steht; der heftigste Regen und die furchtbarste Kälte kürzen die gleiche Dauer seines Gebetes nicht um Augenblicke ab. Nach dem Frühstücke, im Winter aus Glühwein, im Sommer aus Früchten bestehend, nimmt er Papiere aus seiner schwarzen Mappe und beschäftigt sich mit Lesen und Schreiben. Mit dem letzten Schloße der Mittagessunde — er hat eine vortreffliche Schwarzwälder Uhr oberhalb seines Bettes — muß der Invalide den Tisch decken und das Essen aufsetzen, welches in Kleinhuben bereitet wird. ¶ Drei Gerichte, die er Tages vorher bestimmt, und

eine Flasche Rheinwein machen das Mittagsmahl, nach dessen Genuße er zwei volle Stunden das Gehölze durchwandert, während der Invalide das Reinigen der Wohnung mit aller Sorglichkeit vornimmt. Nun wird wieder gelesen und geschrieben bis zum herandunkelnden Abend, eine Stuhde vor dem Kreuze gebetet, statt des Nachmahles Thee mit Rum genommen und dann zur Ruhe gegangen."

„Die Neugierde nach dem Inhalte der schwarzen Mappe machte mich, zu meiner Schande gesagt, so unartz, ja so unverschämte, dem Invaliden ein gutes Stück Geld anzubieten, um mir, nur für Augenblicke, einige Papiere aus dieser Mappe zu verschaffen. Auch die feinsten Versuche des Geldlustigen scheiterten an der Aufmerksamkeit, womit der Siedler seine Mappe bewacht. Nur auf Augenblicke die Hütte verlassend, verwahrt er die Mappe unter Schloß und Riegel."

„Und gerade dieser unzugängliche Sonderling, dessen Menschenfeue, düstere Verschlossenheit und abstoßendes Wesen ein Herz voll Menschenfeindschaft zu umstarren scheinen, ist der edelste, großmüthigste Mensch, der Trost, die Stütze, der rettende Engel Unzähliger. Summen, deren Größe Erstaunen erregt, sendet er an die Beamten, Seelsorger und Ortsrichter näher und ferner Gegenden zur Vertheilung unter die Armen. Der Invalide, eine redliche, fromme, herzensgute Seele, wandert zu verschiedenen Zeiten von Dorf zu Dorf, kriecht in den Höhlen des Elendes umher, hört alle Dürftigen auf, und gibt mit vollen Händen. Von seiner armseligen Waldhütte aus hat dieser Ehrenmann unzählige Thränen getrocknet, die schwersten Leiden gemildert, den Dämon des Jammers und der Verzweiflung aus zerrissenen Herzen gebannt, und sie mit Muth, Vertrauen und neubelebter Kraft ausgestattet.“

„Hoch lebe der graue Siedler, er lebe noch eine lange, lange Reihe ungetrübter Jahre, dieser starke Stab für die zitternde Hand der Gebrechlichen, dieser feste Anker für die Schiffenden auf dem wildbewegten Meere der Armuth, des Elends, der Hilflosigkeit. Er lebe hoch, und das Gebet und der Segen dankbarer Menschen gebe ihm den verlorenen Frieden und das entlohene Glück des Lebens wieder!“ — So rief mein guter Oheim am Schlusse seiner Rede, und wir ergriffen die gefüllten Gläser, stießen an und tranken auf das Erblühen der schönsten Herzenruhe des grauen Siedlers. — Solch einem frommen Zwecke und mit solch heiliger Empfindung war gewiß noch kein Toast ausgebracht.

Zum Justizbeamten an der äußersten Gränze unsers Landes befördert, überhäuft mit Arbeiten, deren Verzögerung die langwierige Krankheit meines Vorgängers herbeigeführt, und fest entschlossen, mir keine Ferien zu erlauben, bis ich nicht rein gearbeitet und ein vollen Recht auf Erholung erworben habe, konnte ich erst nach einigen Jahren meinen Oheim auf seinem Landgute wieder besuchen.

Schon in der ersten Stunde meiner Ankunft erfuhr ich, daß vor Kurzem der **g**raue Siedler plötzlich schwer erkrankt, nach meinem Oheim verlangt und ihm die schwarze Mappe, nebst einer großen Summe in Geld für die Armen übergeben habe, dann ruhig eingeschlummert und nicht wieder erwacht sey.

Mein Oheim, dem ein Andrang von Geschäften noch nicht einen Blick in die Mappe gestattet hatte, ließ sie mir auf mein Zimmer bringen. Am längst ersehnten Ziele

nach der Enthüllung der Geheimnisse des Siedlers suchte ich vergebens nach einer Seite, die mir das tief-nächtliche Dunkel der Lebensgeschichte dieses interessanten Sonderlings auch nur spärlich erleuchtet hätte; ich fand Gedichte, Erzählungen, Charaktergemälde u. s. w. Mißmuthig, daß nicht zu finden, was allein für mich so viel Anziehendes hatte, wollte ich schon die Papiere in ihre schwarze Hülle versenken, als mir eine Stelle in einer Criminalgeschichte auffiel, die in mir dunkle Erinnerungen gestaltete. Diese wurden immer klarer, je länger ich las, je mehr bekannte Ereignisse und Namen ich fand. Ich durfte nicht länger zweifeln, im Beglückten meines gerichtlichen Laufbahn, wo ich dem weisen Rathe meines Directors zufolge, die müßigen Stunden in der Criminal-Registratur zubachte, diese höchst merkwürdige Geschichte aus älterer Zeit mit besonderm Interesse gelesen zu haben. Ich besah mir nun auch die übrigen

Erzählungen, Charaktergemälde u. s. w. genauer, und fand am Schlusse derselben das Archiv, die Zeit, wovon sie entnommen, ausführlich angegeben. Da ich in der Folge mit mehreren Familien bekannt wurde, deren Ahnen in den Papieren des grauen Siedlers eine gewichtige Rolle spielten, hatte ich Gelegenheit, mich in den Familienpapieren von der strengen Wahrheit in seinen Mittheilungen zu überzeugen.

Mit großer Aufmerksamkeit las ich die Papiere des grauen Siedlers, aber auch mit tiefer Wehmuth. Nur ein Gemüth, welches von der gewaltigen Hineineigung zu den grauenenvollen Gebilden des Lebens so ausschließlich beherrscht wird, daß ihm allmählig jedes heitere Lächeln der Freude, jedes Gefühl für die Annehmlichkeiten geselliger Verhältnisse entschwinden, konnte so tragische Stoffe, wie fast deren Mehrzahl war, zur Bearbeitung wählen; nur ein Unglücklicher, der die Welt außer sich verloren, nur in sich immer neue

Nahrung für seinen Schmerz; für Bitterkeit und Haß gefunden hat, stets in dem engen, nächtlich-dunkeln Kreise seiner unerschütterlich festen Vorstellung sich bewegt, und außerhalb desselben Alles düster, öde und anwidernnd findet; der nur Einem Gedanken, dem eines ewigen, gränzenlosen Unglücks in den Fesseln seiner Schwermuth und Menschenscheue lebt; nur solch ein Unglücklicher kann so schreiben, wie der graue Siebeler schrieb.

Ich verwarf Alles, was des Lesers Herz mit Grauen und Entsetzen füllen würde, wählte nur jene seiner Erzählungen, die, obgleich tragischen Inhaltes, und in die Reihe der psychologisch-sentimentalen gehörend, durch die Wahrheit der Gemälde, durch klare und ergreifende Entwicklung der Begebenheit, angenehme Episoden und Lebendigkeit der Darstellung das Gefühl anregen, und bemühte mich, der stylistischen Darstellung, die mehr dem vorigen Jahrhundert als unserer

Zeit verwandt war, nach meinem besten Wissen und Können Correctheit und leicht sich bewegende Gestalt zu geben.

Ich überliefere hier der Leswelt die Erzählungen aus der schwarzen Maske des grauen Zieblers, mit jener, durch Urkunden und Familienpapiere bethätigten Wahrheit der Begebenheiten, wie sie seiner Feder entfloßen. Pseudonimität für Örtlichkeit und handelnde Personen mußte von mir um so genauer beobachtet werden, als noch Viele unter uns wandeln, denen, in Hinblicken auf das Leben und Walten ihrer Ahnen, die Öffentlichkeit zur verlegenden Erscheinung würde.



Wahn und Enttäuschung.



Schon in des Lebens zarter Blüthe ward
Emilie zur Waise. Ihr Vater, der Kreis-
herr von Löben, hatte durch einen Sturz
mit ~~dem~~ Pferde rasch geendet, und ihre
Mutter nicht Kraft genug, den vernichtenden
Schmerz über den Verlust des unauss-
prechlich geliebten Gatten zu bekämpfen.
Die Nacht seines Todes war auch die letzte
ihres Lebens.

Der General, Graf Tornau, Emilien's
Oheim von mütterlicher Seite, reich und
Kinderlos, nahm die Waise in sein Haus,
in die weichen Arme des Trostes und der

Härtlichkeit; und Rosamunde, seine edle Gattin, empfing die Nichte mit mütterlicher Liebe.

Emilie erhielt das zierlichste Gemach im prachtvollen Palaste, zu ihrer Bedienung ein eignes Mädchen, einen Überfluß an Kleidung; Oheim und Tante bemüheten sich, in den Jugendfranz der geliebten Adoptivtochter die lieblichsten Blüthen zu flechten, und dabei für ihre geistige und moralische Bildung durch die vorzüglichsten Lehrer zu sorgen. Und doch fühlte sich Emilie im Kreise der zärtlichsten Vorsorge und unter den Genüssen eines glänzenden, nie geahnten Lebens nicht glücklich. Von ihren fast mittellosen Eltern in ländlicher Einsamkeit erzogen, unbekannt mit der großen Welt, zu der sie aus den Schilderungen ihres Vaters, dessen Leben ein Gewebe bitterer Erfahrungen war, kein Herz fassen konnte, größtentheils auf den Umgang mit ihrer Mutter beschränkt, die mehr in einer Ideenwelt, als in der wirkli-

chen sich bewegte, wurde Emilien's Hinneigung zur Schwärmerei immer reichlicher genährt, und sie erträumte sich eine Reinheit, Bartheit und Innigkeit des Verhältnisses mit geliebten Personen, wie sie in Stunden höherer Weihe wohl empfunden, aber unter den aus Geist und Sinnlichkeit gestalteten, von körperlichen Bedürfnissen abhängigen Menschen nicht ausdauernd erhalten werden kann. Zu gut, um ohne Tugend glücklich zu seyn, jedoch zu einseitig, die einmal ergriffene Meinung hinzugeben, zu befangen, um mit der Reinheit der Tugend auch die Annehmlichkeiten des Glücks zu verweken, warf sie sich mit all dem schwärmerischen Feuer ihrer Träume und Sehnsucht in die Arme des neuen Elternpaars; aber bald erkaltete dieses Feuer. Wie eine todte Nichtigkeit widerte sie der Kreis des geräuschvollen, prunkverwehten Lebens an; sie fühlte sich einsam und unverstanden. Der Oheim war mit Dienstgeschäften überhäuft; die wenigen

Stunden seiner Muße nahmen häusliche Angelegenheiten, Besuche, die ärztlich vorgeschriebenen Tagderheiterungen in Anspruch; in mancher Woche fand Emilie kaum einen ungestörten Augenblick, an dem sie in die Arme des väterlichen Freundes fliehen, ihm mit aller Wärme ihres begeisterten Herzens sagen konnte, wie sehr sie ihn liebe, wie unendlich sie sich sehne nach einem Blicke, nach einem Worte seines Mitgefühls; die Tante war durch Geburt und Rang gezwungen, mehr am Hofe und in den Umgebungen großer Gesellschaften zu walten, als in häuslicher Stille; sie hing mit mütterlicher Empfindung an Emilien, sie fühlte so fein, so herzlich, allein sie war immer Herr ihres Gefühles, und Emilie schämte sich oft ihrer heißen Empfindungen, und immer kälter und leerer ward es in ihr, der Verdüsterten gebrach der lebensfrohe Muth, die Wirklichkeit sich zu verschönern, und die Nebel ihrer Erträumung zerfließen zu lassen unter den belebenden Lichtstrahlen eines

tugendhafter frohen, mit Annehmlichkeiten und schuldlosen Genüssen reich geschmückten Lebens. —

Im Hause ihrer Eltern hatte Emilie keine Bücher gelesen, als die aus der kleinen Bibliothek ihrer Mutter, worin nur Dichter eine Aufnahme gefunden. Emilie las und wurde immer begeisterter. Für sie athmete jede Stelle die zarteste Empfindung; Melodien waren die himmelvollen Worte, in denen sich das zauberische Spiel der Phantasie ausdrückte. Unzertrennlich von den lieblichen Gesellschaftern saß Emilie oft Tagelang im einsamen Gebüsch, und las mit trunkener Seele und verlor sich in der Dichter idealische Welt. Es umwehete sie nur der Geist der innigsten reinsten, über alle Sinnlichkeit hoch erhabenen Liebe, das tiefste Gefühl, die edelste Leidenschaft am Busen der heiligsten Tugend winkten ihr mit Zauberlächeln aus dem wirklichen Leben zu. Mit ihren Götterbildern und schwärmerischen Herzen

trat Emilie in die große Welt; aber allmählig verloren sich die Götterbilder unter den irdischen Gestaltungen, und Emilie, die sich die Männer als Engel träumte, erwachte um so schmerzlicher aus ihren wundervollen Träumen, als das feine Gefühl, die Engelsreinheit, die Begeisterung, mit welcher Jünglinge und Männer, die ihr zu huldigen strebten, sie umgaben, vor Emiliens prüfendem Blick immer mehr zum leeren Schein wurden, und die Zaubergemälde ihrer reichen Phantasie wie Nebelgebilde zerfloßen.

Unter den vielen Bewerbern um Emiliens Herz und Hand waren wohl die Meisten solche Gehaltlose, die außer den blendenden Vorzügen des Ranges und Reichthums, außer den Empfehlungen der Jugend und Schönheit wenig Anziehendes hatten, da ihre Verweichlichung gegen sich selbst, der Mangel am Gefühle für Eindrücke der Seele, die Abgestumpftheit gegen edle, hohe Empfindungen, mit Stolz und Anmaßung brapaart,

zu anwidernd hervortraten. Aber Emilie wies auch Männer von seltner Trefflichkeit zurück, weil deren Character ernst, ihr Aeußeres mehr düster, als lächelnd, ihre Reden nicht in dem Honig überspannter Ideen getaucht waren. Emilien's Auge, lieber auf den Blüthen des Glieder's und dem Azur der Himmelswölbung, als auf dem geselligen Kreise ruhend, drang bei diesen Bewerbern nicht in die Tiefe des Innern, welche das innige Gefühl für alles Große und Schöne barg, sie bedachte nicht, daß des edlen, wahren Mannes hohes Gemüth sich mehr in Handlungen, als in Worten ausdrückt. —

Der Herbst kam, und mit ihm die Zeit, welche die Familie jährlich auf einen Monat nach Eichentode, dem Landgut des Generals, führte. Im vollen Jahre gönnte sich der

pflichteifrige Mann nur Wochen zur Erholung von seinen vielen Geschäften, und diese genoß er immer auf diesem Gute, da es eine sehr romantische Lage, reiche Jagd und angenehme Nachbarschaft hatte.

Emilie konnte sich über die Reise nach Eichenrode nicht genug freuen. Wie sehnte sie sich, gegen die prunkenden Salons der Hauptstadt, — gegen alle glänzenden Freuden, welche der Hof, Gesellschaften, Theater, Bälle und Concerte bieten, einen Gang durch Wiese und Hain, die kunstlosen Melodien der Baldfänger, die Düste der Matten, den reizvollen Anblick der scheidenden Sonne einzutauschen, zwanglos sich zu bewegen im reinen Äther der Natur. Sie war außer sich vor Freude; sie war die erste im Wagen, der sie aus dem betäubenden Gewirre der Stadt in die ländliche Stille hinführen sollte, und als des altritterlichen Schlosses hohe Thürme aus nebelgrauer Ferne auftauchten, und der Wagen saß

hinrollte am blumenbekränzten Ufer des spiegelklaren Sees, durch den bunten Schmuck des Thales, und als Bläthe und Heden in sanften Verschlingungen Emiliens trunkenem Blicke sich erschlossen, da faltete sie die zarten Hände und hob das nasse Auge zu des Himmels Lusträumen und dankte dem Aavater für die reiche Gabe der heißesten Wonne, auf deren engelreinen Schwingen ihre Seele sich wiegte. —

Mit jeder Stunde, die Emilie auf Eichenrode hinbrachte, fühlte sie sich glücklicher; sie lebte nur den süßen, unschuldigen Freuden, die ihr die Natur aus reichem Füllhorn bot, sie war das heiterste Wesen, das je in dieser romantischen Gegend gewandelt hatte. Unbeschränkt im Gebrauche ihrer Zeit, flog sie schon mit der ersten Purpurgluth der Morgensonne ins Freie, pflückte Blumen und wand Kränze, trank im nächsten besten Weiler ein Glas Milch zum Frühstück, hielt oft ein frugales Siedlers

mahl von Waldbetten und Quellwasser, botanisirte, sammelte für ihr kleines Mineralienecabinet, und schweifte durch Wald und Fluren, bis Ermüdung oder des Abends Herandämmern sie zur Rückkehr nach dem Schlosse mahnten. —

Der General gab eine große Jagd. Es wurde ausgemacht, daß die Generalin mit Emilien zur Mittagsstunde nach dem Forsthaufe am Erlenbruche fahre, wo die waidmännische Gesellschaft durch tüchtigen Imbiß und alten Rheinwein gelabt und gestärkt werde. —

In bunter Reihe und unter fröhlichem Geplauder saß die zahlreiche Gesellschaft in dem geräumigen Saale des Forsthauses an der wohlbesetzten Tafel. Das lebhafteste Ge-

sprach bewegte sich, wie in der Natur der Zeit und Versammlung lag, in Nimrods Bereiche, und eben wollte der unerschöpfliche Kammerjunfer von Seltig das zehnte seiner gar wunderbaren Jagdabenteuer auskramen, als der Leibjäger dem General meldete, ein Fremder wünsche ihn schleunig zu sprechen. Der General eilte in das Vorgesamach, wo ihn ein junger, schlanker Mann, in schlichter aber feiner Jagdskleidung mit dem Anstande begrüßte, der den gebildeten Mann bezeichnet. „Nur die dringende Nothwendigkeit“ — sprach der Fremde in ruhiger, würdevoller Haltung zum General, der die empfehlungsreiche Gestalt mit Blicken des Wohlgefallens maß — „kann mich so unbescheiden machen, Sie, Herr General, der Gesellschaft zu entziehen. Unbekannt in dieser Gegend, verirrte ich mich gestern beim Aufsuchen eines nähern Weges nach der mir angegebenen Richtung im Walde, und sah mich gezwungen, darin zu übernachten,

nachdem mich der Zufall eine alte Waldhütte finden ließ, die mir Obdach und ein bequemes Lager von Moos und Blättern gab. Sehr müde, und gesonnen, recht lange zu schlafen, bereitete ich mir in der hintersten Ecke der haufälligen Hütte ein hoch aufgeschichtetes Lager und vergrub mich bis an den Hals in Moos und Blättern. — Ein lautes Gespräch machte mich erwachen; der Schein eines Feuers leuchtete durch die klaffenden Ritze meiner Herberge. Leise drückte ich mich an die Wand, blickte durch ein Astloch, und sah zwei Bursche von höchst verdächtigem Ausfern, die, kaum ein paar Schritte von der Hütte entfernt, an einem hochlodernden Feuer saßen, sich bei kalter Küche und Brantwein gütlich thaten, dabei mit aller Sorglosigkeit recht weit von ihrem Gewerbe sprachen. Bald überzeugte ich mich, nicht armselige Gauner, sondern vollkommene Räuber zu Nachbarn zu haben, und ich zog meine Doppelflinte herbei.

entschlossen, das Möglichsie für ihre Verhaftung zu thun."

„Meine Neugierde wurde aufs höchste gespannt, als ich den Namen Bernau und Eichenrode hörte. Schon lange, wenn auch nicht persönlich, kannte ich Sie, Herr General, durch den Ruf Ihrer Verdienste und Vorzüge; erst gestern war ich an Ihrem herrlichen Schlosse vorübergegangen, dessen Namen mir einer Ihrer Unterthanen nannte, und wo ich im Beschaun der geschmackvollen Anlagen mehr als eine Stunde weilte. — Ich lauschte mit verhaltenem Athem. Der Inhalt der gefährlichen Unterredung war: mit Anbruch dieser Nacht sich in der Nähe von Eichenrode zu den übrigen Kameraden zu gesellen, dann im Hause des Rentverwalters einzubrechen, da man dort eine gefüllte Kasse und völlige Sicherheit wisse, indem der Rentwaller mit seinem Sohne auf einige Tage nach der Hauptstadt gereiset, der General mit seinen Gästen, Jägern und dem größt-

ten Theile der männlichen Dienerschaft auf die Jagd gezogen sey, und erst am folgenden Abend rückkehre, das Verwaltungsgesbäude nur von einem harthörigen Schreiber und zwei alten Mägden bewohnt werde, mithin der Einbruch nie gelegener vorgenommen werden könne, als im Laufe dieser Nacht."

"Ich bechte vor Wuth, als ich das Tauchen dieser raubgierigen Menschen über die sichere reiche Beute, ihr gräßliches Vorhaben der Ermordung des Schreibers und der Mägde hörte. Meiner nicht mehr mächtig wollte ich eben aus der Wildhütte hervorstürzen und das Gesindel niederschleffen, als ein rascher Pfiff durch den Wald gelte. Mit unbeschreiblicher Schnelligkeit waren die beiden aufgesprungen und in der Waldnacht verschwunden."

"Der Morgen dämmerte heran. Ich eilte fort, sehnuchtsvoll nach einem Fahrwege oder Fußspade umherspähend, der mich aus diesem endlosen Forste zu Menschen führe."

Bergweifelnd irrte ich umher. Durch die weite Reise von gestern, durch die schlaflose Nacht und ein mehr als siebenstündiges Eilen im unwegsamem Forste bis zum Umsinken ermattet, seit beinahe vier und zwanzig Stunden ohne Ruhe und Nahrung, vermochte ich kaum mehr, mich fortzuschleppen, als ein unsern aufsteigender Rauch mir frische Kräfte gab. — Ich fand einen Weiler, bei welchem der Köhler mit zahlreicher Familie. Auf meine Frage nach der Entfernung des Landes gutes Eichenrode hörte ich mit Entsetzen, daß sie vier starke Meilen betrage, und der Weg dahin äußerst schwierig zu finden sey. Ich war in der allerheftigsten Unruhe, der mich die Erzählung des Köhlers entriß, daß der gnädige Herr General in dieser Gegend jage, und im nahen Forsthaufe im Erlenbruche großes Mittagessen gehalten werde. Ich verlangte hastig einen Wegweiser, und der Sohn des Köhlers führte mich hieher. Jetzt, Herr General, muß ich es Ihnen überlas-

sen, Verfügungen im Einklange mit meiner Nachricht zu treffen, für deren Wahrheit Ihnen mein Ehrenwort bürgt." —

Der General, bei allen Fällen des Lebens immer höchst besonnen, sorgte zuerst für die Bequemlichkeit und Bewirthung des sehr angegriffenen Fremden, kehrte dann zur Gesellschaft zurück, entfernte die Diener und erzählte die eben erhaltene Kunde. Es herrschte eine tiefe Stille im gesellschaftlichen Kreise; nur von der Generalin und Emilie's Bewegung unterbrochen, die sich an den General drängten, mit dem innigen Flehen, sich keiner Gefahr auszusetzen. Der Justizbeamte, ein kräftiger, muthvoller Mann, das Schrecken aller Liebelichen und Gauner, stand auf und sprach mit seinem gewaltigen Basse: „Herr General, geben Sie mir Ihr hübsches Gespann und die beiden Jäger Conrad und Martin mit. Für das Ubrige lassen Sie Gott und mich sorgen.“ — Man ward es lebendig in der Gesellschaft; jeder wollte

von

von der Parthie gegen das Raubgesindel sehn, um dem Generale volle Ergebenheit darzu-
thun. Daß lag nicht im Plane des Justiz-
beauten; mit trocknen Worten erklärte er
sich gegen jede andere Begleitung, als die er
selbst wählte. Schon nach wenigen Augen-
blicken rellte das leichte Gefährt vom Hofe
des Forsthauses.

Der General wollte nun den Fremden
in die Gesellschaft führen, und sie mit einem
Manne bekannt machen, der ein sehr leb-
haftes Interesse in ihm erweckt hatte. Der
Fremde war nirgends zu finden; jetzt erschien
der Bediente, der ihn zu bewirthen hatte,
und erzählte: der Fremde habe, als die
Pferde aus dem Stalle geführt wurden,
Braten und Weinflasche in seine Waidtasche
gerosst, die Flinte ergriffen und in großer
Eile das Forsthaus verlassen. — Dieses Er-
scheinen und Verschwinden gab Stoff genug,
sich sehr verschieden darüber auszusprechen.
Doch verflossen fast alle Meinungen in

die, es habe sich dieser Unbekannte einen frechen Scherz erlaubt. Nur der General konnte dieser Meinung sich nicht unbedingt hingeben, da Gestalt und Gesicht des Fremden zu sehr das Gepräge des Geistes und Ernstes trugen, um ihn solch einer erbärmlichen Posse fähig zu halten.

Nicht mehr in der Laune, heute die Jagd fortzusetzen, verschob sie der General auf den folgenden Tag, dessen Morgenröthe die Gesellschaft schon im Saale fand, weniger von dem Verlangen nach Waldmanns Lust der Ruhe entrußt, als von Sehnsucht nach Neuigkeiten aus Eichenrodt. Da sprengte ein gräßlicher Reiterknecht auf tiefendem Rosse in das Forsthaus und brachte die erschnte Depesche mit der erfreulichen Nachricht, daß List die Räuber in die Falle gelockt, und Muth sie den Händen der Gerechtigkeit überliefert habe. Blut sey von beiden Seiten geflossen, doch keine bedeutende Wunde geschlagen worden. Die Meldung

schloß sich mit einer langen, viel beredten
 Lobeserhebung eines Unbekannten in waid-
 männlicher Kleidung und Ausstattung, der,
 gleich außerhalb des Forsthauses, rasch aus
 einem Erlengebüsche hervorgetreten sey, flüch-
 tig begrüßt, mit einem mächtigen Satz sich
 in die Kutsche geschwungen, und auf des
 Jostisbeamten barsche Frage: „was er
 wolle?“ kurz erklärt habe: er wisse, warum
 und wohin die schnelle Reise geschehe, bes-
 stehe den Strauß gegen das Raubgesindel
 mit, bitte aber, bis dahin ihm Ruhe zu
 gönnen; worauf er aus seiner Waidtasche
 mit Heißhunger gegessen, eine Flasche Wein
 fast verschlungen und dann bis zum Hoft
 vor Eichenrode geschlafen, nun aber bei Be-
 rathung über die Anstalten gegen den Ein-
 bruch solche Klugheit, und im Kampfe mit
 den Räubern solch eine Tapferkeit dargethan
 habe, daß großentheils ihm die glückliche
 Besiegung der zahlreichen, tollkühnen Bande
 zu danken sey. Der brave Waidmann könne,

mehr aus Ermattung, als seiner geringen Wunde Willen, noch nicht das Lager verlassen, auch bedürfe er, nach des Arztes Aussage, einige Tage zur Erholung, wenn nicht das Eintreten eines gefährlichen Fiebers herbei geführt werden sollte; und so weiter.

Nun wußte man, wohin der Fremde so plötzlich gekommen, und dieses neue Opfer der Aufmerksamkeit und des Eifers rührte die Generalin so innig, daß sie unverzüglich anzuspannen befahl und mit Emilien nach Eichenrode zurückeilte, um für die sorgsamste Pflege des edlen Fremdlings mit dankbarer Liebe jedes Mühen zu erschöpfen. —

Zwei Tage nach diesem Ereignisse ging Emilie im Parke nach dem See, um die Fische mit Brot zu füttern. Nicht ferne davon saß auf moosbedecktem Gesteine ein

Mann, die Arme verschränkt, den unbedeckten, reichlockigen Kopf an den Stamm einer Buche gelehnt, in tiefes Sinnen versunken. Der Jagdschnitt des grünen Kleides, die Schwärze der reichen Locken, die Blässe des Gesichtes, der krause Stuhlbart — nach der Beschreibung des Oheims konnte diese Gestalt nur dem Fremden angehören; sie durfte nicht länger zweifeln, da sie das seidne Tuch bemerkte, mit welchem seine Hand, im Gefechte mit den Räubern verwundet, am Gelenke umwunden war. Schweigend und regungslos beobachtete sie den Sinnenden aus einem dichten Gesträuche hervor, in welches sie sich geschlichen, um sehen zu können, ohne gesehen zu werden. Emilie sah ein männlich schönes Gesicht, sehr anziehend durch einen seltenen Ausdruck von Geist und Feuer, aber umschattet von des Trübseins Düsternheit, und die Flamme des großen, schönen Auges war vom Grame umflort. Jetzt erhob sich der Fremde von

seinem Sitze und ging langsam tiefer in die Dunkelheit des Parks hinein, seine schlanke, hohe Gestalt durch die Feinheit in Gang, Haltung und Bewegungen zu einer höchst anziehenden Erscheinung erhöhend. —

Er verschwand Emiliens Blicken, aber sein Bild blieb in ihrem Herzen zurück, das von einer noch nie gefühlten, tiefen Unruhe durchzittert wurde. — Sie bemühte sich, diese Unruhe zu verschreiben, aber es gelang ihr nicht, und als sie aus dem Fenster ihres Schlafgemaches in die mondbeleuchtete Gegend hinaussah, da war ihr, als schwebte die interessante Gestalt an ihren Blicken vorüber und flüsterte ihr liebliche Grüße zu, und süße Träume umflatterten sie, und verfloßen, wie rosigte Lichtscheine, in ein Bild, in das Bild des Fremden. —

Das reizende Gesicht in Purpur getaucht, den Blick zur Erde gesenkt, das Herz voll unennbarer Empfindung stand Emilie am andern Mittage im Eßsaale vor dem Fremden, der ihr von dem Oheim als Fedor Wassiljew, der Sohn eines russischen Großen, vorgestellt wurde. Und als Emilie wieder aufzublicken wagte, da schien es ihr, als ob sein Auge, noch gestern im Grame wie erloschen, jetzt dem ihrigen wie eine aufwallende Flamme entgegen blitze. Er glühend flog sie in die Nähe der Tante, gleichsam Schutz suchend gegen den Nordländer, der mit dem Feuer des Südens in die geheimste Tiefe ihres Innern blickte. —

Bei Tische sprach Fedor wenig, aber dieses Wenige bezeugte einen sehr gebildeten Geist, eine Fülle von Erfahrungen und die feinste Erziehung. Einer der Gäste lenkte das Gespräch auf die russische Regierung. Fedor versank von diesem Augenblicke an in ein düsteres Brüten, und selbst

die heitersten Reden, Erzählungen voll Witz und Komuß, konnten ihm nur ein trübes Lächeln entlocken.

Nach der Tafel ging die Generalin mit Emilien im Garten auf und nieder. Die gefühlvolle Frau äußerte sich mit warmer Theilnahme über die unglückliche Lage des Fremden und erzählte der bange Lauschenden:

„Potemkin, Katharina's unbeschränkter Günstling, ein Mann ohne sittliche Würde, grausam und unversöhnlich, haßt mit vernichtender Leidenschaft die Familie Orloff, eben so ihre Anhänger. Unter die treuesten dieser gehört unser Gast, Fedor Wassiljewsky. So lange sein Vater lebte, fürchtete Fedor Potemkins Haß und Macht nicht, da Katharina den alten ehrwürdigen Wassiljewsky gegen ihren Liebling schützte. Kaum war Fedors Vater zu Grabe getragen, als Potemkins lange gezügelter Haß in all seiner Furchtbarkeit gegen den unschuldigen Sohn ausbrach. Offizier der Garde zu Pferd und

Adjutant des Generals Michelson, wurde Fedor auf Potemkins geheime Veranstaltung des Hochverraths angeklagt, indem er, von Michelsons Hauptquartiere aus, mit dem Rebellen Pugatschew correspondirt, ihm die Pläne des russischen Befehlshabers mitgetheilt, vorzüglich am Aufstande der Kosaken den thätigsten Antheil genommen habe. In Ketten, dem gemeinsten Verbrecher gleich, wurde Fedor unter zahlreicher Cavalleriebedeckung nach Petersburg abgeführt. Nichts konnte Fedors hohe Seele beugen, denn das Bewußtseyn, schuldlos angeklagt zu seyn, die Ueberzeugung, im strahlenden Lichte seiner Unschuld hervorzugehen aus der Nacht seines gräßlichen Kerkers, standen ihm wie unbefiegbare Heere zur Seite. Aber wie ward dem Unglücklichen zu Muth, als Unzählige ihm entgegentraten, bei dem Allerheiligsten schwörend, daß auch sie durch Fedor Wosiliskij zur Verbindung mit Pugatschew aufgewiegelt worden; als man

ihm Briefe von höchst anklagendem Inhalte an Pugatschew und die Vornehmsten, der Rebellen vorlegte, die er soll geschrieben haben, und in welchen seine Schriftzüge so täuschend nachgeahmt waren, daß Fedor beinahe selbst wäre getäuscht worden."

„Potemkins glühender Haß gegen den Freund der Orlosse sollte sich kühlen in Fedors engelreinem Blute. Die Schauderthat wäre gethan worden, hätte nicht einer der Wichtigsten an Katharinas Hofe, des Großfürsten Wassiljelsky und seines Sohnes herzlichster Freund, dem blutgierigen Wüthrich das Opfer entrißen. Gold öffnete Fedors Gefängniß. Er entfloß, mit ihm der Kerkermeister. Der mächtige Beschützer brachte den Geretteten glücklich über die preussische Gränze, und gab ihm eine große Summe in Gold, eine noch größere in Juwelen, einen Paß, worin Fedor als der Sohn eines liefländischen Jägers bezeichnet ist, und den weisen Rath, in dieser täuschenden Hülle der

Unbedeutendheit nach der Schweiz zu gehen, und bei stiller anspruchloser Lebensweise den mächtigen Umgestaltungen der Zeit und der Ereignisse entgegen zu harren.“

„Hier hast du in gedrängter Kürze Bescheid Tammergeschichte, die er an diesem Morgen meinem Gemahl vertraute, sie aber als Geheimniß für jeden Fremden zu bewahren hat, da er selbst hier noch Potemkins fürchtbare Macht fürchtet. Jeder wird noch einige Tage bei uns bleiben, bis der General, der sich von dem Unglücklichen sehr angezogen fühlt, Versuche gemacht hat, ihm in diesem Lande ein Sort zu bereiten. Wie ich und mein Gemahl, so wirst auch du fremder Neugierde nach unserm Gaste mit der Betheuerung begegnen, nicht mehr von ihm zu wissen, als daß er ein Nordländer von guter Familie, und auf einer Fußreise nach der Schweiz begriffen sey. Übrigens glaube ich — “

Ein zahlreicher Damenbesuch kam in

diesem Augenblicke die Alles herab. Dem Besuche eilte die Generalin entgegen; aber hinter ihrem Rücken schlüpfte Emilie in einen unwidrbten Gang, dem dichtesten Gebüsch zu; sie wollte, sie mußte allein seyn, denn sie hatte gar zu viel zu denken über den unglücklichen, interessanten Fremdling.

Emilie liebte Fedor mit allem Feuer ihres schwärmerischen Hergens, mit aller Stärke und Innigkeit des ersten Gefühls. Um keinen Preis der Welt würde sie ihm die Empfindungen ihres Innern aufgethan haben, aber sie hatte keinen höhern Wunsch, kein heißeres Sehnen, als den Mann, der über all ihr Wesen solch zauberische Gewalt hatte, wieder zu sehen. In großer Furcht, von der Tante zur Gesellschaft gerufen zu werden, eilte sie der Stelle zu, wo Fedor

gestern im schmerzlichen Sinnen geweilt hatte. Sie fand ihn nicht, von einer ängstlichen Unruhe ergriffen, und, sich selbst nicht klar bewußt, eine ahnungsvolle Angst im heftig pochenden Herzen, beflügelte sie ihre Schritte nach der Gegend hin, in welcher Jeder ihren Blicken entschwunden war. Da fand sie ihn am Fuße einer verwitterten Eiche, zwischen wildumrankten Felsentrümmern, in tiefer Schwermuth, das Gesicht halbabgewandt, von welchem Bitterkeit, Menschenhaß, Verzweiflung, in gräßlicher Mischung hervorstrahlten. Regungslos vor Entsetzen, das immer mehr zum innigsten Mitleiden ward, stand Emilie unferne von ihm. Gedors Stimmung entlockte ihr Thränen, und sie dachte: „Wie grausam muß die Welt gewesen seyn, um ein Wesen wie dieses so in sich zurück zu drängen, und diese Jugend, diesen Geist, diese Ansprüche an die schönsten Gaben des Lebens dahinwelsen zu machen.“

In diesem Augenblicke sprang Fedor auf, mit der wildesten Hefigkeit furchtbar in die Wolken blickend. Er lachte mit dem heulenden Gelächter der Verweissung, des Wahnsinns, eine Pistole blinkte in seiner zitternden Hand. „Allmächtiger Gott!“ — schrie Emilie und breitete die Arme ihm entgegen, ohne Kraft, sich von der Stelle zu bewegen. — In langsamer Bewegung wandte sich Fedor gegen die Zitternde. Furchtbar war sein Blick und jeder Zug des milbverzerrten Gesichtes sagte, daß der Unglückliche seine Rechnung mit dem Leben abgeschlossen habe. Emilie hatte sich gesammelt, ihre Bewegung war wieder frei geworden. Sie flog auf ihn zu, sie entwand ihm die Mordwaffe, schleuderte sie in die Gebüsche und leitete den Wortlosen mit sanfter, zarter Gewalt von dieser grausen Stadt Platz weg auf einen freundlichen, lichtvollen Platz. Die Welt um sich her vergessend, nur die Stimme ihres Herzens hörend, umfaßte sie

ihn mit den sanften Armen der Liebe, des Trostes, der Ermutigung und mit Flöten-
tönen bat sie ihn, ihr zu vertrauen, was
erdrückend auf seiner Seele lasse, aus dem
grauevollen Dunkel des Trübsinn, der
Zerfallung mit sich und dem Leben muthig
aufzuschauen in das milde, stärkende Licht
der Freundschaft und des Mitgeföhls. —

„Wie ist es möglich, daß in dem
furchtbarsten Augenblicke meines Lebens ein
rettender Schutzgeist mich umschlingt? —
Auch von dem letzten Lächeln der Hoffnung
verlassen, einem Leben voll Sorgen und
Unruhe vergeworfen, für immer grausam
getrennt von dem Lande, das mich geboren,
von so Vielem, was allein meine Tage
beglücken konnte, fühlte ich nicht mehr die
Kraft in mir, noch länger mich zu beugen
unter die erdrückende Bürde meiner Leiden.
Dem unerbittlichen Geschehe erliegend, eine
Beute der Verzweiflung, ward ich zum
machtlosen Knechte der wahnsinnigen Ver-

gierde, mein Daseyn zu zerstören, das mir zu verhaßt und zu quälvoll geworden. — Und nun hat mich die Hand eines Engels noch immer an das Leben gefesselt. Aber ich zittere vor der Zukunft, die grausam genug mich erfassen wird, um mit dem schmerzlichsten Gefühle dieses Augenblicks zu gedenken.“ — So sprach Fedor mit schmerzgebrochener Stimme, und dem verdorrten Auge entquoll ein Strom heißer Thränen, und des Antlitzes wilde Düsternheit war zum Bilde tiefer Wehmuth geworden, und die hohe kräftige Brust wogte in ungleich heftiger Bewegung.

Da war Emilie ihrer nicht mehr mächtig. Sie umschlang ihn mit dem Feuer der Begeisterung und rief: „Hier an diesem Herzen, in welchem die innigste Theilnahme glühet, soll die Macht Ihres Mißgeschicks brechen, und Sie ausgesöhnt werden mit dem Leben!“ — Aber kaum hatte Emilie diese Worte gesprochen, kaum sich sonst umschlungen

schlungen gefühlt, als es in ihrem Innern
 verweisend erklang über die zu rasche, zu trau-
 sliche Hineigung, und zu welcher Hoffnung
 sie berechtigt habe, ohne zu wissen, ob sie
 diese je erfüllen könne. Tief erröthend wand
 sie sich aus Feders Armen, und bat ihn mit
 gesenktem Auge, sich langsam nach den freien
 Räumen des Lustwaldes bewegend, sie durch
 sein Vertrauen zu ehren und ihr einiges von
 seinen frühern Verhältnissen mitzutheilen.
 Bereits durch die Tante mit dem wichtigsten
 Inhalte seines Lebens bekannt, that sie nur
 diese Bitte, um jedem andern Gespräche
 auszuweichen und Zeit zur Fassung und Bes-
 sennenheit zu gewinnen. — Jeder erzählte:
 „Aus dem grauvollen Gemälde seiner Leiden,
 durch unmenschliche Härte erlitten, der
 Gefahr, die ihm auch in der tiefsten Ver-
 borgenheit durch Potemkins unsühnbare Rach-
 gierde noch immer drohe, und aus des Un-
 glücklichen vernichteter Hoffnung, so lange
 dieser furchtbare Wütherich oder einer seiner

Angehörigen dem Throne nahe, steht, das Land seiner Geburt betreten, seine Rechte auf die verlassenen Reichthümer geltend machen zu dürfen, ersah Emilie mit unbeschreiblichem Schmerze, daß Fedors Düsternheit, seine der Verzweiflung sich hinneigende Stimmung nicht die Geburt der Uberspannung, der Weichlichkeit, des Mangels an Kraft und Muth, sondern einer sehr begründeten Schwermuth sey. —

Ein buntes Gemische von Empfindungen regte sich während Fedors Erzählung in Emilien's Innern. Der Schmerz über seine Leiden, das schöne, beglückende Gefühl, die Pflichten der Menschlichkeit an einem Unglücklichen zu üben und ihn vom Rande des Unterganges mit helfender Hand einem neuen innern und äußern Leben entgegen zu leiten; der Stolz, mächtiger zu seyn, als die Gewalt der anstürmenden Verzweiflung; und die süße Hoffnung, da Bäume zu säen und Glück zu ernten, wo die Giftpflanze des

benähafftes wucherte und Verderben reifte, durchfluteten die bewegte Seele, die sich immer mehr einer wonnevollen Ruhe aufthat, als Emilie, von Zeit zu Zeit zu Fedor aufblickend, ersah, daß die gramvoll und wild verdüsterten Züge von Milde und Aufheiterung verschleucht wurden, und seine Blicke voll sanften Feuers ausdrucksvoll auf ihr ruhten, als er ihr aus der Tiefe des fühlenden Herzens dankte, daß sie zwischen ihn und sein blutiges Vorhaben getreten sey, daß sie ihm die rosige Lichtseite eines Lebens gezeigt, welches für ihn nur in grauensvolle Nacht getaucht war.

Emilie bat Fedor, mit ihr in das Schloß zu gehen, wo er zahlreiche und angenehme Gesellschaft finden, wo er sich sehr erheitern werde. Aber die Verschlossenheit und Menschencheue, die Fedor bisher gezeigt, waren durch Emilien's härtliche Güte, und selbst durch den Eindruck, welchen der Geist, die Unschuld, die Reize dieses Wesens immer

tiefer auf ihn machten, noch nicht genug verscheuchet, um sich dem Gerausche einer großen Gesellschaft hingeben zu können. Er bat sie, ihm außer jenen Stunden, wo Anstand und Pflicht der Aufmerksamkeit sein Erscheinen im Kreise der Familie fordern, Einsamkeit zu gönnen, diese aber dadurch zu versüßen, daß in den wenigen Tagen, welche er zu Eichentode noch hinbringen werde, sie an jedem Abend zu dieser Stunde hierher käme, auf daß er sich in ungestörter Stille ihr Bild mit ewig leuchtender Flammenschrift in die Tiefe seiner Seele zeichne und daraus Muth erhole und Festigkeit für alle Widernisse des Lebens.

Nach einem Kampfe mit sich selbst, trotzdem mit innerm Zagen, gewährte Emilie die Bitte.

Fedors Aufenthalt zu Eichentode verlängerte sich von Woche zu Woche. Der General, fest entschlossen, diesen fähigen, geistreichen, muthvollen Mann nicht mehr

den Zufällen und Unannehmlichkeiten eines bestimmungslosen Seyns zu überlassen, sondern an ein reges, angenehmes Leben zu fesseln, wollte nicht eher für ihn entscheidende Schritte beim Landesfürsten thun, bis er Fedors Menschenscheue in Neigung zum geselligen Walten, seine düstere Verschlossenheit in Heiterkeit umgewandelt habe. Mit treuem Eifer stand ihm bei seinen Bemühungen die hochherzige, durch Würde und Sanftmuth, durch die schönsten Tugenden ihres Geschlechts jedes gefühlvolle Wesen sich aneigende Gattin zur Seite. Unter dem geschäftigen Walten des menschenfreundlichsten Sinnes löste sich die starre Eiskruste der Menschenscheue, der feindlichen Verschlossenheit, Schichte um Schichte von Fedors Herzen ab, und mit freudeleuchtenden Augen sah das edle Paar der liebevollen Mühe schönes Gelingen.

Der General und seine Gemahlin ahnten nicht Fedors und Emilien's Liebe, und

daß es die Liebe war, die mit ihrer Hand
macht geschaffen, was ihnen als die Frucht
rein-menschlicher Theilnahme und Freundschaftswärme lohnreich entgegen zu reifen schien. —

Täglich sahen sich Fedor und Emilië in den stillsten, einsamsten Parthieen des Parks, unbeachtet und unbelauscht. Ihr Wiedersehen war immer das schönste Fest der sehenden Herzen, die sich immer mehr im Vertrauen gegen einander aufschlossen, immer mehr in glühender Liebe für einander schlugen. Aber kein Blick, kein Wort, kein Anschmiegen entweichte die Reinheit dieses Vereines; ein ungetrübtes Paradies, von einem Engel beschirmt, umblähte die Liebenden. —

Es war eines Tages Graf Eöpen mit

seiner Familie zu Besuche in Eichenrode. Emilie konnte sich der Gesellschaft nicht entziehen, und doch war die Stunde so nahe, wo sie Fiedor sehen, wo sie die schönsten Augenblicke ihres Lebens genießen sollte. Sie war noch zu wenig in die Scheinkünste der Verstellung eingeweiht, um die Unruhe ihres Gemüthes zu bergen. Ein Zufall war ihr günstig. Der Sohn des Grafen Ekpen, Husarenlieutenant, war mit seinem Regimente auf dem Marsche nach der Hauptstadt, und für den folgenden Abend sein Eintreffen im nächsten Städtchen anberaumt, wohin Graf Ekpen mit seiner Familie fahren, und dem Sohne, wie auch dessen einquartirten Kameraden, ein glänzendes Abendessen geben wollte. Das Regiment hatte Befehl erhalten, einen Tag früher aufzubrechen. Ekpens Schwadron war schon an diesem Mittage im Städtchen eingerückt. Ein reitender Bote brachte die Nachricht nach Eichenrode; und nach wenigen Augenblicken saß die Familie

Eben im Wagen und eilte dem Erschnten Ferdinand entgegen. —

Gewiß noch sehnsuchtsvoller floß Emilie dem Parke zu, auf die einsam gelegene, von dicht verflochtenen Buchen umschlossene Moosbank, wo Fedor ihrer harrete, und die Erschnte mit der zartesten Ehrerbietung begrüßte. Emilie war so heiter, so glücklich, ihren Fedor zu sehen, in einer Art von freundlicher Häuslichkeit, mit ihm eine Stelle zu theilen, die ihr seine Nähe zum Beutempel schuf. Allein Fedor war wieder düsterer, als seit vielen Tagen. Schweigend starrte er zur Erde nieder und heftig hob sich seine Brust. — Erschrocken, gleichwie von einer trüben Ahnung erfaßt, sah Emilie mit besorgter Bärtlichkeit in sein gramumflortet Auge und sagte mit dem vollsten Ausdruck ihrer gefühltesten Theilnahme: „Theurer Fedor, woher dieses finstere Blicken, dieses trübe Schweigen, diese schmerzliche Stimmung? — Haben Sie mir nicht gelobt, den

bittern Erinnerungen sich zu entreißen und Herz und Auge nur einer heitern, hoffnungsvollen Zukunft zu erschließen?“ —

„Hoffnung? — Zukunft?“ — rief Fedor mit heftigem Aufwallen. — „Wo sollen mir diese spricken und blühen hienieden? — Ich habe nur Eine Hoffnung, nur Eine Zukunft, die eines nahen Grabes!“ —

Zitternd schmiegte sich Emilie an den schmerzvoll Bewegten. Von Verwirrung, Angst und Liebe hingerissen, fasste sie seine Hand und drückte sie im Uberschwange des Gefühls an ihre heftig wogende Brust. — In leidenschaftlicher Begeisterung umschlang Fedor Emilien und sprach: „Sie, Emilie, haben mich dem Selbstmerde entrißen und wieder an das Leben gefesselt. Aber mit diesen Fesseln verschlangen sich zu undöbbarer Einheit auch die Bande der allerheißesten Liebe, mit denen all mein Seyn an Sie geknüpft ist. Nur Ihr Besitz kann mich mit meinem schrecklichen Schicksale ausböhnen und

mich mein Leben wieder lieben lehrten. Aber wird der reiche, mächtige Graf Thormann die Hand seiner Nichte, die Tochter eines Fels-
 heeren von Löben, um welche die Edelsten des Landes werben, einem gedächeten Fremdling, einem Manne geben, der gegen die Reichthümer Emilien's Nichts einsehen kann, als einige Juwelen, und außer diesen vergänglichlichen Gütern ihr Nichts bieten kann, als ein Herz voll glühender, treuer Liebe, und das erhabenste Streben, das Wesen seiner unüberwindlichen Liebe durch ein tugendhaftes Leben glücklich zu machen?" —
 Er warf sich vor Emilien nieder; es hob das nasse Auge zu ihr auf, und in seinem Blicke verschmolz die heisseste Liebe mit dem tiefsten Schmerze und unbeschreiblicher Bangigkeit.

Emilie erzitterte vor diesem Blicke, vor dem Grame, der an Verzweiflung gränzte; aber die Liebe gab ihrem erbangten Herzen Kraft und Muth, und im Gefühle dieser Liebe beugte sie sich zu ihm nieder, und um-

faßte den Geliebten mit aller Wärme ihrer aufgeregten Seele, und hauchte ihm das Gelübde zu, nur mit ihm durch das Leben zu gehen, und drückte auf seine Lippen ihren ersten Kuß, die Weiße ihrer Gefühle und ihres Gelübdes.—

Von einer weichen Hand wurde Emilien's Nacken berührt. Erschrocken blickte sie auf; die Tante stand an ihrer Seite, den aufgesprungenen Fedor mit einem langen Blicke tief ins Auge schauend. Emilien schwindelte. Schweigend, die Wechselzüge des Erstaunens, des Schmerzes, der verzehrenden Mutterliebe auf dem sanften, erbleichten Antlitz, wies die Tante nach dem Schlosse hin. Keines Wortes mächtig, folgte Emilie mit wankenden Schritten der gegebenen Weisung. Die Tante ging mit Fedor tiefer in den Park hinein.

Emiliens Mädchen brachte ihr das Essen auf das Zimmer, und den Befehl, es nicht zu verlassen, bis sie gerufen werde. Sie würde nicht gewagt haben, vor den Pflegeeltern ohne Erlaubniß zu erscheinen, und doch war dieser Befehl für sie unbeschreiblich schmerzend, da sie aus ihm ersah, wie sehr sie diese edeln, gütigen Verwandten gekränkt habe. Das Gefühl der Liebe zu Fedor erzeugte in ihrem Innern keine Vorwürfe, keine Reue, denn ihre Entfindungen und Wünsche waren rein, wie der Hauch der Natur; aber erst jetzt fühlte sie das Verbrechen, das sie gegen Oheim und Tante durch das Verschweigen ihrer Neigung zu Fedor, der Geständnisse der selbigen und des Vereines ihrer Gefühle begangen, und die Reinheit ihrer sittlichen Vorzüge machte sie tief erröthen bei dem Gedanken, welch dunkle Schatten sie über den Lichtpfad ihrer Unbescholtenheit gebreitet habe.

— Der Schlaf floh die Leidende und in den

Perlen der Thränenwunden Augen spiegelte
sich der rosige Strahl der Morgensonne. —

Emilie wurde zur Tante gerufen. Sie
hatte kaum die Kraft, sich nach dem Ge-
mache zu schleppen. An der Schwelle sank
sie nieder. Mit liebevoller Hast eilte die
Tante herbei, hob sie auf und führte die Ziti-
ternde unter ermunternder Rede an das
Sopha. — „Ich klage Dich nicht an, ob
dessen, daß Dein Herz liebt“ — sprach die
edle Frau im sanftesten Tone, und mit den
Blicken und dem Lächeln freundlich-ernster
Behmuth die mütterlichen Worte begleitend.
— „Deine Jugend, Deine Unerfahrenheit ab-
zuheilen nicht den Schmerz, die Leiden, das
Elend, welches die Liebe in tausend Gestal-
ten geschaffen und täglich schafft. Unzähli-
gen Herzen gab erst die Nacht des Grabes
keine Ruhe, die ihnen die Liebe geraubt. Un-
besiegbar und ewig dauernd ist die Leidens-
chaft der Liebe. Dieselbe Kraft, welche
Welten verknüpft und zusammenhält, ist es

auch, durch welche der Mensch nach dem Verwandelten seiner Gattung mit Freiheit hin-
 strebt. Daher sagten auch schon die Alten:
 „die Welt wird durch Liebe regiert“ — die
 Liebe herrscht in der heißen Zone, wo der
 Baobab und die Bananen blühen, wie in
 der von Nacht und Eis umlagerten arktischen
 Welt. Überall schlagen jugendliche feurige
 Herzen im Gefühle der Liebe.“

„Ich wiederhole Dir, meine theuere Emi-
 lie, daß ich Dich nicht anklage, der Liebe
 Dein Inneres aufgethan zu haben; denn sie
 würde, früh oder spät, nicht kalt und macht-
 los an Deinem fühlenden Herzen vorübergegan-
 gen seyn. Aber Mutterpflichten; für Dich
 übernommen, fordern mich auf, Dir tief
 einzuprägen, wie zart in der Liebe die Schei-
 delinie zwischen Wonne und Schmerz, Glück
 und Elend, Ruhe und Verzweiflung ist; sie
 fordern mich auf, Dein Auge hinzulenken
 auf die vielen, namenlosen Leiden, die aus
 den blendenden Täuschungen der anziehenden

Gestalt, der Anmuth und Überredung, die aus der Untreue des geliebten Wesens, aus dem Reide, der Klatschsucht, der Verschrobeneheit, dem Verrathe der Welt, oder aus der Schuld des eignen Herzens, wenn es nur dem heißen Verlangen nach dem Besitze des Geliebten sich hingebend, ernste Vorsicht, weise Prüfung, und die Anforderungen weiblicher Würde und Särtheit unbeachtet läßt, — für die Dauer des Lebens zerstörend hervorgehen.“ —

„Wenn ich auch Deine Liebe zu Fedor nicht verwerfe, da das Edle des Außern, geistige Bildung und Reinheit in Rede und Wandel, Eigenschaften, die man an diesem jungen Nordländer mit Wohlgefallen ersieht, weibliche Liebe rechtfertigen, die überdies durch die Theilnahme eines gefühlvollen Herzens an Fedors unverschuldeten Leiden geheiligt wird, so macht mich der Gedanke erzittern, daß Du auf gefährliche Abwege gerathen bist, von dem Augenblicke an, als

Du Deine Liebe zu Fedor, den Bund Eurer Herzen, vor meinem Vatten und alle als ein Geheimniß bewahrtest. Weißt Du nicht, wie sehr wir Dich lieben? — Kennst Du nicht Deines Oheims warmes, edles Herz? — Ist Dir die Tiefe meines Innern nicht genug klar geworden, um zu wissen, daß, wenn ich auch im Kreise der großen Welt meine Gefühle zurückdränge und sie mit anstandsvoller Feinheit zu umhüllen gelernt habe, ich für Dich stets die wahre, schleierlose Mutter bin? — Dein Vertrauen, Emilie, würde mich glücklich gemacht, ich würde nicht den Schmerz gehabt haben, dem Zufalle die Enthüllung eines Geheimnisses danken zu müssen, was ich von Väterlicher Liebe, von der Reinheit Deines Herzens, von der Stärke Deiner Tugend, von Deinem Pflichtgeföhle zu erwarten berechtigt war. Emilie, nicht, Tochter, habe ich diesen verletzenden Mangel des Vertrauens um Dich verdient?"

Schluss.

Schluchzend sank Emilie zu den Füßen der Tante, die sich mit Thränen der Mutterliebe und Mutterforge über die Knieende beugte.

Der General trat in das Gemach. Emilie wollte zu seinen Füßen stürzen, seine Knie umklammern; sie hatte nicht die Kraft, sich aufzurichten; sie streckte ihm die Arme entgegen, und ihre strömenden Thränen, das Wogen ihres Busens, die Blässe ihrer Wangen, das heftige Zittern verrathen die Empfindungen der Scham, der Reue, des unbeschreiblichen Schmerzes, die innigste, schönste Liebe durch Kränkung vergolten zu haben.

Mit einem langen, des Gemüthes Tiefe erschütternden Blicke sah der General Emilien an. Des Richters Zürnen und des Vaters Liebe kämpften in seinem Herzen einen ernsten Kampf. Die Vaterliebe siegte. Er nahm Emilien an seine Brust; mit leiser, gebrochener Stimme sprach er das Wort der Verzeihung, des Segens aus. Die Ge-

neralin umschlang ihn und Emilien; doch sie segnete den Bund der Liebenden.

Vor ein strenges Gericht zu treten, hatte Emilie befürchtet, schwer von dem eigenen Herzen angeklagt. Es war das Gericht der innigsten Liebe, das Vergebung, Segen und Beglückung über die Schuldige aussprach.

Fedor besaß viele Forstkennnisse, war ein tüchtiger Waidmann und hatte keinen innigern Wunsch, als seinem Geschäftsgeiste und Wissen in diesem Fache leben zu können, jedoch abgeschieden vom Geräusche der Welt, an Emilien's Seite in süßer, ländlicher Stille. Der General fuhr in die Hauptstadt und benutzte zum ersten Mal den Einfluß, der ihm durch seine vielen Verdienste um Fürst und Vaterland geworden. Fedor

erhielt eine Forstmeisterstelle, und seinen Wohnort tief im Gebirge, in einer wild = romantischen Gegend, nicht ferne vom Nachbarnstaate.

Im herzlich = frohen Kreise weniger treu bewährter Freunde der Familie Tornau wurde Emilien's Vermählung mit Fedor gefeiert. Mit mütterlicher Liebe, Sorgfalt und Umsicht hatte die Tante für die Ausstattang der Nichte gesorgt, und der General gab Fedor eine sehr große Summe in Geld und Staatspapieren, als Emilien's einstweiliges Erbgut. Mit frommen Segen ausgestattet, von den Thränen und Wünschen tief gefühlter Liebe begleitet, reiste, einige Tage nach der Hochzeit, das glückliche Paar nach dem Gebirgsdorfe Baldstetten, wo es das fürstliche Jagdschloß, dem neuen Forstmeister zur Wohnung angewiesen, durch des Generals liebevolle Aufmerksamkeit bequem eingerichtet und reich und geschmackvoll ausgeschmückt fand.

Drei Jahre hatte Emilie in dem wirth-

lichen Zeiten ihres kleinen Hauswefens; im Genuffe aller Freuden, die eheliche Liebe und Eintracht, Wohlhabenheit, Frische des Geistes und Körpers, und das Leben und Walten unter gütterzigen unverdorbenen Landleuten und der Reichthum und die Mannigfaltigkeiten der Naturschönheit in den Umgebungen von Waldstetten ihr zu bieten vermochten, höchst glücklich gelebt, und bei jedem Erwachen die Stunde gesegnet, in der sie an der Hand ihres rastlos thätigen, immer heitern und liebevollen Gatten dieses Asyl des freundlichsten, tugendhaftesten Stilllebens betreten, als am klaren Himmel ihres Seyns trübe Wolken heranzuziehen begannen, und drohende Gewitterschwüle das Herz erbangen machte. War auch Fedor in seiner Geschäftsführung noch immer der eifrige Beamte, gegen Emilien der zärtliche Gatte, so blieb er doch seit einiger Zeit oft ganze Nächte vom Hause hinweg; aus einzelnen Nächten ward eine Reihe von mehrern, und er kehrte

zurück, entweder in der allerheitersten Stimmung, Emilien's schmerzvolle Sehnsucht und Besorgnisse durch die ausführlichste Aufzählung gehäufter, unverschiebbarer Verhandlungen mit den Untersförstern, durch die feurigsten Liebesungen beschwichtigend, oder höchst mißmuthig, verschlossen, auffahrend und der Gattin zärtliche Annäherung mit unverkennbarem Zwange duldend. — Als Emilie von der Tante in Fedors Armen überrascht wurde, blickte sie ängstlich, wie Hülfe suchend zu ihm auf. Die Ruhe, die Sicherheit in seiner Haltung, das Lächeln seines Auges schien mit seinen Lügen den Triumph über ein erreichtes Ziel zu bezeichnen. Ein schmerzlich verlegendes Gefühl durchzuckte Emilien. — Es war eine bedrückende Ahnung, die jetzt zur wermuthsvollen Wirklichkeit geworden. —

Nicht am Scheidewege des jugendlichen Alters stand Emilie; nicht kalt und hoffnungsleer lag das Leben hinter ihr, als sie Fedor

ihre Hand gegeben. Tögl'ich noch heil'iger
 erblühend, berechtigt zu allen Ansprüchen,
 die eine zügelnde Gestalt, geistige Bildung,
 die reine Unschuld und der Glanz der Ge-
 dult und des künftigen Reichthums an das
 Leben zu machen haben, hatte sie alle Ge-
 ben der Gegenwart und Zukunft für den
 Mann ihrer Liebe hingegeben, nur an seinem
 Herzen sich glücklich fühlend, im süß- betäu-
 benden Wahne, auch sie werde ihm stets die
 liebste, heiligste Blume im Kranze seines Le-
 bens seyn. — Es war der glücklichste Traum,
 den ein liebendes Wesen zu träumen ver-
 mag. Drei Jahre hatte sie ihn geträumt;
 jetzt begann die rauhe Hand der schroffen
 Wirklichkeit sie zu fassen, jetzt begann sie
 der bitteren Erfahrung zu verfallen, daß das
 Schicksal sich an dem räche, der, vom Wahne
 gegängelt, mit vorreiliger Leidenschaft, mit ro-
 scher Eigenmacht in des Schicksals geheiligten,
 still waltenden Gang eingreift. —

Der General Graf Tarnau mußte in wichtigen Angelegenheiten seines Hofes nach Wien abgehen; schon nach einigen Monaten folgte ihm seine Gemahlin, da das Ende der Unterhandlungen kaum vor einem Jahre erwartet werden durfte.

War auch Emilie durch ihr dunkles Loos dem Gesichtskreise der großen Welt, der Umgebung ihrer theuersten Verwandten entrückt, so öffnete sich ihr Herz doch nie dem Verlangen, in jene zurückzukehren, und die Stille der liebgewordenen Einsamkeit wurde in jedem Monat durch einen Besuch des Oheims und der Tante recht angenehm unterbrochen. Aber jetzt fühlte sie sich durch die weite Entfernung der theuersten Anverwandten immer unglücklicher. Um keinen Preis würde sie ihnen den tiefen, nagenden Schmerz über ihres Vaters stets mehr ersaltendes Benehmen, dessen länger dauernde Abwesenheit, und die Besorgnisse und Muthmaßungen über seine öftern Geldverle-

genheiten vertraut haben; aber es wäre für die Ruhe die süßeste Beruhigung gewesen, zu wissen, und diese Ruhe zu haben. In solchen Herzen das Alleintrauen nicht leicht lastenden Gefühle erleichtert. Mit einem fast lauten Ausbruche der Freude empfing sie aus Fedors Munde die Nachricht von seiner Versetzung in die Hauptstadt; wie das Kind nach der lärmenden Klapper, haschte sie jetzt nach dem Geräusche der Welt.

Und wieder war der stillen Dulderin ein Jahr voll begrabner Hoffnungen und zerstörter Wünsche dahin gegangen, als das Schicksal noch grausamer in die Wunden ihrer Seele griff. — Noch hielt Emilie den Brief der Tante mit der Nachricht vom schnell erfolgten Tode des Oheims in der zitternden Hand, als ihr das Stubenmädchen meldete, daß der Forstrath Geldern mit Gefolge im Vorzimmer stehe und die Frau vom Hause zu sprechen wünsche. Emilie hatte sich noch

nicht gesammelt, um dem Mädchen zu antworten, als schon der Forstrath mit Gerichtsbeamten eintrat. Kalt, ohne Haß, ohne Marmor, keine Schonung beachtete ihr der Gefühllose: „Ihr Vandalen! Nach amtlicher Anzeige, über die Grenze geflohen, und habe sich der Unterschlagung landesherrlicher Gelder höchst verdächtig gemacht; Hochpreisliches Justiz-Directorium habe die unverzügliche Beschlagnehmung der Amtspapiere und Amtskasse decretirt, dazu einen Forstrath und einen Stadtgerichtsbeamten delegirt, und es geschehe nun, was Rechtens sey!“ — Der Forstrath hatte noch nicht den dritten Theil seines Sermons geendigt, als schon Emilie zu wanken anfing, und nach einigen Augenblicken bewußtlos hinweggebracht wurde. —

Das Jeder während seines Aufenthalts in Waldstetten sich dem Trunke, Spiele und niedrigen Ausschweifungen in den umliegenden Städtchen ergeben und große Summen vergrubet habe; daß er, gefesselt und gebunden

von dem Reigen einer jungen, verführten
 Frau, nach Beraubung der ihm
 mittelbare, ins Ausland gestof-
 fenen Bemühen um Nachricht über
 seinen unbärtigen Aufenthalt fruchtlos ge-
 blieben sey, erfuhr Emilie nach Verlaufe ei-
 niger Monate, die sie im hartnäckigen Kampa-
 pfe zwischen Leben und Tod hingebracht,
 Stückweise aus dem Munde der Tante, welche,
 einige Tage nach Fedors Flucht, vom Grabe
 des unvergeßlichen Gatten in die Heimath
 zurückgekehrt war, und, dem eignen Schmerze
 fast erliegend, nur der Stärke ihres Geistes
 und Gottvertrauens die Kraft dankte, die sie
 über den heranstürmenden Wellen solcher
 Leidenfälle hoch empor hielt.

Der Frühling hatte seine milden Schwingen
 über die erstarrte Erde ausgedehnt und
 unter dem warmen Hauche seines belebenden

Athens war das winterliche Leichentuch zerflossen und Hügel, Hain und Flur hatten wieder und schmückten sich mit lieblichen Blüthen und strömten Wohlgerüche aus. Von den Bergen herab und die Thäler entlang ertönten frohe Lieder, und neue Bönne ergoß sich aus unzähligen Quellen in die menschliche Brust.

Keinen erquickenden Thautropfen dieser Bönne in der wunden Seele, wandelten Lante und Richte in den glänzend-weißen Sandgängen des Blumengartens zu Eichenrode auf und nieder, schweigend, die Augen gesenkt, keinen Blick auf Floras bunte, reichgeschmückte Kinder werfend, die ihre Grüße den Wandelnden zunickten und ihre Schritte umdusteten. Die Generalin trauerte noch zu innig um den geschiedenen Gatten, als daß selbst die Reize der Natur ihre Theilnahme aufzuregen vermochten; Emilie hatte den nächstlich-düstern Blick nur allein dem Grabe zugewandt; selbst die harte, verlegende Kälte

ihres Gatten, deren sie im letzten Beltraume
 ihres Lebens; seine Selbsterniedrigung, der
 Noth an ihrer keuschen, heil-
 igen Armen eines wollüstigen
 Missethats, hatten nicht die Macht, ihr
 Herz dem Unwürdigen zu entreißen. Aber
 zu edelstolz, zu tugendhaft, um je sich ihm
 zu nähern, wenn er auch reuevoll wieder-
 kehren würde, schützte sie sich mit allem Ver-
 langen ihrer zerrissenen Seele nach dem
 Grabe.

Freunde des Generals, edle Männer
 aus der nächsten Umgebung des Landesfür-
 sten, kamen von Zeit zu Zeit nach Elsen-
 rode, die trauernde Wittwe und die leidende
 Emilie allmählig wieder für die Erheiterung
 des geselligen Lebens zu gewinnen, durch
 weise, herzliche Zusprache die scharfe Spitze
 des Grames immer mehr abzurunden, und
 Frieden und Muth und Vertrauen zu stiften
 und die sprießenden Keime dieser lobenswerthen
 Tugenden mit der Freundschaft sorglicher Hand

zur Blüthe und Frucht zu hegen. Doktor Rohne, der Leibarzt des Fürsten und ein bewährter Hausfreund der Familie Tarnau, bot die Generalin und Emilien, eine Reise zu machen, da er von der Ortsveränderung, der Abwechslung der Gegenstände, dem Wechsel der Umgebungen und der wohlthätigen Heilkraft der Zeit die glücklichsten Ergebnisse hoffen durfte. Die Frauen gingen in seine Wünsche ein und schon nach einigen Tagen fuhren sie aus Eichenrede, dem Rheine zu, in Gesellschaft des Doktors, der, noch aus den Zeiten seiner Jugend her, dem großmüthigen General zur Dankbarkeit verpflichtet, die Entrichtung dieser heiligen Pflicht an dessen Hinterlassenen mit aller Wärme seines schönen Herzens zu üben sich gelobte.

Am Morgen der Abreise von Straßburg fühlte sich die Generalin so unwohl, daß sie wieder zu Bette gebracht werden mußte. Doktor Rohne zitterte für das Leben der Generalin, da schon nach einigen Stunden

die Krankheit einen so gefährlichen, so hartnäckigen Character annahm, daß bei der durch Seelenschmerz sehr zerrütteten Gemüths der Generalin wenig Hoffnung zur Genung winkte. Bald war die edle Frau ihrer Welt voll Ankämpfe, Duldung und schmerzvoller Erinnerung durch einen sanften Tod entrückt.

Emilie war, im vollsten Sinne des Wortes, die Alerunglücklichste. Sie hatte keinen Sinn für den Reichthum, der ihr nun geworden; der furchtbare Schmerz, auch von dem einzigen Wesen, das ihrem nächstlichen dunkeln Leben noch einige Lichtpunkte ablosgerissen zu seyn, der grauenvolle Blick auf die eiskalte Scheidewand, die zwischen ihr und jeder trübenden Hoffnung aufstach.

drohten, ein Daseyn aufzulösen, dessen Ertragen ihr nur religiöser Sinn und fromme Ergebung in die Prüfungen der Gottheit möglich machten. — Ach, die Leidende hatte noch nicht die Reize der Leiden geschlürft. —

Zwei Monate waren hingegangen, bis Emilie wieder Kräfte genug gesammelt, Straßburg zu verlassen. Doctor Rohne, der für die Unglückliche mit dem Gefühle eines Vaters sorgte und von einer längern Reise noch immer die günstigsten Erfolge hoffte, empfahl ihr einen Besuch der Schweiz. Die Reise dahin wurde angetreten. In dumpfen Schmerz versunken, hatte Emilie keinen freundlichen Blick, kein erheiterndes Gefühl für die reizendsten Erscheinungen der Natur, und des Doctors jählichste Bemühungen, der Erstarrung ihres Innern eine belebende Wärme zu geben, blieben fruchtlos. Nur von Zeit zu Zeit erwachte sie wie aus einem tiefen Traume, und es wand sich schwer aus der Brust ein Seufzer her-

auf, der dem gefühlvollen Mohne durch das innerste Herz schnitt. —

Wegen Emilien's körperlicher Schwäche konnten nur kurze Tagereisen gemacht werden. So traf es sich, daß unsere Reisenden vor Einbruche des Abends in einem Städtchen ankamen, wo der Doktor um so lieber Nachts herberge nahm, als er hier eine Apotheke und die Mittel zur Bereitung frischer Arznei für Emilien zu finden hoffte. —

Im Städtchen war ein einziger Gasthof, und in diesem alle Zimmer theils besetzt, theils in Beschlag genommen, da die Einrichtung eines Verbrechers, welche am andern Tage geschehen sollte, das Städtchen mit Spionhörn näher und ferner Umgebung füllte. Des Doktors herrliche Bitte, noch einige Goldstücke, vermochten ihn nicht, ein geeignetes Schlafzimmer bei einem Verbrecher zu überlassen. Bis zum Aufgange der Sonne, das Mohne Emilien in dem allgemeinen Gastzimmer zu sehen.

Es waren nur einige Gäste darin, dem Ausern nach Leute, die den höhern Ständen angehörten. Sie saßen an einer runden Tafel bei der Weinflasche; nicht fern davon ließen sich Emilie und der Doktor nieder. Durch den Eintritt der Fremden ward das Gespräch unterbrochen, das aber ein ällicher Mann bald wieder aufnahm.

„Schließt Euern Pferdehandel ein anderes Mal ab;“ — sprach er zu seinen Tischnachbarn, einem Cavallerieoffizier und einem Forstbeamten. — „Über den armen Teufel, dem Morgen sein letztes Stündlein schlägt, haben sich die fonderbarsten Gerüchte verbreitet. Das Wahre an der Sache kann uns Niemand besser geben, als der Criminal-Assessor Rapp, der so eben am Fenster vorüberging, und gleich in unserm Kreise seyn wird. Rückt zusammen, meine Herren, um diesen leeren Stuhl her, auf welchem er sitzen und uns erzählen soll!“ — Der

Assessor trat ein und hatte kaum Platz genommen, als er schon einstimmig um biographische Notizen über den Verurtheilten gebeten wurde.

„Es ist kein gemeiner Verbrecher, der Morgen unter dem Schwerte des Richters verblutet,“ — berichtete der Assessor. — „Ein geborner Pole, der Sohn eines angesehenen Forstbeamten, erhielt Kosimir Novanki eine vortreffliche Erziehung, die aber mehr die Bildung seines Geistes, Erlangung von Sprachkenntnissen, Fertigkeit in ritterlichen Übungen und ein freies, anständiges Betragen in der großen Welt, als Befestigung in den Grundsätzen der Religion, der Tugend und Pflichttreue zum Ziele hatte. Die Schwäche des Vaters und die Affenliebe der Mutter legten den kräftigen Keim zu Novanki's künftigem Verderben, so wie die Brüst des Knaben, der noch auf der Schwelle des Jünglingsalters stand, hatte.

als er schon mit Eucht zu glänzen und nach
eigenem Willen zu herrschen, die feinste Ver-
stellung und eine unbezähmbare Neigung zu
einem ausschweifenden Leben einte. — Wa-
ter und Mutter starben. Kovanski jubelte
einem großen Erbe entgegen, und wollte
verzweifeln, als eine Unzahl von Gläubi-
gern heranstürmte, durch deren Geld der
alte Kovanski ein großes Haus gemacht
und die allgemeine Meinung von seinem be-
deutenden Reichthume mit fluger Um-
begründet hatte.“ —



„Kosimir erhielt im Forstdepartement
eine sehr gute Anstellung, bewies Geschäftse-
ifer, Kenntnisse, Redlichkeit, aber nur so
lange, bis er die wachsamten Augen miß-
trauender Vorgesetzten umflort hatte, gab
dann sich immer mehr dem Trunke, Spielse
und Ausschweifungen jeder Art hin, griff
Amtsgelder an, und wurde der Hast, Un-
tersuchung und schwerer Strafe nicht ent-

gangen seyn, hätte nicht die reiche Wittwe eines Starosten, trotz ihrer grauen Haare für den schönen jungen Mann von der höchsten Leidenschaft eingenommen, durch Ersatz der veruntreuten Gelder, durch Einfluß und Bestechungen den Geliebten gerettet.“ —

„Einige Jahre hatte Kasimir mit der Wittwe im vertrautesten Umgange gelebt und große Summen verschwendet, als der Bruder der Wittwe, Uhlanenoberst und Vater einer zahlreichen Familie, aus dem Kriege heimkehrte, den schmachvollen Umgang seiner Schwester mit einem lieberlichen Verschwendung erfuhr, und diesem den Tod drohete, wenn er nicht binnen vier und zwanzig Stunden sich für immer entferne. Kasimir, der seine lenkbare Geliebte schon dahin vermocht hatte, ihm bald Hand und Vermögen zu geben, sie aber jetzt durch ihres Bruders Zusprüche und Einfluß täglich kälter und zurückgezogener fand, wüthete gegen den

Eldrer seiner Pläne und seines Glückes. Aller Schlüssel schon lange mächtig, stahl er der Wittve den großen Theil ihres Geldes und ein sehr reiches Schmuckkästchen, lauerte dem Uhlanenoberst auf, stach ihn nieder, und floh über die Gränze nach Teutschland." —

„Das Spiel des Zufalls gab ihm auf seiner flüchtigen Wanderung nach der Schweiz, wo er sich am sichersten dünkte, Gelegenheit, einem sehr vornehmen, reichen Manne einen wesentlichen Dienst zu leisten. Er wurde mit Auszeichnung und Dankbarkeit aufgenommen, mystifizierte die Familie durch eine fein ersonnene, höchst rührende Geschichte seiner durch unverschuldete Einkerkierung erlittenen Leiden, und der verderblichen Gefahr, die ihm der Haß und die Rachsucht eines russischen Machthabers bereiteten, gewann durch seine Bildung, männliche Schönheit und die anziehende Tiefe seiner erkünstelten

Schweremuth und Duldung das Herz einer Anverwandten dieser Familie, erhielt ihre Hand, einen großen Theil ihres Vermögens, eine sehr ehrenvolle Stelle im landesherrlichen Dienste, verschwendete die Gelder seiner Frau, dann die der ihm anvertrauten Amtslasse, und entfloß aus dem Lande mit einem licherlichen Weibe, das schlau genug war, ihn um die wenigen Brillanten, die er von seinem Raube in Polen noch übrig hatte, zu betrügen, und dann den Räuber plünderten heimlich zu verlassen.“ —

„Von den Gefahren des Verraths, der Verhaftung umlagert, durch Elend und moralische Verderbtheit zum gemeinen Gauner gesunken, trieb er sich von Land zu Land, ward Falschmünzer, Schmuggler, endlich das Haupt einer gefürchteten Bande, zog mit dieser in unser Gebiet, übte schwere Verbrechen, und wurde nach dem Brande zu Kringen auf der Flucht vor den

zusammengeretteten Bauern und Jägern von unsern Landdragonern eingefangen. — Dieß ist die kurze, aber streng wahre Lebensgeschichte des Kasimir Novaneky.“ —

So erzählte der Criminalassessor, und seiner Erzählung folgte ein tiefes Schweigen.

Emilie, wie auf der ganzen Reise in dumpfes Schweigen versunken, ein tief verschlossenes, stilles, hinweisendes Opfer der grausamsten Täuschung, hatte am Anfange der Erzählung kalt vor sich hingestarrt. Allmählig wandte sie das Auge auf den Assessor und eine immer heftiger aufwallende Flamme zerriß den Nebelflor ihrer Blicke und immer stürmischer wogte ihr Busen. Noch vor dem Ende der Geschichte richtete sie sich auf, mit zitternder Hand den Arm des Doktors umklammernd, den Flammenblick unverwandt auf den Erzählenden gerichtet. Jetzt raffte sie alle ihre Kraft zusammen, trat hastigen Schrittes vor den Assessor und fragte mit fast schreiender Stimme: „Wie

hieß die Unglückliche, mit der in Teuthland sich der Pole vermählte?“ — Befremdet, erschrocken, von einer entsetzlichen Ahnung erfaßt, schaute der Assessor in das geisterbleiche Angesicht, in das gräßlich starrende Auge der Fragenden. Nach einigem Zögern nahm er ein Blatt aus seiner Brieftasche und reichte es ihr hin. „Emilie von Löben!“ — kreischte sie mit dem gelenden Tone des Wahnsinns auf und sank in die Arme des Doktors.

Die neunte Morgenstunde schlug, am Ballone des Criminalgebäudes wehte die Blutfahne, vom Thurme des Rathhauses herab wimmerte mit langsam schauerlicher Stimme das Armesünder-Glocklein, und, von einer unüberschbaren Menschenmenge dumpf umwoget, rasselte, dicht umgeben von

Grenadieren, der Karren mit Kasimir Rosvanski, an Emilien's Fenster vorüber, dem Rabensteine zu.

Die wogende Fluth der Menschenmenge hatte sich durch das Thor gedrängt; eine grauenvolle Stille herrschte im Städtchen. Mit dem Gefühle des tiefsten Schmerzes stand Doktor Rhone an Emilien's Bett, dessen kaum fühlbare Pulsschläge nur noch das schwache Glimmen des Lebenslichtes verriethen. —

Aus der Ferne schallte ein dumpfer Klageruf auf. In diesem Augenblicke öffnete Emilie das erloschene Auge, faltete die Hände und ließelte mit gebrochenem Laute: „Herr, sey gnädig seiner Seele!“ —

Sie neigte das Haupt; der Todesengel nahm die gebrochene Lilie in seine weichen Arme.

Aus der allergeauuesten Zeitberechnung
ergab sich, daß Emilie für den Unglückli-
chen in dem Augenblicke gebetet hatte, als
des Nachrichters Schwert den Faden seines
Lebens durchschnitt. —

Das

Grab giebt Frieden und Sühne.



Mehrere Jahre vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges lebte zu Langenbuch, einem kleinen Dorfe in Sachsen, der Soldner, Gottlieb Köhler, mit seinem Eheweib und mehreren Kindern in einem zwar armen aber zufriedenen Zustande.

Gottlieb und seine Anna waren gottesfürchtige, fleißige, nüchterne Leute, hatten ein dienstfertiges Gemüth, wirthschafteten mit haushälterischem Sinne und gaben ihren Kindern eine religiöse, rechtliche Erziehung. Sie standen in einem allgemeinen guten Rufe und genossen das Wohlwollen und das Vertrauen ihrer Nachbarn.

Martin, ein schöner blauaugiger Knabe, war der Liebling seiner Eltern, denn er zeichnete sich durch Fleiß, Gehorsam und Melancholie vor seinen Geschwistern aus, war aber dabei von ernstem Wesen und wenig Worten. Nur ihn, als er schon das achte Lebensjahr erreicht hatte, schickte Vater Gottlieb in die Schule, weil seine Vermögensumstände nicht von der Art waren, auch für die übrigen Kinder das Schulgeld bezahlen zu können.

Das Pfarrdorf, worin Schule gehalten wurde, lag beinahe eine Stunde von Langenbuch entfernt. Dorthin ging Martin, in einem Eßlösch seine Bücher und ein Stück schwarzes Brod zum Mittagsmahl tragend, schon immer mit dem frühesten Morgen, und kehrte, besonders bei ungünstiger Witterung, oft erst in einigen Tagen wieder nach Hause, denn der Lehrer, der Martin wegen seinem fleißigen, stillen Betragen und unermüdeten Fleiße immer mehr lieb gewann, hatte ihn

getre um sich, ließ ihn mit den Seinigen essen und in seiner eignen Kammer schlafen.

In dem Walde, durch welchen der Fußweg nach dem Pfarrdorse führte, wuchsen an manchen Stellen vorzüglich große, und würzige Erdbeeren. Zufällig hörte Martin von seinem Lehrer, daß er diese Frucht sehr gerne esse, und schon am nächsten Sonntage schritt der Kleine bei anbrechendem Tage mit einem großen Kopfe lustig dem Walde zu, und ergözte sich gar inniglich an der Freude, die über dieses Geschenk sein geliebter Lehrer haben werde. Und er fand, vom Fußpfade ablenkend, eine Stelle, wo im zauberischen Glanze der Morgensonne Tausende der würzigsten Erdbeeren seinem frehen Blicke entgegen glühten, und seine Seele floß über von dem Gefühle des Dankes für die vielen, herrlichen Früchte, die der Gott der Liebe für seine Kinder schuf, und er sammelte mit geschäftiger Auswahl die reifsten Früchte, und

sang sein Morgenlied mit frommen Ges-
fühlen. —

„Du singst ja recht artig!“ — sprach
plötzlich eine Stimme hinter ihm, und als
Martin aufblickte, sah er einen Mann von
hoher Gestalt, der recht gut gekleidet und
auf einen tüchtigen Knotenstock gestützt ihm
freundlich zulächelte.

„Deine Stimme“ — fuhr der Fremde
fort — „ist so rein und kräftig, daß es
ewig Schade wäre, wenn Du Dich nicht
auf die Singkunst verlegen würdest. Dein
Vater soll etwas aufwenden und Dir einen
Unterricht ertheilen lassen.“

Martin. Ich habe wohl größte Freude
am Singen, und weiß recht viele schöne Lieder,
aber, mein lieber Herr! der Vater ist
gar zu arm. Das Schulgeld bringt er fast
nur mit harter Mühe zusammen, wie könnte
er so viel erschwingen, um mich in der Sing-
kunst unterrichten zu lassen.

Die

Der Fremde. Wer ist Dein Vater?

Martin. Der Soldner Gottlieb Kühler in Langenbuch.

Der Fremde. Ach den kenne ich sehr gut, das ist ein Jugendfreund von mir.

Martin. Da Ihr so nahe seyd, Lieber Herr, so werdet Ihr doch meinen guten Vater besuchen, und ihm die Freude machen, Euch zu sehen?

Der Fremde. Das versteht sich, und zwar noch heute Abends. Weißt Du was, lieber Kleiner, jetzt folgst Du mir zu der großen Linde, an welcher die Feldkapelle steht. Du weißt sie doch?

Martin. O sehr gut. Es kreuzen sich dort drei Fahrwege und gleich jenseits der Anhöhe liegt unser Pfarrdorf.

Der Fremde. Richtig. Dort erwarten mich die Meinigen mit Wagen und Pferd. Ich bin ein reisender Musikanst, besuche alle Schlösser und Pfarrhöfe, spiele in

den besten Wirthshäusern auf und habe viel Geld und ein herrliches Leben. In meinem Wagen führe ich immer gutes Essen und Trinken mit. Dorthin gehen wir jetzt, thuen uns gütlich und fahren dann nach Langenbuch.

Gerne und vertrauend folgte Martin mit seinen Erdbeeren dem freundlichen Manne, der so viel von den süßen Freuden, die Gesang und Musik gewähren, zu rühmen und so artige Erzählungen damit zu vereinigen wußte, daß der aufmerksame Knabe gar nicht bemerkte, wie sein Führer die rechte Straße verließ, und durch Gebüsch und dornlose Waldplätze seinen Weg fortsetzte. Plötzlich blieb der Mann stehen, schaute nach allen Richtungen und sprach in verdrießlichem Tone: „da habe ich immer fort geplaudert und darüber den rechten Weg übersehen. Wo werden wir wie uns da heraus finden?“

Martin sah sich in einer Gegend des Waldes, die ihm ganz fremd war, und er-

kannte mit Erschrecken aus dem Stande der Sonne, daß die Mittagstunde schon lange vorüber sey. Mit der Besorgniß, sich in dieser Wildniß nicht mehr zurecht finden zu können und den guten Eltern durch seine Abwesenheit Kummer zu bereiten, trat auch das Gefühl der Ermattung ein, wozu sich Hunger und Durst gesellten. Der bedrängte Knabe brach in Klagen und Thränen aus. „Beruhige Dich, guter Junge, und sey frohen Muthes —“ tröstete der Fremde — „mir fällt so eben ein, daß mich mein Wagen nicht an der Feldkapelle, sondern bei der Wildhütte im Eichengrunde erwartet, und, täusche ich mich nicht, so steht da unten die alte Marterssäule, an der ein Fahrweg vorbeilauft. — Richtig! jetzt sey fröhlich, denn nun haben wir nur eine kleine Strecke zur Wildhütte und mit Sonnenuntergang sind wir in Langenbuch!“ sprach und eilte rasch voran; beruhigt vergaß Martin alle Mühseligkeit, holte sich eine tüchtige Hand voll Erd-

beeren aus dem Topfe und folgte mit muntern Schritten.

An der einsamen Wildhütte, die oft zur Nachtzeit oder bei ungestümer Witterung den Jägern zum Obdache diente, stand ein geräumiger, mit einer Strohmatte bedeckter Wagen, vor welchen ein schönes, kräftiges Pferd gespannt war, das aus einem Futtertöbchen Hafer fraß. Auf dem Wagen saß ein Mädchen von 12 — 14 Jahren; und wand einen Kranz von niedlichen Feldblumen; zwei junge rüstige Weibsbilder waren an einem kleinen Feuer mit Zubereitung der Mahlzeit beschäftigt. „Der Vetter kommt, und mit ihm ein fremder Knabe!“ rief das Mädchen, vom Wagen springend. Die Weiber verließen ihr Geschäft und blickten neugierig den Ankommenden entgegen.

„Bringe ich Euch einen lieben Gast, —“ sprach der Fremde — „dab! Edhnyen meines alten Freundes Adhlet von Längenbuch. Gebt ihm das Beste, was

Ihr habt, dann fahren wir zu seinem Vater und übernachten dort.“ — Er flüsterte ihnen einige Worte zu, worauf gleich eines der Weiber ein Stück Kuchen aus dem Wagen holte und Martin damit bewirthete, der sich in dieser ihm ganz fremden Gesellschaft sehr befangen fühlte und scheu und ängstlich war. Auf einen Wink des Mannes, der sich am Feuer niederließ und mit den Weibern ein leises Gespräch begann, zog Rosalie, so hieß das Mädchen, Martin am Stamme einer dicht belaubten Buche in den beschatteten weichen Rasen, belehrte ihn, daß der liebe freundliche Mann Ulrich heiße und ihre Vetter, jene mit dem schwarzen Lockenkopfe seine Frau und die andere eine gute Freundin von ihnen sey, erzählte von den vielen schönen Städten und freundlichen Dörfern, wo sie immer mit Freuden empfangen und für Gesang und Saitenspiel reichlich belohnt würden, und plauderte so angenehm und so vertraulich, daß Martin, der schüchterne, be-

sangene Knabe, dessen Umgang sich nie über den mit seinen Eltern und dem Vetter, mit Geschwistern und Spielgefährten ausgedehnt hatte, allmählig so froh und muthig wurde, als hätte er von der Blüthe der Kindheit an in dieser traulichen Umgebung gelebt.

Das Essen wurde aufgetragen. Ein mit üppigem Moose freundlich bekleideter Raum war der kunstlose, dufende Speisesaal, dessen geringe Decke sich aus dicht verzweigten Zweigen majestätischer Bäume gestaltete. Froh lagerte sich die Gesellschaft um die dampfende Schüssel, aus der eine herrlich bereitete Gans dem lüfternen Gaumen winkte. Martin, der, nach frommer Sitte, nie an sein Gericht Erdäpfel ohne Tischgebete ging, vergaß über den, ihm nur dem Namen nach bekannten Braten, die Pflicht der Abkacht und aß mit Heißhunger.

Raum ward aufgekehrt, da häupte Rosalie an den Wagen, holte für sich eine

Gitarre, für Better Ulrich eine Geige, lehnte sich an eine schlanke Fichte und sang, vom Saitenspiele begleitet, ein Lied, und die Weiber, sich an Martins Seite lagernd, fielen mit schöner, kunstgeübter Stimme in den Gesang ein.

Selch einen wohlklingenden, reinen Gesang und selch ein sanftes, einklingendes Spiel der Gitarre und Geige hatte Martin noch nie gehört. Wunderbare Bewegungen berührten im Wechsel der aufstammenden Leidenschaftlichkeit und der sanftesten Nührung, der Begeisterung und der Behmuth des Knaben Gemüth, und als jetzt die Stimmen schwiegen, und die Saitentöne in leisen Besungen verhallten, da hob der entzückte Knabe das in Thränen schwimmende Auge empor und breitete seine Arme weit aus, als wollte er eine Welt umfassen und an seine trunkene Brust drücken.

„Die Sonne scheidet und wir müssen bald nach Langenbuch ausbrechen!“ — sprach

Ulrich — „doch wollen wir uns noch zuvor mit einem Glase Wein laben.“ Mädchen und Mundschent, Rosalie! für uns bringe nur etwas gewöhnliches, aber unser lieber, arztiger Gast muß besonders geehrt werden. Ihm kredenze von dem versiegelten Fläschchen!“ rasch brachte die flüchtige Rosalie das Verlangte, setzte sich an Martin's Seite, reichte ihm einen gierlich aus Wurbaum geschnittenen Becher, den sie gefüllt hatte mit perlendem Weine, und bat, ihn mit einem raschen Zuge auf ihr Wohl zu leeren. Martin, dessen Zunge noch nie einen Tropfen Wein gekostet hatte, war muthig genug, den Becher zu leeren auf das Wohl des holden freundlichen Mädchens. Wie flüchtiges Feuer ergoß sich das geistige Getränk durch sein ganzes Wesen und der süßeste Honig, mit dem die Mutter ihrem Lieblinge oft heimlich das magere Brod würzte, war nicht süßer, als dieser Traubensaft. Schnell füllte Rosalie den Becher wieder, und sang ein muthes

reß Liedchen über die Freude der Weinlese, Ulrich trank mit Martin auf die Gesundheit des alten, biedern Vaters, dann auf die seiner braven heißgeliebten Mutter, und nach diesen kamen seine geliebten Geschwister, auch der wackere Schullehrer an die Reihe, sie füllte geschäftig die Gläser, nippte vom Becher des kleinen ihr zulächelnden Nachbarn, und als jetzt Ulrich zum Ausbruche mahnte, alles noch einmal auf ein glückliches Fortwähren ihrer Bekanntschaft anstieß, und die Reige schlürfte, da sank Martin sanft nieder und — das Bewußtseyn war entflohen.

Martin erwachte. Er fühlte brennenden Durst, und eine Erschlaffung lag, wie lähmend, auf seinen Gliedern. Das umflorte Auge wurde immer lichter und es trug

ten ihm fremde Gegenstände entgegen. Es war nicht die Stube seiner Eltern, nicht die seines Lehrers, worin er sich fand, es war ein unbekanntes Gemach, das von den Klagen tönen des bedrängten Knaben wiederhallte. „Wo bin ich, was ist mit mir geschehen?“ jammerte der Arme und faltete die zitternden Hände und flehte zum himmlischen Vater um Hülfe und Schutz.

Ulrich trat in die Stube. Des Mannes Erscheinung gestaltete eine dunkle Erinnerung in des Knaben Seele, die immer mehr das Reich der Träume durchdrang, das chaotische Gewirr der jüngsten Ereignisse allmählig in ein geordnetes Bild brachte und die freundlich erkannte Gestalt mit Erheiterung begrüßte.

„Hast Du endlich einmal ausgeschlafen, Du kleine Schlafmühe!“ sprach Ulrich und streichelte des Knaben Wange. — „Du hast uns, besonders Rosalien, viele Sorgen gemacht. Stehe auf und kleide Dich an, dann

komme in die Stube gegenüber, wo Dich ein gutes Frühstück erwartet." Ulrich ging und Martin folgte ihm in wenig Augenblicken. Er konnte dem Drange nicht widerstehen, das Haus und seine Umgebung von außen zu beschauen, und besonders nach Langenbuch sich umzusehen, doch ein gewaltiger Fanghund, der dicht vor der Hausthüre an einer langen Kette lag und grimmig auf ihn los fuhr, schreckte den Erschrockenen schnell zurück. In der Stube, die Martin betrat, saßen zwei Männer, Vater und Sohn, mit Ulrich an einem Tische, und hatten einen großen Ziegel Salbe vor sich, woraus sie kleine Töpfe füllten. Freundlich wurde der Knabe bewillkommenet, und gleich trat Rosalie aus einer Nebenkammer mit warmer Biersuppe, die duftend und süß war und von Martin mit vielem Appetite verzehrt wurde. Ruhig sah er dem Geschäfte der Männer zu, welchen Ulrich die Bereitung der Salbe ausführlich erklärte und ihre Güte hoch rühmte,

als sie aber jetzt fertig und Altes und Neues bei Seite geschafft waren, da wurde seine Sehnsucht nach dem väterlichen Hause immer reger, seine Angst um die bekümmerten Eltern immer drückender, und er bat Ulrich recht dringend, den Weg nach Langenbuch anzutreten.

Ulrich (höhnisch lachend). Nach Langenbuch willst Du? Den Weg dahin hast Du verschlafen, armer Junge. Frage einmal Meister Kilian, wie weit wir von Langenbuch entfernt sind!

Meister Kilian. Langenbuch? Ich war noch nie da, weiß aber sehr wenig. Wüßte, der in der Nähe ansäßig ist, daß von hier dahin gute fünf Tagereisen sind.

Martin (erschrocken). Das ist ja ein erschrecklich weiter Weg! — Aber Ihr scherzt wohl nur. Wie kann man seit gestern fünf Tagereisen machen.

Ulrich. Jawohl seit gestern! Als ich Dich im Walde fand, hatten wir Sonntag,

nun heute ist Freitag. Du hast geschlafen
trog dem besten Siebenschläfer.

Martin wußte nicht, ob er träume,
eder ob man ihn zum Essen hatte. Der
unerfahrene, arglose, gutherzige Knabe ahnete
nicht, die Beute des gefühllosten Eigens-
nusses, der allerschwarzesten Bosheit zu seyn.
Er drang in die Männer und beschwor sie,
ihm das Wahre zu sagen, er rannte zu den
Weibern, und fragte und gab die besten
Schmeicheleien; alle betheuereten ihm mit
lautem Lachen, daß man fünf Tagereisen
nach Langenbuch habe und er seit Sonntag
Abends wie eine Ratte geschlafen habe.

Lange stand er, sinnend über alle die
Räthsel, die ihn umgaben; er vermochte
nicht, den fest geschürzten Knoten zu lösen;
und die bis zur furchtbarsten Angst gesteigerte
Sehnsucht nach Eltern und Heimath ließ
ihn alles andere vergessen. Mit Thränen
umklammerte er Ulrichs Kniee und flehte
mit den rührendsten Worten, ihn nach Hause

zu bringen. „Leitet mich nur, Vater, auf die nächste Straße, die dahin führt, und ich werde bei den Meinigen gewiß glücklich anlangen. Gott ist ja über uns und seine Vaterhand wird mich schützen. O lieber Herr, ich halte es hier nicht länger aus; denn ich weiß zu gut, wie tief meine lieben Eltern um mich bekümmert seyn werden.“

„Nun ist der Augenblick gekommen,“ — begann Ulrich und zog den Knaben an seine Seite — „Dir reinen Wein einschenken. Die einfältigen Gedanken an die Helmkehl schlage Dir aus dem Sinne. Als ich Dich bei der Erdbeerlese fand, gefiel mir Deine Gestalt, noch mehr aber Deine Stimme; ich beschloß, mich Deiner väterlich anzunehmen, und an Dir einen tüchtigen Musiker heranzuziehen, der sich einst Brod und Ehre reichlich zu erwerben vermag. Rosalie und meine Frau werden Dich im Gesange unterrichten, und ich lehre Dich, die Geige spielen und das Horn blasen. Dabei hast Du

immer fröhliche Tage, täglich gutes Frühstück und gute Mahlzeiten, bekommst schöne Kleider und machst die angenehmsten Reisen, um die Dich mancher vornehme Herr beneiden würde. Topp, lieber Junge, wir bleiben zusammen in Lust und Freude."

"Du hast von großem Glück zu sprechen" — fiel hier Meister Niklas ein — „dem wackern Bettler Ulrich begegnet zu sehn. Auf Deinem armseligen Dorfe wärst Du doch immer nur ein geplagter Tagelöhner geworden, und hättest Dich kaum Sonntags an einem Gericht Klöße und einer Kanne Dünnbier ergötzen können, während Dir jetzt täglich Braten und Wein aufgetischt werden. Und was werden sich Deine Eltern viel daraus machen. Die armen Leute sind froh, ein Maul weniger stopfen zu dürfen. Wahrlich, Martin, Du bist zur guten Stunde ausgegangen."

Martin war wie vom Donner berührt. Er sah sich in den Händen fremder Men-

schen, die er, trotz ihrer Freundlichkeit, trotz aller schönen Verheißungen nicht lieben konnte, während sein Herz mit unendlicher Liebe an Eltern und Lehrer hing. Die Sehnsucht nach ihnen wurde mächtiger als die Furcht, der Knabe fühlte sich stark und muthig wie ein Mann, und er sprach mit trotziger Haltung: „Herr Ulrich, Ihr habt mich weit hinweg geschleppt von den Meinigen, und ich bin in Eurer Gewalt, aber bei Euch bleibe ich nicht, denn Ihr seyd ein böser Mann, weil Ihr einen armen Knaben von guten Eltern losreißen wollt. Wisset also, daß ich, sobald wir in das nächste Dorf kommen, laut um Hülfe rufen und Euch als einen Knabenräuber anklagen werde. Der allgütige Gott sendet mir gewiß gute Menschen, die mich aus Euren Klauen erlösen werden!“

„So verwegene wärest Du, Bürschchen?“
 lachte ihm Ulrich höhnisch zu, — und er stand auf mit wild rollenden Augen und
 dun-

dunkelglühendem Gesichte, faßte den Knaben bei der Brust, zog ein langes, scharfes Messer hervor und schrie mit furchtbarer Stimme: „so wisse auch Du, daß ich, sobald Dein Mund, sey es heute oder nach Jahren, nur mit einer Sylbe verräth, daß Du nicht mein, sondern fremder Leute Kind bist, mit diesem blanken Messer Dich ermorde, nach Langenbuch eile, dort die Strohütte Deiner Eltern in Brand stecke und ihnen einen gräßlichen Tod in den Flammen bereite!“

Auf daß war der Knabe nicht gefaßt. Des Mannes kernsunkelnde Blicke, die furchtbare Stimme, der Gedanke ermordet zu werden, die erschütternde Vorstellung von dem Flammentode seiner Eltern vernichteten ihn. Todtenbleich zitterte er unter der gewaltigen Faust des Bösewichts. „Willst Du mir Verschwiegenheit und Gehorsam geloben!“ donnerte Ulrich und zückte das blinkende Messer. — „Ich gelobe!“ stammelte der

Bebende und sahl in die Knie. „Das ist Dein Glück!“ entgegnete Ulrich, warf das Messer auf den Tisch und die Weiber nahmen Martin mit sich in die Nebenkammer, wo sie durch Geschenke, Liebesungen und noch die glänzend ausgestattete Aussicht, als kunstreicher Musiker heimkehren und seinen Eltern vieles durch seine Kunst erworbenes Geld überbringen zu dürfen, des Knabens schmerzlich aufgeregtes Gemüth beschwichtigten und ihn für seine neue Lage immer mehr gewannen.

Von dieser Stunde an blieb sich Marssns Leben durch eine Reihe von drei Jahren so ziemlich gleich. Man zog von Dorf zu Dorf, spielte in Pfarrhöfen und Gasthäusern auf und machte Abwege auf Klöster und Edelhöfe. Städte und große Marktflecken wurden beinahe stets vermieden; „um den einheimischen Musikanten nicht die Nahrung zu schmälern,“ äußerte sich Ulrich. Übernachtet wurde sehr oft auf Einödhöfen,

aber größtentheils auf Wassenmeisereien, wo Ulrich überall wie ein lang bewährter Freund aufgenommen wurde. In solchen Häusern blieb die Gesellschaft jederzeit einige Tage, ging, mit Ausnahme Martins, der zurück bleiben mußte, in Begleitung der männlichen Hausgenossen, bei Anbruch der Nacht fort und kehrte mit der Morgenröthe heim. Daß nach solch einem nächtlichen Ausfluge immer einige Stücke Leinwand oder andere Waaren aufgeladen wurden, konnte Martin, dem die Schlichtung des Gepäcks oblag, nicht entgehen, doch dachte er nichts Arges dabei, sondern freute sich darüber, weil Dorothea, Ulrichs Frau, und Martins vorzügliche Gönnerin, von dem Erlöse aus diesen — eingetriebenen Ausständen, wie sie solche Waaren nannte, ihm jederzeit Geldgeschenke machte. — Auch in dichten großen Wäldern, zu welcher Jahreszeit immerhin, wurde oft zur Zeit der Dämmerung angehalten, Feuer gemacht, gelebt, gegessen und getrunken.

Dorthin kamen, jederzeit gleich nach der Ankunft, einige Männer, unterredeten sich in eigener Sprache mit Ulrich, gingen fort und brachten während der Nacht ein, oft auch mehrere Pferde, für die sie Geld empfingen. Dann wurde hastig aufgebrochen, die Pferde theils vor den Wagen gespannt, theils an die Seite gebunden und die Reise mit ungewöhnlicher Eile fortgesetzt, so daß sie mit Tagesanbruch viele Meilen zurück gelegt hatten, wobei Ulrich alle Heerstraßen mied, nur Seitenwege einschlug, und in Gehölzen übernachtete, bis er, nach mehreren Tagereisen, eine ihm schon bekannte, einsam gelegene Meisterei erreichte, und die Pferde verkaufte oder 1 ausste.

Martin hatte es im Gefange und in der Behandlung der Geige und des Horns im Laufe dieser drei Jahre zu einer Fertigkeit, auf wirklich gründliches Wissen geführt, gebracht, die an dem talentvollen und fleißigen Schüler zu großen Hoffnungen berech-

tigte. In den Morgenstunden gab ihm Rosalie, die während der Reise immer an seiner Seite saß, Unterricht in den Elementen der Singkunst, dann übernahm ihn Dorothea und ihre Freundin, treffliche Sängern, und sangen ihm Lieder vor, die er mit Rosalien wieder sang. An den Ruhestunden, oder während eines langen Aufenthalts, den ungünstige Witterung oder Bequemlichkeit, oder Ulrichs Geschäfte herbeiführten, ging es über die Violine, später über das Horn. Der gutherzige, fähige, fleißige Martin war der Liebling Aller, und das Leben floss ihm heiter hin, aber oft störte ihn aus seiner ruhigen Fröhlichkeit der Gedanke an die geliebten, gewiß tief um ihn bekümmerten Eltern, und dann war er schmerzlich betrübt, floh die Menschen und weinte sich aus. Ein rechtes, herzliches Vertrauen, eine innige Liebe konnte er zu seiner Umgebung nie gewinnen. Er, der fromm Erzeugene, dem Gott das Höchste und

das Gebet, das Heiligste war, sah nie ein Glied dieser Gesellschaft zur Morgen- und Abendstunde beten, oder die Kirche besuchen, in die er bei jeder Gelegenheit eilte, und immer darüber zum Gespötte wurde. In der Hütte seiner Eltern, im Hause seines Lehrers hörte er nur fromme, liebevolle Gespräche und die Schamhaftigkeit ward ihm vor allem am Schärfften eingebläst. Hier ergoß man sich in empfindende Boten, und schamlos entkleideten sich vor des Knaben keuschem Auge Ulrich und die Seinigen. Der eilfsährige Knabe fühlte sich besser als diese, selbst besser, als Rosalie, die doch immerhin die sitfamste, die züchtigste ihrer Gefährtinnen war, und stets den Kreis der Ihrigen floh, wenn die zu oft geleerte Flasche alle Schranken des Anstandes, des Schamgefühls, der Büchtheit gebrochen hatte.

Drei Jahre, in welchen die Gesellschaft einen großen Theil Deutschlands in verschiedenen Richtungen durchwandert hatte, waren

vorübergegangen. Es war gerade der Tag, wo Martin in Ulrich's Hände gerieth. Die Gesellschaft kam schon zu guter Zeit auf einem Einödhofe an, der an der böhmischen Grenze lag und einer armen Wittwe gehörte. Es gebrach an Lebensmitteln. Ulrich, der Tags zuvor in einem Pferdehandel sehr glücklich und heute nach einer guten Mahlzeit besonders lüstern war, ritt selbst nach dem nahen Städtchen und kehrte mit einem ansehnlichen Vorrathe von Lebensmitteln zurück, wobei die liebe Brantweinflasche nicht vergessen war. Man aß und trank, machte Musik und war froher Dinge. Ulrich sprach dem Glase tüchtig zu, und je mehr er trank, desto lärmender und unsittlicher wurde sein Betragen. Er überhäufte Rosalien mit Schmelzcheltenworten, und nannte sie seine kleine liebe Braut. Das Mädchen flog aus der Stube. Ulrich strebte ihr nachzukommen, aber die Weiber umschlangen ihn, und suchten den Trunkenbold mit den sanftesten Worten zu

beruhigen. Ulrich tobte, die Wölfe liebles-
ten ihn immer mehr, und Martin, der wie
schon öfters, eine Scene der pöbelhaftesten
Rohheit, oder der ekelhaftesten Schamlosig-
keit voraus sah, eilte auf den Heuboden,
wo seine Lagerstätte war.

Er lag schon länger als eine Stunde
auf seinem Heulager, aber schlief. Herr-
lich leuchtete der Mond am spiegelreinen
Himmel und alle Fluren und Hügel schwa-
men in seinem magischen Lichte. Die Nacht
war gar zu schön. Martin kam auf den
sonderbaren Einfall, eine dem Hause gegen-
über liegende Anhöhe zu bestiegen, und der
ruhenden Natur mit den süßesten Tönen
seines Waldhornes ein Ständchen zu bringen.
Munter kleidete er sich an und schlich, das
Horn unterm Arme, der Treppe zu. Nahe
an dieser hörte er Jemanden mit schwerfälli-
gen unsichern Tritten heraufsteigen. Er duckte
sich in eine dunkle Ecke, um dem späten
Wandler zu entgehen, in welchem er beim

Lichte des Dachsenflers seinen Meister erkannte, der in die gegenüber liegende Kammer taumelte.

„Was mag wohl Herr Ulrich zu dieser Stunde in Rosaliens Schlafkammer zu thun haben?“ dachte der unschuldige Knabe und setzte seine musikalische Nachtwanderung fort. Da hörte er, wie Rosalie laut aufschrie, und Ulrich tobte und drohte; er hörte sie ringen, dann einen dröhnenden Fall; jetzt sprang die Kammerthüre auf, und Rosalie, kaum bekleidet, stürzte heraus.

„Was giebt es?“ flüsterte ihr Martin entgegentretennd zu. „Ras und fliehen.“ —

„Ich habe Ulrich erschlagen!“ stammelte Rosalie und klammerte sich bebend an den Erschrockenen. Der Gedanke an einen Mord, das Gräßlichste, was sich der Knabe vorstellen konnte, brachte ihn zum Begriffe, daß hier nichts schneller zu thun sey, als zu fliehen. Rasch zog er das Mädchen auf den Heuboden, wo alles Gepäck lag, süßte

ein Felleisen mit seinen Habseligkeiten und Rosaliens Attributen, die er aus einer Kiste zusammen rastle, machte eine Öffnung in das Dach, sprang hinauf, ließ Rosalien an einer starken Stange herabgleiten, und stieg mit ihr, das Felleisen auf der Schulter, in den nahen Walde zu; an dessen Saum die Gränze von Böhmen hinlief.

Martin und Rosalie eilten mit beschleunigten Schritten in gerader Richtung fort. Kein Gebüsch, keine Schlucht, keine Anhöhe hemmte ihren Lauf. Die Angst schwang ihre treibende Geißel, doch schon nach einer Stunde der angstrengtesten Eile verlor sich die Kräfte, und sie hatten keinen Athem mehr in der stehenden Brust. Sie schauerten und warfen scheue, ängstliche Blicke umher und lauschten, ob man ihre Spur verfolgte. Gerade vor ihnen lag eine Masse von Felsen, die eine Höhle bildeten und von hohen Kiefern umschlossen waren. Sie winkten einander zu; denn sie hatten nicht den

Muth zu sprechen, und krochen unter die Felssteine, wo sie einen Versteck und ein trocknes Laubbett fanden. Schweigend saßen sie da und beteten still vor sich. Rosalie wurde immer andächtiger, immer gerührter. Sie warf sich auf die Knie, faltete die Hände und lehnte das Haupt an den Felsen. An ihrer Seite kniete Martin und betete.

Die Wipfel der Bäume begannen zu glühen im rothigen Schimmer der aufzudeckenden Morgenröthe, und des Waldes besiedelte Sängerknaben begrüßten den jungen Tag mit melodischen Tönen. „Ich habe gebetet“ — sprach Rosalie und trocknete das nasse Auge — „ich habe die lang versäumte Pflicht der Andacht erfüllt und meinem Schöpfer das heiße Gelübde gethan, auf seine Wege zurückzukehren und gut und fromm zu werden. Ich fühle neuen Muth und neue Kraft, denn ich habe mein Schicksal in Gottes Vaterhände gelegt. Wir wollen jetzt fortwandern, lieber

Martin, und finden wir in dieser Waldung einen Fahrweg oder Fußpfad, so verlassen wir ihn in östlicher Richtung. Vom Eintrichs- hofe sind nur zwei Stunden nach dem Graus- enklöster Annaberg und dort wird uns liebe- reiche Aufnahme und ein weiser Rath für die Zukunft werden.“ Sie brachen auf und fan- den bald einen Fahrweg, auf welchem sie eilig fortschritten.

„Hast Du ihn wirklich getödtet?“ fragte Martin, den die Erinnerung an Ulrich nicht verließ.

Rosalie: Ach Gott, mit einem ein- zigen Schläge. Das Stück Eisen, welches ich im Ringen mit ihm zufällig am Fehster fand, war schwer und scharf und der Streich nach der Stirne mit aller möglichen Kraft geführt. Lautlos stürzte er zusammen, kein Leben regte sich in ihm und das Blut quoll im schwarzen Strome aus der klaffenden Wunde.

Martin. Barmherziger Gott, da ist etwas Schreckliches geschehen.

Rosalie. In dieser mit allen Lastern verschwisterten Gesellschaft, unter diesem fürchterlichen Gesindel bewahrte ich mich stets rein.

Martin. Liebe Rosalie, Du thust wohl diesen Leuten zu viel. Es haben mich allerdings meine Eltern und Lehrer gelehrt, daß die Unterlassung des Kirchenbesuchs und der häuslichen Andacht, daß die Wöllerei und Schamlosigkeit große, den lieben Gott schwer beleidigende Sünden seyen; ich habe auch Herrn Ulrich, Frau Dorothea und Adelheid nie beten, dagegen sehr oft betrunken, und in Worten wie in Gebärden schamlos gesehen; aber rechtliche Leute sind sie, die Niemand Unrecht und den Armen Gutes thun. Waren wir doch überall gut aufgenommen bei Vornehmen und bei Geringen, und auf vielen Schlössern, wo wir öfters hinkamen, nannten die edlen Herren ihn im-

niet ihren fidehlichen, braven Spißmann. Es sind arge Sünder, diese Leute, aber ein Gefindel gewiß nicht, das Betrug und Raub treibt.

..... Rosalie. Du bist ein herzenguter, unverdorbnr, argloser Knabe, der aber die Welt und ihre Bewohner noch zu wenig kennt, und Schein und Wahrheit nicht zu unterscheiden vermag. Ich will Dich mit dieser Gesellschaft und ihrem Walten und Treiben genauer bekannt machen. Ulrich zog schon in seiner frühesten Jugend mit einer schlechtgesinnten Musikkande herum und wurde in alle Laster eingeweiht. Bei einem im Salzburgerischen verübten Einbruch kam die Kande in gefängliche Haft, ihm gelang aber aus der Trohnsfeste zu entspringen, und sich nach Thüringen zu flüchten, wo er Waffens knecht wurde. Er durchstrich als solcher einen großen Theil von Teutschland, machte sich auf Meistereien und einzelnen Gchöften bekannt, bewährte sich bei Schlechtgesinnten

als unternehmender, tühtner Geschäfte, bei rechtlichen Leuten als ein frommer, kluger, theilnehmender, arbeitliebender Freund, und gewann dadurch überall Liebe und Vertrauen. In Koblenz entführte er Dorothea und Adelheid, die dort Lehrerinnen in einer Singeschule, aber höchst leichtsinnige Geschöpfe waren, kaufte sich vom geraubten Gelde Wagen und Pferde, reiste als Musiker, trieb dabei das Gewerbe eines Thierarztes, und raubte, wo sich Gelegenheit fand. Diese Bruchstücke seiner Lebensgeschichte, wie auch, daß er mich als vierjähriges Mädchen von einem Bettelweibe kaufte, erzählte er mir in einer Stunde der Trunkenheit, wo er versicherte, mich zu großen Dingen bestimmt zu haben. Daß ich bisher nicht ganz an Leib und Seele zu Grunde ging, verdanke ich allein der Gnade des Allmächtigen, zwei guten Erbauungsbüchern, die ich einst in einem Pfarrhose mitnahm und auch mancher guten Lehre Adelheids, welche allmählig an diesem

Pasterleben Abscheu bekam, aber, ~~du~~ die Un-
 möglichkeit Ulrichs Wachsamkeit zu ~~über-~~
 hen und in ihre Vaterstadt zurückzukehren;
 doch eine gute Nacht, die meiner Bewachung
 und Bekehrung ~~zu~~ üben wollte. Daß Du
 mehrere Tage ~~und~~ Nächte ununterbrochen ge-
 schlafen habest, war eine häßliche Lüge;
 denn wir hatten von jener Wildhütte, wo
 ich Dich auf Ulrichs Geheiß betrunken machte,
 nur eine kleine Strecke zur Nachtherberge,
 und von dieser höchstens eine halbe Meile
 nach Langenbuch. Bei den Nachtwanderun-
 gen, wo Du zu Hause bleiben mußt, sie-
 len immer Einbrüche vor, zu denen Ulrichs
 Gesellen schon früher wohl berechnete Anstalts-
 ten getroffen hatten. Ich mußte unter den
 furchtbarsten Drohungen beinahe jeden Raub
 mitmachen, wobei ich das Amt einer Schild-
 wache zu versehen hatte. Als ich einst, hart
 außerhalb des Fensters einer Schlafkammer
 stehend, über das Wehklagen der Geknebel-
 ten und zum Gesändnisse ihrer Baarschaft

gequälten Hausleute so außer mir ward, daß ich in die Stube drang, die Bande einer halbtodten Frau durchschnitt und dem grausamen Bösewicht die heftigsten Vorwürfe machte, da mißhandelte er mich, daß ich mehrere Wochen mich nicht bewegen konnte. Die Pferde, welche oft nächtlicher Weile fremde Männer brachten, waren von der Weide hinweg oder aus den Ställen geraubt, daher die schnelle, rastlose Eile, mit der wir aus jenen Gegenden flohen, und die Gutthaten, die Du vorhin rühmtest, waren meistens an Menschen gespendet, die ihm Kunde aus der Umgebung brachten. Daß Ulrich auf vielen Edelhöfen als ein wackerer Mann galt, lag in der Feinheit seines Benehmens, in seiner angeheuchelten Biederkeit und in seiner tiefen Menschenkenntniß, und daß man ihn wieder auf andern oft mit großer Sehnsucht erwartete, hatte das, auf dem Lande seltne Vergnügen, welches unser Gesang und die gute Begleitung

der Instrumente gewähreten, zu Grunde. Ich habe Dir nun genug gesagt und bezeuge aus der Tiefe meines Herzens, daß ich Gott auf meinen Knien täglich ansehn werde, die Erinnerungen dieser Tage der Verworfenheit aus meinem Gedächtnisse zu vertilgen, und über mich schwere Leiden zu verhängen, damit ich durch ergebungsvolle Duldung, und durch muthigen Kampf mit jedem Reize der Sünde allmählig die beleidigte Tugend versöhne.

Sprachlos, vom Entsetzen durchschauert, hatte Martin Rosaliens anklagende Worte gehört. Wie eine erdrückende Last lag es auf seiner Seele, drei Jahre in solch einer Umgebung hingelegt zu haben, und sprach ihn auch sein Bewußtseyn von jeder, selbst der leisesten Theilnahme an diesen Greuelthaten frei, so konnte er sich doch nicht beruhigen über den peinvollen Gedanken, so lange von dem Gewinne der Betrügerei und des Raubes mitgeschwelgt zu haben. Die Jam-

merldne, die Thränen der Unglücklichen zogen wie eine glühende Welle durch seine schmerzende Brust und er gelobte mit heißer Andacht, alles, was er seit seiner Verbindung mit Ulrich besäße, dem ersten Priester, über dessen Schwelle er schreite, zur Vertheilung unter die Armen zu übergeben.

Die Sonne stand schon hoch, und der Wald wurde immer dichter und dunkler. Sie hörten das Riesel einer Quelle und froh eilten sie dahin, den trocknen Gaumen zu erfrischen. Die Quelle entlang wuchsen gesunde, süße Beeren im Ueberflusse. Das frische Quellwasser und die saftigen Früchte hatten die Flüchtlinge sehr erquickt und mit erneuerten Kräften setzten sie ihre Wanderung fort. Der Fahrweg lief in mehrere Kreuzwege aus, sie wählten einen, der nach östlicher Richtung und in einen Fohlweg führte, dann eine breite Straße durchschnitt, gerade auf dieser Stelle hörten sie weit hinter sich das Rassel eines Wagens, dann

starke eilende Tritte, plötzlich ein Welterstöhnen
des „Halt“. Erschrocken sahen sie sich um, er-
blickten einen rasch daher schreitenden Mann,
in einen Mantel gehüllt, das unbedeckte
Haupt mit einem blutigen Tuche umwunden,
und — o Entsetzen — erkannten in ihm den
furchtbaren Ulrich. Flüchtig, wie verscheuchte
Rehe, sprangen sie die Hohlgaſſe hinaus,
dem dichtesten Gebüſche zu, da fiel ein
Schuß: „barmherziger Gott!“ schrie Mar-
tin, taumelte und stürzte leblos nieder.

Martin's Wunde war nicht tödtlich.
Die Kugel — der Bösewicht hatte gut ge-
zielt — war dicht unter dem Halse durch-
gegangen. Der viele Blutverlust und die
starke Erschütterung führten eine langwährende
Ohnmacht herbei. Ein böhmischer Bauer,
der aus der Mühle heimkehrte und neben

seinem Wagen berging, fand den Leblosen. Im Geiste jenes edlen Samaritaners eilte ihm der brave Landmann zu Hülfe, verband die Wunde, und trug ihn auf seinen Wagen, wo er ein bequemes Lager bereitete. Im Dorfe angelangt, wurde schnell der Wundarzt geholt, dessen Kunst und Bemühung es bald gelang, den Ohnmächtigen wieder zu sich zu bringen.

Martins erste Frage war nach Rosalien. Der Bauer wußte nichts davon zu sagen. Er hatte wohl einen Schuß, eine hülfserufende Stimme, das Rollen eines rasch dahin eilenden Wagens gehört, aber alles dieses in weiter Entfernung, überdies war seine Gegenwart bei dem schwer beladenen Wagen und auf dieser sehr unsicheren Straße zu nöthig, um sich entfernen zu können.

Der erste Gang des genesenen Martins war zum Pfarrer des Orts, um ihm für seine täglichen Besuche zu danken und weiß

sen Rath in seiner Lage, die ganz isolirt war, zu erbitten. Mit kindlicher Offenheit und strenger Wahrheit erzählte er alles, was ihm seit jenem Morgen, wo er das Haus seiner Eltern verließ, begegnet sey, wie er gelebt, was er gesehen und gehört, was er auf seiner Flucht aus Rosaliens Munde vernommen habe. Am Ende seiner ausführlichen, treuen Erzählung zog er einen Geldbeutel hervor und schüttete blankes Gold auf die Tafel. „Hier habe ich achtzig Thaler. Es sind Geschenke, die ich theils in den Häusern reicher und vornehmer Leute für Gesang und Musik, theils von meinem Meister bei Gelegenheiten eines besonders reichlichen Verdienstes erhielt. Bei dem Allmächtigen Gott, der mir das Höchste, das Heiligste ist, bezeuge ich, daß auch nicht einen Heller davon ich auf einem unrechtmäßigen, schuldvollen Wege erwarb. Aber jedes Goldstück brennt mich wie die Flamme des ewigen Verderbens, denn auf so vielen haf-

ten die Thränen und die Jammerthene unglücklicher Menschen, und ich kann alles nur mit tiefem Abscheu betrachten, was ich, auch bei der strengsten Theilnahmlosigkeit an jedem verübten Greuel mit in der Umgebung des Lasters gesammelt habe. Und nun flichte der Knabe mit rührenden Worten, dieses Geld unter die Armen des Dorfes auszutheilen.

Mit bewegtem Herzen hatte der liebevolle Priester des Knaben Erzählung und Bitte angehört. „Du bist“ — sprach er — „unschuldig an allem, was sich im lasterhaften Treiben um Dich bewegte, und sehr lobenwürdig, daß Du, von keinem guten Vorbilde, von keiner religiösen Ermahnung angeregt, die Liebe zur Gottheit, und die Reinheit Deines Herzens bewahrtest. Dein Abscheu vor diesem Golde beurfundet ein zartes Gefühl und die Bitte um Vertheilung unter die Armen ein wehlthätiges Gemüth, aber hier erfordert meine Pflicht als Seel-

forger und Mensch, Dir zu sagen, daß dieses Gold für Dich mit keiner Schuld, damit keinem Glücke belastet, sondern Dein rechtmäßiges Eigenthum, und Dir gegenwärtig ein hoch zu schätzender Nothpfennig ist. Wie man ihn aber für Dich zweckmäßig benutzen, und was für Deine, von mannigfaltigen Beschwernissen umgebene Lage am Besten geschehen kann, darüber werde ich reiflich nachdenken, und wünsche zugleich, daß auch Du über die Wahl Deiner neuen Lebensbahn mit Kopf und Herz zu Rathe gehest. Ich erwarte Dich morgen zu dieser Stunde. Nun gehe, lieber Martin, und bitte den Allmächtigen, daß Er uns Beiden einen Strahl seines weisen, unendlichen Lichtes sende, auf daß wir den besten Theil erwählen."

Martin erschien zur bestimmten Stunde. Der Pfarrer führte ihn in seinen Garten, wo sie sich in einer Laube niederließen. „Es wäre das Zweckmäßigste" — begann der

Ehrwürdige — „einen redlichen, vertrauten Mann aus der Mitte unsrer Gemeinde zu erwählen, der Dich in das Haus Deiner Eltern zurück führte, deren Herzen das Wiedersehen des schmerzlich vermißten Sohnes ein großes Fest und deren drückenden Umständen Dein kleiner Schatz zur wohlthätigen Erleichterung würde, aber im gegenwärtigen Augenblicke wäre das Unternehmen ein zu gewagtes, da der vor einigen Monaten in Dresden (am 25. December 1745.) abgeschlossene Friede bei den Kriegsführenden Mächten Truppenauflösungen herbei führte, und viele Soldaten nahrunglos machte, die jetzt mit dem Elende kämpfend zerstreut umherziehen und einzelnen Reisenden höchst gefährlich sind, überdieß würde die Zartheit Deiner Jugend und die Weichlichkeit eines durch keine Anstrengungen erhärteten Körpers eine so lange dauernde Reise nicht vollenden lassen. Du bist ein offener, frommer, verständiger Knabe und meinem

Herzen lieb geworden. Ich nehme Dich in mein Haus auf, gebe Dir Nahrung und Unterricht und werde väterliche Sorge tragen, daß Du dem Stande, für welchen Du Dich in der Folge bestimmst, in jeder Beziehung Ehre machst. Ich meine es redlich mit Dir und es soll die süßeste Freude meines Greisenalters seyn, jede Bemühung um Dich durch Fleiß, Gehorsam, Sittlichkeit und Gottesfurcht vergolten und in Dir ein achtungswerthes Glied der menschlichen Gesellschaft heranreifen zu sehen."

Martins Sehnsucht nach Eltern und Heimath war wohl unendlich groß, doch sein Verstand männlich genug, die Schwierigkeiten und die Gefahren der Heimreise im gegenwärtigen Augenblicke zu würdigen. Schön beim ersten Anblicke des Pfarrers, der liebevoll, tröstend an des Knaben Schmerzlager trat, fühlte sich das junge Herz mächtig zu ihm hingezogen und die schönen Bande der Liebe, der Ehrfurcht, des Vertrauens fessel-

ten es immer inniger an den ehrwürdigen Greis. Wer fühlte sich nun glücklicher, als Martin? Welcher Dank war wohl je inniger, rührender, als der des beglückten Knaben?

Der Pfarrer, Johannes Schmid hieß der edle, großmüthige Mann, fleidete seinen Pflegesohn, bezahlte den Wundarzt und beehrte den Bauer, ohne von Martins Golde das Mindeste dazu zu verwenden. Der Unterricht begann, und zwar vom Anfange an. Es wurde gelesen, geschrieben, gerechnet, Religionsstunde gehalten, dabei Naturgeschichte, Länder- und Völkertunde, die Obstbaumzucht und die Landwirthschaft sowohl wissenschaftlich als ausübend gelernt. Der Plan des reichen Mannes war, Martin zu einem kenntnißvollen Landwirth zu bilden, und ihn einst durch eine Schenkung in die glückliche Lage zu bringen, sich in seinem Vaterlande ein ergiebiges Anwesen zu kaufen.

Beinahe sechs Jahre lebte Martin im Hause seines Wohlthäters. Der hatte ihn war zum schlanken, rüstigen Jüngling geworden, der, immer ernst und wortfarg, wie in seiner frühesten Jugend, sich durch ein das desloses Leben hervor that und der bedeutenden Feldwirthschaft mit Thätigkeit und Einsicht vorstand. Ein wichtiges Geschäft rief den Pfarrer nach Prag; auf der Reise dahin starb er plötzlich und Martin durfte sich noch glücklich dünken, seine Habseligkeiten und das in einem Päckchen wohl verwahrte, mit seinem Namen bezeichnete Gold aus den Händen der gierigen Erben gerettet zu haben.

Martins Trauer um den hinübergegangenen Wohlthäter war größer als die Sorge, was nun aus ihm werden sollte. Er betrachtete sich zwar als ein Waise, da er seiner Eltern Tod durch einen Brief des Schullehrers im verfloßenen Jahre erfahren hatte, aber das Gefühl seiner moralischen und körperlichen Kraft, das Bewußtseyn, etwas

tüchtiges gelernt zu haben; und der schöne Frieden, der in seinem Innern waltete, ließen ihn ruhig der Zukunft entgegen blicken.

Eines Morgens stand Martin im Garten eines gefühlvollen Landmannes, der ihn in sein Haus aufgenommen und gepflegt hatte, und veredelte junge Bäumchen, da kam ein Bothe und überbrachte ihm einen Brief vom Gastwirth des Dorfes Ischewitz. Der Gastwirth schrieb:

„Eure Thränen flossen dem Andenken eines Mannes, der Euch alles war, was der Mensch dem Menschen sein kann; auch ich beweine in ihm den edelsten, den großmüthigsten Freund, Johannes Schmid, mir Lehrer und Wohlthäter, und ihm danke ich alles, was ich bin und habe. Seit der Todesstunde dieses Unvergesslichen betrachte ich Euch als ein Erbtheil, das von ihm auf mich übergegangen ist. Ich bin ein alter, kinderloser Mann, habe Geld und Gut, aber nicht

mehr Kräfte genug, es mit Umsicht und Thätigkeit zu verwalten. Wollt Ihr zu mir kommen, um meine schwere Last von meinen morschen Schultern auf Eure jungen, kräftigen zu übertragen, so seyd Ihr als Sohn aufgenommen und die Liebe, die Dankbarkeit und der Segen eines glücklichen Vaters wird Euch zur Seite seyn."

Martin glaubte zu träumen, denn eine solche Umgestaltung seiner Verhältnisse ließ den kühnsten Schwung seiner Hoffnungen und seiner Wünsche hinter sich. Er kannte den wackern Idten aus dessen östern Besuchen im Pfarrhause und sah ihm jederzeit mit Sehnsucht entgegen, denn Idten vertonte alles in sich, was ihm das Wohlwollen und Vertrauen jedes Alters und jedes Standes gewinnen konnte. Unter Thränen, die dem Andenken des verewigten Wohlthäters, dessen Geist auf Idten ruhte, und seinem Glücke flossen, las Martin wieder und wieder diesen heilvollen Brief. Schnell packte er seine

Habseligkeiten zusammen, übergab sie dem Boten, nahm herzlichen Abschied von seinen Freunden und eilte dem offenen Vaterhause zu.

Jörten und seine gleichgesinnte Ehefrau empfingen Martin, wie nur zärtliche Eltern einen theuern langvermissten Sohn empfangen, schon des andern Tages gingen sie zum Amte, und ließen Martins Adoption auf gerichtlichem Wege bestätigen. Das greise Paar, dem nun bei Martins erprobter Thätigkeit und Sachkenntniß ein ruhevolleres Leben winkte und das sich in ihm vergnügte, stellte den Dienstleuten einen Köhler, genannt Jörten, als den Sohn vom Hause vor und gab ihnen und allen Armen des Dorfes ein prächtiges Mahl. Und als in allen Gläsern der Wein perlte, Vater Jörten und Mutter Bertha auf Elternfreude und Kindessegel mit Martin anstießen und ihn in heißer Liebe umfaßten, da vermochte der Überglückliche nicht länger die Nacht

seiner Gefühle zu bekämpfen, lauf weinend
 drückte er ihre Hände an seine Lippen, stellte
 sich auf seine Kniee und
 betete: „Allgütiger Gott, erhabener Geist der
 Liebe und des Wohlthuns, der da war,
 ist und ewig seyn wird! Schöpfer aller Wes-
 sen, der Du ohne Ende das Wohl aller
 deiner Geschöpfe willst, — laß Dir meine
 Huldigung gefallen und nimm den Dank,
 den ich Dir aus der Tiefe meines Herzens
 bringe, gnädig an, daß Du mein geringes
 Daseyn so schützend erhalten und mir diesen
 Tag des Glückes gespendet hast. Segne die
 guten Menschen, segne mein Schreiten über
 diese feierliche Schwelle, und schenke mir
 das Gelingen meines Strebens nach Be-
 wahrung eines frommen und dankbaren
 Herzens.“

Der siebenjährige Krieg brach aus. König Friedrich II. fiel mit einer bewaffneten Macht von 60000 Mann in Sachsen ein, besetzte Dresden, schloß die sächsische Armee in ihrem besetzten Lager bei Pirna ein, ging den Östreichern nach Böhmen entgegen, schlug sie bei Lewesitz und bezog in Sachsen und Schlesien die Winterquartiere.

Friedrichs Unternehmung erklärten die europäischen Höfe für eine Verletzung des westphälischen Friedens, und als Östreich, Rußland, Frankreich, Schweden, das deutsche Reich und Sachsen zum Kampfe gegen ihn aufgestanden waren, da rückte er (im April 1757) unerwartet mit vier Heeren in Böhmen ein.

Tscheschowitz lag abwärts von der Hauptstraße und blieb von starken Bequartirungen befreit, doch wurde ein ansehnliches Fabrikgebäude, was schon seit Jahren leer stand, zu einem kleinen Lazareth verwendet und Jörrens geräumige Ställe bezog das Feldde-

pet eines Dragoner-Regiments Graf Anselm Major von Buttkammer Husaren, befehligte das Ganze. Die braven Preußen betrugen sich mit einer Würde, Genügsamkeit und Ruhe, daß man nicht feindliche Sieger, sondern traute Landeskute in ihnen zu bewirthen glaubte. — Eines Abends trat der Adjutant des Majors in die Gaststube, ihm folgte ein Mann in bürgerlicher Kleidung. Der Adjutant gebot Jörten, dem Fremden schnell Erfrischungen reichen und dann mit seinen flüchtigsten Pferden in das königliche Hauptquartier fahren zu lassen. Hierauf sprach er noch leise mit seinem Begleiter, befahl dem Wachtmeister, zwei Dragoner zu dessen Bedeckung zu kommandiren und entfernte sich.

Der Fremde — eine hohe stämmige Figur mit einem schwarzen Pflaster auf dem Auge und brandrothem, struppigen Haar — setzte sich in die dunkelste Ecke, aß und trank mit Hast, musterte die Gesellschaft, die gerade sehr zahlreich war, mit unruhigen Blic-

den, sprach aber keine Sylbe. Die Flasche war geleert und er rief nach einer zweiten. Martin brachte sie, der Fremde schien bei seinem Anblicke betroffen und heftete einen langen, scharfen Blick auf ihn. Jetzt trat Jörten herbei und meldete, daß Wagen und Pferde bereit seyen, auch die Dragoner schon aufzügen.

„Wer fährt mich?“ frug der Fremde. —

„Mein Sohn“ erwiderte Jörten und wies auf Martin, der sich so eben den Mantel umwarf und der Mutter die aufgeschriebenen Zeichen erklärte.

„Ist das Euer Sohn?“

„Nicht mein leiblicher, sondern an Kindesstatt angenommener —“ und nun erzählte der gesprächige Alte, was ihm der verstorbene Pfarrer und Martin selbst von dessen Schicksalen erzählt hatten. „So habe ich mich doch nicht getäuscht“ — sprach der Fremde, stürzte das volle Glas hinunter, trat

in die Mitte der Stube und schrie mit starker Stimme:

„He da, Bursche, wenn Du mich nicht gut und schnell fährst, so trete ich Dir die Rippen aus dem Leibe!“

Alles horchte auf. Erglühend ob der verkehrenden Rede, bedeutete ihm Martin mit kräftigen Worten, daß er solch frecher Ausfertigung nicht gewohnt sey, und Achtung fordern, wie er sie gebe.

„Du Achtung! Kennst Du mich nicht mehr?“ schrie der Fremde mit wieherndem Gelächter, und warf Pfaster und Perücke von sich. Erschrocken und empört bebte Martin zurück — vor ihm stand Illich.

„Seht nur, wie er zittert, wie ihn das Bewußtseyn niederdonnert“ — fuhr dieser gegen die Anwesenden fort, die sich immer näher drängten und in feindlicher Stille Martin betrachteten. — „Dieser Bursche war schon als Knabe das lieblichste und undankbarste Wesen, das je die Sonne beschien. Aus

Mitleiden nahm ich ihn auf, und sorgte als Vater für ihn. Zum Danke bestahl er mich und lockte ein Mädchen mit sich, daß er schon in der Zartheit der Jugend zu verführen und zu verderben wußte.

„Um Gottcswillen, halt ein Du entseßlicher Bösewicht!“ rief Martin, und sein Auge flammte in des Jernes dunkelster Gluth. — „Hast Du mich nicht gestohlen, und aus meinem friedlichen, schuldlosen Leben gerissen? War Dein Leben nicht ein Leben voll Verbrechen und Schandthaten? Wurdest Du nicht im Ischerner Walde an mir zum Mörder, als ich mit Rosalien entfloh, die Du zum Opfer Deiner thierischen Luste bestimmtest?“

„Auf eine Lüge gebührt sich eine Ohrfeige!“ brüllte Ulrich und schlug Martin mit geballter Faust ins Angesicht.

Dieser Schlag zertrümmerte Martins Fassung. Mit der Schnelligkeit des Blitzes riß er einem Dragoner den Säbel aus der

Scheide und Ulrich stürzte unter dem tödtenden Hiebe nieder.

Es gab eine Szene der heftigsten Verwirrung. Vater und Mutter schrien vor Entsetzen laut auf und sanken halb ohnmächtig hin, die Soldaten drangen in wilder Bewegung heran; einige stürzten auf Martin los, andere schützten ihn, die anwesenden Dorfbewohner flohen durch Fenster und Thüre; um die Leiche bekümmerte sich Niemand. Der Eintritt des Adjutanten stellte Ruhe und Ordnung her. Er ließ sich von dem Wachtmeister Rapport machen und befahl, Martin auf Lazarethwache zu führen und in Ketten zu legen. „Guter Junge, Du dauerst mich herzlich“ — sprach der alte biederer Wachtmeister auf dem Gange dahin — „ich weiß sehr gut, daß der Kerl, der Ulrich, ein heillosen Epigbube und dem Nachrichten entsprungen ist, aber unter allen unsern Spionen war er der tüchtigste. Da wird es wohl heißen: Leben gegen Leben.“ — Martin wankte im

dumpfen Schweigen dahin. Mit dem stromenden Blute des Ermordeten war seine Besinnung zurück gefehrt und in ihm das Schrecklichste der That klar geworden. Er dachte nicht an den Tod, den die Gesetze über ihn verhängen werden, er dachte nur an den Schmerz der Eltern, er zitterte für ihr theures Leben, denn sie waren alt und gebrechlich. Er schauderte ob der begangenen That und wünschte, daß die Erde sich aufthun möchte, ihn zu verschlingen.

Der Major ließ auf der Stelle Martin zum Verhör versühren, der die Meldung des Adjutanten genau bestätigte, aber nicht ein Wort zu seiner Entschuldigung vortrug. Am Schlusse des Verhörs bat er, nochmals seine Pflegeeltern sprechen zu dürfen, um ihnen, die er doch dießseits wohl schwerlich mehr sehen werde, seine Unschuld an allen von Ulrich ihm aufgebürdeten Verbrechen bezeugen und ihren Segen ersuchen zu können. Es wurde verweigert und der Unglück-

liche noch im Laufe dieser Nacht unter Cavalleriebedeckung in das Hauptquartier abgeführt.

Die blutige Schlacht bei Kollin kostete Friedrich 10000 seiner tapfern Krieger und zwang ihn, die Belagerung von Prag aufzugeben, und, zur Deckung seiner eigenen Staaten, nach Sachsen und der Lausitz sich zurück zu ziehen. Das Heer war gerade im vollen Rückzuge, und steht nicht der Augenblick, um über Martin, der bei seiner Ankunft im Hauptquartiere dem Prokofen des braunen Husarenregiments übergeben wurde, das Wort des Todes oder der Gnade auszusprechen. Er wurde auf ein Bauernpferd gesetzt, und, von Wache umgeben, dem in Eilmärschen dahin ziehenden Heere nachgeführt.

Es traf sich einige Tage darauf, daß dem Regimente ein großes Dorf zur Bequartierung eingeräumt wurde. Schon am Mittage rückte man ein, und fand schöne Wohn-

nungen, aber nichts zu leben darin. Wie überall, so wurde auch im Hause des Hufschmiedes, wo Martin mit seiner Wache lag, über Mangel an Lebensmitteln geklagt. Der Schmidt versprach den Husaren, Wein und Schinken zu verschaffen, wenn sie gut bezahlen und ihn nicht verrathen würden. Für letzteres wäre wohl keine Sorge gewesen, aber die Husaren waren ohne Geld. Martin, dem glücklicher Weise eine Summe Geldes, die er, einige Augenblicke vor jener schauerhaften Begebenheit zu sich gesteckt hatte, nicht abgenommen wurde, warf einige Thaler hin, womit sich der Schmidt entfernte. Er kam mit einer Schütte Stroh zurück, in welche, um nicht bemerkt zu werden, Schinken, Brod und einige Flaschen Wein gepackt waren. Man aß und trank, doch hütet der Unteroffizier die größte Stille, damit nicht vorübergehende Husaren durch das Klingeln der Gläser oder durch laute Fröhlichkeit herbei gelockt würden.

Es war Abend und der Wein zu Ende. Sehnsuchtsvoll betrachtete der Unteroffizier die leere Flasche und die Husaren sprachen von dem Glücke, einmal satt Wein trinken zu können. „He da, junger Geselle“ — rief der Schmidt Martin zu und gab ihm bedeutende Winke — „heraus mit der Geldtasche und den braven Arieacern einen frohen Abend gemacht. Wer weiß, wenn es Euch wieder so gut wird!“ Der Gedanke an die Möglichkeit der Rettung durchzitterte in diesem Augenblicke Martins Seele; er gab mit voller Hand, und bald winkte aus einer Reihe von Flaschen der edle Lebenssaft den lüsternen Zechern.

Die Mitternachtsstunde kam herbei. Der Wein, in vollen Zügen hinabgestürzt, that seine Wirkung. Die Gespräche wurden immer lauter und verworrener, der an der Thüre zur Wache kommandirte Husar lag, den bloßen Säbel in der Hand, betrunken in einer Ecke. Martin hatte sich, auf ei-

nen Wink des Schmidts, auf die Streu geworfen. „Wie wollen doch einmal ein Bißchen nach dem Wetter sehen!“ sprach der Unteroffizier, und taumelte mit den Seinigen, ohne die betrunkene Wache zu bewahren, aus der Stube. Rasch sprang der Schmidt zu Martins Lager, bog das Schloß der Handschelle mit einem Stück Eisen auf, und beide folgten den übrigen, die sich, im Schwindel der Trunkenheit, über den tanzenden Mond und die wirbelnden Sterne nicht genug wundern konnten. „Wie sieht es denn mit Schloß und Kette aus!“ lachte der rückkehrende Unteroffizier, griff mit unsicherer Hand umher, und fand alles in schönster Ordnung. Bald hatte die Betrunkene ihre höchste Stufe erreicht. Ein Husar stieß mit seiner Peise das Licht um. Die schweren Köpfe sanken auf den Tisch nieder und in wenigen Augenblicken lagen alle im tiefsten Schlafe.

Martin kniete unter einer Eiche und

dankte Gott für seine Rettung. Er hatte
 den Augenblick der Dunkelheit benützt. Die
 Kette straff an sich ziehend, schlich er durch
 den Haußgang in den Garten, riß sie mit
 einem scharfem Zuge durch die Schellen,
 sprang über den Haun und rannte, quersfeld
 ein, dem nahen Walde zu. Er barg sich
 in einem sehr dichten Gebüsch und weilte
 dort zwei Tage und zwei Nächte. Hunger
 und Durst trieben ihn aus seinem Verstecke.
 Er suchte eine Quelle und Waldbeeren, fand
 sie, labte sich, und schritt vorsichtig weiter.
 Das Ende des Waldes erreichend, schlich er
 den letzten Bäumen zu, um sich umzusehen,
 ob Preußen in der Nähe wären. Ein Hohl
 donnerte ihm von der Seite zu, und er sah
 in die Mündung einer Muskete, die ein
 Kroat auf ihn anlegte. Mit großer Freude
 erkannte er die österreichische Farbe, rief ein
 freubliches: „Gut Freund!“ und als jetzt
 mehrere Kroaten unter den Bäumen hervor-
 traten, bat er, ihn zu ihrem Offizier zu

bringen. Einer, der die deutsche Sprache verstand, brachte ihn dahin.

Der Offizier, — es war ein Rittmeister, der mit einer Abtheilung Uhlanen und Greifen die Vorhut hatte — hörte Martins Erzählung von der Ursache seiner Verhaftung und von dessen Entweichung aus dem Arreste mit Mißtrauen an, da es in diesen kritischen Zeiten sehr wöglich war, den Worten eines Unbekannten Treu und Glauben zu schenken, er gab den Befehl, Martin in strengen Gewahrsam zu nehmen, da trat ein Unteroffizier aus dem Arreste der den Fremdling beschauenden Soldaten und erbot sich — Martin erkannte in ihm den Jäger's Sohn aus Ischschowik, der noch vor Kurzem bei seinen Eltern auf Urlaub war — zum Bürgen für des Fremdlings Ausfuge, da er ihn als trefflichen Menschen kenne. „Auf diese Bürgschaft“ — sprach der Rittmeister und betrachtete den schönen, schlanken Jüngling mit kriegerischem Wohl-

gefallen — „soll die Verhaftung unterbleiben, aber junger Mensch, Deine Lage ist in diesem Augenblicke sehr mißlich. Nach Ischedorwitz darfst Du noch nicht zurück, da, wie ich gewiß weiß, noch immer Preußen dahin streifen, Du bist ohne Paß, ohne Empfehlung, wo Du hinkommst, ergreift man Dich als einen Landläufer, vielleicht gar als feindlichen Kundschafter und schleppt Dich von Gefängniß zu Gefängniß. Wie wäre es, wackerer Bursche, wenn Du Dich in den Waffen versuchen wütest? auf des Korporal Hadez ehrenvolles Zeugniß nehme ich Dich in meine Schwadron und es soll Dir nicht an Gelegenheit fehlen, Dich auszuzeichnen und vorwärts zu kommen!“

Martin sah das Mißliche seiner Lage vollkommen ein. Er wurde Soldat und schon in den ersten Wochen seiner militärischen Laufbahn hatte er sich das Vertrauen der Offiziere und die Freundschaft der Kameraden erworben. Martin Köhler war

der beste Reiter, der gewandteste Fechter,
der stillichste, gefälligste Bursche in der
Schwadron.

Es war die Schlacht von Leuthen (5. December 1757), wo Martin zum ersten Male dem Feinde gegenüber stand. Sein erster Versuch auf dem Schauplatze der Feigheit und des Muthes, der Blutbegierde und der Menschlichkeit, des Todes und der Ehre war ein sehr gelungener.

Martin mußte als Ordenant, gleich im Beginnen der Schlacht, einen Adjutanten des Brigadegenerals zum Commandiren begleiten. Der Kampf war sehr lebhaft, als sie zurückritten. Nahe am Dragonerregimente Herzog von Modena, das so eben auf eine preussische Grenadiermasse eine Attaque machte, riß eine Kanonenkugel den Adjutanten vom

Pferde und zugleich das geworfene Dragonerregiment Martin's mit sich fort. Es gelang ihm, sich von dem Schwarze loszumachen und das freie Schlachtfeld zu gewinnen. Im gestreckten Carriere sprengte er darüber hin, um sich seinem Regimente anzuschließen und mit ihm Gefahr und Ehre zu theilen; da sah er in ziemlicher Entfernung einen Offizier der ungarischen Infanterie, der, einen Weidenbaum im Rücken, sich gegen vier feindlich Husaren mit seinem Säbel vertheidigte. Rasch legte Martin die Lanze ein, schneller als die schießende Schwalbe, flog sein Pöle dahin, zwei Preußen stößten durchbohrt vom Pferde, dem dritten trennte ein furchtbarer Hieb die Hand vom Gelenke, der vierte entfloß. „Geschwind zu Pferde!“ rief Martin dem Offiziere zu, der aus mehreren Wunden blutete, und kaum hatte sich dieser hinter seinen Retter aufgeschwungen, als mehrere preussische Dragoner, an ihrer Spitze der entflozene Husar, dahersprengten.

An Gegenwehr war hier nicht zu denken, das Entrinnen kaum möglich, da links die Überzahl der Feinde, rechts ein breiter, reißender Bach, an dessen steilen Ufer der Weidenbaum stand, zur gewaltigen Schranke wurden. „Umklammern Sie mich fest!“ sprach Martin zum Offizier, riß sein Pferd an den Rand des Ufers, und drückte ihm die Sporen in den Leib. Mit einem furchtbaren Saße sprang das kräftige Thier in den Bach, daß die Wellen hoch über den Häuptern der Reiter aufschäumten. Unter den Glühen und Pistolenschüssen der Feinde erreichte Martin das Ufer, und trabte, im schönen Bewußtseyn seiner ritterlichen That, einem dahersiehenden Bataillon zu, dessen Commandeur den verwundeten Offizier zurückbringen ließ und Martins hochherzige Handlung noch im Laufe der Schlacht seinem Obersten berichtete. — Die silberne Verdienstmedaille und die Ernennung zum Unteroffizier wurden der Lohn des jungen Kriegers.

Der Friedensschluß von Hubertsburg (15te Februar 1763.) endigte den siebenjährigen Krieg; einen Krieg, der Europa ohne Million Menschen gekostet, alle darein verwebten Staaten erschöpft und sich in den Jahrbüchern der Geschichte eine nie verfliehende Denkwürdigkeit errungen hat, einen Krieg, worin König Friedrich durch die in seinen Maaßregeln herrschende Einheit des Willens, durch die großen aus der Eroberung Sachsens an Geld und Mannschaft ihm dargebotenen Hülfsgewalten, durch die Größe und Umfassung seines Geistes, durch die Menge vortrefflicher Feldherren an der Spitze tapferer und unermüdeten Soldaten, ein großes Ubergewicht über seine Feinde und den glücklichen Ausgang dieses inhaltschweren Krieges gewonnen hatte, der dem preussischen Staate mehr als einmal zum nahen Verderben wurde.

Als Wachtmeyer, die selbst gewollte Brust mit der goldenen Verdienstmedaille ge-

schmückt, die er durch eine Heldenthat in der opferreichen Schlacht von Hochkirch gegen die silberne verlauscht hatte, kehrte Martin mit seinem ruhmbedeckten Regimente nach Böhmen zurück, wo im Bittschower Kreise die Quartiere bezogen wurden.

Martin hatte sich da, wo das Leben eingesetzt wird, als einen Mann bewährt, in dessen kräftiger Brust Tapferkeit, Ehrgefühl, Gegenwart des Geistes, Gewandtheit und Dienstleiser mit Religion, Ehrfurcht gegen Vorgesetzte, Gehorsam, Liebe zu den Kameraden, Edelstinn gegen Feinde und Nüchternheit im schönsten Bunde standen. — Er war der Erste zu Pferde, wenn die Trompete ertönte und auf der Weiwacht und im Lager der Letzte zur Ruhe. Die strengste Pfllichterfüllung war ihm zur Leidenschaft geworden und die Offiziere und Kameraden, stolz auf solchen Waffengefährten, hofften, den braven Martin Köhler, so lange er den Säbel zu schwingen vermöge, in ihren Rei-

hen zu sehen; aber mit dem Verhältnisse des Kanonendonners war auch in Martin's Seele der rauschende Ton der Kriegerelust verklungen, und gedrängt von täglich heftigerer Sehnsucht nach bürgerlichem Stillleben im Besitze häuslichen Wirkens, war Wachtmeister Köhler nach dem Einrücken in die Garnison der Erste, der sich um seinen Abschied meldete.

In jenen Zeiten die Entlassung aus dem österreichischen Militärverbände zu erhalten, war eine schwierige Sache. Er erhielt sie, denn der Oberst dachte edel genug, seinen bravsten Uhlan zu missen, um der bürgerlichen Gesellschaft ein thätiges Mitglied zu geben. Mit dem ehrenvollsten Zeugnisse moralischer und kriegerischer Auszeichnung und mit einer gefüllten Börse, die ihm noch im Laufe des Krieges der dankbare Sinn jenes in der Schlacht von Leuthen durch ihn geretteten Ungar-Offiziers gespendet hatte,

verließ Martin die trauernden sich schwer trennenden Kampfgefährten.

In geschmackvoller Bürgerkleidung, seinen guten Säbel an der Seite, das Band des Ehrenzeichens im Knopfloche des feinen Oberrock's, und das kleine Gepäck im gestollten Mantel auf der Schulter, eilte Martin dem lange ersehnten Wohnsitz seiner Pflegeeltern zu, und mit jeder zurückgelegten Meile stieg sein Frohsinn, denn er näherte sich ja dem lieben Tschechowitz immer mehr. Rasch ging es vorwärts und schon am siebenten Tage seines Marsches hatte er in der Dämmerung ein nur zwei Stunden von seinem Reiseziele entlegenes Dorf erreicht.

Er trat in die menschenleere Schenke. Es war ihm lieb, allein zu seyn, um ungestört überlegen zu können, ob er geradezu Vater und Mutter Töten überraschen, oder sie auf die Nachricht von dem Leben und von der Heimkehr des Pflege Sohnes von einem verständigen Manne vorbereiten lassen

sollte. Eben hatte er sich für das Letztere bestimmt, als der Wirth hereinkam, und den Gast bewillkomnte. Martin ließ sich eine Flasche Wein geben und erkundigte sich, unter der Vorgabe, während des Krieges im Gasthose zu Tscheschowitz einige Tage einquartirt gewesen zu seyn, nach Törten und seiner Ehefrau. „Die hat der Herr zu sich genommen“ — sprach der Wirth und übersah im Aufräumen der Trinkgeschirre die Leichensfarbe, die Martins Angesicht überzog und das von Thränen umflossene Auge. — „Solch brave, solch christliche Leute“ — fuhr der Mann, noch immer aufräumend fort — „gibt es im ganzen Kreise nicht. Die Warmherzigkeit, die Nächstenliebe, die sie an einen heillosen Buben verschwendeten, hat sie in die Grube gebracht. Da haben die edlen Menschen einen Ausländer, wahrscheinlich einen der guten Zucht und Sitte Entlaufnen, zu sich genommen, haben ihn sogar gerichtlich als ihren Sohn anerkannt. Ja, der Al-

mächtige bewahre alle Menschen vor solchen
 Eöhnen. Da kam einmal, es lagen gerade
 Preußen bei uns, ein recht stattlicher vor-
 nehmer Herr — ich glaube, er war ein
 Kommissair oder Armeelieferant, — der kannte
 den Buben auf den ersten Blick, und als
 nun dieser Herr auftrat und dem Buben ge-
 radezu sagte, daß er ihm die Geldkassse ge-
 stohlen und sein unschuldiges Töchterlein
 verführt habe, — was that der Bösewicht?
 tödt s'ich er den braven Herrn, mausetod.
 Tödtens entsetzten sich so darüber, daß sie in
 wenig Tagen nach einander starben. Aber
 die Preußen, ich liebe sie mir, machten nur
 kurzes Federlesen mit dem Bösewicht. Bei
 Prag mußte er baumeln an einer verdorrten
 Eiche, und die Raben fraßen ihm das schwarze
 Herz aus dem Leibe, dem Mörder!”

Der Wirth wurde abgerufen. Martin
 taumelte auf, er hatte keinen Athem in der
 zusammengeschürzten Brust; ein dichter
 Schleier lag vor seinen Augen, gleich einem

Betrunkenen griff er sich an der Wand, an den Tischen, hinaus ins Freie. Mitternachtete das Abendgebet, er vermochte keine Lippe zu bewegen. Kraftlos sank er unter einem Baume zusammen, der Gedanke, im furchtbaren Ausbruch des Jähzorns, der Wuth, eine That begangen zu haben, deren Gräßliches seine Wohlthäter, die edelsten zwei Menschen, aus ihrem segensvollen Leben riß, ergriff ihn bis zum Wahnsinne. „Mörder, doppelter dreifacher Mörder!“ schrie der Unglückliche, und rang die Hände rund und starrte mit schrecklichem Blicke vor sich hin. Es kam eine Thräne; es folgten Ströme von Thränen, es wurde ihm leichter in der zermalmten Seele, er konnte beten. Niemand sah seine Thränen, Niemand hörte sein Gebet — er lag in einer finstern Ecke des Gartens auf seinen Knien — als Gott; und der Abarmherzige ließ einen Tropfen seiner himmlischen Milde, seiner abbelbenden Stärkung in die zerrissene Brust des Be-

renenden träufeln und es kehrte die Kraft und die Hoffnung wieder in die verdorrte Seele zurück.

Er hörte die rufende Stimme des Wirthes, der den vermißten Gast suchte, denn die Nacht war herein gebrochen, und der gute Mann wußte sich das lange Ausbleiben des Fremdlings nicht zu deuten. Martin schüttelte eine schnell ausgebrochene Unpäßlichkeit vor, gab die kaum berührte Flasche Wein einem armen Wanderer, bezahlte seine Beche und warf sich auf das bereitete Strohlager. Er fühlte Ruhe in seinem Innern, aber kein wohlthätiger Schlummer senkte sich auf sein Auge. Zur Mitternachtsstunde erhob er sich, rüstete seine Habseligkeiten zusammen und verließ in Stille das Haus. Tief betrübt schritt er Ischekowisch zu, umging das Dorf und betrat den einsam gelegenen Kirchhof. Schmerzlich war es ihm, die Städte nicht zu kennen, wo die Gebeine der Unvergesslichen ruhten. In der Mitte des Fried-

hofft, wo, vom hohen Kreuze herab, der Erlöser mit himmlischer Milde und dem Geiste der Wahrheit und Liebe im Auge auf die Ruhenden blickte, warf sich Martin auf seine Kniee und den Flammenstrahlen glänzten die Thränen des Betenden entgegen.

Es war an einem schönen Frühlings-
 abende, als Martin in Langenbuch anlangte.
 Ernst schritt er durch die Häuserreihe dahin
 und eine Welle des heißesten Schmerzes
 durchzog seine Brust, als er schon von ferne
 das Häuschen sah, wo er geboren wurde,
 wo er die schönen Tage der Kindheit im
 Kreise biederer Eltern, lieber Geschwister
 genoß, und woraus den Rückkehrenden jetzt
 nicht die süßen Freudentöne der Seinigen be-
 grüßten. Er ging nicht dahin, sondern in die

Hütte eines Tagelöhners, der seiner Eltern herzlichster Freund war.

Ehriebietig nahm der arme Tagelöhner die Mütze vom grauen Haupte, als der junge schöne, stattlich gekleidete Mann in die kleine Stube trat, und als Martin den Überraschten an seine Brust nahm, und seinen Namen nannte, da schrie der Greis laut auf vor Freude, und sein Weib und seine Kinder mußten herbei, den wackern Sohn seines treuesten Freundes zu begrüßen und in wenig Augenblicken wußte ganz Pangenbuch, daß Köhlers Martin wieder da sey. Des Tagelöhners Stube kostete nicht die Herbeistredmenden, welche sich über den so vornehm aussehenden Herrn nicht genug erfreuen und verwundern konnten.

Seit Jahren hatte Martin nicht so süß geschlummert, als in dieser Nacht. Sein erster Gang war an das Grab seiner Eltern, von da in das Pfarrdorf, wo er in den Armen seines heiß geliebten Lehrers das in-

nigste Fest des Wiedersehens feierte. Eine volle Woche ließ der frohsinnige Mann seinen lieben Martin nicht von der Seite, und als sie sich trennten, so schien es eine in Zeit und Raum lang herrschende Trennung eines Vaters und eines Sohnes zu seyn.

Martin richtete sich ein. Er mietete in seinem Dorfe das Häuschen und Garten einer Handwerkerwitwe, die zu ihrem in der Stadt ansässigen Sohne gezogen war, nahm seine noch übrige bei einem Gutbesitzer dienende Schwester als Wirthschafterin zu sich, legte bei Herrn Sidler, dem allgemein als reich, solid und rechtlich gepriesenen Fabrikbesitzer in der Nähe von Langenbuch, sein an 2000 fl. betragendes Kapital gegen landübliche Zinsen an, und lebte, seine Zeit zwischen Bearbeitung des Gartens, Blumenpflege, Musik, Lektüre, Besuchen des Schullehrers und dem Genuße der Natur theilend, fleißig den Gottesdienst besuchend, den Armen wohlthuend, jeden Menschen liebend;

ein ächtpatriarchalisches Leben. Mit prüfender Ruhe sich unter den Töchtern des Landes volla eine liebe, fromme, verständige Ehefrau zu wählen, mit seinem Gelde ein ergiebliches Anwesen zu kaufen, und als ein nützlichendes Glied in der Kette des menschlichen Verbandes zu wirken, war sein geheimer begründeter Entschluß.

Zwei Jahre hatte Martin in seinem zufriedenen Stillleben dahin gebracht, als ein Augenblick über sein Schicksal entschied. Es war in einem nahen großen Dorfe Jahrmarkt, wo immer unter einer majestätischen Linde getanzt und manches Verhältniß eingeleitet, manches Band für die Dauer des Lebens geschlossen wurde. Martin war mit dem Schullehrer dahin gegangen, um Einiges zum Geschenke für seine Schwester, zur Belohnung ihrer thätigen, umsichtigen Wirthschaft, einzukaufen. Der Einkauf war vorüber, beide wanderten der Linde zu, um dem bunten Treiben des fröhlichen Volkslebens zu-

zusehen und einige Erfrischungen zu genießen. In einem Kreise junger Mädchen, die dem Tanze zusahen, stand Wilhelmine, die Tochter eines herrschaftlichen Jägers aus der nächsten Umgebung. Martin sah Wilhelminen und des Mädchens schöne Gestalt. Das schöne Auge, das unschuldsvolle Angesicht und die anmuthige Haltung machten auf den gefühlvollen jungen Mann mit unentweichtem Herzen, mit reinem Sinne und strenger Tugend ausgeschmückt, einen so tiefen Eindruck, daß er nur Wilhelmine sah, nur sie sprechen konnte, und noch lange, als das Mädchen sich mit ihren Gefährtinnen nach Hause begeben hatte, mit brennenden Blicken an der Stelle hing, wo sie gestanden hatte. Es war die erste Liebe, die in Martin's spiegelreinem Herzen aus reinem Keime zur kräftigen Pflanze aufsproßte. Martin hörte die Wünsche, die Anregungen seines Herzens, aber er hörte sie mit einer Ruhe, die den Aufwallungen der Leidenschaften ent-

gegen stand. Es war ihm ein Leichtes, das Mädchen und ihre Eltern kennen zu lernen. In ihr fand er ein arbeitslustiges, wirtschaftliches Wesen mit gutem Herzen und hellem Verstande, in der Mutter eine seelengute, aber schwer kränkelnde Frau, im Vater einen tüchtigen Jäger, einen rechtlichen, strengen Mann, doch zu sehr nach Geld und Gut. Martin gewann die Liebe Wilhelminens, die Freundschaft und das Vertrauen der Andern. Er warb um die Hand des Mädchens und die schöne Waidmannstochter ward die Braut des Glücklichen.

Es war der Sonntag nahe, an welchem die Trauung Statt haben sollte, als eines Morgens sich in Langenbuch die Nachricht verbreitete, daß Herr Sidler nächtlicher Weile entflohen, bereits das Gericht erschienen und kein Zweifel über das Palliment des Fabrikherrn mehr übrig sei. Es verhielt sich auch so. Sidler war ein Betrüger, der uns

ter der Masse des thätigsten Geschäftslebens, der strengsten Ordnung, und der anziehendsten Loyalität selbst die feinsten Beobachter täuschte, hohe Summen bergte, und damit die mit großer Umsicht bereitete Flucht ergriff. Man hörte nie wieder etwas von ihm.

Martin hatte durch die Handlung des Betrügers sein schönes, hochherzig verdientes Kapital verloren. Er war im Augenblicke der Gewißheit seines Verlustes tief gebeugt, doch seine Seele war stark genug, — sich zu erheben, und das innige Vertrauen auf Gott und das Gefühl seiner Kraft belebten seinen Muth. Er ging zu Wilhelminen. Der Vater, schon von Sidlers Flucht und Martins Verlust unterrichtet, trat ihm entgegen. „Herr Adhler,“ sprach der Alte mit verlegender Kälte — „ich muß Ihnen unumwunden erklären, daß bei diesen Verhältnissen von Ihrer Verbindung mit meiner Wilhelmine nicht mehr die Sprache seyn kann.“

Daß

Das Bischen, was ich habe, ist ein Nothyscunig für die Zeit, wo ich meinem Dienste nicht mehr verstehen kann und auf eine längliche Pension beschränkt werde. Ihr Vermögen ist dahin und meine Tochter nicht dazu da, um mit Ihnen am Hungertuche zu nagen. Sie sind ein vernünftiger Mann, der meinen Entschluß nicht anders als billigen kann, und Wilhelmine ist zu gut, um die Liebe ihrer Eltern mit schönem Dank zu lohnem. Hier sprechen Sie selbst mit ihr und ich hoffe, daß sie eben so denken wird, wie ihr Vater, der ja eben so denken muß, um sein einziges, geliebtes Kind nicht dem Elende Preis zu geben.“ — Sprach und verließ mit einem scharfen Blicke auf Wilhelminen die Stube.

Martin vermochte keine Lippe zu bewegen, so sehr war ihm durch des Vaters eifige Rede seine Brust erstarrt, so sehr war er aus dem Himmel seiner Wünsche, seiner Hoffnungen, seines Lebensglückes gefallen,

und als jetzt Wilhelmine den Blick auf ihre Näheren gekehrt, anfangs verlegen; dann immer gefasster, von ihrer innigen Theilnahme an seinem Unglücke, von der herzlichsten Liebe, mit der sie ihm zugethan sey, sprach, zugleich aber bemerkte, daß sie Beide ohne Anwesen, ohne Kapital zum Ankaufe irgend eines Anwesens, daß solche Hindernisse sehr zu scheuen und keine bessern Zeiten zu erwarten seyen, und sie, als Christin, nie eine Verbindung eingehen könne, worauf Vaters Fluch laste, als sie ihm am Schlusse rund erklärte, daß, um der häuslichen Ruhe willen, sie mit Besuchen und Anwerbungen um so mehr verschont seyn wolle, weil nach des Vaters unbedingtem Willen sie ihre Hand dem Förster von Wallrode bald geben werde, da wurde es Nacht vor Martin's Ruhe. Laßlos wankte er aus der Stube, und wie ein Träumender erzählte er seine Wohnung. Eine heftige Krankheit seßelte ihn mehrere Wochen an das Lager.

Martin genas. Hatte sich zuvor sein Herz in sanfter, ruhiger, tief gefühlter Liebe zu Wilhelminen bewegt, so ging diese Liebe jetzt in eine Heftigkeit über, die wohl bewies, daß es diese Empfindung sei, die alle Kräfte seiner Seele aufzuregen vermöge. Eine allen Banden troßende Leidenschaft erwachte in seinem Herzen. Der Gedanke, dieses Mädchen aufgeben zu sollen, zerriß sein Herz. Es war ihm keine Mühe zu groß, kein Versuch zu schwierig, Wilhelminen hie und da sehen, sie sprechen zu können. Er verfolgte sie mit Bitten und Drohungen, es gelang ihm, Worte aus ihrem Munde zu hören, die ihm wie Ephorontöne klangen, und er fühlte sich glücklich in den leisen Andeutungen ihrer ihm immer geweihten Liebe und der Hinweisung auf des Vaters immer lenkbaren Sinn; aber die wildeste Leidenschaft stürmte in seinem Busen, als er durch unberufene Daywischen-
trägerei erfuhr, Wilhelmine habe gestanden,

daß sie nichts mehr für ihn fühle, und nur, um der Erfüllung seiner Drohungen zu entgehen, ihn mit Gegenliebe täusche und mit Hoffnungen hinhalte. Diese Schmach empörte seinen Stolz. Er wurde furchtbar jähjornig, finster, mißtrauend.

Es war die fürchterlichste Unruhe, die ihn folterte. Der leidenschaftlich Liebende wollte Gewißheit haben, ob ihn Wilhelmine liebe, ob sie ihn betrüge. Er ging gerade in ihre Wohnung und beschwor sie, mit aller Offenheit, zu gestehen was er zu hoffen, was er zu fürchten habe. Wilhelmine, die den reichen Bewerber geliebt, den armen leicht vergessen hatte, erklärte, muthig durch die Nähe ihres Vaters, mit rohem, hartem Spotte, daß er ihr eben so gleichgültig, als seine Zudringlichkeit lächerlich und abgeschmackt sey. Mit höhnnendem Lächeln warnte sie ihn vor des Wallroder Förster tüchtiger Faust. — Die Wuth zog alle ihre Schleißen in seiner kochenden Brust, doch wider-

stand Martin einer überraschenden That gegen sie. Seine Liebe ging in Haß, seine Hestigkeit in die fixe Idee über, das Mädchen für ihren Wankelmuth, für ihre Treulosigkeit gräßlich zu bestrafen. Sie zu ermor-
den schien ihm nicht genug, für seine Rache wäre ihr Tod zu schnell gewesen. Er wollte eine That begehen, die sie an der zartesten Stelle ihres Herzens tödtlich verwunden, die ihre Lebensfreude auf immer vergiften müsse.

Der Justizrath von Sander war im Begriffe, eine Kommissionsreise auf das Land anzutreten, als der Amtsbote meldete, daß ein alter Mann um schleuniges Gehör bitte. Ein in Lumpen gehüllter Bettler, bloß und zitternd, wankte in die Gerichtsstube. „Gnädiger Herr,“ stammelte der Greis, —

„ich muß Ihnen eine schreckliche Begebenheit anzeigen.“

Er erzählte:

„Eine kleine Stunde von hier, im Stuttler Gehölze, gerade an der Stelle, wo der Fußweg an der Sandgrube hinläuft, saß ich im dichtesten Gebüsch, um diese Lumpen gegen einen zum Geschenke erhaltenen Anzug zu vertauschen, als ein junger stattlicher Mann langsam daher schritt und sich mit verschränkten Armen an die große Buche lehnte, die hart am Fußpfade steht. Des Mannes Blick war so wild, sein Gesicht so finster und fürchterlich, daß ich unter meinem Busche mich zu bewegen nicht wagte. Als er einige Zeit so gestanden hatte, zog er ein breites Messer aus seiner Brusttasche, versuchte dessen Spitze und sprach mit lauter, hohler Stimme: „Kommt es dazu, so mag Gott helfen. Schlimmer kann es mir nie werden, als es für mich ist und seyn wird, wenn mir nicht noch

meinem Willen geschieht.“ Kaum waren diese Worte gesprochen, so ließen sich die Tritte eines Herannahenden hören. Der Mann steckte das Messer zu sich und trat dem herrschaftlichen Jäger von Rüdenstein, der mit Flinte und Jagdhund herankam, in den Weg. Bei seinem Anblicke stugte der Jäger einen Augenblick, und wollte dann rasch vorübergehen.“

„Ein Wort zum Guten, vielleicht das Letzte,“ sprach der Mann, und stellte sich dicht vor ihn hin — „wollen Sie mir Wilhelminen zum Weibe geben?“ — „Was ich einmal gesagt habe, dabei bleibt es. Und hiermit Gott befohlen!“ erwiderte der Jäger mit rauhem Tone. — „Ich weiß,“ sprach jener, „daß Wilhelmine mich liebte, daß sie mich noch lieben würde, wenn Sie nicht mit hartem Sinne das Verhältniß gebrochen hätten. Herr Wappe, mein zeitliches Glück oder Unglück steht auf dem Spiele. Die Würfel dazu haben Sie in-

der Hand. Wollen Sie meine Glückseligkeit oder mein Verderben?" — „Nichts will ich, als Ruhe von Ihnen und keinen armen Schlucker als Schwiegersohn. Meiner Willhelmine hat die Lösung dieses Bandes keinen tiefen Athemzug gekostet. Ihr ist mein leisester Wille ein strenges Gebot; denn ich bin ihr das Liebste auf Erden." — „Das Liebste auf Erden?" schrie der Mann mit einem gräßlichen Gelächter — „So sey Gott Deiner armen Seele gnädig!" Mit diesen Worten packte er den Jäger bei der Kehle, warf ihn mit einer furchtbaren Kraft zu Boden und stieß ihm das Messer in die Brust." —

„Ich sank zusammen vor Schrecken, — fuhr der Bettler fort und als ich mich wieder erholt hatte, hörte ich ein starkes Röcheln. Gott meine Seele empfehlend, kroch ich aus dem Gebüsch, um noch Hülfe zu schaffen, wenn sie möglich wäre. Der Jäger that den letzten Athemzug, als ich mich

über ihn beugte. „Gehe hin zum Amte“ — rief mir auf einmal der Mann aus einer kleinen Entfernung zu, „und melde dort, — daß Martin Köhler aus Langenbuch den Jäger Wappe erstochen habe!“ Voll Schauer und Furcht eilte ich davon, um die schreckliche Botschaft hierher zu bringen.“

Der Justizrath, ein edler, gefühlvoller Mann, erschrak so heftig ob dieser Meldung, daß er in einen Stuhl sank. Er kannte diesen Köhler genau, er liebte ihn wegen seines würdevollen, tadellosen wohlthätigen Wandels; er zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus; und dieser Mann war zum Mörder geworden und dem Blutgerichte anheimgefallen.

Jeder Zweifel an des Greises Meldung war schnell gelöst, denn es traten schon mehrere Menschen ein, die auf ihrem Wege zum Städtchen durch das Stuttlerhölzchen dort auf Wappes Leiche stießen, und an denen, nicht ferne davon, Köhler, düster und

schweigend, die blutbefleckten Arme über die Brust verschränkt, vorüber gegangen war. Der Justizrath gab sogleich Befehle zu Adhlers Verhaftung und eilte, vom Gerichtsärzte und einem Schreiber begleitet, auf den Mordplatz.

Langsam schritt Martin seinem Wohnhause zu. Er hatte keinen Gedanken an Flucht, vielmehr den festen Entschluß, sich in Langenbuch selbst als Mörder anzugeben und dem Gerichte ausliefern zu lassen. Abgespannt und abgemattet trat er in seine Stube und warf sich auf einen Stuhl. Erschrocken über die Leichenblässe des geliebten Bruders fragte ihn die Schwester mit liebevoller Theilnahme, was ihm fehle.

Da hob er den matten Blick empor und bat sie, dem Dorfrichter anzuzeigen, daß er den Jäger Wappe bei der Sandgrube erschossen habe. Es soll gleich bei Amte davon Anzeige gemacht werden, damit man komme,

ihn zu holen. Das Mädchen sank vor Ent-
 setzen in die Knie und brach in den heftig-
 sten Jammer aus. Ihr lautes Weinen, ihr
 Wehklagen wies er mit der Unabänderlich-
 keit des Geschehenen zur Ruhe, und wankte
 seinem Bette zu. Aufrecht sitzend, in der
 Erschlaffung der Gleichgültigkeit, fand ihn
 der mit seinem Knechte eintretende Gerichts-
 diener. Es war keine Neue, kein Schrecken,
 aber auch keine Verwirrung oder Verrückt-
 heit an ihm zu bemerken. Der Unglückliche
 schien ganz einem Menschen zu gleichen, der
 eine mühevollen Arbeit gethan hat, nach wel-
 cher gedankenloses Ausruben das größte Be-
 dürfniß ist. Mit jener Apathie, die zu
 einer Art von Unempfindlichkeit geworden ist,
 nach welcher man sich jede Behandlung, je-
 den Schmerz gefallen läßt, betrachtete er die
 an Hand und Fuß gelegte Kette, als ob
 der Gerichtsdiener, nach Waffen oder andern
 gefährlichen Werkzeugen suchend, das Messer
 aus Martins Brusttasche zog, da schauerte

er zusammen und eine dunkle Röthe überlief das geisterbleiche Gesicht.

Es wurde ein Wagen angespannt, um den Verhafteten in die Frohnveste zu bringen. Die Gerichtsdiener mußten ihn hinauf heben, so matt war der junge rüstige Mann. Von da fuhr man ihn auf den Schauplatz seiner That. Gelassen und finster, ohne Unruhe, ohne Abscheu betrachtete er den Leichnam, erzählte alle Umstände des heutigen Tages genau aber einstimmend mit der Erzählung des Bettlers, und gab jede geforderte Erklärung ohne Stocken, ohne Verwirrung. Man brachte ihn in das Gefängniß zurück und noch am nehmlichen Tage begannen die Verhöre. Im Laufe der ganzen Untersuchung wich Martin in keinem Punkte, mit keinem Worte von seiner ersten Darstellung ab.

Der Justizrath von Sander, in dessen Hände das Schicksal den Verbrecher gegeben hatte, war ein erfahrener, kenntnißvoller Be-

amte, ein vortrefflicher Mensch. Er betrieb die Untersuchung mit inniger Theilnahme, mit reger Liebe zur Wahrheit und mit regem Amtseifer. Sehr viele Zeugen wurden verhört, aber ihre Aussagen schwächten oder verwirrten nie das unbedingte Eingeständniß des Mörders. Durch die hieraus hervorgegangene Befristigung und Vereinfachung erhielt diese Rechtsache einen besondern Charakter. Sie wurde zur psychologischen Untersuchung der Beweggründe zur That, da dem Gerichte jede Nachforschung über ihre Umstände erspart war.

Martin, der menschenfreundliche, edle fremde Mann, war von dem Augenblicke an, wo ihn die Geldsucht des Vaters und der Tochter Wankelmuth von dem Culminationspunkte seiner Wünsche, seiner Sehnsucht, seines einzigen Strebens herabgestoßen hatten, ein anderer Mensch geworden, unähnlich dem frühern im schneidendsten Gegensatz. Der Durst nach Rache war das einzige,

was alle seine Gefühle mit ausschließender Macht beherrschte. Dieser Durst nach Rache war in ihm so überwiegend, daß er, im Laufe der Verhöre, seinem Richter oft und unumwunden betheuerte, daß ihm Wappes Tod nicht genüge, daß er nur wünsche, Wilhelmine mit ihrem Vater angetroffen zu haben, auch sie hätte er nach jenem ermordet, nachdem sie zuvor Augenzeuge hätte seyn müssen, wie der Vater, ihr Liebsteß auf Erden, unter seinem Messer verblutet habe. Bis zum Gefühl der Gerechtigkeitsübung hatte sich in ihm dieser Rachedurst erhöht, und er gab sich dem eiserneu Wahne hin, daß des Richters strengste Pflicht sey, das Mädchen mit dem Tode zu bestrafen, weil sie ihn so grenzenlos unglücklich gemacht habe.

Schon am Schlusse des ersten Verhörs bat er dringend, schnell seine Sache zu enden, da er gar nichts mehr zu sagen habe, und nur den Tod wünsche. Auf die Frage, wie viel und wo sein Vermögen sey, gab

er daß dem Fabrikbesitzer Siedler geborgte Kapital genau an, und bat, im Falle auch dessen Gantmasse noch etwas für ihn gerettet werden sollte, die eine Hälfte seiner Schwester, und die andere der Armenkasse des Gerichtsbezirks zu übergeben. Seine, in Händen gebaute Baarschaft wies er nicht aus, sondern bat recht herzlich, über die Individualität der Verwendung dieses Geldes nicht in ihn zu dringen; er habe dieses Geld, einige Tage vor dem Morde, armen Familien ohne Handschrift und Zeugen geliehen; bei seinem sichern Tode wünsche er, daß sie es ungestört zum Andenken ihres unglücklichen Freundes behalten möchten. Selbst noch im Augenblicke des Schusses der ganzen Untersuchung wiederholte er diese Bitte mit herzlichem Nachdrucke.

Martin war der ruhigste Gefangene, der je in Ketten lag. Auf des Justizraths wiederholte Erkundigungen: ob er mit Kost und Behandlung zufrieden sey, antwortete

er, dankbar besahend, er würde es sich zur Sünde rechnen, in diesem müßigen Zustande alles zu genießen, was man ihm anbotte, während so viele Familien bei den härtesten Arbeiten darben. Er genoß nur auch immer etwas Suppe oder Gemüse, Fleisch berührte er nie. Andächtig las er des Tages mehrere Stunden in geistlichen Büchern, die Gerichtsdienner hörten ihn oft nächtlicher Weile weinen und beten. Sein Gemüth war bekümmert aber nicht zerknirsch. Das, was die gewöhnliche Armensünderangst ist, befiel ihn nicht. Er erkannte das Geströhl seiner That, er fühlte den Jammer seines Zustandes, aber das Unmoralische der Handlung überhaupt, und seiner Rache ward ihm nie recht klar. Bei den Ausbrüchen seines Schmerzes, wenn er, das Gesicht mit zitternden Händen verhüllend, laut weinte, galten diese Thränen weniger der Anerkennung seines Unrechts, der klaren, unbedingten Überzeugung seiner Schuld, als der

ahnung

ahnenden Grauen dem tiefen Falle, der grausen Zerstörung des Menschen. Wie wenig sein Unrecht ihm klar ward, spricht sich rein darin aus, daß er bei Anhörung seines Urtheils die rasche Frage that: welche Strafe das Gericht über Wilhelminen verhängt habe, da es eine Verletzung alles Rechts sey, wenn sie, die Veranlasserin der Schuld, unbestraft bleibe.

Die Verbere waren geschlossen. Martin wurde befehlet, daß es ihm nur freistünde, einen Vertheidiger seiner Sache zu wählen. Obgleich in dieser Rechtswohlthat die Hoffnung lag, das verwirkte Leben zu retten, so wäre sie doch von ihm unbeachtet und unbenützt geblieben, hätte ihn nicht des Justizraths herzliche Anregung dahin bestimmt, unter mehreren, zur Wahl ihm ausgezeichneten Männern, den Doctor Ruttkand als seinen Vertheidiger sich zu erbitten. Der brave Ruttkand, mit Geschäften überhäuft und überzeugt, daß hier kein pecuniärer Vortheil sich

entzifferte, übernahm Martins Sache mit großem Eifer. Er sah in des Unglücklichen Vertheidigungsschrift den einzigen Gesichtspunkt, aus dem sein Leben zu retten war: — er forschte dem Seelenzustande des Mörders nach, und erwies, daß er als Gemüthskranker zu betrachten sey, der, von einer fixen Idee getrieben, nicht mehr für sein Thun verantwortlich und also kein besonnener Mörder sey.

Der Seelenbeobachter möchte wohl auf den Wahn gerathen, ob denn irgend ein Verbrecher einen andern Grund haben könnte, als theilweise oder anfallsweise Verrücktheit des Verstandes. Dieser Wahn hat mit den weltlichen Tribunalen nichts zu thun; er blickt nur hoffend und zitternd zu der Gottheit Richterstuhl auf.

Rutlands Darstellung, rechtlich und rühmlich, wurde mit dem beabsichtigten Erfolge gekrönt. Das Endurtheil des obersten Gerichtshofs belegte Martin Adhler mit der

Guchthausstrafe auf unbestimmte Zeit, rück-
sichtlich der mildernden Umstände, die aus
der That und der Gemüthverfassung des Ver-
brechers hervorgingen. Das Betragen und
der Seelenzustand des Verurtheilten sollten
den Maassstab für die Dauer der Strafe
geben.

Der Landesherr bestätigte das Urtheil,
anerkennend die Menschlichkeit und ehrend die
Gefesse.

Es war im Jahr 1140, als Rotron,
Graf von Perche, in einem Thale, nordwest-
lich von Paris in der Normandie gelegen,
von Wald und Felsen eingeschlossen, unweit
Montoane eine Cistercienserabtei gestiftet und
sie nach dem schwierigen Eingange in dieses
Thal la trappe (die Fallthüre) genannt hatte.

Kein gebahnter Weg führt dahin; man muß sich nach dem Sonnenstande und nach den Kennzeichen der Bäume richten. Daß tiefe Schweigen des Lebens umher muß selbst den strengsten Forderungen der Entsagung genügen. Durch den Wechsel der Zeiten und ihrer Gestaltungen fiel diese Abtei dem Junker Jean Bouthillier de Ciancé als eine geschäftelose Pfunde zu. Ciancé trat in den Mönchsstand und unternahm im Jahre 1664 als regulirter Abt von la Trappe eine Reform seines Klosters, die, unter allen die Härteste, viele Bewunderung bei den Andächtigen fand.

Ein Pilger stand an der dunkeln Klosterpforte. Dumpf hallte die gezogene Glocke durch die Wölbungen der Gänge und im tiefen Schweigen leitete der dienende Bruder den Eingelassenen in die Zelle des Oberhauptes. Nach mehreren Stunden rief ein Zeichen die Priester aus ihren einsamen Gemächern in den Saal der Versammlung. Mit dem Pil-

ger trat der Abt in die Mitte der Väter und verkündigte ihnen, daß dieser Fremdling dem Geräusche der Welt entsagt und um die Aufnahme in die Hallen der Gottesfurcht, der Wahrheit und der Selbstbetämpfung als dienender Bruder gesuchet habe. Auf einen Wink des Abtes reichte der Älteste der Gesellschaft dem Pilger die Hand, aus dem Munde der Väter ertönte, wie Geisterchor, ein langsam feierliches *memento mori*, mit Demuth und Anbetung neigten sich alle vor dem Bilde des Gekreuzigten, und durch die Reihe schreitend, führte ihn der Abt nach der eignen Zelle, dort den Laien in die Ordensgesetze und seine Verpflichtungen einweihend.

Martin Köhler war der Pilger, jetzt der dienende Bruder im Kloster von la Trappe. Sechs Jahre hatte der Unglückliche in der Strafanstalt gelebt. Sein Leben war dort das gediegenste Bild der Ergebung, der Andacht, des Fleißes, der Ruhe, des tadellos-

festen Wandels. Schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes war der Seelsorger der Anstalt, ein Priester im Geiste des Herrn, auf offenem Pfade zum Herzen des Verirrten. Von Stufe zu Stufe zur Erkenntniß seines Unrechts geleitet, würde Martin bei klarer Überzeugung dessen, was er gethan, der Reue, der Zerknirschung, dem Jammer über sich selbst zum Opfer geworden seyn, hätte nicht die Religion schützend, tröstend, erimuthigend an seiner Seite gestanden. Daß Göttliche im Menschen, die höhere Natur, die ihren Ursprung ahnet, auf den vollkommenssten Schöpfer hinweist, zur höchsten Natur sich erhebt und mit ihr sich zu vereinigen strebt; daß Göttliche über den Menschen, was sich in der Welt, als dem Abglanze der Herrlichkeit des Schöpfers und in der Vernunft offenbaret, die wahrhafte Religion, die reinste Richtung des Gemüths zur Gottheit, durchfloß, wie eine belebende befruchtende Quelle, mit allen

ihren Segnungen sein Herz. Er betete und arbeitete. Sein Leben war eine reine Spiessglänze.

Der Justizminister besuchte auf einer Geschäftsreise die Strafanstalt. Er kannte Martins Geschichte aus den Akten, seinen musterhaften Wandel aus den Jahresberichten. Der Minister sprach, unerkannt, lange mit ihm. Wenige Wochen darauf war für ihn der Befehl zur Entlassung gegeben und eine Summe Geldes angewiesen.

Im Augenblicke der Verkündigung verlassener Gnade hatte Martin seinen Entschluß gefaßt und rasch in Ausführung gebracht. Im Pilgerkleide verließ er sein Vaterland, um es nie wieder zu sehen. Aus einer Beschreibung konnte er den Orden la Trappe und seinen Sitz. Dorthin eilte er, um nur dem Gebete und der Arbeit zu leben. Das geschenkte Geld vertheilte er unter die Armen. Wilde Beeren und Quellwasser waren seine Nahrung, die Erde seine Ruhesstätte. Mit

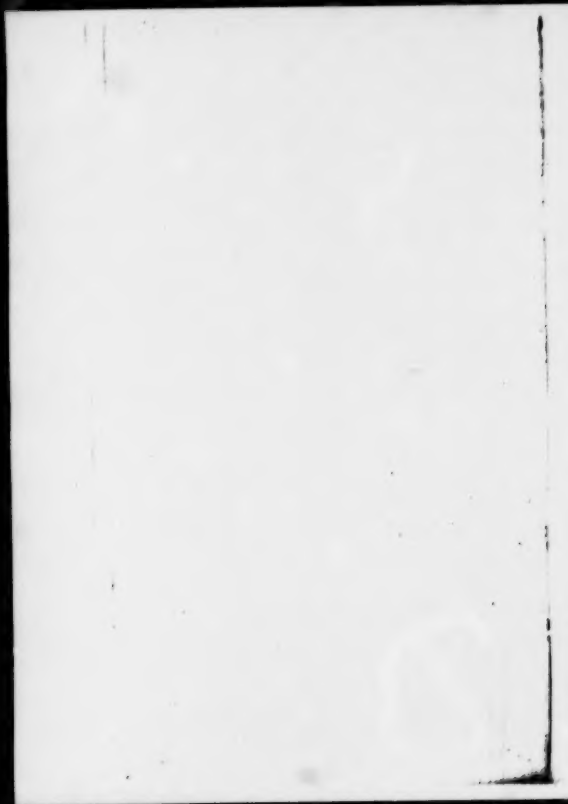
einem unendlichen Entzücken begrüßte er die bemooßten Mauern von la Trappe.

Täglich 11 Stunden im Gebete, die übrige Zeit bei harter Arbeit und stiller Betrachtung sich hingebend außer dem gottesdienstlichen Gebete und dem Gruße: *Memento mori*, in ewiges Schweigen versunken, abgeschieden von allem, was Welt heißt und darin vorgeht, kärglich mit Früchten und Gemüse ernährt, waren seine Gedanken nur auf Buße und Tod gerichtet, und jeden Abend grub er an seinem Grabe.

Die Revolution vertrieb den Orden von la Trappe aus Frankreich. Der Orden theilte sich in mehrere Colonien. Mit einer derselben wanderte Martin nach Rußland. Auf der Reise dahin starb er, versöhnt mit seinem Schöpfer, mit der Menschheit, mit sich selbst.

Der

Felsenschlund am See.



Der Morgen flog mit purpurfarbnen
Schwingen über die dunklen Gebirge herauf,
und beleuchtete die hohen Gipfel der Tannen
mit regem Zauberstrahl, glänzende Dias-
manten funkelten von den Spitzen des be-
thauten Grases, und den Blüthenkelchen der
Blumen entstieg erquickender Balsamduft.

Auf einem Steine am bemooften Ge-
flade saß, in finst'rem Nachdenken versunken,
ein Greis, dessen weißes Haar der Mor-
genwind durchwehte; er schien es wenig zu
beachten, und die dunkeln Blicke starr auf
die stille Fluth gerichtet, schien er Alles um

sich her vergessen zu haben. Finsterner Unmuth sprach aus den Falten zwischen den buschigen Augenbraunen, und tiefe Furchen hatte der Gram auf die bleichen Wangen gezogen.

Auf dem Gipfel eines benachbarten Berges stand der junge Graf Löwenstern mit seinem ältern Freund Werner, der auf seinen Reisen ihn begleitete. Angezogen von der schönsten Gegend, und gleich entschlossen, mehrere Tage in derselben zu verweilen, hatte er sich das Städtchen Rottenfeld, den bedeutendsten Ort im Umkreise, zum Wohnorte für die Zeit seines Aufenthalts ausgewählt. Auch wollte er einen Verwandten, der in dieser Gegend auf einem Bergschlosse wohnte, besuchen; er selbst kannte diesen Vetter nicht, aber sein Oheim, Baron Wartenberg, hatte ihm empfohlen, ~~selben~~ zu besuchen, und ihm deßhalb einen Brief an den Grafen Schellborn, (so hieß der Vetter) mitgegeben. Da die Witterung sehr

schön war, hatten Löwenstern und Werner die Reise zu Fuße der im Wagen veracrigen; sie wollten unterwegs die benachbarten Gebirge besteigen, um von dort aus die Aussicht in das liebliche Thal zu genießen. Mit langen Säugen schlürften sie die von Mäthen durchwünte Morgenluft ein, und lobten sich an dem Anblicke des blühenden Thales, dessen bethaute Fluren und ihr lachendes Grün, verschmolzen mit dem rosigen Schimmer des Morgens, in magischer Beleuchtung vor ihren Blicken sich ausbreiteten. Arthurs Herz war gefühlvoll und empfänglich für die Schönheiten der Natur, und sein älterer Freund, ungeachtet die Jahre jetzt hohen Grad der Empfindung bei ihm gemäßigt hatten, welcher nur der Jugend eigen ist, fand noch immer frohen Genuß bei dem Anblick einer schönen Gegend. Arthur wendete die Blicke nach einer andern Seite, und ein See mit romantischer Felsenumgürtung lag vor seinen Blicken; ein dunkel in-

Arthur. Ich weiß wohl, daß Sie die Möglichkeit der Geistererscheinungen läugnen, ich muß Ihnen aber gestehen, daß ich mich von der Idee einer Verbindung der irdischen mit der Geisterwelt nicht loszureißen vermag, und daß der Glaube, von meinen gestorbenen Lieben umschwebt zu werden, mit zu meiner Glückseligkeit gehört. Es spricht tief in meiner Seele ein mir unerklärtes Etwas, daß der Geist meiner theuern Mutter mich stets umschwebt.

Werner. Lieber Schwärmer, ich vergebe Ihrer kindlichen Liebe dieses Spiel der Einbildungskraft, einst bei kälterm Blute werden Sie andere Ansichten haben.

Arthur. Es wäre vergebens, über diesen Gegenstand mit Ihnen zu streiten; unsere Ansichten davon sind zu verschieden. Es mag nun aber damit sein wie es will, so ist es doch gewiß, daß diese Gegend, dieser dunkle See mit seinen düstern Umgebungen, und vor allen jener alte Mann, etwas höchst Un-

Unheimliches für mich haben. Und wie sonderbar! es zieht mich Alles dieses wieder an, ich möchte fliehen und doch wieder hier verweilen.

„Kommen Sie!“ sprach Werner, „lassen Sie uns gehn und das Schloß des Grafen Echellborn auffuchen. Aus den Reden des gespenstischen Alten habe ich verstanden, daß es eine Stunde von hier entfernt ist, und daß wir jenen Berg übersteigen müssen, um dahin zu gelangen.“ —

Sie legten schweigend den größten Theil des Weges zurück. Als sie um eine Windung der Bergkette herum bogen, lag das alte hoch gethürmte Schloß auf beträchtlicher Anhöhe vor ihnen. Finster und einsam blickte es mit seinen grauen Mauern und hohen Thürmen herab auf die stille Gegend, und das freundliche Dörfchen im Thal.

„Wahrscheinlich!“ unterbrach Werner das bisherige Schweigen, „wenn dies das Ziel unserer Wanderschaft ist, so sollte es mich

nicht wundern, jenen finstern Greis als Kas-
tellan dort zu finden, denn zu dem alten
Eulenneste würde er ganz vortreflich passen;
er könnte recht wohl die Rolle des Burggeis-
tes dort spielen! auch wäre ich ganz ge-
neigt, ihn dafür zu halten, wenn mich
nicht seine moderne Kleidung überzeugte, daß,
ist er wirklich ein Geist, er wenigstens nicht
in die grauen Mitterzeiten gehört.“

Ein vorübergehender Landmann bestä-
tigte, daß dieß Schloß Schellhorn sey, und
wies ihnen den nähern Fußpfad, der sich
zwischen Felsen und Baumgruppen in die
Höhe wand. Sie langten bald an der dun-
keln Schloßpforte an, wo ein ernster Thür-
steher die fremden Wanderer um ihre Namen
fragte, und sie dann durch einen eben so
erhsten, schweigenden Diener über breite
Marmortreppen und durch lange, schallende
Gänge in einen hohen Saal geführt wurden,
wo ihr Führer sie warten hieß, und sich ent-
fernte, um sie zu melden. Der Saal, in

welchem sie sich befanden, war rings mit alten Familiengemälden behangen. Edle hohe Gestalten in ritterlichem Schmucke; auf jedem dieser Gesichter stand Tapferkeit und Mittersinn mit unverkennbaren Zügen geschrieben. Die Frauen, zart und sittlich verzückt, blickten aus klaren blauen Augen fromm und mild, und sprachen in ihrer sittenhaften Schönheit rührend zum Herzen. Die hohen Bogenfenster standen offen, und gaben die Aussicht auf ein lachendes Thal, das mahlerisch vor den Blicken der Hinabschauenden ausgebreitet lag, und dessen lieblicher Anblick seltsam gegen die düstere Burg abfiel.

Als sie eine Weile gewartet hatten, öffnete sich die Saalthüre, und herein trat eine ätherische Zaubergestalt, ein himmlischschönes Mädchen. Mit einer leichten anmuthsvollen Verbeugung, mit edlem Anstande und sanft erröthenden Wangen, hieß sie die Fremden mit sanfter Stimme willkommen:

sie entschuldigte ihren Vater, daß er sie nicht selbst empfangen, eine Unpäßlichkeit hindere ihn daran; zur Mittagstafel aber, hoffe sie, werde er erscheinen, da seine Unpäßlichkeit bis dorthin wohl die gewöhnlich vorübergehen werde. Arthur war verloren in dem Anschauen dieses reizenden Geschöpfes, aus diesen Weilschenaugen blickte ein Engel, und der kleine Purpurmund sprach so bezaubernd schön, daß man nicht wußte, ob man ihren Geist oder ihre Schönheit mehr bewundern sollte.

Lindane (so hieß das Fräulein) wußte, daß Arthur weitläufig mit ihr verwandt sey, überdies war sein Oheim ein Jugendfreund ihres Vaters; sie war daher herzlich froh, den Anverwandten im Schlosse zu sehen, da sie hoffte, daß seine Anwesenheit selbst erheitern werde, was er bei seiner trüben Stimmung sehr bedurfte. Das Fräulein führte die Fremden im Schlosse und in den Gärten herum, zeigte ihnen alles Sehens-

werthe, und die Zeit bis zur Tafel enteilte so schnell, daß Arthur gar nicht zufrieden war, als gemeldet wurde, es sey bereits aufgetragen, und der alte Graf erwarte die Gesellschaft.

Man trat in einen schönen Gartensaal. Arthur wollte Lindanen eben etwas Verbindliches sagen, als sich die gegenüberstehenden Flügelthüren öffneten, und der hohe Greis vom See herein trat. Mit majestätischem Anstande, doch nicht finster und unfreundlich, empfing er den jungen Grafen, und hieß ihn als den Neffen seines besten Freundes willkommen. Graf Arthur übergab ihm dessen Brief, welchen er erbrach, und während des Lesens den jungen Mann mit blühenden Augen ansah, wobei diesen, der überhaupt von dieser Erscheinung sehr überrascht war, ein ähnliches banges Gefühl ergriff, wie diesen Morgen am See bei Erblickung des Alten. Man setzte sich zur Tafel; es brauchte lange, bis Arthur ruhiger

werden und die Unbehaglichkeit, die ihn beherrschte, unterdrücken konnte; doch verscheuchte endlich Lindanens Liebreiz alle trüben Ahnungen, und der Beruhigte überließ sich ganz den Einwirkungen ihrer Liebendwürdigkeit. Der alte Graf war zusehends heiterer, sprach viel von seinem alten Freunde, leerte manches Glas auf dessen lange währendes Wohl, und betrug sich so freundlich und aufmerksam-gütig gegen die Fremden, daß Arthur sein vorschnelles Urtheil und seine Abneigung gegen den Greis zu bereuen anfang. Man stand von der Tafel auf, um sich in ein schönes Rondeau schattiger Linden zu begeben. Alles war vergnügt, als es Wernern einfiel, den Grafen zu erinnern, daß sie sich heute schon begegnet hätten. „Wo?“ frug dieser betroffen. „Unweit von hier an einem kleinen See,“ erwiderte Werner. „Am See?“ rief der Graf heftig, und eine dunkelglühende Röthe bedeckte übersog seine Wangen. „Am

See," wiederholte er dumpf, und eilte mit heftigen Schritten fort.

Die Fremden sahen höchst befremdet ihm nach, und Lindane saß mit beherglühendem Gesichte sprachlos da. „Was fehlt Ihrem Herrn Vater?" fragte Arthur die junge Gräfin. „Ach," erwiderte sie, „mein armer Vater ist geisteskrank; es gibt Gegenstände, die man nicht nennen darf, weil sie ihm plötzlich die Sinne verwirren. Besonders darf man jenes unglücklichen See in seiner Gegenwart nicht erwähnen, er bringt oft ganze Nächte, auch mehrere Stunden des Tages, in seinem Wahnsinne an jenem düstern Orte zu, und Niemand darf es dann wagen, ihn aufzusuchen und in seinen finstern Träumen zu stören, weil er dadurch in die heftigste und gefährlichste Wuth geräth." „Und wie lange," fragte Arthur, „ist der Unglückliche schon in diesem Zustande?" „Ach!" erwiderte Lindane, „ich kenne ihn schon seit meinen Kinderjahren so, doch hat sich das Uebel

seit dem Tode meiner Mutter sehr vermehrt, denn sie allein konnte den bösen Dämon bannen, der ihn beherrscht und seine Sinne gefangen hält. Sie allein durfte es wagen, ihn von dem bemoosten Geslade jenes unheilbringenden Sees wegzuführen; willig und schweigend folgte er ihrer sanften Stimme. Seitdem hat freilich jener Ort eine unglückliche Bedeutung bekommen, denn mein einziger Bruder ist todt darin gefunden worden, ohne daß man muthmaßen kann, auf welche Art er verunglückte. Er war ein heitrer, blühender Jüngling voll Frohsinn und Lebenslust; es läßt sich gar nicht denken, daß er selbst sein Leben geendet haben sollte; zum Baden ist der tiefe schlammige See auch nicht geeignet, und so herrscht über jene schreckliche Begebenheit das tiefste Dunkel. Ich selbst weiß dieses alles nur aus der Erzählung meiner Erzieherin, da ich in jenem Zeitraum noch sehr jung war, und man daher von diesen Begebenheiten nicht gerne

in meiner Gegenwart sprach: nur so viel weiß ich mich zu erinnern, daß mein Vater in jenem Zeitpunkte so geraset hatte, daß man ihn binden mußte. Doch lassen Sie mich davon abbrechen, ich bin immer tief erschüttert, wenn ich an jene Begebenheit denke. Mir ward von Kindheit an ein solcher Abscheu vor diesem Oee, der den Namen: der schwarze, führt, beigebracht, daß ich mich selbst nie genähert habe."

Arthur war von dieser Erzählung äußerst gerührt. Auch er hatte großes Familienglück erlebt; sein Vater war einst von einer Reise, welche er in Begleitung eines einzelnen Dieners unternommen, nicht wieder zurückgekehrt, und alles Forschen, wohin er gekommen sey, war vergebens geblieben. Der Diener war unterwegs gestorben, was aber aus dem Grafen geworden, wußte Niemand. Arthur war damals noch ein Knabe, die unglückliche Mutter hatte mit dem geliebten Sohne, welchen sie

Wernern zum Erzieher gegeben, auf den Gütern gelebt, und war vor zwei Jahren gestorben. Er hatte beide Eltern verloren, Lindane war eben so gut als verwaist, denn der wahnsinnige Vater konnte ihr keine Stütze seyn. Ihr Unglück zog ihn noch mehr an, und die Theilnahme an selbem verstärkte die Gefühle, welche ihre Liebenswürdigkeit in seinem Herzen erregt hatte.

Der alte Graf kam den übrigen Theil des Tages nicht mehr zum Verscheln, Arthur und Werner wollten des Abends in das Städtchen zurückkehren, aber auf Lindanens Bitten, blieben sie. Die nähere Bekanntschaft mit diesem holden Geschöpfe, mit der Arthur den schönen Sommerabend im Freien zubrachte, umfing sein Herz mit dem süßesten Zauber der Liebe. In einer Laube, von duftendem Jasmin umblüht, sank sie an sein Herz, und besiegelt war der schöne Bund zweier ~~mit~~ Seelen.

Werner, ~~bei~~ beim ersten Blick auf Lin-

danen geahnet, was geschehen würde, überließ seinen jungen Freund seinem Glücke. Er wußte, daß eine Verbindung mit der Gräfin Schellborn der innigste Wunsch von Arthurs Oheim sey. Werner suchte die Frau von Hallen, Lindanens Erzieherin, auf, um mit ihr über diesen Punkt zu sprechen, und wo möglich auch zugleich Aufklärung über des alten Grafen sonderbare Krankheit zu erhalten.

Die Frau von Hallen war die vertraueste Freundin der verstorbenen Gräfin Schellborn gewesen, sie war selbst von sehr guter Familie, und hatte den edelsten Charakter, verbunden mit der feinsten Bildung. Nach dem Tode ihres Gatten, welchen sie schon früh verloren, war sie, auf die dringenden Bitten ihrer Freundin, zu ihr auf das Land gezogen. Als die Gräfin starb, hatte diese sie auf dem Sterbebette beschworen, Lindanen, damals noch ein hilfloses Kind, nicht zu verlassen, und Mut-

terstelle bei ihr zu vertreten. Frau von Hallen gelobte ihr dieses, und beruhigt schlummerte die Edle hinüber in die bessern Gefilde. Der Graf liebte Frau von Hallen nicht, ihr abnete wohl warum, aber sie sprach nie hierüber. Da er der bestimmt erklärte Willen seiner Gemahlin war, daß selbe im Hause bleiben, und die Erziehung seiner Töchter übernehmen solle, so konnte er nichts dawider einwenden; auch war Frau von Hallen nicht die Frau, sich von Fort wegdrängen zu lassen, wo zu seyn sie sich berechtigt fühlte. Eine Art von düstern Ehen sprach deutlich aus des Grafen Benehmen gegen sie, in den Stunden seines Wahnsinns war sie nicht selten der Gegenstand seiner Wuth, und mußte dann vermeiden, in seine Nähe zu kommen. Weiter konnte Werner nichts aus ihr bringen. „Mich bindet,“ sprach sie, „ein Eid, den ich meiner vereinigten Freundin geschworen habe. Was die Verbindung des jungen Grafen Löwen-

stern mit Lindanen betrifft, so war sie der Püchlingwunsch meiner Freundin. Ach! Lindane war damals noch ein Kind! Die gute Mutter hatte noch keine Idee, daß die Schrecknisse, welche sie erlebt, noch von grauenvollern übertreffen werden sollten, wie sehr würde sie sonst für das theure Kind geittert haben, daß sie meiner Vergeltung anvertraute, und daß ich nur durch meine unermüdete Wachsamkeit vor dem Untergange bewahrt habe.“ Werner drang in Frau von Holler, ihm zu sagen, was es mit jenem See für eine Bewandniß habe; sie wich ihm aber aus, nur warnte sie ihn, selben des Nachts oder am frühen Morgen zu besuchen; insbesondere sollte er Arthur davon abhalten.

Es war eine stille, sternenhelle Nacht. Werner schief ganz ruhig, als Arthur, den der Drang seines Herzens nicht ruhen ließ, auf den Balkon hinaus trat, um den Gedanken an die Geliebte und den Gefühlen

seines Glüdes nachzuhängen. Von dem, unter dem Balkone liegenden Schloßgarten stiegen die Düste der Blumenbeete empor. Lange stand er da, verloren in süße Gedanken, aufgelöst in Entzückung waren alle seine Empfindungen. Da ertönte ein hehler Wehlaut in den Gängen des Gartens: „Huhu,“ — heulte es, „hinaus, hinaus an den See, alter Sünder.“ Die hohe Gestalt des Grafen Schülborn trat aus dem Dunkel der Schatten hervor, und wandelte mit weiten Schritten der Gartenmauer zu, an eine beschädigte Stelle, wo sie leicht zu übersteigen war, dort schwang er sich lähn hinauf, und entschwunden war er Alsthur's Blicken. Diesen überfiel jenes bange Grauen, das ihn bei dem ersten Anblick des Grafen ergriffen hatte, und doch fühlte er einen mächtigen Drang, ihm nachzueilen, und so mit einem Mal die Räthsel zu lösen, die seit gestern ihn umgaben. Da die Einwendungen seines Freundes befürchtete, so

schlich er sich leise aus dem Gemache, um ihn nicht zu wecken, er eilte dann, so schnell es in der Dunkelheit an einem fremden Orte möglich war, durch die düstern hallenden Gänge des Schlosses in den Garten, wo er bald die beschädigte Stelle der Mauer fand und mit leichter Mühe ins Freie kam. --

Ein röthlicher Schimmer besäumte die Gipfel der Berge, die besiedelten Bewohner des Waldes wurden wach und singen an, mit ihrem lieblichen Gesange und heiterm Geschlatter die Gegend zu beleben. Durch das feuchte Gras schritt Arthur jenem von gestern bekannten Steige nach, und kam an den schwarzen See, wo er wie gestern den finstern Alten auf dem bemoos'ten Stein unter dem Felsenüberhange sitzen fand. Arthur war fest entschlossen, es koste was es wolle, der Sache auf den Grund zu kommen, zwar fiel ihm ein, was man ihm von der Wuth des Wahnsinnigen gesagt hatte, wenn ihn Jemand in seinen Träumereien störte, aber

dieß konnte ihn, der keine Furcht kannte, nicht
 zurück halten, auch glaubte er in der vollen
 Kraft der Jugend wohl einem Greise ge-
 wachsen zu seyn, dem, ungeachtet seines
 kräftigen Gliederbaues, doch das jugendliche
 Feuer fehlen müsse, welches ihn befeelte.
 Er ging auf den Alten zu, der in dumpfes
 Hinsinken versunken, ihn nicht eher gewahr
 wurde, bis er dicht vor ihm stand und ihn
 anredete. Jetzt fuhr der alte Graf wild em-
 por und schrie: „Hinweg! hinweg von mir,
 Geist des Erschlagenen! Hast du dein Grab
 verlassen, um mich zu tödten? Versuch es
 nicht, noch habe ich Kiesenkräfte, um mit
 dir zu ringen! Noch einmal stürze ich dich
 in den finstern Schlund! — Ich habe die
 Sühnopfer gegeben, löstliches Sühnopfer!
 was willst du mehr? Hinweg, hinweg!“
 Mit diesen Worten sprang er auf Arthur
 los, und wie kräftig der junge Mann auch
 mit ihm rang, der Alte faßte ihn mit mäch-
 tigen Armen und würde ihn sicher überwäl-
 tigt

tigt und in die Fluthen gestürzt haben, wenn er nicht ausgeglitscht und mit dem von ihm krampfhaft Umschlungenen zur Erde gestürzt wäre. Arthur erhob sich bald wieder, aber der unglückliche Greis blieb ohne Bewußtseyn liegen, sein Blut floss aus einer tiefen Kopfwunde; er war mit dem Haupte an ein scharfkantiges Felsenstück gefallen.

Arthur, von namenloser Angst erfaßt, getraute sich nicht, den Ohnmächtigen zu verlassen, um Hülfe herbeizurufen, und ohne fremden Beistand wußte er sich nicht zu helfen. Er schöpfte, nicht ohne Grauen, Wasser aus dem See, und besprengte damit das bleiche Antlitz, aber dieses Mittel war nicht hinlänglich, die tiefe Ohnmacht zu besiegen. Er schrie aus voller Brust, aber nur seine eigene Stimme hallte an den Felsen zurück. Endlich, nachdem er schon halb in Verzweiflung war, erschien Werner, von mehreren Bedienten begleitet. Er hatte Arthurn vermisst, und sein gestriges Gespräch mit Frau

von Hallen ihn mit Besorgnissen erfüllt. Von einer bangen Ahnung hinaus an den See getrieben, hatte er die Bedienten mitgenommen, weil ihm vor dem Wahnsinnigen bangte. Man trug den alten Grafen gleich einem Todten in das Schloß, wo es erst nach vielen angewendeten Mitteln nach mehreren Stunden gelang, ihn ins Leben zu bringen. Sein mattes Auge öffnete sich, und alle Wildheit war in selbem erloschen, große Tropfen quollen unter den grauen Wimpern hervor, und rollten langsam über die gefurchten Wangen. Lindane drückte des schwer leidenden Vaters kalte starre Hand an ihr Herz, und bat ihn mit sanfter Stimme, sich zu beruhigen; er sah mit wehmüthigen Blicken sie an und sprach leise: „Ihränen, Gottlob Ihränen! seit zwanzig Jahren die ersten! O habe Dank, Du, der mir sie gab!“ —

Man hatte einen Wagen in das nächste Städtchen nach dem Arzt geschickt. Dieser

erschien, fand die Wunde fast tödtlich und den Zustand des Kranken äußerst gefährlich; er empfahl Ruhe und Vermeidung jeder Gemüthsbewegung. Alles entfernte sich, nur Lindane wollte den Vater nicht verlassen, und überließ es Frau von Hallen, bei den Fremden zu bleiben.

Arthur war nicht zu beruhigen, er sah sich als die Ursache dieses unglücklichen Ereignisses an; seine Liebe zu Lindanen, Mitleid mit dem leidenden Greise, die Vorwürfe, die er sich selbst machte, Alles dieses erfüllte sein Herz mit den schmerzhaftesten Empfindungen. Es lag ein banges, ahnendes Gefühl auf seiner Brust, und die Furcht, noch Schrecklicheres zu hören, entriß ihm alle Ruhe.

Der Kranke lag in großer Schwäche bis Abends, wo er sich etwas erholte. Er verlangte mit dem Arzte zu sprechen, und beehrte von diesem, ihm unverholen zu sagen, wie lange er noch leben werde, da er noch viele Anordnungen zu treffen habe. Der

Arzt verbarg dem Verwundeten die Gefahr nicht, in der er sich befand, und gab ihm Frist bis zum Morgen. Hierauf beauftragte Graf Scheßborn seine Tochter, aus dem Schreibepulte in seinem Cabinet ein versiegeltes Päckchen Schriften zu holen, und selbe Arthurn mit der Bitte zu übergeben, sie bald möglichst zu lesen, denn die ruhige, ja verzweiflungsklose Sterbestunde eines Unglücklichen hänge davon ab. Auch könne er nicht eher sterben, bis Arthur diese Blätter gelesen. Mit bangem Herzen empfing dieser die Papiere, mit zitternder Hand erbrach er das Siegel, entfaltete sie und las:

„Gedrängt von der Folter eines nagenden Gewissens ergreife ich die Feder. Das Geständniß tief verbergner, Niemand bekannter Verbrechen, will ich niederschreiben. O ihr, die ihr diese Blätter lesen werdet, hütet euch vor verborgner Schuld! Auch ich war einst gut, hatte Gefühl für das Schöne und Edle; aber hingerissen von der Allgewalt tobender Leidenschaften gab ich mich der Lei-

tung verderblicher Mächte hin, die immer fester mich umstrickten und mich ihren Banden nicht mehr entkommen ließen."

"Ich war der einzige Sohn edler, aber von thörichter Liebe für mich eingenommener Ältern. Noch ein zartes Kind sah ich jeden meiner Wünsche erfüllt, er mochte noch so ungereimt seyn. Der kleinste Widerspruch brachte mich in einen Zorn, der mir die gefährlichsten Zufälle verursachte. Die Besorgniß, mich durch dieses Übel zu verlieren, bestimmte meine verblendeten Ältern noch mehr, mir in Allem meinen Willen zu thun. So wuchs ich auf, und war bereits mit zwölf Jahren ein Ungeheuer, wenn ich gereizt wurde. Auf der andern Seite fehlte es mir keineswegs an Eigenschaften, die mich zum vortreflichen Mann hätten bilden können, wäre ich mit Vernunft geleitet worden. Ich besaß Talente, ein leichtes Fassungsvermögen und Lust und Eifer zum Lernen. Mein Herz war gut und gefühlvoll, ich liebte die Menschen, aber Alles dieß ver-

schwand, sobald etwas der Erfüllung meiner Wünsche entgegen stand."

„Ich war zum Jüngling herangereift, und auf mein Verlangen auf die Universität nach Erlangen geschickt, man gab mir einen Hofmeister mit, der aber, nach meiner Art zu denken, nichts als mein Diener und der Vollstrecker meiner Befehle seyn durfte. Mein guter Verstand und der mir angeborene Stolz bewahrten mich vor schlechter Gesellschaft und niedern Ausschweifungen. Ich machte dort durch meinen Kousin, Baron Wartenberg, die Bekanntschaft des Grafen Ldwensstern, dessen sanfter, besonnener Charakter vortheilhaften Einfluß auf den meinigen hatte. Ich schloß mich fest an ihn an, und vielleicht wäre es ihm gelungen, mich zu bessern, hätte mein böses Schicksal mir ihn nicht sobald wieder entrückt. Ldwenssterns Vater starb, und der Sohn mußte die Väter antreten. Er verließ Erlangen, und wie trennten uns mit den heiligsten Versicherungen ewiger Freundschaft. Ich blieb noch

drei Jahre; als nach ihrem Verlaufe auch ich meinen Vater verlor, rief mich der Wunsch meiner Mutter zu sich in die Residenz, wo sie ein schönes Haus besaß, welches sie zu unsrer Wohnung bestimmte."

„Wir lebten auf sehr glänzendem Fuße, gaben und besuchten Gesellschaften, und Alles, was zum hohen Adel gehörte, stand in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit uns. Täglich befand ich mich im Zirkel der schönsten gebildeten Mädchen; auf manche von ihnen machte ich vortheilhaften Eindruck, ohne daß mein Herz diese Gefühle erwidert hätte. Es schien, als wäre ich unempfänglich für den Zauber der Liebe; aber meine Stunde kam, kam so, daß ich dadurch der unglücklichste der Menschen wurde! Ich besuchte einst mit meiner Mutter das Schauspielhaus. Wir waren noch nicht lange da, als eine der Logen sich öffnete, und zwei Damen hereintraten, welche sogleich von meiner Mutter mit besonderer Freundlichkeit begrüßt wurden. Die Zuersteingetretene war eine etwas be-

Jahrte Frau, ihr folgte ein jugendlich-blühendes, unaussprechlich schönes Mädchen. Meine Mutter belehrte mich: daß die ältere Dame die Baronin von Lindheim, und das Fräulein ihre einzige Tochter sey. Beide waren erst gestern vom Lande zurückgekommen, darum hatte ich sie noch nicht gesehen. Der Anblick des wunderholden Mädchens hatte mich mit Zaubergerwalt ergriffen, ein Bligstrahl entzündete augenblicklich die heftigste Leidenschaft in meiner Brust, und ich konnte kaum den folgenden Tag erwarten, um von meiner Mutter, in die ich deshalb stürmisch drang, der Baronin vorgestellt zu werden.

„Ich sah Antonien, sah sie öfter, meine Leidenschaft wuchs täglich, und grenzte beinahe an Wahnsinn. Ich erklärte ihr diese Gefühle ganz mit dem stürmischen Ausbruch der in meiner Brust tobenden Flamme, und erhielt von ihr — eine versagende Antwort. Den Sturm, der in mir wüthete, zu beschreiben, fehlt es mir an Ausdrücken! Meine gegen mich zu schwache, bei manchem

Ausbruch meiner Leidenschaften oft unzeit von mir behandelte Mutter, zitterte und fürchtete, vielleicht nicht ohne Grund, daß ich wirklich wahnsinnig werden könnte; sie that Alles, mich zu beruhigen, sie versprach, mit der Baronin zu reden, und mir Antoniens Besitz zu gewinnen."

„Antonien's Herz war nicht mehr frei; sie hatte den jungen, höchst interessanten Grafen Löwenstern schon vor zwei Jahren kennen gelernt und liebte ihn zärtlich. Ihre Mutter aber billigte diese Liebe nicht. Löwenstern war Protestant, sie eine eifrige Katholikin, Ursache genug, ihre Einwilligung zu dieser Verbindung zu versagen. Nur heimlich hätten die Liebenden ihr Verständniß fortsetzen können; dazu dachte Löwenstern zu edel. Einmal sah er Antonien noch, Abschied von ihr zu nehmen, dann ging er auf Reisen, um die Gefühle seines Herzens zu besiegen. Antonie konnte ihre Empfindungen nicht so leicht bezwingen, Löwenstern's Bild

lebte in ihrem Innersten, und ihre hoffnungslose aber nie versiegende Liebe war ihr einziger steter Gedanke. Ich erfuhr ihr voriges Verhältniß mit Edwinstern, und die tobendste Eifersucht durchglühete meine Brust. Der Baronin sagte eine Verbindung zwischen mir und ihrer Tochter völlig zu; Antonie hing ganz von ihrer Mutter ab. Diese that einen Wachtspruch, und zitternd reichte mir die Geopferte ihre Hand am Altare. Nach der Trauung sank die Braut ihrer Freundin, der Frau von Hallen, ohnmächtig in die Arme. Als sie sich erholt hatte, suchte sie zwar sich zu fassen, um ihr Schicksal mit leidender Geduld zu tragen, aber ich hatte genug gesehn, um mich dem heftigsten Argwohn zu überlassen; ohne alles Zartgefühl und Schonung riß ich die Hülfelose aus den Armen ihrer Mutter und Freundin, und führte sie hieher auf dieses Schloß, wo ich mich meinen leidenschaftlichen Gefühlen so überließ, daß ich beinahe mit dem Lüftchen eiferte, daß ihre Wangen kühlte.“

„Antonie war ein Engel! Mit der sanftesten Duldung ertrug sie ihr herbes Schicksal. Pflicht und Gewohnheit fesselten sie nach und nach an mich, und als sie endlich Mutter ward, da liebte sie in mir den Vater ihres Kindes, und das Andenken an Löwensterns Liebe verschwand ganz aus ihrer Seele. Sie gedachte seiner nur noch, wie man eines fernem Jugendfreundes gedenkt. Mein wildes Gemüth konnte aber Antoniens zarte Seele nicht fassen; mir blieb das Bild des früher Geliebten stets im Sinne, besonders wenn ich Antonien nicht sah, denn, gleich einem schützenden Engel, bannte ihre Gegenwart den bösen Geist, der mich beherrschte.“—

„So waren mehrere Jahre vergangen, Antonie hatte mir einen Sohn geboren, und sollte nun nach einem langen Zwischenraume zum zweiten Male Mutter werden. Löwenstern hatte, nachdem er von seinen Reisen zurückgekommen, die Bekanntschaft einer mei-

ner Koussinen, der Schwester meines Freunds des Wartenberg, gemacht, hatte sie sehr liebenswürdig gefunden, lebte nun schon seit einigen Jahren mit ihr in der glücklichsten Ehe, und war bereits Vater eines hoffnungsvollen Knaben. Eine wichtige Familienangelegenheit nöthigte ihn, eine Reise zu unternehmen; der Rückweg führte ihn in diese Gegend, der Wunsch, den geliebten Jugendfreund wieder zu sehen, verbunden mit verschiedenen Aufträgen, welche ihm Wartenberg für mich gegeben, bestimmte ihn, mich hier zu besuchen. Ein Brief von ihm meldete mir seinen Besuch und weckte die schlummernde Furie in meiner Brust. Antonie zeigte mir unverhohlen ihr Vergnügen, ihn wieder zu sehen, und ihre Unbefangtheit hätte mich beruhigen sollen, aber vergebens! —

„Edwenslern kam. Mit Innigkeit drückte er mich an seine Brust, indessen mein Herz in den wilden Flammen des bittersten Hasses brannte. Er war liebenswürdiger als je; es schien nur unmöglich, daß Antonie

tenie ihn sehen könnte, ohne daß ihre vorigen Empfindungen für ihn in ihrem Herzen erwachten. Ich bewachte jedes seiner Worte, jeden seiner Blicke, und glaubte überall Stoff zum Argwehn zu finden. Löwenstern, dessen ehemalige Liebe für Antonien sich in das reinste Wohlwollen der Freundschaft verwandelt hatte, war weit entfernt zu ahnen, welche giftige Ratter mein Herz zerfroß; ohne Rückhalt überließ er sich dem heitern Ausbruch der Empfindungen, zu welchem Freundschaft und Verwandtschaft ihn berechtigten.“

„Acht Tage war er schon bei uns, und immer düsterer ward mein Gemüth, doch wußte ich mich vor Antonien und Löwenstern zu beherrschen. Nur meine Mutter, die damals bei uns lebte, durchschaute das Tiefste meines Herzens, und beschwer mich, den ungerechten Argwehn zu verbannen. Es war mir aber unmöglich, immer diesen Zwang auszuhalten, ich stürzte fort aus dem Schlosse und suchte die einsamsten düstersten Gegenden, um meinen lichtscheuen Gedanken nachzugehen

gen. So kam ich einst an den schwarzen See, der von den Landleuten allgemein gemieden wird; ihrer abergläubischen Meinung nach wohnt ein böser Dämon in diesen Fluthen, der jeden, der an ihren Ufern weilt, zu bösen Thaten verleitet. Ach! auch in meiner Seele reifte an diesem Orte der Entschluß zu einer Gräueltbat! aber der Dämon, der mir ihn eingab, wohnt nicht in diesem See, sein Aufenthalt war in meinem eignen schwarzen Herzen. Als ich nach Hause kam, fand ich Löwenstern bei Antonien, mein kleiner Sohn saß auf seinen Knien und liebte ihn; dieser Anblick war mir unerträglich, auch mein Kind sollte meinen Todfeind nicht lieben! ich lud Löwenstern ein, diese Nacht mit mir einem Hirsch aufzulauern, welchen ich aufgespürt hatte; er war ein leidenschaftlicher Jäger, und war gleich bereit dazu. Wir verließen ohne Begleitung das Schloß mit unsern Jagdflinten, als es schon völlig dunkel war, und nur die Sterne über uns glimmerten.

Ich führte ihn an den See, und wies ihm einen Platz an, wo, wie ich sagte, der Hirsch vorbeikommen müsse; ich stellte mich dem Opfer meines unmenschlichen Hasses gegenüber; ich legte auf Löwenstein an, ich saßte ihn mit aller Kraft des scharfen Sägesgeräusch; — dumpf brüllte der Donner des Geschosses durch die wiederhallenden Felsen! ich war zu Boden gestürzt. Als ich erwachte, fing es an ein wenig zu dämmern, der Leichnam des Getödteten lag mit zerschmettertem Gehirne am Boden. Schauerlich rauschte es durch die Wipfel der finstern Tannen; die Lüfte heulten mir den Namen: „Mörder“ zu. Der Wind trieb die Wellen des Sees hin und her, und ihr Getöse brauste „Mörder!“ — Mir schien, als hörte ich neben mir, über mir, und tief aus den Gluthen gräßliches Hohngelächter, dann wieder drohend brüllende Stimmen. „Gieb uns den Todten!“ so säufelte, rauschte und heulte es mir zu, „gieb uns unsern Raub!“ — Es riß mich mit unsichtbarer Gewalt fort; ich

raffte den Gemordeten vom Boden auf, und schleppte ihn zu einem Schlunde, der tief im Felsen hinabgeht, und wahrscheinlich mit dem See in Verbindung steht. In die grauensvolle Tiefe stürzte ich die Leiche. Wie Hohn gelächter der Hölle scholl es von unten heraus. „Giebst uns noch mehr,“ heulte es; es trieb mich fort auf Sturmesflügeln, und ich kam athemlos und erschöpft im Schlosse an.“ —

„Ich hatte sowohl Antonien als auch meinen Leuten angekündigt, daß Löwenstern mit Tagesanbruch nach dem nahegelegenen Städtchen gegangen sey, um von dort aus unverzüglich mit Postpferden nach Hause zu reisen, indem uns beim Heimzuge aus dem Forste der Postbothe mit einem Briefe an Löwenstern eingeholt, wodurch dieser zur schleunigsten Rückkehr zu den Seinigen aufgefordert worden. Antonien schien dieß ganz wahrscheinlich, um so mehr, als ich sie bat, Löwensterns zurückgelassenes Reisegepäck ordnen und ihm nachsends

den zu lassen, auch meine Leute fanden keine Ursache, meine Aussage zu bezweifeln. Er war allein gekommen, sein Diener war auf der Reise gestorben. Niemand vermuthete etwas von meinem Verbrechen, als meine Mutter; sie hatte den Sturm in meinem Innern wüthen gesehen, sie kannte die tobenden Ausbrüche meiner Leidenschaft; sie allein ahnte ihres leidenschaftlichen Sohnes blutige That. Als Antonie entfremdet war, drang meine Mutter in mich; halb gestand ich, halb errieth sie das Geschehene. Todeschauer überlief die alte Frau, „Mörder!“ stammelte sie, und sank, vom Schlage getödtet, in den Sarg zurück! Entsetzen ergriff mich, ich schrie um Hülfe; vergebens, ihr Geist war der irdischen Hülle entflohen.“

„Von diesem Augenblick an lebte die Hölle in meinem Pufen! des Nachts stieg Löwensterns blutiger Schatten an meinem Fette auf und heulte mir entgegen. Da trieb es mich hinaus an den See, wo mir jene Stimmen wieder entgegen schylen, bis

die Sonne herauf kam und die Gestalten verschleuchte."

„Antonie sah mit Schmerz meinen Wahn Sinn, wie man diesen Zustand nannte. Alles, was die zärtlichste Sorgfalt vermag, wendete sie vergebens zu meiner Heilung an. Doch wich in ihrer Gegenwart der böse Geist von mir, sie allein konnte mich zurück halten, und meine Besonnenheit lehrte mit meiner Gattin Annäherung zurück. — Ach! meine geliebte Antonie ward mir entrisen, und mit ihr verschwand der einzige lichte Punkt in dem Nachtsstück meines Daseyns! — seit ihrem Tode muß ich alle Nächte in jener fürchterlichen Gesellschaft zubringen. Ach einst, o Entsetzen — mein Sohn, — mein Gustav, der schöne blühende Jüngling! es trieb ihn an, mich aufzusuchen; er näherte sich mir, als ich eben im Kampfe mit den Geistern am Sregeßode begriffen war; da heulte es wieder: „Gieb ihn uns!“ Löwensterns Schaßten trat heran, und sederte ihn zum Eühnsopfer; tausend Riesenarme griffen aus dem

See emper; da saßte ich meinen unglücklichen Gustav, da stürzte ich ihn unter dem Höl-
 lengelächter des thierischen Kosens in die Tiefe
 hinab. Die Sinne vergingen mir, und als
 ich zu mir kam, fand ich mich gefesselt.
 Seitdem hatte ich mehr lichte Momente, und
 diese benutzte ich, um den Inhalt dieser Blät-
 ter mühsam aufzusuchen.“

„Swanzig Jahre sind seit jener gräßli-
 chen That vergangen, schrecklich habe ich biß-
 her geküßt, aber der Richter über den Ster-
 nen ist gerecht! mein Blut muß fließen auf
 der Stelle, wo Löwenstern geblutet hat,
 doch nicht von meiner Hand darf es ver-
 gessen werden!“

„Also sprach der Geist zu mir in diesen
 Augenblicken. Wenn dann Löwensterns Sohn
 mir vergehen kann; wenn er für mich im
 erlösten Richter betet, dann werde ich ent-
 sündigt in das Reich der Ruhe eingehen.“

„Wenn jener heiß ersehnte Augenblick
 kommt, dann trage man die entfesselte Hülle
 des Mörders ohne Gepränge bei dunkler Nacht

hinauß an den schwarzen See, und versenke dort den Sarg in eben jenen Schlund, worin das Opfer meiner Leidenschaft versank!"

Arthur beschloß, den unglücklichen Ehelebern zu beruhigen und seine Todesstunde zu erleichtern. Er eilte an das Bett des Sterbenden, er sank auf die Knie und gekloßte, mit heißem Flehen zu Gott, Vergebung. Dann hat er um Lindanens Hand. Ein freudiges Lächeln verbreitete sich über die erstorbenden Züge, mit fast erstarrter Hand legt der Erschörte die Hände der Liebenden zusammen und entschlief.

Als die Nacht ihre dunkle Decke über die Erde wölkte, ging der Leichenzug hinaus in das Felsenthäl. Im Trauergewande gingen Arthur und Lindane schweigend hinter dem Sarge. Man kam an den See, die Fackeln spiegeln sich in den stillen Fluthen, die Umstehenden beteten und die Leiche wurde im grauenvollen Felsenschlunde versenkt.





23274

Die
schwarze Mappe

des
grauen Waldbruders

Schaudergemälde aus den Wechselge-
staltungen des Lebens

Meyers
Buchhandl.

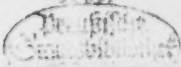
von
H. R. von Crain.

Zwei Bände.

Zweiter Band.
Mit einem Titelbilde.

Meissen,
bei Carl Friedrich Goebcke.

1835.



10 25

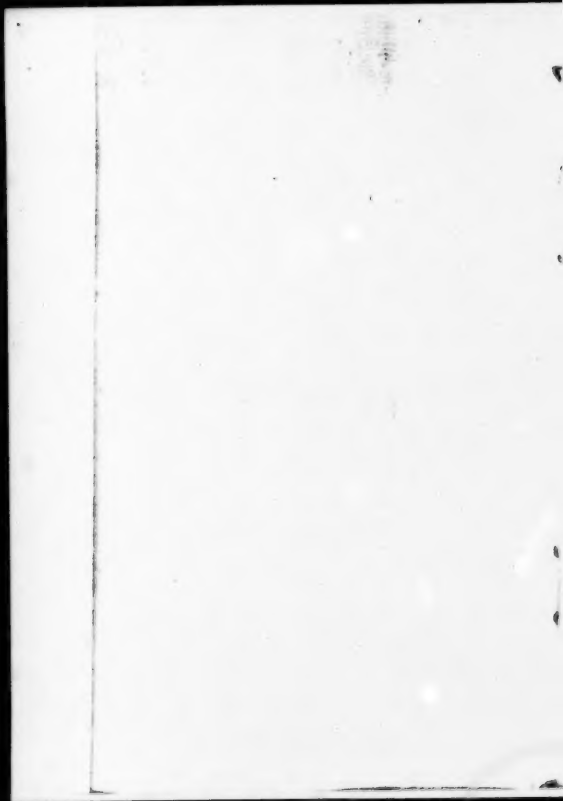
I n h a l t

	Seite.
Das Geständniß in der Todesstunde.	1
Die Comissionreise in das Buchhaus.	31
Partenstein, das Opfer der spanischen In-	
quisition.	93
Die Brüder.	195



Das

Geständniß in der Todesstunde.



Der Parlaments-Präsident von Dijon stand im Begriff, sich mit dem schönen und stolzen Fräulein von Deshoulières zu vermählen, und hatte seinen Bruder, den Bischof von Neauvais, zur Weihe des heiligen Bandes am Altare zu sich nach Dijon eingeladen. Eines Abends, nach einem langen Streit zwischen den beiden Brüdern, über die Macht des augenblicklichen Triebes, über die Grundsätze und gewohnte Lebensweise des Menschen, welche der Präsident für unwidersprechlich hielt, der Bischof aber allezeit einer geregelten Vernunft unterwerfbar ansah, be-

gab sich dieser nach dem Hotel, welches er während seines hiesigen Aufenthaltes bewohnte, zurück, und begegnete an der Hausthüre einem schlechtgekleideten Menschen, der ihm ein Büllet übergab, das der Bischof bei dem schwachen Schein der Straßentampen las. Es war schlecht und fehlerhaft geschrieben und lud ihn von Seiten einer sterbenden Frau, die sehr nach seinem geistlichen Troste schwachtete, und ihm zu beichten wünschte, an, sie in dem Eckhause der St. Magdalenen-Straße zu besuchen. Die Straße lag nicht weit vom Hotel, in einer armen, aber ehelichen Nachbarschaft; es war also bei dem Besuche nichts zu wagen. Und wäre es auch das Gegentheil gewesen, so war der redliche Eifer des Prälaten warm genug, um ihn in der Ausübung seiner Pflicht selbst einige Gefahren nicht scheuen zu lassen. Er befahl daher dem noch wartenden Manne, seinem Kutscher den Weg zu zeigen. Die Gasse, welche nach dem bezeichneten Hause

führte, war so eng, daß er am Eingange derselben aussteigen und vollends zu Fuße hinabsteigen mußte, er ließ daher seine Leute bei dem Wagen zurückbleiben, und sich von seinem Führer mit einer Fackel, die er ihm von einem derselben hatte geben lassen, vorleuchten. Als er das Haus näher ins Auge faßte, bemerkte er, daß es auf der hintern Seite an den Garten von Fräulein von Deshoulières Vater stieß. Während er darnach hinsah, hatte sich, ihm unbemerkt, sein Begleiter, nachdem er eine Thüre aufgeschloffen, entfernt; indessen trat der Bischof durch dieselbe, und befand sich in einem schwach erleuchteten Zimmer, ohne Hausrath, ausgenommen eine Bank, worauf ein Frauenzimmer saß. Sie war in einen Schleier gehüllt, den sie, als sie ihn gewahr wurde, noch enger um das Gesicht zog; aber dennoch erkannte der Bischof zu seinem Erstaunen sogleich das Wesen und die Gestalt des Fräulein von Deshoulières. Sie

schien nicht weniger erstaunt, und erschrock, ob sie gleich Muth genug sammelte, ihn anzusprechen. —

„Ach gnädiger Herr,“ rief sie, „glauben Sie doch ja nicht, daß ich absichtlich mit Ihnen hier zusammentreffe; der Mann, der Sie hither brachte, hat mich durch dieses falsche Billet in dieses Haus gelockt.“ — Hier gab sie ihm einen Zettel: es war dieselbe Hand als in dem seinigen, und enthielt, so weit es auf den Gegenstand passend war, fast dieselben Worte, und dieß setzte den Bischof so in Verwirrung, daß er ihn, ohne ein Wort hervorbringen zu können, zurückgab. „Mein Bedienter,“ fuhr sie fort, „hat mich begleitet und ist hier im Hause — und ich hoffe nicht, gnädiger Herr, daß Sie die Sache angestellt haben, um mich zu tranken. Ich kam in der Erwartung, hier Kranke und Hülfbedürftige zu finden, und glaubte nichts von redlicher Armutb befürchten zu dürfen.“ —

„Iberefse,“ fagte der Biſchof mit ſchmerzhaftem Tone, „hätten Sie ſich nicht ehemals vor redlicher Armuth gefürchtet, ſo dürften wie uns jetzt nicht zu begegnen fürchten.“ — Das Fräulein ſchwamm in Thränen; und obgleich der Biſchof zu glauben anſang, daß Ganze ſey zu irgend einem geheimen Zwecke von ihr ſelbſt veranſtaltet, ſo fühlte er ſich doch bewegt. Aber ſein Zutrauen in die Gewöhnung, gegen den Drang des Augenblicks zu kämpfen, fand ſich bewährt; denn er hatte ſchon ſeit ſo langer Zeit ſeine Gedanken über die ehemalige Geliebte, denn das war ſie gewesen, und nur wegen ſeiner Armuth als jüngerer Sohn ſeines Hauſes, hatte ſie ihn aufgeſchlagen, ſo zu leiten und zu beherrſchen gewuſt, daß dieſe unerwartete Probe ihn nicht in Aufrucht zu bringen vermochte. —

„Ich habe der Braut meines Bruders,“ ſagte er daher fort, „nichts in Furcht und geheim zu ſagen, oder etwas Anderes von

• ihr zu verlangen, als den Ring, den sie einst in einer andern Absicht angenommen, und den sie nicht zugleich mit dem ihres Vaters tragen sollte.“ Zugleich näherte er sich ihr, um ihr den Ring, welchen er an ihrer Hand schimmern sah, abzunehmen. Therese's Augen bedeckte ein Nebel, und als er wieder gewichen war, hatte sich der Bischof entfernt, ohne den Ring mitgenommen zu haben. Sie setzte sich wieder auf die einsame Bank und weinte bitterlich, während sie am ganzen Leibe zitterte. Indessen erinnerte sie sich ihrem Bedienten den Befehl gegeben zu haben, nicht eher, als bis die Glocke würde sieben geschlagen haben nach ihr zu fragen. Jetzt repetierte ihre Uhr diese Stunde, aber Mistrand, so hieß der Bediente, kam nicht. Sie hatte nicht den Muth die Thüre zu öffnen, und allein über die Straße zu gehen, aber sie fand den Laden des in ihres Vaters Garten stehenden Fensters offen, und stieg durch dasselbe hinaus. Vermittelt einiges in

Der Mauer roachsenden Gesträuche, kletterte sie hinab, erreichte glücklich den Boden, und eilte nun in größter Schnelligkeit, das Haus zu erreichen, wo man sie, wie sie hoffte, noch nicht vermißt haben würde. Mitand war aber schon da und hatte durch seine Nachfrage, ob das Fräulein zurück gekommen, die Familie in Besorgniß gesetzt. Theresie beantwortete ihres Vaters geringe Frage damit, daß sie, der Wahrheit gemäß, erzählte, sie sey, durch ein Büllet verleitet, welches sie um ihren unverzüglichen Besuch und Beistand bei der Gärtneröwittwe ersucht, nach dem Hause desselben gegangen, und habe solches ganz angeräumt gefunden: ein junger Mensch aber der sich für der Gärtnerin Enkel ausgab, habe sie gebeten, nur so lange zu verziehen, bis die alte Frau würde aus ihrer Schlafstube herab kommen können. Mitand sagte seinem Herrn, er habe so lange vor der Hausthür gewartet, bis ihm ein Mann in Gärtnerkleidung gesagt, er solle

nach Hause gehen, indem sein Fräulein durch ihres Vaters Garten, vermittelt einer Hintertür, gehen würde. Herr Desbœufiers verwies dem Alten seine dumme Eiasalt, und fragte seine Tochter, ob sie Niemand gesehen hätte. Furchtsam und stammelnd erwiderte Theresé, ja, es sey ein Mann ins Zimmer gekommen, der ihr ihren Ring abverfordere; als er aber gehört, ihr Bedienter sey ganz nahe, habe er sich, ohne ihr etwas zu Leide zu thun, wieder entfernt. Diese der Wahrheit so nahe kommende verderbliche Lüge war von dem Drange des Augenblicks erzeugt worden. Theresé hatte nie vorher über einen wichtigen Punkt gelegen, aber ihre Gedanken hatten sich lange mit den kleinen Verräthenlicher Arbeiten beschäftigt; und der Schritt, der von kleinen Unwahrheiten zur Lüge überführte, bedurfte nur des Sporns, den die Umstände ihm gaben.

Um ihre Aussage zu bekräftigen, hatte sie ihren Ring unter das Gartengesträuch

verborgen; und indem sie ihrem Vater versicherte, sie habe solchen dem Diebe, um Lärm zu vermeiden, freiwillig überlassen, hat sie ihn, er möchte eine solche Kleinigkeit nicht zum Gegenstand einer Untersuchung machen. Herr Desboulieures sah keinen Grund, warum er ihre Wahrhaftigkeit in Zweifel ziehen sollte, und da er fürchtete, es möchte dem guten Ruf seiner Tochter nachtheilig seyn, wenn er der Polizei die Sache anzeigte, so hielt er's für's Beste, solche zu unterdrücken. Aber er erzählte den Vorfall seinem künftigen Schwiegersohne, dem Präsidenten, der den falschen Sattel mit sehr ernsthaften Blicken betrachtete und um eine Beschreibung des Minacs bat. Darauf schickte er Theresen ein Kästchen mit einem prächtigen Schmuck, um, wie er sich artig ausdrückte, ihr ihren Verlust zu ersetzen; diese legte ihn mit befriedigter Eitelkeit zu den kostbarsten, von ihrer Mutter ererbten Juwelen. Ein paar Tage nachher folgte sie ihrem Ver-

lobten in die St. Magdalenenkirche zum Trouostare, wo der Bischof von Beauvais ihre Hände zusammenfügte. —

Eines der prächtigsten Feste, die man noch gesehen hatte, bezeichnete den Hochzeitstag. Eine zahlreiche Gesellschaft von Freunden und Verwandten war eingeladen; selbst der Bischof verweilte bis zu einer spätern Stunde, als er sonst zu thun pflegte, in dem frohen Sirkel der muntern Gäste, und vielleicht kostete es ihm keine geringe Anstrengung; denn er wußte, daß sich einige unter denselben befanden, denen seine frühere Neigung zu der Neuvermählten bekannt war. Aber selbst der Präsident hatte nie erfahren, daß sein edelmüthiger Bruder zum Vortheil der Familie den geistlichen Stand ergriffen, und einem Weibe entsagt hatte, die mit Verachtung auf seine redliche Armut herabsah. Es war deswegen, daß er, und zwar mit einem gewissen Gefühl des Stolzes, die Miene der frohesten Heiterkeit annahm, und

ob er gleich am Altare gefühlt hatte, daß sich sein Gesicht wechselweise mit Fieberhitze und Todeskälte bedeckte, so wußte er doch gewiß, daß seine Stimme bei dem Ausprechen des ehelichen Segens nicht ein einziges mal gezittert hatte. Das Abendessen war vorüber, und der Bischof war eben im Begriff seinem Bruder zuzutrinken, als auf einmal Feuerruf im Hause erscholl. Die Menge der Gagen und andern leichten Vergnügungen, die allenthalben, besonders im Wohnzimmer waren angebracht worden, verbreiteten die Flamme so schnell, daß alle Hülfe unmöglich wurde. Selbst der Andrang der zum Löschen Herbeieilenden verhinderte jede zweckmäßige Anstalt, und das Geschrei der im leichten Puge hervorstürzenden Damen, so wie das Gelärm der heraufschien, zu jeder Anstrengung unfähigen Männer, machte die Verwirrung noch größer. „Ist Theresie in Sicherheit!“ rief man von allen Seiten, und ein Jeder glaubte, sie sey es; bis man

zwischen dem Feuer und Rauch hindurch eine weibliche Gestalt am Fenster ihres Schlafgemaches erblickte und ein Geschrei des Entsetzens von allen Seiten sich erhob. Verzweifelt wollte sich der Präsident, zur Rettung seiner Angetrauten, in die Gluth stürzen, aber mit Gewalt hielt ihn sein Bruder zurück; und indeß rannte der treue Milord, der seit Theresens Geburt in ihrem väterlichen Hause gewesen war, die brennende Treppe hinan, und verschwand. Einen Augenblick darauf stürzte das Dach ein, und Milord sprang allein von einem brennenden Balken herab. Er war in eine große Bettdecke gewickelt, die ihn vom Feuertode gerettet hatte, aber sein Gesicht, Hals und Hände waren gräßlich verbrannt. Als man ihn umringte und fragte, ob er seine Geliebte gesehen habe, rang er die Hände und schüttelte verzweiflungsvoll das Haupt. Aus diesem stummen Schmerz schloß man, er habe sie verbrennen sehen; er blieb hart-

nädig sitzen und starrte die Ruinen an, bis man ihn gewaltsam hinwegführte. Des Präsidenten Verzweiflung war unbeschreiblich, und kaum konnte ihn der große Einfluß seines Bruders von einer wahnsinnigen That zurückhalten. Als aber seiner unglücklichen Geliebten Vater das Joch verwünschte, daß auf eine so schreckliche Art sich geendigt, fuhr er auf einmal auf, erklärte mit einem schrecklichen Fluche, er kenne den Urheber, und wolle ihn auffinden. Von diesem Augenblicke an machten seine Klagen einer stummen Wuth Platz, und es schien, als habe er eine Spur gefunden, die seine ganze Seele beschäftigte. Diese Vermuthung bestätigte sich bald durch die Verhaftnehmung eines jungen Menschen, Namens Arnaud, als ein Mordbrenner und Räuber. Dezhoulières gab sein Privatzeugniß zur Bekräftigung dieser Anklage; aber ein paar Tage vor dem Anfange des Prozeßes, der vor dem Parlamente entschieden werden sollte,

begab sich der Präsident zum Intendanten der Provinz, in dessen Hände er seine Würde feierlich niederlegte, indem er sagte: es sey nicht billig, daß er Richter in seiner eignen Sache seyn sollte, und nur bat, man möge ihn nicht zum Zeugen auffordern.

„Nein,“ sagte er hinzu, als er mit seinem Bruder zurück kehrte, „es wäre nicht billig, wenn man mich dazu aufforderte, meine Verhältnisse zu diesem Manne zu erklären, damit nicht die Bekanntwerdung eines wirklichen Namens für hinlänglich gehalten werde, ihn eines jeden Verbrechens für fähig zu halten. Es ist genug, daß ich ihn kenne; wir wollen kein Urtheil gegen ihn erregen.“

Das Parlament versammelte sich zu Dijon mit seiner gewöhnlichen Feierlichkeit und der Intendant ward beauftragt, den Vorsitz dabei zu führen. Der Präsident und sein Bruder saßen in einer geschlossenen Gallerie, damit ihr Anblick auf keine Art auf
den

den Richter wieseln möchte. Der kinderlose Vater, als Kläger, mußte in einem Stuhle aufrecht gehalten werden, während der Gefangene mit übereinandergeschlagenen Armen, gegen den Richter gewandt, stand.

Auf die erste Frage, wie er heiße, antwortete er: „Nennen Sie mich bei meinem Namen, und ich werde Ihnen antworten.“

„Ist es Euer wirklicher Name?“

„Hat man mich je unter einem andern Namen?“

„Ihr wirklicher Name ist Felix Laugel“, sagte der General-Procurator — „und das Parlament erlaube mir, es daran zu erinnern, daß Ihr vor zehn Jahren, einer sehr schwerwiegenden Anklage wegen, hier verurtheilt wurdet.“

Der Ex-Präsident überschickte dem Procurator ein Büllet, worin er ihn bat, er möge nichts, was mit der gegenwärtigen Anklage nichts zu thun hätte, gegen den Gefangenen vorbringen.

Der Advokat des Klägers aber sagte, was er vorzubringen habe, sey völlig mit der gegenwärtigen Anklage verknüpft, und müsse solche zu erklären dienen. Felix Lamotte, fuhr er fort, sey der Nefse eines reichen Mannes, dessen man sich in Tüben noch sehr wohl erinnere. Der Oheim, aufgebracht über des Nesses Verschwendung, habe ihn mehrere Male enterben, und sein großes Vermögen seiner Freunde, dem Präsidenten dieses Gerichts, zuwenden wollen. Dieser aber habe es durch seine Bitten dahin gebracht, daß es nicht geschehen; und nach dem Tode des alten Lamotte fand er sich im Testamente nur mit dem geringen Legat von 10,000 Livres bedacht, und Felix Lamotte war zum Universalerben eingesetzt. So lange sein Geld dauerte, schien er Dankbarkeit gegen seinen großmüthigen Wohltäter zu fühlen; als aber Alles verschwendet war, vergaß er, was er ihm schuldig sey, suchte ihn durch Schikanen um sein Geld zu bringen,

und der Präsident, welcher damals noch nicht seine gegenwärtige hohe Stelle erreicht hatte, mußte sich vor diesem Gerichtshofe vertheidigen, und brachte ein späteres Testament hervor, worin er zum alleinigen Erben des Lamott'schen Vermögens eingesetzt und dem Jelig Lamotte nur ein Wochengeld bestimmt war; aus Großmuth hatte der hochherzige Präsident dieses Testament bisher nicht geltend gemacht. Und wie habe dieser seine Aene bezeugt?

„Halt, mein Herr!“ rief Lamotte, indem er stetz mit der Hand Stille gebot, „ich habe niemals bereuet, was ich gethan. — Der Präsident verurlochte meinen Irrthum, indem er die Wahrheit verborg. Hätte er, statt daß er zugegeben, daß ich mich auf ein annullirtes Testament gestützt, das letzte Enterbungsdocument vergeßigt, so würde ich die Beschränktheit meiner Rechte, und den Werth dessen, was er für mich hätte thun wollen, erkannt haben. Er wollte meine

Weisheit durch Versuchung auf die Probe stellen, und ich habe der seinigen die Lehre gegeben, daß Versuchung allezeit gefährlich ist.“

„Was Ihr da sagt,“ erwiderte ein Advokat, „ist wahr; aber Eure Gedanken müssen schon dazu vorbereitet gewesen seyn, der Versuchung nachzugeben.“

Kaltblütig erwiderte Lamotte: „Das möchte seyn; und da es mit des Präsidenten Metaphisik übereinkäme, so möge er ihm für die Demonstration danken.“

„Wo“ fragte der General-Intendant, „habt Ihr die letzten zehn Jahre zugebracht?“

„Fragen Sie den Präsidenten,“ erwiderte dieser, „er weiß, daß der Reichspruch, den er gegen mich erhielt, mich zum Bettler machte, und ein Bettler, welcher metaphisich schläft, wird bald ein Abentheurer werden. Ich bin das geworden, was ein Hochedler Gerichtshof aus mir machen wollte;

und ich schließe gern, wie der Herr Prä-
sident."

Mitand wurde nun mit Felix Lamotte
zusammengestellt, und erkannte ihn für den
Gärtner, der ihm gesagt hatte: sein Fräulein
werde durch den Garten gehen; auch hatte er
ihn am Hochzeittage gesehen.

Des Anklägers Advokat erzählte nun
alle Umstände, die Thierse ihrem Vater mit-
getheilt hatte; auf welche Art man sie in das
ihre Haus gelockt, und eines Ringes be-
raubt habe. Mehrere Zeugen erkannten La-
motte's Handschrift im Billet, und ein Pfän-
dschreiber bezeugte, er habe einen Ring von
Lamotte empfangen, den man für Thierse's
erkannte. Aber dieser behauptete, er habe
ihn im Gesträuch hinter dem leeren Hause
gefunden, und seine Armut habe ihn ge-
zwungen, solchen zu verkaufen.

Aber der General-Prosecutor nahm
das Wort: Unverkennbar sehen Grund und
Zweck von dem Verfahren des Angeklagten.

Rachsucht habe ihn angetrieben und Raub sollte das Ende seyn. In dieser doppelten Absicht habe er falsche Briefe geschrieben, ein unbeschädigtes Frauenzimmer beschimpft und Zerstörung und Tod in das Haus seines Wohlthäters gebracht, um sich des reichen Schmucks der Braut zu bemächtigen. Er hasse seinen Wohlthäter, weil unverdiente Wohlthaten wie Wunden brennen: er kränkte ihn, weil er ~~den Gedanken~~ nicht ertragen könnte, daß er ihm vergeben und ihn vergeißen hätte.

Er habe keine Vertheidigung zu machen, hub Lamotte jetzt wieder an; denn sollte er auch sagen, er habe das alles nicht gethan, wessen man ihn beschuldige, so würde man ihm doch nicht glauben. Er habe in der Hütte der Gärtnerewittwe gewohnt, und sein Unglück sey daraus entstanden, daß er sich von derselben habe bereden lassen, Bittschreiben für sie an das Fräulein Detmoulières und den Bischof von Beaumont zu

schreiben. Diese Frau sey plötzlich mit ihrer Familie weggerogen, und er sey das Opfer. Als ihn hier der alte Dechoullieres unterbroch und Lügen strafe, fuhr er ungerührt fort: „Nun und wo ist mein Verbrechen? Wenn ich die Heirath für unpassend hielt, und der Meinung war, das Fräulein liebe ihren Bräutigam nicht, that ich da Unrecht, wenn ich ihr eine Zusammenkunft mit ihrem ersten Liebhaber verschaffte? Der Bischof von Beauvais kann uns sagen, ob solche Zusammenkünfte gefährlich sind?“

Man gebot ihm Stillschweigen. Ohne ihn weiter anhören zu wollen, stimmten die Richter ab. Sein Urtheil bestand in lebenslänglicher Verbannung auf die Galeeren, der Präsident hörte diesen Ausspruch ohne Mitleiden, aber der Bischof nicht ohne einen unwillkürlichen Schauer, wenn er daran dachte, Therese dürfte ihrem Vater nicht die ganze Wahrheit mitgetheilt haben. — Aber er ehrte ihr Andenken; und mehte aus Furcht,

diesem zu schaden, als seines eigenen Rufes wegen, hatte er kein öffentliches Zeugniß ablegen wollen. Indessen hatte er doch sein Gewissen dadurch befriediget, daß er dem General-Intendanten die Sache, so weit sie ihn anging, entdeckte; dieser aber sah zu viele Schwärze in Lamotte's Charakter, als daß sein Geständniß Lamotte's Schuld hätte vermindern können. Lamotte, ein Opfer seines rachsfüchtigen Gemüths, ward zu den Galeren abgeführt, und der Präsident erhielt eine Einladung vom Könige, seine Würde im Parlamente, deren er sich so edelmüthig begeben hatte, wieder zu nehmen.

Zunfzehn Jahre gingen noch dieser traurigen Begebenheit vorüber, und die Zeit hatte schon die meisten Spuren verwischt. Therese's Vater war todt, und hatte seinem treuen Willand des Gärtners Haus mit einem bedeutenden Jahrebhalte zum Lehn داده, daß er sich seiner Tochter ins Heuce nachgesürzt, hinterlassen. Der Präsident, seines Zustan-

des als Wittwer überdrüssig; wünschte
 eine neue Verbindung zu schließen, und hatte
 seinen Bruder bewogen, aus seiner Einsam-
 keit hervorzukommen, um abermals seine Ehe
 einzusegnen. Eines der glänzendsten Feste
 feierte auch diesen Hochzeitstag, aber eine Art
 von abergläubiger Furcht schien, beim An-
 denken an den vorigen, unter der Gesell-
 schaft zu herrschen. Der Bischof war früh
 zu Bette gegangen, und in flüsternder, ern-
 stlicher Stille saßen die Brautleute beisammen,
 als sich langsam die Stubenthür öffnete, und
 eine weiß gekleidete Gestalt herein trat. Der
 geräuschlose Tritt, das starre Auge, und die
 Todtenblässe auf dem Gesichte, schienen einem
 überirdischen Wesen anzugehören; und als sie
 sich der Braut näherte und ihr den Ring
 vom Finger zog, führte die ganze Gesellschaft
 zugleich mit ihr auf. Bei diesem Geschrei
 fuhr das gespenstliche Wesen zurück, der Ring
 fiel ihm aus der Hand, und es würde selbst
 niedergesunken seyn, hätte es der Präsident

nicht in seine Arme aufgefunden. Er bemerkte, daß es sein Bruder war, den ein lebhafter Traum auf diese unwillkürliche Wanderung geführt hatte; und brachte ihn nach seinem Zimmer zurück, wo er abwartete, bis er sich erholt hatte. — „Bruder,“ sagte alsdann der Bischof, „es scheint, als wolle die Vorsehung mein Heilichthum, und meine eitle Bemühung, zu glauben, Gelegenheit und Versuchung könne nicht über lange Gewöhnung zum Guten siegen und selbst dem Festesten verderblich werden, bestrafen.“ Darauf erzählte er nach einer schmerzenvollen Pause dem Präsidenten sein geheimes Zusammentreffen mit Theresen, und wie er ihr habe den Ring abziehen wollen, ohne es zu vermögen. Wie lang und tief, erläuterte er ferner, dieser Austritt auf sein Gemüth gewirkt, wie sehr dieses sein Interesse in Lamotte's Prozeß erhöhet, und wie endlich der zweite Hochzeitstag seines Bruders alle jene Erinnerungen so mächtig in ihm

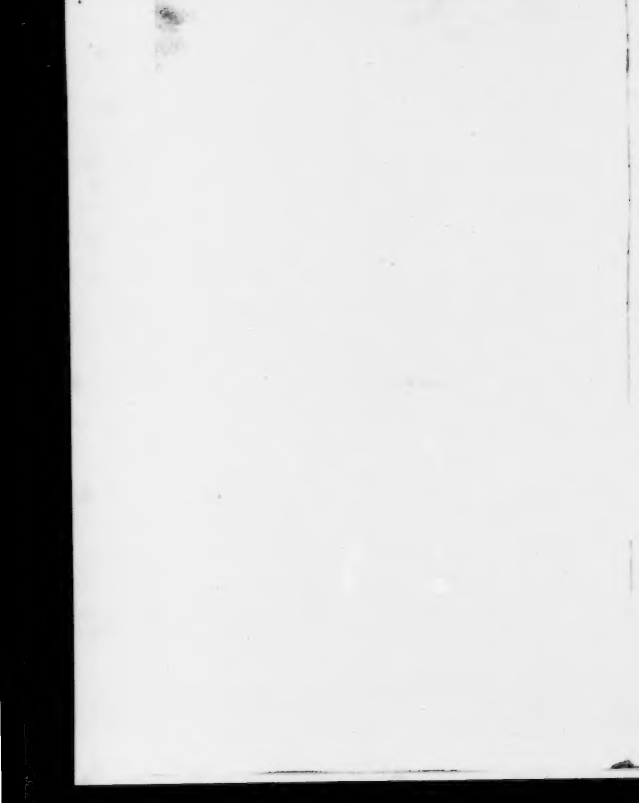
aufgeregt habe, beweise sein jetziger Zustand. „Und nun,“ setzte der edle Mann hinzu, „darf ich Sie wohl auch sagen, was meine Phantasie am heutigen Tage so besonders angeregt haben mag, und was ich gern für Sie jetzt noch verschweigen möchte, um Deine Freude durch Erinnerungen an das Vergangene nicht zu stören.“ —

„Vor ein Paar Stunden wurde ich wieder aus dem verdächtlichen Hause in der Werstadt zu einem sterbenden Sünder gerufen. Ich fand den alten Willand auf dem Todtbette. Er sagte mir, er könne nicht mehr das Andenken, welches Dein Hochzeittag in ihm hervorgerufen, ertragen. Er erinnerte mich an seinen Versuch, Ibsens brennenden Stimmer zu erreichen. In diesem Augenblicke hatte er keinen andern Gedanken, als ihre Rettung; aber er begegnete ihr am Rande der brennenden Treppe mit ihrem Schmuckkästchen in der Hand. — Un-

glückliches Geschöpf! ihr Herz hatte zu fest an diesem Land gehangen; — und Mitand, von einer plötzlichen, dumpfen und wahnfinigen Bewegung ergriffen, faßte das Kästchen, nicht die Hand, welche es hielt, und sie führte in die Flamme. In demselben Augenblick kehrte auch sein besseres Gefühl zurück, und damit auch alle seine gewebte Treue gegen seinen Herrn, und Liebe für seine Gebieterin — aber es war zu spät. Die entsetzliche Beute hatte er indeß unter die ihn einhüllende Decke gesteckt, wo sie auch verborgen blieb, während Scham, Entsetzen und Gewissensangst ihn an dem Verständnis seiner That verhinderten. Er vergrub seinen Schatz unter der Schwelle des Gartenhauses, daß ihm sein Herr aus irriger Dankbarkeit gegeben, und womit er feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt hatte. Dort ist er funfzehn Jahre ungedruckt geblieben, und es ist sein Wunsch, daß Du ihn hinweg nehmen möchtest, sobald Du

Dich im Stande fühltest, dem reinigen Sünd-
der zu vergeben."

Nach ehe der Morgen kam, hatte Mitand
zu leben aufzuhört, und des Präsidenten erste
Handlung war die, daß er sein Zeugniß
über die menschliche Gebrechlichkeit in die
Protokoll-Bücher des Parlaments eintrug.
Der Ausspruch gegen Joly Lamotte wurde
nicht zurückgenommen, indem dessen Gerech-
tigkeit in den Hauptpunkten immer noch un-
bezwweifelt blieb, aber der verderbliche Einfluß,
den die Versuchung auf Mitand und den
Bischof von Beauvais gezeigt, ist eine mehr
erschütternde Warnung als Lamottes Strafe.



Die

Commissionsreise in das Zuchthaus.

Ich war Practicant beim Criminalgerichte zu
Lobenberg und eben mit einer Vernehmung
beschäftigt, als mich der Beamte rufen ließ.
„Der Oberjustizrath von Geldern“ — sprach
der Beamte zu mir — „ist so eben auf einer
Commissionsreise begriffen und eines Astuars
bedürftig, da er den seinigen, plötzlich ein-
getretener Krankheit wegen, hier zurück lassen
muß. Ich habe Sie ihm empfohlen, da ich
Ihre Brauchbarkeit und Bildung kenne. Nächst-
hin Sie sich für einige Tage ein; der Ober-
justizrath ist im Pösthause abgestiegen und
erwartet Sie mit Sehnsucht, da er noch heute
in Tregnis eintreffen will. Glückliche Reise!“

Das wenige Gepäck war in einigen Augenblicken geordnet, und ich eilte um so mehr, da wir nach Tregniß 8 gute Meilen und größtentheils aufgefahrene Straßen hatten.

Von dem Bedienten gemeldet, wurde ich in das Vorzimmer geführt; der Bediente öffnete die Thüre des innern, welches ich aber nicht zu betreten wagte, da ich den Oberjustizrath mit Schreiben beschäftigt sah. — Ich hatte volle Muße, den Mann, der mir gegenüber saß und, ohne aufzublicken, eifrig schrieb, zu betrachten. Solch ein Gesicht hatte ich noch nie gesehen. Die Männer haben, wie eine geistreiche Dame sagte, die Erlaubniß häßlich zu seyn; aber mein Oberjustizrath mißbrauchte diese Erlaubniß. Und als er jetzt vom hohen Stuhle herabglitt und die fast zwergartige Gestalt auf mich zu trippelte, und das kleine schwarze Auge aus seiner tiefen Höhle wie eine scharfe Pfeilspitze hervorstach, und sich hinein bohrte in mich, als wolle es mein Innerstes erschauen, da

ward mir fast unheimlich, denn der grund-
 haßliche Mensch hatte gar zu viel Menschen-
 feindliches, Lauerndes, Lückisches in Blick
 und Miene.

„Ihr Beamter hat Sie mir sehr em-
 pfohlen, und ich brauche einen tüchtigen Ar-
 beiter. Doch hoffe ich, daß Sie mit mir
 zufrieden seyn werden!“ — Diese wenigen
 Worte hatte der Kleine mit einer recht an-
 genehmen Stimme gesagt und auch sein Ge-
 sicht verlor unter den Reden vieles von dem
 Unwidernden. Er ließ mir nicht Zeit, eine
 gewöhnliche Höflichkeit-Phrase zu entgegnen,
 sondern erzählte mit gelaßener Zunge, daß
 die Untersuchung eines Aufstandes der Zücht-
 linge zu Tregniß, die einen Ausbruch ver-
 suchte, bereits auch die Gerichtsdiener und
 Invalidenwache bezwungen hatten, aber durch
 die muthigen Bürger des Städtchens wieder
 eingefangen wurden, seine schleunige Gegen-
 wart erfordere, da er seit einigen Jahren die
 oberste Leitung aller Zuchthäuser und Straf-

anstalten des Landes übernommen habe — „Ich bin der Präses all dieser geschlossenen Gesellschaften“ — belachte er den abgedroschenen Witz mit einem verzerrten Lächeln — „und habe die Macht, als ein zweiter Petrus, zu binden und zu lösen, was unter meinem gewaltigen Schlüssel verwahrt ist. Nun wollen wir sehen, wie sich mein liebes Böttlein benommen hat, doch die Sache nicht gar zu rasch abthun, denn — *audiat et altera pars!*“ Ich zitterte für das liebe Böttlein, dem ich aus dem Marmurgesichte des gewaltigen Petrus eine Unzahl von Hieben und Fasttagen prognostizierte; doch ließ der menschenfreundliche Nachsatz meinen Glauben, daß auch oft unter der häßlichsten Hülle ein treffliches Herz schlage, nicht ganz sinken. Der Postmeister meldete, es sey bereits in der untern Stube, wie der gnädige Herr befohlen, die Suppe aufgetragen; für mich eine sehr angenehme Wiedlung, da die gewöhnliche Zeit meines

Mittagessen schon lange vorüber, und ich von jeher mit einer vorzüglichen Eßlust gesegnet war; doch hatte ich nicht Gelegenheit, den leckern Speisen und dem trefflichen Burgunder des Postmeisters recht gemächlich große Ehre anzuthun, da mein Herr Oberjustizrath kaum einige Gerichte berührt und ein Paar Gläser geleert hatte, als er schon nach den Pferden rief.

„Zeit dem Beginnen meiner gerichtlichen Laufbahn“ — sprach das Männchen, als wir aus dem Thore rollten, indem er sich von dem Bedienten Feuer auf die Pfeife geben ließ und mir köstlichen Havanna aus seinem sackgroßen Tabackbeutel bot — „habe ich mich fast immer in Zuchthäusern und Strafanstalten herum getrieben und vom Zuchthausinspections-Practicanten bis zu meiner gegenwärtigen Stellung die Reihe durchgemacht. Dadurch wurde ich mit den Gebrüchen dieser Anstalten sehr vertraut, die aber so eingewurzelt und ausgebreitet waren,

daß Herkules mit seiner Aufgabe, den Stall des Augias zu säubern, nur ein Kinderspiel gegen die hatte, die mir nun zu lösen bevorstand. Waren Sie in frühern Zeiten zu Tregnis? Ich erwiderte, weder in frühern noch in jüngsten Zeiten dort gewesen zu seyn.

„Das ist mir leid“ — fuhr mein Nachbar fort und rückte mir näher, um von dem Rauseln der Chaise auf der frisch beliesenen Chaussee besser vernommen zu werden. — „Freundchen, das ist mir sehr leid, denn so können Sie den außerordentlichen Unterschied zwischen Einst und Jetzt nicht gehörig würdigen. Noch vor zwölf Jahren war Tregnis das einzige Gefängniß im ganzen Lande für abgeurtheilte Verbrecher, Mörder und Mordbrenner, Straßenräuber und unverbesserliche Diebe, lebenslänglich zur Kettenstrafe oder zum vieljährigen Kerker verurtheilt; aber auch leichtsinnige Bursche, die im Uebermuth der Trunkenheit ihren Guts-

herrs durchgeprügelt, arme Bauern, die einen Hasen geschossen, und so viele, welche die unrechte Bahn zu betreten erst angefangen hatten, wurden nach Tregnis geschickt, und so fügte es sich gewöhnlich, daß der noch nicht ganz verderbte, vielleicht bloß leichtsinnige Sträfling mit dem größten Mißthäter täglich an eine und dieselbe Karre geschlossen wurde, mit ihm in einem Bette schlief, und meistens von seinem ältern und erfahrenern Arbeitsgefährten in dem Gau-nerhandwerke vom A. der Taschendieberei bis zum Z. des Raubmordes unterrichtet zu werden Gelegenheit hatte, auch diesen Unterricht recht aufmerksam anhörte und in der Folge wacker benützte.“

„Schon in meiner untergeordneten Stellung erkannte ich dieses Gebrechen der Strafanstalt; ich eiferte dagegen, ich schrieb eine dickleibige Abhandlung, worin ich bewies, daß ein Zuchthaus schon nach der Grundbestimmung seines Namens nichts anders seyn

soll als eine Anstalt, worin man die Menschen nicht nur allein der öffentlichen Sicherheit wegen verwahrt und für ihre begangenen Verbrechen durch Einsperren und harte Arbeit züchtigt, sondern sie auch zu erziehen, das heißt, zu bessern, suchen soll. Die Landesregierung ertheilte mir für meine Deductionen ein großmächtiges Lob, und der Oberzuchthaus-Inspector, welchem von der Regierung aufgetragen wurde, die mir allernähdigst zuerkannte Belobung feierlicher zu publiciren, lud mich nach dem feierlichen Acte zu Tische, und dann auf ein freundschaftliches Wörtchen in sein Kabinet ein, wo er mir mit einem grünnigen Gesichte vertraute, daß ich ein junger Lasse, ein naseweiser Patron sei, der durch seine phantastische Neuerungsucht die gute uralte Ordnung umstoßen wolle. Ganz unverholen drehte mir der offenerzige Mann, dessen Bequemlichkeitsliebe bei allensalsiger Einführung meiner gemachten Vorschläge den Todesstoß erhalten

hätte, mir bei jeder Vacatur feindlich entgegen zu treten, wenn ich mich je wieder unterfangen würde, mit ungewaschenem Munde gegen die bisher gepflegene Ordnung in die Welt hinein zu schreiben. Ich konnte das Gewicht und den Einfluß dieses Mannes, dem nicht nur Bequemlichkeit, sondern auch Eigennuß die bisher bestandenen Verhältnisse so werth machten, ich war ein armer Teufel, dessen Beförderung gerade von diesem härtsigen Gewaltthaber abhing und schwieg daher. Die Landesregierung bekümmerte sich nicht weiter um die Sache, und es blieb beim Alten, bis ich als Oberjustizrath auch Ober-Zuchthaus-Director wurde, und unbeschränkte Vollmacht erhielt, niederzureißen und zu bauen, in materieller und moralischer Bedeutung, wie ich es für die Verbesserung der Strafanstalt und des brennenden und innern Wohles der Sträflinge nach meiner Ueberzeugung als nothwendig und zweckmäßig erachtete."

„Mit Muth und Eifer ging ich an das Riesenwerk. — Ehe ich im Stande war, auf die Menschen selbst einzuwirken, mußte ich die Gefängnisse, die Ökonomie des Hauses, und so vieles umgestalten, was die Ausfuhrung meines Plans, wozu mich die Regierung mit einer großen Summe unterstützte, begünstigen und erfolgreich ins Leben führen konnte. Die Gemächer, worin die Züchtlinge Wollspinnerei trieben, öfen und ihre Feierstunden hatten, die Schlafstuben, die unterirdischen Kerker, welche von jenen Verbrechern bewohnt wurden, deren Todesurtheil in lebenslängliche Kettenstrafe umgewandelt worden, waren nicht Wohnungen für Menschen, sondern enge, düstere, verpestete Höhlen, wie man sie zur Aufbewahrung reißender Thiere finden möchte. Es gab kein Krankenzimmer; der Kranke lag auf seiner halbverfaulten Strohmattre in der Umgebung eines betäubenden Geräusches, unter dem Qualm mephitischer Ausdünstungen,

in den immerwährenden Störungen der wohlthätigen Ruhe. Die Nahrung war so elend und lärglich, daß sich der Züchtling kaum nothdürftig sättigen konnte. Das Schauderhafteste war, die unterirdischen Kerker zu betreten. Wer in einem solchen zu leben verurtheilt wurde, der starb einen hundertfachen Tod. Ich fand Manchen, dem schon nach viermonatlicher Einkerkierung das Hemde am Leibe moderte, dessen geschwellene Füße, wenn er zum Empfange seiner Nahrung an den Schieber der Kerkerthüre gehen mußte, bis über die Knöchel im Wasser wadeten und der durch die Schärfe der vergifteten Luft schon in dieser kurzen Zeit beinahe erblindet war. Die Register überzeugten mich, daß Keiner der unterirdisch Verwahrten drei Jahre in seiner Peißbette erlebt habe. Ich ließ geräumige, lichtvolle Säle und Schlafgemächer bauen, richtete das freundlichste, gegen Morgen gelegene Lokal zu Krankenstuben ein, und verwendete einen

hieber ungebrauchten Thurm zu gesunden Gefängnissen für die lebenslänglich einzulerkennenden Verbrecher. Die Kost, welche bisher wohl mancher Hund würde verschmäht haben, verbesserte ich zur genießbaren und genügenden Nahrung. Auf meine Vorstellung an die Regierung wurde ein eigener Priester angestellt, der seine Wohnung im Zuchtgebäude und die Obliegenheit hatte, in jeder Woche zwei Stunden sich mit dem Seelenwobte der Züchtlinge zu beschäftigen. Schon nach Verlauf eines Jahres war das ganze Zuchthaus aus einer grauenvollen Hölle der Verpestung und des allgergrößten Elends in einen zweckmäßigen, seinem Berufe und die Anforderungen der Menschheit entsprechenden Aufenthalt umgewandelt, so, daß selbst die verstecktesten Bösewichte mit unverkennbarem Freudengefühle mich ihren Wohlthäter nannten."

Hier hielt der Oberjustizrath inne und ließ sich eine frische Pfeife reichen. Mit tie-

fer Beschämung über das ungerechte Urtheil, welches ich von dem häßlichen Gesichte des zwergartigen Zuchtheifers über sein Inneres hatte, bereute ich meine heimliche, vorlaute Unangeschlossenheit, und glaubte, ihm nicht lieber abbitten und eine ehrenvollere Genugthuung geben zu können, als daß ich ihn den unselblichen Howard meines Vaterlands so nannte.

„Howard? — Wer ist dieser Howard? Ist er auch ein Zuchthaus-Inspector?“ fragte Feldern und sah mich recht neugierig an.

Geschmeichelt, mein Viechen Wissen ausstramen zu können, und mit wichtiger Miene biographirte ich: „John Howard wurde im Jahre 1727 zu Clayton in England geboren. Sein Vater, ein sehr reicher Kaufmann, hielt ihn in seiner Erziehung sehr stränge und bestand mit aller Härte seines unbefugamen Charactere darauf, aus John einen Kaufmann zu bilden. Der gehorsame Sohn fügte sich, trotz seiner außerordentli-

chen Abneigung, in den Willen des Vaters, entsagte aber nach dessen Tode der Handlung, sicherte sein höchst bedeutendes Erbe, und ging nach Frankreich und Italien, auf Anrathen der Ärzte, um in den vorzüglichsten Bädern dieser Länder seine schwächliche Gesundheit zu verbessern. Im 1752 nach England zurückgekehrt, ließ er sich für längere Zeit in London nieder, trieb zu seinem Vergnügen Physik und Medizin, und gewann in kurzer Zeit durch seinen Edelmuth in Unterstützung der Armen den allgemeinen Ruf des gefühlvollen Menschenfreundes. —

Durch die noch immer fortwährende Schwäche seiner Gesundheit auf große Enthaltsamkeit beschränkt, hoffte er wohlthätige Wirkung von dem Genuße frischer Landluft, und mietete sich bei der Wittve Sara Loiden ein, deren ortiges Haus eine höchst angenehme und gesunde Lage hatte. Mit zärtlicher Mutterliebe pflegte die Wittve den

Schwächlichen. Diese innige Theilnahme rührte ihn so tief und gab seinem fühlenden Herzen solch eine Stärke der Dankbarkeit, daß er, der sechs und zwanzigjährige, ärmste reiche Mann sich mit der, bereits sechzig Jahre alten, ärmlichen Wittwe vermählte. In ihrer Seite ein sehr glückliches Leben führend, erseute er sich nach drei Jahren einer vollkommenen Gesundheit, die aber durch den Tod seiner Gattin, der im vierten Jahre seiner so glücklichen Ehe erfolgte, auf das heftigste erschüttert und erst nach längerer Zeit wieder hergestellt wurde.

Lissabon wurde durch ein furchtliches Erdbeben zerstört. Auf die Nachricht von diesem Unglücke war Howard gleich entschlossen, dahin zu gehen und nach Kräften das Elend mancher Unglücklichen zu mildern. Im Jahre 1755 schiffte er sich nach Portugal ein. Das Schiff, welches ihn an Portugals Küste bringen sollte, wurde von einem französischen Capte genommen. Zu

Brest mußte er einige Monate in Kriegsgefangenschaft leben. Dort hatte er Gelegenheit, sich von dem schrecklichen Loos, von dem unbeschreiblichen Elende der Galeerensclaven mit eignen Augen zu überzeugen, und die Leiden dieser Unglücklichen erregten in seiner gefühlvollen Brust solch eine lebhafteste Theilnahme, daß er den großen und edelmüthigen Plan faßte, das höchst traurige Schicksal der Gefangenen zu lindern. Auf sein Ehrenwort durfte er nach England zurückkehren und er verwandte schon die ersten Stunden seiner Ankunft im Vaterlande, eine Vorstellung an seine Regierung zu verfassen, den Zustand der brittischen Gefangenen in Frankreich zu verbessern. Die Vorstellung des Menschenfreundes wurde mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt.

Nach seiner Aufnahme in die königliche Societät der Wissenschaften, welche Aufzeichnung ihm seine physikalischen Untersuchungen und andre gehaltvolle Arbeiten verschafften,

kaufte

kaufte sich Howard ein Landgut zu Thynnington, vermählte sich zum zweiten mal, verkaufte nach dem Tode dieser zweiten Gattin, welche ihm einen Sohn geboren, das Landgut, ließ sich in der Nähe von Bedford auf einem väterlichen Gütchen Cardington nieder, und gewann, wie überall, die Verehrung und Dankbarkeit der Armen und Unglücklichen, denen er ein liebevoller Wohlthäter, ein väterlicher Freund war.

In die Versammlungen der Dissidenten gezogen und 1773 zum Sherif der Grafschaft Bedford gewählt, wurde er durch die Verwaltung dieser Stelle in Stand gesetzt, alle Gefängnisse im Königreiche und das Elend der Gefangenen genau kennen zu lernen. Sein menschenfreundlicher Eifer zog die Aufmerksamkeit des Hauses der Gemeinen so sehr auf sich, daß man von ihm einen Bericht über diesen Gegenstand verlangte, welcher nicht nur 2 Bills bewirkte, eine, die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen.

nen, die andere, die Loslassung und Unterstüßung Derer betreffend, welche zwar freigesprochen, aber dennoch ungerechter Weise im Gefängnisse zurück behalten wurden, sondern ihm auch eine öffentliche Dankagung des Unterhauses veranlaßte. Durch den glücklichen Erfolg seines Berichtes wurde er aufgemuntert, die Untersuchung der Gefängnisse in England zu vollenden.

Howard war zu sehr Menschenfreund, um seinen thätigen Eifer für Gefangene auf England zu beschränken; auf ganz Europa erstreckte sich seine gefühlvolle Theilnahme an der leidenden Menschheit. Zwölf Jahre widmete er der Ausföhrung seines hochherzigen Strebens; von 1775 — 87 reiste er 4 Mal nach Deutschland, 5 Mal nach Holland, 2 Mal nach Italien; er besuchte Spanien und Portugal, die nordischen Staaten, die Türkei, und überall war sein Hauptzweck, die Hospitäler und Gefängnisse zu besichtigen und dann für ihre Verbesserung bei den einschlägigen

Regierungen mit aller Kraft seines Geistes und aller Wärme seines Herzens zu wirken. Er scheute weder Kosten noch Gefahr, um diese Gemächer des Zimmers zu untersuchen; ja er soll sich sogar, zur Befriedigung seiner menschenfreundlichen Wißbegierde, in Vallasolid erboten haben, einen Monat selbst im Kerker zu bleiben.

Howard, der einfache, liebevolle und edelmüthige Mann, fand überall, wo er erschien, die größte Achtung, und an den Höfen, die er besuchte, wurde er mit Auszeichnung aufgenommen. Kaiser Joseph II. überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen; er ließ Howards Portrait durch Wiens geschicktesten Künstler in Öl verfertigen und gab ihm eine Stelle in seinem Cabinet.

Ein Werk unter dem Titel: „über die englischen und ausländischen Gefängnisse und Nachthäuser, das erste Ergebniß von Howards Reisen, hat die segnenreichsten Folgen gehabt, denn es hat zur Errettung vieler

Tausende, welche trostlos in tiefen Kerkern schmachteten, mit Krankheiten kämpften, und so körperlich und geistig sich verethren mußten, mächtig gewirkt, die Aufmerksamkeit der Regierungen in den gebildeten Staaten Eurypas auf eine zweckmäßige Verbesserung der Gefängnisse und Suchthäuser zuerst hingeleitet und dadurch zur Besserung und einer menschlichen Behandlung der Gefangenen, besonders in England, Frankreich und Deutschland beigetragen.

Durch die Besuche der schauderhaftesten Gefängnisse hatte Howard das Gift der verpesteten Luft in solch einer gefährlichen Masse eingesaugt, daß er von dem furchtbaren Kerkersieber, welches besonders in England's unterirdischen Gefängnissen herrschte, ergriffen und dem Tode durch die berühmtesten Ärzte nur mit Mühe entrißen wurde. Die Todesgefahr war nicht mächtig genug, seinen Eifer im Besuchen der Gefangenen zu mindern, vielmehr erzeugte sie in ihm den festen Ent-

schluß, nun auch den Fortschritten der Pest in eigener Person entgegen zu kämpfen. In seinen frühern Jahren sehr eifrig mit dem Studium der Arzneikunde beschäftigt, überall den Kranken unentgeltlich Hülfe leistend und mit wichtigen Empfehlungen versehen, erhielt er ohne Schwierigkeiten von seiner Regierung den Rang eines ausübenden Arztes; reiste als solcher im Jahre 1785 zuerst nach Marseille, durchwanderte nachher Italien und die Türkei, und untersuchte die Pesthäuser und Lazarethe dieser Länder mit rastlosem Eifer, ohne die große Gefahr zu beachten, deren er sich bei jedem dieser Besuche aussetzte; was er zur Hülfe der Leidenden an dem Reichtume seines Wissens und seiner Erfahrungen, an Mühe und Geld aufzubieten vermochte, das that er. Seine wichtige Schrift: „über die vorzüglichsten Lazarethe in Europa, mit Nachrichten über die Pest“ im Jahre 1789 erschienen, war die heilvolle Frucht seiner Beobachtungen und des Unterrichts,

welchen er von der Natur der Pest und den wirksamsten Mitteln gegen diese Seuche durch die schwersten Aufopferungen sich gesammelt hatte.

Mit einer Reise in den Osten beschäftigt, um auch in Asien die Pest kennen zu lernen und die ihm bekannten Mittel gegen dieselbe zu versuchen, verließ er sein Vaterland, wurde aber ein Opfer seiner warmen Menschenliebe. Bei einem Krankendefuche in Cherson in der Krim von einer epidemischen Krankheit angesteckt, starb er den 20sten Jänner 1790.

Nicht ferne Potemkins Asche ruhen Howard's Gebeine auf einem Friedhofe in der Nähe von Gerson; ein kleiner Obelisk bezeichnet sein Grab.

„Ein kleiner Obelisk?“ — rief der Oberassistent mit einer heftigen Bewegung auf, und in seiner Miene war ein sonderbares Gemische von Köhrung und Zornen. —

„O du undankbare, du erbärmliche Welt!
 Das Grab dieses Mannes, dessen Edelmuth
 und Menschenliebe kein Name würdig genug
 bezeichnen kann, sollte ein Obelisk schmücken,
 höher als der Münster in Straßburg; und
 alle Pyramiden Egyptens könnten keine eh-
 renvollere Stelle haben, als in der Umgür-
 tung der Ruhestätte dieses Unsterblichen!“
 Nur mit Mühe gelang es mir, den Zuhören-
 den durch die Versicherung zu beschwichtigen,
 daß England dem Manne, der sich um die
 Menschheit so verdient gemacht, ein prachts-
 volles Denkmal in der St. Paulskirche zu
 London errichtet, und die Regierung seine
 Büste in dem Saale der Societät der Wis-
 senschaften und in den Sälen der Hospitäler
 und der Gerichtshöfe aufgestellt hat. Mein
 Oberjustizrath, dem ich bei dieser Gelegenheit
 sagte, daß ich einen Oheim in London habe,
 nahm mit das Versprechen ab, ihm von
 dort aus Howards Portrait zu verschaffen,
 und als wir durch das dunkle hochgewölbte

Thor von Fregnis rollten; mußte ich ihm nochmals die rechtbaldige Erfüllung meines Versprechens mit einem Handschlage zusichern.

Wir fuhren auf den geräumigen mit Kiese bestreuten Hof des Zuchthauses, der im Vierecke von einem Gebäude umschlossen war, welches mit seinen weißen reinlichen Mauern, den hohen Bogensfenstern und dem künstlich gearbeiteten Steinportale dem Fremdlinge für eine fürstliche Abtei geolten hätte, wenn nicht die gewaltigen Eisengitter an allen Fenstern und Öffnungen, das Geschnurre der Räder im Spinnsaale, dort und da Kettengellirte, und die wohlbewaffneten Zuchtdiener, riesige Hunde an der Seite, die schauderhafte, leider höchst nöthige Bestimmung dieses Gebäudes gar zu klar ausgesprochen hätten.

Bei unserer Ankunft waren wir, Dank dem Eifer der Postillone, noch gut am Tage, und da mein Oberjustizrath so gefällig war, für heute kein Geschäft mehr vorzunehmen, so benutzte ich die Erlaubniß, mich mit der innern Einrichtung des Zuchthauses bekannt zu machen. Ein baumlanger Gerichtsdienere wurde mir von dem Zuchterwaller zum Cicerone gegeben.

Welche Reinlichkeit in allen Gemächern und auf der Vorflur, welcher Fleiß unter den Arbeitenden, welche Stille in den Sälen, welch ehrerbietiges Aussehen beim Eintritt des Fremden, und welche weise, psychologische Abtheilung der Sträflinge nach der Klassifikation ihrer Verbrechen und ihres Charakters! Ein Theil des Gebäudes faßte die ältesten, erfahrensten Verbrecher, von denen sich wenig Hoffnung auf Besserung machen ließ, und die eine lange Reihe von Jahren hier küßen mußten; die meisten waren solche, welche mehr als einmal Zucht-

Hausstrafe erlitten hatten. Dieser Theil des Gebäudes war das eigentliche Zucht- und Verwahrungshaus. In den übrigen befanden sich minder verderbte, der Besserung fähige und dazu willige Sträflinge, welche auch wieder nach dem Grade ihrer Strafdauer, ihrer Übelthaten und ihrer Jugend abgefondert waren. Ein Seitenflügel des Gebäudes verwahrte die weiblichen Sträflinge, bei welchen nach den verschiedenen Verhältnissen die nämlichen Absonderungen, wie bei den männlichen statt hatten. Die Gefängnisse im Thurm, worin nur solche Verbrecher saßen, welche für die Dauer ihres Lebens darin verwahrt wurden, fand ich äußerst reinlich, dabei durch Vorrichtungen, an den Fenstern die Luft ohne allen Übelgeruch, und jeden der Missethäter zweckmäßig beschäftigt. Nur einen unterirdischen Kerker, ein Uebelthulshöl der frühern Verwahrungsorte, benutzte man noch, um Zuchtlinge, besonders aus den Reihen der Unverbesserlichen, zur Strafe für

Widersehllichkeit gegen die Vorgesetzten, für
 Trotz bei Verweigerung anbefohlner Arbeiten,
 und für schwere Vergehungen gegen die
 Hausordnung auf unbestimmte Zeit einzus-
 schließen. In dieser Hölle des Entsehens saß
 gerade der Häuptling des jüngsten Komplotts.
 Würde mir auch mein Führer nicht gesagt
 haben, daß dieser Mensch ein wahres Un-
 geheuer, der schrecklichste aller Verbrecher sei,
 die je in diesen Mauern gebüßt haben, so
 wäre schon jeder Zug seines gräßlich verzerr-
 ten Gesichtes ein zu laut sprechender Bürge
 der Verworfenheit seines Innern gewesen.
 Sein Blick, sein ganzes Aussehn war über
 jede Beschreibung furchtbar. Aus den frühern
 Leben dieses Entmenschten erzählte mir der
 Gerichtsdienere Thatfachen, wovon die ge-
 ringste ihn wohl reiß genug gemacht hätte,
 für seine Lebensdauer diesen Kerker zu be-
 wohnen, dessen Gräßlichkeit mich in weni-
 gen Stunden zur Leiche gemacht haben
 würde. —

Vom Schauer durchzittert, enteilte ich diesem Ungeheuer und seiner furchtbaren Höhle; ich fühlte mich wie neu belebt, als ich wieder frische Luft einathmete, und erquickend war für mich der Anblick des Gotteshauses, in welches wir nun traten. Auch hier waltete die weise Vorsicht des leitenden Oberhauptes der Anstalt, denn die Kirche war, bis zum Schiffe hin, so abgetheilt, daß die Sträflinge beiderlei Geschlechts den vollen Anblick des Altars und der Kanzel hatten, ohne, nach ihren verschiedenen Absonderungen, sich sehen oder sprechen zu können.

Alle diese vortrefflichen und zweckvollen Einrichtungen waren die Schöpfung des Oberjustizraths von Feldern. Die Umgestaltung des Zuchthauses hatte große Summen verschlungen, aber sie waren größtentheils schon wieder abgezahlt durch den Gewinn, welchen der Staat aus den verschiedenen Arbeiten bezog, da Feldern dafür gesorgt hatte,

daß jeder dieser Sträflinge durch seine Arbeit — es trieb jeder die erlernte Profession, in so ferne sie mit Anwendbarkeit, wie auch Sicherheit sich vereinen ließ, und nur die Unkundigen und Ungelehrigen wurden zur Wollspinnerei verwendet — seine Kost und Kleidung bezahlte, und am Schlusse jeder Woche, je nachdem er sich durch Fleiß und Betragen einer Schenkung würdig gemacht hatte, eine solche empfing, welche in ein eignes Buch eingetragen und ihm nach vollendeter Strafzeit ausbezahlt wurde; der nicht unbeträchtliche Uberschuß des Gewinnes aus dem Erlöse der Arbeiten fiel dem Staate zu.

Schon mit dem frühen Morgen des andern Tages begann der Oberjustizrath die Arbeit, welche mich täglich bis zum Einbruche der Nacht an den Schreibtisch fesselte, aber den Hingang der Stunden kaum bemerken ließ, da diese Untersuchung mit all ihren Verzweigungen höchst interessant und für mich, den angehenden Criminalisten, äußerst

Lehrreich war. Beinahe zwei Wochen währte das Geschäft.

Mein Oberjustizrath übte eine furchtbare Strenge, aber nur da, wo sie unerläßliche Nothwendigkeit war; wo aber Schonung und Rücksicht, mit den Geboten des Strafsamtes im Einklange, geübt werden konnten, da war dieser gefürchtete, und doch geliebte Richter mehr warnender, liebevoll ermahnender Freund, als Verwalter seines Strafsamtes. Noch eine Stunde vor unserer Abreise durchging er, von mir begleitet, die Säle und die abgesonderten Gefängnisse, beschenkte die Fleißigen und Gesitteten, ermahnte die Trägen und Rothen, sprach mit Allen, wie der Vater zu seinen Kindern spricht, und gab ihnen die feierliche Versicherung, Jedem, der auf guter Bahn wandeln werde, durch sein Verwort eine Verführung der ihm zuerkannten Strafzeit zu erwirken. Auch nicht einer der Sträflinge schied ungezühlet von ihm, und ich sah in manchem

Auge Thränen der Reue und einer schönen Aufwallung des bewegten Herzens.

Entschwunden war meinem immer klaren Blicke des gewaltigen Suchmählers jüngerartige, verschrobene Figur mit dem grundbäßlichen, anwidernden Gesichte und im Strahlenglanze seines Edelsinnes und seiner Gerechtigkeit, und der Weichheit seiner Seele ward Feldern meinem innern Auge zum Entinnen.

„Erinnern Sie sich noch des alten Mannes, welchen ich Ihnen bezeichnete, und von dessen Lebensgeschichte ich Ihnen eine kurze Skizze auf der Heimreise versprach?“ fragte mich der Oberjustizrath, als wir Tregwitz eine Strecke hinter uns hatten. Ich bejahte, und drückte meine Verwunderung darüber aus, diesen Mann, der Heinalte schon Greis war, in

der Abtheilung der jungen Verbrecher gefunden zu haben.

„Darüber in der Folge —“ entgegnete der Oberjustizrath; „jetzt sollen Sie die gedrängte Geschichte dieses Mannes hören, und daraus die Lehre nehmen, daß kein Mensch und sey er auch der Edelste, vor seinem letzten Pulschlage für sich gut sagen kann, und daß oft ein einziger Augenblick die furchtbare Macht hat, ein Gebäude einzustürzen, an dessen Erbauung und Festigkeit fast ein Menschenleben voll Tugend, Pflichttreue und Religion die rege, kräftigstügende Hand gelegt hatten.“

„Sebastian Bronner“ — so heißt der Unglückliche — „ist der Sohn eines armen Tagelöhners aus dem Hessischen. Seine Eltern vermerkten selbst durch die mühseligste Arbeit und bei der größten Sparsamkeit kaum die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens sich zu erwerben, da Simon, Bronners Vater, an den Nachwehen einer schweren Wunde, die
er

er als Soldat im siebenjährigen Kriege erhielt, oft schmerzlich litt und Wochen lang keiner Arbeit vorstehen konnte. Auch Martha, sein Eheweib, war nicht im Stande, etwas durch Lohnarbeit zu verdienen, da die Pflege ihres Mannes, die Führung des kleinen Hauswesens, am meisten aber die Beforgung des Aufziehens ihrer fünf Kinder, sie zu sehr beschäftigten, um einem Erwerbe nachgehen zu können.

In dem Dorfe Willensfeld, wo diese arme Familie wohnte, und in weiter Umgebung, brach eine ansteckende Krankheit aus, die gar viele Menschen dahin raffte. Unter den Opfern dieser Seuche war auch der Tagelöhner Bronner nebst seinen vier jüngsten Kindern, und Martha und Sebastian, die bereits auch todtegefährlich darnieder lagen, wurden gerettet, sichtbarlich durch die göttliche Gnade, da in Bronners Hütte die Armuth zu groß war, um die Hülfe eines Arztes ansprechen zu können. Gebet und

Vertrauen auf den himmlischen Vater waren ihre einzige, aber auch sicherste Zuflucht.

Nach Brenners und der vier Kinder Tode beschloß Martha, ihr Häubchen zu verkaufen, und zu ihrer Schwester zu ziehen, welche als Wittve eines herrschaftlichen Gärtners in der Nähe von Kassel lebte und nicht unvermögend war. Ehe Martha ihr Verboten ausführte, ließ sie, um die Gesinnungen ihrer Schwester zu erforschen, an selbe durch den Schullehrer schreiben, und, nach einem treuen Gemälde ihrer unglücklichen Lage, um Aufnahme bitten. Früher als sie erwartet hatte, kam nicht nur eine sehr erfreuliche Antwort, sondern auch ein Päckchen mit 40 fl. zur Anschaffung besserer Kleidung und Befreiung der Nothleiden. Unverzüglich verkaufte nun Martha ihr Häubchen und zog mit einer kleinen Summe, die ihr vom Erlöse aus dem stark verschuldeten Anwesen übrig blieb, an der Hand ihres Sebastians nach der fernen Freilände,

wo sie recht lieblich aufgenommen und für die Dauer ihres Lebens jeder kangen Sorge um Kleidung und Unterhalt entheben wurde.

Sebastian war, als er in das Haus seiner wohlthätigen Tante kam, bereits zehn Jahre alt, in der Religion durch seine gesetzmäßigen Eltern recht wohl unterrichtet, aber des Lesens und Schreibens nicht kundig, da ihn die Armut seines Vaters am Schulbesuche hinderte, und kein Einwohner des großen Dorfes Willensd sich des Ansehens angenommen hatte. Von nun an ging er täglich in die Schule und lernte mit solchem Eifer, daß er in kurzer Zeit zu meistern seiner Mitschüler überholt hatte, welche schon mehr als ein Jahr den Unterricht genossen. Aber es war nicht nur allein sein Fleiß, der ihm die Liebe seines Lehrers so sehr gewann, sondern Sebastian zeichnete sich auch durch sittlichen, frommen Wandel und die strengste Ehrlichkeit vorzüglich aus. Die Lüge war ihm ein Gräuel, und er

würde lieber alles Elend erduldet haben, als irgend etwas, und sei es auch nur ein Apfel, sich anzueignen, wenn er dazu nicht das vollste Recht hatte.

Geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten, schlank und kräftig gewachsen, die rosige Farbe der Unschuld und Gesundheit auf dem schönen freundlichen Gesichte, im unentweichten Herzen einen Reichthum von Ehrlichkeit, Nächstenliebe und Gottesfurcht, mit nützlichen Kenntnissen, hellem Verstande begabt und durch Keuschheit und anständiges Benehmen sich empfehlend, hatte Sebastian das dreizehnte Lebensjahr erreicht und sollte, nach dem Lieblingswunsche seiner Tante, die für dessen Erfüllung keine Auslage scheute, mit dem Eintritte des nahen Frühlings bei einem berühmten Kunstgärtner in die Lehre gehen, als es sich eines Tags ereignete, daß er auf dem Heimwege von einem nahen Dorfe, wo er für seine Mutter einen klein-

nen Einkauf gemacht, einen Bettelmann fand, der sich mit Mühe fortschleppte. Sebastian, gegen jeden Dürstigen wohlthätig, so weit er es zu seyn vermochte, gab dem Bettler ein Almosen. Dieser dankte recht herzlich, und flehte mit gefalteten Händen, ihn auf dem Gange nach dem nahen Wäldchen zu unterstützen, wo er in der Hütte eines befreundeten Köhlers Beherbergung und Pflege erhalte. Sebastian kannte die ganze Umgegend sehr genau, wußte von keinem Häubchen in diesem Walde, glaubte, der Bettler irre sich und machte ihm das Anerbieten, ihn nach der Wohnung der Tante zu leiten, wo es an Nachtlager und Nahrung ihm nicht gebrechen solle. Der Bettler bestand auf dem Gange nach dem Walde, indem er Sebastian versicherte, unter der Köhlerwohnung verstehe er nicht ein Haus, sondern eine Stroh- und Reisig-Hütte, die erst gestern zur Besorgung des nahen Weilers sey errichtet worden. Der

Dienstgefällige reichte dem Bettler den Arm zur Unterstützung auf dem Gange dahin.

Je näher sie dem Wäldchen kamen, desto frischer schritt der Bettler fort. Kaum waren sie unter den dichten Tannen, als ihnen ein wohlgekleideter Mann begegnete, in welchem der Bettler einen Bekannten begrüßte. Der Mann reichte ihm eine Gabe, als er das übrige Geld in die Tasche stecken wollte, entglitten ihm einige Münzen. Sebastian bückte sich darnach. In diesem Augenblicke wurde er von rückwärts kräftig umfaßt, und ihm ein großes Pfaster auf Augen und Mund gedrückt. Zum Schrecken war unbeschreiblich, als er sich unter den Armen gefaßt und fortgeschleppt fühlte. Die Zureise währte nicht lange, man warf ihn auf einen Wagen, band ihm Hände und Füße, zog eine dicke Decke über den Gehendenen, und nun ging es im raschen Trabe fort. Schrecken und Angst machten Sebastian bewußtlos, und selbst die hef-

tigen Bewegungen des Bogens auf steinigem Grunde rüttelten ihn nicht aus seiner Ohnmacht auf.

Als Sebastian wieder zu sich kam, fand er sich in einem weichen Bette, ohne Bande und Pfaster. Tiefe Dunkelheit umgab ihn, doch hörte er Lachen und Sprechen, jedoch aus ziemlicher Ferne. Sein erster Gedanke war, zu entfliehen. Leise stieg er aus dem Bette, griff sich an der Wand fest bis zu einem Fenster, das er, so wie den von außen verriegelten Laden, ohne alles Geräusch öffnete. Das helle Licht des Tages ließ ihn alle Gegenstände der Umgebung deutlich sehen und das Herz schlug ihm in freudiger Hoffnung auf glückliche Befreiung aus seinem gefahrlichen Aufenthalte, als er recht gut bemerkte, daß nur ein niedriger Haun den Hofraum umschloß und, gleich außerhalb desselben, dichtes Gebölge sey. Schon hatte er sich auf das Fenster geschwungen und wollte sich so eben zur Erde niederlassen,

als ein furchtbar großer Hund vom gegenüber liegenden Düngerhaufen mit lautem Gebelle auf das Fenster los sprang, und Sebastian nur durch schnellen Rückzug sich vor dem hochaufliegenden Hunde rettete, dessen Gebelle eine Menge anderer Hunde von allen Seiten versammelte, die nun ein schreckliches Gelärme machten.

Wenige Augenblicke hierauf wurde die Kammerthüre aufgerissen, eine Weibsperson trat mit einer hellleuchtenden Kienfackel herein, ihr folgten drei Männer, worunter Sebastian seine Entführer erkannte. „Seht einmal, der Vogel wollte seinem Käfige entweichen“ — lachte der Eine mit widrigem Gelächter seiner Gesellschaft zu, schloß Thüren und Fenster, faßte den zitternden Sebastian am Arme und führte ihn über die Hausthür in eine geräumige Stube, wo er in einer Ecke hinter dem Tische sich niederlassen mußte. Eine ältliche Frau brachte ihm Braten und Wein; er würde, trotz seines Heißhungers,

die Nahrung verschmäht haben, hätte ihm nicht sein Führer mit grimmiger Geberde geboten, unverzüglich das Dargereichte zu genießen.

Noch vor dem Einbruche des Tages ging die Reise fort. Sebastian erhielt auf dem Wagen seinen vorigen Platz, auch wurde er wieder mit einer Decke verhüllet, doch mit dem Binden und dem Pflaster verschont, aber mit qualvollem Tode bedrohet, wenn er durch Rufen sein Dasein bemerklich machen, oder die Flucht versuchen wollte.

Die Reise dauerte mit beflügelter Eile bis zum Einbruche der Nacht; man hatte nur unter der Mittagshunde auf einer einsam gelegenen Weiserei sich mit Branntwein und Brod gelabt und frische Pferde genommen.

Eine unterirdische Höhle in der wildesten Gegend eines großen Ferkles war nun Sebastian's Aufenthalt und eine Räuberbande seine Gesellschaft, deren furchtbarer Anführer

ihm erklärte, daß man ihn aus dem Grunde geraubt habe, um im Besitze eines schlanken, geschmeidigen Burschen zu seyn, der zur Erleichterung mancher Einbrüche gebraucht werde.

Nicht lange hatte Sebastian unter den heftigsten Leiden seiner bedrückten Seele und dem heftigsten Gebete um Befreiung aus dieser gottlosen Umgebung in der Räuber-gesellschaft hingebracht, als Jockel, der Anführer der Bande, ihm eröffnete, es sey nun die Stunde gekommen, wenn er sein Probestück ablegen müsse. Zugleich wurde ihm mitgetheilt, daß in der folgenden Nacht die Verraubung eines reichen Edelmanns beschließen sey, dessen Schloß nicht ferne von diesem Walde liege. Es ging nun an den Unterricht, der darin bestand, daß Sebastian im unbewachten Nebengebäude durch eine schmale Öffnung schlüpfen und in einer Kammer dieses Gebäudes Feuer anlegen müsse, wo es dann in der allgemeinen Verwirrung

leicht werde, einen guten Fang zu thun, der sonst bei der bekannten Wachsamkeit des Gutbesizers und seiner zahlreichen, muthvollen, wohlbewaffneten Dienerschaft nicht leicht erwirkt werden könne. Sebastian wurde hierauf mit einem großen Vorrathe von Brennmaterialien versehen und über deren Anwendung gehörig belehrt. Als die Nacht herandunkelte, brach die Bande auf, die aus neun Männern und vier Frauen bestand, die Bestimmung der letztern war, den Raub an Betten, Feinzeug und Kleidung nach der Höhle zu schaffen, während die Männer sich bloß mit den Kesslvorleiten, mit Gold und Silbergeräthen beschäftigen würden.

Tockel ging mit der Bande nach einem Gehäufte, welches dem Schloßthore gegenüber lag, um beim Ausbruche des Feuers gleich zur Hand zu seyn, einer der Räuber führte auf weitem Umwege Sebastian nach der bezeichneten Öffnung. Sie mußten einen hohen Steg überschreiten, der über ei-

nen tiefen, reißenden Bach führte, dessen Gewässer durch eingetretenes Thaumwetter mit gewaltiger Strömung sehr hoch gingen. Schon hatte Sebastian das jenseitige Ende des schmalen Balken erreicht, als der Räuber, vom überreichlich getrunkenen Branntwein wankend gemacht, sich nicht mehr zu halten vermochte und in die Tiefe stürzte. Mit der heftigsten Gewalt riß ihn die wilde Strömung fort, deren brausendes Tosen sein Geschrei um Hülfe verschlang; er war rettungslos verloren.

Skaum sah sich Sebastian von seinem aufgedrungenen Gefährten für immer getrennt, als er schnell zu entfliehen beschloß. Schon hatte er sich zur Flucht gewandt, als ihm eine innere Stimme sagte, es sei die Pflicht der Nächstenliebe, den Edelmann vor seinen verderblichen Feinden zu warnen, die, wenn auch heute ihr Unternehmen misslinge, es in der Folge gewiß erneuern werden. Gott um Kraft zur Vollführung seines

guten Vorhabens ansehend, flog er nun dem Schlosse zu, nahm sich aber nicht die Zeit, in das Nebengebäude zu schlüpfen, sondern kletterte, leicht und gewandt, wie ein Marsder, an dem rauhen, kantigen Gesteine der Gartenmauer hinan, schwang sich am Nebengehäude hinab und eilte dem Wohnhause zu. Sein guter Engel schützte ihn, die Heshunde, wilde Bestien, hätten ihn zerrißen, würden sie ihn gewittert haben. Es brannte noch Licht im untern Geschoffe. Sebastian klopfte ans Fenster; er bat den Öffnenden leise mit aufgehobenen Händen, schnell alle Hausbewohner zu wecken, da eine Räuberbande in der Nähe zum Einbruche sey. Der Jäger zog Sebastian durch das Fenster in seine Kammer und führte ihn schleunigst zum Edelmann. Kaum hatte dieser gehört, was ihn bedrohe, als er auch gleich entschlossen war, der ganzen Bande Meister zu werden. In aller Stille ließ er seine Leute wecken, bewaffnete sie und wies

ihnen ihre versteckten Plätze in der Nähe des Hofthors an. Alle Hunde mußte der Pferdeknecht zu sich in den Stall nehmen, und auf ein gewisses Zeichen unter die Bande legen. Als alle Anstalten getroffen waren, wurde ein leeres Schweinsschiff angedündet.

Kaum schlug die Pflamme auf, als der Edelmann aus einem Fenster des Schlosses nach allen Seiten hin um Hilfe rief, und in den Hof hinab schrie, man solle das Thor öffnen, und im nächsten Dorfe Hülfe machen. Die Bande hatte jedes Wort gehört. Im Stillen schon der frühen Heute entgegen jubelnd, schlich sie an den Erlengesbüschen dem Schlosse näher. Das Thor wurde geöffnet, ein Knecht stürzte dem Dorfe zu. Nach einiger Weile wurden die Räuber rührig und laut, als kamen sie Dorfbewohner, die schon zur Hülfe heranzogen. Mit gewöhnlicher Dienstwilligkeit drangen sie in den Hof. Aus dem Fenster des Schlosses fiel ein Schuß. Jetzt ward das Thor ge-

schlossen, die losgelassene Hundeschaar fiel wüthend in die Bande, und als diese, wie man sich ausdrücken pflegt, den Puncten roch und auerreissen wollte, sah sie sich von vergeblichen Glinten, Hirschfangern, Säbeln und Dünnergabeln erg umschlossen. Jockel und noch zwei andere waren von den Fangbunden niedergeworfen, und die übrigen so zusammen gedrängt, daß sie sich nicht bewegen konnten. Sie wurden einzeln gebunden, einzeln wohl verwahrt, und am nächsten Morgen dem Criminal-Gerichte überliefert.

Sebastian hatte nun die angenehmsten Tage. Der dankbare Edelmann überhäufte ihn mit Geschenken und freudlicher Bewirthung. Aber nicht lange mechte Sebastian die Wohlthaten genießen, denn seine kindliche Liebe zur Mutter und Tante erfüllten sein gutes Herz mit unbeschreiblicher Sehnsucht nach den Fernen, und der Gedanke an ihren Kummer über sein Schicksal gestattete

ihm nicht länger, sie in Sorge zu lassen. Er eröffnete dem Edelmann seinen einzigen, innigsten Wunsch, zu den Seinigen zurückzukehren. Der brave Mann, Sebastian's kindliche Liebe ehrend, beschenkte ihn mit einer bedeutenden Summe, und in der Kutsche des Schloßbesizers fuhr er nach dreitägiger Reise am Hause seiner Tante an, die ihren Liebling mit einer Freude empfing, welche beinahe die seiner Mutter überstieg.

Sebastian erlernte die Gärtnerei und wurde früher als andere der Lehre entlassen; sein Fleiß und guter Wille, sein Gehorsam und seine Fähigkeiten hatten ihm so sehr die Liebe seines Lehrherren erworben, daß ihn dieser mit den allerbesten Zeugnissen entließ, und auch als einen nicht gewöhnlichen Gärtner, sondern als ein sowohl der feinsten Gewächse, als der Küchengärtnerei sehr kundiges Subjekt empfahl. Von seiner großmüthigen Tante unterstützt, ging Sebastian nach Frankreich, besuchte die vornehmsten Gär-

Gärten und bildete sich so vollkommen aus, daß er bei seiner Rückkehr von dem Baron Hornstett, dem Bruder unsers Gesandten am preussischen Hofe, als Obergärtner angestellt wurde.

Bald überzeugte sich der Baron, daß dieser Sebastian Brenner ein Muster der Thätigkeit, der Treue und der strengsten Moralität sey, dabei mannigfaltige Kenntnisse besitze, auch eine sehr correcte Hand schreibe und recht gute Aufsätze mache. Brenner wurde von dem Baron oft zu vertrauter Correspondenz gebraucht und mit Aufträgen sowohl zu mündlichen als schriftlichen Geschäften versehen, welche die höchste Redlichkeit und eine unerschütterliche Verschwiegenheit erforderten.

Aus den Gewächshäusern, den Frühbeeten und dem feinen Obste der weitläufigen Gärten des Baron Hornstett wurde jährlich eine sehr bedeutende Summe erlöset; die Einkassirung dieser Gelder, sonst dem Sekres
II.

tair übertragen, mußte jetzt Bronner besorgen und jederzeit mit Antritt des Frühjahrs Rechnung ablegen. Dieser Erlös, bei Bronners Vorgängern jährlich vielleicht auf 300 fl. sich erstreckend, überstieg unter ihm schon in den ersten Jahren die doppelte Summe und Bronners Kenntnisse, Eifer und Fleißlichkeit erhöhten sie, wenn nicht ein besonderes Mißjahr eintret, noch immer mehr.

Als Baron von Hornstett gestorben war, fand sein Sohn unter den hinterlassenen Papieren des Vaters einen Aufsatz über den Obergärtner Bronner, worin dessen Verdienste umständlich aufgeführt waren. Auch bei dem Sohne galt Bronner, was er dem Vater gegolten.

So hatte Bronner mit der höchsten Abhängigkeit an seine Herrschaft und bei dem tugendhaftesten Wandel mehr denn dreißig Jahre in diesem Hause gedient, als er sich entschloß, eine Frau zu nehmen. Das Glück begünstigte ihn, denn er hatte aus dem Lotto

der ehelichen Verbindungen eine inhaltsreiche
 Perle gezogen. Im vierten Jahre seiner höchst
 glücklichen, mit zwei Knaben gesegneten Ehe,
 kam eines Abends sein Schwager, der als
 Kassenschreiber auf einem adelichen Gute stand,
 zu ihm. Der Schwager sah so verflört aus
 und war, sonst ein immer heiterer Gesell-
 schafter, so düster und wortarm, daß Bren-
 ner etwas Schlimmes befürchtete; den Bers-
 düsterten in ein eignes Zimmer nahen und
 mit aller Wärme seines menschenliebenden
 Herzens ihn um vertrauensvolle Mittheilung
 seines Kummer's bat. Unter strömenden Thrä-
 nen und mit dem Ausdrucke der höchsten Angst
 gestand ihm der Schwager, daß er seine
 Stelle verliere und mit seiner zahlreichen Fa-
 milie dem größten Elend entgegen sehen müsse,
 wenn ihm nicht mit 300 fl. geholfen werde,
 woran es in seiner Rechnung fehle; er schwor
 bei seiner Seligkeit, an diesem Geldabgange
 unschuldig zu seyn, es werde sich auch die
 fehlende Summe gewiß in den Rechnungen

verflanden, doch mangle es ihm an Zeit, da er schon in einigen Tagen Kassabuch und Geld abliefern müsse und von der Härte und dem Mißtrauen seines Herrn das allerschlimmste zu befürchten habe. Brenner, der seinen Schwager als einen sehr redlichen Mann und soliden Haushalter kannte, war gleich zur Hülfe bereit; sein gutes Herz und die Theilnahme an dem unverschuldeten Kummer seines Schwagers rissen ihn zur sträflichen Handlung hin, die 300 fl. aus der herrschaftlichen Gartenkasse zu nehmen, da er vor Kurzem alle seine einzeln aufliehenden Gelder, mallose Früchte vieljähriger Sparsamkeit, an sich gezogen, und das ganze Kapital in die Handlung eines durch Reichthum und Redlichkeit allgemeines Zutrauen genießenden Kaufmannes in der Hauptstadt, gegen gute Zinsen niedergelegt hatte. Um jedoch vollkommen gesichert zu seyn, zur Zeit des jährlichen Rechnungsabschlusses diese 300 Gulden pünktlich in die ihm anvertraute Kasse

wieder erstatten zu können, auch um seinen Schwager nicht wegen baldiger Rückzahlung drängen zu müssen, schrieb er schon des andern Tages an den Kaufmann und erbat sich, unter einem anständigen Vorwande, die Summe von 300 fl. bis zum Eintritt des Frühjahres.

Der Winter hatte begonnen, als Baron Hornstett von dem Grafen Wallenberg zur Schweinejagd auf sein Gut eingeladen, auch gebeten wurde, seinen berühmten Gärtner Bronner mitzubringen, um die fehlerhafte Einrichtung der gräßlichen Gewächshäuser zu verbessern, und den Plan zur Anlage eines neuen Gartens zu entwerfen.

Bronner mochte ein Paar Wochen auf dem gräßlichen Gute gewesen sein, als ihm seine Frau schrieb, daß ihr Bruder, der Kassenschreiber, plötzlich gestorben sey. Für Bronner waren die 300 fl. verloren; er würde gerne den größten Theil seines Vermögens dahin gegeben haben, hätte er das

durch das Leben des wackern Freundes erkaufen können. Tief war seine Trauer um den Verlorenen und groß sein Schmerz bei dem Gedanken an das Elend der Wittve und ihrer vielen Kinder.

Brenners schmerzlicher Antheil an fremden Leiden wurde bald zum trostlosen Gesühle der Eigenen. Ein Freund aus der Residenz meldete ihm, daß der Kaufmann, bei welchem Brenners Kapital stand, salbt und sich durch den Kopf geschossen habe; Brenners Stimmung war die eines Verzweifelten. Der Verlust seines sauer erworbenen Kapitals that ihm sehr wehe, aber der Gedanke, aus der Kasse seines Dienstherrn heimlicher Weise Geld genommen zu haben, und es nicht erstatten zu können, ohne die Reinheit seines Rufes zu bestreiten, verwirrte ihn fast die Sinne. Sein unbeschnittener Lebenswandel, seine Häuslichkeit, die gute Stelle, die er hatte, wären gewissig genug gewesen, ihm überall Kredit zu

geben, aber ein übertriebener Eitel und falsche Schaam hielten ihn ab, Hülfe zu suchen.

Im tiefen Sinnen über die Möglichkeit der Rettung aus seiner schrecklichen Lage lebte er eines Nachmittags am Eingange des gräflichen Schlosses, als ihn sein Herr rief, um einen Brief an den Grafen, der an den Baron Hornstett eingeschlossen war, an die Adresse abzugeben. Bronner fand keinen von der gräflichen Dienerschaft, er ging nun selbst, um den Brief abzuliefern. Das Vorzimmer war leer, auch das innere Gemach, halb offen stand die Thüre des Cabinets. Bronner trat leise ein; der Graf lag auf dem Rubebette, sein lautes Schnarchen verräth tiefen Schlaf. Schon wollte Bronner sich wieder zurück schleichen, als — o unglücklicher, verhängnißvoller, mächtiger Augenblick — sein Blick auf den offenen Schreibtisch fiel; ein grüneidnes Netz lag in einem herausgezogenen Fache, zwischen dem

Gewebe schimmerte Gold. „O hätte ich nur den zehnten Theil dieses Goldes, und ich wäre gerettet!“ dachte Brenner, einen Schritt näher tretend und mit gierigen Augen das Ney verschlingend. Da gerieth ein böser Geist alle seine Verführung wie einen reißenden Strom in Brenners stürmisch wogende Brust. Der Unglückliche konnte der Macht des Dämons, dem lockenden Reize der nahen Rettung, nicht entfliehen. Das scheue Auge nach dem Schlafenden gewandt, faßte er mit zitternder Hand die Goldbörse und wankte aus dem Kabinette. Er schlich im Vorzimmer an einem Wandspiegel vorüber, er beugte zurück, als er sich darin erblickte, seine Leichenblässe, die Verzerrung seiner Gesichtszüge würden auch dem unbefangenen Auge sein Verbrechen zugerufen haben. Er eilte durch Seitengänge der kleinen Treppe zu, in den Garten hinab, wo er sich auf einem abgelegenen Plage in den Schnee niederwarf, als sollte dieser die

wilde Gluth des brennenden Gewissens lütheten. Es währte lange, bis er wieder so viele Dossung gesammelt hatte, sich den Menschen zu zeigen.

Ein Verbrechen gebärt das andere. Gewöhnlich geht die Lüge dem Stehlen voran. Bei Brenner war es umgekehrt. Er ward zum Dieb, dann zum Lügner, denn er brachte seinem Herrn den Brief mit der Versicherung zurück, den gräflichen Kammerdiener nicht gefunden und die Auffuchung des Grafen nicht gewagt zu haben. —

Zwölf Jahre waren vorüber gegangen, an deren Schlusse sich Brenner in einer höchst armseligen Lage befand. Zeit seiner Rückkehr von dem Gute des Grafen Wallenberg ruhte Gottes strafende Hand schwer auf dem Verbrecher. Jahre hindurch lag seine Frau krank darnieder, und die Auslagen für Arzt und Arznei nahmen den größten Theil seiner Besoldung dahin, er selbst begann an der Gicht zu leiden, die ihn lange

und heftig quälte. Sein jüngster Sohn, ein hoffnungsvoller Knabe, starb, und sein ältester wurde von Tag zu Tag arbeitsscheuer, ausschweifender, und immermehr ein wahres Laugenichts. Der Freiherr von Hornstett mußte, vieler Schulden wegen, seine Besitzungen verkaufen, und der neue Eigenthümer, ein hartherziger geiziger Mann, begann den Antritt der Hornstettischen Güter damit, daß er die Mehrzahl der Dienerschaft entließ, und der andern beinahe nur die Hälfte ihrer bisherigen Besoldung aussprach. Unter letzteren war auch Brenner.

Brenner hatte nach dem begangenen Diebstahl ein feierliches Gelöbde gethan, von seiner Besoldung die 300 fl. zurückzulegen, den Abgang aus der gräflichen Börse in selbe wieder zu erstatten und sie mit ihrem ganzen Inhalte, der 1000 fl. betrug, auf dem sichersten Wege, jedoch mit aller Vorsicht, nicht entdeckt zu werden, in die Hände des rechtmäßigen Eigenthümers zu schaffen. Seine

immer mißlichern Verhältnisse ließen das Gelübde unerfüllt, ja, Bronner nahm ein Goldstück nach dem andern aus der Börse, und als die zwölf Jahre vorüber waren, enthielt sie nur noch eine geringe Summe, nebst einem großen goldenen Siegelringe, welcher an der seidenen Schnur der Börse befestigt gewesen.

Martin, Bronners lieberlicher Sohn, entfloh, nach einer derben Züchtigung für einen schlechten Streich, aus dem Hause seiner Eltern, hatte aber zuvor, während seines Vaters Abwesenheit, dessen Schreibtisch erbrochen, die wohlverborgene Börse gefunden, und sie nebst allem andern verräthigen Gelde an sich genommen. Er ging in die Hauptstadt, um Soldat zu werden, lebte in der unsinnigsten Ausschweifung, bis das baare Geld verschwendet war, und ging dann zu einem Goldarbeiter, um den Siegelring zu verkaufen.

Der Goldarbeiter, welcher für das

Gräfllich-Wallenbergische Haus viel zu thun hatte, erkannte auf den ersten Blick das Familien-Wappen der Wallenberge, erinnerte sich noch recht wohl jener Ausschreibung in öffentlichen Blättern, worin die Börse, deren Inhalt in verschiedenen Goldmünzen und der an selber befindliche Ring genau bezeichnet war, und ließ Martin auf der Stelle arretiren. Schon im ersten Verhöre gestand dieser, wo er den *Sirgdring* zu sich genommen habe. Unverzüglich wurde der alte Brenner verhaftet und in das Criminalgefängniß abgeführt.

Mit aller Genauigkeit und dem wahren Gepräge tief gefühlter Reue bekannte Brenner sein Verbrechen. Der oberste Justizhof sprach über ihn zwölfjährige Zuchthausstrafe aus.

Sie haben nun, mein junger Freund, die traurige Geschichte eines Mannes gehört, der aus seinem tugendhaften, friedvollen

glücklichen Leben durch die That eines Augenblicks heraus gerissen, und der Schmach und einem Dasein voll Jammer überliefert wurde. Ich kann den Unglücklichen nie ohne die innigste Rührung sehen. Er trägt seine Leiden mit einer Ergebung, die nicht herzlicher und demüthiger seyn kann, er ist auch der moralische Wohlthäter vieler seiner Mitsträflinge, da er jeden, von der Arbeit freien Augenblick dazu benützt, sie mit ergreifender Rede auf die Folgen des ersten Abweichens von der Bahn der Rechtschaffenheit aufmerksam zu machen, und in ihrem Herzen den Sinn für Besserung zu erwecken und darin zu befestigen. Um Brenners Gelegenheit zu geben, seine Reue auch wirkend und einflussreich ins Leben treten zu lassen, habe ich ihn, den Greis, unter die jungen Sträflinge gesetzt, und ich habe bereits die schöne Ueberzeugung erhalten, daß mancher Sträfling durch Brenners sittliche und religiöse Ermahnungen auf guten Weg geleitet

und nach der Entlassung aus der Strafanstalt ein guter, frommer Mensch wurde.

Ich bin ein alter Mann und stets in der festen Ueberzeugung gewesen, daß keine irdische Macht mich von dem Pfade der strengsten Rechtlichkeit ablenken könnte, aber seitdem ich Bronners Geschichte kenne, bete ich täglich mit der heiftesten Andacht: „Herr, führe uns nicht in Versuchung.“

Partenstein,

das Opfer der spanischen Inquisition.



Der Freiherr von Partenstein fand nach dem Tode seiner Eltern eine reich gefüllte Kasse, überdies ein Vermögen, dessen Größe seine kühnsten Erwartungen überschritt. Das Vermögen bestand nicht in Grundbesitzungen, sondern in den allersichersten Kapitalbriefen, wovon größtentheils die Zinsen bei landesherrlichen Kassen zu erheben waren.

Schon in jener Zeit, als Partenstein die Schule zu besuchen angefangen, ließ er mit vorherrschender Neigung alle Schriften über Länder- und Völkerkunde, die er sich heimlich anschaffen konnte, da sein erster Erzieher, ein beschränkter Kopf, mit pedantisch

scher Strenge seinem Böglinge jede Lektüre untersagte, die nicht vollkommen ein Schulbuch war. Besser besand sich der Leselustige unter dem folgenden Mentor, der, früher Hofmeister im Hause des schwedischen Gesandten, mit seinen Böglingen zweimal eine Reise nach ihrem Vaterland gemacht hatte, und noch immer über die Annehmlichkeit des Reisens, und das hohe Vergnügen, sich mit den Eigenheiten fremder Länder und Völker vertraut zu machen, mit Begeisterung sprach.

Als Portenstein seine Studien auf der hohen Schule vollendet hatte, und auf einige Monate zu seinen Eltern zurückkehrte, um sich besonders zu seiner künftigen Bestimmung vorzubereiten, machte er manchen Versuch, seinen Vater zu bewegen, ihn ein Paar Jahre auf Reisen gehen zu lassen; er führte dem Vater zu Gemüthe, daß Reisen von jeher ein Mittel war, sich für die Welt zu bilden, wie auch wissenschaftliche Erkenntniß zu besördern; daß schon die Alten sich auf Reisen

zu Gesetagebern und Weisen gebildet haben: wie z. B. Pylurg, Solon, Pythagoras, Herodot; daß Reisen der Ubergang aus der Studierstube zum praktischen Leben sey, und dieser Ubergang zu einer feiern, lebendigen Ansicht der Welt führe. Der alte Baron Partenstein, ein gewöhnlicher Alltagsmensch, der sich fast nie über das Reichbild seines Wohnortes veriert hatte, und das Sprüchlein: „Bleibe im Lande und nähre dich rechtlich!“ — als den Inbegriff der allernützlichsten Weisheit verehrte, begegnete den Wunschen seines Sohnes mit rauber Zurückweisung, nannte Jeden, der, um seine Lage zu verbessern oder seine Kenntnisse zu mehren, fremde Länder besuchte, einen liederlichen Vaganten und zerstörte durch seinen herrschsüchtigen, unbeugsamen Eigensinn, die schönen, immer mit Liebe genährten Hoffnungen des Sohnes.

Schon war der Tag nahe, an welchem Partenstein aus dem Hause seiner Eltern in

die Kanzlei eines Justizamtes übergehen sollte, als seinen Vater ein Schlagfluß dahinraffte, und nach einigen Wochen auch Partenstein's Mutter das Irdische verließ.

In der schönsten, frühesten Blüthe des Lebens, reich an nützlichen Kenntnissen und geschmückt mit den Empfehlungen, die eine schöne Gestalt und feine Bildung gewähren, dabei ein rein moralischer, höchst liebenswürdiger Mensch, voll Muth und Begeisterung für das Schöne und Erhabene des Lebens, ganz unabhängig und im unbeschränkten Besitze der Mittel, sich der Erfüllung seines einzigen und heißesten Wunsches ganz hingeben zu können, hatte Partenstein kaum seine Erbschaftsangelegenheiten geordnet, als er schon im Wagen saß, um eine Reise zu beginnen, für welche er einige Jahre bestimmt hatte. Er ging nach Frankreich, von da nach Italien, schiffte nach England über und beschloß, nachdem er beinahe ein Jahr da zugebracht hatte, nach Spanien zu gehen, um

dieses in mancher Beziehung für ihn sehr interessante Land, wo celtisch-gothischer Troß und süeliche Blut, germanischer Freiheitssinn und Römerstolz, in den verschiedenen Völkern der Halbinsel vielfach schattirt, den Nationalgeist immer heftig bewegen, genau kennen zu lernen. Angekommen in Madrid — der spanische Kanzleis Styl betitelt Madrid die sehr edle, rechtliche, berühmte und heroische Stadt — mietete er sich auf einem der schönsten Plätze eine sehr bequeme Wohnung, traf seine Einrichtung für einen lange währenden Aufenthalt, schaffte sich eine glänzende Equipage an und benutzte mit regem Eifer seine in Paris und London erhaltenen Empfehlungsbriefe an die vornehmsten Familien der Stadt, um da bei der großen Welt eingeführt und durch deren Einfluß mit allen Mitteln ausgestattet zu werden, wodurch er eine genaue Kenntniß der pyrenäischen Halbinsel sich zu erwerben in Stand gesetzt werde.

Selbst in dem vielbelebten und vielbe-

wegten Madrid erregte der junge Deutsche durch seine blühende Schönheit, sein liebenswürdiges, dabei männlich-ernstes Benehmen und seinen Reichthum die allgemeine Aufmerksamkeit, und so verschlossen der Spanier gegen den Ausländer ist, so öffneten sich ihm doch bald die Herzen Aller, mit denen er in Berührung kam.

Seiner Wohnung gegenüber lag der Palast des Don Argonda, eines der ersten Granden Spaniens. Schon an der Schwelle des Greisenalters, hatte er vor Kurzem sich mit Isabella di Valdesina vermählt, die von ihrem Vater, einem armen habfüchtigen Edelmann, durch die grausamsten Mißhandlungen gezwungen wurde, ihre Hand einem Manne zu reichen, dessen Alter und Gebrechlichkeit mit den blühenden Reizen des achtzehnjährigen Mädchens im schreienden Mißverhältnisse stand. Isabella, das glühende Feuer des Südens in den jugendlichen Adern, schon früher durch eine lasterhafte Dueña mit den

verbotenen Genüssen des Lebens vertraut, hatte kaum Partenstein gesehen, als sie für den schönen Deutschen in wilder Lust entbrannte.

Es trieb sich zu jener Zeit in Madrid ein alter Franzose umher, der, von einer der edelsten Familien Frankreichs abstammend, in allen ersten Häusern Madrids nicht nur Zutritt hatte, sondern auch unbeschränktes Vertrauen genoß. Chevalier Lordein war aber auch der Mann, der die seltne Kunst und alle Talente in sich vereinte, Jedermann zu Gefallen zu leben. In den Häusern, wo er ab- und zuging, wußte er alle Familiengeheimnisse zu erspähen, denn er besaß eine Manier, selbst das verschlossenste Gemüth sich aufzuthun. Seine Fähigkeit, heiter oder ernst zu seyn, je nachdem die Laune der Umgebung es heischte, jeden fremden Wunsch zu errathen und dessen Erfüllung nach Kräften zu begegnen, kein Opfer zu scheuen, wodurch er sich angenehm machte

konnte, erhob ihn bei alt und jung, in den Palästen der Großen, wie im Hause des Bürgers zum gefeierten Liebling. Die strenge Rechtlichkeit, aus Rede und Handlung hervorleuchtend und viel erprobt, und die reine Sittigkeit, sein tiefer, fast schonungsloser Abscheu gegen jede moralische Verirrung, seine Religiosität und sein wohlthätiger Sinn gegen Dürftige hatten ihm so sehr in ganz Madrid Achtung und Vertrauen gewonnen, daß ihn selbst der Eifersüchtigste bei seiner Gattin, und die wachsamsten Eltern bei ihren Töchtern einführten, und sich glücklich fühlten, sie mit dem französischen Ritter in ungestörter Gesellschaft zu wissen, da Verdain am Hofe seines Königs die Schule des feinsten Anstandes mit dem glücklichsten Erfolge durchgemacht und einen Reichtum von Kenntnissen und Erfahrungen in sich aufgehäuft hatte, die er zur Bildung und Belehrung der jungen Welt mit dem liberalsten Eifer wiedergab. Aus welcher reichen

Quelle Lordain die Mittel schöpfte, um mit Anstand ein Haus zu machen und über dieß bedeutende Summen an die Armen abzugeben, blieb selbst für seine vertrauesten Freunde ein unlösbares Räthsel, da man wohl wußte, daß Lordain, aus Frankreich verbannt, dort sein Vermögen verloren hatte, von Spanien keine Renten bezog und manche bedeutende Pension, die ihm dankbare Granden für Leistung wichtiger Dienste aufbringen wollten, mit unerschütterlichem Hartgesüßte ablehnte. Es versuchte Mancher die Hülle zu lüften, welche Lordains pecuniäre Hülfsmittel umschloß, doch jede, auch noch so kluge und rastlose Bemühung brach sich an Lordains Verschlossenheit und der ihm eignen Art, unberufene Späher mit der zärtlichsten Feinheit abzuweisen, und seine Verhältnisse mit immer dichterem Gewebe zu umgeben. —

Der Chevalier Lordain war bei Don Argonda nicht bloß einer der gewöhnlichen Hausfreunde, sondern der Vertraute seiner

tiefften Geheimnisse, und eben so der Lieb-
ling Isabella's, für welche er schon so man-
ches geheime Geschäft mit dem glücklichsten
Erfolge gelebt. Es waren die Geschäfte
der innigsten Verhältnisse des Herzens, denn
Isabella fühlte sich an der Seite des lau-
nenvollen, gebrechlichen Gatten nicht an ih-
rer Stelle, und ihr Blut rohte zu rasch und
zu feurig, als daß die junge, lebenslustige
Frau vermocht hätte, ihre Tage im kalten
Kreise der Entbehrungen eines verhaßten
Stilllebens, und schmerzvoller Trennung
von den Annehmlichkeiten winkender Freuden
dahin zu schleppen. Das Erwachen ihrer
Gefühle für den schönen Teutschen, die glü-
hende Sehnsucht nach innigem Vereine mit
dem Manne, dessen reizendes Bild ihr Wa-
chen und ihre Träume umschwebte, konnte
sie keinem treuern Freunde vertrauen, als
dem Chevalier, und nur durch ihn das heiß
ersehnte Ziel erreichen.

Ohngeachtet Partenstein bereits schon

längere Zeit in Madrid und auch oft in Gesellschaft mit Lordain war, so hatte doch die Bekanntschaft Beider den Charakter der ganz gewöhnlichen, wie man sie in bunten, vielbesetzten Versammlungen, in den Salons der Großen, auf Bällen und im Concerte macht, um sich zu sehen, zu sprechen und dann wieder zu vergessen. Reizt, durch Isabellas Vertrauen und Wünsche zum thätigen Handeln aufgeregt, hatte Lordain kein wichtigeres Geschäft, als sich Partenstein zu nähern und sein Wohlwollen zu gewinnen. Dem gewandten Künstler gelang es bald, das gewonnene Wohlwollen zu der innigsten Offenherzigkeit zu steigern und den Arglosen so an sich zu fesseln, daß Partenstein die meisten seiner Freunde vernachlässigte, um sich so viel als möglich dem französischen Ritter anzuschließen.

Partenstein war Protestant und Maurer; aber, der Macht der Verhältnisse sich beugend, ging er zu Madrid täglich in die

Besuchteste der katholischen Kirchen, und bekannte sich im Äußern zu ihrem Ritus, da er einem Freunde in London, der Spanien und seine Inquisition kannte, feierlich gelobt hatte, in dem Lande, wo Fanatismus und grausame Willkühr unverdönllicher Wüthung das Ruder führten, auf Kosten der Wahrheit nur dem Gebote kluger Vorsorge zu gehorchen. Selbst zwei Adressen, die ihn der Londner Freund an einen Londnermann, der Maurer war, gegeben, hatte Partenstein noch nicht zu benutzen gewagt, da er zuvor die gute Meinung gewichtiger Granden sowohl als auch bürgerlicher Familien sich begründen und die feinen Späßer täuschen wollte, von denen, wie er schon in Paris gewarnt wurde, in Madrid jeder Schritt des Fremden umlauert wird.

In die tiefste Tiefe seiner kräftigen Brust hatte Partenstein bei dem ersten Schritt über Spaniens Grenze seine Anhänglichkeit an Luthers Lehre und seine Verbrüderung

mit der Freimaurergesellschaft als ein wohl-
 zuerwahrendes Geheimniß begraben. Das
 Grab dieses Geheimnißes war für einen
 Lordain nicht zu tief und nicht zu verschlo-
 sen; er wußte es auf die feinste Weise zu
 öffnen, belohnte ab. Vertrauen mit Ver-
 trauen, und Partenstein konnte sein Ent-
 zücken kaum wäßigen, als ihn der Ritter
 als Glaubens- und Bundesgenosse begrüßte.
 Dieses Verhältniß schlang um die Befreun-
 deten ein Band der Innigkeit und der ver-
 trauendsten Hingebung, welches Vater und
 Sohn, Bruder und Bruder nicht herzlicher
 und kräftiger umschlingen kann. Ohne Be-
 denken und selbst unter dem mächtigen An-
 drange innerer und äußerer Warnung würde
 Partenstein sein Vermögen, sein Leben, seine
 Ehre mit dem kalten Lächeln eines selbstgelei-
 chen Vertrauens in Lordains Hand nieders-
 gelegt haben.

Erst als Lordain mit Partenstein zum

innigsten Herzensbunde verbrüderet war, machte jener seinen jungen Freund mit Isabella's Empfindungen und Wünschen vertraut, er entwarf ein Gemälde der Bonne, die in Isabella's Armen dem Glücklichen erblühe, mit dem Feuer und der Begeisterung des südlischen Sängers. Aber der Unerschöpfliche prollte fast zurück und starrte, alle Selbstbeherrschung und die Leichtigkeit des Eingehens in fremde Ansichten vergessend, mit großen Augen und offenem Munde das grimmiige Löwengesicht an, zu welchem sich des jungen Mannes wunderholde Sätze verfleisnert hatten. Mit einem Abscheu, den nicht die Laune des Augenblicks, sondern die Würde reiner Moralität geboren, eiferte Partenstein gegen die Verworfenheit der Weiber, die, um schnöder Sinnenlust zu streben, ihre und des Gatten Ehre schaamslos besteckten, jedes bessere Gefühl in sich und Andern zerstören und für eine wollüstige Umarmung die Heiligkeit ihres Berufes und

ihrer Pflichten wie eine feile Waare verkaufen.

Der erschrockene Ritter hatte sich während der eifernden Rede des Zürnenden wieder gesammelt, es war ihm aus geheimen Gründen mehr um Partenstein's fest bestehendes Vertrauen, als um Isabella's Schicksal zu thun. Kaum hatte Partenstein sich im Laufe seiner Rede unterbrochen, als Lordain, die Augen voll Thränen, die Erklärung einer unendlichen Freude in den geschmeidigen Zügen, den Freund stürmisch umarmte, und ihm reuevoll gestand: der reizenden Isabella glühende Liebe für den schönen Fremdling sey von ihm erdichtet, sey eine freundschaftliche Prüfung gewesen, in wie ferne gegen solche himmlische Wärter, die selbst ein Nestor zu pflücken versucht würde, wahre Tugend und Herzensreinheit zu kämpfen vermöge. Er konnte sein Entzücken über die moralische Erhabenheit eines so jungen Mannes nicht mäßigen, und

Partenstein's Entgegenen, daß solche Entsa-
gung nicht Verdienst, sondern nur Pflicht
sey, gab dem wohl berebten Ritter neuen
Stoß zu neuer Bewunderung.

Partenstein ließ Wein bringen und bat
den Ritter, mit ihm auf das Wohl einer
jungen Dame anzustoßen, die, zwar nicht
Spaniens üppigen Boden entsprossen, doch
mit der Reizendsten dieses Landes um den
Preis der Schönheit, der Anmuth und Zu-
gung in die Schranken treten dürfe. Der
Ritter lauschte mit verhaltenem Athem, und
aus seinen matten Augen schlug eine helle
Flamme auf und ein gar sonderbares Lächeln
umflog die bleichen Lippen, als Partenstein
mit der Freundschaft herzlichster Of-
fenheit ihm gestand, daß er in unbeschreib-
licher, aber der Madrider Welt bisher ver-
borgener, Liebe der Miß Arabella, des rei-
chen Lord Lovi reizender Tochter, huldige,
daß er bereits im Geheimen mit ihr verlobt,
und vielleicht schon in künftiger Woche mit
ihr

ihr und ihrem Vater auf der Reise nach Zorndon sey. —

Schnell füllte Lordain die Gläser, stieß mit Partenstein auf Arabellas Wohl, die Erfüllung aller Wünsche des Liebenden, auf das schönste Glück des Lebens an, und ergoß sich in eine blumenreiche Lobrede, die er auf Arabellas Reize, Sittigkeit und Geist, auf ihres Vaters Reichthum und Unbescholtenheit mit Vortheil hielt. Partenstein konnte nicht müde werden, das Wesen seiner heißesten Liebe aus des redlichen Freundes treu-wahren Munde rühmen zu hören, und schon lange hatte ihn der Ritter verlassen, als dessen rühmende Worte noch immer des Liebenden wonnetrunkne Seele umklangen. —

Im Palaste des Don Argenda war große Gesellschaft; der Herr des Hauses
II. 8

feierte seinen siebenzigsten Geburtstag. Madrids Adel, zum Feste geladen, erschien in der Fülle der Pracht.

Isabella, die Gäste empfangend, hatte noch an keinem Tage einer Feierlichkeit in ihrem Hause mit solcher Mühe zu kämpfen, die aufmerksame und beredte Wirthin zu machen, als an diesem Abend. Partenstein war geladen und noch immer nicht erschienen, da doch schon lange Tanz und Spiel begonnen hatten. Auch der Chevalier Lordain, sonst an solchen Tagen einer der Ersten, um mit der Courtoisie seines Vaterlandes und dem Eifer und der Beweglichkeit des wohlunterrichteten Hausfreundes die Befehle der Dame im Fluge zu vollziehen, hatte sich noch nicht eingefunden. Isabella, von dem Geräusche der buntwogenden, plaudernden Menge angewidert und in der glühenden Brust das einzige Sehnen, nur einen unbelauschten Augenblick dem Manne ihrer Liebe weihen zu können, benützte jede Gelegenheit, sich dem Fenster zu nähern und

hinab zu spähen auf die hellbeleuchtete ~~Chaisse~~ sie, ob Partensteins Wagen noch nicht vor-
gefahren sey. Fruchtlos blieb ihr sehnüchti-
ges Spähen.

Endlich erschien der Chevalier Lordain. Isabella würde ihr schönstes Diadem für die
Gelegenheit gegeben haben, mit ihrem Be-
auftragten ungestört sich besprechen zu könn-
en; aber es gelang ihr nicht einmal, in der
Gesellschaft seiner habhaft zu werden. Lorde-
dain hatte so viel zu thun im Kreise älterer
Damen, denen er die neuesten Ereignisse erz-
ählen mußte, dann beim Buffet, um für
Erfrischungen zu sorgen; seine rastlose Be-
weglichkeit, womit er jedem Wunsche der-
vernehmen Gäste begegnete, konnte ihn kaum
so lange an die Nähe der Dame vom Hause
fesseln, als er Zeit brauchte, um ihr seine
Ehrfurcht zu bezeugen, mit französischer Leicht-
sinnigkeit jedem Gespräche über den Deutschen
sich entwindend. Isabella erhaschte einige
Augenblicke zur flüchtigen Abfassung eines

Billetts, worin sie den Chevalier in mehr gebietenden als freundlichen Tone, für Morgen zu einem Frühbesuche einlud.

Der Ritter erschien, aber mit einer Miene, in der sich unangenehme Neugierigkeiten aussprachen. Nach einer redereichen Einleitung über die flegelartige Unempfindlichkeit der Deutschen, eröffnete er der ängstlich lauschenden Isabella, daß Partenstein, von einer höchst geschmacklosen Neigung für die unbedeutende Arabella Levi gegen den Zauber der reizendsten Dame erblindet, zu läppisch und in seinem Systeme zu sehr dem Zeitgeiste entfremdet sey, um eine fremde Farbe zu tragen.

Isabella, noch in der schönsten Blüthe des Lebens, wie ein himmlisches Bild der Sanftmuth und Herzensgüte, im Kreise ihrer Bewunderer und vor den Uneingeweihten in bezaubernder Haltung sich bewegend, trug in ihrem jugendlichen Busen die geheime Flamme des allertiefsten Hasses und der verderblichsten Rachsucht gegen Alles, was sich

ihren Wünschen und Entschlüssen versagend und feindlich entgegen setzte. In Miene, Blick und Worten ein Engel für die Umgebung der feinen Welt, ward sie in ihrem Boudoir gegen ihre Leute, gegen alle Menschen, die sie ihrer Macht und Laune unterwerfen konnte, zur Megäre, und wer ihrem Hasse und ihrer Rache verfiel, über den schwebte der Todesengel des Verderbens, denn Isabella hatte Gold und feile Kreaturen zu ihrem Gebote, denen ein Wink der reizenden Furie als strenger Befehl galt.

Auch selbst unter den heftigsten Stürmen in der aufgeregten Brust der Selbstbeherrschung in Miene und Blick mächtig, hörte sie Lordains Nachrichten mit einem Lächeln an, dessen Süßigkeit den Befangenen bezaubert hätte. Aber Lordain war kein Laie, und sehr vertraut mit Isabellas Innern, viel vertrauter, als sie mit seinem Herzen war. Isabella erschrak fast vor überraschender Freude, und ihr Busen wogte immer höher

vor Lust und Entzücken, als ihr Lordain vertraute, daß er geheime Ursachen habe, unter der Maske warmer Anhänglichkeit gegen Partenstein feindlich zu handeln, und daß er sich dazu um so mehr veranlaßt fühle, da es nun gälte, selch eine höchst strafwürdige Beleidigung zu rächen, durch die das Sarggefühl und die Ruhe der reigendsten und edelsten Dame Madrids schmadyvoll verletzt worden.

Isabella's Nachsucht hatte einen mächtigen, einen furchtbaren Verbündeten gewonnen. Sie jubelte im Ausbruche der höchsten Lust, als Lordain mit einem höllischen Lächeln die Verschmähte schnell und furchtbar zu rächen gelobte. Sie war der Erfüllung ihrer Rachelust sicher, denn sie kannte Lordain und die Festigkeit seiner Gelöbniße.

Mit einer gefüllten Goldbörse und einem Kinge von hohen Werthe begabt, eilte der feile Verräther aus Isabella's Cabinet, den Mann zu verderben, dessen Herz für ihn in

warmer Freundschaft und innigem Vertrauen schlug.

Als Partenstein an diesem Abende seine Verlobte besuchen wollte, traten ihm unter dem Portale ihrer Wohnung bewaffnete Männer entgegen. Von ihnen umringt, wurde der Ueberraschte aufgefordert, willig und geräuschlos ihrer Leitung zu folgen. Partenstein, der Abends nie ohne Waffen ging, riß ein Pistol hervor. „Im Namen der heiligen Inquisition!“ herrschte ihm der Anführer der Morte zu. Wie vom Blitze gelähmt, starrte Partenstein zurück, wohl kennend die unbesiegbare Macht dieses furchtbaren Gerichts. Sprachlos ließ er sich fortschleppen und in einen Wagen schaffen, der in der Nähe hielt und mit dem Opfer höllischer Nachsicht und Verrätherei in geflügelter Eile dahin rollte.

Widerseßlichkeit gegen die römische Priesterherrschaft und Wiederherstellung der Einheit des Christenthums war das Feldgeschrei wilder, aufrührerischer Volkshaufen, die sich gegen das Ende des 12. Jahrhunderts im südlichen Frankreich um Toulouse und Albi sehr vermehrt hatten und nach der Landschaft Albignais (Gebiet von Albi) wo das vom Papst Innocenz III. aufgerufene Kreuzheer sie 1209 angriff, von den Kreuzsoldaten Albigenfer genannt wurden. —

Peter von Castelnau, päpstlicher Legat, beschäftigt mit Ausrottung der Ketzer, ward von ihnen im Gebiete des Grafen Raimund VI. von Toulouse ermordet. Castelnaus Tod entzündete einen furchtbaren Krieg, der Hunderttausende von Seiten der Kreuzsoldaten und der Albigenfer dahinraffte, die schönsten Gegenden in der Provence und in Oberlanguedoc verwüstete und die Reste der Albigenfer auf die Scheiterhaufen schleppte.

Die Vertilgung der Albigenfer erzeugte

die Gründung der Glaubengerichte, denn Papst Innocenz III. machte den schlau erfennenen, von seinen nächsten Nachfolgern vollends ausgeführten Entwurf, durch diese Anstalten (Glaubengerichte) die abtrünnigen Glieder der Kirche auszurotten und das durch die päpstliche Gewalt zum Nachtheile der bischöflichen zu erweitern.

Das gigantische, furchtbare Unternehmen wurde zu Stande gebracht. Die Glaubengerichte erhielten den auszeichnenden Namen: „Heilige Inquisition, oder heiliges Amt (sanctum officium).“ — Die heilige Inquisition stand unmittelbar unter dem römischen Stuhle, beschäftigte sich mit der Auffuchung der Ketzer und Anhänger irriger Glaubenslehren, und des heiligen Amtes furchtbarer Ausspruch entschied unwiderstehlich über Güter, Ehre und Leben der Unglücklichen, die dieser unersättlichen Hydra verfielen.

Das Verfahren der Inquisition war

ganz abweichend von dem der bürgerlichen Gerichte. Angeber wurden von ihr nicht nur verschwiegen, sondern auch belohnt. Der Beschuldigte mußte sein eigener Ankläger werden; der Verdächtige ward heimlich ergriffen und ins Gefängniß geführt. Man fand keine bequemern Werkzeuge zu Glaubensrichtern, als die Bettelbrüder, vorzüglich die Franziskaner und Dominikaner, deren sich die Päpste bedienten, die Ketzer zu vertilgen und das Betragen der Land-Bischöfe auszukundschaften. —

Papst Gregor IX. vollendete 1233 den Entwurf seiner Vorfahren, und als es gelungen war, den klagerrichtenden Mönchen, die ganz vom Papste abhängig waren, einen unbeschränkten Wirkungskreis zu geben, und die Theilnahme der weltlichen Obrigkeiten nur scheinbar zu machen, wurde die Inquisition auch und nach in mehreren Landschaften Italiens und in einigen Gegenden von Frankreich eingeführt; hier mehr, dort

minder beschränkt in der Ausübung ihrer Gewalt. Selbst jenseits der Pyrenäen fanden die Glaubensgerichte um die Mitte des 13. Jahrhunderts schon Eingang; aber standhaft ward, besonders in Castilien und Leon dem Eindringen der neuen Richter gewehrt, und hier behaupteten die Bischöfe ihr Recht, in Religionsangelegenheiten allein zu richten.

Während in andern Ländern Europas die Glaubensgerichte sich nie recht festsetzen konnten, und theils ganz in Verfall gerieten, wie in Frankreich, theils, wie in Venedig, der strengsten Aufsicht der Staatsgewalt untergeordnet wurden, bildete sich in Spanien, am Ende des 15. Jahrhunderts eine Anstalt, die unter allen andern Glaubensgerichten des Mittelalters, von welchen sie sich jedoch durch Zweck und Einrichtung auffallend unterschied, am merkwürdigsten geworden ist. Ferdinand von Aragonien, wegen Vertreibung der Mauren aus

Spanien von dem Papste mit dem Titel: der Katholische beehrt, und seine Gemahlin die schlaue Isabella von Castilien, hatten um jene Zeit schon manche gelungene Versuche gemacht, die Gewalt des Lehndadels zu brechen und die Unbeschränktheit der königlichen Macht vorzubereiten. Es gab damals drei Glaubenspartheien in Spanien: Christen, Juden und Mahomedaner. Die Mauren behaupteten noch den letzten Ueberrest ihrer Herrschaft, das Königreich Grenada, das jedoch von Ferdinand's und Isabellas Rüstungen schon bedroht war. In den vornehmsten Städten Spaniens hatten die Juden ihre Synagogen und bildeten eine abgesonderte Volkclasse. Der Handel war größtentheils in ihren Händen, sie waren Pächter der Domainen der Könige und der Grafen, und erlitten keinen Druck, ein mäßiges Kopfgeld abgerechnet, welches sie seit 1302 an die Geistlichen bezahlen mußten. Der Reichthum, den sie durch ihre Betriebsamkeit

erworben hatten, erweckte ihnen großen Reid und Haß, von unverständigen Priestern genährt. — Der Dominikaner, Hernan Martinz Etuneh, predigte mit jehodischer Unzuldsamkeit gegen die Juden und pries deren Verfolgung als ein höchst gottgefälliges Werk. Die Predigten dieses fanatischen Mönchs waren die Hauptveranlassung, daß sich 1391 und 1392 der Pöbel mehrerer Städte gegen dieses unglückliche Volk plünderte, raubend und mordend zusammensottete. — Viele Juden ließen sich taufen, um ihr Leben zu retten, und die Abkömmlinge dieser Getauften waren ungefähr 100 Jahre später die ersten Gegenstände des hegerspähenden Eifers. Im Jahre 1477 als mehre Große im südlichen Spanien bedrungen waren, ging die Königin Isabella mit dem Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza nach Sevilla. Als Erzbischof von Sevilla machte Mendoza den ersten Versuch, ein Glaubensgericht einzuführen; die Inquisition

sollte ein Mittel werden, Isabellas herrschsüchtige Entwürfe auszuführen.

Auf Mendozas Befehl wurden öffentliche und geheime Bestrafungen verhängt, und unter manchen Dingen wollte man auch ansgespähet haben, daß viele Bewohner Sevillas von jüdischer Abkunft in ihren Häusern heimlich nach den Gebräuchen und Gebräuchen ihrer Väter lebten. Der Erzbischof bestellte Mönche, um diese Leute heimlich im Glauben zu unterrichten und die Heuchler zu treuen Anhängern der Kirche zu machen. Es gelang den Mönchen, Manche zurückzuführen, Viele aber, die bei ihrer Meinung beharrten, wurden verurtheilt und bestraft.

Nach diesen heimlichen Vorspielen trat man endlich mit dem Entwurfe hervor, die Inquisition über das ganze Land auszustrecken, und Mendoza war es, der diesen Plan Ferdinand und Isabella vorlegte. Beide genehmigten die Errichtung einer Anstalt,

welche zugleich dem Verfolgungsgeiste des
Zeitalters dienen, und als Werkzeug der
Staatsgewalt wirksam benützt werden
konnte.

Durch die Inquisition, dieser ganz vom
Hofe abhängigen Anstalt, wollte man die
öfentlichen und heimlichen Juden und Mos-
hamedaner — zur Parthei der letztern, der
beständigen Verbündeten der Unzufriedenen,
gehörten manche christliche Große — unter-
drücken, den königlichen Schatz, welchem
alle Güter der Verurtheilten zufielen, berei-
chern und die Macht der Großen und selbst
der Geistlichkeit beschränken. Doch muß-
ten zwei große Schwierigkeiten überwunden
werden, ehe die Inquisition in Castilien fest
gegründet war. Die Einwilligung der
Stände war nöthig und der Einwilligung
der Päpste mußte man Werth beizulegen
scheinen. Auf dem Reichstage zu Toledo
1480 war das neue Gericht die wichtigste
Angelegenheit, die der Cardinal und Erzbis

schof, Gonzales de Mendoza betrieb. Als die obern Verwaltungsbehörden, der hohe Rath von Castilien, der Staatrath, der Finanzrath und der Rath von Aragon von den Ständen bestätigt waren, erklärte Mendoza, es sey nöthig, auch ein beständiges Gericht zu bestellen, das sich mit Glaubensangelegenheiten und mit der Verwaltung der geistlichen Polizei beschäftige. — Alles Widerspruches ungeachtet ward beschlossen, ein Glaubensgericht unter dem Namen: General-Inquisition (*general inquisicion suprema*) zu gründen. Nach dem Reichstage ward das neue Gericht in Sevilla (1481) eröffnet. —

Schon im Jahre 1478 war Thomas Torquemada, Prior des Dominicanerklosters zu Segovia und Beichtvater des Cardinals Mendoza, von Ferdinand und Isabella zum Obersten der Glaubensrichter ernannt worden. Er hatte 200 Inquisitionsdienner und eine

eine Schutzwache von 50 Reitern; dennoch quälte ihn stets die Furcht vor Vergiftung.

Das Dominikanerkloster zu Sevilla war bald zu eng für die zahlreichen Gefangenen, so daß der König dem Gerichte das Schloß in der Vorstadt Triana einräumen mußte. In dem ersten Auto 'da Fé (Glaubenshandlung) wurden 7 Christen, die vom Glauben abgefallen waren, verbrannt, größer noch war die Zahl der Büßenden. Über 17000 gaben sich, wie spanische Geschichtschreiber erzählen, selber bei der Inquisition an, aber 2000 wurden in den ersten Jahren zum Scheiterhaufen verurtheilt, noch mehr flüchteten in die Nachbarländer. Viele Juden flohen nach Portugal, Afrika und andern Gegenden.

Inzwischen hatte sich der Papst der ersten Gründung der spanischen Inquisition, dieser Verwandlung eines geistlichen Gerichts in ein weltliches widersetzt. Er hatte den Erzbischof von Toledo, Mendoza's eifrig-

nen Gegner, kurz nach der Einsetzung des neuen Inquisitors, berechtigt, ein feierliches Gericht zu halten über einen Lehrer in Salamanca, der ketzerischer Meinungen beschuldigt ward; auch hatte der Papst den Generalinquisitor von Spanien mehr Mal nach Rom gesodert; aber Torquemada folgte dem Rufe nicht, sondern sandte einen Freund, seine Vertheidigung zu führen. Der Streit zwischen dem Papste und dem spanischen Hof war bis 1483 heftig geführt, bis endlich Sixtus IV. nachgeben, und Torquemada als Generalinquisitor von Castilien und Leon bestätigen mußte. Zugleich war diesem durch die päpstliche Bulle gestattet, Untergerichte in Glaubenssachen nach eigenem Gutdünken zu bestellen, die vorher vom Papste angeordneten Richter abzusehen und das alte Verfahren in Glaubenssachen nach der neuen Vorschrift einzurichten. —

Eine spätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, Ferdinands

Erbe, dem castilianischen Großinquisitor, und so ward die Inquisition das erste Gericht, dessen Sprengel sich über beide spanische Reiche, Castilien und Aragon, ausdehnte, denn auch die aragonischen Stände mußten auf der Versammlung zu Saragossa, im Jahre 1484 gehalten, den Schutz der Inquisition beschwören.

Die Einführung der Inquisition erweckte Gährung und Aufstand in mehreren Gegenden; empört durch die Härte der Glaubensrichter, vielleicht auch aufgereizt durch die eifersüchtigen Bischöfe, verweigerten mehrere Städte, am heftigsten Saragossa, den Inquisitoren den Eintritt, und mancher von ihnen mußte es mit dem Leben büßen; aber das freisinnige Volk unterlag und die Admigen waren nun unbeschränkte Richter in Glaubenssachen; die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Unterthanen waren ihrer Willkür unterworfen. Sie ernannten den Großinquisitor, und von ihnen, oder

doch unter ihrem unmittelbaren Einflusse wurden die Beisitzer, selbst die weltlichen, gewählt, worunter immer zwei aus dem hohen Rathe von Castilien waren.

Es war das Inquisitionsgericht ganz abhängig von dem Hofe und ein kräftiges Werkzeug, die willkürliche Königsgevalt auf den Trümmern der alten Landesfreiheiten zu gründen, die mächtige Geistlichkeit, die sonst nur des römischen Stuhls Richter Gewalt anerkennen wollte, zu unterwerfen, den kühnen Adel und die Vorrechte der Stände zu unterdrücken. — Die eingezogenen Güter der Verurtheilten fielen dem Könige zu, und wenn sie auch der Inquisition geschenkt wurden, so stand es doch in seiner Gewalt, darüber zu verfügen. Ferdinand und Isabella brauchten zwar einen Theil dieser Güter zur Stiftung von Klöstern oder Spitalern, deßungeachtet wurden der Kirche durch die Inquisition viele Reichthümer entzogen, und daß diese Anstalt

auch ein Mittel werden mußte, der durch Krieg erschöpften königlichen Kasse neue Zuflüsse zu verschaffen, beweist eine Verordnung, die Terquomada 1487 aufsertigte; denn schon damals war die Kasse der Inquisition mit so vielen königlichen Anweisungen belastet, daß die Beamten der Anstalt nicht einmal ihre Befehle daraus erhalten konnten.

Die Spanier empfanden die Beschränkungen, welche für ihre persönliche Freiheit aus der Inquisition hervorgingen, schon in frühern Zeiten so tief, daß eines der Hauptgesuche der Mißvergnügten unter Karls I. Regierung war: der König möge dafür sorgen, daß die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit verwalte. —

Aber die wichtigen Folgen, welche das Glaubengericht im Laufe der folgenden Jahrhunderte auf den Staat und auf den sittlichen Charakter der Spanier gehabt hat, ließen sich damals noch nicht ahnen. Das

edle, geistvolle Volk ward durch die finstere Gewalt der Glaubensrichter mehr als durch irgend eine andre Waffe der Herrschermißthäre gebeugt, und die gehemmte Geistes-thätigkeit wirkte seit der Entdeckung von Amerika mit andern verderblichen Ursachen zusammen, den alten Kunstfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichsten Kräfte des Staats zu erstickn und die Fortschritte zu höherer Menschenbildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten.

In neuern Zeiten, wo fast in allen übrigen Ländern Europas der Verfolgungsgeist gefesselt war, wurde zwar die ursprüngliche Verfassung der Inquisition selbst nur wenig geändert, die Furchtbarkeit des finstern Gerichts nahm aber doch allmählig ab. Selten sah man im verfloffenen Jahrhundert das schreckliche Schauspiel eines Auto da Fe, und sehr oft züchtigte die Inquisition nur solche Menschen, die überall ein Gegenstand der strafenden Polizei seyn würden.

Schon 1762 war der Großinquisitor, weil er gegen des Königs ausdrücklichen Willen eine Bulle, welche ein französisches Buch verdammt, bekannt gemacht hatte, in ein Kloster 13 Meilen von Madrid verwiesen. Eine Verordnung der Regierung gebot, daß die Inquisition ohne des Königs Einwilligung keine Befehle erlassen solle, daß der Großinquisitor, wenn er Bullen ertheile, durch welche Bücher verboten würden, sich nach den Landesgesetzen richten, und das Verbot nur Kraft der Gewalt, die ihm sein Amt gab, nicht aber mit Anführung der Bulle bekannt machen solle, und daß die Glaubensrichter vor dem Verbote eines Buches erst den Verfasser vorladen sollten, um seine Vertheidigung zu hören.

Unter der Verwaltung des einsichtsvollen Aranda ward 1770 die Richter Gewalt der Inquisition bloß auf hartnäckige Keterei und Abfall vom Glauben beschränkt, und dem Gerichte verboten, einen Unterthan des

Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beschuldigung völlig erwiesen sey. 1784 ward bestimmt, daß die Inquisition, wenn sie einem Grande, einem Minister, einem Offizier, kurz einem angesehenen Beamten den Prozeß gemacht hatte, dem Könige die Akten zur Durchsicht vorzulegen habe.

Überblickt man die merkwürdigsten Äußerungen der Thätigkeit des Inquisitionengerichts im 18. Jahrhundert, so findet man, daß diese Anstalt ungeachtet der beschränkenden Aufsicht, welche eine verständigere Politik oft ausübte, immer noch ein Werkzeug blieb, das unter begünstigenden Umständen empörende Wirkungen hervor bringen konnte. Wenn das Gericht 1714 einige Mönche wegen verbrecherischen Wandels dem Tode überlieferte, wenn 1784 und 1804 einige Personen, die Liebestränke oder gewahrsagt hatten, zur Einsperrung und Bäßung verurtheilt wurden, oder Manchen wegen unbedachter Äußerungen Widerruf und Kirchen-

strafe aufgelegt ward, so konnte Niemand
 Grund zu Besorgniß haben; aber lebhafter
 mußte diese erwachen, und der Abscheu gegen
 die verderbliche Anstalt lauter sich regen, als
 1763 in einem Auto da Fe Clerma einige
 hartnäckige Kießer den Flammen übergeben
 wurden, oder wenn selbst noch 1777, als
 kaum die Geistesfreiheit den Sieg gewonnen
 zu haben schien, die Inquisition gegen einen
 Mann, dem man nur Unvorsichtigkeit vor-
 werfen konnte, gegen den berühmten Ola-
 vides, mit allen ihren Schrecknissen sich be-
 waffnete, oder wenn noch 1780 ein altes
 Weib in Sevilla, als der Zauberei über-
 wiesen, von dem Glaubengerichte verurtheilt
 und lebendig verbrannt ward. Ja es blieb,
 bei aller Beschränkung seiner Gewalt, bei
 aller Milde des Gerichts, zu dessen Ober-
 beamten unter den letzten Regierungen ge-
 wöhnlich nur Männer von Einsicht und ge-
 mäßigter Gesinnung gewählt wurden, doch
 der verderbliche Geist der Anstalt und das

empfindende gerichtliche Verfahren, und so war die Inquisition bis zu dem Augenblicke, wo sie durch die Verordnung des französischen Kaisers (4. Dec. 1808) aufgehoben ward, ein mächtiges Hinderniß des Gedankenverkehrs und der höhern Geistesbildung.

Bis in die neuesten Zeiten machte die Inquisition jährlich ein Verzeichniß verbotener Bücher bekannt, in welchem nebst den Ausgeburten des Aberglaubens oder schmutziger Schamlosigkeit, gegen welche sie ihr Amt mit allem Rechte ausübte, auch treffliche und unschuldige Schriften mit dem Verdammungsfluche belegt wurden.

Alle Schritte, welche einsichtsvolle Männer unter den beiden letzten Regierungen wagten, um das veraltete Werkzeug einer finstern Politik zu zerstören, waren ohne Zusammenhang und daher ohne eingreifende Wirkung, und jene Männer erlagen zum Theil unter den Ränken, wodurch ein all-

mächtiger Günstling, die Geistlichkeit und die Inquisition ihren gemeinsamen Vortheil zu sichern wußten. Selbst der 1806 entschiedene Prozeß gegen 2 gebildete wackere Männer, die Domherren Antonio und Gerónimo Cuesta (s. den Aufsatz vom Prof. Haase in der Zeitschrift „Pallas,“ 7. St. Jahrg. 1809.), welchen die Nachsicht ihres unwürdigen, von dem Friedensfürsten beschützten Bischofs Verderben geschworen hatte, dieses letzte Lebenszeichen des furchtbaren Gerichts verrieth deutlich, daß Ränkesucht, wenn sie mit der geheimen Wirkksamkeit der Inquisition sich verbündete, auch in den neuesten Zeiten noch einen verderblichen Einfluß in Spanien haben könnte, und die Entscheidung des Königs, welcher die Angeklagten für unschuldig und das Verfahren der Inquisition für gesetzwidrig erklärte, war ziemlich schonend gegen die ungerechten Glaubensrichter, ja bestätigte sogar die herrschende Meinung, welche Diejenigen, die in die Gewalt der Inquisition

gefallen waren; mit dem Verluste bürgerlicher Achtung bestrafte.

Nach Florente's Berechnung steigt die Zahl der Schlachtopfer der spanischen Inquisition von 1481 — 1808 auf 341,921. Davon wurden in Person verbrannt 31,912, im Bildnisse 17,659, und mit strengen Bußstrafen belegt 291,436.

Ferdinand VII. hatte die während des französischen Zwischenreichs aufgehobene Inquisition wieder hergestellt; allein nach der Annahme der Constitution der Cortes ward sie 1820 gänzlich abgeschafft und blieb es noch 1823 auf den Rath der europäischen Mächte.

Die erste von Torquemada entworfene Verordnung, nach welcher dieses Gericht zum Dienste Gottes und ihrer Hoheiten gehalten werden sollte, ist von 1484. Es finden sich darin u. a. folgende Bestimmungen, aus welchen erhellt, wie politisch wirksam diese Anstalt seyn mußte.

In jeder Gemeinde sollte der Großinquisitor eine Gnadenzeit von 30 — 40 Tagen verkündigen, binnen welcher die Ketzer oder Abgefallenen sich der Inquisition angeben mußten.

Neuige Ketzer und Abgefallene, wenn gleich begnadigt, waren von Rechtswegen ehrlos, und sollten darum keine öffentlichen Aemter verwalten, nicht Pächter, Sachwalter, Ärzte, Apotheker, Speereihändler werden können, nicht Gold, Silber und Edelsteine tragen, nicht reiten und Waffen führen. Beschlänglich, bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei; und um sie süßeln zu lassen, wie schwer ihr Verbrechen gewesen, mußten sie einen Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mauren abgeben. Wer nach der bestimmten Zeit sie nicht abgab, hatte seine Güter unwiderruflich verloren.

Auch Abwesende und längst Verstorbene

konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren.

Die Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruhestätte herausgerissen, und ihre Güter für die königliche Kammer eingezogen.

Torquemada starb 1498 und ward im Dominicanerkloster zu Toledo begraben, welches aus eingezogenen Schatzgütern gestiftet, im eigentlichen Sinne ein Denkmal seiner grausamen Wirkksamkeit war. Zwei Jahre vorher, hatte er, vom Podagra geplagt, sein Amt niedergelegt. Nach einer andern Erzählung aber trat Torquemada nicht so ruhig vom Schauplatze. Er war besorgt, sagt man, daß Ferdinand und Isabella, bei dem Geldmangel, worin die Maurenkriege sie gestürzt, sich endlich durch die großen, ihnen dargebotenen Summen würden bewegen lassen, die Inquisition einzuschränken, und besunruhigt von dieser Besorgniß, ging er, mit einem Crucifixe unter dem Mantel, ins La-

nigliche Schloß. „Ich kenne Eure Gedanken,“ sprach er dreist zu den Königen, „sehet, hier ist das Bild des Gekreuzigten, den der gottlose Judas seinen Feinden für 30 Silberlinge verkauft hat. Wenn Ihr die That lebt, so verkauft ihn theurer. Ich lege mein Amt nieder und bin nur frei von aller Verantwortung, Ihr aber sollt Rechenschaft geben vor Gott.“ Darauf ließ er das Kreuz zurück und ging aus der Burg.

Anfangs war der Gerichtssprengel der Inquisition nicht genau bestimmt; in der Verordnung vom Jahre 1484 aber wurden, um festere Ordnung zu gründen, in verschiedenen Landschaften Spaniens Inquisitionengerichte gestiftet, die dem Generalinquisitor untergeordnet waren. In spätern Zeiten war das höchste Glaubengericht in Madrid. Der Großinquisitor hatte den Vorsitz. Von den 6 — 7 Räthen, die er auf des Königs Vorschlag wählte, mußte nach einer Verordnung Philipp III. ein Dominicaner seyn. Ihm

standen zur Seite ein Fiscal, ein Paar Secrétaire, ein Einnehmer, zwei Referenten und mehrere sogenannte Officiale, die der Präsident mit des Königs Vorwissen ernannte. Täglich versammelte sich der Inquisitionsrath, nur an Festtagen nicht, im königlichen Palazzo; an den letzten drei Tagen in der Woche wohnten zwei Mitglieder des Raths von Castilien der Versammlung bei. Einige Besizer mußten über das Verhältniß theologischer Meinungen und Sätze zu dem kirchlichen Lehrbegriffe entscheiden, und hießen Calificadores. Die übrigen waren Rechtsgelahrte, welche bloß eine beratende Stimme hatten.

Der Ausspruch der Inquisition allein entschied. Dem Fiscal lag es ob, die Zeugen ausfragen zu untersuchen, die Verbrecher anzugeben, um Verhaftung derselben anzuhalten, und wenn sie zur Haft gebracht waren, sie anzuklagen. Er war zugegen bei Abhörung der Zeugen, bei der Tortur und bei

bei der Versammlung, wo die Stimmen der Richter abgelegt wurden.

Die Schreiber hatten außer der Führung des Protokolls den Auftrag, die Angeber, Zeugen und Angeklagten während der gerichtlichen Verhandlung zu beobachten und auf die leisesten Bewegungen derselben, wodurch sich irgend das Innere verriethe, spähend zu merken.

Die Offiziale waren Personen, welche das Gericht aushandte, Angeklagte zu verhaften.

Über die eingezogenen Güter führte die Aufsicht ein Sequestrator, der dem Gerichte Bürgschaft leisten mußte. Der Einnehmer empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gütern gelöst ward, und zahlte die Besoldungen und Anweisungen aus, die von der Casse bestritten werden mußten.

Man rechnete in Spanien über 20,000 Gehülfsen der Inquisition, Familiares genannt, welche als Aufseher und Auspäher

dienten. Solche Stellen wurden selbst von den Personen aus den vornehmsten Geschlechtern gesucht, weil bedeutende bürgerliche Vorrechte und reichlicher Ablass damit verbunden waren.

Sobald ein Angeber aufgetreten war, und der Fiskal die Gewalt des Gerichts angerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten zu verhaften.

In einer Verordnung vom Jahre 1732 ward es allen Gläubigen zur Pflicht gemacht, der Inquisition Meldung zu thun, wenn sie wissen, daß irgend Jemand, er sey lebend oder verstorben, gegenwärtig oder abwesend, sich gegen die Glaubensgesetze vergangen habe, daß Jemand das Gesetz Moses beobachte oder beobachtet, ja nur gelobt habe; daß irgend Jemand der Sekte Luthers folge oder gefolgt sey; daß Jemand mit dem Teufel einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Bund geschlossen; daß Dieser oder Jener ketzerische Bücher, oder den Koran, oder die Bi-

bel in spanischer Sprache besitze; daß Jemand endlich Ketzer verhehlt, aufgenommen oder begünstigt habe.

Erschien der Angeklagte nicht auf die dritte Vorladung, so traf ihn die Strafe des Bannes.

Der Verhaftete war von dem Augenblicke an, wo er der Gewalt des Gerichts überliefert ward, abgeschnitten von der Welt.

Die Gefängnisse, heilige Häuser (*casas santas*) genannt, bestanden aus gewölbten Gängen, jeder in mehre kleine viereckige Zellen getheilt, die gewölbt, etwa 10 Fuß hoch und in 2 Reihen übereinander angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine gegitterte Öffnung ein schwacher Lichtstrahl; die untern waren kleiner und finster. Jeder Kerker hatte 2 Thüren. An der innern mit Eisen überzogenen befand sich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen Nahrung gereicht ward. Die andre Thüre wurde Frühmorgens geöffnet, um den Kerker zu lösen.

Dem Gefangenen wurde kein Besuch von Verwandten oder Freunden gegönnt, kein Andachtsbuch bewilligt; er mußte in dem finstern Gewölbe ruhig und schweigend sitzen, und wenn seine Empfindung in einem Tone der Klagen oder des Unmuths, ja selbst in einem fremden Gesange laut ward, ermahnte ihn der immer wachsame Kerkermeister zur Stille. Gewöhnlich ward nur Ein Gefangener in jede Zelle gesperrt, wenn nicht etwa die Absicht, Entdeckungen zu machen, eine Ausnahme von dieser Regel veranlasste.

In dem ersten Verhöre ward dem Angeklagten das Bekenntniß seiner Schuld abgefordert. Gestand er das Verbrechen, dessen er beschuldigt war, so hatte er sich selber das Urtheil gesprochen und seine Güter waren verloren. Längnete er die Beschuldigung gegen die Aussagen der Zeugen, so ward er dennoch als überwiefener verdammt. Der Sachwalter, den man ihm gestattete, durfte sich nicht anders als in Gegenwart der In-

quisitorien mit ihm besprechen. Der Angeklagte ward weder seinem Ankläger, noch den Zeugen vor Gericht gegenübergestellt; Beide wurden ihm nicht genannt, und man unterwarf ihn der Tortur, um ihn zu einem befriedigenden Bekenntnisse oder zur Entdeckung von Umständen, welche durch die Zeugenaussagen nicht völlig aufgeklärt waren zu zwingen.

Der Angeklagte, welcher durch Bekenntniß und Reue dem Tode entging, mußte seinen Irrthum abschwören und das Versprechen leisten, sich allen Strafen und Büßungen zu unterwerfen, welche das Gericht ihm auflegen wollte.

Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Entziehung der Güter waren die Strafen, die der Reuige erdulden mußte. Er ward mit seinen Kindern und Kindeskindern für ehrlos geachtet. Eine gewöhnliche Strafe für Büßende war es, den Sanbenito (das safranfarbige Bußkleid, mit einem Kreuze

auf der Brust und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teufelslarven bemalt,) zu tragen.

Gegen einen Angeklagten, der so glücklich war, zu entfliehen, ehe die Diener des Glaubengerichts ihn verhaften konnten, ward verfahren wie gegen einen hartnäckigen Keger. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn angeheftet, und erschien er nicht binnen der bestimmten Frist, so ward er, wenn die Zeugenaussagen die Anklage bewiesen, der weltlichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bildnisse verbrannte.

Wenn Verstorbene, die schon 40 Jahre im Grabe lagen, verurtheilt wurden, so blieb zwar ihren Kindern der Besitz geerbter Güter, aber dennoch wurden die Unschuldigen chelos und unfähig zur Verwaltung der öffentlichen Ämter.

War dem Angeklagten das Todesurtheil gesprochen, so wurde das feierliche Auto da Fe angeordnet.

Gewöhnlich ward es an einem Sonn-
 tage zwischen dem Dreieinigkeitsfeste und der
 Adventszeit gehalten. Bei Tagesanbruch rief
 der dumpfe Ton der großen Glocke der Doms-
 kirche die Gläubigen zu dem schrecklichen
 Schaupiele. Die Vernehmsten selbst dräng-
 ten sich, ihre Dienste als Begleiter der Ver-
 urtheilten anzubieten, und oft sah man Gran-
 des als Familiaris der Inquisition. Bar-
 fuß, mit scheußlichen Sanbenito angethan
 und einer spizigen Mütze (coroza) auf dem
 Kopfe, erschienen die Verurtheilten. Die
 Dominicaner, mit der Fahne der Inqui-
 sition, eröffneten den Zug. Voran gingen
 die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt
 war, und nach dem Kreuze, das hinter die-
 sen getragen ward, folgten die unglücklichen
 zum Tode Verurtheilten. Die Bildnisse der
 Entflohenen und die Gebeine verurtheilter
 Todten, in schwarzen mit Flammen und
 höllischen Sinnbildern bemalten Särgen lie-
 gend, erschienen auch in dem furchtbaren

Bugt, den Priester und Mönche beschloffen. Durch die Hauptstraßen der Stadt ging es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil verkündigt ward. Die Beschuldigten standen, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausgeblühten Wachskerze in der Hand vor einem Crucifixe. Darauf gab ein Diener des Glaubengerichts jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß Inquisition keine Gewalt mehr über ihn habe. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten, ließ ihnen sogleich Fesseln anlegen und sie bald nachher zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er sterben wolle, den katholischen nannte, wurde vorher erdroffelt; die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt.

Die Plutos da Fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk wie zu einem Siegesaufzuge schaulustig hinströmte. Selbst

Könige hielten es für eine verdienstliche Handlung mit ihrem ganzen Hofe diesen Schauspielen beizuwohnen und die Qualen der Schlachtopfer anzusehen.

So verfuhr die Inquisition in der Zeit ihrer furchtbarsten Wirksamkeit.

In die grausamen Hände dieses schauderhaften Gerichtes hatte der Chevalier Loredain, ein geheimer, durch die allerfeinsten Künste und unermüdbarem Eifer den Bewohnern Madrids höchst gefährlicher Kundschafter der Inquisition, seinen schuldlosen, unmenschlich getäuschten Freund gegeben.

Partenstein wurde in einen unterirdischen Kerker geschleppt, der scheußlich genug war, um auch einen Mann von der höchsten Festigkeit zu erschüttern und die furchtloseste

Seele mit bangen Besorgnissen zu erfüllen. Sechs Schritte in der Länge und vier nach der Breite maß der Raum des Gefängnisses, das durch ein hoch angebrachtes, kleines enge vergittertes Fens... kaum so viel Licht erhielt, um die Gegenstände unterscheiden zu können. Eine modernde Strohschütte, ein Küber, dessen unerträgliche Ausdünstung die Luft verpestete, und ein ekelhaftes Gefäß, mit übelriechenden, zur Labung des Gefangenen bestimmten Wasser gefüllt, waren die Geräthe dieser grauenvollen Wohnung.

Noch ehe sie Partenstein betreten mußte, wurde er auf das sorgfältigste durchsucht. Briefftasche, Ringe, Uhr und Börse, nebst den Taschenpistolen blieben in den Händen des Kerkermeister, der ihm mit trostiger Miene und herrischem Tone befahl, sich in seinem Gefängnisse, außer des lauten Betens, jedes Geräusches zu enthalten, dem Kerkerknecht Unterwürfigkeit zu bezeigen und sich gegen selbst keine Frage oder Anrede zu er-

laufen, wenn er nicht dazu aufgefodert werde.

Auf seiner modernden Strohschütte die Nächte größtentheils schlaflos hinbringend, der Ratten und Amden wegen, deren ekelhafter Besuch ihm die Ruhe raubte, und fast zur Verzweiflung brachte, am Tage in dem engen, verpesteten Raume auf und niederschreitend, bis ihn Ermattung und Schwäche wieder auf das ekelhafte Lager warfen, so spärlich und elend genährt, daß er, so sehr ihm auch die Kost widerstand, bis der wüthende Hunger sie ihn genießen lehrte, nie zur Hälfte satt wurde, und unter den qualvollen Besuchen des Kerkerknechts, dessen Rohheit und Härte unerträglich waren, hatte Partenstein mit der Geduld eines Engels und der Ergebung des wahren, gottvertrauenden Christen volle zwei Monate hindurch fast übermenschliche Leiden erduldet, bis er zum Berhde geführt wurde. Eine Stunde vor diesem Gange erschien der Kerkermeister, und

schor ihm Bart und Haupthaare ab. Zwei wohlbewaffnete Wächter des Inquisitions-Gebäudes faßten ihn an den Armen und schleppten den Kraftlosen seinen Richtern zu.

In einem hohen, raumvollen Gewölbe, nicht durch Licht von Außen, sondern durch Kerzen- und Lampenlicht erleuchtet, saßen an einem schwarzbehangenen Tische fünf Männer, der Präsident der Untersuchungs-Kommission, zwei Dominicaner, Mitglieder des heiligen Gerichts und zwei Kapuziner, als Zeugen beim Verhöre. Die Wächter führten Partenstein bis in die Mitte des Gewölbes und entfernten sich dann. Die Thüre wurde von außen verriegelt. Hierauf nahte sich einer der Dominicaner Partenstein mit dem Evangelienbuche, befahl ihm, nieder zu knien, die rechte Hand auf das Buch zu legen und bei Gott zu schwören, daß er auf jede Frage dieser hochansehnlichen Kommission die Wahrheit bekennen werde. Es war ein gräßlicher Eid, welchen Partenstein dem Do-

minicaner langsam und mit sehr lauter Stimme nachsprechen mußte. Nach abgelegtem Eide wurde Partenstein bedeutet, dem Tische näher zu treten. Im sanften Tone, mit freundlichem Gewinzel und niedergeschlagenen Augen sprach der Präsident: „O Du armes, verirrtes Schaf! so will ich Dich noch nennen aus christlicher Nachsicht mit den menschlichen Gebrechen, denn Du, Irrgläubiger, ja selbst Ketzer, verdienst nicht, gereiht zu werden unter die Schafe, sondern unter die abscheulichen Sündenböcke. Noch bist Du zu retten an Leib und Seele, wenn Dein Heil Dir wichtig ist, und wenn Du die wohlthätige Hülfe der heiligen Inquisition mit begierigen Händen ergreifst, denn dieses milde und von Gott gesegnete Gericht will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe!“ —

Nach dieser Anrede des Präsidenten hielten die Dominicaner und die beiden andern Mönche, der Reihe nach, lange Reden voll

Schwulst und Fanatismus, deren Hauptinhalt war, Partenstein mit den Segnungen der katholischen Religion vertraut zu machen und ihn zu deren Annahme zu bewegen. Damit war das Verhör zu Ende, und Partenstein wurde bedeutet, in sein Gefängniß zurück zu kehren. Er bot, ihm doch einige Bequemlichkeiten, bessere Nahrung, ein Glas Wein und von Zeit zu Zeit den Genuß frischer Luft zu gestatten, da er sonst seinem Elende, dessen Ertragen menschliche Kräfte übersteige, in kurzer Zeit erliegen müsse. Zur Unterstützung seiner Bitte erbot er sich, jede Verbesserung seines Zustandes mit Gold aufzuwiegen, und gleich an seinen Madrider Banquier eine Anweisung auf eine hohe Summe zu geben. Auch nicht ein Wort entgegnete die Kommission seiner Bitte. Mit Gesichtern, wie aus Stein gehauen, sahen Präsident und Mönche vor sich hin. Auf das Zeichen der Glocke rasselten die Riegel der Eisensorte, die Wächter nahmen Par-

tenstein in ihre Mitte und schleppten den Bergweifelnden in die Hölle seiner Leiden.

Wochen vergingen, bis Partenstein wieder vor das Gericht geführt wurde. Man ließ ihm einen Stuhl reichen. Er wurde aufgefordert, Vor- und Zunamen, Geburtsort, Alter, Religion, Stand, Vermögensverhältnisse, Dauer seines Aufenthalts in Madrid und die gepflogene Lebensweise in dieser Stadt genau anzugeben. Ein Dominicaner führte das Protokoll. Nach diesen Angaben begann der Präsident mit heuchlerischer Sanftheit:

„Ich spreche nun einen Namen aus, der so schauderhaft und sündlich ist, daß ich es nicht wagen würde, ihn über meine Lippen kommen zu lassen, hätte ich nicht zuvor deswegen Gott um Verzeihung gebeten, und würde mich nicht dazu meine amtliche Pflicht auffordern. Es ist der Name: Freimaurer, und Du, Unglücklicher, bist Einer dieser von Gott und seiner heiligen Kirche verfluchten

Kehrer. Willst Du den ersten Schritt zu Deiner Bekehrung machen und Dich der Hoffnung annähern, daß Gott einst nicht so gegen Dich verfähre, wie seine Gerechtigkeit es erfordere, so beginne damit, dieses weise und wohlwürdige Gericht mit den Geheimnissen der gottlosen Freimaurer-Gesellschaft bekannt zu machen!“

Partenslein entgegnete: „die Geheimnisse des Ordens so strenge zu bewahren, als das wichtigste meines Lebens, habe ich bei meiner Aufnahme in den Orden mit einem Eide gelobt. Dieser Eid —“

„ist ein höchst sündlicher und ganz bedeutungsloser“ — fiel hier der Präsident mit zehetischem Eifer ein — „von welchem Dich jeder Priester unserer allerheiligsten Kirche lösen kann. Kraft meiner Würde entbinde ich Dich hiemit Deines verruchten Eides und befehle Dir, nun ohne fernere Einwendung zur Entdeckung sothauer Geheimnisse unverzüglich zu schreiten!“

„Ver-

„Vernunft und wahre innere Religion sagen mir“ — entgegenete Partenstein mit Ruhe und Festigkeit, „daß keine irdische Macht mich eines Eides zu entbinden vermag, welchen ich mit unbefränkter Freiheit des Willens und inniger Überzeugung abgelegt habe. Da ich aber ersehe, daß dieses Gericht den Freimaurer-Orden, eine Gesellschaft, welche ausgebreitet ist über alle Erdtheile, so weit nur europäische Bildung reicht, und die aus Männern verschiedener Stände und Religionen besteht, nicht kennt und nicht zu würdigen weiß, indem sonst die Glieder dieser Kommission, welchen ich Weisheit und Gefühl zutraue, unmöglich sich so sehr erniedrigen könnten, eine Gesellschaft, deren Zweck nur Aufrechterhaltung der Religion, der Wohlfahrt der Menschen, der Moralität und Wohlthätigkeit ist, für gottlos und fluchwürdig zu erklären, so bin ich, als Maurer, der Ehre und Würde meiner Brüder schuldig, die Erhabenheit und Segnungen

dieses Ordens in einer gedrängten Geschichte seiner Entstehung, seines Zweckes und seiner Wirkungen hier klar zu machen."

„Es hat sich, selbst durch unterrichtete Männer, die Meinung verbreitet, daß die Freimaurerbrüderschaft aus den griechischen, wohl gar aus den ägyptischen Mythen, oder von den dionysischen Baukünstlern, oder von den Esenern herstamme. So wenig die genannten Stiftungen unter sich selbst ein stetiges geschichtliches Ganzes ausmachen, so ungegründet ist auch die Ansicht, die Freimaurerbrüderschaft als zusammenhängende Fortsetzung irgend eines dieser Vereine zu betrachten."

„Die ersten Gesellschaften des Alterthums, mit welchen die Freimaurerbrüderschaft in stetigem geschichtlichen Zusammenhange steht, sind die Baucorporationen, welche bei den Römern unter der Benennung der Collegia und Corpora bestanden. Die ersten Zünfte von Bauleuten führte Numa nebst

andern Kunstverbindungen, nach dem Muster der griechischen Kunst- und Priestergesellschaften, in Rom ein, und verordnete ihnen angemessene eigne Kunstversammlungen und gottesdienstliche Handlungen. Nach dem Gesetze der zwölf Tafeln durften die Collegia, übereinstimmend mit der Gesetzgebung des Solon, sich selbst ihre gesetzliche Verfassung geben und unter sich Verträge schließen, wenn nur nichts davon den öffentlichen Gesetzen zuwider war."

"Sehr früh verbreiteten sich die Künste aller Art, besonders aber alle zum Stadt-, Wasser- und Schiffbau erforderlichen Gewerke, durch die Landstädte und Provinzen des sich unaufhaltsam erweiternden Römischen Staats; sie wirkten mächtig zur Verbreitung römischer Sitten, Wissenschaften und Künste."

"Die römischen Kaiser der ersten Jahrhunderte beschränkten zwar die Baucorporationen möglichst; aber die spätern Regierungen mußten sie dafür ungemessener begün-

stigen, wie man aus mehreren Verzeichnissen der im 3ten und 4ten Jahrhundert gesetzmäßigen steuerfreien Künste und Gewerke findet. Es war in jener Zeit keine nur irgend bedeutende Stadt, keine noch so entlegene Provinz, wo nicht bis zum Untergange des westlichen und östlichen Reichs mehrere der Baucorporationen mit *eigenen* Verfassungen und Kunstgesetzen, selbst in festbestimmten Verhältnissen zum Staat und zur Priesterschaft, bestanden hätten. Die Baucorporationen mußten auf Befehl der Kaiser zum Aufbau großer Städte, Kirchen und Paläste aus allen Theilen des Reichs zusammen kommen; auch waren die nöthigen Bauwerke bei jeder römischen Legion. Es gab auch solche Corporationen in Britannien, Spanien und Frankreich, am Rhein und an der Donau."

„Die Mitglieder der Baucorporationen des 10. Jahrhunderts gehörten zu den verschiedensten Nationen; sie waren im Glau-

ben, in Sitte und Lebensart sehr verschieden. Nur unter der Bedingung, daß ihnen der Pabst und der König genügende Freiheiten und Schutzbriefe, vorzüglich aber eigne Gerichtsbarkeit und eigne Bestimmung des Arbeitslohns gestatteten, konnten sie bewogen werden, nach England zu kommen und daselbst zu bleiben."

"Die verschiedenen Glaubensmeinungen dieser Bauleute, zum Theil die wirklich klaren Einsichten ihrer Vorsteher und Geistlichen, veranlaßten und begründeten die reine Sittenlehre, die religiöse Duldung und den musterhaft sittlichen Wandel, wodurch sich diese Gesellschaft von Bauleuten vor dem größten Theil ihrer Zeitgenossen auszeichnete und wodurch sie auch zu jenem Kunstfleiß angefeuert wurde, der sich in den bewunderungswürdigsten Bauwerken so klar aussprach. Bei diesen Bauleuten hatte sich aus den Zeiten der Römer die Lehre über die Bildung und Würde des Baumeisters er-

halten, und ihr inneres Geheimniß geschaffen. Aber Verfolgungen und Tyrannei zwang die Gesellschaft der Bauleute, dieses Geheimniß, nebst den eigentlichen Geheimnissen der Baukunst und den ihr helfenden Künsten, besonders der Scheidekunst, Metallbearbeitung und Naturlehre, sorgfältig zu verhehlen, und nur mit Umsicht, nur theilweise auf Umwegen und in fremdartiger Einkleidung nach Außen zu verbreiten, wenn sie als Baukünstler Duldung und Arbeit finden, und als Menschen dem schrecklichsten Loos entgehen wollten."

„König Athelstan stellte bei dem Aufbaue verwüsteter Städte und neuer Klöster und Kirchen viele Bauleute an, so daß er es für nothwendig hielt, die durch sein ganzes Reich zerstreuten, aus Bauleuten der verschiedenen Nationen gemischten Corporationen in ein gefelliges, vom Staate geschütztes und dem Staate verantwortliches Ganzes, unter zwar selbst gewählter, aber vom

Staate bestätigter Verfassung zu vereinigen. Die Kuldeer, einer seit dem Jahre 449 in Britanien blühenden christlichen Kirche angehörige Geistliche, benutzten daher die ihnen durch Athelstan dargebotene Gelegenheit, in diesen Gesellschaften von Bauleuten, worin sie viele Glaubensgenossen hatten, ihre altchristlichen und moralischen Lehren und Gebräuche lebendig aufzubewahren. Es sind darüber noch Urkunden vorhanden, deren religiöser Eingang sehr Herz erhebend ist und welche darthun, wie und auf welche Weise der fromme König Athelstan, nach zurückgekehrtem Frieden und Belehrung der Heiden, die Wiederherstellung der alten löblichen Verfassung der Baucorporationen beschloßen und darüber Gesetze gegeben habe, welche durch die reine christliche Lehre veredelt erscheinen.“

„Diese Verfassung behielten die Baucorporationen in England und Schottland dem Wesentlichen nach bis dahin bei, wo

sie vom 14. Jahrhundert an nach und nach in Ansfähige, städtische Zünfte übergingen."

„Aus den ältesten Verfassungen gehen jene Pflichten für die Corporationen hervor, welche das innerste Wesentliche der Freimaurerei selbst in seinen vornehmsten Äußerungen bezeichnen und heilige Vorschriften reiner **Sittlichkeit und brüderlicher Gleichheit** in dem Gebiete des Reimenschlichen bei aufrichtigem Gehorsam gegen jede rechtmäßige Obrigkeit, vereint mit religiöser Duldung und mit Achtung jedes andern menschlichen geselligen Verhältnisses zur Grundlage haben; denn die erwähnte Verfassung sagt ausdrücklich: der Maurer ist als Maurer verbunden, dem Sitzengefege zu gehorchen, und wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein stumpfsinniger Götterläugner noch irreligiöser Wüstling seyn. Obwohl nun die Maurer in jedem Lande verpflichtet geworden, von der Religion dieses Landes oder dieser Nation zu seyn, welche es immer seyn mochte,

so wird es doch jetzt für dienlicher erachtet, sie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen, ihre besondern Meinungen ihnen selbst zu überlassen, das ist (zu der Religion), gute und treue Männer zu seyn, oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen und Überzeugungen sie verschieden seyn mögen. Hiedurch wird die Maurerei der Mittelpunkt der Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter Personen zu stiften, welche außerdem in beständiger Entfernung von einander hätten bleiben müssen. Der Maurer ist ein friedfertiger Unterthan der bürgerlichen Gewalten, wo er auch wohnt und arbeitet, und soll sich nie in Zusammenrottungen und Verschwörungen gegen den Frieden und gegen die Wohlfahrt der Nation verwickeln lassen, noch sich pflichtwidrig gegen die Unterobrigkeiten zeigen. Es sollen kein Privathass, keine Privatstreitigkeiten zur Thüre der Loge her-

eingebracht werden, vielweniger irgend eine Streitigkeit über Religion, oder Nationen, oder Staatsverfassung, auch sind wir wohlwollend allen Nationen, Mundarten oder Sprachen, und sind gegen alle Staatshandel, als welche nimmer noch der Wohlfahrt der Vögel beförderlich gewesen sind, auch jemals seyn werden.“

„Im Laufe der Zeiten hat sich der Freimaurer-Orden, unter Beibehaltung des Namens, der Verfassung und Gebräuche „der uralten und ehrwürdigen Bruderschaft, Obereisen und angenommenen Maurer,“ als eine nicht mehr baukünstlerische, von Bauzünften unabhängige Gesellschaft, in alle cultivirten Länder verbreitet und Könige und Fürsten, und Edelleute und Bürger wurden Glieder einer Verbrüderung für Menschenliebe, Tugend und Geselligkeit, welche sich zugleich unbedingten Gehorsam gegen die gesetzmäßige Regierung zur heiligen Pflicht macht!“

„Nach dieser kurzen Geschichte der Entstehung und Begründung des Freimaurer-Ordens, und einfacher, auf die reinste Wahrheit sich stützender Angabe der erhabenen würdevollen Tendenz dieser Gesellschaft frage ich nun die achtbare Versammlung, ob man einen rechtlichen, pflichtgetreuen Staatsbürger deswegen in einen schauerhaften Kerker schleppen und darin verschmachten lassen kann, weil er Mitglied eines Bundes ist, der von seinen Gliedern nur religiöse Gesinnungen, Nächstenliebe, Gehorsam gegen Obrigkeit und Pflichterfüllung fodert? — Mit Zuversicht erwarte ich nun, wenn Gerechtigkeit zu erwarten ist, daß mir noch in dieser Stunde die grausam geraubte Freiheit wieder gegeben werde!“ —

Mit funkelnden Augen und zorn dunkeln Angesichte schrie der Präsident: „Ihr seyd ein schamloser Lügner, der dieser ehrwürdigen Kommission frevelhaft spottet. Die Freimaurergesellschaft ist eine höllische Ketzerbrut,

welche mit all ihrem Echarffsinne und all ihrer Macht nur darauf hin arbeitet, die katholische Religion auszurotten, die allein seligmachende Kirche zu zerstören und das verfluchte Lutherthum unter alle Völker der Erde zu verbreiten. Ich und meine hochwürdigen Herren Collegen kennen die Freimaurerei zu genau, um uns von Euch belügen zu lassen. Es stände in unsrer Macht und Willführ, Euch unverzüglich auf die Folterbank werfen und so lange martern zu lassen, bis Ihr diese wohlkennene Angabe über die Freimaurerei als ein Lügengewebe reuig erklären würdet; aber unsere Geduld und Erbarmung gestatten Euch eine dreiwöchentliche Vorbereitung zum Widerruf Eurer sündhaften Lüge und zur wahren Entdeckung aller Geheimnisse dieser gottverworfenen Gesellschaft. Sollten unsere so liebevolle Nachsicht und übergroße Schonung nicht einwirken auf Euer verführtes und verstocktes Gemüth, so wird die Folter mächtig genug seyn, die Bande Eu-

rer Zunge zu lösen, auf daß sie zur Ehre Gottes und der heiligsten Jungfrau Wahrheit spreche!“ — Auf einen Wink des Präsidenten wurde Partenstein in seinen Kerker abgeführt.

Die gegebene Trift war verlaufen, und der Kerkermeister erschien bei Partenstein, mit ihm zwei Büttel, die ein großes Gefäß voll warmen Wassers trugen, worin Partenstein ein Bad nehmen mußte. Man reichte ihm hierauf frische Leinwäsche, eine Wohlthat, welche ihm, seiner dringenden Bitte ungeachtet, von der Einkerkierung an bis zu dieser Stunde verweigert worden; man vertauschte seine, durch die Feuchtigkeit des Gefängnisses und des vermoderten Strohlagers zu Lumpen gewordene, mit dem ekelfhaftesten Ungeziefer besäete Kleidung gegen einen neuen, Talar ähnlichen Kittel von grauem Wellenzeuge und besprengte diesen mit Rosenöl, des hochwürdigsten Cardinals und Großinquisitors wegen, der heute, wie

der Kerkermeister sagte, dem Verhöre vorzusitzen geruhe. Nicht in das Gewölbe, wohin Partenstein früher zu den Richtern gebracht worden, wurde er heute geführt, sondern durch eine Reihe dunkler Gänge in ein kleines, glänzend erleuchtetes Gemach, in dessen Hintergrunde der Großinquisitor auf einem erhabenen, von Gold- und Silberstickerei überladenen Sammtstuhle saß, während die übrigen Mitglieder der Untersuchungskommission ihre Plätze an einem Tische hatten, der dicht am Eingange und einer hohen Nische gegenüber stand, deren Inneres ein schwarzer Vorhang barg.

Der Großinquisitor hielt eine Anrede, ganz im Geiste des furchtbaren Gerichtes, dem er vorstand, die sich mit der gefühlvollen Drohung der Folter bei Verweigerung der Unterwürfigkeit gegen das gnadenvolle Urtheil schloß, welches nun von einem Dominicaner vorgelesen, Partenstein die Wahl ließ zwischen gräßlichen Martern oder der

Abschwebrung seiner Irrthümer, seines Ver-
eins mit dem Freimaurer-Orden, und dem
Übertritte zur katholischen Religion.

„Ich wähle Folter und Tod, ehe ich
meinen Brüdern und meinem Glauben ent-
sage!“ — sprach Partenstein mit kalter
Ruhe und einem Blicke der Verachtung auf
das unheilige Gericht. Der Großinquisitor
winkte, es wurde eine Glocke gezogen und
der Vorhang an der Nische rauschte zurück.

Es that sich die Hölle auf. Ein Ge-
wölbe mit schwarz bekleideten Wänden, von
Kienfackeln erleuchtet, mit Marter-Werk-
zeugen verschiedener Art angefüllt, die nur
eine unmenschliche Grausamkeit ersinnen
konnte, und unter welchen so oft das Wehe-
geschrei unglücklicher Opfer der Inquisition
ertönt hatte, sah der unglückliche Parten-
stein vor sich, und in dieser grauenvollen
Stätte sich schon nach wenigen Augenblicken
unter den blutgewohnten Händen entmensch-
ter Henker, die mit wilder Hast ihm die

Kleidung vom Leibe rissen und den Entblößten auf eine niedere, noch vom Blute der jüngst Gefesterten triefende Bank warfen. Eine breite Schelle wurde um seinen Hals gelegt, eiserne Ringe an seine Füße fest gemacht, und nun der Körper gewaltsam ausgedehnt. Jetzt umwandten die Henker Partenstein's Arme und Schenkel mit dünnen Schnüren, deren Ende in eine eiserne, einer Winde ähnliche Maschine verliefen. Langsam bewegte einer der Henker die Handhabe der Winde und langsam durchschnitten die feinen Schnüren Haut, Muskeln und Fleisch bis an die Knochen. Es wurde inne gehalten, und als Partenstein, von den furchtbaren Schmerzen fast ohnmächtig, aber doch zu standhaft war, dem Verlangen des Gerichts zu genügen, legte man die Schnüre an frische Stellen und fuhr mit dem Foltern fort, bis die zwei Wundärzte, welche an der Seite der Folterbank standen und von Zeit zu Zeit den Puls des Gefesterten un-

versuchten, dem Gerichte erklärten, daß die Fortsetzung der Tortur für Partenstein's Leben fürchten lasse. Bewußtlos wurde der Unglückliche nach einem Gemache getragen, welches für die Heilung der Gefolterten bestimmt, durch Helle, frischen Luftzug, Reinlichkeit und Ausstattung mit so mancher Bequemlichkeit allerdings einen erträglichen Aufenthalt geboten hätte, wäre selber nicht durch die entsetzliche Überzeugung, von hier aus neuen Foltermartern entgegen gehen zu müssen, zum schauderhaftesten Wohnorte geworden.

Die Qualen, welche Partenstein bei der ersten Tortur zu erdulden hatte, waren noch gelinde gegen die der folgenden. Neunmal wurde das allernüchternste Opfer der entsetzlichsten Grausamkeit auf die Folter gebracht, und selbst die roheste Seele möchte sich von diesen Blättern schauernd abwenden, wenn diese eine genaue Beschreibung jener Qualen geben würden.

Es fiel in diese Zeit die Vermählung des Königs Carl II. von Spanien. Auch die Inquisition wollte auf eine ihr würdige Weise die Feste der Vermählung verschönern und verordnete daher Auto da Fe.

Am 30sten Mai 1680 begaben sich die Beamten des heiligen Gerichts zu Pferde, unter Vortragung ihrer Fahne nach dem Palaste der Inquisition, auf den großen Platz zu Madrid, wo sie in Gegenwart einer zahllosen Menge Volks unter dem Schall von Trompeten und Pauken publicirten, daß auf den andern Monat an dem nehmlichen Tage ein Auto da Fe würde gehalten werden.

Da nun seit funfzig Jahren keines gewesen war, so machte man große Zurüstungen, um es desto feierlicher und glänzender zu machen; der Schauplatz zu diesem Feste war der große Platz zu Madrid.

Man errichtete daselbst ein funfzig Fuß langes Theater, so an den für den König bestimmten Balken stieß, und sich unter dem-

selben endigte, am Ende dieses und quer über demselben zur rechten Hand des königlichen Balkons, erhob sich ein Amphitheater von 25 bis 30 Stufen, welches für den Rath der Inquisition und für die andern spanischen Rathscollegien bestimmt war. Auf der obersten Stufe erblickte man unter einem Ehrenhimmel den Stuhl des Großinquisitors, der weit über den königlichen Balkon erhoben war. Zur linken des Theaters und Balkons hatte man ein andres Amphitheater von der nehmlichen Größe wie das erste errichtet, worauf die Unglücklichen gestellt werden sollten.

In der Mitte des großen Theaters befand sich eine sehr kleine, mehr lange als breite Bühne, welche zwei oben offene Säfige unterstützte, worein die Verbrecher während der Verlesung ihrer Verurtheilung gesetzt werden sollten. Auch befanden sich noch auf dem großen Theater drei Stühle, zwei für die Verleser der Urtheile, und der

dritte für einen Prediger, endlich war auch noch dichte bei dem Amphitheater der Räthe ein Altar errichtet.

Die Plätze für die königliche Familie waren so abgetheilt, daß die Königin zur linken Hand des Königs und zur rechten der Königin Mutter zu sitzen kam. Die sämtlichen Hofdamen beider Königinnen nahmen den übrigen Theil des Balkons in der Länge von der einen Seite zur andern ein, für die Gesandten und übrigen Herren und Damen des Hofes waren andre Balkons errichtet, für das Volk Gerüste.

Den 29. Junius fing sich die Ceremonie mit einer Prozession an, die sich in folgender Ordnung aus der St. Marienkirche erhob: Hundert mit Piken und Musketen bewaffnete Kohlenbrenner marschirten voran, weil sie das Holz zur Verbrennung der zum Feuer Verdammten lieferten, hierauf kamen die Dominicaner unter Vortragung eines weißen Kreuzes, hinter ihnen erschien der Herzog

von Medina Celi, er trug nach dem Erbrecht seiner Familie die Standarte der Inquisition, diese war von rothem Damast, in der einen Ecke derselben war ein bleibter Degen in einem Lorbeerkranze, und in der andern das spanische Wappen befindlich; nach ihm wurde ein grünes mit schwarzem Blau umwundenes Kreuz getragen, dem verschiedene Grands und andere Standespersonen folgten, als Kamuli der Inquisition in Mantel gekleidet, die mit weiß und schwarzen mit Goldfaden bordirten Kreuzen geziert waren. Fünfzig Helleparaditer oder die Leibwache der Inquisition in schwarz und weißen Uniformen, schlossen den Zug, ihr Anführer war der Marquis von Pouar, Erbpächter der Inquisition des Königsreichs Toledo.

Nachdem also die Prozession in vorgeschriebener Ordnung vor dem Palast vorbei gezogen war, begab sie sich nach dem großen Platz, wo die Standarte und das

grüne Kreuz auf dem Theater hingestellt wurden. Die Dominicaner blieben alleine da, die übrigen gingen wieder zurück, die Mönche brachten einen Theil der Nacht mit Psalmsingen zu, und von Anbruch des Tages an bis um 6 Uhr des Morgens lasen sie auf dem Altare verschiedene Massen.

Den 30ten Juni^{us} Morgens um 7 Uhr erschien der König, die Königin, die Königin Mutter und ihre Damen auf den Balkon; zu gleicher Zeit versammelten sich auch alle übrigen Zuschauer. Um 8 Uhr eröffneten den Zug die Kohlenbrenner, so wie am vorigen Tage, und stellten sich zur linken des königlichen Balkons, zur rechten derselben standen die königlichen Leibgarden, hinter ihnen kamen 30 Männer, die Figuren von Papp in natürlicher Menschengröße trugen, einige davon stellten diejenigen, die im Gefängnisse gestorben waren, vor, und deren Gebeine man in Kasten, die mit Flammen bemahlt waren, hinterher trug; die an-

dern waren Abbildungen derer, die durch die
 Flucht den Klauen der Inquisition entwischt
 waren, und daher in Contumaz verurtheilt
 waren. Diese Figuren wurden am äußer-
 sten Ende des Amphitheaters hingestellt.
 Nun erschienen zwölf Personen, männlichen
 und weiblichen Geschlechts mit Stricken um
 die Hälse, Fackeln in den Händen,
 und drei Fuß hohen Wüthen von Pappe, auf
 welchen ihre Verbrechen entweder geschrieben
 oder sonst vorgestellt waren. Diesen ersten
 folgten 50 andre, gleichfalls mit Fackeln
 in den Händen und in Sanbenitos oder gel-
 ben Wämfern ohne Ärmel eingehüllt, vorn
 und hinten mit einem großen St. Andreask-
 kreuz, es waren Juden, die man zum ersten-
 mal eingezogen hatte, und Büßende, welche
 gewöhnlich zu einer Gefängnißstrafe auf ei-
 nige Jahre, oder zum Tragen des Sanbe-
 nito verurtheilt werden. Ein jeder dieser
 Schuldigen ward von zwei Samulis der In-
 quisition geführt, ihnen folgten zwanzig Ju-

den beiderlei Geschlecht; die zum dritten male eingezogen und zum Feuer verdammt waren. Diejenigen von ihnen, welche sich reuig bezeugt hatten, sollten dem Gebrauch nach vor ihrer Hinrichtung erdrosselt werden, die andern hingegen, die in ihren Zerthümern verharren, sollten lebendig verbrannt werden. Sie trugen leinene Socken, worauf Teufel und Flamme gemahlt waren und eben so gemahlte Mützen von Pappe; fünf von ihnen, die widerspenstiger als die andern waren, hatten Knebel im Munde, damit sie keine Lästerungen ausstoßen möchten. Die zum Tode Verdamnten waren außer der Begleitung der beiden Inquisitors Samulen noch mit vier oder fünf Mönchen, von verschiedenen Orden umgeben, die sie auf dem Wege zu ihrem schwachwillen Tode mit Tröstungen unterhielten.

In dieser Ordnung gingen die Verurtheilten vor des Königs Balcon vorbei, und wurden sodann auf dem Amphitheater zur

linken Hand zwischen den Inquisitionsdienern und Mönchen hingestellt.

Die Clerisei des Kirchspiels St. Martin folgte hierauf, und ordnete sich nahe am Altar. Die Officianten des Inquisitionsgesichts, die Inquisitoren, Qualificatoren, die Officianten der sämmtlichen andern Gerichte und verschiedene Personen von Wichtigkeit, weltlichen und geistlichen Standes, alle zu Pferde, kamen nach diesen und nahmen ihren Platz zur rechten Hand auf beiden Seiten des Sitzes des Großinquisitors ein. Dieser erschien zuletzt violett gekleidet und in Begleitung des Präsidenten des großen Rathes von Kastilien, welcher erstern verließ, sobald er sich gesetzt hatte.

Hierauf nahm die Messe ihren Anfang, der sie haltende Priester aber ließ sie nur bis zur Hälfte, verließ hierauf den Altar, und begab sich auf seinen Sitz. Nun stieg der Großinquisitor von seinem Thron herab, und begab sich, nachdem er vorher ein Eberhemde

sich anziehen und den Bischofsbütt aufsetzen lassen, nach dem königlichen Balcon, er stieg die Stufen desselben heran, in Begleitung einiger Inquisitionsbearbten, die das Kreuz, das Evangelium und noch ein anderes Buch trugen, in dem der Schwur befindlich war, durch welchen die Könige von Spanien sich verbindlich gemacht, die römisch-katholische Kirche zu schützen, die sicher auszureuten, und mit ihrer gesammten Macht das Verfahren der Inquisition zu unterstützen.

Stehend und mit entblößtem Haupte legte der König diesen Eid ab, den ihm einer seiner Rätbe vorlas. Zu seiner Rechten stand der Connetable von Kastilien, der das bloße Schwert in die Höhe hielt. In dieser Stellung blieb der schwache König so lange, bis der Großinquisitor auf seinen Platz, wo er seine bischöfliche Kleidung wieder ablegte, zurückgekehrt war.

Ein Inquisitionss-Sekretair stieg sodann

auf eine zu dieser Absicht erbaute Kanzel, und ließ einen Eid ähnlichen Inhalts ab, den die Rätbe und die übrige ganze Versammlung ablegen mußte; hierauf bestieg ein Dominicaner die nehmliche Kanzel und hielt eine Predigt gegen die Ketzerei, die zugleich viel Lobsprüche auf die hochpreisliche Inquisition enthielt.

Es war schon beinahe Mittag, als man den zum Tode Verurtheilten ihr Urtheil vorzulesen anfang, hierauf publicirte man die Urtheile derer, die entweder im Gefängnisse gestorben, oder in Contumaz verurtheilt waren, ihre Bildnisse wurden auf das kleine Theater gebracht und in die Käfige gesetzt. Nun wurden die Urtheile den Verbrechern jedem besonders vorgelesen, worauf man sie nach der Reihe in die nehmlichen Käfige hineingehen ließ, damit sie jedermann sehen konnte.

Unter denen zum Feuer Verdamnten befanden sich sechs Männer und sechs Weiber,

Die durchaus weder ihre Irthümer erkennen wollten, noch auch Reue bezeigten, ein junges Mädchen ward wieder in ihren Kerker zurückgebracht, weil sie beständig auf ihrer Unschuld bestand, und man es für nöthig hielt, ihren Proceß nochmals zu untersuchen. Endlich verlas man auch noch die Urtheile derjenigen, so der Hauderel, Entweihung geheiliger Dinge, der Verbindung mit geheimen, gottlosen Gesellschaften, der Verstocktheit gegen Bußfertigkeit, und verschiedener anderer Verbrechen überwiesen waren, desgleichen auch die Urtheile der Juden, die Reue über ihre Irthümer bewiesen, welches bis Abends neun Uhr dauerte.

Hierauf wurde die Messe zu Ende gelesen, und der Großinquisitor in seinem bischöflichen Ornate ertheilte den Bußfertigen feierlich die Absolution. Nachdem sich der König entfernt hatte, wurden die zum Feuer Verdamnten dem weltlichen Gerichte übergeben, und auf Eseln dreihundert Schritte vor

das Thor hinaus geführt. Die Hinrichtung nahm erst nach Mitternacht ihren Anfang. Die Hottentotten wurden lebendig verbrannt, die Aeuern aber erdrosselt und dann ins Feuer geworfen; die zum Staubbesen Verurtheilten wurden den andern Morgen auf Eseln durch die Stadt geführt, und auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen mit Ruthen aufgebauert.

Partenstein und noch fünf Unglückselige führten wurden zu zwölfjährigem Kerker verurtheilt; doch sollten sie vor ihrer Einkerkelung noch vier Wochen hindurch in einem leidlichen Kerker und bei guter Pflege Zeit haben, durch wahre Buße und Sinnesänderung sich ein besseres Loos zu bereiten. —

In jedem Familienkreise Madrids, welchen Partenstein besucht hatte, galt die Mei-

nung, der schöne Teutsche, ein Gegenstand geheimer, selbst auch laut ausgesprochener Wünsche mancher feurigen Dame, sey durch einen rachsüchtigen Nebenbuhler ermordet und die Leiche auf das Vorsichtigste beseitigt geworden. Der Chevalier Vordain war der Schöpfer dieser Meinung, die er aber so fein und mit solcher Klugheit zu verbreiten wußte, daß Niemand im Stande war, ihm darüber genauere Andeutungen abzuverlangen.

Der Lord und seine Tochter theilten nicht die Meinung, daß Partenstein als ein Opfer der Eifersucht gefallen sey. Jung, voll Wärme für Vernunft und Widerspruch, tief verabscheuend jede despotische Gewalt, am bestigsten die ungerechten Thaten der Finsterniß, hatte Partenstein oft gegen den Lord über die Staatsverfassung in Spanien und die Macht der Mönche mit einer Heftigkeit sich ausgesprochen, welche den edlen Lord für die Freiheit, ja selbst für das Leben seines

Diebings zittern mochte, und ihn sehr oft bewog, den Deutschen aufmerksam zu machen, daß er in Spanien und nicht in Deutschland lebe, ja selbst Arabella hat mit der innigsten Herzlichkeit ihren Verlobten bei jeder Gelegenheit, seine fruchtlose Hitze, die für seine und ihre Lebensruhe, für das Daseyn eines ungetrübten Glücks nur verderblich werden müsse, zu mäßigen und das Unabänderliche als eine Schippe zu betrachten, an der jeder, auch der beste Wille und die kräftigste That sich breche. Kaum hatten Leo und Arabella die Kunde von Partenstein's spurlosem Verschwinden vernommen, denn seine Verhaftung war rasch und von jedem fremden Auge unbemerkt geschehen, selbst des Verhafteten Wohnung wurde nicht, wie gegen andre Opfer der Inquisition geschah, von deren Dienern ausgeräumt, als Beide sich ganz überzeugt fühlten, Partenstein schmachte in den Gefängnissen des heiligen Gerichtes.

Gewiß wäre der gefühlvolle Lavi dem schauerhaften Anblicke des Auto da Fe entwichen, hätte ihm nicht eine tröstende Ahnung gesagt, unter den Unglücklichen, die bei dieser Feierlichkeit aus den Gräbern ihrer Gefährnisse wieder empor steigen, seinen Vatersstein sehen und dann für dessen Rettung mit günstigem Erfolge handeln zu können.

Diese Ahnung hatte den Lord nicht getäuscht, er sah den Ersehten, aber nur das Auge der treuesten Freundschaft vermochte in dieser abgekehrten Leichengestalt, mit den hohlen Augen, der Todtenblässe auf den vom Gifte der Kerkerluft, vom Stachel der höchsten Leiden tief durchfurchten Wangen, und dem wankenden Gange, den einst so blühenden, kräftigen Mann wieder zu erkennen.

Schon war die Stunde gekommen, zu welcher Darioh von dem Richter verurtheilt sollte, den die Grausamkeit seiner Richter für zwölfs Jahre des schändlichsten Lebens ihm auf-

aufgethan hätte, als der beglückende Ruf der Freiheit ertönte. Povi, der edelste, thätigste Freund des Unglücklichen, hatte durch seinen Einfluß bei Hofe und durch sein Gold Partenstein's Freiheit erwirkt.

In einer Kutsche wurde Partenstein in das Haus des Lords gebracht, seiner Schwäche wegen, die ihm die Bewegungen des Fahrens zu schmerzlich gemacht hätte. Monate gingen hin, bis er wieder so viele Kräfte gewonnen, um im Freien wandeln zu können, aber diese Tage waren die schönsten seines Lebens, denn die Freundschaft des Lords und Arabella's Liebe machten ihm die Grausamkeit der Menschen, die Leiden des Kerkers, die Qualen der Folter so leicht vergessen und selbst in seinen Träumen sah er sich von Engeln umschwehrt.

Saum zur Reise mit genügender Kraft ausgerüstet, verließ Partenstein in des Lords und Arabella's Gesellschaft Madrid und in besüßelter Eile ging es nach London. Bald

wurde der Bund der Liebenden durch den Priester geweiht, und die Glücklichen feierten den heiligsten Tag ihres Lebens in stiller Zurückgezogenheit von dem Geräusche der Welt, unter Gebet und den segensreichen Handlungen der Hülfe und des Trostes, den sie in den Hütten der Leiden und der Dürftigkeit mit der weichen Hand der Menschenliebe übten.

Partenstein hatte sich dahin bestimmt, so lange sein schon seit vielen Jahren kränklicher Schwiegervater lebe, in England zu bleiben; aber der Tod ereilte ihn früher. Eine unheilbare Abzehrung war die Folge seiner Leiden in den Kerlern der Inquisition. Nach vier Jahren des allerglücklichsten Vereines mit dem edelsten, liebenswürdigsten Weibe starb der edle Dulder in Arabella's Armen den sanften Tod der Schmerzlosigkeit und des wahren Christen.

Die Brüder.



Der Baron Holm an den Major Glonke:

Nur Sie, mein edler treu erprobter Freund, kann ich die innersten Blätter meines vielbewegten Herzens aufrollen, nur Sie kann ich Gefühle, Wünsche, Hoffnungen in all ihrer Wahrheit und Klarheit vertrauen, die mir zu zart, zu heilig sind, um ihre Tiefe einem andern Herzen, als dem Deinigen zu erschließen.

Du weist mich hin an das Herz meines Bruders, an die Liebe, an das Vertrauen, welche uns von der Wiege mit ihren schönsten Banden umschlangen. Ach, mein guter Glonke, Ferdinand ist nicht mehr, was

er war. Seit unserm Austritte aus dem Regimente — es mögen nun fünf Jahre seyn — sah ich ihn nicht wieder. Er lebt auf seinen Gütern in Pommern. Im ersten Jahre unserer Trennung schrieb ich oft an ihn; jede Zeile athmete alle Wärme meines liebenden Herzens. Seine Antworten waren Billette, deren Kälte und wüßig seyn sollende Beleuchtungen meiner Sentimentalität — so nennt der Gefühllose die herzlichsten Ergießungen der treuesten Bruderliebe — mich schmerzlich verletzten. Ich schwieg und trauerte. Vor einigen Monaten war der Husarenrittmeister Blom auf seiner Reise nach Wien einige Tage bei mir. Bloms Besitzungen grenzen an die meines Bruders. Jugendfreunde und Waffengefährten, waren sie im ersten Jahre ihres Landlebens fast unzertrennlich. Aber immer lockerer wurden die Bande ihres geselligen Vereines, und sie lösten sich, ohne sich wieder anzuknüpfen. Der ernste, nüchterne, gerade Blom gefiel sich nicht in der lärmens-

den, wildlustigen, schwelgerischen, heuchelnden Gesellschaft junger Tollköpfe, trunkner Schwelger, roher Bollüstlinge und hungriger Schmeichler, die meinen Bruder immer zahlreicher und enger umlagerten, ihn planmäßig dem Umgange mit edeln Männern entrückten, durch Wort und Beispiel den Lenkbaren von dem würdevollen Pfade eines geregelten, tugendhaften Lebens auf die losende Heerstraße des Lasters leiteten, und nun, wie unersättliche Insecten, an dem Blute seiner Manneskre, seiner Gesundheit und seines Vermögens saugen. Blom gab mir ein Gemälde von Ferdinands Leben, das mich schauern machte. Unter heißen Thränen schrieb ich an den Gefallenen, nicht wie ein zürnender Richter, sondern als der liebendste Bruder; weicher, inniger konnte nicht geschrieben werden. Blom las den Brief; mit finsterner Kälte versicherte er mich, meine schönsten, zartesten Empfindungen dem rohen Hohn eines Verächtlichen und seiner Gefellen vor-

geworfen zu haben. Ich zitterte bei diesen Worten, denn Blom, der Wortfarge, Besonnene, unbeschreiblich Wahre, fällt nie ein Urtheil, spricht nie über eine Sache ab, ohne daß Urtheil und Behauptung im reinsten Einklange mit Vernunft und Ueberzeugung sind. Blom hatte Recht. Mein Schwager, der Kriegsrath ~~Feldern~~, schrieb mir bald hierauf aus Stettin, daß er mit Ferdinand ganz zerfallen sey, der beißenden, gemeinbühnischen Schilderung wegen, in welcher dieser mich einer zahlreichen Gesellschaft als einen lächerlichen Sittenprediger bezeichnete. — Für immer genug von dem bedauerungswürdigen Ferdinand. Gott bessere den Verirrten!

Und ich sage wieder: Nur Dir, mein treuer Gustav kann ich das Innerste meines Herzens erschließen. Ich thue es in diesen vertrauten Blättern.

Nach dem Tode meiner unvergeßlichen Eltern kam ich als Page an den Hof unser

Fürsten, war einige Jahre mit dem Erbprinzen auf Reisen, trat als Offizier in das dritte Dragonerregiment, und machte alle Gefechte, Treffen und Schlachten mit, in denen auch Du, unser Vaterlandes Bayard, so herrlich gekämpft, so oft geblutet, und durch Edelmuth und Herzensmilde so viele Thränen getrocknet hast. —

Es war an dem Abende nach dem theuer erkauften Siege bei Baldkirchen, als ich vor dem Einrücken ins Lager befehligt wurde, in unserm Rücken Lebensmittel und Vorräthe aufzusuchen, woran wir schon einige Tage den größten Mangel litten. Ich ritt mit einem kleinen Kommando ab. Jenseits eines Wehldjes fand ich ein Dorf. Wildes Geschrei, heulende Stimmen, das Krachen gesprengter Thüren und Flintenschüsse schallten mir im grauenvollen Gewirre entgegen.

„Da wirthschafte die feigen Hunde von Nachzügeln und Troßbuben, die beim ersten Kanonenschusse in Ohnmacht fielen,

und gegen Wehrlose wie die Tiger wüthen!" zürnte mein eisgrauer Wachtmeister und schwang drohend seine gute Klinge gegen das Dorf hin. Ich ließ so scharf traben, als unsere abgematteten Pferde vermochten. Das Dorf war der Schauplatz der unmenschlichsten Rohheit und gierigsten Beutesucht einer betrunkenen Rotte, ~~des Auswurfes~~ unserer Armee. Meine Dragoner waren nicht zu zügeln, sie hieben von dem Gesindel nieder, was ihnen vor den Palasch kam. Schon war das Dorf von dem Raubgesindel geräumt, und ich befahl eben dem Trompeter Appell zu blasen, als aus einer nahen Hütte ein Weib heulend auf die Straße stürzte und sich und ihr Kind zu retten suchte. Brüllend verfolgte sie ein betrunkenes Scharffschütze, legte an und schoß die Fliehende nieder. Mein Trompeter spaltete dem Mörder den Kopf, sprang vom Pferde, riß das Kind unter der getödteten Mutter hervor, und nahm es vor sich auf den Sattel.

Es war mir in diesem Augenblicke, als habe mich das Geschick erkoren, liebend zu schügen dieses hülflose Wesen, es zu beachten als ein heiliges Vermächtniß, das eine sterbende Mutter mit dem erlöschenden Auge, mit dem letzten Hauche der bleichen Lippen segnend an mein Herz gelegt hat. Ich gelobte, das Geschick zu ehren, als ein treuer Pflegevater seiner Gabe. Bei dem Gelübde hatte ich meine Hand auf das Haupt des Kindes gelegt, und durch dieses Berühren meinem Gelübde die schönste Weihe gegeben. Der Trompeter sah mich an, so fremd, so voll Ehrfurcht, als habe er meine innersten Gedanken erschauet. Mit nassen Augen reichte ich ihm die Hand. — „Braver Kamerad“ — sagte ich, so weich, und doch so stark, als schmiege sich die zarteste Liebe der mächtigsten Kraft an — „Deine Handlung an diesem Kinde ehret Dich so hoch, als ein Verdienst um den Menschen Dich ehren kann. Das Kind hast Du mir zum Geschenke ge-

bracht. Dafür muß ich Dir dankbar seyn. Ist der Krieg zu Ende, so gehst Du mit mir auf meine Güter. Für Dich ist gesorgt.“ — Ich sprengte in das Getümmel hinein; ich war zu weich geworden; eine wilde Regsamkeit wußte mein Herz wieder härten.

Erst am andern Morgen ward mir eine freie Stunde, meinen kleinen Schützling zu sehen. Der Trompeter hatte das Kind der Frau eines Dragoners übergeben, die in einem der letzten Gefechte ihren Mann verloren, und mit einer Art von Leidenschaft sich des Kindes annahm, als fände sie in seiner Pflege Vergessenheit des schwer lastenden Verlustes und Trost und Beruhigung. Ich fand das Kind gereinigt, recht gut gekleidet und im süßesten Schlummer. Es war ein Mädchen von ungefähr fünf Jahren, daß, wie die Dragonerfrau ihm abgefragt hatte, Louise hieß, viel nach der Mutter verlangte, von einem Vater nichts wußte — ohne Zweifel das Kind unglücklicher Eltern, die durch No-

muth oder den Haß ihrer Verwandten getrennt waren — darunter mit einer Begierde aß, die ein länger erduldetes Hungern verrieth, und während des Essens in tiefen Schlaf versank.

Ich konnte mein Auge nicht abwenden von dem schlafenden Kinde; es war das lieblichste, reizendste Bild der himmlischen Reinheit und Unschuld. Und als es jetzt die sanften blauen Augen aufschlug, und mit der Anmuth süßestem Lächeln die Ärmchen ausstreckte, als wolle es ein liebendes Wesen mit kindlicher Traulichkeit umfassen, da nahm ich es auf meinen Schooß, an meine warme, treue Brust, und erneuerte mit lauter Stimme und der innigsten Wahrheit meiner Gefühle das Gelübde, der armen Waise für die Dauer meines Lebens ein kräftiger Schützer, ein sorglicher Freund, ein pflichtgetreuer Vater zu seyn. — Es war die innigste, feierlichste Adoption, die je geschah.

Mein Herz war so bewegt, daß ich in

diesem Augenblicke nicht vermochte, die von mir über Louisens Zurücksendung auf meine Güter gefaßten Entschlüsse auszusprechen. — Ich mußte ins Freie, um mich zu sammeln. Als ich mich zu gehen wandte, bemerkte ich erst unsern Feldprediger, der gerade während des Aktes der Adoption leise in das Zelt getreten und ein stiller gedrückter Zeuge meines Glückes war. Unter Thränen lächelnd reichte er mir die Hand. Ich schlang meinen Arm in den seinigen, und wir verließen das Zelt und wandelten, abseits vom Lager, am Saume eines Gehölzes auf und nieder.

„Erklären Sie mir, ehrwürdiger Freund“ begann ich nach langem Schweigen — „warum man so innigen Antheil an der Kindheit nimmt. — Selbst die Schriften der klassischen Vorwelt, in denen ich rührende und zartempfundene Schilderungen von den holdseligen Tagen der frühlichen Kindheit las, erfüllten mich schon in früher Jugend mit solchen süßwehmüthigen Empfindungen, daß ich oft

meinem oft zu übervollen Herzen nur durch Thränen der Lust und der Freude Lust machen konnte. — Worauf beruhet des Menschen so herzlichster Antheil an der Kindheit?“

„Es sind die Gefühle einer unendlichen Wonne“ — sprach der Feldprediger — „mit denen man der Tage seiner Kindheit gedenkt; dieser Tage, wo die Leidenschaft noch tief im Busen schläft; wo unsre Freuden, wie goldne Abendwölken, vor uns dahin eilen; wo der bunte Schmetterling ein Uebermaaß von Glück in unser Leben flattert. Oft ist schon die Erinnerung an meine Kindheit, in einem stillen Dörfchen, unter meinen frommen, weisen, liebevollen Eltern verlebt, ein treffliches Mittel zur Erhebung meines bedrängten Gemüthes und zur Ausdauer in den Stürmen des Lebens für mich gewesen. Die Kindheit ist das Paradies des Lebens, ein Eden, aus welchem uns nur unser eignes Herz treibt. Unsere größten Dichter sind gewöhnlich dann voll hoher Begeisterung und tau-

chen den Pinsel in die Gluthfarbe ihrer Einbildungskraft, wenn sie die glücklichen Tage ihrer Kindheit besingen."

„Für den gefühlvollen Menschen hat der Anblick eines Kindes den süßesten Reiz. Des Kindes Herz gleicht der zarten Rosenknospe, die noch nicht entblättert ist durch den Gisthauch der Leidenschaft. Seine offene Stirn verkündet das unbefangene Naturgeschöpf. Sein Lächeln ist das Lächeln eines Engels. Wünsche, Neigungen, Begierden, Triebe drücken das zarte Gemüth noch nicht zu Boden. Der Anblick eines Kindes entfernt aus unserer Seele den Gedanken an Unglück, an Schmerz, an Wehmuth, an das Mißlingen unsrer Unternehmungen, mit einem Worte, an Alles das, was uns unangenehm und widerlich ist. Der Anblick eines Kindes führt uns unwillkürlich in eine Welt, wo unser Leben auf blumiger Flur empor sproßt; wo Veilchen und Hyacinthen, Lilien und Rosen himmlisches Glück ins Leben

ben duften; wo die Natur in göttlicher Harmonie nur Lust und Bönne schafft."

„Wenn Fortuna's Huld auf uns herniedersteigt; wenn die Sonne des Glücks unsere Bahn erhellt; wenn Heiterkeit und Zufriedenheit wie schützende Genien uns umschweben; dann, mein junger edler Freund, laßt uns durch die Erinnerung an die holdseligen Tage der Kindheit unser Lebensglück erhöhen. Wenn hingegen Dornenäste sich um unsere Füße windet; wenn Ruhe uns fliehet; wenn Angst und Schmerzen uns drängen; dann laßt uns die holdseligen Tage der Kindheit zurückrufen; zur reichen, belebenden Quelle des Trostes und der Beruhigung werden uns die Rückblicke in jene Unschuldswelt werden."

„Warum benehmt ihr so frühzeitig euren Lieblingen ihre Kindheit? Warum verbiethet ihr ihnen die kindischen Spiele ihrer eignen Einbildungskraft? — Warum seyd ihr est kleine Tyrannen an diesen unschuldigen

Geschöpfen? — So rufe ich den Vätern und Müttern, den Erziehern und Erzieherinnen zu, deren Ernst und Stille so abgemessen die raschen Flügelschläge der Kindheit hemmt. — Mein Herz wird empört, sehe ich die kleinen Geschöpfe der Natur wie Puppen zugestuft und wie Papagaien abgerichtet. Auf die unweise Anregung ihrer Leiter spielen oft die Kinder schon in der geselligen Welt die Erwachsenen und sind dadurch aus ihrem harmlosen Kreise in eine ihnen fremde Welt getreten, wo sie weder jene frohe Kindlichkeit, noch jene Reife des Geistes belebt. So wenig ich jene Erziehungsart, die sich auf bloße Tändelei und Spielerei gründet, empfehlen will, so wenig kann ich derjenigen das Wort reden, wo man frühzeitig das Kind zur Maschine stempelt, und für einen Kreis erziehet, wohin es nicht gehört. Wie sehr unterscheiden sich die weisen Empfindungen und Gefühle des Kindes von den unsrigen; wie ganz anders sind seine Ansichten und Ahnungen;

wie ganz anders seine Welt der Lust und des Vergnügens. Wozu dem kleinen Söglings der Natur fremde Wokabeln und Worte einprägen, die sein Gemüth, sein Geist noch nicht fasset und aufnimmt? Warum ihm eine ungeheure Menge von Ideen und Begriffen vorführen, die ihm wie Hieroglyphen entgegen treten? Fährwahr eine Versündigung ist es, in dem zarten Kinde die Kindlichkeit zu unterdrücken.“

„Glücklich der, dem seine Kindheit ungetrübt dahin floss, dem ihre goldnen Strahlen herüber fallen auf jenen Lebensabschnitt, wo er des Lebens tief verschlungenen Knoten lösen und durch rastloses Mühen und opferreiche Hingebung sich die Pilgerbahn eröffnen soll. Glücklich der, dem aus der holdseligen, wundervollen Zeit der Kindheit ein kindliches Herz geblieben für jene inhaltreichen Momente, wo die Wechselgestaltungen des Lebens uns auf die Wahlstatt des Ringens

und der Kämpfe führen!“ — So sprach der Feldprediger. —

Nie werde ich diese einfache Rede voll Wahrheit und Empfindung vergessen; nie sehe ich dem frohen, regsamem Spiele der Kinder und dem Walten ihrer holden Kindlichkeit zu, ohne auf die rosigen Tage meiner Kindheit in süßer Erinnerung zurück zu blicken, und mir daraus Muth und Kraft zum Wandeln auf dornigem Pfade zu erholen.

Jeden Augenblick des Abmarsches aus dem Lager und einer neuen Schlacht gewärtig, wollte ich so eben die Anstalten zur Fortbringung meiner Adoptivtochter treffen, als ein Feldjäger die Nachricht vom geschehenen Abschlusse eines vierzehntägigen Waffenstillstandes brachte. Nun hatte ich Muße und Gelegenheit, auch für alle Bequemlichkeit der Kleinen zu sorgen. Ich kaufte von unserm Marketender einen leichten, bedeckten Korbwagen mit flüchtigem Gespann, das mein alter Jacob, der ohnehin nicht mehr

recht fort konnte in den Mühseligkeiten des Kriegs- und Lagerlebens, leitete, und, von meinen besten Wünschen begleitet, Louise unter dem Schutze und der sorglichen Pflege der Dragonerwitwe, einer seelenguten, verlässigen, mutvollen Frau, nach Ringhofen, einem freundlich gelegenen Schlosse, das ich kurz vor dem Feldzuge geerbt, kutschirte. — Durch Geld und Pässe hatte ich für sichere und bequeme Reise gesorgt, auch die Gegenwart und Zukunft der Reisenden zur Genüge gesichert, durch ein Testament, das ich bei meinem Regiments-Kommando niederlegte und eine Abschrift davon dem Oberbeamten meiner Güter durch Jacob sandte.

Nach einem Jahre hatten wir Frieden. Mit einem Bande im Knopfloche, das ich größtentheils dem Heindeckhaffe und der Tollkühnheit meiner Dragoner dankte, führte ich die Schwadron, in deren sieggewohnten Reihen ich als Cornet meine kriegerische Laufbahn begonnen, als Rittmeister in das Vaterland.

zurück. Schon war ich entschlossen, meinem Nachmanne Raum zu machen, und auf meinen Gütern dem Wohle meiner Unterthanen zu leben, als ich zum zweiten Adjutanten des Feldmarschalls ernannt wurde. Einige Tage darauf ging es nach Wien, von da an einige große Höfe. Zwei volle Jahre währte unsere Abwesenheit, und als wir in die Hauptstadt zurückgekehrt waren, fand sich solch eine gigantische Masse von Arbeiten, daß mein reges Streben, nützlich zu seyn, mir keinen Gedanken an den Abschied erlaubte. Jahre gingen dahin, bis sich die Verhältnisse so gestalteten, daß ich unbeschränkt über mich selbst gebieten konnte. Im ersten Augenblicke dieser glücklichen, lange und heiß ersehnten Erscheinung trat ich, mit dem Range eines Obersten — ich muß für dich mein eigener Herold seyn, da sich kein Armeebefehl in deine sibirische Wüste verirrt — aus dem Militärverbande. — Vor der Hand bestimmte ich Hohenstein, das Stammschloß

der Holm, zu meinem Aufenthalte, denn hier ist der Sitz der Oberverwaltung meiner Güter, und das Familienarchiv, und die große Amtsbücherei, wo ich manche Stunde zum Besten meiner Unterthanen hinbringe.

Ich mochte ein Paar Wochen in Hohenstein verbleiben, als in mir der Wunsch erwachte, meine Adoptivtochter zu sehen. Von Hohenstein nach Ringhofen ist, der Landstraße nach, eine starke Tagereise, der Weg über das Gebirge dahin ist viel kürzer und höchst romantisch, kann aber nur zu Pferde gemacht werden. Ich wählte diesen und ritt in das Gebirg hinein, ohne alle Begleitung, in schlichter Waidmannstracht. — Als ich von dem letzten Höhenpunkte vor Ringhofen ins Thal herabritt und vor dem Gitterthore des Parks hielt, durch welchen ein näherer Weg nach dem Schlosse führte, sah ich eine ältliche Frau und ein schlankes Mädchen, beide einfach, aber sehr geschmackvoll gekleidet, welche, von einigen Rehen

gefolgt, denen sie Brod gaben, unter fröhlichem Geplauder auf und nieder gingen. — Von dem Parkjäger, der mir das Gitterthor öffnete, erfuhr ich, daß die ältliche Frau des Schloßverwalters Wittin, das junge Mädchen aber die Fremde sey, welche der gnädige Gutsherr vor ohngefähr acht Jahren aus dem Feindeslande hieher geschickt habe, und von der Frau Schloßverwalterin wie ihr eignes Kind gehalten werde. Ferner erfuhr ich, daß die Dragonerwittwe schon auf der Reise erkrankt und gleich nach ihrer Ankunft in Ringhosen gestorben sey, daß mein alter Jacob schon seit zwei Monaten an der Gicht darniederliege, und der Schloßverwalter diesen Morgen nach Hebenstein zum Rechnungsabschlusse gefahren sey. Der Parkjäger kannte mich nicht, da er erst vor einigen Monaten aus Böhmen, seinem Vaterlande, hieher gekommen war; daß ich von der Verwalterin und Louise eben so wenig erkannt werde, durfte ich mit Zuversicht er-

warten, da jene erst seit meiner Abwesenheit vom Hause aus ferner Gegend hierher gezogen, und diese in jenen Tagen, wo ich sie von der Leiche ihrer getödteten Mutter hinweg an Kindesstatt annahm, noch zu sehr Kind, und zu kurze Zeit um mich war, um sich meine Gesichtszüge und meine Gestalt tief genug einzuprägen. Schnell entschlossen, in der Rolle eines Fremden Louisen's Herz und Geist zu prüfen, hat ich den Parkjäger, mein Pferd in das Wirthshaus bringen zu lassen, näherte mich den Frauenzimmern, deren neugierige Blicke mir nicht entgangen waren, stellte mich ihnen als einen vertrauten Waffengefährten des Freiherrn von Holm vor und äußerte den Wunsch, die Gärten, Gewächshäuser, Orangerien und Anlagen dieses Landstuhls zu besuchen, da ich so viel Rühmliches davon gehört. Mit würdevoller Freundlichkeit lud mich die Berwalterin ein, im Schlosse Wohnung zu nehmen; sie besiegte meine, freilich nur schein-

hat ernste, Weigerung durch die Beltheuerung, den höchsten Unwillen des Gutsherrn sich zuzuziehen, wenn sie es Anders geschehen ließe, und eilte, um zu meiner Bewirthung und Aufnahme Anstalten zu treffen, dem Schlosse zu, nachdem sie Louise mit lieblos sendem Worten beauftragt hatte, mich nach den schönsten Parthieen des Parks und Blumengartens zu führen. —

Hier war das Manuscript abgerissen. Am Rande stand fast unleserlich: „Und so fuhr Louise an der Seite der braven, verständigen und frommen Frau Schink nach meinem Stammschlosse ab, wo ich mit liebesvoller Aufmerksamkeit und recht eifrig dafür gesorgt hatte, daß meine Pflegetochter alles vorfände, was sie allmählig die Trennung von

ihrer so lieben Verwalterin und dem so angenehmen Aufenthalte zu Ringhofen vergessen machen konnte."

Nach mühevолlem Durchsuchen der vielen, theils geordneten Handschriften, theils der einzelnen Papiere in der schwarzen Mappe, fand ich endlich einige Blätter, mehr bekräftelt als beschrieben, die den Fortgang dieser Erzählung enthielten.

Der Oberst Holm hatte der Schönen und Reichen unter den edelsten Töchtern des Landes in Menge gefunden, welche ihm so gerne Herz und Hand geboten hätten. Holm, gerade im vierzigsten Lebensjahre, hoch und schlank gewachsen, mit schwarzen, feuervollen Augen, hatte durch unentweichte Jugend, durch thatenreiches, frisches, kräftiges Leben im Treiben des kriegerischen Waltens die

Kraftvolle Blüthe schöner Männlichkeit noch auf dieses Alter übergetragen; aus dem Gesichte dunkelbrauner Locken leuchtete die hohe, weiße Stirn bedeutsam hervor, in schwellender Uppigkeit blühten die rothen Lippen, und sein geistvolles Lächeln, und der schöne Klang seiner Stimme, und die harte Huld seines Anstandes und liebreichen Wesens gewannen ihm jedes gefühlvolle Herz. Kalt und unbewegt ging er an den zärtlichen, vielsagenden Blicken der jungen Damenwelt vorüber, alles vergessend über die dreizehnjährige, wundervoll sich entfaltende Louise, und fest entschlossen, nur für die Bildung und das Glück dieser Waise zu leben, welche ein verhängnisvoller Augenblick, der Sturm des Geschicks, an sein Herz geführt, und mit seinem Innern so innig verschlungen hatte.

Es war ein höchst dunkles Gefühl, dessen sich Holm für Poulsen bewußt war; er glaubte, sie als seine Tochter zu lieben, da ihn ihre Anmuth, ihre Unschuld bezauberten,

und sein fühlendes Herz mit einem immer dichter, immer unlösbarern Gewebe umschloß; er glaubte, alle seine Liebe, alle seine Sorge habe keinen andern Zweck und kein anderes Ziel, als, das Daseyn der geliebten Tochter gegen jeden unangenehmen Einfluß zu schirmen, und er hielt die eifersüchtige Sorge, womit er Louise in ungestörter Einsamkeit, fern von allen männlichen Blicken, erzog, die Behutsamkeit, womit er sie jedem Worte von Liebe, jeder Kenntniß von der Welt entrückte, für bloß väterliche Fürsorge, für bloß pflichtgetreues Streben, ein unschuldig's Herz vor den Gefahren der Welt, vor den Einflüssen entweichender Aufregung und vor den Schlingen der Versuchung zu behüten. Er ahnte nicht, daß Louise's immer lieblicher erblühende Schönheit, und das Reifen und die immer üppiger sich gestaltende Ausbildung ihrer Formen, und der sich mehrende Reichthum ihres Geistes und ihrer jungfräulichen Würde von Tag zu

Tag seinem Herzen gefährlicher wurden und es zur Liebe begeisterten.

So waren vier Jahre dahin gegangen, und Holm überzeugte sich mit süßer Bestimmung, daß die Gefühle, die er als väterliche für seine Pflögetochter zu hegen wählte, die reinsten, glühendsten Liebe seyen, welche je ein unentweibtes Herz durchflossen. Von diesem Augenblicke an erwuchs in ihm der Entschluß, Louisen seine Hand zu reichen, aber nicht eher, bis sie ihr zwanzigstes Lebensjahr beginne. Bis dahin seine Liebe und seinen Entschluß als das tiefste Geheimniß zu bewahren, gelobte er sich feierlich. Er fühlte sich unaussprechlich glücklich in dem Gedanken, die heimlich Geliebte mit dem Eifer eines jätlichen Vaters so auszubilden, daß sie einst, mit der Fülle des geistigen Reichthums geschmückt, im strahlenden Glanze der schönsten Tugenden hervor trete aus ihrem kindlichen Stilleben, und durch die Schätze ihres Geistes und Herzens seine Wahl rechtfertige

und seine Tage mit immer frischen Blüthen des süßesten Glückes umfränze. Oft, wenn liebliches Blumengewinde, das Louise Morgens um ihre reichen Locken geschlungen, noch in den Perlen des Frühthaus schimmerte, sah Holm schon im Geiste den strahlenden Glanz von Juwelen, mit welchen er sie einst als Braut schmücken wollte, auf ihrer blendend weißen Stirne glänzen. So wie Louise ihm mit der Hast kindlicher Freude entgegen flog, wenn er am Abende eines auswärt's dahin gebrachten Tages von der Jagd, oder einem Besuche benachbarter Edelleute, oder von einem Geschäftsritte in die Forsten, zu seinen Eisenhämmern, zu seinen fernen Meierhöfen, heimkehrte; wenn sie ihm ihre frisch aufgeblühten Blumen, ihre vollendete Zeichnung, ihre begonnenen Stickereien brachte, und mit kindlicher Liebe und Dankbarkeit Alles, was sie gethan und gedacht, auf ihn bezog, so wollte auch er einst sein reichbewegtes Leben als Schmuck zu den Füßen

des holden Wesens niederlegen, von welchem er sich geliebt glaubte.

Aber noch ahnte Louise nicht, was Liebe sey; ihr ganzes Gefühl schlummerte noch als Anekye in ihrer zarten Brust; sie kannte noch kein anderes Glück, als das Umberschwärmen im Parke und Garten, und kein anderes Sehnen, als nach ihren Blumen und nach den bunten Schmetterlingen, und nach dem freundlichen Gefese mit der Nachtigall, dem Schwane und dem seltenen Geflügel, die auf dem krystallreinen See traulich umher schwammen und sich eilig dem Ufer naheten, wenn Louise mit dem gefüllten Körbchen heran hüpfte, um ihren Gespielen Futter zu streuen.

Louisen's Anmuth und unschuldsvolle zärtliche Hinnegung erhöhten in Holms freundlicher Brust den süßen Wahn, von ihr geliebt zu werden, in welche er sich immer tiefer hineinträumte. Er ließ die innere Stimme nicht laut werden, die ihn mahnte,
 Louis

Louisen eine andere, mehr für das Äußere und die Wechselgestaltungen des Lebens sich eignende Erziehung zu geben, sie hinaus zu führen aus ihrer klösterlichen Stille in die Welt, damit sie sich selbst klar, und mit den verschiedenartigen Formen und Anklängen eines ihr noch fremden Seyns allmählig vertraut werde. Mit ängstlicher Sorgfalt bewachte er die Einsame, zitternd bei dem Gedanken, daß Louisens Kenntniß der Welt seiner so süß geträumten Zukunft gefährlich werden möchte.

In seiner bangen Brust kämpfte der Drang, sich an ihrer Seite in die tiefste Einsamkeit zurückzuziehen, wo kein feindliches Geschick das Höchste seines Lebens ihm entreißen könne, mit der stolzen Idee, das reizende Mädchen als die schönste und lieblichste der Frauen, als die glänzende Gattin des reichen und hoch angesehenen Freiherrn von Helm in den geselligen Kreisen der feinen Welt, ja selbst in den prunkvollen Sa-

II. 15

lons des Hofes bewundert und gefeiert zu sehen.

Sonst in allen seinen Entschlüssen und Handlungen rasch entschlossen, ein kräftiger, mächtig durchgreifender Mann, ward er hier schwankend und keines gediegenen Entschlusses fähig; nur das Eine war ihm klar, daß er Louise mit aller Kraft seiner Seele liebe. Nachdem er lange unentschlossen gekämpft hatte mit dem Entschlusse, einst an Louisons Hand dem Glanze der Welt oder dem Dunkel der Einsamkeit sein Leben hinzugeben, bestimmte er sich endlich dahin, Louise noch ferner in der gewohnten Einsamkeit leben zu lassen, und nur alle seine Sorge und Bärtlichkeit der Verführung ihrer Einsamkeit zu weihen, auf daß sein Bild immer tiefer sich tauche in ihre unschuldige, ahnungslose Seele, und dieses Bild ihr immer angenehmer und unentbehrlicher werde.

Schon war Louise ihrem zwanzigsten Lebensjahre nahe, schon zählte Holm die

Tage, welche noch zwischen ihm und der Stunde seines höchsten Glücks wie eine sich immer mehr schließende Kluft lagen, als er plötzlich aus seinen Träumen zu einer, ihm jetzt recht feindlich erscheinenden Wirklichkeit aufgeregt wurde. Der Landesherr, nur dem Wohle seiner Unterthanen lebend, wollte die Edelsten und Verständigsten seines Reichs um sich versammeln, auf daß er ihren Rath erhole, wie man den Gebrechen des Staats Abhülfe thun könne. Der Freiherr von Holm wurde seiner Kenntnisse und Rechtlichkeit willen, auch darum, weil er unter den Begüterten eine sehr ansehnliche Stelle behauptete, zur Berathung an den Hof berufen. Holm konnte und wollte nicht sich dieser so ehrenvollen und gewichtigen Auforderung entziehen. Wohl wissend, daß seine Abwesenheit mehrere Monate dauere, und seit seinem Aufenthalte zu Hohenstein zum ersten Mal auf so lange Zeit sich entfernend, noch dazu von dem Wesen seiner

heißesten Liebe, schied er mit tiefer Wehmuth, mit unverkennbarem Schmerze, und doch lächelte sein Auge unter den Thränen des heißen Schmerzes im tiefgefühlten Entzücken, denn Louise war untödtlich über seine Abreise, und die Leiden der Geliebten gaben ihm den beglückenden Wahn, eben so innig geliebt zu werden, wie er liebte, und Louises zitterndes Umfassen, und ihre Thränen und ihre Tammertöne waren für den Scheidenden der süßeste Honig, der den Bittermuth der Trennung milderte.

Volle vier Monate hatte Holm in der Hauptstadt zugebracht und aus der Menge von Geschäften die Überzeugung geschöpft, daß noch eben so viel Zeit dahin gehen werde, bis die Angelegenheit des Landes geschlichtet und die Rückkehr nach Hohenstein

ihm vergönnt sey. Der Last der Geschäfte fast erliegend, genoß er die einzige Erheiterung, die ihm Louisen's Briefe gewährten. In ihnen wehte der Geist der reinsten Kindesliebe, der glühenden Sehnsucht nach des Pflegevaters Nähe.

Holm war ganz glücklich, denn jedes Wort in Louisen's Briefen war seinem Wahne nur die volle Ergießung glühender Liebe. Auch er enthüllte ihr in seinen Briefen immer mehr die Geheimnisse seines Innersten, und schon hatte er eines Abends die Feder ergriffen, um Louise zu sagen, wie unendlich er sie liebe, und daß die erste Handlung seiner Rückkehr zu ihr sey, sie aus ihrem Stillleben an den Traualtar zu führen, als der Verwalter von Hohenstein auf schweißbedecktem Pferde durch die Straßen der Hauptstadt sprengte und seinem Gebieter die schreckvolle Kunde brachte, daß Louise schon seit zwei Tagen vermißt werde, daß sie, wie man zu vermuthen gegründete

Veranlassung habe, mit Gewalt entführt worden sey, da man im Eichenwäldchen am See, nicht ferne von der Landstraße, ihr Umschlagtuch zerrissen gefunden habe.

Von diesem Augenblicke an war Holm keines andern Gedankens mehr fähig, als dessen, Louisen aufzusuchen und sie ihrem Entführer zu entreißen. Noch in dieser Nacht verließ er mit Postpferden die Hauptstadt, nachdem er den Präsidenten der Berathungskommission in einigen Zeilen von seiner unerläßlichen Abreise benachrichtigt hatte.

Monate, rastlose Mühe, opferreiche Versuche und große Summen hatte Oberst Holm auf seinen Irrfahrten nach Louisen verloren, ohne auch nur die mindeste Spur von der, wie durch Zaubermacht jedem forschenden Auge Entrückten gefunden zu haben.

Liebe und Sehnsucht würden Holm noch
 Jahrelang umher getrieben haben, hätte nicht
 die Stimme der Vernunft mit kräftigem Ein-
 drucke ihn ermahnet, zurück zu kehren zur
 Übung seiner Pflichten als Vater und Herr
 so vieler Unterthanen, mit reger Betriebsam-
 keit seinem Berufe zu genügen, und über
 Louisen's Schicksal Gott und der Alles ent-
 scheidenden Zeit zu vertrauen.

In wehmüthiger Stimmung, der süßen
 Vergangenheit und seiner einstigen Hoffnung
 auf eine noch süßere Zukunft gedenkend, saß
 Holm eines Abends, vielleicht schon ein Jahr
 nach Louisen's Verschwinden, am Fuße seines
 Schloßberges unter einem blühenden Flieder-
 strauche. Ein hochbepackter Reisewagen, mit
 vier Postpferden bespannt, zwei Jäger auf
 dem Boche, lenkte von der Landstraße ab,
 und auf dem Fahrwege nach dem Schlosse.
 Langsam rollte der Wagen an Holm vorüber,
 der mit einer unangenehmen Empfindung ei-
 nem Besuche entgegen sah, dessen Geräusch

und Ansoderungen dem Trauernden nur unwillkommen seyn konnten. In ungünstiger Stimmung einen flüchtigen Blick in das Innere des Wagens werfend, wollte er sich so eben von seinem Ruheplatze erheben, um den Vorschriften des Anstandes gegen den Gast zu genügen, als aus dem Wagen ein Halt dem Postillion zugerufen, schnell die Wagenthüre aufgerissen wurde, und der Reisende mit offenem Arm auf Holm zueilte. Holm wurde mit ungestümen Feuer umarmt, mit Schmeichelworten begrüßt und von dem Fremden aufs neue umfaßt, bis er endlich in diesem seinen Bruder Ferdinand erkannte. In dem hohlen Auge, den fahlen, von einem schnell vergeudeten Leben tief durchfurchten Bügen, und in der abgemagerten, schwankenden Gestalt den Bruder wieder zu erkennen, war ihm mit Mühe gelungen, denn vor seinem innern Auge schwebte nur immer das anziehende Bild des jungen, schönen, in der Fülle der Gesundheit und Kraft blühenden

Mannes, so wie Ferdinand gewesen; als die Brüder aus dem Leben und Walten des Krieges in die ruhigen Verhältnisse des Friedens und der bürgerlichen Hausordnung getreten waren.

Ferdinands Erscheinen auf Hohenstein wurde für Holm von Tag zu Tag angenehmer und seinem Innern wohlthuender. Ferdinands unumwundenes Geständniß seiner unverzeihlichen Verirrungen, und wie er auf langwierigem Krankenlager seine Blicke nach Innen gewandt und mit Abscheu sich selbst erkannt, dann im Gefühle der Scham und Reue seine Güter verkauft und den Entschloß gefaßt habe, die Rotte seiner verderblichen Gesellschaft zu fliehen, zu dem tugendhaften Bruder zu ziehen, und wieder gut und fromm zu werden wie einst. — Dieses Geständniß rührte den weichen, zartfühlenden Holm auf das Innigste. Er liebte nun seinen Ferdinand noch inniger, als er ihn je geliebt, sorgte für die Erheiterung, für die Pflege des Krän-

felnden mit der unächsigsten Aufmerksamkeit und vergaß Louisen, an welche ihn die Erinnerung sonst bei jedem Schritte als die treueste Gefährtin begleitete, jetzt schon viele Stunden, die er der Sorge um seinen Ferdinand weihete, und mit ihm über die Tage ihrer Kindheit und ihrer Feldzüge in frohen Rückblicken auf die kräftigste, regeste Zeit eines stürmischbewegten und freundlich lächelnden Lebens traulich verplauderte.

Ferdinand, um mehr denn zehn Jahre jünger als sein Bruder, mit einer schönen Gestalt sehr anziehende Gesichtszüge vereinend, rasch in allen seinen Bewegungen, lebensfroh, voll Wis, der aber oft in heißenden ausartete, gewandt im Umgange und vertraut mit dem Tone der seinen Welt, hatte durch seinen Aufenthalt zu Hohenstein, wo ein fried-

lich = heiteres, eben so von Sorge als Aus-
 schweifungen entferntes Leben waltete, und
 die reinste Lust dem Gemüthe wie dem Kör-
 per belebende Kraft zuströmte, die Fülle der
 Gesundheit wieder gewonnen, die ihn einst
 mit all ihrem rothigen Schmucke umblühte.
 Diese Blüthen gaben seinem Bruder von Tag
 zu Tag mehr Erheiterung, denn er durfte
 mit voller Zuversicht der Erfüllung seines
 liebsten Wunsches, Ferdinand an der Hand
 einer reizenden, an Geist und Gemüth reich
 begabten Gattin wandeln zu sehen, sich im-
 mer mehr nähern. Tiefgebeugt in so man-
 cher Stunde gewaltsam eingreifender Erin-
 nerungen durch tiefe Wehmuth über Louis-
 sen's Verlust, fand er nur Linderung seines
 Grames in dem freundlichen Gedanken, Fer-
 dinand nie mehr von sich zu lassen, ihm die
 Güter zu übergeben, und immer ausgeföh-
 nter zu werden mit dem Leben durch die Ge-
 nüsse ungetrübter Tage im treuvereinten Um-
 gange mit dem geliebten Bruder und dessen

Gattin; und im liebevollen Balken unter den kleinen unschuldigen Wesen, die einst aus diesem Vereine hervor sprießen werden. Seit langer Zeit erschien er nun wieder auf den umliegenden Schlössern, um seinen Bruder mit den schönsten und edelsten der Töchter des Gaues in Annäherung zu bringen, auf daß es einer gelingen möge, Ferdinands Herz zu erschließen den Gefühlen einer dauernden Liebe, und ihn durch die Wahl einer Lebensgefährtin beglückt zu wissen.

Ferdinand hatte mit seinem Bruder alle Edelsitze im Umkreise besucht, und wieder besucht, ohne daß sein Herz in Bewegung gerieth, bis er Emma, die Tochter der verwittweten Generalin von Lindensfeld sah, deren Mutter sich vor Kurzem ein herrliches Landgut in der Nähe von Hohenstein erkaufte, und die Residenz auf immer verlassen hatte, um in der Stille des Landlebens ihre Tage hinzubringen. Emma, erst im siebzehnten Frühlinge ihres blüthevollen Da-

seynß, hatte durch Schönheit und Anmuth Ferdinands schlummernde Gefühle zu einem Leben voll heißer Wünsche aufgeregt, er dachte nicht an das große Vermögen, daß ihr, der reichsten Erbin im Herzogthume, einst werde, er sah nur das reizende Wesen, in diesem das Höchste seiner Empfindungen und Sehnsucht; und seine Brust war kaum kräftig genug, das Entzücken zu fassen, als Emma das Geständniß seiner Liebe mit süßem Erröthen hörte und erwiderte. Die Mutter segnete den Bund der Liebenden, und mit Thränen einer lange nicht gefühlten Wonne drückte Holm den überglücklichen Ferdinand an die trunkne Brust.

Die Vermählung sollte in Hohenstein mit einer Pracht gefeiert werden, wie sie dem Range und dem Reichtume des Freiz

herrn von Holm anständig war. Nur noch einige Tage waren bis zur Erscheinung dieser Feierlichkeit, wozu der Adel in naher und weiter Entfernung von Hohenstein gebeten war.

An einem dieser Tage hatte sich Ferdinand schon zur frühen Morgenstunde auf seines Bruders flüchtigsten Renner geworfen, um bei den ferne wohnenden Jägern noch so Manches der Anstalten zu einer großen Jagd zu schlichten, welche die Feste schließen sollte, die für die Gäste angeordnet waren. Gleich nach seinem Abritte schloß sich Holm in sein Kabinet, um den fürstlichen Schmuck in Bereitschaft zu bringen, welchen er in aller Stille für die reichende Schwägerin besorgt und erst Tags vorher aus der Hauptstadt erhalten hatte. Er wurde in seinem Geschäfte durch das Pochen des Kammerdieners gestört, der dringend um Einlaß bat. Holm öffnete die Thüre des Kabinetts, und er sah zu seinem Befremden

an der Seite des Kammerdieners einen Mönch, mit Schweiß und Staub bedeckt.

„Die Wichtigkeit des Auftrages, mit welchem ich vor Euer Gnaden erscheine“ — sprach der Mönch mit gedämpfter Stimme, nachdem er durch einen Wink dem Kammerdiener Entfernung bedeutet und die Thüre sorgfältig verschlossen hatte — „wird meine Zudringlichkeit entschuldigen. Der Abt des Klosters Georgenau, mein hochwürdiger Oberer, entrichtet durch mich Euer Gnaden seinen ehrfurchtsvollsten Gruß, mit der inständigen Bitte, sich unverzüglich und in größter Eile nach dem Kloster zu begeben, indem ein Fremder, der gestern zur Morgenstunde in unserm Kloster angekommen, mit dem hochwürdigen Abte eine sehr langwährende Unterredung gehabt und nach selber gebeichtet hatte, seit dieser Nacht in eine todtgefährliche Krankheit versiel und seiner Auflösung recht bald entgegen sieht, aber nicht ruhig das Irdische verlassen könnte,

ohne dem Obersten, Freiherrn von Holm, ein Geheimniß entdeckt zu haben, welches für Hochselben von der allergrößten Wichtigkeit sey. — Der hochwürdige Abt ist mit der Wichtigkeit dieses Geheimnisses vertraut, und hat mich daher gesandt, Euer Gnaden um Beschleunigung ihrer Fahrt nach dem Kloster auf das Beweglichste zu bitten, jedoch sey es eine gewichtige Anforderung der Umstände, die Veranlassung und das Ziel dieser Fahrt vor Ihrer Umgebung geheim zu halten!“ — Der Mönch schwieg. Holm machte einen Gang durch das Zimmer, reichte dem Mönche ein Glas Wein und befahl dem herbeigerufenen Kammerdiener, die leichteste Chaise mit den flüchtigsten Pferden bespannen zu lassen. Im scharfen Trabe ging es dem Kloster zu.

An der Pforte wurde der Freiherr von Holm von dem Abt empfangen und durch eine lange gewölbte Halle in ein kleines Gemach geführt. Auf weichem Lager, zu dessen

Haupt

Häupten ein Mönch betete, ruhte der Fremde in welchem, ohngeachtet seiner Blässe und entstellten Züge, Holm den ehemaligen Leibjäger seines Bruders erkannte. Ein Schauder durchzitterte ihn beim Anblicke dieses Menschen, dessen Wildheit und Tücke ihn stets verletzten, und eine grauenvolle Ahnung sagte ihm, daß eine furchtbare Kunde seiner harre. Holm wurde von dem Abte und dem Mönche mit dem Jäger allein gelassen, der nun die Hände faltete, und aus der todtmatten Brust die Worte hervor stöhnte: „Nun will ich gerne sterben, und Gott wird dem großen Sünder gnädig seyn, da ich noch am Rande des Grabes vermag, mein Verbrechen zu bekennen, und mit dem aufrichtigsten Bekenntnisse und der tiefsten Reue aus dieser Welt zu gehen!“ Er winkte den Oberst an seine Seite und erzählte, oft von dem Weinen des Schmerzes und der Bereuung, oft von Schwäche und Mangel an Athem unterbrochen, in weitläufiger Rede,

II.

was folgende Zeilen in gedrängter Kürze mittheilen:

Schon in jener Zeit, als Holm und sein Bruder aus dem Militär-Verbande traten, galt die Meinung als Gewissheit, daß Oberst Holm sich nie vermählen werde. Ferdinand, viel jünger als sein Bruder, dabei mit einer Fülle von Kraft und Gesundheit ausgestattet, deren sich Holm bei seinen vielen Wunden und oft eintretenden Leiden an Brustschwäche, Folge eines todgefährlichen Sturzes mit dem Pferde, nicht erfreuen durfte, sah sich schon als den frühen Erben der reichen Besitzungen seines Bruders. Auf diese Erbschaft hin vergeubete er nun das eigne, sehr bedeutende Vermögen durch Schwelgerei und die theuersten Genüsse. Heuchler umgaben ihn und erhielten mit verblicher Besonnenheit den Sinnlichen in unausgebrochener Betäubung, auf daß ihm nicht klar werde, wie er Gesundheit und Habe

durch ein rasches, der Berührung sich annäherndes Leben von sich schleuderte.

Ferdinand begann seines unregelmäßigen Lebens mahnende Zeichen zu fühlen; er tobte vor Ingrimm, als er durch seine Randschaffter, die von Zeit zu Zeit Holm umlauern mußten, die überraschende Kunde erhielt, daß der gehasste Bruder seiner frühern Adversarier bereits ledig und zum frischen kraftvollen Mann geworden sey; er zitterte vor Wuth, als er aus geprüfem Munde hörte, daß Holm ein reizendes Mädchen erziehe und immer mehr die Gewißheit sich gestalte, in diesem Mädchen bald seine Gattin zu sehen. Der Gefahr, durch diese Vermählung allen seinen begründeten Hoffnungen auf des Bruders höchst bedeutendes Vermögen für immer entrisßen zu werden, rasch und vernichtend entgegen zu treten, war des Habgüchtigen erster Gedanke. Robert, sein Leibjäger, der geheime Vertraute so mancher Lichtscheu-

That, das kaltherzige gewissenlose Organ der frevelhaftesten Wünsche seines Gebieters, wurde zur geheimen Berathung gerufen. Mit dem höllischen Lächeln der schwärzlichen Bosheit rieth der Vertraute zu Louisens Ermordung; dem Morde widersetzte sich Ferdinand, nicht aus Gefühl des Mitleids, der Menschlichkeit, sondern aus Einnlichkeit, denn er hatte auch selbst seine gefühllossten Gundschafter Louisens erblühende Reize mit solcher Begeisterung rühmen gehört, daß er fest entschlossen war, die wilde Flamme seiner Begierden in den weichen Armen der Reizenden zu fühlen. Ferdinand und Robert kamen darin überein, Louisen zu rauben. Schon in dieser Stunde wurden mit ebenso kluger Umsicht, als in der geheimsten Stille, alle Vorbereitungen getroffen, Ferdinands Beute von dem fernen Hohenstein nach seinem Schlosse zu schaffen, ohne daß Jemand im Stande sey, den Räuber Louisens zu ahnen.

Holms Abreise in die Hauptstadt zur Berathung über die Angelegenheiten des Landes erleichterte die schwierige Zellbringung des Verbrechens. Louise ging täglich an schönen Abenden in den Eichenhain am Fuße des Schloßberges, um in der kleinen Kapelle zu beten, welche in der Mitte des Haines lag, von dichtem Gebüsch umschlossen. Am Eingange der Kapelle betete ein Mann, in Pilgerkleidung, das Gesicht tief zur Erde gebeugt. Reife, um die Andacht des Frommen nicht zu stören, ging Louise an dem Betenden vorüber in das Innere des stillen Gethetehäuschens, und ließ sich auf ihre Knie nieder. Sie hörte schleichende Tritte, sie sah auf, und den Pilger neben sich. Freundlich wollte sie ihm eine Gabe reichen, da slog ihr ein breites, dichtverhüllendes Tuch über Mund und Auge, eine rauhe Stimme drohte ihr qualvollen Tod bei dem mindesten Versuche eines Widerstandes. Von kräftigen Armen umschlungen wurde sie aus der Kapelle ge-

tragen; ohnmächtig lag die Unglückliche an der feindlichen Brust ihres Räubers.

Es würde eine Reihe von Blättern in Anspruch nehmen, wenn ich die klugen und umsichtigen Anstalten ausführlich darstellen wollte, durch welche Louise von der Kapelle hinweg nach dem einige Tagereisen entfernten Gute Ferdinands gebracht wurde, ohne daß, ohngeachtet die Pferde öfters gewechselt, auch von Zeit zu Zeit Ruhestunden gehalten wurden, diese gewaltsame Entführung die Aufmerksamkeit fremder Leute erregte und irgend eine Spur des Raubes den regen Nachforschungen verrathend sich aufthat.

In mittlernächtlicher Stille kamen Ferdinand und Robert mit ihrem Opfer zu Falkenberg, Ferdinands Pracht- und raumvollem Schlosse, so unbemerkt an, daß keiner der Dorfbewohner und Niemand von der Dienerschaft die Rückkehr des Gebieters gewahrte, dessen Abwesenheit um so weniger einen Stoff zu Bemerkungen bot, als man

schon gewohnt war, ihn oft volle Wochen hindurch auf den benachbarten Edelsitzen bei Schmaus und Jagd zu wissen. Nur einer der Bewohner von Falkenberg, Roberts Bruder, der Kastellan des Schlosses, zugleich auch Ferdinands Vertrauter, wußte um die Verbrechen und konnte um so weniger von dem Mitwissen ausgeschlossen werden, da seine dienstliche Stellung und seine rastlose, immer lauernde Geschäftigkeit seine Einwirkung in das Geheimniß und sein reges Mitwirken unerläßlich machten. In mäßiger Entfernung von dem Schlosse, am künstlich versteckten Eingange in eine kleine Felsenschlucht, von welcher ein unterirdischer Gang in die tiefsten Gewölbe des Schlosses führte, harrete der Kastellan schon zwei Nächte hindurch der Rückkehrenden. Jetzt ertönte durch das tiefe Schweigen der Nacht schon aus weiter Entfernung das Rasseln eines Wagens, der, von der Straße ablenkend, mit beflügelter Eile an die Felsenschlucht heran-

rollte, und aus dessen Innern der verummte Ferdinand die aus Schrecken, Angst und durch die betäubende Schnelle und die angreifenden Einflüsse der ununterbrochenen Reise bis zur Bewußtlosigkeit ermattete Louise in des Kastellans Arme trug.

Als Louise ihrer Sinne, und der Erinnerung an die jüngste grauenvolle Vergangenheit, und der Beschauung ihres gegenwärtigen Zustandes wieder mächtig war, fand sie sich in einem hohen, raumvollen Gewölbe auf weichem Lager; ein vielarmiger, mit Wachskerzen besetzter Leuchter hing von der Mitte der Decke herab, und das weit ausströmende, die Tageshelle fast beschämende Flammenmeer ließ ihr die orientalische Pracht entgegen schimmern, womit dieses Gewölbe überreich geschmückt war. Es schien, als habe aufmerksame Beobachtung dem Augenblicke entgegen geharret, wo Louise aus ihrer Bewußtlosigkeit und dem tiefen Schlafe, in den sie gleich bei dem lange entbehrten

Genusse des Ausruhens auf weichem Lager verfiel, wieder ins Leben zurückkehrte. Robert, nun der abschreckenden Vermummung ledig, trat mit Erfrischungen ein, wovon Louise nicht eher genoß, bis er ihr auf das Feierlichste betheuert hatte, daß keine Gefahr sie bedrohe, und daß ihre Entführung aus Hohenstein, so sehr auch diese den Schein eines frevelhaften Unternehmens habe, doch nur geschehen sey, um ihr ein wohl nicht zu ahnendes Glück zu bereiten.

Zu dunkel war Louisen das Räthsel dieser Betheuerung; sie würde es nicht gelöst haben, wäre nicht, gleich nach Roberts Entfernung, Ferdinand in sorgfältig gewähltem Anzuge erschienen und hätte ihr geradezu erklärt, daß nur die heißeste, schon lange in seiner treuen Brust durch ihre Reize und ihre Anmuth und Sittigkeit angefachte Liebe ihn zu dem verwegenen Entschlusse hingetrieben habe, sie zu entführen und auf sein Schloß zu

bringen, um ihr seine Hand und seine Reichthümer zu bieten.

Nur durch Entführung habe ihm die Möglichkeit werden können, sich zum höchsten, schönsten Ziele seiner Wünsche aufzuschwingen, da er volle Gewißheit habe, daß ihr Pfleger vater, der Freiherr von Palm, sie zu seiner Gattin erkoren und den Tag der Vermählung bereits im Geheimen anberaumt habe.

Monate waren dahin gegangen, bis Louise einwilligte, Ferdinands Gattin zu werden. Ein tiefer Abscheu gegen ihren Räuber hatte anfangs das sanfte, fromme Gemüth bis zum Uebermasse erfüllt; nach und nach gelang es Ferdinands jählichem Flehen, seinem ehrfurchtsvollen, nur die reinste Tugend und die reinsten Empfindungen heuschelnden Betragen, der Schönheit seiner Gestalt, der Blüthe seiner Züge, denen er durch künstliche Schminke die rothige Farbe unentweichter Tugend zu geben wußte, der Macht seiner Beredsamkeit und seinen hei-

ligsten Schwüren, jeden ihrer Tage in ei-
 nen Festtag des süßesten Glücks umzuwan-
 deln, diesen Abscheu aus ihrem Innern zu
 bannen, und durch die feinsten Künste der
 Verstellung Louisens Vertrauen und Liebe
 zu gewinnen. Selbst darüber, daß er sie,
 gleich einer Gefangenen, noch immer in die-
 sen unterirdischen Hallen sorgfältig verwahrte,
 und nicht die, an deren Hand er als Gatte
 wandeln wollte, aus dem Dunkel ihrer Ver-
 borgtheit hinaus führte in das freundliche
 Licht ihres neuen Lebens, in das schöne
 Reich ihres künftigen Glücks, wußte er
 Louisens ernste, ahnungsvolle Besorgnisse
 und ihre Unruhe zu beschwichtigen durch das
 klug ersonnene, mit aller Macht der Täu-
 schung ausgestattete Märchen, daß graus-
 same Unverwandten ihn durch ihren zu mäch-
 tigen Einfluß hindern würden, Louisens
 Gatte zu werden, wenn seine Wünsche und
 Entschlüsse noch vor geschehener Vermählung
 mit Louisen zur öffentlichen Kunde gelang-

ten, daß aber das feindliche Widerstreben gegen seine Vermählung mit einer Andern, als die er aus den Händen dieser eigensüchtigen, herzlosen Verwandten zur Lebensgefährtin empfangen solle, gänzlich vernichtet sey, wenn die priesterliche Weihe des heiligsten Bundes unter dem dichten Schleier des tiefsten Geheimnisses ertheilt werde, und er dann aus diesen nächtlichen Hallen zum schönsten Lichte seines reichbeglückten Lebens empor steige an der Hand der ihn Angestraften.

Die Unglückliche reichte dem bethörenden Bösewichte die engelreine Hand zum ewigen Bunde, den ein ergrauter Mönch von ehrwürdigem Ansehen an einem kleinen Altare, welchen Ferdinand und Robert mit geschäftiger Hand bereitet und glänzend geschmückt hatten, mit aller Heiligkeit seines Amtes und mit tiefer Rührung segnete. Unter dem Namen eines Herrn von Stolling wurde Ferdinand mit Louisen getraut. Ein Mann,

prachtvoll gekleidet, auf der hoch gewölbten Brust einen glimmernden Stern, war der einzige Zeuge der Trauung; er wurde Louisen von Ferdinand als sein Oheim, Graf von Ledon vorgestellt, der allein die feindlichen Gesinnungen der übrigen Verwandten nicht theilte. Und mit väterlicher Liebe dem Glücke seines Nissen zugezogen sey. —

Louisen's angenehme Hoffnung, wenn auch nicht gleich nach der Trauung, doch schon am nächsten Tage aus der unangenehmen Verborgenheit in das helle Leben zu treten, und sich da zu sehen, wo sie als Gattin walten sollte, und wieder einzusaugen in die reine, lebensfrohe Brust die frische Luft des Himmels und wieder zu wandeln unter den Menschen, denen allen die Engelgute ein Herz voll Milde und Liebe entgegen trug, sollte noch für einige Zeit unerfüllt bleiben; da, gerade zur Stunde der Trauung, eine krankelnde Tante, Ferdinands reichste Anverwandte, aus der Residenz auf Falkenberg an-

gekommen war, um nach der Arzte Versicherung, Milderung der Leiden, denen sie schon längere Zeit durch ein gefährliches Brustübel erliege, in dem Einathmen reiner Landluft zu finden. Doch schon einige Stunden nach ihrer Ankunft, ohne Zweifel durch die nachtheilige Erschütterung des Fahrens, hatte die Krankheit solch einen gefährlichen Charakter angenommen, daß der durch reitenden Boten aus den nächsten Städtchen herbeigerufene Arzt die nahe Auflösung der Kranken erkannte. So erzählte Ferdinand Leuiffen, und die weiche, gefühlvolle Freundin aller Leidenden betrübte sich tief bei dieser Mittheilung und gelobte mit ungebeugelter Ergebung, gerne noch recht lange Zeit in der Einsamkeit ihres unterirdischen Aufenthalts zu weilen, wenn nur die arme Tante wieder genesen. Aber die Tante konnte nicht sterben und nicht genesen, und Ferdinand machte seiner jungen Gattin solch eine reizende Schilderung von den Reichtümern dieser Tante, deren einziger

Erbe er werde, daß die Gutmüthige selbst, den bescheidenen Wunsch, in der bergenden Dunkelheit der Nacht am Arme des Gatten im Freien zu wandeln, nicht wieder in Anregung brachte, da, wie Ferdinand behauptete, sehr leicht ein verrätherischer Beobachter ihre nächtlichen Gänge erspähen und sie zur Kunde der Tante bringen könnte, die dann durch die ihr eigne, alles erlauernde Forschungsgabe den Schleier dieses glücklichen Geheimnisses lüften, und durch Entziehung ihres Vermögens seine schönsten Erwartungen vernichten würde.

Und so hatte Louise wieder Monate ihres jugendlichen, sehnuchtvollen Lebens in der einsörmigen Stille ihrer Abgeschlossenheit dahingeschleppt, denn Ferdinand, der sich sonst, unerläßlicher Geschäfte halber, täglich nur für die Dauer weniger Stunden von ihr trennte, begann jetzt, sich in ihrer Gesellschaft seltner zu machen; ja es schwanden Tage und Nächte, an welchen sie den so

heiß Geliebten schmerzlich vermählte. Kehrete er dann wieder zur Trauernden zurück, so waren Besuche aus der Nachbarschaft, denen er sich des Anstandes halber nicht entziehen durfte, oder Beforgung wichtiger Angelegenheiten auf einer seiner ferne gelegenen Besitzungen, oder qualvolle Nächte, am Krankenbette der Tante hingebracht, die unangenehmen Opfer, die er den Verhältnissen darbringen, und dadurch längerer Trennung von seiner angebeteten Louise sich hingeben mußte. Die Tauschbare glaubte so gerne, was Ferdinand sagte; sie war überglücklich, die süßen Töne seiner Stimme zu hören, und den Mann zu umfassen, der das Ideal aller ihrer Wünsche und Empfindungen war; sie ahnte nicht, daß die frische Blüthe ihrer Reize dem Lustlinge nicht mehr anziehend war, der, durch ein Leben voll Ausschweifungen entnervt, nur in den Umarmungen der rohesten, schamlosesten Gemeinheit neuen Reiz fand.

Wochen waren hingegangen, ohne daß Louise den Gatten bei sich gesehen. Robert, der für ihre Pflege und Bequemlichkeit zu sorgen hatte und, seit jüngster Zeit, sein Amt mit einem Eifer und einer bis zur herzlichsten Rührung gesteigerten Theilnahme, wie bisher noch nicht geschehen, verwaltete, erschöpfte sich in den regesten Bemühungen, Louisons einsamen Aufenthalt durch manche erheiternde Überraschung zu verschönern, worunter besonders sein Bemühen, ihr interessante Lectüre zu verschaffen, den Nachtschisch mit den feinsten Früchten zu schmücken und manche Stunde durch Erzählungen aus den Zeiten seiner kriegerischen Jüge und bestandener Abenteuer schnell dahin gehen zu machen, sich vorzüglich hervor that. Es gelang ihm auch, Louisons qualvolle Unruhe über Ferdinands so lange Entfernung durch die sinnreichste Erfindung höchst wichtiger Veranlassungen zu verschweigen; doch nur immer für kürzere Dauer, denn ihre Seele wurde von.

immer trübem; inhaltreichern Ahnungen umschattet, und es tauchte so manche Stunde auf, die Louise's Innerstes zum schmerzlichen Andenken an die so glücklich genoßene Vergangenheit hinriß, und ihre Gegenwart mit den Dornenkränzen vorwurfsvoller Beschauung der innersten Tiefe umschloß.

Da trat eines Morgens Robert in die Halle, mit leichenblassem Gesichte, mit Spuren von Thränen auf der braunen Wange, sichtbar zitternd, und das lautsprechende Gepräge der heftigsten Gemüthsbewegung in Blick und Haltung. Erschrocken über das entstellende Aussehen des liebgewordenen Dieners und von herzlichster Theilnahme das sanfte Herz durchstossen, eilte die Beängstigte auf ihn zu, faßte seine raube Hand und fragte ihn mit bezaubernder Milde, was ihm Widriges geschehen, was sein Inneres so schmerzlich verletzete. Da ward sein Erzittern zur rüttelnden Fieberkälte, und ein Strom von Thränen entflürzte seinen Augen, und er warf sich

vor Louise auf die Kniee und schrie mit dem
 Schreie des wildesten Schmerzes und des
 Wahnsinnes der Verzweiflung: „O Du Wes-
 sen voll himmlischer Milde und Barmherzige-
 keit, Du reiner Engel, wende ab Dein from-
 mes Auge von dem entsetzlichen Sünder, der
 ein ~~höllisches Werkzeug~~ des schändlichsten
 Betruges war, mit welchem eine höllische
 Bosheit Dein Verderben bereitete; wende ab
 Dein heiliges Auge von dem verabscheuungs-
 würdigen Verbrecher, auf dessen schwarzer
 Seele die schwersten Verbrechen lasten, und
 der seine grauenvollen Thaten damit krönte,
 gewissenlos ein eifriger Genosse des lasterhaf-
 ten Unternehmens zu seyn, welches Dein Herz
 zur Beute des schrecklichsten Schmerzes und
 nie weichender Leiden gemacht hat. Ich bin
 ein Scheusal, das nicht werth ist, unter
 Gottes Sonne zu wandeln, ich vermag nie
 den Himmel und die Welt mit mir zu ver-
 söhnen; aber daß ich jetzt reuig zu Deinen
 Füßen liege, und mit bereuender Seele be-

kenne und alles Mögliche anbieten werde, was zur Linderung Deiner Leiden zu führen vermag, das wird ein Tropfen des Trostes und der Seelenerquickung seyn, der in das übervolle Maaß meiner Verzweiflung wohlthugend träufelte. Fasse alle Stärke Deines frommen, gottvertrauenden Gemüthes mit Kraft zusammen, Du entsetzlich Betrogene, damit nicht das Gefühl Deines Elends das edelste Herz breche, und es unter dem gewaltigen Drucke zerfleischenden Grams zu schlagen aufhöre!"

Louise bebt zurück; die Gestalt des Knieenden mit dem widerrollenden Auge und der Todtenfarbe und den gräßlich verzerrten Gesichtszügen war so grauenvoll und seine Rede ihr so dunkel und verworren, daß sie in Robert einen Wahnsinnigen zu sehen befürchtete und seine Nähe ihr von Natur furchtbares Herz in der allerheftigsten Angst erzittern machte. Schreiend floh sie in den fernsten Winkel des Gewölbes, aber Ruhe

und Besonnenheit kehrten immer mehr zurück) als Robert seine Arme nach ihr ausstreckte, und seine heulende Stimme zum sanftesten Flehen ward, und der Blick des wildrollenden Auges unter einem Strome von Thränen sich milderte. Noch konnte sie nicht fassen, was den alten Mann zu ihrem Thron niedergeworfen, und was der Sinn seiner eigenen Anklage sey, aber sie hatte den Muth, sich ihm zu nähern, seine Hand zu fassen und ihn recht herzlich zu bitten, für seine Gesundheit zu sorgen, welche ihr von einem heftigen Fieber zerrüttet scheine.

Robert erhob sich von den Knien, führte Louise an ihr Ruhebett, lagerte sich zu den Füßen der Stannenden und flehte sie an, mit christlicher Standhaftigkeit und Ergebung den höllischen Betrug zu vernehmen, der mit grausamer Bosheit an ihr geübt wurde.

Und aus Roberts Munde hörte nun Louise die entsetzliche Wahrheit, daß ihr an-

geblicher Gatte nicht ein Herr von Stolling, sondern der Baron Ferdinand von Holm sey, der sie geraubt habe, um seinen edlen Bruder, den Freiherrn Holm auf Hohenstein, an der Verwählung mit ihr zu hindern, und sich so das reiche Erbe zu sichern; daß die Trauung in diesem Gewölbe nur eine höchst frevelhafte Poffe gewesen, indem der Kastellan des Schlosses, Robert's Bruder, die Rolle des Priesters, er selbst aber in der täuschendsten Verkleidung die des Zeugen gespielt, daß Ferdinand, von einer Schaar ungestümer Gläubiger bedrängt, dieses Schloß, wie auch seine andern Besitzungen verkauft, aber noch vor seinem Abzuge ihm und dem Kastellan den Auftrag, durch eine volle Goldbörse unterstützt, ertheilt habe, Louisen in einem Becher Wein einen höchst betäubenden Schlaftrunk zu reichen, sie im Zustande der Bewußtlosigkeit mit dem ärmlichsten Anzuge einer Landdiene zu bekleiden, bei Nacht über die nahe Grenze tief in einen Wald zu

schaffen und dort ihrem Schicksale zu überlassen.

Daß Robert's Weib, ihm erst vor Kurzem angetrauet, eine sehr tugendhafte, gottesfürchtige Person und ihres Ehemannes verbrecherische Umtriebe nicht ahnend, durch Zufall die wohlverwahrte Goldkammer gefunden, mittelst Schmeicheleien die Quelle dieser reichen Schenkung entdeckt; dann durch Thronen und die Macht hinreißender Beredsamkeit Robert's Gewissen aus tiefem Schlafe gerüttelt, und sein Herz dem Erbarmen mit der Unglücklichen, dem Gefühle für Reue und Buße beseeligend erschlossen habe, war das Ende dieser überraschenden Mittheilung, welches aber Louise nicht mehr zu hören vermochte, da schon die Hälfte der Erzählung genügend war, der Unglücklichen das Bewußtseyn zu rauben.

Mit kräftigen Armen umschlang Robert die Ohnmächtige und trug sie aus dem Gewölbe nach seinem Häuschen, das er erst seit

seiner Verheirathung bewohnte. Was Er-
 fahrung und die gütlichste Sorgfalt für
 Louisens Wiederbelebung thun konnten, darin
 erschöpften sich Robert und sein Weib. Erst
 nach langer Zeit gelang es ihnen, aber
 Louisens Zustand schien ihnen so gefährlich,
 daß Robert sich auf ein Pferd warf, und
 mit verhängten Zügeln nach ärztlicher Hilfe
 flog. Der Arzt blieb einen Tag und eine
 Nacht an Louisens Lager und eröffnete dann,
 mit einer schönen Thräne gefühlvoller Theil-
 nahme im Auge, dem ängstlich laufenden
 Robert, daß der Wahnsinn seine grauens-
 vollen Schwingen über die Unglückliche aus-
 gebreitet, und der Schmerz über den allers-
 grausamsten Betrug das weiche Herz zu sehr
 zerrissen habe, um der Hoffnung auf Gene-
 sung sich hingeben zu dürfen.

Da faßte Robert rasch und unerschüt-
 terlich den Entschluß, nach Hebenstein zu
 eilen, und dem Oberst die jammervolle Lage
 seiner geliebten Louise und seines Bruders

unmenschliche That zu entdecken. Er kaufte das flüchtigste Ross im Dorfe und sprengte gegen Hohenstein. Seine Begierde, schnell dahin zu gelangen, ließ ihn die Vorsicht ver-
 geßen, von der Kraft und Flüchtigkeit seines muthigen Pferdes nicht das Unmögliche zu fordern. Noch ferne vom Ziele, stürzte es todt unter dem rasenden Reiter zu Boden. Zu Fuß eilte Robert fort, von Dorf zu Dorf, ohne ein Pferd zu finden, da die Bewohner dieser Dörfer arme Leute waren, die ihren kleinen Feldbau mit Ochsen betrie-
 ben. Robert, in seinem redlichen Eifer die Anstrengungen ungewohnter, zu sehr be-
 schleunigter Fußreise nicht achtend, und sei-
 nem, durch jugendliches Tollleben und be-
 reits schon hohes Alter geschwächten Körper zu viele Kraft zutrauend, gönnte sich nur die höchst nöthige Ruhe, ging die Nächte hindurch, wo er das Unglück hatte, in der Dunkelheit von der Straße abzuirren und, vom Schweiß triefend, bis an die Brust

in einem Sumpfe zu versinken; erreichte mit Erschöpfung seiner letzten Kräfte das Kloster Georgenau und sank bewußtlos in die Arme des öffnenden Pförtners.

Die Wärme des weichen Lagers, wohin er von den menschenfreundlichen Mönchen schnell gebracht wurde, und die verständige Behandlung des Klosterarztes, machten zwar bald Roberts Sinne rückkehren, doch fühlte er recht wohl, daß sein Ende nicht mehr ferne sey. Er ließ den Abt zu sich bitten, bekannte in ausführlicher, strengwahrer Beichte jede seiner frühern Verirrungen und verbrecherischen Thaten und schloß das offenherzige Bekenntniß mit ausführlicher Erzählung des unmenschlichen Betruges, welcher von Ferdinand und ihm an der unglücklichen Louise verübt wurde.

Was Robert dem Abte entdeckt und daß er auf die treue Wahrheit seiner Gesandnisse die letzte Wegzehrung empfangen, hatte nun der reuevolle Sünder dem Oberst,

Freiherrn von Holm, bekannt. — Schon einige Augenblicke nach vollendetem Gesändnisse hatte er aufgehört zu seyn. —

Holm mußte alle seine Mannheit und alle Kraft seines hohen Geistes sammeln, um dem Schmerze über das schauderhafte Unglück seiner Louise, das Wesen seiner einzigen, seiner tugendhaftesten Liebe nicht zu erliegen. Sein erster Gedanke war, nach Falkenberg zu eilen. In seinem Namen schrieb der Abt einige Zeilen an den Schlossverwalter von Hohenstein, die selbst die Abwesenheit seines Gebieters auf unbestimmte Zeit ankündigten. Holms rückkehrender Kutscher nahm das Billet mit. Über die Veranlassung zu Holms Abwesenheit von Hohenstein ward das strengste Stillschweigen beobachtet. Holm fuhr mit den Pferden des Abts nach der nächsten Station, und von da mit Extrapost nach Falkenberg.

Er fand Louise nicht mehr unter den

Lebenden. Martha, Roberts Weib, leitete
den Wankenden auf Louisens blumenbes-
kränzt's Grab.

Emma war mit ihrer Mutter nach He-
henstein gefahren, von ängstlicher Besorgniß
gequält, und sehnſüchtig sichern Nachrichten
über den Bruder ihres Verlobten entgegen-
sehend, der seit Wochen schmerzlich vermißt
wurde. So eben kehrte Ferdinand von der
Jagd zurück. Emma eilte ihm entgegen
und im eifrigen Gespräche über Holm ge-
gen sie Hand in Hand langsam dem Schloß
zu. Eine Postchaise rasselte durch die Th-
wölbung. Holm fuhr auf den Hof. In
einem Freudengeschrei flog Emma an
Schloß, mit erkünsteltem Jubel folgte
Ferdinand. Der Ruf der Freude verstummt
bei Holms Anblick. Ein dem Grabe

Niegener wankte ihnen entgegen, auf einen gewichtvollen Stock gestützt und mit Mühe sich daher schleppend. Emma, von Holms Todtenblässe und Schwäche aufs innigste erschüttert, faßte mit Thränen und lieblosen Worten Holms Arm, um ihn auf dem Gange nach dem Schlosse zu unterstützen. Sanft wies er die freundliche Hülfe zurück; mit einem entsetzlichen Blicke starrte er in Ferdinands Auge, der, vom erwachten Gewissen furchtbar erfaßt, vor diesem Blicke erbleichte und erzitterte. Mit furchtbarem Schweigen wies Holm auf die angstvoll blickende Emma, holte Athem aus der Tiefe der wunden Brust und sprach mit dumpfer Stimme, als ertöne sie aus Grabeshöhle, zu dem geisterbleichen Ferdinand: „Wißt Du auch diese morden, Mörder meiner Louise!“

Laut aufschreiend bedeckte Emma die Augen mit beiden Händen, als fürchte sie, der Ermordeten blutige Gestalt tauche vor

II.

ihren Blicke auf. Zermalmend bis in das Tiefste des Innern, als hätte des Welttrichters strafende Hand in sein Leben gegriffen, wankte Ferdinand zurück, mit scheuem Blicke nach dem furchtbaren Bruder schielend. Es herrschte eine gräßliche Stille. Jetzt trat Holm, kraftvoll und rüstig, als hätte Louis sein Geist neuer ~~Wille~~ über ihn ausgegossen, mit schauerlich langsamen Schritte dicht an Ferdinand und herrschte ihn mit dem Blicke der tiefsten Verachtung zu: „Fort, in diesem Augenblicke fort, denn deine Nähe ist ergregend. Wie aus den Augen, du entsetzlicher Bösewicht, du verächtlicher Schurke!“

Das Gefühl der Entehrung vor Emma, vor den Schlossleuten, die sich zum neugierigen Lauschen an den Wagen gedrängt, war in Ferdinands schwarzer, rachfüchtiger Seele mächtiger und hinreißender, als das Bewußtsein der Schuld, als der Sinn für Reue und Versöhnung. Wuthschnaubend riß er die Büchse von der Schulter, legte sie

auf den Bruder an und freischte mit mord-
 lustigem Blicke: „Widerrufe, schändlicher
 Verleumder, oder ich schieße dich nieder.“ —
 „Mörder meiner Louise, ehrloser Schurke!“
 — sprach Holm mit weit schallender Stimme.
 Die Büchse knallte; kaum drei Schritte von
 der Mündung der Büchse entfernt, stand
 Holm; das Murren der Wuth und des furcht-
 bar rüttelnden Gewissens machten Ferdinand
 das nahe Ziel fehlen. — „Also noch einen
 Mord!“ schrie Holm, seiner nicht mehr
 mächtig, und führte mit Bligesschnelle und
 riesiger Kraft einen furchtbaren Hieb nach
 Ferdinand. Die Kraft des Schlages und die
 Wucht des Stockes hatten Ferdinands Kopf
 gerschmettert. In den Zuckungen des Todes
 stürzte er röchelnd zu seines Bruders Füßen
 nieder, ein Sühnopfer der, durch ihn er-
 mordeten Louise.

Das Entsetzen lähmte jede Zunge und
 jede Bewegung. Mit scheuen Blicken, mit
 einem tiefen Athemzuge blickte Holm auf die

Leiche. Das starre Eis des Todes im erloschenen Blicke des Getödteten hatte die Gluth des Hasses, der Rache in Holms stürmisch wogender Brust gekühlt, und die bleiche Lippe, die der Tod versiegelte, klagte ihn mit furchtbarer Beredsamkeit des Brudermordes an. —

„Ich habe genug gelebt!“ — stöhnte Holm. Seine Knie brachen; entseelt sank er in die Arme seiner Leute.

In Einem Grabe ruhen die Brüder. Friede ihrer Asche! —

